18

# Euphorion

## Zeitschrift für Litteraturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

41778
6/6/98.

Vierter Band

Jahrgang 1897.

Leipzig und Wien
k. u. k. Hofbuchdruckerei und Verlagshandlung
Carl Fromme
1897.

Alle Rechte vorbehalten.

PN
4
E8
Bd.4

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

# Inhalt.


Seite

Fischart-Studien. Von Adolf Hauffen. III. Der Malleus maleficarum und Bodins Démonomanie . . . . . 1. 251
Benedikt von Watt. Von Theodor Hampe . . . . . 16
Zur Entstehungsgeschichte von Lessings Laokoon. Von J. R. Asmus . . . . 38
Die Quellen des Julius von Tarent. Von Friederike Fricke . . . . . 49
Über Goethes Gebrauch abgebogener, vorangehender oder nachtretender Participien. Von Heinrich Düntzer . . . . . 55
Ein Livianisches Motiv in Kleists „Prinz von Homburg". Von Johannes Niejahr . . . . . 61
Nicolaus Lenaus „Savonarola". Von Eduard Castle. III. Komposition. IV. Aufnahme und Beurteilung . . . . . 66
Gustav Freytag als Privatdocent. Von Erich Schmidt . . . . . 91
Die innere Form. Von Jakob Minor . . . . . 205
Stichreim und Dreireim bei Hans Sachs. Von Jakob Minor. II—V. Mit Beiträgen von Karl Drescher, Adolf Hauffen, M. H. Jellinek und Karl Kraus, Albert Leitzmann, Franz Muncker und M. Rachel . . . . . 210
Tobias Fleischer. Von Leonhard Neubaur . . . . . 262
Kritische Untersuchungen zu Goethes Faust. Von Johannes Niejahr.
I. Älteste Gestalt . . . . . 272
II. Das Fragment . . . . . 489
Goethes Faust und Agrippa von Nettesheim. Von Anton Reichl . . . . . 287
Goethe und Diderot: Ueber Schauspieler und die Kunst des Schauspielers. Von E. A. Eggert . . . . . 301
Ein Antixenion. Mitgeteilt von Woldemar Freiherrn von Biedermann . . . 317
G. Reinbeck als Vorbild von W. Hauff. Von Ernst Müller . . . . . 319
Lenaus Gedicht Anna. Mit Benutzung von Reinhold Köhlers Kollektaneen von Johannes Bolte . . . . . 323
Zur „Inneren Form". Von Richard M. Meyer . . . . . 445
Zur dramatischen Behandlung der Griseldissage. Von Wolfgang von Wurzbach 447
Der blinde Landsknecht-Dichter Jörg Graff und sein Aufenthalt in Nürnberg (1517—1542). Von Theodor Hampe . . . . . 457
Anhang: Auszüge aus den im königlichen Kreisarchiv Nürnberg bewahrten Ratsprotokollen . . . . . 469
Neue Beiträge zur Geschichte des fünffüßigen Jambus. Von Rudolf Schlösser.
1. Reimlose Jamben von 1664 . . . . . 473
2. Löwens Übersetzungen von Voltaires „Mahomet" und „Scythen" . 476
Zu einer Fabel Willamovs. Von Daniel Jacoby . . . . . 483
Günther und Bürger. Von Richard M. Meyer . . . . . 485
Zu Schillers Demetrius. Von Albert Leitzmann.
I. Die Quellen . . . . . 509
II. Zur Textkritik . . . . . 528
III. Bemerkungen zu Kettners Einleitung . . . . . 533

Seite

Zu Heinrich von Kleist. Von Georg Minde-Pouet.
I. Kleists Dienstzeit . . . . . 537
II. Mord aus Liebe . . . . . 539
III. Zur Marquise von O . . . . . 542
Zu Goethes „Neugriechisch-epirotischen Heldenliedern". Von Robert F. Arnold 545
Ueber die Briefe der Julie von Bondeli an Sophie von La Roche. Von Robert Hassencamp . . . . . 579
Widersprüche in Kunstdichtungen und höhere Kritik an sich. Von Max Hermann Jellinek und Carl Kraus . . . . . 691
Einige Bemerkungen zur Methode der Litteraturgeschichte. Mit besonderer Berücksichtigung der „Penthesilea". Von Hubert Roetteken . . . . . 718
Erwiderung. Von Johannes Niejahr . . . . . 755
Die Dichtung vom Bruder Rausch. Von Heinrich Anz . . . . . 756
Nachtrag . . . . . 769
Johann Huttich (1487—1544). Mitteilung von F. W. E. Roth . . . . . 772
Niederländische Theateraufführungen in Altona 1684. Von Arthur Richter . 789
Zu Goethes Liederbuch „Annette". Von Albert Leitzmann . . . . . 794
I. Entstehung, Chronologie, Lesarten . . . . . 795
II. Ausländische Quellen . . . . . 800
III. Beziehungen zu Schiebeler, Zachariae, Gerstenberg . . . . . 801
Claurens Einfluß auf Hauff. Von Günther Koch . . . . . 804

## Miscellen.

Zu Schillers Anthologie. Von Rudolf Krauß . . . . . 98
Zu Arnim. Von Montague Jacobs . . . . . 100
Ein Spottlied auf die Calvinisten. Von Theodor Distel . . . . . 102
Amor und Tod. Von J. Minor . . . . . 333
Zu Hoffmannswaldau. Von J. Minor . . . . . 337
Schiller und Egmonds letztes Schreiben an Philipp. Von Theodor Distel . . 337
Zur Geschichte der Tellsage . . . . . 548
Fidibus. Runda. Von M. Rubensohn . . . . . 548
Nachträge zu J. G. Zimmermann. Von Rudolf Ischer . . . . . 550
Zu Goethes Mignon. Von Richard Maria Werner . . . . . 558
Ein Heinesches Plagiat. Von Anton Englert . . . . . 558
Miscellanea zu Goethe und Hackert. Mitgeteilt von Heinrich Stümcke . . . 812

## Recensionen und Referate.

(Mit Einschluß der in der Bibliographie besprochenen Werke.)

Altenkrüger, Friedrich Nicolais Jugendschriften (Richard Rosenbaum) . . 349
Angelus Silesius, Cherubinischer Wandersmann. Herausgegeben von Georg Ellinger (Karl Ott) . . . . . 112
Arnold R. F., Karl Immermann . . . . . 201
Bäck, Spinozas erste Einwirkungen auf Deutschland (Hugo Spitzer) . . . . 827
Bahlmann, Die Jesuitendramen der niederrheinischen Ordensprovinz . . . 180
Bartels, Die deutsche Dichtung der Gegenwart . . . . . 605
Bauer, Tiroler Kriegslieder aus den Jahren 1796 und 1797 . . . . . 605
Baumgartner, Geschichte der Weltlitteratur. 1. Lieferung . . . . . 603
Berger, Die Entwicklung von Schillers Ästhetik (Hugo Spitzer) . . . . 114
Bernays, Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Erster Band. (Albert Köster) . . . . . 566

Seite
Bienemann-Freiburg, Dorpater Sängerbünde 1812—1816 . . . . . 651
Bock, Aus einer kleinen Universitätsstadt . . . . . 631
Briefwechsel des Ministers und Burggrafen von Marienburg Th. von Schön mit Pertz und Droysen. Herausgegeben von Rühl (O. Weber) . . . 635
Brugier, Abriß der Geschichte der deutschen Nationallitteratur . . . . . 651
Chamisso, Fortunati Glückäckel und Wunschhütlein. Herausgegeben von Koßmann (Oskar F. Walzel) . . . . . 132
Collin, Goethes Faust in seiner ältesten Gestalt (Johannes Niejahr) . . 586
Devrient, Johann Friedrich Schönemann und seine Schauspielergesellschaft (Rudolf Schlösser) . . . . . 343
Duhr, Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu . . . . . 647
Düntzer, Karl August und Ottokar Lorenz (Eugen Guglia) . . . . . 591
Ehrlich, Goethe und Schiller, ihr Leben und ihre Werke. 1 Lieferung . . . 662
Ellinger, Friedrich Nicolais Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften (Richard Rosenbaum) . . . . . 349
Elster, Prinzipien der Litteraturgeschichte. Band I (Richard M. Meyer) . . 814
Ernst, Neue Beiträge zu Heinrich Leutholds Dichterporträt . . . . . 684
Farinelli, Grillparzer und Raimund . . . . . 678
Fäßler, Drei Essays . . . . . 622
Francke, Social forces in German Literature (R. M. Meyer) . . . . 560
Friedlaender, Gedichte von Goethe in Kompositionen seiner Zeitgenossen . 662
Fritz, Der Spieler im deutschen Drama des 18. Jahrhunderts . . . . . 607
Gebhardt, Wilhelm von Humboldt als Staatsmann (E. Guglia) . . . . 633
Geibel, Gedichte. Aus dem Nachlaß . . . . . 677
Geyer, Christoph Friedrich Rinck (Heinrich Funck) . . . . . 634
Glossy, Schubert-Ausstellung . . . . . 643
Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Auflage, 15. Heft . . . . . 178
Goethes Briefe. Band 19—21 . . . . . 666
Goethes Briefwechsel mit Antonie Brentano, herausgegeben von Jung (Oskar F. Walzel) . . . . . 670
Grimm H., Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte . . . . . 622
Gundlach, Italienische Lyrik seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart . . . . . 618
Haberlandt, Katalog des Museums für österreichische Volkskunde in Wien 657
Hahn, Geschichte der poetischen Litteratur der Deutschen. 13. Auflage . . . 604
Hartmann, Deutsche Meistersieder-Handschriften in Ungarn (Karl Drescher) . 107
Hauffen, Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde (Selbstanzeige) . 656
Haug, Aus dem Lavaterschen Kreise II (Heinrich Funck) . . . . . 672
Heigel, Geschichtliche Bilder und Skizzen . . . . . 627
Hodermann, Geschichte des Gothaischen Hoftheaters 1775—1779 (Rudolf Fürst) . . . . . 351
Hoffmanns Werke. Herausgegeben von B. Schweizer . . . . . 679
Hölderlins gesammelte Dichtungen, herausgegeben von Litzmann . . . . 670
Immermann. Eine Gedächtnisschrift zum 100. Geburtstage des Dichters. Mit Beiträgen von R. Fellner, J. Gefken, O. H. Gefken, R. M. Meyer, F. Schulteß . . . . . 200
Jaden, Theodor Körner und seine Braut (Reinhold Steig) . . . . . 367
Joachimsohn, Die humanistische Geschichtschreibung in Deutschland . . . 802
Koch siehe Vogt.
Kraus, Goethe in Böhmen (Joh. Krejči) . . . . . 663
Krejči, Ueber die Einheitlichkeit von Goethes Faust (F. Spina) . . . . . 669
Krumbach und Sieber, Geschichte und Kritik der deutschen Schullesebücher (F. Ullsperger) . . . . . 597

Seite
Laube, Volkstümliche Überlieferungen aus Teplitz und Umgebung . . . . 190
Linz, Friedrich der Große und Voltaire . . . . . 629
Loebell, Der Anti-Necker J. H. Mercks und der Minister Fr. K. von Moser 197
Lothar, Kritische Studien zur Psychologie der Litteratur . . . . . 602
Lyon, J. A. Eberhards synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 15. Auflage . . . . . 659
Margelik, Ausgewählte Gedichte (Robert F. Arnold) . . . . . 828
Matuszewski, Das Zauberwesen und der Mediumismus (Witold Barewicz) 379
Meyer Chr., Österreich und die Aufklärung des 18. Jahrhunderts . . . . 181
Meyer Chr., Ausgewählte Selbstbiographien aus dem 15. bis 18. Jahrhundert . . . . . 628
Minde-Pouet, Heinrich von Kleist. Seine Sprache und sein Stil (O. F. Walzel) . . . . . 680
Mogk, Kelten und Nordgermanen . . . . . 190
Murko, Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der slavischen Romantik. I. (Johann Krejči) . . . . . 607
Müller G. A., Aus Lavaters Brieftasche . . . . . 671
Muth R. von, Deutsche Dichtung in Österreich . . . . . 182
Naumann, Rom im Liede . . . . . 182
Neuberin, Ein deutsches Vorspiel, herausgegeben von A. Richter (Selbstanzeige) . . . . . 672
Petzet, Johann Peter Uz . . . . . 198
Pommer, Wegweiser durch die Litteratur des deutschen Volksliedes . . . . 654
Pommer, Über das älplerische Volkslied . . . . . 654
Portig, Schiller in seinem Verhältnis zur Freundschaft und Liebe (Emil Arleth) . . . . . 353
Raffalovich, Uranisme et unisexualité . . . . . 182
Reichl, Die Symmetrie im Aufbau von Bürgers Balladen und Romanzen 194
Riddershoff, Sophie von La Roche (Robert Hassencamp) . . . . . 577
Rohde, Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode (Reinhold Steig) . 358
Schiemann, Heinrich von Treitschkes Lehr- und Wanderjahre (Ottocar Weber) 594
Schillers Briefe, herausgegeben von Jonas. 7. Band . . . . . 673
Schillers Demetrius, herausgegeben von Kettner (Albert Leitzmann) . . . 509
Schipper, Grundriß der englischen Metrik . . . . . 600
Schmidt Julian, Geschichte der deutschen Litteratur. 5. Band (R. M. Meyer) 563
Schöchtner siehe Teuber.
Schönbach, Über Lesen und Bildung. 5. Auflage . . . . . 624
Schubart M., François de Théas Comte de Thorane Goethes Königslieutenant . . . . . 664
Schwering, Zur Geschichte des niederländischen und spanischen Dramas in Deutschland (Rudolf Schlösser) . . . . . 819
Sieber siehe Krumbach.
Siecke E., Über die Bedeutung der Grimmschen Märchen . . . . . 655
Stelzhamers mundartliche Dichtungen. Bearbeitet von R. Hanrieder und G. Weißenböck . . . . . 686
Stern, Das deutsche Epos des 17. Jahrhunderts . . . . . 193
Stiefel, Hans Sachs Forschungen (Karl Dreicher) . . . . . 107
Tarnowski, Über Schillers Dramen (Witold Barewicz) . . . . . 383
Teuber und Schöchtner, Unser Kaiserlied . . . . . 616
Tropsch, Flemings Verhältnis zur römischen Dichtung (J. Imelmann) . . 576
Uhland, Poems, selected and edited by W. T. Hewett . . . . . 687
Vogt und Koch, Geschichte der deutschen Litteratur. 1.—9. Heft . . . . . 604
Waiblingers Gedichte aus Italien, herausgegeben von Grisebach (Rudolf Krauß) . . . . . 378

Seite
Weber, Geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst (Hans Lambel) . . . 103
Wiener Beiträge zur englischen Philologie . . . . . 599
Winteler, Über Volkslied und Mundart . . . . . 655
Wolff E., Geschichte der deutschen Litteratur in der Gegenwart (R. M. Meyer) 145
Wukadinović, Prior in Deutschland (Ludwig Wyplel) . . . . . 338
Wülcker, Geschichte der englischen Litteratur . . . . . 179
Würth, Das Wortspiel bei Shakspere . . . . . 599
Zarncke, Goetheschriften . . . . . 665
Zimmermann, F. W. Zachariae in Braunschweig (Richard Rosenbaum) . 673
Zipper, Zacharias Werner und die Familien Grocholski und Cholonievski 687

Schriften zum Hans Sachs-Jubiläum III. Schluß. (Karl Drescher) . 107
Bericht über neuere litterarhistorische Arbeiten in polnischer Sprache (Witold Barewicz) . . . . . 379
Bericht über die während der Jahre 1895—1896 in Amerika veröffentlichten Aufsätze über deutsche Litteratur (Max Poll) . . . . . 387
Litteraturbericht aus Tirol III. (S. M. Prem) . . . . . 601

Bibliographie. Mit Unterstützung von Johannes Bolte, Heinrich Funck, Eugen Guglia, Adolf Hauffen, Julius Jung, Johann Krejči, Albert Leitzmann, R. M. Meyer, Richard Rosenbaum, Nicolaus Scheidt, C. Senil, Franz Spina, M. von Waldberg, Oscar F. Walzel, Ottocar Weber und R. Willy bearbeitet von August Sauer.
1. Zeitschriften . . . . . 148. 392
2. Bücher . . . . . 178. 603
Nachrichten . . . . . 203. 437. 687. 829
Gesellschaft für deutsche Litteratur (R. Rosenbaum) . . . 203. 436. 688

## Nekrologe.

J. W. Appell. Von Jakob Baechtold . . . . . 437
Jacob Bernays (Albert Köster) . . . . . 573
Ludwig Hirzel (Ferdinand Vetter) . . . . . 830
Sophie Großherzogin von Sachsen, gestorben am 23. März 1897 . . . . 441

Erklärungen . . . . . 439
Berichtigungen . . . . . 147. 689. 833

Register (Franz Spina) . . . . . 834

Zu diesem Bande erschien

## Ergänzungsheft.

(In der Reihe der Ergänzungshefte das dritte.)

### Inhalt.

Briefe und Gedichte aus dem Kreise der fruchtbringenden Gesellschaft. Mitgeteilt von Anton Chrousť . . . . . 1
Aus dem Briefwechsel Sigmund von Birkens und Georg Neumarks 1656 bis 1669. Mitgeteilt von C. A. H. Burkhardt . . . . . 12

Seite

Poetische Staatsunterredung. Mitgeteilt von Max Rubensohn . . . . . 55
Mitteilungen aus Wielands Jünglingsalter. Von Bernhard Seuffert. Die Anbahnung mit Bodmer. Datierung der Oden. Ungedruckte Stücke aus der Züricher Zeit . . . . . 63
Nachlese zu Bürger.
I. Von Carl Schüddekopf . . . . . 101
A. Bürger an Boie . . . . . 102
B. Briefe an Dieterich 1—18 . . . . . 103
C. Briefe an Verschiedene . . . . . 121
II. Von Karl Nutzhorn . . . . . 131
1. Ein Brief Bürgers an Friederike Mackenthun in Hannover . 132
2. Sechs Briefe Bürgers an Friederike Mackenthun . . . . . 136
3. Ein Brief Bürgers an seine Tochter Marianne . . . . . 146
4. Glückwunsch Bürgers zum elften Geburtstage seiner Tochter Friederike Marianne, 15. März 1789 . . . . . 147
Neue Beiträge zur Charakteristik Lavaters und Jung-Stillings. Von S. M. Prem . . . . . 148
Sieben ungedruckte Briefe Jean Pauls. Mitgeteilt von Paul Nerrlich . . . 158
Briefe von und über Uhland. Mitgeteilt von Rudolf Krauß . . . . . 163
Christoph Kuffners Gespräche mit Beethoven. Nach dem Originalmanuskripte mitgeteilt von Alfr. Chr. Kalischer . . . . . 169
Briefe Gutzkows an Georg Büchner und dessen Braut. Mitgeteilt von Charles Andler . . . . . 181
Zur Entstehungsgeschichte der „Amaranth".
I. Ein Brief von Oscar von Redwitz an Gustav Schwab. Mitgeteilt von Otto Gmelin . . . . . 194
II. Drei Briefe von Redwitz an Schwab. Mitgeteilt von Adolf Wilhelm Ernst . . . . . 197
Findlinge.
I. Ein Brief Wielands an W. D. Sulzer. Mitgeteilt von Richard Batka, mit Anmerkungen versehen von Bernhard Seuffert . . 203
II. Ein Brief Leisings an Lichtenberg. Mitgeteilt von Albert Leitzmann 207
III. Ein ungedruckter Brief Schillers. Mitgeteilt von Wilhelm Lang . 209
IV. Ein Brief von Ludwig Tieck aus Jena vom 6. Dezember 1799. Mitgeteilt von Gotthold Klee . . . . . 211
V. Karl Schurz an Gustav Schwab. Mitgeteilt von Otto Gmelin . . 216
VI. Ein Brief Grillparzers. Aus der Stiftsbibliothek von Heiligenkreuz mitgeteilt von Fr. Tezelin Halusa O. Cist., mit Anmerkungen versehen von August Sauer . . . . . 217
Miscelle. Von Emil Horner . . . . . 219

# Fischart-Studien.

Von Adolf Hauffen in Prag.[1]

## III.

### Der Malleus maleficarum und Bodins Démonomanie.

Über den Anteil Fischarts an der Hexenlitteratur der Zeit sind seine Biographen in der Regel mit wenigen Worten hinweggegangen. Es ist auch die unerquicklichste Seite seiner schriftstellerischen Thätigkeit und außerdem in der That nur eine verhältnismäßig unwichtige, durch äußere Umstände bedingte Episode darin, so daß man in großen Zügen ein vollständiges Bild seines Wirkens zeichnen kann, ohne diesem Gegenstande eine eingehende Aufmerksamkeit zu widmen. Übersehen darf man es freilich nicht. Auch seine Lobredner und Verteidiger werden nicht leugnen können, daß Fischart gleich vielen hervorragenden Zeitgenossen eine der entsetzlichsten und unsinnigsten Verirrungen der Menschheit, den Hexenwahn, völlig geteilt und mit Übereifer öffentlich vertreten hat. Doch nicht ihm, seiner ganzen an Widersprüchen, Seltsamkeiten und Schäden so reichen Mitwelt fällt diese Schuld zur Last.

Besson hat in seiner auf guter Sachkenntnis beruhenden und anregend geschriebenen Étude sur Jean Fischart 1889 (S. 241 bis 246) zuerst den betreffenden Publikationen Fischarts ein besonderes Kapitel gewidmet und hier Fischart möglichst entlastet mit dem Hinweis, daß dieser die Neuausgabe des Malleus und die Übersetzung der Démonomanie unternommen habe, um sich einem hohen Gönner zu einer Beamtenstelle zu empfehlen. Auch meint Besson, daß man gar nicht wissen könne, wie weit Fischart die Ansichten Bodins geteilt habe; aus kleinen Zusätzen und Randbemerkungen gehe viel-

[1]) Vgl. Euphorion 3, 363 ff., 705 ff.

mehr hervor, daß er wenigstens nicht an alle Ausführungen des Originals geglaubt habe. Einen entgegengesetzten Standpunkt nimmt Janssen ein, indem er, in der „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters", den eben erwähnten Schriften einen unverhältnismäßig großen Raum widmend, alle Verantwortung auf Fischarts Schultern lädt. In diesem vielgelesenen und bewunderten, doch auch vielgeschmähten Werke, aus dem man gerade seines besondern Standpunkts wegen so viel Neues lernt, zeigt sich das Parteiische der Darstellung (wenigstens in den litterargeschichtlichen Abschnitten) hauptsächlich in der ungerechten Raumvertheilung und im Verschweigen wichtiger Erscheinungen. Nicht jene litterarischen Erzeugnisse, die ihrer innern Bedeutung und ihrer geschichtlichen Wirkung wegen die größte Beachtung verdienen, sondern jene, die zur tendenziösen Verwertung die beste Gelegenheit bieten, werden von Janssen am breitesten behandelt. Dies zeigt sich deutlich in der Zeichnung von Fischarts schriftstellerischer Wirksamkeit.[1] Sein hervorragendstes Werk, die Geschichtklitterung, ist auf $1\frac{1}{2}$ Seiten abgethan, seine erfreulichsten Dichtungen, wie das glückhaft Schiff, auch das Ehezuchtbüchlein werden gar nicht erwähnt, seine unsympathischesten und im Zusammenhange seines ganzen Wirkens nebensächlichen Schriften hingegen werden ausführlich erörtert; so wird die niedrige „Wunderzeitung von der schwangeren Jüdin" zweimal mit größern Proben vorgeführt,[2] dem „Bienenkorb" ein eigenes Kapitel,[3] den Schriften zum Hexenwesen zwei Abschnitte von zusammen 9 Seiten gewidmet.[4]

Da die letzt erwähnten Schriften Fischarts von Janssen nicht mit den Originalen verglichen worden sind, da auch sonst auf diesem Gebiete manche Frage (namentlich bibliographischer Natur) ungelöst geblieben ist, versuche ich es im nachstehenden, Fischarts Anteil an der Hexenlitteratur zusammenhängend und möglichst abschließend zu behandeln.

Die Geschichte der Hexenverfolgungen und der mit ihr in Verbindung stehenden überreichen Entwicklung der Hexenlitteratur im 15. und 16. Jahrhundert ist aus verschiedenen zusammenfassenden Darstellungen bekannt.[5] Der aus dem heidnischen Dämonenglauben erwachsene Hexenwahn wurde im christlichen Mittelalter mit der Lehre

[1] 6, 240—252; 5, 335 ff., 370 ff., 507 ff.
[2] 5, 511 und 6, 243 f.
[3] 5, 335—341.
[4] 6, 246—252 und 8, 641 f.
[5] Soldan-Heppe, Geschichte der Hexenprozesse. 2 Bände 1880. — Janssen, a. a. O. 8, 494—694.

vom Teufel in Beziehung gebracht und immer üppiger ausgestaltet. Doch hören wir bis ins 13. Jahrhundert nichts von Hexenverfolgungen. Der Sachsenspiegel (1230) setzt für Zauberer die Todesstrafe fest und in der gleichen Zeit beginnen die päpstlichen Inquisitoren auch Hexen vor das Ketzergericht zu fordern. Eigentliche Hexenverbrennungen vor weltlichen Richtern sind in Deutschland und der Schweiz erst für das 15. Jahrhundert nachgewiesen. Die Bulle Summis desiderantes vom 5. Dezember 1484, in der Papst Innocenz VIII. das Hexenwesen als Ketzerei und Teufelswerk bezeichnet, seine in Deutschland wirkenden Inquisitoren, die Dominikaner Heinrich Institoris (Krämer) und Jakob Sprenger zu unerbittlichem Vorgehen gegen die Hexen, sowie den Bischof von Straßburg zur nachdrücklichen Förderung der genannten Ketzerrichter auffordert, hat nicht (was oft fälschlich angenommen wurde) die Hexenprozesse in Deutschland erst veranlaßt, doch jedenfalls die bereits in Gang befindliche Bewegung mächtig gefördert. Unsägliches Unheil aber veranlaßten die beiden Inquisitoren dadurch, daß sie nicht nur selbst in verschiedenen Teilen Deutschlands zahllose Frauen dem Feuertode überantworteten, sondern daß sie 1486 auch ein eigenes Werk, den Hexenhammer, abfaßten, um die Richter in dem angeblichen Wesen der Hexerei und in dem grausamsten Verfahren gegen die Hexen zu unterrichten. Dieses Werk erschien zuerst in Köln 1489 unter dem Titel: Malleus maleficarum in tres partes divisus, in quibus concurrentia ad maleficia, maleficiorum effectus, remedia adversus maleficia et modus denique procedendi ac puniendi maleficos abunde continetur, und erlebte bis 1520 mehrere Auflagen rasch hintereinander.[1])

Den Hauptanteil an der Abfassung hat Heinrich Institoris, der für den Malleus die Akten des von ihm geleiteten Innsbrucker Hexenprozesses von 1485 mit Erweiterungen und Änderungen verwendete.[2]) Auch im übrigen haben die Verfasser die Ergebnisse ihrer eigenen blutrünstigen Thätigkeit in das Werk aufgenommen, die Bekenntnisse der von ihnen gefolterten Hexen, allgemein verbreitete Sagen

[1]) Ich kenne folgende an der Prager Universitäts-Bibliothek befindliche Ausgaben, die untereinander im Text völlig gleich sind und alle den Titel Malleus maleficarum führen: 1. Nürnberg 1496 (MCCCCXCVI per Anthonium Koberger Nurẽbergẽ civem est impressus); 2. Köln 1511 (Impressum Colonie per me Henricum de Mussia Anno MCCCCCXI); 3. Nürnberg 1519 (Nurenbergae in officina Frederici Peypus); 4. Köln 1520 (Anno XX Coloniae excudebat Joannes Gymnicus). Soldan-Heppe (a. a. O. 2, S. 276, Anm.) nennt noch folgende Drucke: Köln und Nürnberg 1494, Köln 1496. Über die Ausgaben nach Fischart vgl. die Fortsetzung dieses Aufsatzes.

[2]) Vgl. Ammann in der Zeitschrift des Ferdinandeums. 3. Folge, Heft 34, S. 1—87.

und Legenden (darunter die albernsten Lügenmärchen) als historische Zeugnisse aufgeführt, sowie ältere Schriften, besonders Niders Formicarius und für die theologische Begründung des Dämonismus Augustinus und Thomas von Aquino benutzt. Das in barbarischem Latein geschriebene, an Widersprüchen, haarsträubendem Unsinn und gewaltsamen Beweisführungen überreiche Buch zeugt auf jeder Seite von der krausen Gelehrsamkeit, dem beschränkten Dünkel und der niedrigen Gesinnung der Verfasser.

Es zerfällt in drei Teile.[1] Im ersten Teile suchen die Verfasser die Wirklichkeit des Hexenwesens aus der heiligen Schrift, dem kanonischen und bürgerlichen Rechte nachzuweisen. Sie kommen zu dem Ergebnisse, daß es Zauberei und Hexerei gebe durch die Macht des Teufels und mit der Zulassung Gottes, und daß es Ketzerei sei, nicht daran zu glauben. Das Verbrechen der Zauberei sei größer, als der Fall der bösen Engel; der ungeheuren Verschuldung müsse darum die Größe der Strafe entsprechen. Im einzelnen ist in diesem Teile von der Natur und Rangordnung der bösen Geister, von den verschiedenen Kräften des Teufels u. s. w. die Rede. In dem 6. Abschnitt (Quaestio) wird die Frage aufgeworfen, warum bei dem weiblichen Geschlechte mehr Hexerei betroffen werde als beim männlichen. Die Antwort ist eine Beschimpfung des schwächern Geschlechts. Die Weiber seien leichtgläubig, geschwätzig, wollüstig, wankelmütig im Glauben an Gott, daher auch ihr Name (foemina a fe et minus, quia semper minorem habet et servat fidem). Dann werden aus der Bibel, aus der Geschichte und der Mythologie, aus antiken und modernen Schriftstellern eine Menge gegen die Frauen gerichteter Aussprüche und Anekdoten vorgebracht. Innerhalb der ausgedehnten weiberfeindlichen Litteratur des 16. Jahrhunderts ist dieses Kapitel von Wichtigkeit, weil es wiederholt, so von Weier, Lerchheimer, Bodin u. a. nachgeahmt und benutzt worden ist.

Der zweite Teil des Malleus giebt eine ausführliche Beschreibung des Hexen- und Zauberwesens und der kirchlichen Heilmittel dagegen. Als wichtigster Grundsatz wird hier (nach Nider) die Anschauung gelehrt, daß die Hexen den Gerichtspersonen, die wider sie Recht pflegen, nicht schaden können. Vom Bündnis und von der Buhlschaft mit dem Teufel, von den Hexenfahrten, von der Verwandlung der Menschen in Tiere, von der Verhexung der Zeugungskraft, vom Austreiben der Teufel ist ausführlich die Rede. Bemerkenswert ist es, daß die zahlreichen Sagen und Zaubergeschichten über das Vorgehen der Hexen, wie sie den Kühen die Milch entziehen,

[1] Eine ausführliche Inhaltsangabe findet sich u. a. bei Roskoff, Geschichte des Teufels 2, 226—292.

Hagel, Ungewitter und Krankheiten erzeugen können, ferner über die Mittel der Abwehr, wie man Hexen erkennen und unschädlich machen könne, genau mit den heute noch allenthalben in abgelegenern Orten verbreiteten abergläubischen Anschauungen übereinstimmen.

Der dritte Teil bildet einen Kriminalcodex, eine Unterweisung für die Richter, wie ein Hexenprozeß zu führen sei, mit weitläufigen Angaben über das Verhör, die Folterung und die Schöpfung des Urteils. Festgestellt wird, daß die Hexen und Zauberer als Ketzer in erster Linie vor das geistliche Gericht gehören, daß sie aber wegen des zeitlichen Schadens, den sie anrichten, auch vom weltlichen Richter zu bestrafen seien. Da es sich um Glaubenssachen handle, empfehle sich der Inquisitionsprozeß, d. h. Eröffnung der Untersuchung auf eine geheime Angabe oder das bloße Gerücht hin. Das Verfahren sei möglichst summarisch, ohne viel Formalitäten und Zeugenaussagen, in der Regel ohne eigentliche Verteidigung und ohne Berufung durchzuführen; die durch das eigene (in der Folter abzuringende) Geständnis der Schuld überwiesene Person sei dem weltlichen Arme zur Hinrichtung durch das Feuer zu überliefern. Bei der Verfolgung eines außerordentlich gefährlichen „Ausnahmsverbrechens", sei es Pflicht der Richter, die sonst üblichen gesetzlichen Formen und Vorschriften zu umgehen.

Dieses widersinnige Buch genoß nun bei den geistlichen und weltlichen Richtern des 16. und 17. Jahrhunderts unbestrittenes Ansehen und erlangte (nicht offiziell, doch in Wirklichkeit) entscheidende Gesetzeskraft. Es bot die Richtschnur für die zahllosen, jeder Gerechtigkeit, Milde und Vernunft hohnsprechenden Hexenprozesse; es wurde Vorbild und Quelle für die vielen in schneller Folge erscheinenden deutschen, lateinischen, französischen und anderssprachigen Werke über Hexen und Dämonen.

Denn mit dem Beginne des 16. Jahrhunderts brach nun eine bis dahin unerhörte Verfolgung der Hexen und Zauberer aus, die sich rasch wie über das ganze übrige Europa, so auch in gleicher Stärke über die katholischen und protestantischen Gebiete Deutschlands ausbreitete, bis zum dreißigjährigen Kriege immer grauenhafter heranwuchs, dann lange verschiedenen Schwankungen unterlag, um endlich im Laufe des 18. Jahrhunderts allmählich zu erlöschen. Erscheinungen verschiedener Art haben diese entsetzlichste Geistesepidemie so mächtig gefördert: der in der allgemeinen religiösen Aufregung zu blinder Angst gesteigerte Glaube an das leibhaftige Eingreifen des Teufels in das menschliche Dasein, ein wüster Dämonenglaube, der auch von den Führern der Reformationsbewegung geteilt wurde, ferner das neue inquisitorische Gerichtsverfahren, das auch von den weltlichen Richtern (nachdem sie schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts

die Hexenverfolgung den geistlichen Gerichten entrissen hatten, angenommen wurde, endlich die in der kampferfüllten Zeit gesteigerte Verwilderung der Gemüter, die Aufwühlung aller bösen Leidenschaften, die bei der neuen Erscheinung leicht ihre Befriedigung fanden, so die Rachsucht und Gehässigkeit der geheimen Angeber, die Geldgier und Mordlust einzelner Landesherren, Richter und Henker. Die ohnedies furchtbar strengen Bestimmungen des schon besprochenen „Hexenhammers" und der peinlichen Gerichtsordnung Karl V. (1532) wurden im Laufe der Zeiten immer mehr überboten durch die Verschärfung der Folter, durch eine immer regellosere und leichtsinnigere Beweisführung. Aus jedem Hexenprozeß erwuchsen hundert neue, weil jede Angeklagte gezwungen wurde, die Namen ihrer angeblichen Mitschuldigen und Mitwisser zu nennen. So fielen mehrere Millionen Menschen, darunter gewiß viele Schwarzkünstler und Giftmischer, Buhldirnen, Böses sinnende oder übende, von Selbsttäuschung, nervösen oder senilen Geistesstörungen befangene Frauen, doch auch zahllose unschuldige, blühende Personen, ja Kinder der gräßlichen Verfolgungswut zum Opfer.

Mit der Zunahme der Erscheinung wuchs auch die Litteratur über das Hexenwesen. Nun beschäftigten sich nicht nur (wie in früheren Zeiten) theologische Schriftsteller gelegentlich mit dem Dämonismus, sondern Gelehrte aller drei weltlichen Fakultäten, Mediziner, Juristen, Philosophen erörterten in eigenen Schriften das Wesen der Hexerei, die wiederholt ausdrücklich als eine in ihren Äußerungen neue Erscheinung bezeichnet wird, und empfahlen (in der innersten Überzeugung, ein gottgefälliges Werk zu thun) die gewaltsamsten Mittel zu ihrer Bekämpfung. Auch die erleuchtetsten und mildesten darunter waren so sehr Kinder ihrer Zeit, daß sie von der Wirklichkeit des Hexenwesens im allgemeinen überzeugt, höchstens die widersinnigsten Ausgeburten, wie Luftfahrten, Teufelsbuhlschaften u. a. nicht als thatsächliche Vorgänge, sondern als wüste Phantasien bezeichneten, die der Teufel seinen verwirrten Weibern vorspiegle. Nicht aus Gründen reiferer Erkenntnis, sondern aus Gründen der Menschlichkeit traten Einzelne für eine mildere Behandlung der ihrer Meinung nach vom bösen Geist verführten, bedauernswerten Hexen auf. Der Erste, der es wagte, öffentlich Hexen zu verteidigen, war Cornelius Agrippa von Nettesheim (1486—1535), der selbst der Magie zugeneigt, nach seinem Tode allgemein als Zauberer betrachtet wurde. Seinen Spuren folgte sein Schüler Johann Weier (1515—1588), Leibarzt des verständigen und gerechten Herzogs Wilhelm II. von Cleve, ein weitgereister, vielerfahrener Mann. Weier gab 1563 das Werk De praestigiis daemonum et incantationibus ac veneficiis heraus, worin er mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit das Hexenwesen bespricht,

viele angebliche Teufelskünste aus natürlichen Ursachen erklärt, die Roheit, Niedertracht und Ungesetzlichkeit des richterlichen Verfahrens gegen die Hexen beleuchtet, den Aberwitz der in der Folter erpreßten Bekenntnisse und die Unschuld der meisten Verurtheilten mit edlem Eifer aufzudecken sucht. Die Zauberer teilt Weier hier in drei Gruppen ein: die Schwarzkünstler, die ein Bündnis mit dem Teufel geschlossen haben und mit seiner Mitwirkung zaubern; die Hexen, zumeist ältere, schwachsinnige, vom Teufel mit allerlei Phantasie verblendete, in der That fast immer unschuldige Weiber, endlich Giftmischer und Übelthäter. Diese, sowie die Schwarzkünstler sollten mit dem Tode bestraft, die Hexen hingegen nur durch christliche Unterweisung gebessert werden. Dieses tapfere Werk, das rasch zahlreiche Auflagen, sowie Übersetzungen ins Deutsche und Französische erlebte,[1] fand die Billigung des Kaisers Ferdinand und mehrerer richterlicher Behörden, die auch eine Zeitlang ein milderes Verfahren anwandten, endlich die Zustimmung hervorragender Theologen, Juristen, Ärzte u. a. Mehrere von ihnen folgten mit verwandten Werken dem Beispiele Weiers, so Augustin Lercheimer (Witekind), Gödelmann, der Frankfurter Rechtsgelehrte Fichard, später Prätorius u. a.

Viel größer aber war die Zahl der Gegner Weiers: Lambert Danäus, Wilhelm Adolf Scribonius, Thomas Erast, Hermann Neuwaldt, Peter Binsfeld, Franz Agricola bekämpften ihn in Deutschland; sein leidenschaftlichster Feind aber erstand dem deutschen Arzte in Frankreich. Jean Bodin (1530—1596), der hervorragendste französische Staatsrechtslehrer seiner Zeit, war trotz seiner vielseitigen Gelehrsamkeit, trotz seiner humanen, für die gleichmäßige Duldung aller sittlichen und gottesfürchtigen Confessionen eintretenden Gesinnung[2] ein blindwütiger Anwalt erbarmungsloser Hexenverfolgungen und richtete gegen Weier sein 1580 veröffentlichtes Werk: De la demonomanie des sorciers. Für die allgemeine Anordnung, sowie

[1] 1564, 1566, 1568, 1577, 1583. Eine deutsche Übersetzung erschien 1565 von Joh. Fuglinus, 1567 von Weier selbst. (Vgl. Janssen 8, 559 mit weiteren Litteraturangaben.) Die Übersetzung des Fuglinus erschien 1586 „auffs neww vbersehen vnnd mit vielen heilsamen nützlichen stücken: Auch sonderlich hochdienlichen newen Zusätzen, so im Lateinischen nicht gelesen als im folgenden Blat zufinden, so der Bodinus mit gutem grundt nicht widerlegen kan, durchauß gemehrt vnd gebessert.“ Die Zusätze bestehen in Auszügen aus Predigten Geilers von Kaisersberg, die Zauberei betreffend. Ende der siebziger Jahre gab Weier eine kürzere Zusammenfassung seines Hauptwerkes in der Schrift De lamiis heraus.

[2] Dieser im 16. Jahrhundert fast beispiellose Standpunkt Bodins dürfte darin seine Erklärung finden, daß (wie man sagt) seine Mutter eine Jüdin war. Obwohl Katholik, neigte sich Bodin sehr den Hugenotten zu. In seinem oben besprochenen Werke citiert er das alte Testament immer im hebräischen Wortlaut, und beruft sich auffallend viel auf jüdische Gelehrte, was ihm auch zum Vorwurf gemacht wurde. In der „Vorwarnung“ zu seiner Übersetzung sagt Fischart: „Dan

für einzelne Ausführungen dieser in vier Bücher und einen Anhang zerfallenden Schrift war der Malleus Vorbild. Bodin hat aber darüber hinaus die neuere Hexenlitteratur und die Ergebnisse der französischen (zum Teil unter seinem Vorsitz durchgeführten) Hexenprozesse der letzten Jahrzehnte verwertet und an Weitschweifigkeit und Prunken mit leerer, abgeschmackter Gelehrtheit, sowie an Erbarmungslosigkeit seine Vorgänger noch überboten. Das erste Buch giebt eine theoretische Erörterung der Natur der bösen Geister, ihrer Kräfte und Eigenschaften und ihrer Beziehungen zum Menschen, das zweite Buch eine Schilderung des modernen Hexenwesens, der Hexenfahrten und Versammlungen, der Teufelsbuhlschaften, der Wehrwölfe u. s. w. mit Anführung der albernsten Geschichten als wissenschaftlicher Beweise. Das dritte Buch lehrt die Mittel zum Schutze gegen Behexung und Zauberei, das vierte Buch ein möglichst grausames und ungesetzliches Gerichtsverfahren wider Hexen und Zauberer. Immer wieder betont hier Bodin, daß alle juridischen Bestimmungen und gesetzlichen Milderungen bei dem Ausnahmsverbrechen der Hexerei unanwendbar seien. Da sei die größte Hinterlist bei der Führung des Beweises nötig. Jede Milde und Schonung wird den Richtern unter Androhung zeitlicher und ewiger Strafen verwehrt. Die ganze Schrift enthält Ausfälle gegen Weier; der Anhang ist geradezu der Polemik gegen Weier gewidmet und besonders durch dessen zweite Schrift De Lamiis veranlaßt. Da Weier, wie seine Gesinnungsgenossen, doch noch vielen Hexen- und Teufelsfabeln wirklich Glauben beimaß, so bot er durch seine Inconsequenz dem gewandten Gegner dankbare Angriffspunkte zur Widerlegung dar in Bezug auf die Theorie des Dämonismus. Was aber die Verfolgung der Zauberei betrifft, so sei es (meint Bodin) Sache der Theologen und Juristen, das göttliche und menschliche Gesetz zu vertreten. Der Arzt untersuche die Farbe des Harns; das sei seines Amtes. Mit der gleichen Bosheit nennt Bodin seinen Gegner einen Beschirmer der Hexen und Zauberer und verdächtigt ihn als Schüler des Zaubermeisters und Teufelsgenossen Agrippa. Mit innerster Überzeugung und frommem Ernst verteidigt er das „heilige Werk“ der Hexenverfolgung gegen Weier, der durch seine Schriften die Ehre Gottes zertreten habe.

Dieses abstoßende Werk Bodins, das in französischer und in lateinischer Fassung zahlreiche Auflagen erleben sollte,[1] wurde schon

sehr viel Gelehrten dieses an ihm als sträfflich taxieren vnd halten, daß er viel zu viel auff der Rabinen Schrifften Außlegungen vnd Glossen angedacht vnd verpicht ist.“

[1]) Französisch: Paris 1580, 1582, 1587, 1616. Italienisch: Venedig 1589. Lateinisch: Basel 1581. Neben diesen in der Biographie universelle 4, 513 erwähnten Ausgaben giebt es noch eine lateinische Übersetzung (Prager Universitäts

ein Jahr nach dem Erscheinen von Johann Fischart ins Deutsche übertragen. Eine bedauernswerte schriftstellerische Leistung, die natürlich in keiner Weise verteidigt oder beschönigt, doch zum mindesten durch die Zeitverhältnisse erklärt werden kann. Im Elsaß blühte das Hexenwesen wie im übrigen Deutschland. Schon in der Bulle Innozenz VIII. wird der Straßburger Bischof ausdrücklich zur Förderung der päpstlichen Hexenrichter aufgefordert. Die protestantischen Prediger Straßburgs billigten in einem Gutachten 1538 die Verfolgung der Hexen,[1]) seit den siebziger Jahren aber mehrten sich die Hexenbrände allenthalben im Elsaß.[2]) Ward so Fischart durch die Übung seiner Umgebung gewöhnt, dieses Unwesen als etwas Selbstverständliches zu betrachten, so mußte er darin noch bestärkt werden durch die allgemeine Anschauung im Kreise jener Gelehrten, denen er in seiner religiösen Überzeugung nahe stand. Gerade die calvinistischen Theologen zu Fischarts Zeit traten für eine unnachsichtige Verfolgung der Hexen ein, so Lambertus Danäus in Köln, der Straßburger Professor Petrus M. Vermigli († 1562) und auch der von Fischart gefeierte Zwinglianer Heinrich Bullinger in Zürich.[3]) Dazu kommt, daß Fischart sich zu jener Zeit um eine feste Stellung umsah. Wollte er, was am nächsten lag, Amtmann werden, so konnte er sich nicht besser empfehlen, als durch eine Schrift zur Hexenverfolgung. Denn auf den kleineren Herrschaften lag die Leitung der Hexenprozesse (die daselbst als wichtigster Teil der Rechtspflege betrachtet wurde) den Amtleuten ob. Daß Fischart diese Absicht mit der Herausgabe seines Werkes verfolgte, ergiebt sich aus seiner Widmungsvorrede.

Die erste Auflage der Übersetzung erschien zu Straßburg bei B. Jobin 1581: De Daemonomania Magorum. Vom Außgelaßnen Wütigen Teuffelsheer der Besessenen Vnsinnigen Hexen vnd Hexenmeyster & &. Nun erstmals durch den auch Ehrnvesten vnd Hochgelehrten H. Johann Fischart, der Rechten Doctorn auß Frantzösischer Sprach treulich inn Teutsche gebracht vnd an etlichen enden gemehret vnd erkläret."[4]) Die Vorrede, die Fischart an Egenolff,

---

Bibliothek) des Titels: Jo. Bodini Andegavensis. De Magorum Daemonomania, seu de detestando Lamiarum ac Magorum cum Satana commercio Libri IV etc Francofurti MDXC. Bei Nicolaus Bassäus, dem Drucker der Fischartischen Malleus-Ausgabe verlegt.

[1]) Janssen 8, 526.

[2]) Janssen 8, 631 f. Stöber A., Die Hexenprozesse im Elsaß, besonders im 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts, in der Alsatia 1856, S. 265—338 und sonst.

[3]) Vgl. Janssen 8, 586 f.

[4]) Exemplare in Berlin, Cassel, Darmstadt, Dresden, Hannover, München, Prag, Wien und Zürich (Goedekes Angaben konnte ich hier, wie später, nach einigen Nachforschungen vermehren). Der ganze Titel und eine bibliographische Beschreibung bei Kurz Fischarts Dichtungen 3, XLVI. Berichtigungen dazu im

Herrn zu Rapoltsstein, Hohenack und Geroltzeck am Wassichin richtet, giebt an, wie sich der Übersetzer zur Sache verhält und erweist, daß dieser im großen Ganzen Inhalt und Richtung der Bodinischen Schrift geteilt habe. Fischart erklärt, er habe sich, obwohl die Materie eigentlich Theologen zukomme, doch als Jurist entschlossen, die „bei heutigen Unrichtigen und Verwirrten läufften hochnötige und viel wegs Nutzliche" Schrift Bodins zu verdeutschen, nachdem sich auch Philosophen und Mediziner (darunter Johann Weier) „unterfangen" hätten, ein Urteil über diesen Gegenstand zu fällen. Den Juristen gebühre es, über die hiebei in Betracht kommenden Gesetze und Strafen sich zu äußern: Wie dan beydes in Geistlichen und Keyserlichen Rechten umb hinschafung dises verfluchten Gotverläugnenden Geschmeises sehr heylsame ordnungen seind angesehen: In kraft welcher die Oberkeyten jederzeit gegen den Zaubern gepflegt zu procediren." Mit diesem Buche sei allen Obrigkeiten eine Richtschnur für die Strafe geboten und er hoffe darum Lob zu ernten für die „gemeinem Nutzen und Vatterland zu vorstand" vorgenommene Arbeit. Daran schließen sich die von Fischart an den Gönner gerichteteten Worte:[1])

„Daß aber E. G. Ich mit diser Vorred compellieren und gegenwertige meine Version und an etlichen vilen Orten vermehrung vor anderen inn Vnderthenigkeit antragen und dediciren wollen, geschicht mehrteils auß zwoen bewegnussen und vrsachen.

Erstlich weil mir nun merckliche zeit her durch viler fürnemmer und glaubwürdiger E. G. Vnderthanen rhümliche ansag und auch sonst mir als eynem, so der Landsart nicht so ferr entsessen, selber wol bekant welcher massen E. G. nicht alleyn Göttlicher Gerechtigkeit als Warer Religion und Politischer, als rechter Administrirung der Justicien wol gewogen und förderlich seien: Sondern auch an allerhand studiis liberalibus und Cultoribus Linguis eyn gnädig gefallen tragen. Wie dan dessen, daß E. G. dero Junges Herrlein nit sehr vnlängst zur Hohen Schul gen Straßburg vmb erlehrnuß solcher löblicher Künst und Sprachen gethan und E. G. auch selbst vil zeit in lesung allerhand guter Authorn zuzuspringen pflegen, genugsam anzeygung geben.

Nachgehends dan deßhalben, weil mir seid eim jar her, da dieser Tractat Frantzösisch außgangen und von mir zu transferiren angefangen, mehrmals wahrhaftig angezeygt worden, wie E. G. eyn sonderliche sähnliche Nachfrag nach der

Centralblatt für Bibliothekswesen 10, 653 von A. Schmidt. Der Titel ist mit Absicht sehr lang und schreckbar gehalten, denn Fischart erklärt in einer Randbemerkung seiner Übertragung S. 7: „Dieweil Doctor Weier seim Buch ein milten Titul geben, hat man den Titul hier geschärfft."

[1]) Die Vorrede und die „Vorwarnung" zur Dämonomanie ist nach der Ausgabe von 1586 abgedruckt in Scheibles Kloster 10, 1017–1023. Der erste Teil der Vorrede (bis einschließlich „Inwestiert") und die „Vorwarnung" der zweiten Ausgabe stimmen wörtlich mit der ersten überein, darum drucke ich oben diese Stücke nicht wieder ab. Der zweite Teil der Vorrede, den ich oben wörtlich wiedergebe, weicht vollständig von dem bei Scheible gedruckten Text der zweiten Ausgabe ab.

Teutschen Version desselbigen sollen gehabt haben vnd nochmals zweifelson haben werden. So ich dann eyn solches für ein sonderlich Glücklich Omen vnd schickung vnd gleichsam wie ein vorleuchtend Gestirn meines vorhabens erkannt vnd nochmals erkenne vnd auffnemme: Vnd ohn diß hievor wegen rhümung E. G. Hochadelichen Thugenden vnd Güte bei E. G. mich Vnderthäniger diensten zuerweisen willens vnd zugleich hie mit disem Operi mit E. G. ansehnlichen Namen bei menniglich mehr ansehens zuschöpffen gesinnt gewesen, Hab ich gleich nun zumal derselbige vorleuchtung vnd anleitung hiemit wircklich nachsetzen vnd dise Fünff Bücher von der Demonomany (so vnzalige selsame Fragen, Disputationen, Fäll, Geheymnussen, Historien, Geschichten, Gerichtliche erkantnussen vnd erklärung der Rechten vnd beinahe der welt lauf inhalten) E. G. dedicieren vnd beeygnen wollen: Wie ichs dann auch Vnderthänig hiemit wircklich dero dediciere vnd beeygene vnderthänig pittend solches mit Gnaden auff vnd anzunemmen vnd mich derselbigen E. G. Gnädig lassen befohlen sein. Der Allmächtige wolle E. G. sammt derselbigen Jungen Herrschafft an Leib vnd Seel vnd Landregierung alle Vätterliche wolfart jederzeit verleihen. Datum Speir auff den Tag S. Bartholomei, den 24. Augusti Anno 1581.

E. G.

Vnderthäniger

Johan Fischart G. M.

der Rechten Doctor.

Die der Vorrede folgende „Vorwarnung von Lesung vnd Vrtheilung folgender Bücher", die in der 2. und 3. Auflage mit einem Fischartischen Anagramm (Invento Filio Gaudemus Messia) unterzeichnet ist, erweist nun, daß Fischart doch nicht an jeden einzelnen Unsinn im Bodinschen Buche geglaubt habe. Der Übersetzer ermahnt hier die Leser zur Vorsicht und rät ihnen, nicht „vberall beifall vnd glauben zugeben"; der Autor mische die verschiedenartigsten Geschichten und Erklärungen „gleichwol solches alles also, daß allzeit inn eynem oder dem andern theil die Wahrheyt mit vntergesprengt ist". Und Fischart fügt hinzu: „Wie ich dan selbst vnterm Vertieren vil dergleichen ort beydes inn Margine vnd auch im Context durch diß Zeychen ( ) hab warnungsweiß angedeitet, auch zur gelegenheit entweder mit mehrem zusatz bekräfftigt oder durch erzehlung anderer Meynung gemehret. Als vnter anderem zur Nachrichtung, da er die Vorsagend Astrology zuvertädigen sich vnterfähet vnd da er den Freien Willen der Widergebornen Menschen auß Zeugnussen der Jüdischen Rabinen vermeynd handzuhaben." Hier wie anderwärts erklärt sich Fischart als Gegner der Astrologie[1] und als Verfechter der calvinischen Prädestinationslehre.

Auch die übrigen Äußerungen Fischarts über die Art seiner Übersetzung stimmen damit überein. Im Titel heißt es: „auß Frantzösischer Sprach treulich inn Teutsche gebracht vnd an etlichen enden gemehret vnd erkläret." Die Überschrift S. 1 besagt: „auß der Frantzösischen zierlich inn verständliche Teutsche Sprach gebracht."

[1]) S. 143 in einem Zusatz gegen das Horoskopstellen.

Zunächst muß festgestellt werden, daß Fischart seine Übertragung wirklich nach dem französischen Original und nicht nach dem ihm ebenfalls vorliegenden lateinischen Texte hergestellt hat. Das ergiebt sich schon aus den ersten Zeilen. So sagt z. B. die lateinische Übersetzung: mihi occasionem scribendi praebuit. Bodin: m'a donnée occasion de mettre la main à la plume. Fischart (1 f.): „hat mir vrsach geben, die Feder inn die hand zunemmen." Auch sonst behält er französische Redensarten oder Ausdrücke bei. Daneben muß er ab und zu auch in die lateinische Übersetzung einen Blick geworfen haben, weil er in deren wörtlicher Fassung Citate, juridische Fachausdrücke und Wendungen wiedergiebt. An einer merkwürdigen Stelle hat er augenscheinlich beide Texte nebeneinander benutzt. Frantzen[1] hat bereits auf die auffällige Thatsache hingewiesen, daß Fischart trotz seiner ungewöhnlichen Beherrschung der französischen Sprache das Vigesimalsystem der französischen Zahlen nicht kannte. Dies ergiebt sich auch aus der Dämonomanie. Für Bodin: quand l'aveugle des Quinze Vingts fust pendu, sagt Fischart 551, „da der Blind auß den Fünff vnd Treissigen gehenckt ward". Statt $15 \times 20 = 300$ übersetzt er fälschlich $15 + 20 = 35$. Der lateinische Text hat an dieser Stelle: cum caecus ille e trecentorum aede: und Fischart giebt auch dies wörtlich wieder, indem er an den Rand setzt: „Andere verstehen von den Quinze vingts, der treihundertner hauß."

Im allgemeinen hat Fischart den französischen Text genau und gut ohne Kürzungen und sachliche Änderungen übersetzt. Wie er es sonst übt, so giebt er auch hier für einen Ausdruck der Vorlage zwei oder mehrere deutsche Wörter, versucht für schwierigere Fremdwörter scherzhafte oder im Ernst gelungene Übertragungen und ersetzt trockene Wendungen durch anschauliche, häufig derbkomische Redensarten und Vergleiche. Eine kleine Auswahl der bemerkenswertesten Beispiele möge folgen:

Für: les republiques (631) Policeien, Stätt vnd Land; — ennemy (45) Feind, Häsſer oder Widersächer; — cerveaux (15) dolle, verstockte, dumme Hirn; — les atheistes (280) alle Gottlose Verruchte Atheisten vnd Epicurer; — Hermaphrodites (756), Hermaphroditi oder Zwigdornen; — le mal caduc et l'apoplexie (330) der Schlag, die Popelsei, die Hand Gottes, Sant Veltens Plag, die Hinfallend Sucht, das S. Johans vbel ꝛc.; — la pierre philosophale (452) dem Philosophischen oder Bibloßauffischen Wunderstein; allegories (246) Gleichnussen, Verwendungen vnd Sinndeitungen; — predictions et presages (103) Vor vnd Weißsagungen, vordeitungen vnd vormeldungen, vorfühlungen vnd vorempfindungen, voroffenbarungen vnd vorlosungen, vorrhätigkeit vnd Errhatungen, vormutungen vnd mutmasungen, Vorspuren vnd Außspürungen, vorgemärcken vnd vormerckungen, vorkündigungen vnd vorkundschafften, vorwissung vnd ver

[1] Kritische Bemerkungen zu Fischarts Übersetzung von Rabelais Gargantua, Straßburg 1892, S. 35 f.

gwissung, voranungen vnd vormanungen; — daemones Hiphialtes (13) Hiphialtes oder Alpen oder Vnderliglinstheuffel vnd Trutten oder Schretzel. — Deutsche Bezeichnungen für die verschiedenen Arten der Zauberei (89) Hidromantia, Wasserzauberung; Lithomantia, Steinbeschwörung; Orneomantia, Vogeldeitung u. s. w. (231 f.) Lecanomantia, Beckindeitelei, Beckinklingelung; Catoptromantia, Spigelbegaffung u. a. (200) für Auguren: Vögeldeiter oder Gfiderbischoff u. a. — il (395) der sauber gesell; — il y a à tous propos (236) ist heut eyn gemeyn ding vnd wie man spricht Peterlein auff allen Suppen; — où les medecins ne cognoissent rien (599) inn erkantnuß welcher die Artzet blinder dann die Maulwörff sind; — les plus clair-voyans (36) die am weitesten vnd besten, wie eyn Reyger durch vil Zäun sehen können; — ces maistres doubteurs (39) dise Meyster Zweiffelklügling vnd Wagzungen . . die da all ding auff die Nadel setzen.

Wie in andern Prosaschriften, so schiebt Fischart auch hier Verse ein, namentlich bei der Übertragung von Citaten und Sentenzen. Die in die Dämonomanie eingestreuten Verse sind bereits neugedruckt bei Kurz, Fischarts sämtliche Dichtungen 3, 322—329. Es fehlen da nur einige in die Prosasätze eingewobene Reimzeilen S. 32, 76, 201, 424 und folgende (wegen der Binnenreime beachtenswerte) Verse nach des Lucilius Noctes vigilate serenas (464):

Hencket die Nacht auch an den Tag,
Dan wachen den Tag längern mag
Vnd der Tag vollziehet vnd macht,
Was die Nacht inn der Wacht betracht.
Darneben setzt auch das fürnem nicht hindan
Rufet Gott darzu ernstlich an,
Daß er sein miltes gedeien
Wöll zur Arbeyt gnädig verleihen.

Frei hinzugefügt hat Fischart fast alle Randbemerkungen. Bodin verzeichnet am Rande nur die Titel der im Texte benutzten Schriften. Fischart aber bringt außerdem kurze Inhaltsangaben der beistehenden Abschnitte, Ergänzungen zum Texte, etymologische Erläuterungen, Anspielungen auf bekannte Fabeln und Anekdoten, komische Vergleiche und Sprichwörter (z. B. 357 Ziehen eyn Neu Futer vber eyn alt Laut oder 425 Wann der Fürst schüret so trägt das Volk holtz zu.)[1] Am bemerkenswertesten sind jene Randbemerkungen, durch die sich Fischart mit Bodins Text in Widerspruch setzt. S. 170 zu einer Geschichte von vier schwedischen Hexen bemerkt Fischart: „Solchem Exempel ist nit so gäntzlich zuglauben, dieweil der Author auff vngleichen bericht geht." S. 461 zu Schatzgräbergeschichten meint

[1] Eine komische Randbemerkung (S. 204) erinnert an eine ganz ähnliche Stelle im Faustbuch (in Braunes Neudrucken 7 f. S. 76). Bodin sagt: . . grand docteur, que je ne nommeray point, pour le desir, que j'ay d'ensevelir son impiété à jamais . . Fischart übersetzt diese Zeilen, schreibt aber an den Rand: Cornelius Agrippa.

Fischart: „Hie mag sich der Author jrren." S. 350 zu der Werwolfsfabel vom Lycaon: „Allein es scheint, es sei dem Namen nach erdacht." S. 147 behauptet Fischart wider Bodin, daß nach des Goropius Forschungen Cimbrisch und nicht Hebräisch die älteste Sprache sei.

In der „Vorwarnung" erwähnt Fischart neben den Randbemerkungen auch Zusätze im Texte. Nicht alle dieser Zusätze sind mit Klammern bezeichnet. Die meisten geben kurze Hinweise auf Bibelstellen, historische und litterarische Beispiele, Sprichwörter u. a., die zu der betreffenden Ausführung Bodins passen. Ferner etymologische Spielereien (z. B. S. 189 f. leitet Fischart das Wort Hexe vom hebräischen Le Hesim, Zauber vom hebräischen chober ab und zu oraculum fügt er hinzu: „So vil lautend als eyn Hörenhülum, da man auß der Hül die Verräters Stimm hat hören müsen: Ja hieß wol eyn Hurenhül: dieweil er durch die Hülen der jhme gehölligten Huren pflegt zuheulen." S. 104 leitet er Mantes von „mahnen" ab, S. 345 „Werwolf" von „Gefahrwolf" u. s. w.); Citate und Auszüge aus fremden Büchern, so S. 93 aus des Joannes Goropius Buch, von der älte und herlichkeyt der Teutschen Sprach, S. 96 f. und 496 aus dem Kräuterbuch des Hieronymus Bock, S. 368 f. aus des Aventinus „Buch vom Ursprung der alten Teutschen", S. 432 f. aus Ludwig Lavaters von Zürich „Buch von den Gespensten", S. 490 aus „eym Büchlein so Anno 80 zu Antorf außgangen mit dem Titel von Greulichkeyten so die Spanier in den Neuen Insuln geübt." S. 643—645 ein langer Zusatz aus der Cosmography des Theuet und des Lery Histori von seiner Reiß inn Americam u. a. S. 181 f. macht Fischart eine interessante Bemerkung über die Losbücher der Zeit:

„Vnd solchen Aberglauben helffen dise lächerliche vilmüsige Scribenten, welche gantze Scartecken De La Ventura, Libro Del Sorte, Glückgürtel vnd Losbücher schreiben vnd malen vnter dem schein der kurtzweil, bei dem Albern Völcklein erhalten vnd stärcken." (Nun ausführlich über die Losbücher des Italieners Lorenzo Spirto und des deutschen Prämonstratensers Paul Pampst 1546.) „Es hat zwar Jörg Wickram auch eyn Losbuch vnd Geburtzeyger geschriben aber dasselb so lächerlich vnd greifflich Vexierisch auch ohn mißpräuchige einführung der H. Schrifft gestellt, daß es scheint, als hab ers disen vorigen Kunden zur Verweisung vnd spott gethan."

Eine Reihe von Zusätzen bilden Beiträge zur Kulturgeschichte und Volkskunde der Zeit. Nur die wichtigsten davon seien erwähnt:

Bodin erzählt von einem besessenen Mädchen, das ein unsichtbarer Teufel mit Stricken gebunden habe. Dazu meint Fischart 282: „Man find zwar Nasse Buben, die diß durch geschwindigkeit artlich nachspilen können, wie man dan bei kurtzem gedencken zu Nörnberg erfahren, da man vil Handwercksleut gefunden, die dasselb erwisen vnd geübt allein zu vberweisung des Betrugs des Landbetrigers Hans

Vetters, so durch solchs ihm selbst gemacht Binden welchs er des Teuffels anfechtung fälschlich zugeschriben, viler Stätt, Flecken, Dörffer vnd leut barmhertzigkeyt zu Reichlicher Mittheylung jres Almusens hat bewegt: Aber endlich als es zu Nörnberg entdeckt ward, darüber mit Rutten außgestrichen worden." Zu der Erwähnung eines Regenzaubers bemerkt Fischart 391: „Darumb wird an vilen enden inn Teutschland billich der brauch mit dem Bild des S. Vrbans verbotten, da die Bauren zu bösen Herbsten das Bild in den Bach ziehen vnd werfen, aber zu Reichen Herbsten es mit Reblaub krönen vnd ins Wirtshauß führen vnd hinder den Tisch setzen vnd mit so vil Gutteruffen, ängstern (Bechern) vnd Gläseren voll Weins behencken, als vil vber dem Tisch sitzen: Vermeynend dardurch entweder eynen guten Herbst heraus zuschrecken oder abzuschmeychelen. Dann diß reycht alles vom Zuberischen Aberglauben her."

S. 105 ist von der Fallsucht die Rede. Fischart fügt hinzu: „Darumb auch etliche Zaggläubige gemeynt solche Kranckheit werd von den Götern oder Heyligen den Leuten zugeschickt vnd darum sei sie auch meher ehren vnd barmhertzigkeyt würdig: Gleich wie man auch andere Kranckheyten deßhalben den Heyligen zugeschriben als dem S. Veit den Sant Veitz Dantz, das Glockfeur oder Rotlauf oder die Brennend Raach dem S. Anthonio vnd darumb auch Sacrum Ignem, das ist das Heylig Feuer oder S. Anthonis Feur genannt: Gleich wie auch die Feigwartzen heyssen S. Fiackers leiden, die Pestilentz S. Sebastians blatern, der Tropff S. Eutropij Schlag, das Podagram S. Genou wee, der gähe tod S. Christoffs end, Böß Brüst S. Agathe buß, der Grind S. Rochus raach, der Steyn S. Liborius lieb, das Grimmen S. Erasmus därm, die bösen augen S. Otilien träher, die Schwermütigkeyt S. Maturins vnmut, der Hundsbiß S. Humprechts straf, die Gicht S. Wolfgangs geschick, Rückenwee S. Lorentz demut, das Zäpflinfallen S. Blasius vnfug, das Fieber S. Petronells hitz, der Ritten S. Martins schauder, das Zanwee S. Apollonien fluß, der Husten S. Quintins wust, die Frantzosen oder die Spanisch sucht S. Jobs leiden ꝛc. ꝛc." Ähnliche Aufzählungen finden wir öfter in der Litteratur der Zeit, so in Fischarts Geschichtklitterung (S. 412 f.), in Murners „Vom großen lutherischen Narren" (bei Scheible 10, 81), in Hans von Rütes Spiel „Vom Ursprung und Ende heidnischer und päpstlicher Abgötterei 1531" (vgl. Bächtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz, S. 310 f.) u. a. Wir sehen aus diesen Stellen, daß Fischart specifisch katholische Bräuche dem Aberglauben zuweist, während er sonst den albernsten Märlein Glauben schenkt und zu Bodin noch derartige Beispiele hinzufügt. Zur Bekräftigung des Glaubens an Wechselbälge erzählt er z. B. S. 371 f. folgendes niedersächsische Märchen:

Eyn Wunderlich Geschicht von eym Kilkropff oder Wechsselkind von Halberstatt.

„Wie wir dann dessen eyn Mercklich Exempel haben, so bei Menschengedencken inn Sachsen bei Halberstatt fürgangen: Da hat eyn Man auch eyn Wechsselkind oder, wie sie es bei jnen zunennen pflegen, eynen Kilkropff, weil es stäts im Kropff killet,[1]) der seine Mutter vnd sonst fünff Mumen gar außgesogen vnd vber das so vil als jrgends vier Bauren oder Trescher essen möchten, gefressen hatte. Als nun der gut Landman solchs inn die läng zuerschwingen verzagte, gaben jhm die Leut den Rhat, er solt den Wechsselbalg zur Walfart gen Hockelstatt zur Jungfrau Marien geloben vnd daselbst wiegen lassen. Disem folget der Man vnd trägt den schönen Plunder dahin inn eynem Korb. Wie er es aber vber eyn Wasser trägt vnd auff dem Stege oder der Brucke gehet, so ist eyn Teuffel vnten im Wasser, der rufet jhm zu vnd spricht: Killkropff, Killkropff. Da antwort das schön Muster, so im Korb saß vnd zuvor nie keyn Wort

[1]) Dieselbe Erklärung giebt Luther (Erlanger Ausgabe 60, 40). Die von Fischart beigebrachte Geschichte ist sehr verbreitet. Vgl. Deutsches Wörterbuch 5, 681.

geredt hatte: Ho, Ho, Ha. Deß war der Man vngewont vnd sehr erschrocken. In deß rufft der Teuffel im Wasser abermal vnd fragt: „Killkropf wohin?“ Der Killkropff antwort auf gut Sächssisch: „Ick will gen Hockelstatt zur Lefen Frauen vnd mick allda laten wigen, dat ick mög etwa digen.“ Wie solchs der Bauer hört, ergrimmt er vber dem handel vnd besinnt sich kurtz vnd wirfft alsbald das Kind mit dem Korb inns Wasser. Da fuhren die zwen Teuffel zusammen, schreien: Ho, Ho, Ha vnd bürtzelten vnd vberwarffen sich mit eynander vnd verschwunden demnach also.“

S. 205 ist von den Feen die Rede. Fischart fügt hinzu: „Welchs etliche für der Heydnischen Römer Forsthütende Faunos halten: Daher auch, wie man meynt, das wort Finnen soll entstanden sein: Dieweil sie sich beydes inn Franckreich zu Lusignan, welchs inn Fürsten gelegen, vnd auch inn Teutschland in der Ortnau auf Stauffenberg, so gleichfalls mit grosen Wälden vmgeben, haben beinach auff eynerley weiß inn Weiblicher gestalt vnd Bulschaft sehen lassen. Wiewol etliche diß Wort Finnen von Venus herziehen: Dieweil man bei vns Teutschen vil geschriben Gedichts vom Vennsberg bei Brisach vnd jhren darinn schlafenden Rittern singet vnd vmbtraget.“ Hierauf wird breit die Abstammung von Sphinx erwogen, Ausführungen, die Fischart später in der Vorrede zum Staufenberg ins Ungemessene erweitert hat.

S. 497 zum Wort Artemisia erwähnt Fischart: „das ist Beifuß oder S. Johanns Gürtel. Wie dann noch heutigs tags etlich diß Kraut auf gewisse tag vnd stund graben, wie sonst die Verbenam oder Heyligkraut, suchen steyn vnd kolen darunder für Feber, etliche henckens vmb sich, machen Kräntz darauß, werffens folgends mit jhrem vnfall inn S. Johans Feur sampt sondern Sprüchen vnd Reimen. Etliche henckens an mit Salbey, daß sie auff der Reyß nicht müd werden, weil es seim Namen nach soll machen, daß man wol bei fuß bleibe, so es besser wer, das solch Abergläubig Leut wol bei sinnen blieben: ann oberzehlte Puncten alle seind offenbare Mißpräuch vnd betrug werck.“ S. 499 „Von disem Heydnischen prauch (nämlich Kinder durchs Feuer zu ziehen) kompt das springen durchs Johansfeuer.“ Zu erwähnen wären noch folgende Zusätze: S. 490 die Pederastie „die bei den Teutschen jhrer dises lasters vnschuld halben nit zuvertolmetschen steht.“ S. 317 Von dem neuen Tanz Volta, „da man eynander im Welschen Dantz an Schamigen Orten fasset vnd wie eyn getriebener Topff herumbher haspelt vnd wirbelt.“ S. 299 „Vnd zu vnsern zeiten bekennen der gröser theil Hexen inn Teutschland, das sie im Schwartzwald zusammen kommen.“

(Schluß folgt.)

# Benedikt von Watt.

Von Theodor Hampe in Nürnberg.

Was uns die Kunst des Mittelalters auch in ihren schwächern Hervorbringungen immer anziehend erscheinen läßt, ist der Umstand, daß wir es hier mit einer Volkskunst im besten Sinne zu thun haben, daß der Künstler in der Regel nichts weiter wollte, als den Gedanken und Anschauungen Ausdruck verleihen, die nicht etwa einen

kleinen Kreis von „Auserwählten“, sondern gleichmäßig sein ganzes Volk, ja die ganze Christenheit erfüllten und durchdrangen. Aus dieser Thatsache erklären sich die hohen Vorzüge, wie auch die Mängel der bildenden Kunst des Mittelalters. Nicht mit Entlehntem oder Neugefundenem, nur mit Altererbtem schaltend, litt sie kein Hervordrängen der Persönlichkeit: der Künstler ist — wenigstens in der weitaus vorherrschenden kirchlichen Kunst — nicht so sehr freischaffender Erfinder, wie vermittelnder Verwalter eines Gutes, das allen gemeinsam gehört. Nach Maßgabe seines Talents kleidet er den überkommenen Gedankengehalt in das Idiom seines Volks, seines Stamms, seines Heimatsorts, seiner Individualität. Daher die Enge des Stoffkreises und vielfach eine gewisse Beschränktheit des geistigen Horizonts; daher aber andererseits auch die eminente Bedeutung, welche diese das ganze Leben und alle Kreise durchdringende Kunst für die ethische Kultur des Volks gehabt hat, weniger noch in moralischer Beziehung, als in Rücksicht auf Wohlbefinden und Zufriedenheit. Denn trotz so mancher nur auf den direkten, praktischen, materiellen Nutzen bedachter Politiker und Volksvertreter von heutzutage bleibt es als unanfechtbare Wahrheit bestehen: Wissenschaft und Kunst sind zwei der allerwichtigsten Faktoren zur Heraufführung eines glücklichen Zustandes. Eine esoterische Kunst freilich vermag dazu nur in verhältnismäßig bescheidenem Maße beizutragen.

In der schönen Litteratur sind früh beide Richtungen, eine exklusive: höfische, dann wieder gelehrte, und eine tief im Volke wurzelnde nebeneinanderher gegangen. Der letzteren Richtung, die leider heute nur noch wie in der bildenden Kunst in ganz ärmlichen und erbärmlichen Resten fortbesteht, verdanken wir aus dem Mittelalter vor allem unser herrliches Nibelungenlied, überhaupt die meisten der alten Heldenepen, weiterhin die urwüchsigen Fastnachtspiele, die köstliche Blüte des deutschen Volkslieds zu Anfang des 16. Jahrhunderts, das volkstümliche Kirchenlied und — den Meistergesang. Dieser, ein spätgeborenes Kind ureigensten deutschmittelalterlichen Wesens und schon in seinen ersten Lebensäußerungen nicht frei von Zügen des Alters, dann aber durch die unerschöpfliche, überquellende Gestaltungskraft eines Hans Sachs zu wahrhaft dichterischen Höhen emporgetragen und zuletzt langsam absterbend, hat doch, man mag über seine Erzeugnisse denken wie man will, während der ganzen Zeit seines Bestehens auf weite Kreise des Volks die nämliche erfreuende, tröstende, beglückende Wirkung ausgeübt, wie die gleich innig mit dem Volke verwachsene Kunst des Mittelalters, an deren Werke man auch nicht in erster Linie mit einem rein ästhetischen Maßstab heranzutreten pflegt. Das eben kennzeichnet die Stellung des Meistergesangs in der Litteratur, und darin vornehmlich beruht

seine Bedeutung für die Geschichte der deutschen Dichtung nicht nur, sondern für die deutsche Kulturgeschichte überhaupt.

Unter diesen Gesichtspunkten wird auch demjenigen Manne ein Plätzchen in unserer Litteraturgeschichte gegönnt werden dürfen, dessen Namen ich an die Spitze dieses Aufsatzes gestellt habe, und zwar um so mehr, als Benedikt von Watt als einer der letzten hervorragenderen Vertreter des Meistergesangs bezeichnet werden muß. Zwar ist er auch von neuern Litteraturhistorikern mehrfach und zum Teil mit Anerkennung genannt worden,[1] aber eingehender hat sich mit seinem Leben und Dichten bisher niemand beschäftigt, und so haben sich denn auch über ihn einige Irrtümer eingeschlichen, die jedoch zum Teil leicht zu beseitigen sein werden. Denn durch einen glücklichen Zufall ist uns in einer Meisterliederhandschrift der Erlanger Universitätsbibliothek,[2] auf welche ich unten noch näher zu sprechen kommen werde, das „traurige Klagelied" erhalten geblieben, das Hans Deisinger wenige Tage nach Benedikts von Watt Tode einer zu Ende des 16. Jahrhunderts aufgekommenen Sitte der Meistersinger folgend auf den dahingeschiedenen Freund und Mitbruder verfaßt hat. Außer dem Inhalt dieser Handschrift bilden einzelne Bemerkungen von und über ihn in andern Meistergesangbüchern, sowie die in manchen derselben zahlreich enthaltenen Lieder Benedikts von Watt die alleinigen Quellen über sein Leben und Wirken.[3] In den Beständen des Kreisarchivs Nürnberg, des Nürnberger Stadt-

[1] Z. B. von Lützelberger, Einiges von den Meistersängern im Album des litterarischen Vereins in Nürnberg für 1864, S. 225. In neuester Zeit haben namentlich über ihn gehandelt August Hartmann, Deutsche Meisterlieder-Handschriften in Ungarn. (München 1894) S. 57 f. und Friedrich Keinz in den von A. L. Stiefel herausgegebenen Hans Sachs-Forschungen (Festschrift zur 400. Geburtstagsfeier des Dichters) Nürnberg 1894, S. 347.

[2] Nr. 1668 in Irmischers Handschriftenkatalog; ich nenne sie im folgenden der Kürze halber einfach *E*.

[3] Benutzt wurden zu vorliegender Studie außer der schon genannten Erlanger noch folgende Handschriften:

cod. berol. germ. fol. 24 und 25 (zum größten Teil von Benedikt von Watt selbst geschrieben; siehe weiter unten).

cod. dresd. M. 5 (zum weitaus größten Teil von Benedikt von Watt selbst geschrieben, siehe unten); M. 6 (Georg Hagers Meisterliederbuch); M. 7, M. 9 (siehe unten); M. 16 (zum Teil von Benedikt von Watt geschrieben, siehe unten); M. 17 (desgleichen, siehe unten).

cod. mor. bibl. Will. III, Nr. 782, 784 (so gut wie ausschließlich von Benedikt von Watt geschrieben, siehe unten).

cgm. 5102, 4° (Handschrift des Augsburger Meistersingers Georg Braun, identisch mit derjenigen, welche Goedeke 2, 251 als C aus der Frankfurter Bücherversteigerung anführt) cgm. 5103, 4°.

Breslau, Universitätsbibliothek, Ms. IV fol. 88 b (2 Bände. Wolf Bautners Handschrift).

Jena, Universitätsbibliothek, Hans Birners Meisterliederhandschrift.

archivs und des Archivs des germanischen Nationalmuseums habe ich bisher auch nicht die kleinste Notiz über ihn finden können.

Benedikt von Watt entstammte nicht der bekannten alten Nürnberger Ehrbaren Familie, sondern war 1568 zu St. Gallen im Schweizerland „von guten Eltern" geboren.[1]) Er erlernte dort das Kürschnerhandwerk, aber „die Zwinglischen Lügen" verleideten ihm das Vaterland, wo er es, wie sein Biograph sagt, gut hätte haben können. Als ein treuer Anhänger und begeisterter Verehrer Luthers wanderte er aus und ging nach Nürnberg, wo er sich in der Vorstadt Wöhrd niederließ und während der letzten Jahrzehnte seines Lebens sein Brot kümmerlich damit verdient hat, daß er „Goldtafeln für die Kürschner riß". Er starb am 16. Mai 1616, als er sich eben anschickte, in die Predigt zu gehen, und ließ Weib und Kinder in Dürftigkeit zurück. „Seine beste gesellen, die Meistersinger, theten ihn zu grab tragen."[2]) Dies der äußere Lebensgang unsers Mannes, in welchem nur Eins unklar bleibt, nämlich der Beruf Benedikts, der auch an zahlreichen anderen Stellen als „Goldreißer" bezeichne

[1]) Diese Herkunft ergiebt sich außer aus dem erwähnten Klagelied (*E* 23 b) aus mehreren Stellen (vgl. auch Schnorr v. Carolsfeld, Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs, S. 10). Ich führe als die wichtigsten aus dem von ihm selbst geschriebenen Nürnberger Codex 784 an:

Bl. 605: „Gedicht von Benedicto von Watt von S. Gallen."

Bl. 621: „Anno 1607 Adj. 24. September Dichts Benedict v. Watt Goldreißer von S. Gallen wonhafft zu Wehr bey Nürnberg."

[2]) *E* 24 a: .... daß Kürschner Handwerck lernet da
Hilt sich fleisig zu dem schreiben vnd lesen
Wur auch gor verstendig darob
die Zwinglischen Lügen brachten Ihm wunder,
verließ sein Vatterland fortan,
kam hie her in Nürmberg die Stadt
. . . . . .
Nehret sich in rechter Armut
thet nur goldt taffel den Kürßneren reisen,
in seiner Heimat hett ers gutt
Haben mögen doch thet er sich befleisen,
thet sich nach lutrischer Lehr treulich richten,
. . . . . .
. . . . . .
biß Ihn Gott endlich abfordert eben,
16 der klein Zal thet sten,
den 16 Meyen frü am Morgen
alß er wolt in die Predig gehn
mit Seelen speiß sein gewissen versorgen,
ist er in Gott geschlaffen ein
gar fein
als er Hett zugebracht sein Leben
geleich auf 48 Jar
gott verley Ihn daß Ewig Leben dorten

wird. Was ist hierunter zu verstehen? August Hartmann[1] denkt an einen Zusammenhang mit dem mittelhochdeutschen rise (Schleier) oder auch an einen berg- oder hüttenmännischen Ausdruck (böhmisch rýže Goldwäscherei 2c.). Beide Ansichten werden aber durch die aus dem Klagelied angeführte Stelle als unhaltbar erwiesen. Leider vermag ich aber keine stichhaltigere Erklärung an ihre Stelle zu setzen. Die heutigen Kürschner — wenigstens die, welche ich deswegen um Rat gefragt habe — wissen nichts von einer Verwendung von Gold oder Goldtafeln in ihrem Handwerk. Ebensowenig boten Nürnberger Kürschnerordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts, die ich in der hiesigen Stadtbibliothek und dem Kreisarchiv Nürnberg einsehen konnte, darüber irgend etwas. Christoff Weigel in seinem inhaltsreichen und seltenen Buch: Abbildung der Gemeinnützlichen Haupt-Stände vom Jahre 1698 weiß zwar (S. 617) von einer Anwendung feinen Silbers im Kürschnerhandwerk zur Erzeugung einer schönen, schwarzen Farbe zu berichten, aber wiederum nichts von einer Verwendung des Goldes. Am nächsten läge es nun wohl, an kleine, vielleicht ornamentierte Täfelchen oder Plättchen zu denken, die zu mannigfacher Verzierung des Pelzwerks gedient hätten. Aber auch diese Annahme wird durch gleichzeitige Trachtenbilder, deren ich im germanischen Museum eine große Zahl daraufhin durchgesehen habe, in keiner Weise unterstützt. Nur an Pelzmützen und -hüten oder auch an pelzverbrämten Gürteln kommen gelegentlich Agraffen und sonstige wohl meist getriebene oder gestanzte Metallzierate zur Verwendung.[2] Andererseits tritt die betreffende Angabe in jenem Klageliede mit solcher Bestimmtheit auf, daß an ein Versehen schwerlich gedacht werden kann, man vielmehr annehmen muß, der Verfasser des Lieds sei sich über die Thätigkeit eines „Goldreißers“[3] völlig klar gewesen. Hoffentlich führt uns bald eine glückliche Entdeckung auf die richtige Fährte.

Als Benedikt von Watt, vermutlich zu Anfang der neunziger Jahre, nach Nürnberg kam, fand er daselbst den Meistergesang, der

und wöll sein weib vnd Kindern klein
bescheren auch Ihr bißlein brodt
der todt
bleibt doch nicht auß sehen wir täglich
seine beste gesellen 2c.

[1]) a. a. O.

[2]) Eine gewisse Stütze erhält dagegen diese Annahme durch die in Benedikts eigenhändig geschriebenen Meisterliederbüchern mehrfach vorkommenden, freilich nur roh, aber ziemlich flott gezeichneten Ornamentstreifen, vgl. cod. dresd. M. 5 Bl. 789, M. 17, Bl. 531; cod. nor. bibl. Will. III, 784 Bl. 130 b. Vgl. ferner die längern Ornamente, die bei ihm häufig an Stelle einfacher Zeichen am Schluß der Stollen und Abgesänge stehen, die gemalten Initialien im cod. dresd. M. 9 S. 308 ff. (Schnorr, Handschriften der Dresdner Bibliothek 2, 423) 2c.

[3]) (Gold)reißer wohl gleichen Stamms mit Reißzeug, (Bau)riß u. s. w.

nach Hans Sachsens Tode und schon während der letzten Lebensjahre des Meisters seiner ursprünglichen Aufgabe mehr und mehr entfremdet worden war, in einer Rückwandlung begriffen vor. Seit Hans Glöckler 1583 die alte Schulordnung neu bearbeitet hatte und diese Neubearbeitung von den Meistersingern als bindend anerkannt worden war, wurde den Singschulen, die längere Zeit ganz vernachlässigt worden zu sein scheinen, neben den Theateraufführungen wieder größere Sorgfalt und eifrigere Pflege zu teil. Gleichzeitig nahm auch das allgemeine Interesse an den gesanglichen Leistungen der Meistersinger wieder zu. Nachdem noch 1580 ihr Gesuch, eine Singschule abhalten zu dürfen, vom Rat „mit guten Worten" abgelehnt, dann im folgenden Jahre auf erneutes Ansuchen diese Vergünstigung nur für „die gewöhnlichen Feste" (Ostern, Pfingsten, Weihnachten) erteilt worden war, wird ihnen 1583 gestattet, „widerum wie vor alters" allmonatlich eine Singschule abzuhalten.[1] Und gelegentlich wird nun auch wieder einem fremden Meistersinger die Erlaubnis zu einer Singschule unter der Voraussetzung, daß die Nürnberger Singer nichts dagegen haben, erteilt.[2] Diese etwa drei Jahrzehnte umfassende, allerdings etwas künstlich erzeugte und daher im ganzen nur schwächliche Nachblüte des Nürnberger Meistergesangs scheint durch eine wohlüberlegte Teilung der Obliegenheiten mitveranlaßt worden zu sein. Während nämlich die Namen derjenigen, welche damals an der Spitze der schauspielerischen Unternehmungen standen, des Saitenmachers Endres Nuding, sowie eines Wolf Most, Georg und Ludwig Mack und anderer[3] in Meistergesangbüchern nur ganz

---

[1]) [Ratsprotokolle (auf dem Kreisarchiv Nürnberg verwahrt) 1580, Fascikel 8, Bl. 43 a] Montag, 7. November 1580:

Den Maister Singern soll man Jr begern vmb begunstigung ainer Singschul mit guten worten ablainen.

[Ratsprotokolle 1581, 9, Bl. 37 b] Freitag, 24. November 1581:

Den Maistersingern soll man auf ir ansuchen vergunnen, zu den gewonlichen festen heuer widerumb Singschulen zuhalten.

[Ratsprotokolle 1582, 12, Bl. 34 a] Erichstag (Dienstag), 12. März 1583:

Hansen Grieser vnd andern mitsupplicierenden Maistersingern, soll man begunstigen, alle Monat widerumb wie vor alters gebreuchlich gewesen, eine Singschul, doch sich darauf schambarer vnzuchtiger lieder genzlich zuenthalten.

[2]) [Ratsprotokolle 1587, 4, Bl. 3 a] Freitag, 14. Juli 1587:

Thobias Rüttich einem frembden Maistersinger soll man vergunnen, auf künfftigen Sontag, dieweils die hieigen [so!] Maistersinger leiden mugen, ein Singschul zuhalten.

[3]) Auf die theatralische Thätigkeit der Meistersinger gedenke ich an anderer Stelle auf Grund der Quellen und im Zusammenhang mit der Entwicklung des Nürnberger Theaterwesens überhaupt näher einzugehen. Endres Nuding scheint ausschließlich als Komödiant thätig gewesen zu sein. Ein Lied kenne ich nicht von ihm. Von Wolf Most dagegen, einem geborenen Salzburger, giebt es auch einige wenige Meistergesänge und sogar Lieder im Volkston. Georg Mack ist wohl identisch

selten oder überhaupt nicht erscheinen, kommen andererseits die als die hauptsächlichsten Liederdichter bekannten Meistersinger jener Zeit nur ganz vereinzelt als Leiter oder Veranstalter theatralischer Aktionen vor.[1] Zu solchen wieder den alten Meistergesang in erster Linie pflegenden Mitgliedern der Genossenschaft gehörten außer Hans Glöckler namentlich noch Georg Hager und späterhin Hans Deisinger und Wolf Bautner. Es läßt sich deutlich wahrnehmen, wie sie bemüht gewesen sind, die alten Zeiten zurückzuführen. Wenn sich Glöckler vor allen durch die von ihm ausgehende Neuorganisation um die Genossenschaft der Meistersinger verdient machte, so die drei andern vornehmlich durch eifriges Versschmieden über alle möglichen Gegenstände von ernsten Betrachtungen über Stellen aus der heiligen Schrift bis herab zur gemeinen Zote, ferner durch emsiges Abschreiben und Sammeln auch anderer Lieder. Manche Meistergesänge Hans Sachsens sind uns nur in solchen späteren Liederbüchern bewahrt geblieben, deren Zahl ehemals eine ungleich größere gewesen sein muß, als die uns erhalten oder bisher bekannt geworden ist.[2] Auch Hans Sachsens Gewohnheit, jedem Liede Jahr und Tag der Entstehung beizufügen, kam jetzt allgemeiner in Übung. Wie man wohl erkennt, waren es in der Hauptsache Äußerlichkeiten, durch deren Nachahmung man das Ziel einer Neublüte des Meistergesangs zu erreichen strebte. Mit dem dichterischen Talent, dem Witz, der Phantasie war es trotz einiger guter Ansätze insbesondere bei Deisinger und Hager im ganzen nur kümmerlich bestellt, und hier vermochte auch Benedikt von Watt keine Abhilfe zu schaffen, als er 1595 in

---

mit dem in einer Urkunde vom 7. Januar 1578 vorkommenden Illuministen gleichen Namens (Nürnberger Stadtarchiv, Conservatorium 131, fol. 62).

[1] Georg Hager erscheint z. B. nur einmal und spät (1629) als solcher in dem von mir in den Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum 1894, S. 39 veröffentlichten Ratsverlaß. Inwieweit Wills Mitteilung im ersten Bande des historisch-diplomatischen Magazins (vgl. Hysel, Das Theater in Nürnberg, S. 25), daß der Teisinger (= Deisinger) ein Hochzeitlader (vgl. Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum 1894, S. 41) sehr geschickt gewesen sei, den türkischen Kaiser oder gar den Teufel vorzustellen, richtig ist und worauf sie sich gründet, habe ich bisher nicht feststellen können. Kleine Modifizierungen der oben dargelegten Verhältnisse sind überhaupt wohl noch von den letzthin von Karl Drescher in Weimar aufgefundenen und in dieser Zeitschrift bereits kurz besprochenen Originalprotokollen über die Nürnberger Singschulen zu erwarten.

[2] Das ist aus Citierungen bisher noch nicht wieder aufgetauchter Handschriften, dann aber namentlich auch aus den verschiedenartigen Anfangsbuchstaben zu schließen, die Benedikt von Watt im cod. dresd. M. 5 unter jedes der dahinein geschriebenen Lieder gesetzt hat und mit denen schwerlich etwas anderes gemeint sein kann, als die Besitzer von Handschriften, denen das betreffende Lied entnommen wurde (vgl. auch Schnorr von Carolsfeld im Katalog der Handschriften der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden 2, 415).

die Gesellschaft der Meistersinger eintrat.[1] Sein poetisches Können war gleichfalls nur gering, seine Bewunderung für Hans Sachs, seine Willenskraft, Ausdauer und Arbeitslust aber um so größer, und so hat es denn der Zugewanderte nicht nur zu der getreuesten Kopie des alten Meisters gebracht, sondern in der That eine starke Wirkung auf seine Genossen ausgeübt und sich ihrer Liebe und Verehrung erfreut. Etwas anderes als Meisterlieder hat er freilich nicht gedichtet und seine eigenen Töne, deren er nach cod. nor. bibl. Will. 784 Bl. 299, 24 erfunden haben will, scheinen überdies nicht sonderlich beliebt gewesen zu sein. Wenigstens werden sie weder von ihm selbst, noch von andern Singern häufig angewandt mit Ausnahme vielleicht der stumpfen Kornweis, die auch sonst einigemale vorkommt. Von der Aufzählung aller der Benennungen (gesprengte Tiegertierweis', Strobelkopfweis' 2c.), die überdies wohl a. a. O. wie die Töne selbst nur ad hoc erfunden wurden, glaube ich daher absehen zu dürfen. Ob er zu solchen „Gebäuden" auch eigene Melodien erfand? Bekannt ist mir deren keine, und auch Benedikt von Watt selbst hat nie, wie so häufig die Weisen anderer, so auch einen seiner eigenen Töne, „genotiert", d. h. mit Noten versehen gegeben. Diese Meistergesänge nun scheiden sich am einfachsten in geistliche Lieder, Gedichte historischen oder sagenhaften Inhalts und Schwänke. Zu den erstern, die, wie bei Hans Sachs, die ungenießbarsten sind, gehört namentlich seine Paraphrase der Passionsgeschichte in 21 Liedern[2] und des „Buches Jesu des Sones Syrachs",[3] seine zahlreichen Gedichte über die Sonntagsevangelien und -episteln,[4] über einzelne Kapitel der Bücher Mosis,[5] seine Lieder zu den drei hohen Festen,[6] die von

[1] In dem Gedicht auf seinen Tod heißt es:

da (in Nürnberg) hat
er daß Maistergsang außerkorn
gelernet als die Jar Zal Ja
95 der kleinen ist gewesen —

Meistergesänge existieren von ihm jedoch schon aus früherer Zeit. Aus dem Jahre 1591, mit dem Keinz a. a. O. seine dichterische Thätigkeit beginnen läßt, ist mir bisher kein Lied Benedikts bekannt geworden, dagegen mehrere aus dem Jahre 1592. Die obere Grenze indessen, für die Keinz das Jahr 1614 ansieht, ist noch um zwei Jahre hinauf zu rücken. Das letzte mir von Benedikt v. Watt bekannte Gedicht stammt vom 9. März 1616, steht in *E* Bl. 393 f., ist in der Fröschweis Frauenlobs gedichtet, behandelt „etliche mörderliche geschichten" und wurde von dem Verfasser dem Hans Müller zugeeignet, von dem weiter unten noch die Rede sein wird.

[2] Cod. nor. bibl. Will. III, 784 Bl. 181 ff.

[3] Cod. dresd. M. 17 Bl. 531 ff.

[4] Ebenda, Bl. 111 ff. und 201 ff.

[5] Ebenda, Bl. 1 ff. (Kapitel 6—38 der Genesis, zum Teil von andern Verfassern.) Cod. dresd. M. 17, Bl. 1 ff. (Vgl. Schnorrs Katalog der Dresdner Handschriften 2, 429.)

[6] *E* 282 ff.

den Meistersingern durch besondere Singschulen in der Predigerkirche gefeiert wurden, und eine große Menge sonstiger Meistergesänge, in denen der Text der heiligen Schrift in Verse gebracht ist. Ähnlich wie von Hans Sachs kann man auch mit Bezug auf Benedikt von Watt sagen, daß es nur wenige Abschnitte der Bibel geben wird, die von ihm nicht zum Gegenstande eines Gedichts gemacht worden sind. Vielfach auch bietet ihm eine Bibelstelle nur den Anlaß zu eigenen Betrachtungen oder zur Auslegung; so z. B. in einer Reihe von Liedern über die Natur des Teufels und der Dämonen.[1] Wieweit der Gedankeninhalt solcher und ähnlicher Gedichte Benedikt von Watt selbst angehört und wieweit er auf gleichzeitige theologische Schriften zurückgehen mag, läßt sich schwer entscheiden, da Benedikt seine Quelle nicht immer angiebt. Zuweilen liegen Luthers Auslegungen zu Grunde.[2] Im allgemeinen macht sich eben in diesen Gedichten der ersten Gruppe der Dilettantismus des Verfassers am krassesten und verletzendsten geltend, am deutlichsten erkennbar an unpassend, zuweilen ganz sinnlos gewählten Flickworten und Flicksilben und noch gesteigert durch Strophenformen von künstlich verschränktem Bau, die Benedikt von Watt bevorzugt. Auf die Äußerlichkeit genauer Silbenzahl und überhaupt auf strenges Einhalten der meisterlichen Regeln wird großes Gewicht gelegt, und mehrfach hat Benedikt die Lieder Anderer durchkorrigiert, wie er dies dann unter dem Gedichte anzumerken liebt. Einigemal sind auch meistersingerische Bezeichnungen für verschiedene Reimarten den einzelnen Versen beigefügt: ein Korn, Ploß Reim u. s. w., damit der Leser oder Singer den Strophenbau leichter übersehen möge. — Von dieser zu der nächsten Gruppe von Gedichten bilden den Übergang einige Lieder, in denen der zornmütige Lutheraner seinem Haß gegen alle Andersgläubigen Ausdruck giebt, wie in dem Gedichte „Die Hoffart der Bäpst“[3] oder in dem Liede: „Ein machometische Lügen, Berg sollen Stein zum bau der statt mecha geschickt haben vnd ein stein geweinet“.[4] Sie finden durch manche der eigentlichen Schwankdichtungen ihre Ergänzung. Bei solchen Gelegenheiten gelingt ihm

[1]) Cod. nor. bibl. Will. III, 784 Bl. 410 ff.: „Ob gespenst sein vnd erscheinen oder nicht.“ „Teuffel oder geister was sie für Creaturen sein.“ „Ob die Teuffel der Menschen gedanken wüssen können.“ „Ob der Teuffel die Menschen in die lufft füren kan.“ „Wenn der Deuffel ein besitzt kan er sein nicht bald loß werden.“ „Der Teufel ist ein lügner.“ *E* 79 b: „Beweiß, das die verstorbnen nicht umbgehen auff Erden.“

[2]) Z. B. dem Liede „Wo das Paradeiß sey“ (bibl. Will. III, 784 Bl. 408), dem Gedichte „Von der vrsach zu einer gutten, oder bösen Ehe“ (cod. herol. germ. fol. 24, Bl. 20. Anfang: „Do ctor luther schrib mit sanfftmut“) u. s. w.

[3]) Bibl. Will. III, 782 Bl. 1095.

[4]) Bibl. Will. III, 784 Bl. 319.

wohl hin und wieder ein kräftiger Spruch oder ein witziges Wort, welches zeigt, daß nicht immer die äußerliche Künstelei sein warmes Gefühl erstickte. So berichtet er einmal von einem Bischof, der mit Heiligkeit so vielfach überzogen gewesen sei, wie eine Bamberger Zwiebel [mit Häuten] und auch seine Schäfchen gar sehr geliebt habe, aber nur, um ihnen nachher die Wolle abzuschinden, „Gott aber wird alle diese Schafbeißer in die ewige Not kommen lassen".[1] Von sittlichem Ernst und hingebender Liebe zur Sache durchdrungen ist auch sein Gedichtcyklus über „Das Leben vnd Seliglich Sterben des Hocherleuchten Ehrwirdigen Mann Gottes Martin Luters Doctor der heyligen Schrifft dem Auffrichter vnd Widerbringer des heiligen Euangelions vnserer Selen höchstem vnd heiligstem Schatz, seinen Kampff vnd streit so er mit gottes vnd seinen Feinden gehabt hat," den Benedikt von Watt 1599 verfaßte.[2] In einigen der Handschriften, in denen uns diese neun Gedichte über Luthers Leben und Sterben erhalten sind, reihen sich unmittelbar an ein Meistergesang mit der Überschrift: „Ein lugen Jm welschland außgangen von des Herrn D. Luthers dot, noch bey seinem leben außgangen" gleichfalls vom Jahre 1599, sowie zwei „Pare" über „Das leben des Erwirdigen Herren M. Philippi Melanthonis" von 1598 und 99.[3] In diese Reihe gehört auch „Ein schön Hystorj Jn 6 Tönen vom Francisci spirj wie er verzweifelt", die Geschichte jenes bekannten Italieners, der sich verleiten läßt, seinen lutherischen Glauben gegen bessere Einsicht zu widerrufen und an diesem Widerruf geistig zu Grunde geht. Die Ausführung dieses Gemäldes, für welches „Herr Doctor Ludwig Rab" als Quelle genannt wird, zeigt uns den religiösen Sinn des Verfassers nahezu zum Fanatismus gesteigert.[4] Seine sonstigen historischen Gedichte sind sehr mannigfaltiger Art. Die Stoffe dazu entnimmt er dem grauen Altertum sowohl wie der jüngsten Vergangenheit, überall das Anekdotenhafte und Sensationelle bevorzugend. Dabei tritt seine Vorliebe für die cyklische Form, die — wenigstens was die Historien betrifft — nur wenige Meistersinger

[1] Bibl. Will. III, 784 Bl. 545 b.

[2] Ebenda, Bl. 625 ff.; cod. dresd. M. 6, Bl. 261 ff. M. 7, Bl. 318 ff. M. 16, Bl. 410 ff. (Vgl. Schnorrs Katalog der Dresdner Handschriften und Keinz a. a. O.)

[3] Bibl. Will. III, 784 Bl. 635 f.; cod. dresd. M. 6, Bl. 271 a (nur Melanchthons Leben); M. 16, Bl. 417 (nur das Gedicht von der welschen Lüge).

[4] Bibl. Will. III, 784 Bl. 599 a—604 b. *E* Bl. 423 a—428 a. Ein anderes Gedicht ähnlicher Tendenz wird von August Hartmann a. a. O. S. 57 unter Nr. 3 aus einer Pester Handschrift angeführt. Vgl. ferner Benedikts Gedicht von dem Augustinermönch Johann Hoffmeister von Colmar, der 1547 auf den Reichstag nach Augsburg beschieden wurde, um gegen Luthers Lehre zu predigen, aber auf der Reise dorthin in Günsburg starb (*E* 110 a—111 a) und andere mehr.

mit ihm teilen, die aber auch in den frühesten Meistergesängen Hans Sachsens gelegentlich zu Tage tritt,[1] wieder recht hervor. So findet sich die Geschichte Karls des Kühnen von Burgund und seines grausamen Landvogts im Elsaß Peters v. Hagenbach in neun, die Tellsage in sechs Liedern behandelt. Neben solchen und ähnlichen Stoffen, die den geborenen Schweizer besonders interessieren mußten,[2] auch ferner liegende Themata, wie die „Hystoria vnd geschicht von Carolo Magno" und seinem Vetter „dem Ritterlichen Starcken Helden Rolandum" in zwölf Liedern[3] oder die Geschichte von dem heldenmütigen Untergang des Grafen Zrinyi („Serin" bei Benedikt von Watt) in der Festung Sigeth in neun Liedern, deren erstes später (1615) hinzugefügt wurde und über Ursprung und Anfang der Türkeneinfälle überhaupt unterrichten soll,[4] dann die „Verfolgung der Christen zu Merindola in vier Klagweisen"[5] und andere mehr.[6] Daß in allen diesen historischen Gedichten der Teufel meist eine große Rolle spielt, der Cyklus über Herzog Karls v. Burgund Leben und Thaten z. B. gleich anhebt:

[1]) Vgl. die Gedichte von „Guiscardus und Gismonda" im Frauen-Ehrenton 1516 (Goedeke, Dichtungen des Hans Sachs, S. 18 ff.) „Die Lisabet mit irem Lorenzen" in Hans Sachsens Silberweis 1519 (ebenda, S. 32 ff.). Zu unterscheiden sind von solchen Gedichten Lieder in volkstümlichen Tönen wie das „Wider die blutdürstigen Türken" im Bruder Veiten Ton 1532 (ebenda, S. 73 ff.) oder in Choralform, wie das „Glaubensbekenntnis" von 1530 (ebenda, S. 64) und andere. Aber zu allen solchen Liedern mit zahlreichen Strophen scheint Hans Sachs durch die Blüte des Volksliedes angeregt worden zu sein; in der zweiten Hälfte seines Lebens begegnen derartige Gedichte meines Wissens nicht mehr. Bei Benedikt von Watt war es wohl eher ein Zug zum Epischen, der ihn jene erstere Art erneuern ließ.

[2]) Der ausführliche Titel des Telleyklus lautet: „Ein Hystory von der Cimbrier denmärker vnd Schweden ankunfft in der Helvetier land, vom vrsprung vnd namen der Schwiter oder Schwytzer, von Hochmut deß Adels vnd Tyranney Der Landvögt vnd wie Wilhelm Tel genöt seinem Son ein apffel vom haubt schießen must, von vertreibung deß Adels vnd Eides bund der Schwytzer ꝛc." nach Bibl. Will. III, 784 Bl. 605. Die genannten Cyklen auch in cod. dresd. M. 16, Bl. 436 ff. und 440 ff. Ein anderes Gedicht der Art ist „Ein Schönj Historj Jn 7 thönen, von einem falschen Franciscus zu Bern Jm Schweizerland geschehen" (Bibl. Will. III, 784 Bl. 641 a).

[3]) Bibl. Will. III, 784 Bl. 659 a; es ist hier jedoch nur das siebente Lied vollständig ausgeführt, von den andern nur der Ton, die Überschrift und die erste Zeile angegeben, im übrigen freier Raum gelassen. Es ist daher fraglich, ob er diese Lieder überhaupt gedichtet hat, wir es nicht vielleicht nur mit einem Entwurfe zu thun haben.

[4]) Ebenda, Bl. 647 a.

[5]) Ebenda, Bl. 638 b, *E* Bl. 428 ff.

[6]) Z. B. auch: „Ein schöne History von der schönen Jungfrauen Agley vnd Jrem liebhaber H. Wilhelm vnd hat 7 par." (Bibl. Will. III, 784 Bl. 592 b bis 598 b und cod. dresd. M. 16, Bl. 406 ff.)

„Der Sathan von anfang der welt
Wie die Schrifft meldt
Ist ein friden Zerstörer
der nur hader anricht
drib auf manchen Empörer
Weil schentlich
Er hasset das Menschlich geschlecht",

das kann bei der uns schon bekannten Gemütsrichtung Benedikts von Watt und bei dem Geiste, der jenes Zeitalter der Hexenprozesse erfüllte, nicht wundernehmen. Für diese cyklischen Gedichte wie für seine historischen Lieder überhaupt haben ihm vorzugsweise weitverbreitete Chroniken den Stoff dargeboten, so vor allem Johann Stumpfs vielfach aufgelegte und nachgedruckte „Schweytzer Chronick" und Sebastian Münsters „Cosmographia", dann des Ludwig Rabus' „Historien der Heyligen Außerwalten Gottes Zeugen, Bekennern vnnd Martyrern", neben denen noch bald eine „französisch Cronic", bald eine „schlesisch Cronic", sowie Vincentius Bellovacensis, Albertus Krantz, Caspar Goldwurm, „Philippus Melanthon In seiner Cronica" und andere, für Stoffe aus dem Altertum besonders häufig Josephus, ferner Eusebius, Justinus, Augustinus, der Lieblingsschriftsteller des Mittelalters, u. s. w., manche in ziemlich verderbter Namenschreibung als Quelle angeführt werden. Unter den Einzelparen historischen Inhalts sei hier nur noch auf einige hingewiesen, in denen Zeitereignisse behandelt werden, auf Gedichte wie das von einer Zauberin, „so Jr eigen hauß angezündet hat, Die wirt zu Speyer verbrennet 1602"[1] oder „Abtrünnige Walonen zersprengen einem Jungen seinen Kopf mit Pulver 1602",[2] „Mellingen wirt angezündt",[3] sowie die bei Benedikt von Watt mehrfach begegnenden Erzählungen von seltsamen Mißgeburten.[4] Bei den meisten dieser Lieder, die den Übergang zu den Schwänken oder, wie es in dem Erlanger Codex heißt, zu den „Fabeln, Possen vnd Stamponey"[5] bilden, werden fliegende Blätter, die „Zeitungen" der damaligen Zeit und dergleichen als Quelle gedient haben. Gedichte wie „Ein Magd verdirbt an Jhrem leib von den Franzosen",[6] „Ein Weib ertödt vnd frist Jhren man"[7] und andere wären hier

[1] Bibl. Will. III, 784 Bl. 324 b mit dem Schluß: „O Gott dempffe des deuffels schar."
[2] Ebenda, Bl. 322 b.
[3] Ebenda, Bl. 515 b.
[4] So das Gedicht von zwei Mißgeburten im Pflugton Sigharts, Bibl. Will. III, 782 S. 186; „Zwey Kinder in Mutterleib zusam gewachsen" in der kurzen Blühweis Onophrius Schwarzenbachs, *E* Bl. 433 b und andere mehr.
[5] *E* Bl. 528 a (siehe unten).
[6] Cod. berol. germ. fol. 24, Bl. 33.
[7] *E* 422 b.

anzuschließen. Überall werden die Nachtseiten des Lebens mit Vorliebe behandelt, ist über dem Hang zum Sensationellen, zumeist mit einem starken Stich ins Lehrhafte, Moralisierende, der historische Sinn und das poetische Gefühl zu kurz gekommen.

Allerlei „seltsame Geschichten" herrschen auch in derjenigen Gruppe seiner Meistergesänge, welche noch zu besprechen übrig bleibt, den schwankartigen Dichtungen, bei weitem vor. Didaktischen Anstrich haben darunter namentlich Gedichte, wie „Straff zweier falschend aid schwerer", „Straff eines Meinaids", „Straff eines Heuchlers"[1] oder wie „Sechs ding sind den Menschen angeboren", „Drei ding sind zu schelten", „Drei ding mag man hilfflos nennen", „dreyerlej Menschen begeren dz Sie nicht finden", „Zwei Ding lassen sich nicht Setigen", „Vor drej dingen sol Sich Jederman hüetten",[2] „Was zu einem schönen Hauß gehöre"[3] und andere mehr. Die Lust am Sensationellen und Grausigen überwiegt in Liedern wie „Ein Pörtner scherzt mit einer Bättlerin in einer todtenbar, sie werden beide darin verspert",[4] „Einer wirt in der todtenbar wider lebendig",[5] „Etliche erben die Pestin von andern"[6] oder in dem Gedicht, das von einer Prügelei bei einem Weihnachtsspiel handelt[7] und ebenso in dem letzten der uns von Benedikt bisher bekannt gewordenen Lieder „Etliche mördliche Geschichten", das er, wie bereits erwähnt wurde, seinem Freund und Gönner, dem Rotschmied Hans Müller in dessen Meistergesangbuch dedizierte.[8] Auch von den eigentlichen Schwänken seien nur einige der inhaltlich interessantesten angeführt. Eines dieser Gedichte „Ein weib verspott den teuffel mit ein furtz" ist kürzlich von J. Bolte veröffentlicht worden.[9] Es zeigt, daß unser Meistersinger seinem großen Vorbilde, Hans Sachs, auch in der Derbheit nachzueifern bestrebt war, freilich nur mit geringem Erfolge. Ähnliches ließe sich von der Geschichte von dem fruchtbaren Weibe, einem flauen und pointelosen Abklatsch des Hans Sachsischen Gedichts vom Eiszapfen, in dem der betrogene Ehemann, von seiner Reise heim-

[1]) Bibl. Will. III, 782 S. 905, 906 und 907.

[2]) Ebenda, S. 1077, 1078, 1079, 1080.

[3]) Cod. berol. germ. fol. 24, Bl. 246 a. Ähnliche Gedichte waren früh beliebt; vgl. z. B. auch den Meistergesang Nunnenbecks, den ich in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 11 (1895) S. 176 f. kurz besprochen habe.

[4]) Bibl. Will. III, 784 Bl. 320 b.

[5]) Ebenda, Bl. 323 a.

[6]) Ebenda, Bl. 322 b.

[7]) Cod. berol. germ. fol. 24, Bl. 242 b.

[8]) Siehe oben S. 23.

[9]) Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge 7 (1894), S. 458, aus *E* Bl. 545 a. Vgl. auch Bibl. Will III. 782 S. 912.

gekehrt, zum Schluß Gott wegen der Fruchtbarkeit seines Weibes lobt,[1] von dem Gedichte „Der Student mit dem Mörser“[2] und anderen mehr sagen. Unter den übrigen hebe ich hervor „Ein Jungkfraw nach verlierung Jrer Ehr wirt von einer Haselstauden gestrafft“, die ihr eine Standrede hält; ganz gewandt in der Form, aber in Gedanken und Wendungen keineswegs originell;[3] ferner „Von dreyen Seltzamen Schützen“,[4] „Ein Esel so sich vol wein trunck sol die Zech bezalen“,[5] „Einer bezahlt mit Essen eim Apt ein schuld vnwissend“,[6] „Jm Schneutzen wirfft einer sein Kopff hin“,[7] „Warum die müller weiß tragen“[8] u. s. f. Die Quelle, aus der der Dichter schöpfte, wird bei den Gedichten dieser dritten Gruppe in der Regel nicht namhaft gemacht; es ist eine Ausnahme, wenn, wie bei einem solchen von A. Hartmann angeführten Gedicht, die Vorlage genannt wird.[9]

Von größerer Bedeutung als wegen seiner poetischen Erzeugnisse ist Benedikt von Watt für uns als Schreiber einer ganzen Reihe von Meisterliederhandschriften und durch seine sonstigen Bestrebungen zur Hebung der holdseligen Kunst. Einige jener Handschriften hat er

---

[1]) Cod. berol. germ. fol. 24, Bl. 228 b im Würgendrüssel Frauenlobs, mit Noten; Anfang: „Ein Burger saß zu bretten.“

[2]) Cod. dresd. M. 5, S. 162 „Jn der Berenweis B von Watt“ Anfang: „Nun
Hört im Baierland zu Jngolstatt.“

[3]) Cod. berol. germ. fol. 24, Bl. 240 b.

[4]) Bibl. Will. III, 784 Bl. 322 a.

[5]) Ebenda, Bl. 324 a. Die Geschichte von dem Esel, der, weil er beim Aussaufen des Weines nicht gesessen, sondern gestanden habe, nach dem Ausspruch des weisen Richters als Standesperson seine Zeche nicht zu bezahlen braucht. Der Schwank wird verschieden lokalisiert; hier ist er ins Württembergische verlegt. Nach H. Weichelt, Hannoversche Geschichten und Sagen (Norden, 1895) 3, 239 fällt ein Bürgermeister zu Hildesheim 1557 dieses salomonische Urteil.

[6]) Cod. berol. germ. fol. 24, Bl. 238 b.

[7]) *E* Bl. 551. Es handelt sich um einen Hingerichteten, dem sein Kopf wieder angefroren war. Als er mit dem Henker in der warmen Stube sitzt und sich schneuzen will, reißt er sich den Kopf herunter, der hinter die Thür fliegt:

Gleich wol ist die
gschicht gar schwer hie
Zu glauben, muß ich Jehen; —
Aber, wie Jr selbst Zum theil wist,
das der teuffel nachretig ist,
voll arger list,
Solt es wol sein geschehen. —

(Die Interpunktion ist von mir hinzugefügt.)

[8]) *E* Bl. 569 b.

[9]) A. Hartmann, a. a. O. S. 57 Nr. 6; Anfang:

Jm Buch der kleinen warheit steht
wie ein bauer ein krankheit hett.

wohl ohne Zweifel auf Bestellung und gegen Entgelt angefertigt. Hat doch selbst Hans Sachs gelegentlich auf Bestellung gedichtet und abgeschrieben und sich dadurch einen Nebenverdienst verschafft.[1] Für unsern Benedikt kommt dabei vor allem der schon mehrfach citierte Erlanger Codex in Betracht. Es ist ein starker Foliobanд in Schweinsleder mit Schließen und Eckbeschlag aus Messing. Die Goldpressung des vordern Deckels zeigt in der Mitte den Patron der Meistersinger, den König David, zu Gott Vater betend, der ihm in den Wolken erscheint; darüber und darunter je ein biblischer Spruch. Die Außenseite des hintern Deckels schmückt ein gleich großes Bildnis Martin Luthers. Blatt 1 b enthält in kalligraphischer Schrift den Spruch:

Bhelfstu mich nit in deinem Haus
Bnd leſt mich viel ſpatziren auß
Leſt auch ein Jeden auß mir ſchreibn
So werdt Jch nit lang ſauber bleibn.

Blatt 2 a folgt das Titelblatt: „Ein ſchönes Meiſter Geſang Buch .... in 3 theil oder Bücher .... durch Einen Meiſter vnd liebhaber dieſer edlen Kunſt, in eyl ſo gut ers hat bekommen mögen zuſammen getragen Jm Jar Chriſtj 1617", ebenfalls kalligraphisch und nicht von der Hand Benedikts geschrieben, die überhaupt erst auf Blatt 26 einsetzt. Blatt 3 und 4 füllt die ziemlich wortreiche Vorrede, aus welcher hervorgeht, daß der unterzeichnete „Hannß Müller Rottſchmidt vnd Gewichtmacher" das Buch auf seine Kosten

[1] Vgl. die Vorrede zu dem von Hans Sachs für Sebastian Hilpraut geschriebenen Buch mit Meistergesängen cod. dresd. M. 11 (Schnorr v. Carolsfeld, Katalog der Dresdner Handschriften 2, 425), ferner den von Hans Sachs für den Schlossergesellen Bartel Weber geschriebenen und lange Zeit verschollen gewesenen, 1894 von mir zuerst als die verschwundene Handschrift wiedererkannten Meisterliedercodex der Nürnberger Stadtbibliothek (Goedeke 2, 250 n.), die für Hans Leutzdorffer geschriebene Göttinger Handschrift (Ms. philol. 194. 4) und einige andere Meisterliederbücher, in denen sich, wie im cod. weim. Q. 571, 4 oder cod. dresd. M. 192, Lieder von Hans Sachsens Hand, zumeist je auf einen einzelnen Bogen Papier geschrieben, mit andern untermischt finden. Auf einem dieser Blätter steht auch noch die Bestellung, die, vermutlich von einem spätern Besitzer des Bandes, mit Kreide zu tilgen gesucht und daher bisher übersehen worden ist: „Mein freundtlich grus vnd alles guets hertz lieber vatter Sachße ir wolt mir ein ſchon lied ſchreyben auf die oſteren" nur dieses letzte Wort nicht mehr recht leserlich); vgl. cod. dresd. M. 192, Bl. 33 a. Unklar bleiben ein paar merkwürdige Preisbezeichnungen unter zwei Liedern des von Valentin Wildenauer geschriebenen zweiten Teils des cod. berol. germ. 4° 410, nämlich 1. unter dem Liede „Es ſprechen Zweiffelere" im Hofton des „Edlen vnd veſten N. Marners" steht auf Bl. 30 b: „Anno 44 geſchriben am ſuntag nach aller heiligen 4 fl 1 ort 3", und 2. unter dem Gedicht vom Bauern mit dem Saffran im Spiegelton Ehrenbotens lieſt man auf Bl. 54 a: „Anno ſalutis 1550 geſchriben am ſuntag nach allerheiligen tag: 4 f. 4 h. d. H. S." Vielleicht kommen diese sonderbaren Angaben ebenfalls für die hier beregte Frage in Betracht.

hat schreiben lassen, „welches mir," so heißt es weiter, „viel müh vnd arbeit, zu sampt dem vncosten gemachet hat, so gering es auch scheinet." Tadeln ist aber leichter als Bessermachen und

„dieses Buch ist nicht zugericht für die hocherfahrnen kunstreichen Singer, die sich gedunncken lassen, die Kunst gar gefressen zu haben, ist auch nicht gemacht für die grübler, welche baldt dieses, baldt jenes finden, an welchem sie einen Eckel vnd grauen haben, Sonder es ist gemacht für die frommen einfeltigen Singer, welche der Kunst nachforschen, solche recht zu lehrnen vnd dieselbige lieben mit Inbrünstigkeit, on alles falsch, wie die einfeltigen Tauben ..... Auch so wirdt diese edle schöne Kunst von tag zu tag je lenger je scherffer vnd wird von vielen Kunstreichen Singern täglich rainer an den tag gegeben .....

Es ist aber nottwendig zuwissen, daß diese edle schöne Kunst nit nach art der Musie zuverstehen ist, wie sie überall in den Kirchen gebraucht wirdt, sonder sie ist ein stuck derselben, vnnd wirdt genennet daß Meistergesang, aus diesen Vrsachen weil sie alle vnkunst, in dem gesang außschliesset vnd hinwegschaffet, welche vnkunst dan aus den 7 Freyen Künsten artlich erkennet wird .....

Vnnd sindt in diesem Buch ordentlich zufinden, Erstlich Geistliche vnnd Schrifftliche [d. h. biblische], dann, Weltliche Historien, vnnd endlich Fabel Possen, vnnd Stamponey.

Weil aber hierin Zweyerley Schrifften sein, daran wolle sich der gutherzige lesser, nit Irr machen lassen, wiewol Ich für meinen thail selbsten gern gesehen, das es in einer Schrifft were zu endt gebracht worden, Weil aber Gott der Allmechtige nach seinem Vnerforschlichen Rath vnd willen, meinem ersten Schreiber mit einem plötzlichen todtsfahl vbereylet, vnd hinweg gerissen, hatt mich derwegen der rechtschaffene eyffer (so Ich Zu dieser edlen Kunst getragen) getrieben, das Ich dieses Buch durch einen andern verferttigen vnd Zu endt bringen lassen ....

Geschehen in Nürnberg am heiligen neuen Jarstag nach der geburt Christi vnsers Erlösers vnd Seligmachers 1617 Jar."

Jener erste Schreiber, von dem in diesem ohne Zweifel von Hans Müller selbständig verfaßten, wenn auch nicht selbst geschriebenen Vorwort die Rede ist, war unser Benedikt von Watt. Seine leicht zu erkennende Handschrift weist stets der erste, größere Teil eines jeden der drei in der Vorrede genannten Abschnitte des Buches (geistliche Lieder, weltliche Historien und Possen) auf, die ursprünglich ein jeder für sich bestanden und auch noch je ihre besondere Paginierung haben. Als Benedikt dann im Mai 1616 plötzlich starb, mußte Hans Müller sich nach einem andern Schreiber umsehen, den er — so dürfen wir nach dem Folgenden mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen — in Hans Deisinger fand. Diesem blieb es vorbehalten, zunächst die drei einzelnen Bände zu Ende zu führen und jeden mit einem besondern Register, den ersten außerdem mit Titel und Vorrede zu versehen. Zwischen dem sich an die Vorrede unmittelbar anschließenden Register der geistlichen Lieder und dem eigentlichen Beginn des ersten Teiles wurden dann noch auf einigen leeren Blättern, wie es der Auftraggeber wünschte, ein Gedicht über den Ursprung des Meistergesangs, ein weiteres von der „bewerung deß gesangs" (Lied zu seinem Lobe), eines vom Unterschied eines Dichters und Singers (von Hans

Sachs', „Von Zweyerley Dichtern ein gleichnus" (von Caspar Ottendorfer), ein Gebet (von H. W. = Hans Weidner) und Hans Sachsens Valete eingeschoben. An dieses schließt sich das mehrfach citierte Klagelied über den „gehlingen Todtsfahl deß Ersamen Benedict von Watt" und es blieb nun, bevor Teil 1 begann, gerade noch ein einziges Blatt frei. Dieser Raum wurde am 7. Juni 1617 ausgefüllt durch ein Trauergedicht auf Hans Mülner (wie er hier genannt wird) „Burgern, Rotschmidt vnd Gewichtmachern", der wenige Tage vorher gleichfalls vom Tod ereilt und am 4. Juni beerdigt worden war.[1] Sowohl dieses als das voraufgehende Gedicht sind enger geschrieben als die frühern, woraus sich ergiebt, daß sie erst nach dem Einbinden des ganzen Buches auf einige leer gebliebene Seiten nachgetragen wurden. Beide sind von Hans Deisinger gedichtet, der sich auch durch ausführlichere Zusätze[2] in den von Benedikts Nachfolger geschriebenen Teilen des Codex als eben dieser zweite Schreiber und der Vollender des Buches verrät. Noch im Oktober desselben Jahres 1617 ist auch Hans Deisinger gestorben.[3]

Ich habe bei der Entstehung dieser Handschrift *E* absichtlich etwas länger verweilt, als für unser Thema nötig gewesen wäre, weil sich dieselbe, obgleich etwas kompliziert, doch besonders klar erkennen läßt und ihre Geschichte auch manchen nicht uninteressanten Einblick in das Denken und Thun der Meistersinger aus der Wende des 16. Jahrhunderts gewährt. Von welchem stolzen Selbstgefühl doch noch diese Leute beseelt waren!

Allerdings setzten ja unsere Überlegungen zum guten Teil die Kenntnis der Schriftzüge Benedikts von Watt, der nirgends ausdrücklich als Schreiber genannt wird, voraus. Solche sichere Kenntnis erlangt man leicht aus Handschriften wie cod. berol. germ. fol. 24 oder cod. nor. bibl. Will. III, 784, in denen sich Benedikt seltener

[1] In der Überschrift heißt es von ihm unter anderm: weil er „der löblichen Kunst des Meistergesangs, bey 30 Jarn beygewohnt, Haben Ihme seine Hinderlassene Meistersinger zu ehren, Ein Klag vnd Traurliedt gemacht, welches auf freyer offener Singschnel ist gesungen worden, am Heiligen Pfingstfest. Weil er dann dieses Buch, mit groser mühe vnd fleiß, Zusamm getragen, Ist solches Liedt auch Herein geschrieben worden".

[2] Z. B. Bl. 98 b: „Dicht Hannß Deisinger Im 1608 Jar, den Carfreytag, daß ist der 25 Martij Ein grosser wunndertag."

[3] [Ratsprotokolle 1617, 7, 13 a] Samstag, 11. Oktober 1617:

Nach dem Hannß Deisinger Hochzeitlader gestorben, Ist die Supplicationen vmb diß Embtlein anzunemen, vnd zu Referiren beschiden.

[Ratsprotokolle 1617, 7, 48 a] Donnerstag, 23. Oktober 1617:

An statt Hans Deisingers Hochzeitladers seeligen. Ist zu solchem ämbtlein zugelassen Michel Roht Paretmacher, doch das er seinem erbieten wegen der Deisingerschen wittib vnd Lenckerischen Kinder nachkommen vnd des diensts mit fleiß abwarte. Vgl. auch Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum 1894, S. 41.

durch unumwundene Angabe, als durch weitläufige Behandlung seiner eigenen Töne und lange Zusätze zu seinem Namen auf das deutlichste als der Schreiber kund thut.[1] Wer sich einmal die feste, markige, ebenmäßige und originelle Schrift unsers Meistersingers eingeprägt, wird sie überall, wo sie sonst vorkommt, unschwer wieder erkennen.

Die genannten beiden Codices bilden mit dem cod. berol. germ. fol. 25 zusammen eine besondere Gruppe in dem Kreise der von Benedikt geschriebenen Meisterliederbücher. Es sind gleichsam Sammelbände angelegt mit besonderer Rücksicht auf die meistersingerischen Töne und ihre Notierung. Sie unterscheiden sich dadurch wesentlich von andern Meisterliederhandschriften und sind daher wichtige Quellen zur Kenntnis der meistersingerischen Musik, die ich schon an anderer Stelle[2] kurz charakterisiert habe und die, soweit meine bisherige Kenntnis reicht, keineswegs zu den erfreulichen Seiten dieser merkwürdigen Erscheinung gehört. Im cod. berol. germ. fol. 25 scheint es ihm ohne eigentlichen Plan besonders auf seltenere Töne angekommen zu sein. Wir finden in dem Bande eine ganze Reihe von Weisen, die sonst überhaupt nie oder nur ganz sporadisch genannt werden und gebraucht worden sind.[3] Systematischer verfuhr er dagegen bei den zwei andern hier in Betracht kommenden Handschriften. Hier muß es seine Absicht gewesen sein, überhaupt ein Verzeichnis aller Meistersinger mit Beispielen von ihren sämtlichen Tönen zu liefern, wofür vielleicht der cod. 25 als eine Vorarbeit angesehen werden darf. Bei der Emsigkeit und Energie Benedikts ist es nur natürlich, daß die genannten Handschriften auch in dieser weitern Beziehung von nicht geringer Bedeutung für die Geschichte des

[1]) Vgl. namentlich cod. berol. germ. fol. 24, Bl. 79: „NB. disen Ton hab ich benedict von watt, daher gesetzt, wie ich in von Christof Heinlein gelernet habe, hat doch H. Sachs ein lied darrein gedicht, dz hat ein andere Form, faht an:" ꝛc. — Bl. 217, unter einem Gedicht des Nikolaus Zolner: „Corrig. Bened. v. Watt" (die Korrekturen finden sich in der Handschrift selbst vorgenommen). – Bl. 218: „Nachvolgende 6 thön so auch dem Frauenlob zugerechnet werden hat Christ. Heinle mit von Augspurg genotiret, hieher gen Nürnberg bracht"; ähnlich eine Notiz auf Bl. 248. — Cod. berol. germ. fol. 25, Bl. 390: „Anno 1602 . . . dichts Nicolaus Zolner zu wehrd. Cor.: B. v. W." (wie oben). Vgl. ferner die ausführlichen Angaben über Benedikt aus cod. nor. bibl. Will. III, 784, die S. 19 Anmerkung 1 wiedergegeben wurden, und andere mehr.

[2]) Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum 1894, S. 26.

[3]) Vgl. z. B. Bl. 330 den „geblümten Wunderton Simon Mayrs von München"; Bl. 375 die „grüne Teppichweis Erhart Mayers von basel"; Bl. 414 die „gulden Wechselreimweis Martin Gümpels" (von Straßburg); Bl. 433 die „fröliche Faßnachtweis Frantz Kalförders von Mad B" (Magdeburg); Bl. 438 die „Orgelweis Georg Rauhen"; Bl. 441 die „stumpffe Schloßweis Hans Müllers Schlosser"; Bl. 443 die „nidrige Richterweis Joachim Schultzen"; Bl. 446 die „gecrönte Hirschweis M. Joseph langen" und anderes mehr.

Meistergesangs sind, wie denn den Arbeiten Benedikts von mir bereits manche ergänzende Notiz entnommen worden ist.[1])

Bei oberflächlicher Betrachtung ist man nun wohl geneigt, anzunehmen, daß beide Codices zu einem einheitlichen Sammelwerke gehörten, besonders wenn man die Lückenhaftigkeit, die springende Seitenzählung und die Fehler beim Einbinden, die beiden Büchern gemeinsam sind, beim Nürnberger Codex jedoch erst dem 18. Jahrhundert zur Last fallen, in Betracht zieht.[2]) Sorgfältigere Vergleichung lehrt indessen, daß wir es mit zwei ziemlich gleich angelegten Sammlungen zu thun haben. Denn in der Berliner Handschrift heißen die Überschriften einfach: „Hans Grieser hat 1 thon" oder „Heinrich Endres hat 6 thön", in dem Nürnberger Codex dagegen lauten sie: „Der 11. Meister Wolff Herolt hat 6 thön" oder „Der 72. Meister, Fridrich Ketner, hat 4 thön". Außerdem finden sich beispielsweise Benedikts von Watt Töne sowohl im Berliner Codex 24 (auf Blatt 110 a) als auch in dem Codex der ehemaligen Willschen Bibliothek in Nürnberg (auf Blatt 299 ff.), und zwar beidemale in genau derselben Weise, nämlich die Benennungen zuerst mit Rotstift aufgeschrieben, dann mit Tinte nachgeführt und mit zahlreichen Rgsuren und Korrekturen versehen. Nur ist dort, wenigstens in der Überschrift für den ganzen Abschnitt von 22, hier von 24 Tönen die Rede, woraus sich ergiebt, daß die Berliner Handschrift früher geschrieben wurde als diejenige Sammlung, von der sich in dem Nürnberger Bande Bruchstücke vereinigt finden. Darauf deuten auch einige andere Umstände hin.[3])

Wenn die drei Handschriften dieser Gruppe aus mancherlei Gründen, besonders auch, weil sie bisher nur äußerst wenig beachtet und benutzt worden sind, gleich dem Erlanger Codex eine etwas eingehendere Besprechung zu erfordern schienen, so mag bei den von Benedikt von Watt ganz oder teilweise geschriebenen Dresdner Handschriften M. 5, M. 9, M. 16 und M. 17 die bloße Erwähnung genügen, zumal sie ganz in der Art anderer Meisterliederbücher gehalten, und wir über sie auch bereits durch Schnorr v. Carolsfelds Arbeit „Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs (1872) und seinen Handschriftenkatalog (1883)[4]) ausreichend orientiert worden sind. Auch in

[1]) Vgl. über die Töne des berühmten Nürnberger Zinngießers Kaspar Enderlein in den Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum 1894, S. 40 ff.

[2]) Einige Partien der Nürnberger Handschrift muten Einen fast an, als ob der Buchbinder die Blätter und Hefte, die er zu einem Bande vereinigen sollte, zuvor wie ein Kartenspiel gemischt habe.

[3]) Adam Puschmann werden in der Berliner Handschrift (Bl. 269 ff.) 35, in der Nürnberger (Bl. 373 der modernen Numerierung) 36 Töne zugeschrieben.

[4]) 2, 415. 422. 428. 429.

ihnen finden sich, abgesehen von dem reichen Material an Meisterliedern, unter denen die Gedichte von Hans Sachs und die der Schwanklitteratur entlehnten Stoffe stets ein allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen, andere mehr von lokalgeschichtlicher Bedeutung sind, gar manche wertvollen Notizen oder Angaben, wie die von Schnorr veröffentlichten über Benedikts Bekanntschaft mit Jacob Bregel, über dessen Besitz an Hans Sachs-Handschriften er wohl unterrichtet gewesen zu sein scheint.[1] Um seine großen Sammelwerke zu vervollständigen — sie sind augenscheinlich nur sehr fragmentarisch auf uns gekommen[2] — scheute er keine Mühe, scheint mit Adam Puschmann in Breslau in Verbindung gestanden zu haben,[3] unter

[1] Schnorr v. Carolsfeld, Zur Geschichte des Meistergesangs, S. 26; Handschriftenkatalog 2, 428; Edmund Goetze, Die Handschriften des Hans Sachs in der Festschrift „Hans Sachs-Forschungen" (Nürnberg 1894), S. 194.

[2] Ich führe die Meister, die in dem Nürnberger Codex behandelt werden, in der jetzigen Reihenfolge an: Bl. 103: „Die 11 Meister Wolff Herolt hat 6 thön; Bl. 281: 72. Friedrich Ketner, 4 Töne; Bl. 284: 73. Herr Wolffram, 7 Töne; Bl. 288: 74. Heinrich v. Efferting, 2 Töne; Bl. 289: 75. Hans Beichter, 2 Töne; Bl. 291: 76. Joseph lang, 1 Ton; Bl. 291 b: 77. Hans Leychner, 3 Töne; Bl. 294: 78. Michael Müller, 3 Töne; Bl. 296: 79. Jeronimus Linck, 1 Ton; Bl. 297: Hans Selinger; Bl. 299: 1. Benedict von Watt Goldreyßer, 24 Töne; Bl. 325: 2. Lorentz Wessel, 14 Töne; Bl. 343: 3. Marthin Gümpel, ? Töne; Bl. 355: 7 Caspar betz, 3 Töne; Bl. 365: 14. Ulrich Eißlinger, 3 Töne; Bl. 373: 9. Adam Puschmann, 36 Töne; Bl. 405: 162 Jopst Zolner, 1 Ton (es werden aber drei aufgezählt); Bl. 415: 26. Jeronimus Traibolt, 2 Töne; Bl. 417: 21. Marcus Metzger, 1 Ton; Bl. 419: 22. Martin dritner, 2 Töne; Bl. 421: 23. Hans von Herborn 1 Ton; Bl. 423: 24. Raphael Dutner, 2 Töne; Bl. 425: 25. Andreas Semmelhofer, 5 Töne; Bl. 431: 163. Catharina Hollin von München; Bl. 432: 165. Georg Wenner von Prag (Wanderschaftweis); Bl. 433: 166. M. Johann Ulrich Seldner; Bl. 435: 167. „Lucas Gselli thon"; hierauf ohne Numerierung (vielleicht zu der andern Sammlung gehörend?) die Töne von Daniel Steichelein, Tobias Burtzel, Benedict Hofer (alles Augsburger), Pangratz Schlehtein („Zu Neumarckt kandelgießer"), Daniel Graner (Kürschner von Straßburg), „Des Suchensinns thon", Georg Amman von Straßburg, Georg Burckart, Schneider zu Straßburg, Hans Heinrich Windpusch (Augsburger); Georg Nöttel (mir sonst unbekannt); Augustin Leschenbrand von Ulm; Hans Wäber, Georg Model, Martin Driller (das hier folgende Gesätz in seinem „überlangen Ton" ist „Volendt durch Otmar Wetter, messerschmid, vnd freyfechter von Danzig"; dann Bl. 454: 4. Onophrius Schwarzenbach, 17 Töne; Bl. 460: 12. Georg Hager, 16 Töne; Bl. 472: 96. Georg Wickram, 2 Töne; Bl. 473: 97. Friderich Zolner, 2 Töne; Bl. 475: 98. Wolff Brantner, 1 Ton (die Brandweis; das betreffende Gedicht dichtete 1571 „A. Puschman dem Brantner"); Bl. 475 b: 99. M. Sebastian Meysner, 1 Ton; Bl. 478: 81. Heinrich Endres, 6 Töne; Bl 482: 82 Muscatblut, 2 Töne; Bl. 484: 83. Conrad Nachtigal, 10 Töne; Bl. 490: 15. Hans Sachs, 13 Töne. Selbstverständlich ist der Inhalt des ganzen Bandes mit diesen Bruchstücken aus den Sammelwerken nicht annähernd erschöpft.

[3] Cod. berol. germ fol. 24, Bl. 32: „Diser thon ist wie Jn Ad. Puschman gekünt hat, ab notiert"; Bl 48: „ist wie Jn der puschman notirt hat". Bl. 256: „diser thon ist dem Adam puschman nach abnotiert." Aber auch ein Elias Freuden-

hielt durch Christoph Heinlein und Georg Winter Beziehungen zu den Augsburger Meistersingern[1] und hatte auch unter den Straßburgern Freunde wie Joachim Schulz, dem er 1604 am heiligen Ostertag ein Lied widmete.[2] Aber nicht kritiklos nahm er, was ihm an Tönen, Melodien und Liedern zugebracht wurde, in seine Bände und Hefte auf. Von den nicht seltenen Korrekturen von seiner Hand ist bereits die Rede gewesen. Ein andermal heißt es nach Beendigung eines Gedichts, das Martin Gümpel von Straßburg zum Verfasser hat: „Diſes lied iſt ſo falſch dz es nit wol zu corigiren iſt, leichter wer ein newes zu machen."[3] Trotz dieser weitverzweigten Beziehungen kommt sein Name in andern als Nürnberger Meisterlieder handschriften doch nur verhältnismäßig selten vor.[4] Zu diesen ist er aber um so häufiger, wie denn unsern Meister namentlich mit Hans Deisinger, Georg Hager und Wolf Bautner, den hauptsächlichsten Schreibern solcher spätern Nürnberger Meistergesangbücher, herzliche Freundschaft verbunden zu haben scheint.[5] Von gemeinsamen Unternehmungen, d. h. Singschulen — wir würden heute sagen: Konzert-

berg vermittelte ihm Töne, vgl. cod. nor. bibl. Will. III, 784 Bl. 395 b: „Sunſten iſt mir diſes Lied (in der Wachtelweis Adam Puſchmanns) auch von Preßlaw genotiert von dem Elias Freudenberg zugeſchickt worden und der Namen in der wüſtlingweiß geſetzt worden. Da hat der letzte reim inn allen ſtollen 9 Silben, dann Puſchman ſelbſt ſetzt die Auerhanenweiß, Wüſtlingweiß wachtelweiß und Sittig weiſe ſolen in Zal maß und gebend einerley art haben das were in allen außgengen der ſtollen 9 Silben." Ähnliche Ausführungen kommen öfter vor.

[1] Vgl. S. 33 Anmerkung 1 und cod. berol. germ. fol. 24, Bl. 157: „nachnolgende (5) thöne hat Georg Winter meſſerſchmid Anno 1615 mit von Augspurg genotiert hieher gen Nürnberg gebracht" und andere Stellen.

[2] Cod. berol. germ. fol. 24, Bl. 199. Benedikt von Watt verrät dort (Bl. 167 ff.) außerdem eine genaue Kenntnis des Straßburger Meistergesangs.

[3] Cod. berol. germ fol. 25, Bl. 353. Vgl. außerdem oben Anmerkung 1.

[4] Ich nenne von solchen die sogenannte Hans Birnersche Handschrift, die eher Breslauer oder Augsburger als Nürnberger Ursprungs zu sein scheint. Bl. 13 bis 15 findet sich daselbst ein Gedicht von „Wena Dicket Von Wat." cgm. 5102 (zum Augsburger Kreise gehörend, siehe S. 18 Anmerkung 3, Bl. 295. Wenn hie und da von „Balthaſar von Watt" die Rede ist, so ist damit gleichfalls unser Benedikt gemeint. cgm. 5103 gehört ohne Zweifel dem Nürnberger Kreise an; die Handschrift ist von 14 verschiedenen Händen geschrieben; einen Hauptanteil daran hat wohl Hans Glöckler, auf den das Bl. 134 ff. häufig vorkommende „H G." zu deuten scheint. Von Benedikt von Watt finden sich Gedichte auf Bl. 133, 135, 206, 210 a und b, 215. Diese sind sämtlich nachträglich, wo noch Platz geblieben war, eingeschrieben, und zwar alle von einer und derselben Hand 2. Diese Hand 2 ist vermutlich — ich konnte mir, als ich vor einigen Jahren den Codex benutzte, eine Anmerkung hierüber noch nicht machen — diejenige unsers Benedikt von Watt.

[5] Betreffs Deisingers kommt hier besonders das mehrfach citierte Klagelied in *E* als Zeugnis in Betracht, für Georg Hager unter anderm die Notiz auf Bl. 321 in Hagers Meisterliederbuch, cod. dresd. M. 6: „Nun volgen 16 lieder Die mir zu gefallen Bendic von wat ein golt reiſer Jn meine 16 thön gemacht hat", für Wolf Bautner der gleich zu erwähnende Stoßseufzer.

aufführungen — werden die von Drescher aufgefundenen Protokolle des Nürnberger Meistergesangs gewiß mehrfach Zeugnis ablegen. Aus den Liederbüchern ist mir nur eine derartige Notiz bekannt, die sich auf eine gesangliche Vorführung der ganzen Historie von Joseph durch 14 Singer im Jahre 1598 bezieht, wobei die Namen der vier Freunde, vor allem derjenige unsers Benedikt, besonders häufig vorkommen.[1] So war er also auch für erneute Pflege der Singschulen, wie für Eintracht und Frieden innerhalb der Genossenschaft, die ihn 1605 zu einem Merker erwählte, in hervorragendem Maße thätig,[2] und wie ein Stoßseufzer nehmen sich die Verse aus, die Wolf Bautner wenige Jahre nach dem Tode Benedikts von Watt, als Krieg und innere Zerwürfnisse der wenig lebenskräftigen Nachblüte des Nürnberger Meistergesangs ein Ende bereitet hatten, unter eines von dessen Gedichten setzte:

„O Benedickt, soltu iz kumen,
Wie du bist von vns wegenumen
Zu gott in dein schlafskemerlin,
der dir vnd vns wöl gnedig sein,
so wirstu [würdest du] sehen in den dingen,
wie sich verander hat dz Singen:
auß dem allen, waß du thest liben,
wirt nur hohmut daraus gedriben.“[3]

Fassen wir zum Schluß das Resultat ins Auge, welches sich aus der Summe dessen, was über Benedikt von Watt und seinen Kreis beigebracht werden konnte, ergiebt, so werden wir sagen müssen, daß bei der gänzlichen Veräußerlichung des Meistergesangs an einen eigentlichen Aufschwung auch ohne die Bedrängnisse, in die er bald nach Benedikts Tode geriet, nicht mehr zu denken gewesen wäre. Seine Entwicklung verläuft ziemlich genau parallel mit dem Aufstreben, der Blütezeit und dem Niedergang des Handwerks und des Handwerkerstands. Bei beiden ist es zum guten Teil das Haften an überlebten Traditionen, also die Ehrfurcht vor der Vergangenheit gewesen, welche sie einem verknöcherten Schematismus in die Arme getrieben, in Institutionen und Hervorbringungen ihre freie Schaffenskraft gelähmt und so den allmählichen Verfall angebahnt hat. Und

---

[1]) Ms. 4, fol. 88 b der Breslauer Universitätsbibliothek, 1. Band, Bl. 86.

[2]) Deisinger sagt in dem Klagelied, *E* Bl. 24 a:

die ehrsame gselschafft thet sich verpflichten,
weil er wust alle ding künstlich zu schlichten
namen auf zu eim Mercker Ihn,
1600 funf Jar hin . . . . .

[3]) Ms. IV, fol. 88 b der Breslauer Universitätsbibliothek, 2. Band, Bl. 241, unterzeichnet mit Wolf Bautners Monogramm WB. (Die Interpunktion ist von mir hinzugefügt.)

darin liegt doch wieder etwas Schönes und Erhebendes. Sehen wir uns diesen Benedikt von Watt noch einmal an, der als Dichter nur etwa auf der Stufe eines Adam Puschmann, als echtes Prototyp eines Meistersingers der Spätzeit aber und gleichzeitig als Repräsentant des damaligen Handwerkerstands für uns bedeutsam wird. Wo fände man heute in gleicher Lebenssphäre bei so großer Armut einen solchen Drang nach etwas Höherem, einen solchen Wissensdurst, eine solche Belesenheit? Daß er aber bei all seiner Hingabe an die überkommene meisterliche Dichtkunst, bei all seinem grimmigen Lutherтum über die Anschauungen des Mittelalters erheblich hinausgekommen wäre, wollen wir nicht behaupten. Das Leben war zu hart, um den einfachen Handwerker zu einer Vertiefung seiner Kenntnisse, zu eigentlicher Verinnerlichung der Religion Muße und Sammlung finden zu lassen, und die starre Form, der tote Buchstabe haben sehr bald nach Luthers befreiender That den Geist des Volks aufs neue in Fesseln geschlagen, die sich von den frühern nicht wesentlich unterschieden. Eben angesichts solcher Wahrnehmungen muß uns namentlich die Gestalt des Hans Sachs nur um so größer und bewunderungswürdiger erscheinen. Aber das einen starken sittlichen Halt verleihende Ideal ging auch den vom Schöpfer mit geringerm Pfunde Begabten nicht verloren, und wenn etwas für die Treue, für den konservativen Sinn des deutschen Volks spricht, so ist es die Geschichte des alten Meistergesangs, dessen letzte Vertreter heute noch in Memmingen leben, während er in andern Städten bereits wieder neue Keime angesetzt hat.

# Zur Entstehungsgeschichte von Lessings Laokoon.

Von J. R. Asmus in Tauberbischofsheim.

Die vergleichende Betrachtung der verschiedenen Entwürfe zum Laokoon zeigt, daß Lessing ursprünglich einer „methodischen Entwicklung allgemeiner Grundsätze“ und der Verarbeitung derselben zu einem „systematischen Buche“ nicht so fern stand, wie es nach der Vorrede[1] scheinen könnte. In dem ersten und zweiten Plan tritt

[1]) S. 148, 11, 15 in der Ausgabe von Blümner (2. Auflage), nach welcher wir im folgenden die Laokooncitate ausschließlich geben, wobei wir uns jedoch der modernen Schreibweise anbequemen.

vielmehr eine deduktive Anlage zu Tage; er vertauschte dieselbe jedoch später mit einer, wenn auch nicht streng durchgeführten, induktiven Gedankenentwicklung, indem er ein Beispiel voranstellte und von diesem ausgehend zu seinen Folgerungen gelangte. Freilich lag dies Beispiel, die Laokoongruppe, nicht von Anfang an im Bereich seiner Gedanken: es findet in den zwei ersten Entwürfen noch gar keine Berücksichtigung. Den wahren Ausgangspunkt verrät Lessing selbst im 16. Kapitel, wenn er S. 252, 6 ff. sagt, er habe die „trockene Schlußkette" seiner Fundamentalsätze" durch die Praxis des Homers vollständig bestätigt gefunden, und diese habe ihn sogar „darauf gebracht".

So begreift man es auch, daß dem Homer bereits im ersten Entwurf (S. 355—357) ein verhältnismäßig so breiter Raum gegönnt ist. In den hier vorangestellten Grundsätzen hat man somit lediglich die Quintessenz von Lessings Homerstudien zu sehen; denn daß diese nicht bloß ganz allgemeiner Natur waren, sondern auch ins einzelne giengen, ersieht man aus der bereits im zweiten Entwurf S. 366 (vgl. 373 ff., 376 ff., 382) beginnenden und später in der definitiven Fassung weiter ausgesponnenen Auseinandersetzung mit dem Grafen Caylus. Diese Polemik giebt wohl zum Teil das Material wieder, aus welchem jene allgemeinen Sätze des ersten Entwurfs gezogen sind. Der erste, im 7. Kapitel der endgültigen Textgestaltung S. 204, 38 ff. enthaltene Ausfall gegen den Grafen zeigt, daß es sich hierbei darum handelte, wie der darstellende Künstler die körperliche Figur, welche einer Gottheit bei Homer verliehen werde, von der körperlichen Figur eines Menschen unterscheiden könne, und dies Problem wurde im weiteren Verlauf der Untersuchung (Kapitel 11—16. 22) zu einer Erörterung darüber erweitert, wie die Künstler überhaupt den Homer ausgenutzt hätten. Diese Erörterung findet sich im 22. Kapitel, und der Abschnitt, welcher ihr in dem zweiten Entwurf entspricht (13.), bildete dort den Schluß. Dieser Schluß enthält auch das Beispiel, welches bei der ursprünglich deduktiven Gedankenentwicklung der vorangehenden Schlußkette als schließliche Bestätigung dienen sollte.

Es heißt hier S. 381 ff. . . . „Wie die alten Künstler den Homer studiert, läßt sich unter andern aus dem Exempel des Phidias lernen . . . Phidias gestand, daß er durch die Zeilen: Iliad. α. 528. Valerius Maximus, lib. III. cap. 7

> *Ἦ καὶ κυανέῃσιν ἐπ' ὀφρύσι νεῦσε Κρονίων·*
> *Ἀμβρόσιαι δ' ἄρα χαῖται ἐπερρώσαντο ἄνακτος,*
> *Κρατὸς ἀπ' ἀθανάτοιο· μέγαν δ' ἐλέλιξεν Ὄλυμπον*

bei Bildung seines olympischen Jupiters begeistert worden." Auffallenderweise giebt das 22. Kapitel der Schlußfassung diese Sätze

fast wörtlich wieder, und sie bilden hier ebenfalls, wenn auch nicht äußerlich, so doch dem Hauptinhalt nach den Abschluß des Werks. Man hätte nun erwarten sollen, daß Lessing im Zusammenhang mit dem Übergang von der deduktiven zur induktiven Methode das Beispiel vom Zeusbild des Phidias vorangestellt und von dem Verhältnis dieses Kunstwerks zu dem homerischen Zeus ausgehend seine allgemeinen Sätze entwickelt hätte. Wenn er dies nicht that, so war daran vor allem die Polemik gegen Winckelmann schuld,[1] die erst nach Abschluß des zweiten Entwurfs einsetzt. So kann man daraus, daß Lessing das Phidiasbeispiel in der Schlußpartie des Laokoon auch noch nach der Wahl eines neuen, in vieler Beziehung besser geeigneten Ausgangspunkts nicht gänzlich fallen ließ, sondern bei behielt, sicherlich soviel schließen, daß es während der ganzen Dauer seiner Arbeit in seinen Gedanken keine geringe Rolle spielte. Vielleicht gewinnen wir aus dem Folgenden einen Erklärungsgrund für diese auffallende Thatsache.

Es findet sich nämlich in der 12. Rede des Dion Chrysostomos S. 221, 1 ff.[2] eine Abhandlung, worin der Rhetor „eine genauere Erwägung in philosophischer Unterhaltung" anstellen will „über die Dichtung und Kunst und natürlicherweise auch darüber, ob es irgendwie ein Solches giebt, was die menschliche Vorstellung über die Gottheit versinnbildlicht und ausprägt auf diese oder jene Weise". Dion behandelt demnach schon dieser Inhaltsangabe zufolge im Grund das gleiche Thema wie Lessing in seinem „Laokoon: oder über die Grenzen der Malerei und Poesie", zumal ja der wichtigste Bestandteil dieses Werks, der auf Homer aufgebaut und gegen Caylus gerichtet ist, von der figürlichen Darstellung der Gottheit in beiden Künsten seinen Ausgang nimmt. Die Abhandlung Dions stellt zudem S. 219, 21 ff.; 220, 21 ff. das Zeusbild des Phidias in den Vordergrund, da die ganze Rede „vom ersten Gottesbegriff" vor der Festversammlung in Olympia gehalten wurde angesichts des „schönsten und gottgefälligsten aller Götterbilder . . . von Phidias, wie es heißt, nach Homers Dichtung geschaffen, nach jener Stelle, wo der Gott mit einem kleinen Zucken der Augenbrauen den ganzen Olymp erschüttert, wie der Dichter überaus anschaulich und überzeugend dies in den Versen ausgesprochen hat:

„Sprach's und winkte mit dunkelen Brauen Kronion,
Und es walleten nieder des Herrschers ambrosische Locken
Von dem unsterblichen Haupt, da erbebte der große Olympos."

[1] Siehe Blümners Einleitung, S. 95 ff.

[2] Wir citieren im folgenden die dioneische Rede mit den Seiten- und Zeilenzahlen der Dindorfschen Ausgabe, aber in der deutschen Übertragung von Stich („Dio Chrysostomos." Programm, Zweibrücken 1890, S. 28 ff.).

Bei der Erörterung der verschiedenen „Quellen der Vorstellung und der Annahme von Göttern“ erwähnt die Rede an zweiter Stelle S. 225, 16 ff. die durch die Dichter vermittelte Göttervorstellung und an vierter S. 227, 5 ff. „die Kunst, soweit sie sich mit Götterstatuen beschäftigt“. Darauf wird ein Prozeß fingiert, der unter anderm zeigen soll, ob die darstellende Kunst und die Dichtkunst mit einander übereinstimmen oder sich widersprechen, und welche von beiden der Wahrheit am nächsten kommt. Hierbei muß Phidias im Namen der bildenden Kunst darüber Rechenschaft geben, ob er seiner Gottheit einen geeigneten Ausdruck und eine würdige Gestalt verliehen habe.

In seiner Verteidigungsrede rechtfertigt er nun die von ihm gewählte Gestalt (S. 231, 16—233, 6) und Haltung (S. 233, 6 bis 238, 27) und betont dabei vor allem die Abhängigkeit der bildenden Kunst von den durch die Dichter vorgebildeten Vorstellungen (S. 231, 24—28), um schließlich an der Hand einer vergleichenden Betrachtung der den beiden Künsten gezogenen Grenzen (S. 233, 26—235, 20; vgl. S. 231, 28—30) das durch dieselbe bedingte Verhältnis seines Zeusbildes zu dem homerischen (S. 236, 23—238, 27; vgl. S. 233, 6—25) klarzulegen.

Die Rede des Phidias fordert nun in manchen Einzelheiten geradezu zu einem Vergleich mit dem Laokoon heraus: So spricht der Künstler bei Dion S. 228, 2 ff. von einem „Wettbewerb des künstlerischen Schaffens“ zwischen den Künstlern und Dichtern und stellt sich auch selbst S. 233, 22 (vgl. S. 233, 6 ff.; 236, 19 ff.; 236, 6) ausdrücklich als einen Rivalen Homers hin, wobei er zum Schlusse S. 239, 26 ff. meint, „die Griechen würden ihm mit Recht den Kranz zuerkennen“. Denn er sei (S. 233, 24 ff.) ein „viel besserer und besonnenerer Künstler als Homer, der doch auch götter gleich an Weisheit (vgl. S. 231, 37; 236, 24) erscheine“. Hiermit vergleiche man die Worte Lessings, Kapitel 22, S. 295, 25 ff.: „Nie sind Malerei und Poesie in einen gleicheren Wettstreit (vgl. Kapitel 10, S. 226, 4 ff.) gezogen worden. Der Sieg blieb unentschieden, und beide verdienten gekrönt zu werden.“ Wenn in diesem Zusammenhange auch unter dem „weisen Dichter“ (S. 295, 29) und dem „nicht minder weisen Maler“ (S. 296, 2) Homer und Zeuxis wegen ihrer Darstellung der Helena zu verstehen sind, so scheint doch die eigentümliche Form, in welche die Gegenüberstellung bei Lessing wie bei Dion gekleidet ist, eine nicht rein zufällige Ähnlichkeit zu verraten, zumal sich in demselben 22. Kapitel des Laokoon auch noch manche inhaltlichen Anklänge an Dion finden.[1]) Wir

[1]) Hierauf hat nach Blümners Vorgang (a. a. O., S. 9 ff.) bereits Stich a. a. O., S. 65 ff. aufmerksam gemacht. Eine ziemlich eingehende, aber wenig

stellen sie im folgenden übersichtlich einander gegenüber, um ein unbefangenes Urteil zu ermöglichen.

| **Laokoon Kapitel 22.** | **Dion oratio XII.** |
|---|---|
| S. 299, 1 ff. „Handlungen aus dem Homer zu malen, bloß weil sie eine reiche Komposition, vorzügliche Kontraste, künstliche Beleuchtungen darbieten, schien den alten Artisten ihr Geschmack nicht zu sein und konnte es auch nicht sein, so lange sich noch die Kunst in den engen Grenzen ihrer höchsten Bestimmung hielt." — [Beispiele solcher Handlungen giebt die nebenstehende Dionstelle.] | S. 238, 7 ff. „Wie er [Zeus] aber ... Blitze schleudert ... oder wie er den ... Regenbogen spannt ... wie er das Gestirn, das unaufhörlich Funken sprüht, ... oder wie er die ... Göttin des Streits ... sendet ... und wie er das Todeslos ... in die Wagschale legt ..., das konnte nicht durch die bildende Kunst dargestellt werden [vgl. S. 233, 25 ff.], und wäre es auch möglich gewesen, ich hätte es nicht einmal gewollt ... Und weiter, wie die Erde erschüttert und der Olymp bewegt wird durch ein einziges Zucken der Augenbrauen, und wie ein Wolkenkranz um das Haupt des Zeus gelegt ist, das hat ein Homer leicht sagen, und der Dichter hat in solchen Bildern volle Freiheit; unsere Kunst aber steht dem gegenüber ratlos da." |
| S. 300, 3 ff. „Sie [die Künstler] nährten sich ... mit dem Geiste des Dichters, sie füllten ihre Einbildungskraft mit seinen erhabensten Zügen." | S. 237, 6 ff. „Sieh [Anrede an Homer] zu, ob das Bild nicht zu allen Beiwörtern des Gotts stimmt! — [Folgt eine Aufzählung homerischer Epitheta.] — S. 238, 6 ff. [vgl. S. 237, 24 ff.] „Dies alles versuchte ich nun so gut als möglich durch die Kunst darzustellen" vgl. S. 227, 26 ff., „wobei sie [die Künstler] zu den Dichtern ... nicht durchaus in Gegensatz traten"; S. 228, 1 ff. „Meist schufen sie [die Künstler] ... im Anschluß an die Sagen und in Übereinstimmung mit denselben, teilweise brachten sie auch Neues" [vgl. S. 233, 7 ff.] |
| S. 360, 7 ff. „So wurden ihre [der Künstler] Werke Abdrücke der homerischen ... ähnlich aber verschieden." | |
| S. 300, 14 ff. „Da ... die homerischen Meisterwerke der Poesie älter waren als irgendein Meisterstück der Kunst" [vgl. Kapitel 8, S. 216, 21 ff.] | S. 231, 17 ff. „Bedenket, ... daß ich nicht der erste war, der euch die Wahrheit vorzuführen versuchte ..., ich habe bei euch Künstler vorgefunden ... älter als ich ... die Dichter"; vgl. S. 227, 30 ff. „sodann sahen sie [die Künstler], wie das Volk schon von den Dichtern voreingenommen war und die Götterbildnerei jener die ältere ... war"; S. 236, 24 ff. „Homer ... weit voran ... |
| Vgl. Kapitel 11, S. 232, 11 ff. „Er [der Künstler] blieb in dem engen Bezirke weniger ihm und dem Publiko geläufig gewordener Entwürfe"; S. 233, 22 ff. „daß ein bekannter Vorwurf die | |

klare und übersichtliche Erörterung dieses Punkts giebt Ehemann „Die XII. Rede des Dion Chrysostomos." Programm, Kaiserslautern 1895. Siehe unsere Besprechung dieser Schrift in der Wochenschrift für klassische Philologie 1896, Nr. 27.

Wirkung seiner [des Künstlers] Kunst befördert und erleichtert".)

S. 300, 15 ff. „Da Homer die Natur eher mit einem malerischen Auge betrachtet hatte als ein Phidias, so ist es nicht zu verwundern, daß die Artisten verschiedene ihnen besonders nützliche Bemerkungen ... schon bei Homer gemacht fanden, wo sie dieselben begierig ergriffen, um durch den Homer die Natur nachzuahmen." [Folgt die oben S. 39 mitgeteilte Stelle mit den von Phidias zum Vorbild genommenen Homerversen.]

S. 301, 12 ff. „Vielleicht, daß sie [die Homerstelle] ihn [den Phidias] auch auf das Haar mehr Fleiß zu wenden bewegte, um das auszudrücken, was Homer ambrosisches Haar nennt."

an Zeit"; S. 234, 14 ff. „Nun wollten sie [die Künstler] der Menge nicht unglaubwürdig erscheinen, noch sie mit unlieben Neuerungen behelligen."

S. 233, 7 ff. „Er [Homer] hat ... die göttliche Gestalt [des Zeus] ganz ähnlich wie in der bildenden Kunst dargestellt."

S. 233, 9 ff. „indem er [Homer] die Locken des Gottes nennt."

Diese auffallenden Übereinstimmungen Lessings mit Dion beschränken sich aber keineswegs auf das 22. Kapitel des Laokoon: Es finden sich nicht nur in den Partien, die sich speciell mit Homer beschäftigen,[1]) sondern auch sonst noch viele Anklänge, die allerdings meist Dinge betreffen, welche mit Homer in irgend eine Beziehung gesetzt werden können. Es sind folgende:

**Laokoon Kapitel 2.**

S. 159, 15 ff. „Dieser [Leidenschaften] enthielten sich ... die alten Künstler entweder ganz und gar, oder setzten sie auf geringere Grade herunter" [vgl. Nachlaß S. 364; 370; 389 I; 392; 398 V und Blümners Einleitung S. 70/71].

S. 160, 1 ff. „Zorn setzten sie auf Ernst herab. Bei dem Dichter war es der zornige Jupiter, welcher den Blitz schleuderte, bei dem Künstler nur der ernste" [vgl. Nachlaß S. 414, 21; 415, 22].

**Dion oratio XII.**

S. 236, 23 ff. „Du wirst nun sagen ... Homer, du habest ... viele und schöne Bilder ... des größten der Götter entworfen, teils sanfte ... teils furchtbare und gewaltige."

S. 238, 7 ff. „Wie er [Zeus] aber unabläßig seine Blitze schleudert zum Krieg und zum Verderben der Menge" ... S. 238, 17 ff. „das konnte nicht durch die bildende Kunst dargestellt werden."

S. 236, 29 ff. „Unser Zeus ... ist friedlich und in allen Zügen mild"; S. 237, 29 ff. „der hehre und ernste Ausdruck."

[1]) Wir haben einiges hierher Gehörige bereits oben vergleichsweise beigezogen und werden es daher nicht mehr wiederholen. Dasselbe Verfahren werden wir im folgenden einhalten.

### Laokoon Kapitel 3.

S. 164, 16 ff. „Der einzige Augenblick, an den die materiellen Schranken der Kunst alle ihre Nachahmungen binden" [vgl. Nachlaß S. 446, 12]; S. 164, 19 ff. „Kann der Künstler von der immer veränderlichen Natur nie mehr als einen einzigen Augenblick brauchen" (vgl. Kapitel 4, S. 169, 3 ff. „Jede dieser Abänderungen, die dem Künstler ein ganzes besonderes Stück kosten würde." — Kapitel 16, S. 253, 5 ff. „einem ausführlichen Gemälde, . . . aus welchem der Maler fünf, sechs besondere Gemälde machen müßte." — Kapitel 15, S. 214, 11 ff. „Wenn . . . die Malerei vermöge ihrer Zeichen oder Mittel ihrer Nachahmung . . . der Zeit gänzlich entsagen muß, so können fortschreitende Handlungen . . . unter ihre Gegenstände nicht gehören, sondern sie muß sich mit . . . bloßen Körpern . . . begnügen. Die Poesie hingegen — —" [vgl. Kapitel 8, S. 214, 11 ff., Kapitel 16, S. 251, 26 ff.]).

S. 164, 22 ff. „Sind aber ihre [der Künstler] Werke gemacht, . . . erblickt . . . zu werden."

### Laokoon Kapitel 4.

S. 168, 10 ff. „Das ganze unermeßliche Reich der Vollkommenheit [steht] seiner [des Dichters] Nachahmung offen" [vgl. Kapitel 10, S. 224, 21; 225, 12 ff., 28 ff.; 8, S. 211, 14; 213, 22].

S. 168, 29 ff. „Nichts nötigt . . . den Dichter, sein Gemälde in einen

### Dion oratio XII.

S. 235, 20 ff. „Unsere [der Künstler] Zunft . . . gelangt durchaus nicht zu ähnlicher Freiheit [wie der Dichter, welcher nach S. 233, 30 ff. auch „Handlungen" darstellen kann — vgl. S. 238, 24 ff., da er nach S. 233, 32 ff. „die Freiheit in der Zeit" besitzt]. Wir bedürfen . . . eines Stoffes, der fest ist und beharren will."

S. 233, 25 ff. „Zudem wird bei jedem Bild notwendigerweise nur eine Gestalt geschaffen und diese bleibt unwandelbar".

S. 231, 30 ff. „Unsere [der Künstler] Werke [müssen sich] mit dieser Art von sinnfälliger Darstellung begnügen — S. 233, 28 ff. „Für die Dichter dagegen . . ." [Was Lessing in seiner Ableitung als selbstverständlich bloß mit Gedankenstrichen andeutet, wird hier des weiteren ausgeführt.]

S. 238, 25 ff. „Unsere [der Künstler] Kunst . . . hat einen aus der Nähe und klar prüfenden Richter: das Auge".

### Dion oratio XII.

S. 231, 28 ff. „Jene können durch die Dichtkunst jede Vorstellung hervorrufen" (vgl. S. 234, 13 ff. „Der Mensch [hat] die größte Machtfülle im Bereiche der Rede, das ihm Nahetretende darzustellen. Die Kunst der Dichter . . . ist gar selbstgewiß und über Tadel erhaben." S. 235, 18 ff. „Vermöge dieser Wortschöpfung war er [Homer] . . . imstande, jeden Eindruck . . . auf die Seele hervorzubringen." S. 236, 24 ff. „Homer . . . weit voran durch die Macht deiner Dichtung"). S. 233, 26 ff. „Die Dichtung ist gar reich und mit Mitteln wohl versehen . . . und . . . imstande . . . alle Gedanken der Seele klar zu machen. Und welche Gestalt, welche Handlung, Empfindung oder Größe der Dichter ausdrücken will, er ist nicht verlegen um einen Herold seiner Gedanken: die Sprache."

S. 235, 28 ff. „Für die Dichter . . . ist es ein leichtes, viele Formen und

einzigen Augenblick zu konzentrieren. Er nimmt jede seiner Handlungen ... bei ihrem Ursprung auf und führt sie durch alle möglichen Abänderungen. Jede dieser Abänderungen ... kostet ihm einen einzigen Zug. Und würde dieser Zug, für sich betrachtet, die Einbildung des Zuhörers beleidigen [vgl. Kapitel 15, S. 248, 5], so war er entweder durch das Vorhergehende ... vorbereitet, oder er wird durch das Folgende gemildert."

### Laokoon Kapitel 9.

S. 210, 25 ff. „Wenn man in einzelnen Fällen den Maler und Dichter miteinander vergleichen will, so muß man vor allen Dingen wohl zusehen, ob sie ... ohne allen äußerlichen Zwang auf die höchste Wirkung ihrer Kunst haben arbeiten können" [vgl. Nachlaß S. 409, 8 ff.].

S. 217, 3 ff. „Ein solch äußerlicher Zwang war dem alten Künstler die Religion."

S. 217, 7 ff. „Der Aberglaube überladete die Götter mit Sinnbildern."

S. 217, 14 ff. „Der freie Künstler ... ließ diese Sinnbilder weg." S. 218, 17 ff. „Ich [will] ... nicht sagen ..., daß sie [die religiöse Kunst] nicht auch öfters alles Bedeutende in das Schöne gesetzt, oder aus Nachsicht für die Kunst und den feinern Geschmack des Jahrhunderts von jenem so viel nachgelassen habe, daß dieses allein zu herrschen scheinen können."

### Laokoon Kapitel 10.

S. 225, 12 ff. „Wenn der Dichter Abstrakta personifiziert, so sind sie durch den Namen und durch das, was er sie thun läßt, genugsam charakterisiert."

[Hier fügt sich passend eine Stelle aus dem Entwurf zum dritten Teil ein: S. 430, 3 ff. (siehe Blümners Einleitung S. 111 ff., 114): „Anfangs ist es mancherlei Erscheinungsweisen in ihrer Dichtung zusammen auszudrücken. Sie können ihren Gestalten Bewegung und Ruhe beilegen ... auch Handlungen ... und dazu kommt noch die Täuschung der Einbildungskraft und die Freiheit in der Zeit."

### Dion oratio XII.

S. 227, 27 ff. „Denn einmal wollten sie [die Künstler] nicht im Widerspruch mit den Gesetzen erscheinen und den daraufstehenden Strafen verfallen, sodann sahen sie, wie das Volk schon von den Dichtern voreingenommen war und die Götterbildnerei jener die ... ehrwürdigere war. Nun wollten sie der Menge nicht unglaubwürdig erscheinen... Meist schufen sie also im Anschluß an die Sagen und in Übereinstimmung mit denselben" [vgl. S. 231, 24 ff.].

S. 238, 18 ff. „Wie würde ein stummes Sinnbild des Donners oder ein glanzloses Abbild des Blitzes und Gewitters nur vermittels unserer irdischen Metalle ausfallen!"

S. 238, 17 ff. „Das [Blitzeschleudern und anderes] konnte nicht durch die bildende Kunst dargestellt werden, und wäre es auch möglich gewesen, ich hätte es nicht gewollt."

### Dion oratio XII.

S. 237, 6 ff. werden die „Beiwörter und Beinamen des Gottes" und S. 238, 7 ff. seine Handlungen aufgezählt, wodurch er bei Homer charakterisiert wird.

S. 234, 32 ff. „[Homer] zeigte ... sich ... als Schöpfer ... seiner Worte ... er ahmte ... die Stimmen der

gewiß, daß die ersten Sprachen aus der Onomatopoeie entstanden sind, und daß die ersten erfundenen Wörter gewisse Ähnlichkeiten mit den auszudrückenden Sachen gehabt haben ... Aus dem kurzen Gebrauche dieser Wörter entsteht das, was man den musikalischen Ausdruck in der Poesie nennt, von welchem öfters und vielfältig Exempel angeführt werden." (Solche giebt die nebenstehende Dionstelle.)]

S. 225, 15 ff. „Dem Künstler fehlen diese Mittel [Namen und Handlungen]. Er muß also seinen personifizierten Abstraktis Sinnbilder zugeben, durch welche sie kenntlich werden."

S. 225, 25 ff. „Die Sinnbilder dieser Wesen bei dem Künstler hat die Not erfunden ... 226, 4 ff., um der Poesie nachzukommen."

### Laokoon Kapitel 12.

S. 236, 24 ff. „Diese Unsichtbarkeit [einer poetischen Scene] erlaubt der Einbildungskraft die Scene zu erweitern und läßt ihr freies Spiel, sich die Personen der Götter und ihre Handlungen so groß und über das gemeine Menschliche soweit erhaben zu denken, als sie nur will."

S. 236, 28 ff. „Die Malerei aber muß eine sichtbare Scene annehmen, deren verschiedene notwendige Teile der Maßstab für die darauf handelnden Personen werden, ein Maßstab, den das Auge gleich daneben hat."

Flüsse, des Waldes, der Winde, des Feuers und des Meeres nach, ferner den Klang des Erzes und des Steines und geradezu aller Geschöpfe und Werkzeuge, die Stimmen der Vierfüßler so gut wie die der Vögel, die Flöte so gut wie die Hirtenpfeife. Die Wörter für Krachen und Brausen, Getöse und Schall und Gerassel hat er erfunden. Er hat auch die Flüsse murmelnd, die Geschosse klirrend, die Wellen brüllend und die Winde zürnend genannt u. s. w. — S. 235, 20."

S. 238, 18 ff. ist von einer eventuellen Charakterisierung des Zeus durch „ein stummes Sinnbild des Donners oder ein glanzloses Abbild des Blitzes und Gewitters" die Rede, die es dem Phidias allenfalls ermöglichen würden, die dem Zeus von Homer beigelegten Handlungen „durch die bildende Kunst darzustellen", wenn „es möglich gewesen" wäre.

### Dion oratio XII.

S. 236, 14 ff. „Das Gehör ... kann man recht wohl ... täuschen ... Die Dichter [können] ... diese [die gewöhnlichen Verhältnisse der Maße und Größe] beliebig steigern. So war es dem Homer leicht, die Größe der Eris ... zu schildern (Il. IV, 443)."

S. 238, 21 ff. „Wie die Erde erschüttert und der Olymp bewegt wird durch ein kurzes Zucken der Augenbrauen ... das hat ein Homer leicht sagen, und der Dichter hat in solchen Bildern volle Freiheit."

S. 236, 12 ff. „Viel schwerer zu überzeugen sind sie [die Augen] ... denn das Auge trifft mit dem Gesehenen unmittelbar zusammen ... Und unsere [der Künstler] Kunst ist den gewöhnlichen Verhältnissen der Maße und Größe unbedingt unterworfen ... Ich ... muß mich wohl oder übel bescheiden, den mir ... angewiesenen Platz auszufüllen."

S. 238, 25 ff. „Unsere [der Künstler] Kunst .. steht dem gegenüber [der Darstellung übermenschlicher Handlungen] ratlos da, denn sie hat einen aus der Nähe prüfenden Richter: das Auge."

Diese Gegenüberstellung von Stellen aus Lessings Laokoon und Dions 12. Rede zeigt, einen wie geeigneten und fruchtbaren Ausgangspunkt die Darstellung des homerischen Zeus durch Phidias für eine Untersuchung bilden konnte, wie sie im Laokoon vorliegt. Da wir nun oben schon aus der bloßen Entstehungsgeschichte des Laokoon diesen Ausgangspunkt als den ursprünglich in Aussicht genommenen wahrscheinlich gemacht haben und die Ausführungen bei Dion mit den Lessingschen nicht nur im allgemeinen, sondern auch in charakteristischen Einzelheiten eine so schlagende Ähnlichkeit verraten, so halten wir den Schluß nicht für zu kühn, Lessing sei eben durch Dions Rede nicht nur zu der von ihm gewählten Form seines Werks veranlaßt worden, sondern er habe sich auch aus dieser Quelle nicht weniges zu eigen gemacht. Vielleicht sogar, daß lediglich ein wiederholtes und vertieftes Studium derselben ihn auf die Idee brachte, „später an Stelle der deduktiven Methode die mehr induktive Gedankenentwicklung zu wählen, wie wir sie jetzt im Laokoon ... vor uns haben.“[1] Beide gehen ja von einer berühmten plastischen Darstellung eines auch von einem nicht minder berühmten Dichter behandelten Vorwurfs aus, um daran eine allgemeine Erörterung über den Unterschied der den beiden Künsten gezogenen Grenzen anzuschließen. Daß Lessing später die Laokoongruppe hierzu erkor, dazu mag ihn abgesehen von der Polemik gegen Winckelmann vor allem der Umstand bewogen haben, daß diesem Kunstwerk in seiner bewegten, der sichtbaren Welt entnommenen Handlung ein allgemeinerer, reicherer und realerer Vorwurf zu Grunde liegt als dem rein zuständlichen idealen Götterbild des Phidias. Dann bot sich in der zweifelhaften Datierung der Laokoongruppe auch ein willkommener Anknüpfungspunkt für die Frage, welcher von den beiden Künstlern den andern nachgeahmt habe, und in welchen Grenzen sich eine derartige wechselseitige Nachahmung überhaupt halten müsse, eine Untersuchung, zu welcher man von dem olympischen Zeusbild aus nicht so ungezwungen gelangen konnte. Allerdings hätte im Zusammenhang mit dem Laokoon Vergil durchgehends als Vertreter der Dichtkunst auftreten müssen. Wenn an seiner Stelle vielmehr Homer im Vordergrunde steht und der römische Dichter des öftern sogar eher als abschreckendes Beispiel angeführt wird, so ist dies eine Unzuträglichkeit, welche die spätere Wahl eines neuen Ausgangspunkts mit sich brachte, nachdem die wesentlich aus Homer geschöpfte Theorie bereits feststand.

Wenn aber Lessings ursprünglicher Ausgangspunkt wirklich in Dions 12. Rede zu suchen ist, so sollte man doch einen Hinweis

[1] Siehe Blümners Einleitung, S. 77.

auf diesen Autor mindestens im 22. Kapitel erwarten, wo er das Zeusbild des Phidias erwähnt. Er citiert jedoch den Rhetor weder hier noch an irgend einer andern Stelle des Laokoon. Hieraus aber nun schließen zu wollen, daß Lessing den Dion überhaupt nicht gekannt habe,[1] wäre gerade so voreilig und verfehlt, als wenn man dies auch bezüglich des Strabo und Macrobius[2] annehmen würde, die er an der genannten Stelle des 22. Kapitels ebenfalls nicht erwähnt, obgleich sie ihm, wie zahlreiche Citate beweisen, recht wohl bekannt waren. Es läßt sich vielmehr nachweisen, daß er in der That bei seinen antiquarischen Studien auch den Dion durchforschte; denn in dem Fragment „Über die Mängel des antiquarischen Studiums" citiert er die 31. und 37. Rede desselben.[3] Wenn er also diese beiden sehr entlegenen Reden kannte, warum sollte er gerade die 12. nicht gekannt haben? Hat er es doch auch nicht für nötig gehalten, die Beiträge seines Freundes Mendelssohn jeweils ausdrücklich als solche kenntlich zu machen. Es gilt eben auch in Hinsicht auf Dion, was bezüglich aller seiner Vorarbeiten zu sagen ist: „Von den vor ihm gefundenen Gesetzen machte Lessing ohne weiteres Gebrauch . . . Es ist wahr, er hat es nirgends ausdrücklich ausgesprochen oder durch Citate darauf hingewiesen, daß er diese Fundamente seinen Vorgängern entlehne; aber da . . . er glauben mußte, daß diejenigen, welche sich ernstlich für das Problem interessierten, auch mit der Geschichte desselben vertraut waren, so konnte er sich damit begnügen . . . anzudeuten, daß er . . . nichts Unbekanntes vortrage und nur die darauf gebauten Schlüsse als sein geistiges Eigentum beanspruche."[4]

[1] Stich a. a. O., S. 66 läßt die Frage zwar unentschieden, ist jedoch mehr geneigt, sie zu verneinen. — Ehemann a. a. O., S. 4 nimmt an, daß Lessing die „12. Rede nicht gekannt oder nicht beachtet hat".

[2] Siehe Blümners Kommentar, S. 646.

[3] Siehe Lessings Werke in Kürschners Deutscher Nationallitteratur, 9. Teil, 2. Abteilung, herausgegeben von Blümner, S. 442. — Ehemann, a. a. O., S. 4 hätte gut daran gethan, die „ganz wenigen, nebensächlichen Stellen", an denen Lessing den Namen des Dion Chrysostomos nennt, einzeln genau zu bezeichnen: Außer dem obengenannten konnten wir kein weiteres Citat ausfindig machen.

[4] Siehe Blümners Laokoon-Ausgabe bei Kürschner, S. XVIII; vgl. die große Ausgabe, S. 67.

# Die Quellen des Julius von Tarent.

Von Friederike Fricke in Göttingen.

Am 21. Dezember 1799 schrieb Leisewitz an Reinwald: „Die erste Idee zu meinem Stücke nahm ich aus der Geschichte des Großherzogs Cosmus I. von Florenz und seiner Söhne Johann und Garsias. Weil mir aber hier weder die Charaktere noch das historische Detail so ganz gefielen, schlug ich diesen Mittelweg zwischen Geschichte und Erdichtung ein. Hingegen glaubte ich die poetisch-philosophischen Sitten des Mediceischen Hofes mit Recht zu behalten; die Philosophie auf dem Pegasus gefiel mir."

Der Biograph des Dichters, Kutschera, teilt das von Leisewitz behandelte, der Sage nach im Jahre 1562 stattgefundene Ereignis in folgenden Worten mit:[1])

„Cosmus, Herzog von Florenz, hatte drei Söhne: Lorenz, welchen er zu seinem Nachfolger bestimmte und den er später an den spanischen Hof schickte; Johann, welcher, obgleich kaum 16 Jahre alt, schon mit dem römischen Purpur bekleidet war; Garsias, einen jungen Prinzen von wilder Gemütsart. Diese beiden letztern hatten aus wechselseitiger Eifersucht und Neid schon in ihrer zartesten Kindheit einen Haß gegeneinander eingesogen, von dem man sie niemals hatte abbringen können und der in jener Zeit auf eine tötliche Weise ausbrach. Während Cosmus, begleitet von seiner ganzen Familie, die Häfen und Seeplätze seiner Staaten besuchte, um seinem kriegerischen Orden eine feste Form zu geben, entfernten sich diese beiden Prinzen auf einer Jagdpartie, welche sie in einem Walde in der Nähe von Gresetto mitmachten, da sie sich gezankt hatten, nach gegenseitiger Übereinkunft von dem Gefolge, vertieften sich in das Gehölz, schlugen sich und Garsias tötete mit einem Dolchstoß den Kardinal. Er holte darauf die Jagdgesellschaft wieder ein, ohne die geringste Verwirrung zu zeigen, und als wenn er sich nur verirrt hätte, fragte er, was aus seinem Bruder geworden wäre. Aber da dieser junge Prinz nicht erschien und die Nacht hereinbrach, verteilten sich seine Diener, um ihn zu suchen, und derjenige, der besonders mit seiner Bewachung beauftragt war, fand ihn endlich, nachdem er das ganze Gehölz durchlaufen hatte, zu Boden gestreckt, tot und in

[1]) Johann Anton Leisewitz. Von Gregor Kutschera v. Aichbergen. Wien 1876 S. 76 ff.

seinem Blute gebadet. Er eilte sofort, um Cosmus eine so traurige Nachricht zu bringen. Dieser Fürst vermutete alsbald die Hand, von der ein so grausamer Stoß geführt worden war; aber obgleich von dem lebhaftesten Schmerze durchdrungen, hatte er Kraft genug, um ihn zu verhehlen; er befahl sogar diesem Diener, die Sache geheim zu halten und ihm unter dem Mantel der Dunkelheit die Leiche seines Sohnes, in einen Teppich gehüllt und ohne daß es bemerkt würde, in sein Zimmer zu bringen. Man hatte ihm kaum gehorcht, als er Garsias rufen ließ, und nachdem er sich mit ihm eingeschlossen hatte, fragte er ihn, was aus seinem Bruder geworden wäre. Dieser junge Prinz antwortete ihm mit einer Zuversicht, die seinem Alter nicht natürlich ist: er hätte ihn auf der Jagd und bei der Verfolgung des Hirsches aus dem Gesichte verloren. Cosmus befahl ihm nun, den Teppich aufzuheben, welcher die Leiche des Kardinals bedeckte, deren Wunden noch eine Fülle Blut ausströmten. Bei diesem Anblicke sagte der Herzog, der seinen Schmerz und seinen Zorn nicht mehr zurückhalten konnte, zu ihm: „Unglücklicher, das ist das Blut deines Bruders, welches um Rache gegen dich zum Himmel schreit; muß ich einen Brudermörder in die Welt gesetzt haben, der durch die Vernichtung seines Bruders sich einen Weg gebahnt hat, um seinen Vater selbst zu töten?“ Garsias, eingeschüchtert, warf sich ihm zu Füßen, bekannte sein Verbrechen und gab vor, um das Gräßliche desselben zu mildern, daß sein Bruder ihn zuerst angegriffen hätte, und daß er sein Leben nur durch dessen Tod hätte retten können. Aber Cosmus, der so schwache Entschuldigung verwarf und ihn mit Augen voller Wut ansah, sagte zu ihm: „Ich muß selbst den Tod des Unschuldigen durch die Vernichtung des Schuldigen rächen und du mußt das Leben demjenigen wieder bezahlen, von dem du es hast.“ Indem er diese Worte sagte, entriß er ihm den Dolch, mit welchem er seinen Bruder getötet hatte, und stieß ihm denselben in den Busen. Man begrub sie darauf beide heimlich, und um ein so großes Unglück zu verbergen, sprengte man aus, sie wären in einem Landhause an einer ansteckenden Krankheit, von welcher Toscana damals heimgesucht wurde, gestorben. Später veranstaltete man für sie ein großartiges Leichenbegängnis in der Hauptkirche zu Florenz, zu welchem man ihre Leichenrede fügte, und in derselben gab sich der Prediger auf Cosmus' Befehl, um den Verdacht wegen dieses Mordes zu schwächen, besondere Mühe, sich hauptsächlich über das Lob des Garsias zu verbreiten. Eleonore von Toledo, die Mutter dieser beiden jungen Prinzen, der man die Umstände ihres Todes nicht verbergen konnte, starb darüber vor Schmerz. Cosmus, ohne sich durch so viel Mißgeschick niederschlagen zu lassen, suchte Trost in der Sorge um die Regierungsgeschäfte.“

Diese Erzählung findet sich in Vertot, Histoire de l'Ordre de Malthe.[1] Mehrere Gründe sprechen aber dafür, daß Kutschera sie nicht nach diesem Originale, sondern nach einer deutschen Übersetzung angeführt hat. Kutschera selbst würde, hätte er die französische Erzählung vor sich gehabt, sie sicherlich besser übersetzt haben. Ferner heißt bei Vertot der älteste Sohn (der in der Erzählung keine Rolle spielt) François, bei Kutschera aber Lorenz, und so auch bei Boxberger,[2] der von Kutschera entlehnt zu haben scheint. Endlich fehlt in Kutscheras Citat folgende wichtige Bemerkung Vertots: C'est ainsi que Monsieur de Thou rapporte un événement si tragique, dans le trente-deuxième livre de son histoire: quoiqu'on prétende que ce fait ne se trouve point dans sa première édition, et qu'il a été inséré par les éditeurs des éditions postérieures.[3] Wäre dieser Hinweis Vertots auf de Thou als seine Quelle in der deutschen Übersetzung, die Kutschera vorlag, enthalten gewesen, so hätte Werner, der Kutschera nacharbeitete, nicht erst durch A. v. Reumonts Geschichte Toscanas auf de Thou geführt zu werden brauchen.[4] Hierbei möchte ich bemerken, daß, wie ich glaube, Werner eine auf die Quelle bezügliche Bemerkung Kutscheras mißverstanden hat. Kutschera sagt (S. 76): „Aus welchem Werke Leisewitz die Kenntnis des Ereignisses entnommen, ist mir nicht möglich zu bestimmen." Werner (S. XX) versteht das so, als sei es Kutschera unbekannt gewesen, daß de Thou Vertots Quelle sei. Kutschera will aber — er sagt: „entnommen" und nicht: „entnommen haben kann" — nur sagen, daß es unmöglich sei, zu wissen, welche Quelle Leisewitz faktisch benutzt habe. Und daß dies nicht festzustellen ist, wußte Kutschera aus den Ausleihelisten der Göttinger Bibliothek.[5] Unter den vielen durch Leisewitz entliehenen Büchern befindet sich nur eines, das eine Beziehung zu Julius von Tarent haben mag: Die Istoria Fiorentina von Ammirato, die er am 16. Juli 1774 erhielt. Ammirato gehört aber offenbar zu denen, die den Bruder- und Sohnesmord als Erdichtung betrachten; er berichtet kurz, beide Söhne seien einer Seuche erlegen. Es bleibt also immer eine offene Frage, ob Leisewitz die Erzählung in de Thou, oder in einer deutschen Übersetzung aus Vertot, oder im französischen Vertot gelesen hat.

[1] Paris 1726, 4, 410 ff.

[2] Kürschner, Deutsche Nationallitteratur, Band 120. Einleitung zu den Räubern, S. VIII.

[3] Dieser Satz bildet nicht den Schluß der Erzählung; es folgt auf ihn noch die Nachricht von dem Tode der Mutter.

[4] Julius von Tarent, herausgegeben von R. M. Werner, Deutsche Litteraturdenkmale Nr. 32, S. XX.

[5] Kutschera, S. 14.

Die meiste Wahrscheinlichkeit hat wohl das letztere: die deutsche Übersetzung existiert auf der Göttinger Bibliothek nicht; das Original, l'Histoire de l'Ordre de Malthe, ward zu jener Zeit (wie aus den Bibliotheksliſten ersichtlich) fleißig gelesen. Leisewitz selbst hat es nie entliehen; man darf vielleicht annehmen, daß er es besessen hat als Haupthilfsmittel für seine Arbeit.

Werner bemerkt (S. XX), daß sich noch eine direkte Spur der Entlehnung aus dieser Erzählung in dem Monolog des Fürsten (V, 7) findet, wo in der Handschrift Konstantin über gestrichenem Garsias steht.

Leisewitz nahm aus jener Erzählung die Hauptthatsachen seines Dramas: den Brudermord und die Bestrafung durch den Vater; dagegen ließ er den seit der Kindheit bestehenden Neid und Haß fallen, oder legte wenigstens kein Gewicht auf ihn. Er ließ ferner den Mord öffentlich geschehen und durch den Mörder nicht geleugnet werden und verlegte die Handlung von Florenz nach Tarent. Für letztere Änderung läßt sich kein Grund nachweisen; sie muß aber die einzige Ursache sein, aus der die Deutsche Monatsschrift 1798[1] sich veranlaßt sah, den Julius von Tarent mit Massingers A very Woman, or the Prince of Tarent zu vergleichen. Denn daß eine Dame zwei Bewerber hat und daß der bevorzugte den abgewiesenen von ihrer Thür zurückhalten will und im Zweikampfe fällt, ist vom Titel abgesehen die einzige Ähnlichkeit zwischen beiden.

Nach dem oben angeführten Worte Leisewitzens müßte man eigentlich annehmen, daß Leisewitz keine andere Quelle als jene Sage benutzt und die übrigen Motive frei erfunden hätte. Aber Leisewitz schrieb jenen Satz etwa 25 Jahre nach dem Erscheinen des Stücks und hat vielleicht nur seine Hauptquelle angeben wollen. Die Kutscherasche Annahme, daß er noch eine zweite Quelle benutzt habe, hat gar zu viel Wahrscheinlichkeit.

Diese zweite Quelle ist nach Kutschera die Erzählung von der Verschwörung der Pazzi gegen die Mediceer (1478), die er (S. 79) in folgender Weise mitteilt:

„Seine (Peters von Medici) unmündigen Söhne Laurenz und Julian, beide mit großen Anlagen geboren, nur daß jener mehr Ehrgeiz und Feuer, dieser sanftere Empfindungen verriet, traten nun unter Anführung Thomas Soderinis auf den Schauplatz.

— — Cosmus, der ihre (der Pazzi) Eifersucht kannte, hatte einem unter ihnen, Wilhelm, Neffen ihres Ältesten, seine Enkelin

[1] Kutschera, S. 76.

Blanka, Laurenz und Julians Schwester, zur Ehe gegeben, und unter dem Schirme dieser Verwandtschaft lebten beide Häuser einige Zeit, dem Scheine nach im besten Vernehmen. Nach Peters Tode waren Julian Medici und Franz Pazzi tägliche, im Hang zum Vergnügen sympathisierende Umgangsfreunde: aber letzterer trug bei guter Zeit den Samen der Verräterei im Herzen, der nachher, durch eine gemeinschaftliche Liebschaft genährt, schreckliche Früchte trug und die berufene Verschwörung der Pazzi gegen die Medici hervorbrachte.

Franz faßte gegen eine junge und schöne Dame, Camilla Cafarelli, von gutem Hause, aber ohne Vermögen, die er bei einem von den Medici angestellten Turniere hatte kennen lernen, eine heftige Leidenschaft und bewarb sich um ihre Hand; hielt aber diese Leidenschaft vor seinem Freunde Julian verborgen. Julian liebte Camillen nicht minder und ward vorgezogen. — — Familienstolz und Wetteifer und persönliche Eifersucht vereinigten sich nun in Franzen und kochten Rache, ehe er noch die heimliche Heirat erfuhr."

Kutschera bemerkt hierzu (S. 80): „Die kurze Charakteristik der beiden Brüder Laurenz und Julian paßt ganz auf Guido und Julius; das Verhältnis der beiden Freunde Julian Medici und Franz Pazzi zu Camilla erscheint auf die beiden Brüder übertragen."

Zur Begründung seiner Hypothese, daß Leisewitz diese Geschichte benutzt und also das Motiv der Liebeseifersucht nicht frei erfunden habe, hätte Kutschera eine Leisewitz zugängliche Quelle angeben müssen. Er hat aber die obige Erzählung wörtlich nach einem Aufsatze Reinwalds[1]) angeführt, der 1787 verfaßt ward und 1788 im ersten Bande der von Schiller herausgegebenen „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten" erschien — und hat weiter keine Quelle genannt. Werner sucht dies nachzuholen, indem er (S. XXIII) dazu bemerkt: „Die Kenntnis dieses Stoffs haben wohl Macchiavellis florentinische Geschichten vermittelt, wo die Verschwörung der Pazzi im achten Buch erzählt ist." Was das „wohl" vermuten läßt, bestätigt das Nachlesen in Macchiavelli: Werner kann diese Quelle nicht selbst geprüft haben; denn so wie Macchiavelli die Geschichte erzählt, hat sie mit Julius von Tarent nichts zu thun: alles Romantische fehlt darin. Übereinstimmend mit Macchiavelli erzählen alle guten Geschichtsschreiber jener Zeit — Stephano Infessura, Ammirato, Sismondi, Roscoe — daß Francesco dei Pazzi die Anmaßung und das Übergewicht der Medici nicht länger habe ertragen können, nach Rom gegangen sei, sich dort mit einem Verwandten des Papstes Sixtus IV. befreundet

[1]) Schillers Briefwechsel mit Reinwald und Christophine, S. 304.

und im Vereine mit diesem und unter Zustimmung des Papstes die Verschwörung in Florenz angezettelt habe, der am 26. April 1478 Giuliano de' Medici zum Opfer fiel. Macchiavelli und auch Ammirato den Leisewitz kannte) sprechen überdies von dem nachgeborenen Sohne Giulianos, dem spätern Papste Klemens VII. — wie nahe hätte es da gelegen, der Mutter dieses Kindes zu erwähnen, wenn sie nach Kenntnis dieser Schriftsteller ein wichtiger Faktor der Verschwörung gewesen wäre.

Hat Leisewitz die Verschwörung der Pazzi benutzt, so hat er sie also jedesfalls nicht nach Macchiavelli noch nach irgend einem der von den Geschichtsschreibern als vollgültig angesehenen Chronisten benutzt, sondern ihm werden dieselben Quellen vorgelegen haben, aus denen Reinwald (der doch seine „Geschichte" nicht aus der Phantasie geschöpft haben kann!) später seine Camilla Cafarelli nahm. Daß diese Quellen nicht italienisch sein können, sondern lateinisch oder französisch sein müssen, geht, wie ich meine, schon daraus hervor, daß Reinwald den einen Bruder Laurenz nennt, gebildet aus Laurentius oder Laurent, und nicht Lorenz.

In Reinwalds Briefwechsel werden die Quellen genannt, die er benutzte; unter ihnen sind zwei, die den Liebesroman enthalten: Histoire générale des Conjurations, Conspirations et Révolutions célèbres von Duport du Tertre, 1763 — und Histoire secrète des plus fameuses Conspirations von le Noble, 1698. „Du Tertre," sagt Reinwald in einem Briefe an Schiller vom 2. März 1788, „hat seine Erzählung aus dem Le Noble, der seine Histoire de la Conjuration des Pazzi nach dem Geschmacke der Zeit und des Hofes Ludwig XIV. mit Liebesgeschichten allzusehr verzuckert hat." Das Buch von le Noble, bei dem wir also endlich ankommen, ist in der That eine Quelle eigner Art! Wenn es nicht auf Traditionen oder intimsten Memoiren beruht, was der Leser wohl nicht glauben wird, ist es eine Ausgeburt kühner Phantasie und zugleich Tendenzschrift.

Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß diese Geschichtswerke zweites Rangs von le Noble und du Tertre damals, als Leisewitz dichtete, bekannte Bücher waren, und daß er eines von ihnen benutzt hat. Aus der Bibliothek hat er keines der beiden entliehen.

Die Beweise dafür, daß Leisewitz wirklich diese Geschichte von der Eifersucht Francescos auf Giuliano kannte und nicht vielmehr, was doch sehr nahe gelegen hätte, das Motiv der Liebe und Eifersucht frei erfunden hat, scheinen mir folgende zwei zu sein:

Im Julius von Tarent kommen, worauf Werner hinweist, die Namen Julian und Bianca vor, die sich nicht in der Geschichte von Cosmus und seinen Söhnen, sondern in der Geschichte von der Ver-

schwörung der Pazzi finden. Leisewitz konnte sich allerdings diese Namen ausgedacht haben; aber ihre Beweiskraft wird verstärkt durch den Namen Camilla, den bei Klinger die Geliebte der beiden Nebenbuhler trägt. Klinger hat wohl nicht nur erfahren, welchen Stoff Leisewitz bearbeitet, sondern auch, welche Quellen er benutzt hatte.

Schiller hatte die Absicht, ein Drama „Die Verschwörung der Pazzi" zu schreiben. Man darf also wohl annehmen, daß damals eine Darstellung dieses Ereignisses verhältnismäßig bekannt war, die sich durch ihren romantischen und tragischen Charakter einem Dichter empfahl. Das Buch von du Tertre, 1763 erschienen, entsprach dem Geschmacke der Zeit an Verschwörungsgeschichten und bot dem dramatischen Dichter reichen Stoff. Dem könnte man entgegnen, daß Alfieri in der Verschwörung der Pazzi auch ohne le Nobles und du Tertres Liebesroman von Francesco, Giuliano und Camilla einen würdigen Gegenstand für ein Trauerspiel gefunden hat. Er behandelt nur den Seelenkampf der Schwester, deren Gatte der Mörder ihres Bruders wird. Aber diese beschränkte Handlung würde sich einem Dichter wie Schiller wohl nicht empfohlen haben; sie hängt eng zusammen mit der Eigentümlichkeit Alfieris, der größte Einfachheit der Handlung liebt und alles Gewicht auf die Charaktere legt.

# Über Goethes Gebrauch abgebogener vorangehender oder nachtretender Participien.

Von Heinrich Düntzer in Cöln.

Der Meister deutscher Sprachforschung Rudolf Hildebrand hat hierüber eine eingehende Untersuchung in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" 4, 73—76 angestellt, mit deren Ergebnis ich nicht ganz übereinstimmen zu können glaube. Er bezeichnet Goethes Abweichungen von der gangbaren Regel als undeutsch, aus dem Lateinischen herübergenommen. Und doch finden sich diese Freiheiten gerade zu der Zeit, wo Goethe von griechischer Sprache und Dichtung so berauscht war, daß ihm in einem Briefe an Herder die griechisch gedachten Worte aus der Feder flossen: „Daß ich Euch von den Griechen *sprechenden* meist erreichte, hat mich ergötzt." Dieser Gebrauch des abgebogenen Participiums war ihm nicht nur aus den griechischen Dichtern, sondern auch aus Plato und Xenophon ge-

läufig; schon als Knabe hatte er ihn im neuen Testamente gefunden. Da ist es nicht zu verwundern, daß er in dem gleichzeitigen Gedichte „Wanderers Sturmlied“, worin er mit dithyrambischer Ausgelassenheit Theokrit, Anakreon und Pindar feierte und den „Python tötenden, leichten, großen Pythius Apollo“, wie er ihn aus dem Homerischen Hymnus kannte, über die Erde wandeln ließ, zum Zwecke lebendig bewegter Darstellung, nicht aus eitler Lust, sich jenes beneidenswerten Vorzugs der griechischen Sprache, den sie freilich mit der lateinischen gemein hat, sich auf eigene Weise bediente. Es ist die erste Spur des betreffenden Abweichens von dem stehenden deutschen Sprachgebrauche. Aber die Sache selbst verhält sich etwas anders, als man bisher angenommen hat. Die Stelle lautet:

Nicht am Ulmenbaum
Hast du ihn besucht,
Mit dem Taubenpaar
In dem zärtlichen Arm,
Mit der freundlichen Ros' umkränzt,
Tändelnden, ihn blumenglücklichen
Anakreon,
Sturmathmende Gottheit!

Leider ist die Angabe der „Lesarten“ in der Weimarischen Ausgabe äußerst lückenhaft, wie eine Vergleichung mit meinen „Erläuterungen“ und dem „Jungen Goethe“ von Bernays zeigt, ja die älteste Überlieferung vom Jahre 1774 ist hier an die zweite Stelle gesetzt; nach der erst in Weimar gemachten Sammlung ($H_2$), von der alle übrigen Handschriften mittelbar oder unmittelbar abhängig sind. In jener ältesten Überlieferung hat die angeführte Strophe kein Satzzeichen außer dem Schlußpunkt, wovon die Lesarten nichts sagen. Deshalb kann auch das Schweigen von der Satzzeichnung der übrigen Handschriften hier und sonst nichts beweisen. Sollte Herder in seiner Handschrift ($H_{79}$) Kommata eingeführt haben, so folgte daraus noch nicht, daß er die richtigen, Goethes Fassung entsprechenden überall gesetzt, vielmehr hat er sonst bei der genauern Satzzeichnung von Goethes Gedichten nicht immer dessen Absicht getroffen. Ebensowenig ist hierin zuverlässig der Druck in der dritten Ausgabe, die das Gedicht zuerst in den „Werken“ gegeben (1815). Da nun in der ersten Überlieferung V. 89 gar kein Satzzeichen hat, so kann man das Komma entweder nach „Tändelnden“ oder, wie es in den „Werken“ geschehen, nach „ihn“ setzen. Ein „tändelnden ihn“ scheint uns gar zu fremd, wogegen „ihn blumenglücklichen Anakreon“ steht, wie 63 f. „Glüh' ihm entgegen, Phöb' Apollen“, ähnlich in der nächsten Strophe: Faßtest du ihn / Den Bienen singenden, / Honig lallenden, / Freundlich winkenden / Theokrit.“ „Ihn“ steht hier ähnlich

wie in der gleichzeitigen Übersetzung von Pindars Olymp. 5 in: „Süße Blüten empfange . . . . . / Mit freudewarmem Herzen / Sie unermüdeter Mäuler / Und des Psaumis Belohnung.“ Scheint hier der Ausfall des Artikels hart, so ist er es nicht weniger, wenn nach der andern Satzzeichnung „blumenglücklicher Anakreon“ an „Tändelnden ihn“ ohne ein „den“ sich anschließt und auch sonst fehlt hier der Artikel, wie bei „Castalischer Quell“ (77). Möglich wäre, daß durch Versehen „Tändelnden, ihn blumenglücklichen“ irrig in einen Vers geschrieben wäre, wie das wirklich bei 7 f. „Entgegensingen wie die Lerche“ geschehen ist. „Tändelnden“ könnte als Creticus einen Vers für sich bilden, wie wir einen solchen mehrfach in unserer Ode finden. Hiernach bezieht sich „Tändelnden“ auf das frühere „ihn“ (85) zurück; um aber diese Beziehung auch äußerlich anzudeuten, gab der Dichter ihm die Abbiegung des Accusativ. Es soll neu anhebend den seligen Nichtsthuer bezeichnen, während bisher nur die Gesellschaft der Tauben, die Bekränzung mit Rosen und die Ulme erwähnt war, unter deren breitem Schatten er ruht. Freilich ist die Verbindung dithyrambisch kühn, so daß der erste Herausgeber in den „Nordischen Miscellen“ (1810) frischweg änderte: „Den Tändelnden“ mit Weglassung von „ihn“, wofür es näher gelegen hätte, „ihn, den tändelnden“ zu setzen, wie es in der nächsten Strophe heißt: „ihn, den Bienen singenden“, aber Goethe wollte dies nicht, sondern die charakteristische Bezeichnung durch die schroffe Verbindung hervorheben.

Von sehr verschiedener Art ist das zweite Beispiel, das uns anderthalb Jahre später in der Ode „An Schwager Kronos“ begegnet, aber die Abweichung dient demselben Zwecke. Hier ist es kein Participium, sondern ein derselben Regel unterworfenes Beiwort, das sich nicht auf ein weit vorhergehendes, sondern auf ein am Schlusse stehendes persönliches Fürwort bezieht. Auch hier ist die Rede lebhaft bewegt.

Trunknen vom letzten Strahl
Reiß' mich, ein Feuermeer
Mir im schäumenden Aug',
Mich geblendeten, taumelnden
In der Hölle nächtliches Thor.

Die Strophe ist der Nachsatz zu „Eh' sie (die Sonne) sinkt, eh' mich Greisen / Ergreift im Moore Nebelduft u. s. w.“ Es kann keine Frage sein, daß der deutsche Sprachgebrauch verlangt „Reiß mich trunken“, aber zur lebendigern Anknüpfung an die vorige Strophe mußte diese mit der Trunkenheit vom Strahle der untergehenden Sonne beginnen. Hildebrand meinte, Goethe habe vielleicht ursprünglich „trunken“ geschrieben, aber dies wegen der Zweideutigkeit, daß man es auf den angeredeten Schwager beziehen könnte, in „trunknen“ geändert. Ich möchte glauben, daß der Dichter durch die Verbindung

mit der vorigen Strophe und den ganzen Ton veranlaßt, das gewöhnliche „mich trunken" nach „reiß'" aufzugeben, und den Nachsatz mit dem Zustand, worin er sich befinde, zu beginnen und die Beziehung auf das nachfolgende „mich" durch die Abbiegung zu bezeichnen sich sofort entschloß. Und diese Kühnheit möchte ich dem Dichter ebensowenig verdenken, als daß er die Trennung des Genitivs von dem Worte, von dem er abhängig ist, schon in „Alexis und Dora" und besonders in „Hermann und Dorothea" sich gestattete, obgleich Wielands Ohr sich daran nicht gewöhnen mochte. Auch manches andere wagte er in diesem herrlichen homerischen Sange, z. B. den substantivischen Gebrauch der Participien, wie „die Krankende", „die Weinende", „die Sitzende", „die Verworrene", „der willig Folgenden", „zu seiner Verwunderten", „um seine Vertriebene", den er auch schon in der „Iphigenie" so glücklich verwandt hatte. Joh. Aug. Lehmann hält in seinem verdienstlichen Buche „Goethes Sprache und ihr Geist" (1852), dessen erster Abschnitt die Participialkonstruktionen behandelt, unsere Voranstellung des abgebogenen Participiums freilich für kühner als die Nachsetzung, findet sie aber doch dem Charakter des dithyrambischen Schwungs angemessen, zumal da gleich darauf noch eine ähnliche Apposition folge und die Beziehung deutlich genug durch die Abbiegung ausgeprägt sei. Ich habe die Abweichung vom Sprachgebrauch anerkannt, nahm aber damals noch nach der gangbaren Satzzeichnung dieselbe Voranstellung in „Wanderers Sturmlied" an. Dadurch wurde Hildebrand veranlaßt, im angezogenen Aufsatze diese „Merkwürdigkeit aus Goethes Grammatik" in Verbindung mit andern mehr oder weniger ähnlichen Fällen zu behandeln. Die Bezeichnung dieses Gebrauchs als undeutsch scheint uns zu weit zu gehen; dem Geiste unserer Sprache widerstrebt er so wenig, daß Hildebrand selbst auf das Altdeutsche hingewiesen hat, wo sogar das unmittelbar nach dem Hauptwort stehende Beiwort oder Participium abgebogen ist, was auch Lehmann schon angeführt hatte. Freilich dem gangbaren deutschen Sprachgebrauche entspricht dies nicht, aber es fragt sich, ob der Dichtersprache nicht in besondern Fällen eine solche Freiheit gestattet sei, wenn auch Goethe nicht mit dieser, wie mit andern Schöpfungen seines Sprachgeists durchgedrungen ist. Hildebrand will sogar „mich Trunknen", „mich geblendeten Taumelnden" (wie 35 statt des ursprünglich geschriebenen „geblendeten, taumelnden" gedruckt ist) nicht als deutsch anerkennen. Das vorhergehende „mich Greisen" (28) erwähnt er nicht, wo die ältere Abbiegung von „Greis" sich findet, wie in der „Pandora" (815) „des Greisen Aug" steht (abweichend von „Iphigenie" 1385). Nach den persönlichen Fürwörtern können abgebogene substantivische Beiwörter und Participien folgen. Klopstock braucht so „wir Geweihten des Schmerzens", „wir des

Harfengesangs Geweihte", Goethe „mir Sterblichem", „dich Fremden", „mich Erstaunten", „mich Unerkannten", „mich Unaufmerksamen und Unwissenden" (in Prosa im dritten Bande von „Wahrheit und Dichtung"). Freilich trunknen mich unmittelbar aufeinander wäre nicht gestattet, aber durchaus nicht zu beanstanden ist es, wenn es in der „Iphigenie" heißt: „Laßt allein und unbegleitet" / Mich zu den Toten gehn: „Wieder eingeschifft / Ergreifen dich die Wellen", in Hermann und Dorothea: „Unbeschenkt doch laß' ich euch nicht." Zur Vermeidung der Zweideutigkeit wagte der Dichter das abgebogene, die Beziehung auf das anschließende „mich" kräftig andeutende „Trunknen". Zwischen das lebhaft anhebende „Trunknen vom letzten Strahl reiß' mich" und das Einfahren in die Hölle tritt die nähere Ausführung seines Zustands auf der weitern Fahrt. Zunächst folgt „ein Feuermeer / Mir im schäumenden Aug'", wo, wie „mir" zeigt, nicht nach häufigem Gebrauch ein „tragend" zu ergänzen ist, sondern etwa ein „entzündend". Je länger der Schwager den in die Sonne Schauenden fährt, um so glühender entzündet er das Feuer in seinem davon schäumenden Auge. Der Dichter kehrt aber dann zur Bezeichnung der noch weiter vor dem Einfahren in die Hölle erfolgenden Wirkung des Schauens in die untergehende Sonne auf das frühere „mich" zurück, „mich geblendeten, taumelnden". Zuletzt wird er ganz geblendet, ja gerät in vollen Taumel, ist seiner nicht mehr mächtig und so von dem höchsten Lichtglanz überwältigt, fährt er in die nächtliche Unterwelt. Hier tritt wieder die regelrechte Verbindung ein, das substantivische durch „geblendete" näher bestimmte Participium tritt nach. Der wechselnde daktylisch-trochäische Rhythmus und der stürmische Sturz der Rede entsprechen dem Drange des in höchste Glut versetzten Passagiers des Kronos.

Auch in der anderthalb Jahre spätern „Seefahrt" steht das abgebogene Participium weit vor dem Fürwort, auf das es sich bezieht, hier aber tritt der ganz eigene Fall ein, daß der betreffende Satz der letzte von dreien ist, welche die Rede der Freunde enthalten und alle auf das Fürwort der Anrede auslaufen, ohne daß auf ihnen der Nachdruck läge, vielmehr werden die drei Zeiten, die Seefahrt, das Verweilen jenseits des Meers und der Empfang nach der Heimkehr, hervorgehoben, und den Inhalt bildet das Gute, das sie dem Scheidenden jedesmal versprechen, glückliche, genußreiche Fahrt, gute Geschäfte, lieben und jubelvollen Empfang bei der Rückkehr.

Gerne gönnen wir die schnellste Reise
Gern die hohe Fahrt dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten deiner;
Wird rückkehrendem in unsern Armen
Lieb' und Preis dir.

Für „bei der Heimkehr“ setzt er hier nach freiem griechischen Gebrauche „dir rückkehrendem“, läßt aber seinem Zwecke gemäß das hier schwächere „dir“ an den Schluß treten. Mit „rückkehrendem“ (ursprünglich hatte er das weniger passende „rückfahrendem“ geschrieben) würde er den Satz begonnen haben, hätte das trochäische Versmaß es erlaubt, das auch sonst, besonders in Balladen oft Einfluß auf die Wortstellung übt, was man als dichterische Freiheit nicht beanstanden darf, so wenig wie den Ausfall des „es“ vor „wird“. Hildebrand meinte, Goethe sei hier dem lateinischen tibi redeunti gefolgt, dem es keineswegs genau entspricht. Dieser Gebrauch des Nomens mit Participium ist schon dem Homer ganz geläufig. So wenig ein unmittelbar aufeinander folgendes rückkehrendem dir auch der Dichter sich gestatten darf, so wenig sind wir berechtigt, ihm die hier genommene, die Kraft der Rede fördernde Freiheit zu entziehen. Etwas Gewaltsames erkennen wir darin nicht, wie wenn Klopstock in der Ode „Dem Allgegenwärtigen“ den Vers „Aus der ich auferstehn werde“ selbst verballhornte zu „Und auferstehen aus der“. Das Relativum mit der den alten Sprachen so unbeschränkt gestatteten Freiheit erst an später Stelle folgen zu lassen, darf der deutsche Dichter nicht wagen. Klopstock selbst hatte sich in der Ode „Der Kranz“ stark gegen das den Griechen gestattete Durcheinanderwerfen der Wörter erklärt.

Es ist das letztemal, daß Goethe sich dieses Vorantretens des abgebogenen Participiums gestattete. Dagegen hat er seit dem Einflusse Calderons mehrfach das nachtretende Participium (auch ohne den vorgesetzten Artikel, wie in „mich den lange Sehnenden“) da, wo der Vers es forderte, abgebogen. So heißt es im „Vorspiel vom September 1807“ neben „das Wetter, das zerstörende“, „Ihr Donner, ihr mich längst verkündenden“, „Kräfte, / Dein Werk zerstörend und zerknirschend“, auch: „Und dies die Pfade, längst betretene“, in der „Pandora“ nicht bloß: „vereint er sich Dämonen, gottgesandten“, sondern auch „Aus den Wogen / Tragenden (später „Tragend ihn“) die schöne Last“ in der christlichen „Tragödie“ (1810) „die Kinder / Zu seinen Füßen, seinen Segnungen sich beugende“, im zweiten „Faust“ außer „Thätigkeit, vielfältige“, „Sälen, grenzenlosen“, auch „Wachfeuer glühen, rothe Flammen spendende“. Anderer Art ist in der „Achilleis“ „Diese bereiteten (nachdem sie bereitet sind) stelle sie auf“. Wenn wir jetzt im „Rochusfest“, das 1817 erschien, aber vorher mehrfach umgeschrieben worden war, lesen: „Sie (die jungen Leute), in böser Zeit geborene“, so war dies vielleicht eine nachträgliche Schlimmbesserung, statt des Relativsatzes „die in böser Zeit geboren waren“, klagte ja Goethe selbst gegen Riemer im Jahre 1813, er verderbe oft seine Sachen durch zu vieles Verbessern, und gestand,

daß die Participialkonstruktionen ihm nicht geraten wollten. Sonderbar, obgleich von W. Schlegel nicht beanstandet, scheint der Anfang des fünften Venediger Epigramms, wo das zu „Schiffe“ gehörende, „viele befrachtete“ in den Relativsatz „die in dem großen Kanal stehn“ gezogen ist.

Ganz eigen verhält es sich mit der Stelle des Gedichts „Schlechter Trost“ im „Divan“ (III, 19):

Schluchzend und weinend
Findet ihr mich, dem ihr sonst
Schlafendem vorüberzogt.

Hier hatte Goethe früher richtig das den geraden Gegensatz zu „Schluchzend und weinend“ bildende „Schlafend“ geschrieben, aber wegen der durch die Form möglichen Beziehung des „Schlafend“ auf „ihr“ nachträglich die Endung em angehängt, wobei man fragen könnte, ob das Relativ „dem“ nicht die schwache Form „en“ forderte, da das Participium nach dem Relativ nicht so selbständig steht, wie nach dem persönlichen Fürwort.

---

# Ein Livianisches Motiv in Kleists „Prinz von Homburg“.

Von Johannes Niejahr in Halle a. S.

Es ist die gewöhnliche Annahme, daß Kleist in seinem Prinzen von Homburg die Form und den Verlauf des Konflikts im wesentlichen selbst erfunden hat. Auf der alten Schlachtlegende soll er die Fabel seines Stücks frei aufgebaut haben. Indes diese Sage, wenn gleich sanktioniert durch die Autorität eines großen Namens, ist doch selbst erst ein künstliches Produkt, aus leicht erkennbaren Vorbildern entsprungen. Darüber hinaus aber weist in dem Kleistischen Drama der rücksichtslose Charakter des Streits, die bis zum äußersten getriebene unbarmherzige Strenge des Fürsten, die, man sage es nur frei heraus, dem modernen Empfinden aufs grausamste widerstrebt, noch auf bestimmtere Muster hin. Man denke nur den Konflikt einmal in geradem Verlauf bis zu Ende, man mache sich klar, daß es schließlich doch nur ein außer aller Berechnung liegender Zwischenfall ist, der dem Kurfürsten die gewünschte Gelegenheit giebt Gnade zu üben, man stelle sich vor, wie dieses im Grunde so „milde“ Herz

nur zu leicht wirklich in die Lage kommen konnte, mit der beabsichtigten Hinrichtung des geliebten Jünglings Ernst zu machen, und das wegen eines zwar strafbaren, aber doch jugendlich entschuldbaren Vergehens, und man wird erkennen, eine solche psychologische Gewaltsamkeit konnte in dem Kopfe eines Kleist, des großen Kenners der Menschenseele, in freier und unbeeinflußter „Schöpferlaune" unmöglich entspringen.

Kleist selbst hat uns einen Fingerzeig in der Richtung gegeben, wo wir sein Vorbild zu suchen haben. Als der Kurfürst den Prinzen wegen seines Ungehorsams in der Schlacht verhaften läßt, macht dieser, aus allen Himmeln gefallen, seinem Ingrimm im Stillen Luft mit den Worten (vgl. 778 Zolling):

Mein Vetter Friedrich will den Brutus spielen.

Er erinnert damit an das populärste Vorbild altrömischer Gesetzesstrenge, das „starr" und hart bis zur Grausamkeit, kein Ansehn der Person und des Verdienstes kennt, wenn es gilt, die beleidigte Ordnung und Autorität im Staate wieder zu Ehren zu bringen. Diese Erinnerung ist, wie die folgenden Verse (779 ff.) lehren, zunächst geweckt durch den Gedanken an eine bildliche Darstellung, wahrscheinlich doch wohl das bekannte Gemälde des großen Klassizisten David „Brutus die Leichen seiner Söhne empfangend", das Kleist jedenfalls in Paris bei seinen Besuchen des Louvre im Jahre 1801 gesehen hat (vgl. Kleists Brief bei E. v. Bülow, „Heinrich v. Kleists Leben und Briefe" S. 216). Trotzdem ist es sicher, daß Kleist für das dramatische Problem seines Stücks nicht das Beispiel des alten „Königsaustreibers", sondern das eines andern römischen Helden vorgeschwebt hat. Zürn (Ausgabe des „Prinzen von Homburg", S. 141 f.) hat, wie ich soeben erst sehe, unter den Fällen, die er aus der alten und neuen Geschichte zur Vergleichung heranzieht, auch diesen angeführt, hat aber keinerlei Anwendung von ihm auf unser Drama gemacht. Es kann aber von all seinen Beispielen überhaupt nur dieses eine hier in Betracht kommen. Es ist, um es hiermit zu sagen, der Streit des Diktators L. Papirius Cursor und seines magister equitum Q. Fabius Rullianus, der dem vielumstrittenen Motiv unsers Stücks von der Verurteilung und Begnadigung des Prinzen zu Grunde liegt. Die Geschichte findet sich ausführlich erzählt bei Livius VIII, 30—35, kürzer bei Valerius Maximus II, 8; III, 9; u. A. Kleist hat, wie die Vergleichung beweist, den Bericht des Livius benutzt. Was ihn darauf führte, läßt sich leicht vermuten: die Sage von der Fehrbelliner Schlacht mußte von selbst die Erinnerung an analoge Fälle aus der römischen Geschichte wecken. Er schlug, um sich näher zu unterrichten, in irgend einem Kompendium oder Lexikon nach und fand unter den

angeführten Beispielen von „imperia Manliana" nur dieses eine seinen Absichten entsprechend, das er nun im Livius oder in irgend einer ausführlichen Nacherzählung nachlas. Es würde überflüssig sein, die Stelle im Wortlaut wiederzugeben. Ich begnüge mich mit einer kurzen Inhaltsangabe und hebe dabei die Punkte besonders hervor, die für unser Stück vornehmlich in Betracht kommen.

Die Geschichte spielt bekanntlich im zweiten Samniterkriege. Der magister equitum T. Fabius, der ein ferox adulescens genannt wird, hat sich gegen den ausdrücklichen Befehl des obersten Kriegsherrn L. Papirius in dessen Abwesenheit in eine Schlacht eingelassen. Er erringt, dank des ungestümen Angriffs der Reiterei, einen so vollkommenen Sieg, wie er dem Diktator selbst nicht besser hätte gelingen können. Aber er hat nicht nur gegen das Verbot des Höchstkommandierenden gehandelt, sondern sich auch leichtsinnig hinweg gesetzt über die religiösen Bedenken, um derentwillen eben Papirius das Heer für einige Zeit hatte verlassen müssen. Kaum erfährt daher dieser, was vorgefallen, als er in das Lager eilt, entschlossen, eine so offenbare Verhöhnung der Disciplin an dem jugendlichen Sieger aufs strengste zu ahnden. Er fordert den Schuldigen vor seinen Richterstuhl und giebt ihm auf, sich vor versammeltem Kriegsvolk zu verantworten. Als darauf Fabius im Tone trotziger Anmaßung erwidert, befiehlt er mit „neuerfrischtem Zorn" seine sofortige Hinrichtung. Schon reißen dem Entsetzten die Liktoren die Kleider vom Leibe, da gelingt es ihm, zu den hinten stehenden Triariern zu entkommen, die ihn schützend in ihrer Mitte aufnehmen. Der Auftritt erregt in der Menge zugleich Bestürzung und Empörung, man bittet, man droht, es fehlt nicht viel, so kommt es zu offener Meuterei. Selbst die höchsten Offiziere schließen sich, den Diktator auf dem Tribunal umringend, den Bitten des Heeres an. Allein Papirius heißt sie zurücktreten und bleibt fest bei seinem Entschluß. Dem wachsenden Tumult macht endlich die Nacht ein Ende. Fabius, dem der Diktator geboten, am folgenden Tage wieder zur Stelle zu sein, hat den Ernst seiner Lage immer noch nicht begriffen, weil er sich auf den Schutz des Heeres verläßt. Als ihm jetzt alle eindringlich vorstellen, an ein Nachgeben des Diktators sei nicht zu denken, flieht der Geängstigte unter dem Schutze der Nacht zu seinem Vater nach Rom. Auf dessen Wunsch wird sofort eine Senatssitzung berufen. Kaum hat der junge Fabius hier seine Sache vorzutragen begonnen, als Papirius, der dem Flüchtigen auf der Spur gefolgt ist, in die Versammlung tritt und Fabius zu verhaften befiehlt. Vergebens ein Gnadengesuch des gesamten Senats. Da appelliert der Vater an das Volk. Auch dieses nimmt offen für den verfolgten Jüngling Partei. Inmitten dieses allgemeinen Aufruhrs bleibt Papirius un-

erschütterlich. Von der Strafe, die der Ungehorsame voll verwirkt habe, werde er nichts zurücknehmen. Ihm sei der Staat anvertraut und er sei nicht gesonnen, an seinen Hoheitsrechten rütteln zu lassen. Bliebe jetzt nach dem Wunsch der Tribunen und des Volks die Verletzung der Mannszucht ungeahndet, so werde das unabsehbare Folgen haben, für welche die Nachwelt einst die Urheber verantwortlich machen werde.

Unter dem Eindruck solcher Worte vollzieht sich schnell eine gänzliche Umstimmung. Das Volk, dem die Tribunen sich anschließen, wendet sich demütig bittend an den Diktator, ihm zuliebe dem Schuldigen, der doch nur „menschlich und jugendlich" gefehlt, die Strafe zu erlassen. Der junge Fabius selbst wirft sich mit seinem Vater dem Diktator zu Füßen und fleht ihn um Gnade an. Jetzt endlich giebt sich dieser zufrieden. Und nun erst versteht man seine bis dahin unbegriffene Härte, wenn er sagt: „bene habet, Quirites, vicit disciplina militaris, vicit imperii maiestas, quae in discrimine fuerunt, an ulla post hanc diem essent." Er schenkt dem genug Gestraften das Leben und reicht ihm die Hand zur Versöhnung. Unter den lebhaften Glückwünschen des Senats und des Volks verlassen beide die Versammlung.

Daß diese Erzählung auf die Behandlung des Problems in Kleists Drama von bestimmendem Einfluß gewesen ist, kann niemand entgehen. Ich sehe von den rein zufälligen äußern Übereinstimmungen ab, daß man es in beiden Fällen mit einem „Reiterobrist" zu thun hat, daß es hier wie dort das Eingreifen der Kavallerie ist, das den für die Führer verhängnisvollen Sieg entscheidet. Aber nicht zufällig ist es, wenn ebenso, wie der römische Held ein von ungezügelter Kampfeslust beseelter Jüngling, ein ferox adulescens ist, Kleist auch seinen Homburg zu einem jungen Krieger mit ungebändigter Feuerseele gemacht hat — der historische Landgraf war damals ein Mann von 42 Jahren, zum zweitenmal verheiratet, Vater zahlreicher Kinder —, nicht zufällig ist es, wenn beide Helden von dem Gipfel übermütiger Gedanken und Hoffnungen jäh in unrühmliche Seelenangst sinken, wenn sie ängstlich alles versuchen, der verhängten Todesstrafe zu entgehen, der eine, auf den Rat Hohenzollerns, in der Dämmerung aus der Haft entweicht und die Kurfürstin, seine mütterliche Freundin, kläglich um ihren Beistand anfleht, der andere, von seinen Kameraden gewarnt, während der Nacht aus dem Lager nach Rom flüchtet, um bei seinem Vater und dem Senat Schutz zu suchen. Übereinstimmend auch ist die offene Parteinahme dort des gesamten Heeres, hier der Offiziere für die Verurteilten. Geradezu direkte Nachbildung aber verrät die Haltung des Kurfürsten, seine schneidende Härte und

sein Einlenken, sein unbeirrbares Eintreten für die Satzung, solang er sie mißachtet, und seine bereite Versöhnlichkeit, sobald er sie anerkannt sieht. Bei Livius freilich kommt der innere Beweggrund für die Begnadigung nicht rein zum Ausdruck. Der Diktator betont, Fabius verdanke sein Leben der Fürbitte des Volks. Aber das eigentliche tiefere Motiv, das Kleist zu solcher Schärfe herausgearbeitet hat, klingt uns doch auch hier aus den vorher angeführten lateinischen Worten entschieden und gewichtig entgegen.

Durch die Einwirkung der Livianischen Erzählung erklärt sich auch eine auffallende Stelle bei Kleist, auf die bisher wohl noch nicht hingewiesen ist. Als der Kurfürst das Kriegsgericht bestellt, greift er dem zu erwartenden Spruch willkürlich vor mit den Worten „wer immer auch die Reiterei geführt“, „der ist des Todes schuldig, das erklär ich“ (Vers 716, 721), „der hat den Kopf verwirkt“ (Vers 737). Dieses eigenmächtige Auftreten, das Urteil von vornherein festzulegen, hat dramatisch den Sinn, daß der Kurfürst später durch sein Wort dem Prinzen gegenüber gebunden erscheinen soll (vgl. meinen Aufsatz „Kleists Prinz von Homburg“, Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 6, 414). Trotzdem bleibt es eine Anomalie und man wird den ersten Anstoß dazu in dem Vorbild des römischen Diktators zu suchen haben, der selbständig und unabhängig von einem Kriegsgericht das Todsurteil spricht.

Die Erzählung des Livius hat im Verein mit Motiven aus Schillers Wallenstein (vgl. meinen Aufsatz a. a. O., S. 410 ff.) im wesentlichen das stoffliche Gerüste geliefert, mit dem Kleist die Handlung in der zweiten Hälfte seines Stücks aufgerichtet hat. Daneben kann von einer inhaltlichen Einwirkung von Schillers „Kampf mit dem Drachen“, die wiederholt behauptet ist (vgl. Seiler, „Die Behandlung des sittlichen Problems in Schillers Kampf mit dem Drachen, der Erzählung von Livius VIII, 7, Kleists Prinz von Homburg und Sophokles' Antigone“, Programm des Gymnasiums zu Eisenberg 1890, S. 11 ff.), im Ernst nicht die Rede sein.

Das Livianische Motiv hat für uns noch eine weitergehende Bedeutung. Über die Auffassung des Konflikts in unserm Stück herrscht immer noch keine volle Einigkeit, wenngleich man sich ihr in den letzten Jahren bedeutend zu nähern begonnen hat. Die eigentliche Natur des Problems hatte zuerst Wilbrandt (Heinrich v. Kleist, Nördlingen 1863, S. 374 f.) mit scharfem Blick durchschaut und in den wesentlichsten Punkten, wenn auch mehr andeutend als ausführend, klargestellt. Seine Gedanken blieben leider lange unbeachtet oder unverstanden. 25 Jahre später hat Zürn in seiner Ausgabe (S. 118 ff.) auf sie zurückgegriffen und sie in den wichtigsten Zügen richtig weiter entwickelt. Kürzlich sind Gilow („Die Grundgedanken in

Heinrich v. Kleists Prinz von Homburg", Programm des Königstädtischen Gymnasiums zu Berlin 1893) und ich a. a. O., S. 416 ff. unabhängig voneinander zu einer sich durchweg deckenden Ansicht über die Absicht des Dichters gelangt. Gilow besonders hat das Verdienst, durch eine scharfe und eingehende Analyse des Stücks das Problem in seinem ganzen Verlauf verfolgt und in allen Punkten zu einer klaren Lösung gebracht zu haben.

Die Richtigkeit dieser Auffassung wird nun durch einen Vergleich mit der Livianischen Stelle dem letzten Zweifel entrückt. Dem Diktator ist es bitterer Ernst mit der Hinrichtung. Die Strafe mag uns, wie seinen Landsleuten, schwer, ja unmenschlich erscheinen, aber wir können wenigstens nicht zweifeln, daß sein Zorn gerecht, daß er der Anwalt der guten Sache ist; denn Fabius hat sich nicht bloß gegen die menschliche, sondern auch gegen die göttliche Ordnung vergangen. Aber Papirius ist nicht ein pedantischer, grillenhafter Verfechter der toten „Satzung", sondern ihm ist es allein darum zu thun, daß sich der trotzige Eigenwille der Autorität, die Selbstsucht der „Idee des Gemeinwohls" beuge und innerlich unterordne. Sobald er dies erreicht sieht, zeigt er sich versöhnlich. Er verzichtet auf die blutige Exekution, die jetzt eine unnötige Grausamkeit sein würde, und begnügt sich damit, Gesetz und Recht zu vollem moralischen Siege geführt zu haben.

Die Parallele mit unserm Stück ergiebt sich hieraus von selbst.

# Nicolaus Lenaus „Savonarola".

Von Eduard Castle in Wien.[1]

## III. Komposition.

Bereits die Untersuchung über die Entstehungsgeschichte des Savonarola hat gezeigt, daß Lenau, ohne seinen Stoff genauer disponiert zu haben, ganz je nach Stimmung ausarbeitete, was ihn gerade besonders ansprach oder momentan aufregte: am Ende hatte er eine Reihe größerer und kleinerer Fragmente, die nun, so gut es gieng, zu einem Ganzen vereinigt wurden.[2] Daher kommt es, daß

[1] Vgl. Euphorion, Band 3, S. 74–92 und S. 441–464.

[2] Ganz Ähnliches erzählt A. Grün von der Entstehung seines „Letzten Ritters" (Deutsche Revue 1896, S. 338).

ihm der Stoff „unter den Händen wächst“, manchmal sogar (wie beim Faust) über den Kopf gewachsen ist. Davor schützte ihn auch nicht die leitende Idee oder (wie er es nennt) das „organisierende Prinzip“, der „spekulative Schlüssel“, die „Aufgabe“, welche er bei jedem Plane vor dessen Ausarbeitung festzustellen suchte.

Als solche Aufgabe bezeichnete er für den Savonarola, „die physiologische Seite der Reformation darzustellen“ (3, 89), während der „Ziska“ ihre pathologische entwickeln sollte. Die Physiologie lehrt die regelmäßigen, die Pathologie die abnormalen, krankhaften Lebenserscheinungen bei Mensch und Tier. Wenn ich also jene Äußerung Lenaus recht verstehe, wollte er damit sagen: sein Savonarola solle die gesunde, berechtigte Seite der Reformation zur Darstellung bringen, der Ziska dagegen die krankhafte Erregung, die Auswüchse; der Savonarola habe den Zündstoff, der Ziska die Explosion zu zeigen.

Von dieser authentischen Erklärung müßten wir eigentlich bei einer Untersuchung der Komposition des Savonarola ausgehen; es spielt aber hier ein Umstand mit, der nicht außer acht zu lassen ist: erst nach der Vollendung des Gedichts, als das Verhältnis der einzelnen Teile jener früher geplanten epischen Trilogie ziemlich getrübt war, wurde sie in der erwähnten Weise formuliert. Ursprünglich sollte ja der Savonarola das Mittelstück bilden: Lenau hat darum auch einen Anknüpfungspunkt vorbereitet: er läßt die Novizen von Huß und dessen Freund Hieronymus ernst und lang sprechen (V 289/96) und sich dieses Gespräches erinnern, als ein ähnliches Geschick ihnen widerfährt (XX 3157/65). Nach Vollendung des Savonarola erschien dem Dichter der Hußstoff zu dürftig, nur für ein kleines episches Gedicht geeignet, dessen Held nicht einmal Huß, sondern Ziska ward; jetzt vergaß er den ursprünglichen Plan oder gab ihn auf: die zeitliche Folge in der Konzeption der leitenden Idee wurde zu einer Art pragmatischer Folge, das Verhältnis zwischen den beiden epischen Cyklen umgedreht; Huß, der nach dem frühern Plane notwendigerweise die physiologische Seite der Reformation hätte entwickeln müssen, wurde jetzt als pathologisches Phänomen gefaßt. Die Fixierung der Aufgabe des Savonarola ist daher nicht unabhängig, sondern nachträglich in Beziehung zum Ziska erfolgt, und so gleicht denn auch die von Lenau ausgesprochene Formel einem Mäntelchen, das allenthalben zu kurz geraten ist: der Savonarola ist nicht eine zu Fleisch gewordene Idee, sondern die versificierte Geschichte eines von jener Idee geleiteten Lebensganges; es liegt auch hier eine seltsame Vertauschung von Grund und Folge, Ursache und Wirkung vor.

Thatsächlich ist die Komposition des Savonarola durch eine litterarische Tradition bestimmt, die Lenau schon infolge

persönlicher Beziehungen nahe lag: durch die Tradition der Balladen- und Romanzencyklen, wie sie von der schwäbisch-österreichischen Dichterschule vorzüglich ausgebildet wurde.

Das Muster und Urbild dieser Gattung ist bekanntlich Herders „Cid"; alsbald bemächtigten sich die Romantiker, vor allem Schlegel, Fouqué und Brentano der neuen Form. Max v. Löwenthal, Uhland, Schwab und Grün, lauter persönliche Freunde Lenaus, folgten nach, selbst sein Schwager Schurz arbeitete an einem „Speckbacher" in Romanzen. Charakteristisch für diese cyklischen Gedichte ist die Zerteilung eines fortlaufenden Stoffs in Stücke, um an das Faktum Empfindungsgehalt anzuknüpfen; die Thatsache tritt in den Hintergrund, sie wird in die Vergangenheit gerückt und auch sprachlich so ausgedrückt (V 289 „sie haben ernst und lang gesprochen"; VI 341 „schon hat die Priesterweih empfangen Girolamo": XVIII 2753 „vier Fackeln haben sie gezündet"; u. ö.), die Empfindung dagegen ist das Wichtige und Wesentliche, ihr kommt die Gegenwart zu.[1]) Sehr bald hat man zu Lebensbildern aus der vaterländischen Geschichte gegriffen (Graf Eberhard der Greiner, Herzog Christoph, Kaiser Max, Speckbacher), indem man entweder einzelne Erlebnisse mit starker Pointe heraushob oder das Leben des Helden bis zu einem gewissen Wendepunkt oder auch von der Wiege bis zum Grabe erzählte. In den überwiegenden Fällen erscheint ein einheitliches Metrum durchgeführt.

In diese Fußstapfen seiner schwäbischen Freunde trat auch Lenau mit dem Savonarola, nachdem er schon früher kleinere Stoffe auf solche Art behandelt hatte; manches Traditionelle wurde dabei übernommen: auch der Savonarola ist ein Lebensbild, aus dem nur scharf pointierte Ereignisse herausgehoben sind; er stellt ferner den Lebenslauf einer historischen Persönlichkeit dar, die der Dichter von einem Wendepunkte ihres Lebens bis zu ihrem Tode begleitet. Wodurch sich aber Lenau von seinen Vorgängern hauptsächlich unterscheidet und worin er sie überragt, das ist die große Ausdehnung des in den Erzählbereich einbezogenen Gebiets, die Durchdringung und teilweise Überwucherung des epischen Kerns mit rein lyrischen Elementen und endlich die eminent moderne Behandlung des Stoffes.

Wohl zeigen sich manche Sprünge und Risse in der Komposition, wie dies bei der einmal gewählten Dichtungsgattung und der gewohnten Arbeitsweise nicht leicht zu vermeiden war. Im allgemeinen

[1]) Nur wenn sprunghaft über Ereignisse hinweggegangen wird, findet das Präteritum Anwendung: VI 343 „aus seinem Mund Viel segensreiche Worte klangen"; XII 1813 „Girolamo war euch ein trüber Prophet"; u. ö.

ist aber der Savonarola ein wohlgefügtes, möglichst straff konzentriertes Ganzes, das der angestrebten Einheit ziemlich nahekommt. Um dies zu erreichen, hat Lenau zunächst eine Reihe von Fakten und Bildern symbolisch-vordeutend aufgefaßt und nachträglich sich erfüllen lassen: die verlassenen Eltern findet Savonarola in seiner Kerkervision wieder (III: XXIII 3425 ff.); daß er am Tage des Märtyrers Georg entwichen ist, läßt in der Mutter die Vorahnung an seinen Märtyrertod auftauchen und auch der Vater scheint an die Vorherbestimmung des Sohnes zu glauben (III 173/80); der Prior vertieft sich in des Jünglings Angesicht und ahnt, „daß ein großes Hoffen der Welt aus diesen Zügen spricht" (V 253/6); das Gelöbnis der Treue „in Kampf und Leid", das die Novizen einander geleistet haben, findet auf dem Scheiterhaufen seine Erfüllung (V 337/40); da man Savonarola und Domenico mit einem Strick zusammenfesselt, erinnern sie sich des Gesprächs über Huß und Hieronymus, das sie einst, ähnliches Geschick vorahnend, geführt haben (V 289/96: XX 3152/64); wie Ahasverus, der Unglaube, dem Strauch zu Füßen unter Blüten begraben, sein Stab zerbrochen auf dem grünen Rain liegen wird, so wirft Tubal seine Krücke auf den Rasen und stirbt, das Haupt ans Kreuz gelehnt (VII 689/96: XXV 3969/80); ein deutscher Ritter schließt sich Savonarola hingebend und treu an: so wird auch seine Lehre jenseits der Alpen wieder aufleben (XX 3069/76: XXV 3929/56).

Erscheinen durch solche Vorahnungen und Vordeutungen zunächst schon die Anfangs- und Schlußromanzen miteinander verknüpft, so lehrt uns ein weiterer Blick auf die Komposition des ganzen Stoffes, daß auch sonst benachbarte Stücke infolge ihrer inhaltlichen Verwandtschaft in unserm Bewußtsein zu Gruppen zusammengefaßt werden müssen, zwischen welche der Dichter Stimmungsbilder mit vorwiegend lyrischem Charakter gewissermaßen als Ruhepunkte in der fortlaufenden Erzählung eingeschaltet hat.

Lenaus Gedicht setzt mit Savonarolas Entweichen, mit einem Wendepunkt in dem Leben seines Helden, ein; die Eltern werden hübsch kontrastierend geschildert: der Vater hat unbedingtes Vertrauen zu der Veranlagung seines Sohnes, Sinn für dessen höheren Beruf, während sich die Mutter für das Irdische sorgt und trotz des Gewitters aufbricht, den Sohn zu suchen; sie findet ihn nicht; doch sein Brief giebt Aufklärung über sein Verhalten. In diesen ersten drei Romanzen tritt also der Held noch gar nicht auf; wir lernen ihn nur mit den Augen seiner Eltern kennen, wir erfahren durch sie seine Vorgeschichte; notwendigerweise schließen sich diese Gedichte in unserm Denken zu einer Einheit zusammen: die Spannung, welche die erste Romanze erregt, wird in der dritten gelöst. — Das Klosterleben zu

Bologna, der Freundschaftsbund mit Domenico, die erste Wirksamkeit zu Florenz und ihr Erfolg verknüpfen sich zu einer zweiten Gruppe. — Die drei Predigten in den folgenden Romanzen werden wir wieder als zusammengehörige Teile eines dritten Gliedes der Kette auffassen können, das uns mit dem Inhalt der Lehre Savonarolas und mit seinen Gegnern bekanntmachen soll. — Während die beiden ersten Gruppen vorwiegend episch waren, haben wir hier eine große lyrische Partie, eine längere Haltestation für die fortlaufende Erzählung, welche mit dem Tode Lorenzos des Erlauchten wieder aufgenommen wird. Savonarola hat die Vertreibung der Medici vorausgesagt: die Prophezeiung erfüllt sich aber erst in der übernächsten Romanze: dazwischen ist die Geschichte des alten Tubal eingeschoben, zunächst nur durch die Figur des deutschen Ritters mit dem Hauptgegenstande verknüpft: nach einem psychologischen Gesetze werden wir jedoch die beiden stofflich miteinander zusammenhängenden Romanzen mit Überschlagung des episodistischen Teils, gleichsam nur ein Absprung vor dem letzten Reim, zu einer neuen Gruppe verbinden. — Ganz vereinzelt steht „Der Trost", während „Das Gelage", „Die Bestattung", „Vater und Sohn" jene Reihe römischer Bilder fortsetzen, die uns „Tubal" angekündigt hat. — An die Aufmerksamkeit des Lesers werden in diesem Mittelstücke des Cyklus wohl die größten Anforderungen gestellt: das fortwährende Überspringen von Motiv zu Motiv, von Lokal zu Lokal setzt bereits das größte Interesse, die höchstmögliche Spannung voraus; diese Spannung zu steigern, kann aber nicht die Absicht des episch-lyrischen Dichters sein, der weniger Erregung als Stimmung braucht; zur Abdämpfung folgt darum wieder ein Stimmungsbild „Die Pest" in vier Stücken: typische Fälle aus allen Ständen in der originellen Form eines Dialogs führt uns das erste vor; die Wirkung der Pest zeigt uns das zweite, und eine besondere Wirkung, die zugleich wieder mit der Idee des Ganzen zusammenstimmt, erzählt das dritte: im vierten wird die Erzählung weiter fortgesetzt. — Die beiden nächsten Romanzen sind schon äußerlich durch die Wiederholung einer Strophe als zusammengehörig gekennzeichnet; bisher ist der Papst in Bezug auf Savonarola nicht hervorgetreten; die andern berufen sich wohl auf ihn, er selbst aber steht im Hintergrunde der Gruppe der Gegenspieler: jetzt tritt auch er handelnd hervor; der Bann wird ausgesprochen und das Ende des Helden vorbereitet: die Katastrophe beginnt. — In der „Verhaftung" und „Alexanders Freude" ist Faktum und Eindruck einander gegenübergestellt. „San Marco" steht als Stimmungsbild wieder allein, ohne einen Fortschritt der Erzählung zu bedeuten, die in den letzten drei Romanzen zusammenhangend zu Ende geführt wird: „Die Tortur" kann Savonarola zu keinem Geständnisse bringen, die Richter sind ratlos, doch „Ceccone" kennt die

Mittel, durch welche man Savonarolas Tod erreichen kann, den die letzte Romanze schildert.[1])

Von der vierzehnten Romanze angefangen hat Lenau eine Zweiteilung bezüglich des Lokales der Erzählung vorgenommen: es wird uns Savonarolas Wirken zu Florenz und das Treiben seiner Gegenspieler in Rom zum Teil in parallel laufenden Scenen vorgeführt: Lenau war zu diesem Auskunftsmittel, das die episch-lyrische Dichtungsgattung nur schwer verträgt, gezwungen gewesen: es war notwendig, die Personen am päpstlichen Hofe handelnd auftreten zu lassen, zugleich mußte die Berechtigung der Reformationsgedanken Savonarolas durch illustrierende Fakten gezeigt werden. Die Verknüpfung der Borgia-Episode mit der Haupthandlung durch Giovannis Erzählung ist aber doch kaum mehr als äußerlich zu nennen.

In feinerem innern Zusammenhange steht dagegen die Tubal-Episode: schon ihrer äußern Stellung nach ist sie die Einleitung zu dem folgenden römischen Nachtstücke. Bisher hatte man nur Savonarola anklagen hören; diese Anklagen zu bewahrheiten, das Papsttum zu gravieren, dazu dient die Geschichte Tubals. Sie bildet die erste Stufe der Sünden des Papsttums: dem Eingriff ins fremde Blut muß als Steigerung, um den ganzen Abgrund des Lasters aufzuthun, die Blutschande, in letzter Linie der Verwandtenmord folgen. Aber selbst in Tubals Bekehrung liegt eine boshafte Wendung gegen das Papsttum: durch den Herrn der Christenheit ist Tubal zum größten Feind der Kirche geworden, durch den Ketzer wird er für sie gewonnen. Wenn jedoch der Dichter auf krasse Bilder, wie sie uns die letzten Romanzen entrollen, auf Effektscenen, welche die heftigsten Leidenschaften wachrufen, eine Idylle hervorzaubert: Fluß und Wiesen in Abendbeleuchtung, ein Kreuz, vom letzten Sonnenstrahl vergoldet, und an seinen Stamm ein sterbender Alter gelehnt mit mildverklärtem Antlitz, der bekehrte Tubal: so können wir einen solch sentimentalen, nur auf kontrastierende Wirkungen berechneten Abschluß einer Dichtung, welche an die höchsten Probleme herantreten will, nicht rechtfertigen und nicht billigen.[2])

[1]) Aus dieser Darstellung ergiebt sich für die Komposition folgendes Schema: (I . II . III) + (IV . V . VI) + (VII . VIII . IX) + (X] . XI . [XII) + XIII + (XIV . XV . XVI) + $\frac{\text{XVII}}{4}$ + (XVIII . XIX) + (XX . XXI) + XXII + (XXIII . . XXIV . XXV).

Irgendwelche entstehungsgeschichtlichen Folgerungen daran zu knüpfen, halte ich jedoch bei den bezeugten wiederholten Überarbeitungen nicht für angebracht.

[2]) Rudelbach S. 63 deutet an, daß die Befriedigung der Sehnsucht des gläubigen Israels zu einer der Lebensaufgaben Savonarolas gehörte; hat Lenau vielleicht nur vergessen, dieses Motiv zu exponieren, wonach die Bekehrung Tubals als typische Erfüllung einer Existenzbedingung seines Helden aufgefaßt werden könnte?

Von großer Bedeutung für das Verständnis der Idee des Savonarola und Lenaus gesamter Weltanschauung ist die Bekehrungsscene im Künstlerhain (XVII³), auf die wir darum noch einmal zurückkommen werden. Zum erstenmal empfundener Menschenschmerz und der Trost, den hierbei der Glaube an das Kreuz gewährt, erwecken in Da Vinci und Michelangelo die Idee zu zwei Werken der christlichen Kunst. Einen historischen Kern hat diese Episode nicht, und Lenau hat sie auch in seinen Quellen nicht angedeutet gefunden; nur die Daten stimmen zufällig zusammen (das Abendmahl ist 1496/98, die Pietà 1499 entstanden). Michelangelo war auch tatsächlich ein eifriger Anhänger Savonarolas, Lionardo da Vinci dagegen hielt sich bereits seit 1482 an dem Hofe Ludovico Sforzas in Mailand auf und scheint von Savonarola keinen persönlichen Eindruck erfahren zu haben. —

Es ist wahrscheinlich, daß Lenau im allgemeinen den Ideenkreis und das Kostüm des 15. Jahrhunderts wahren wollte; gerade hierin hat er sich jedoch vergriffen. Um recht charakteristisch zu sein, führt er einmal die suchende Mutter an dem weithin verrufenen Hinterhalt der Räuberrotte vorbei, durch dunkle Grotten, Felsenspalten (II 73/6); ein andermal flammt ein Harnisch, blank im Sonnenschein, dem Heergedränge hell voran (XII 1931/2); Condottieri (XI 1657/60; XIV 2197/249), Maler (XI 1653/6; XVII¹ 2477/80; XVII³), Buhlerinnen (XI 1653/6; XVI 2369/404; XVII² 2521/8) werden eingeführt, und so ist Lenau in jenes allgemein romantische Kostüm hineingeraten, das jede Zeit und jeden Gegenstand kleidet.

Ganz ähnlich ist es ihm bei der plastischen Durchbildung seiner Charaktere ergangen: indem er den spekulativen Inhalt seines Werkes über alles stellte, vernachlässigte er es, schon durch die Personen, die ihn auszusprechen hatten, durch ihre Sitten, ihr Gehaben zu fesseln. Am wenigsten befriedigt in dieser Hinsicht die Hauptfigur selbst: nirgends hat der Dichter Savonarolas Charakter auseinandergefaltet, ihn bald in dieser, bald in der andern sich stets komplementär ergänzenden Farbe leuchten lassen, so daß am Schlusse im Auge des Lesers die gesamte Farbenharmonie haften würde. Von allem Anfang wird Savonarola als Reformator hingestellt; der Vater, die Mutter, der Prior, alle glauben an seine Bestimmung, schließen sich ihm deshalb an oder bekämpfen ihn; aber auch er selbst handelt danach mit marionettenhafter Starre und Bleiernheit der Glieder: er gleicht jenen Figuren auf Kindertheatern, die in einer gewissen Pose gezeichnet sind und nun unbeweglich in ihr verharren müssen; dazu kommt noch, daß er uns fast immer predigend vorgeführt wird; man sieht ihn bald nur mehr wie Giovanni, mit Kapuz' und

Skapulier aus dem dunklen Schatten tauchen und drohend den Finger erheben. In seinem Wesen liegt etwas Kaltes, Totes, Abstoßendes, das wir bei dem historischen Savonarola nicht empfanden. Ein unglücklicher Griff ist auch die Verdoppelung des Helden: Domenico, der Savonarolas Schicksal teilt, mußte allerdings exponiert werden; die breite Form, in der dies Lenau thut (V), läßt aber nicht zu, daß man seinen Anteil an dem Lebenswerke Savonarolas mit ein paar Versen abfertigt (VI 361/4), die Figur später wieder hervorzieht und aktiv an der Handlung sich beteiligen läßt (XVIII 2812/36). Daß jedoch Lenau keineswegs unfähig war, packende Charaktere zu schaffen, lehrt uns die Zeichnung von Savonarolas Gegnern, die vortrefflich gelungen ist: dieser aalglatte, schlaue Fuchs Mariano mit seinem klassischen Geschwätze; die finstere, dämonische Natur Cesars und als Kontrastfigur der leichtlebige, frivole Herzog von Gandia, der aber doch schon einen Eindruck von Savonarola erfahren hat, das sind durchwegs Treffer. Weniger überzeugend charakterisiert ist der Papst, dessen Handlungen bei weitem harmloser erscheinen als das, was von ihm erzählt wird. Aber geradezu schablonenmäßig sind einzelne Nebenfiguren geraten: Karl von Frankreich ist ganz der traditionelle Eroberer, der „ein falsches Heldentum verfolgt"; Ceccone wird gleich als Schleicher und Rabulist eingeführt; ebenso werden die Richter durch den Vergleich mit dem Strauchdieb schon von vornherein zu Mördern gestempelt, ohne daß wir uns noch irgendein Urteil über sie gebildet haben könnten. Am besten und schönsten von diesen Nebenpersonen ist Helena gezeichnet: mit Recht hat man in ihr eine dichterische Verklärung Sophiens gesehen, sowie es fast gewiß ist, daß Lenau in dem Freundschaftsverhältnis zwischen Savonarola und Domenico seinen eigenen Beziehungen zu Martensen ein Denkmal gesetzt hat.[1]

Nicht wie sonst im Epos hinter, sondern neben diesen Gestalten steht der Dichter, und was jenen an Leben abgeht, ersetzt er durch den Überschuß seiner Kraft. Ihr Thun und Leiden ist auch das seine, und er erzählt es bald elegisch,[2] bald hoch pathetisch,[3] dann wieder mit beißender Ironie und scharfem Sarkasmus.[4] Mit seltener Kunst versteht es er seinen Leser mitzureißen und in die

[1] Zu weitergehenden Versuchen, verschiedenen Personen ihre Masken abzunehmen, fehlen die nötigen Anhaltspunkte; dagegen Prosch S. 875/6; M. Koch 1, S. VII; Prosch S. 584.

[2] I—IV; VI 341/64; VII 437/52; XIII 2021/36; XVII[4]; XVIII 2721/8.

[3] V 257/80; VI 397/412; VII 465/76; VIII 696/708; IX 877/904; XI 1585/1624; XII; XVII[1]; XXV.

[4] VII 621/4; VIII 745/60, 869/76; XII 1841/5; XIV 2117/21; XVIII 2753/64; XIX 3009/12; XX 3149/52; XXI 3177/80, 3221/44; XXV 3765/72.

Stimmung zu versetzen, die er gerade braucht: häufig beginnt er in ruhig erzählendem Tone, gleichsam seinen Gefühlen Fesseln anlegend, um sie dann plötzlich ihrer Bande zu befreien und seinem gepreßten Herzen Luft zu machen;[1] der einfach erzählende Stil wird leidenschaftlich erregt, rhetorisch gefärbt, Frage drängt sich an Frage, Ausruf folgt auf Ausruf.[2] Der Dichter wendet sich direkt an die Gestalten seiner Phantasie, er redet sie an[3] oder führt mit ihnen Wechselgespräche.[4] Die Darstellung wird dadurch äußerst lebendig, und der Leser übersieht dabei ganz, daß die Handlung am Schlusse einer Romanze oft nur um weniges fortgeschritten;[5] übersieht, wie schwach und dürftig die Motivierung oft geraten ist; zumal, wo die Erzählung einen größern Sprung macht, historische Bindeglieder vernachlässigt worden sind, muß er sich durch ein paar trocken überleitende Verse in die neue Situation versetzen lassen.[6] Aber auch sonst sind die einzelnen Romanzen wiederholt ganz zusammenhanglos aneinandergereiht, und nur selten treffen wir einen stärkern Übergang.[7]

Alle diese Mängel berühren jedoch vorwiegend die fortlaufende epische Erzählung, nicht die lyrischen Partien des Gedichtes. Hierin liegt eben wieder die Bedeutung des Savonarola, daß Lenau ohne Rücksicht auf das große Lesepublikum, das viel leichter durch das Geschehnis an sich als durch die daran geknüpfte Reflexion gefesselt wird, dieser den Vorzug gab vor jenem und den epischen Kern seines Gedichtes von lyrischen Blüten überwuchern ließ, so reich, wie es bisher in der cyklischen Form fast unerhört war. Allerdings von allen, die nach Herder diese Dichtungsgattung gepflegt hatten, war wohl auch Lenau das bedeutendste, ausgesprochen lyrische Talent; keiner hatte sich noch eine so große Aufgabe gestellt, keiner wollte der Nation noch soviel sagen, keiner verstand es so zu sagen, gebot über

[1]) IX 878/905; XI 1585/1608; XII 1841/52; XIV 2316 ff.

[2]) IX 901/4; X 1212 20; XI 1712 96; XVII[1]; XXIII 3280 92; XXV 3805 ff.

[3]) V 309 12 Savonarola und Domenico; VII 465 76 Savonarola mit der Bitte, den Dichter zu segnen und ihm zu sagen, wie er die Weihnachtspredigt erzählen soll; VIII 733 44 Mariano; XII 2005/20 Savonarola; XVII[2] 2553 6 „Du arme Mutter, zitt're, zitt're"; XXV 3869 956 Savonarola. VII 577 96 Savonarola an die Naturvergötterer; VIII 765 80 Mariano an Savonarola; IX 951 96 Savonarola an Mariano.

[4]) XVII[1].

[5]) V 289/96, 337 40; VI 341 64; fast gar kein Fortschritt der Handlung in XIII, XVII[1, 2, 3], XXII; siehe auch die folgende Anmerkung.

[6]) V : VI 341/64; VII : VIII 697/716; XI : XII 1813/16; XVII : XVIII 2721/4; XIX : XX 3013/40.

[7]) Fehlender Übergang: IV : V; IX : X; X : XI, wobei wir über das Lokale, Florenz oder Rom (?), ganz im unklaren gelassen werden; XI : XII (Verbindung X : XII, siehe oben); XIII : XIV; XVI : XVII; — schwacher Übergang VI : VII; — starker Übergang XII : XIII; XX : XXI : XXII.

eine solche Fülle farbenglühender Bilder wie er. Fast alle sind sie der Natur abgelauscht und oft mit erstaunlicher Kühnheit, immer mit echter Originalität zu den verschiedensten Verhältnissen aus dem Tages- und Gemütsleben des Menschen in Beziehung gesetzt. Wie einfach, schlicht und doch die Situation der verlassenen Mutter scharf charakterisierend ist das in Prosa gar nicht wiederzugebende: „Es bebt der Brief in ihrer Hand, Wie 's welke Blatt am dürren Baume, Dem all sein Schmuck und Reichtum schwand" (III 170/2); wie zart ist die heilige Begeisterung, welche von Savonarolas Antlitz strahlt, mit dem Anbruch eines schönen Frühlingsmorgens verglichen (VII 453/64); wie kraftvoll der Haß, die verzehrendste Leidenschaft, mit einem Waldstrom, der sich „durch Felsen, bleich, gehöhlt, verwittert, wo Geier nur und Stürme nahen", wild, erbittert und immer frisch die rauhe Bahn bricht (XI 1701/8); wie bedeutend Savonarolas gewissenerweckendes Wort mit jenem ew'gen Lichtlein, durch das die Seele ihren teuern Leib beschauen kann (XX 3025/36).[1] Aber nicht allein der Dichter, auch seine Figuren sprechen in diesem Stile: Tubals großer Monolog gegen das Christentum (XI 1713/96) ist eine Kette der kühnsten Bilder, die der tiefe furchtbare Haß dem alten Juden eingibt; auf ganz andere Weise als diese heftige, tobende Wut, wunderbar fein abgetönt, läßt der Dichter die noch gefährlichere kalte Leidenschaft eines Cesar in den zwei Fabeln von der unsaubern Dirne-Tiber und dem stachelrüstigen Bienenschwarm (XVI 2389/402, 2440/56) zum Ausdrucke kommen: dort jeder Satz ein Kolbenhieb, hier jedes Wort ein Stich; wieder eine andere Tonart zeigen Savonarolas Predigten, zum größten Teile aneinander gereihte Vergleiche. Seine Weihnachtspredigt (VII) beginnt mit der hübschen Parallele zwischen der stillen, kühlen Nacht, der Zeit des Mitleids und der Güte, und jener Segensnacht, die auf Judäa niedersank (477/536), da die Maria gewordene Sehnsucht nach Gott den Erlöser gebar (537/60); trotzdem bricht noch immer Ahasver alljährlich seinen Wanderstab vom Dornstrauche, noch immer beruft sich der Unglaube auf die Natur, die doch nur finster und kalt ist (561/96); jetzt haust Ahasver-Unglaube selbst in Rom und höhnt die frommen Pilger (597/652); doch wie Zugvögel geschart den Winden trotzen und

[1]) Außer den im Text angeführten Vergleichen sind noch hervorzuheben: V 257/80 Beständigkeit der Freundschaft; V 296/312 Wald der Betrachtung; VI 385/412 Savonarolas Predigt eine Quelle in der Oase; VI 433/6 Savonarolas Worte Herzenssaaten; VII 436/40 die Predigt ein Quell; VIII 869/76 Marianos Gedanken Reiher, niedergebeizt vom Falken des Girolamo; XII 2010/20 Gewalt eines heiligen Gedankens; XVII 2485/500 die Pest ein Bußprediger; XXIII 3280/92 ungerechte Richter Strauchdiebe, das Gesetz in ihren Händen ein Mordwerkzeug; XXV 3877/80 die Furche auf der Stirn ein Gedankenpfad.

den Weg nach dem Süden finden, so wird dereinst, wenn sich alle Gläubigen vereint haben, die wahre Kirche Christi hienieden erstehen, jener Strauch wird Blüten bringen und unter ihnen Ahasver sein Grab finden (653/96). In ähnlicher Weise enthält die Antwortpredigt (IX) drei großangelegte Bilder: das Menschenleben glich in den Zeiten des alten Bundes einer Irrfahrt auf dem Meere der Sehnsucht, während der neue Bund die sichere Bussole, die Liebe, gab (1001/24); ohne Christus ist das Leben ein Gang durch Wüsten in der Nacht (1081/116); unähnlich dem Trinker, dem man schlechten Wein in einer kostbaren Schale gereicht hat, und der ärgerlich ihren Inhalt ausgießt, den goldnen Becher aber sorglich behält, wird Gott auch das Geschirr zerschlagen, Sünde und Sünder vernichten (1181/92). Nur aus zwei Vergleichen besteht die Trostpredigt (XIII): der Papst ist der Teufel, der mit seinen Freunden den Karneval feiert (2049/80); die Kirche gleicht jener scheintoten Frau, die erwachte, als ihre falschen Freunde selbst ihr Evangelienbuch sich aneignen wollten (2080/115). Die schöne Allegorie vom Glaubensbaum (XVIII 2886/908) ist in Savonarolas letzte Predigt eingeflochten. Rein sachlich, ohne diesen höhern Schwung in das Reich der Phantasie spricht dagegen Mariano; nur ein naheliegender Vergleich wird ganz kurz weitergesponnen: der Strom der heiligen Geschichte, der „in Jesu schallend, ein Katarakt herunterfloß" (VIII 859/68). Hierin mag es wohl gelegen sein, daß manchen Lesern aus der Kontroverse mit Savonarola als Sieger Mariano und die so scharf angegriffene Antike hervorzugehen scheint: der streng logische Gedankengang in den Ausführungen des einen wirkt eben bei weitem überzeugender als der dunkle bilderreiche Stil der Predigten des andern, der mit Aufmerksamkeit gelesen und überlegt sein will.[1] Neben dem einfachen Vergleiche, der kunstvolleren Parabel und Allegorie, Formen, auf welche Lenau durch die Lektüre der Bibel, sowie der bei Rudelbach mitgeteilten Predigten Savonarolas aufs bestimmteste hingewiesen worden war, finden wir auch die Vision angewandt: großartig-gewaltig im Stile der Apokalypse des Donnersohns Johannes in der Schlacht zwischen Antike und Christentum, die Lorenzos Seele auskämpfen muß (X 1249/1340); frauenhaft-zart, wie eine Scene des Johannisevangeliums anmutend, von wunderbarer Keuschheit der Linienführung in dem süßen Kerkertraume Savonarolas (XXIII 3425/560); mephisto-

[1] Bilder, welche sonst noch Personen in den Mund gelegt sind: I 13 20, 36, 48 (die Bibel ein Wald) Savonarolas Vater; IV 225, 36 (Blumenorden) Prior; X 1365, 92 (wie die Sonnenstrahlen auf hohen Bergen an Kraft verlieren, so erreicht der Gnadenstrahl Gottes den Freigeist nicht) Savonarola; X 1553 72 (die Blätter der Bibel Rosenblätter) Savonarola; XIX 3009 12 (Scheiterhaufen ein „zündbares Konzilium") Papst.

phelisch-cynisch in der Vision Alexanders, der den jüngsten der Propheten, der in Florenz sich hören läßt, am Halse des ältesten Propheten der Griechen, des dodonäischen Eichenbaumes, festhangen sieht (XIX 2949/68). Diese drei Scenen bezeichnen wohl den Höhepunkt Lenauschen Könnens auf epischem Gebiete, ihnen sind nur einzelne Bilder der Albigenser noch an die Seite zu stellen.

Nicht zum mindesten ist ihre Wirkung auf Rechnung des wunderbaren Rhythmus der Lenauschen Verse zu setzen, der den Schwung und das Feuer des Violinvirtuosen verrät und wie eine einschmeichelnde Melodie noch lange im Ohre nachklingt. Die Bewunderung, welche die Zeitgenossen der Kunst des Dichters zollten, der es verstand, eine Philosophie mit der schwerfälligen Terminologie Hegels in Vers und Reim zu bringen, ist begreiflich. Lenaus Savonarola ist aber auch die einzige seiner größeren Schöpfungen, in der ein Metrum allgemein durchgeführt ist. Es gehörte dies wohl zu jener Einheit und Geschlossenheit der Form, die schon der Titel „Ein Gedicht" ankündigt. Vier iambische Tetrapodien, abwechselnd katalektisch und akatalektisch, mit den entsprechenden klingenden und stumpfen Reimen, sind zu einem Strophengebäude verbunden.[1] Dieses ausgesprochen lyrische Metrum brachte freilich manchen Nachteil mit sich: für die Erzählung wollte es gar nicht recht passen, die Stimmung zwängte es in eine vorgezeichnete Form und ihre Mannigfaltigkeit konnte nur durch Anwendung aller möglichen Stilmittel zum Ausdrucke gebracht werden. Am ärgsten mitgenommen wurde jedoch die Sprache, die sich gar oft bloß recht widerwillig unter das Joch des Metrums spannen ließ: mit trennbaren Partikeln zusammengesetzte Verba mußten willkürlich, aber gewöhnlich gegen die grammatikalischen Regeln gebraucht werden;[2] die Abtrennung des substantivischen Attributes[3] und der Appposition[4] von ihren Beziehungswörtern durch Einschiebung großer Satzglieder

---

[1]) Anapästische Füße finden sich: X 1327 (apokalyptischen); XIX 3009 (feurigen); Trochäen an erster Stelle: XII 1954; XII 1969; — Satz und Versaccent im Widerspruch: XI 1745 (Warum thut er jetzt keine Wunder?). Rührende Reime: IV 221 : 223; VI 385 : 387; VII 557 : 559; VIII 725 : 727; IX 893 : 895; X 1406 : 1408; XI 1742 : 1744; u. ö.

[2]) IX 1087/8 (aus Hinterhalten . . springend an); 1185 (ausgießt den . . Wein der Zecher); XI 1596 (dann wiederkehrt die stille Ruh'); XX 3055 (einbrechen jetzt die Mordgesellen) u. ö.

[3]) VIII 699/700 (weil er das Licht der Wahrheit ehrlich Der Sünde streckt in ihre Nacht; VIII 721 2 (bevor Mariano läßt erschallen Der Predigt das Exordium); VIII 871 2 (Gedanken, Die um den Strom als kecker Reiher Der heiligen Geschichte ziehen); X 1565 6 (so hast du dieser heil'gen Blätter Den süßen Duft wohl nie gespürt); XVI 2452 (empfängt Den Honig auch der Todesruh').

[4]) VII 635/6 (ein Affe, sie [die Ceremonie] mit Kopf und Tatze Tiefsinnige Gebärden ahmt) fast unverständlich; IX 1125 6 (drum ließ in Schmerz und Tod die Armen Der treue Gott uns nicht allein); XVII[3] 2583/4; XX 3013.

ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung; Archaismen[1] und Idiotismen[2] begegnen nicht selten; die Diktion, bei Lenau immer rauh und spröde, wird im Savonarola hie und da für den ersten Blick geradezu unverständlich.[3]

Wenn aber trotz solcher offenbarer Mängel der Savonarola den enthusiastischen Beifall der Dichterfreunde Lenaus fand und auch noch heute einen tiefen Eindruck zurückläßt, so ist dieser Umstand auf die eminent moderne Behandlungsweise des Stoffes zurückzuführen. Vornehmlich in religiös philosophischer Hinsicht tritt der Savonarola als Zeit-, Streit- und Tendenzgedicht hervor, doch auch die politischen Tageskämpfe finden in ihm einen schwachen Wiederhall.

Durch die Hegelsche Philosophie schien mehr denn je das Christentum als die absolute Religion, als Vollendung des göttlichen Selbstbewußtseins in der Menschheit, als Versöhnung aller höchsten und letzten Gegensätze, als notwendig Gewordenes und daher notwendig Anzuerkennendes gefestet. Aber gerade die Weiterentwicklung des Identitätssystems schleuderte einen Feuerbrand gegen die positive Religion, dessen verzehrende Wirkungen den Zeitgenossen ganz unberechenbar schienen, die Evangelienkritik durch D. F. Strauß.[4] Bald nach dem Tode Hegels war die Trennung seiner Schule in einen rechten und linken Flügel erfolgt: jener verblieb bei der Lehre des Meisters und glaubte mit ihm, daß die Philosophie in der höheren Form des Begriffes dasselbe besitze, was der Religion in der

[1]) III 124 (weil du es nicht vor Weinen magst = kannst); VII 546 (nach Gotte); VIII 730 (gedräng); X 1304 (wuchten); X 1544 (unversühnt); XIX 2967 (Forchen).

[2]) Den Österreicher verraten die „Faschingswochen" (XIII 2055) und das nunmgelautete „stoßt" (XX 3089, XXV 3726). – An Einzelheiten im Wortgebrauche sind zu erwähnen: VI 371 Werkner; VI 400 niederstrafen; IX 1052 geschmackt (= einer, der Geschmack hat); XII 1915 Verkleid; XIV 2231 überschwenken; XVII[1] 2467 **am** Wort genommen; XVIII 2890 unschütterlich; XIX 2930 entrathen (= mißrathen); XXIV 3639 verhagert — Aus der Jägersprache scheinen herübergenommen zu sein: XII 1859 Brame, XIV 2219 kümmern (= schlecht gedeihen). — Ableitungen auf -ig werden gern synkopiert: VII 553 gesündet; XXIV 3623 das Übre. — Auch die Syntax weist mancherlei Eigenheiten auf: der Genitiv wird durch eine Präpositionalformel umschrieben (XII 1812 zeigt sich von unserer Zeit das Bild); andererseits zeigen sich Freiheiten im Casusgebrauch (VII 437 8 nicht aber allen wird gestillt Der Quelle durstendes Verlangen; IX 899/900 als daß sie Zeugen seinem Falle Und seines Gegners Übermacht); ein „es" kann ein folgendes Masculinum determinieren (XIV 2288 9 bis ich's verbraust' und 'nunterzechte Den bitter ernsten Nachgeschmack); Hypotaxe statt Parataxe würde man erwarten IX 911/2; elliptisch sind X 1286, XI 1594/5.

[3]) VII 437 8; VII 635 6; X 856 (Gott **ward** Mensch von Ewigkeit); X 1237 8 (der heitre Götterorden, Der Lust **ward** in der alten Welt); XII 1897/1900.

[4]) Vgl. A. Hausrath, D. F. Strauß und die Theologie seiner Zeit. Zwei Bände. Heidelberg 1876—1878.

untergeordneten Form der Vorstellung eigen ist; dieser warf zunächst die Lehre von der individuellen Fortdauer nach dem Tode über Bord und wandte sich der Diskussion des Begriffes „Gottmensch" zu, jenes Punktes, wo das Bewußtsein um die Einheit von Gottheit und Menschheit historisch geworden sein sollte. Die Kardinaluntersuchung mußte sich selbstverständlich mit der Person Jesu, in welcher jene philosophisch construierte Einheit vorlag, beschäftigen, und ihre Resultate sind in D. F. Strauß' „Leben Jesu" (1835) niedergelegt: die evangelische Geschichte ist danach ein Produkt der absichtslos dichtenden Sage, hervorgerufen durch die messianischen Erwartungen; sie ist nichts anderes als Einkleidung für die Idee vom Gottmenschen, vorstellungsmäßige Anschauung des Weltprozesses, in welchem der absolute Geist menschlicher Geist wird, mit einem Worte: sie ist Mythus. Dieses Wort erfüllte die Zeitgenossen mit ungeahntem Schrecken; das Buch erregte ungeheures Aufsehen, man las es und las es wieder und war entsetzt: der feste Boden, das historische Fundament des Christentums schien zerstört, die christliche Religion auf die Stufe des Heidentums zurückgesunken zu sein. Am schwersten fühlte sich der buchstabengläubige Protestantismus getroffen; aber auch in den katholischen Kreisen regte sich lebhafter Widerspruch. Hengstenbergs „Evangelische Kirchenzeitung" und die ganze Schule der Restaurationstheologen trat gegen Strauß unter die Waffen, den man seiner Stelle entsetzte und dadurch nur verbittert machte. Doch auch Strauß fand seine Anhänger, die seine Lehre verteidigten und aus ihr die letzten Konsequenzen zogen: es giebt keinen Gott außer dem Menschen.

Ungefähr zur gleichen Zeit, da das „Leben Jesu" erschien, ward ein zweiter Feuerbrand gegen das Christentum, speciell gegen den Katholicismus aus Frankreich über die Grenze geschleudert: Heines „Romantische Schule" (Anfang 1836) und die drei Bücher „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" (Anfang 1835). Das „Leben Jesu" hatte sich nur gegen die historischen Dokumente des Christentums, nicht gegen das Christentum als solches gekehrt; Heine griff dieses selbst an, er stellte, angeregt durch den Saint-Simonismus, dem Spiritualismus der jüdisch christlichen Weltanschauung den Sensualismus der Antike gegenüber, er forderte Abkehr vom Nazarenismus und Rückkehr zum Hellenismus, er predigte statt der Abtötung des Fleisches dessen Emancipation in einem Reiche der ewigen Freude.

Was galt im Hinblick auf solche Sturmzeichen der Zeit die Unionsfrage und der Konflikt wegen des Mischehengesetzes in Preußen, die Verfolgung der Hermesianisten und die Internierung des Kölner Erzbischofs Droste zu Vischering in Minden? Schien nicht das religiös-sittliche Bewußtsein der Zeit von Grund aus reformbedürftig,

um der immer weitergreifenden Desorganisation Einhalt gebieten zu können? Doch wer war dazu berufen, der Nation die Augen zu öffnen, sie zu warnen, ihr neue Ziele im Rahmen des Christentums vorzustecken? Der wahre Dichter, antwortete Martensen (3, 77), und Lenau stimmte ihm bei. Der wahre Dichter, das konnte nur der moderne Dichter sein, der durch den Geist der Gegenwart die Gegenwart bewegt. Was sollte uns der Hellenismus? Hatte er sich nicht ausgelebt? „Mögen die alten Griechen nur den menschlichen Körper für schön und einen würdigen Vorwurf der bildenden Künste gehalten haben, mögen sie die Malerkunst auf die oft nur zu langweiligen Idealköpfe beschränkt und einen Porträtmaler mit dem Ehrentitel eines Rhyparographen belegt haben — was geht das uns an? Und wenn es in unsern Tagen Professoren giebt, die dem antiken Unsinn huldigen — was kümmert das uns?"[1] „Der Traum der Alten war verloren, für sie so schön, für uns zu schal. — Habt ihr ihn nur heraufbeschworen, Daß er sich träume noch einmal?" (X 1485/9). Die Antike ist nur ein schöner Schutt, der uns auf unserm eigenen Lebensgrunde die Wurzel ersticken will (XVII[3] 2641/4). Darum weg mit der Renaissancekunst, weg mit dem großen Heiden Goethe, weg mit allem Kokettieren mit der Antike! Lächelt sie, die ewig klare und heitere Anmut, die von keinem Leid berührt, von keinem Schmerz getrübt wird, lächelt sie unseren Schmerzen und Leiden nicht Hohn? Wußte sie unsere Qualen zu lindern? unsere Schmerzen zu stillen? Daß sie am Schmerze mild vorüberführt, darin liegt ihr Zauber X 1501/4; doch „der Kompaß meiner Seele zittert immer wieder zurück nach dem Schmerze des Lebens; vielleicht kann mir alle Religion und Liebe nicht weiter helfen als diesen Schmerz zu verklären!" (Frankel, S. 14.)

Das ist der Endpunkt des Lenauschen Programms, konträr entgegengesetzt dem Zukunftstraume Heines: dieser verspottet und vernichtet das Christentum, jener sucht es auf und stellt sich in seinen Dienst; hier das Reich der ewigen Freude, dort das Kirchenkreuz, „das tröstend den Klagen hinüberweist in das Heimatland" (XVII[3] 2631/2). Hellenismus und Nazarenismus, Heine und Lenau, das sind die Gegensätze, die im Savonarola einander bekämpfen, gegeneinander predigen, am Totenbette Lorenzos aufeinanderprallen und in der Episode im Künstlerhain ihren schärfsten Ausdruck finden.

Weitaus zahmer als die Angriffe auf den Heineschen Sensualismus ist die Opposition gegen die Hegelsche Schule (IX 1057/1076) ausgefallen; Lenau selbst schreibt sie nur einem pruritus ingenii zu, den er allerdings nicht bereue (sieh unten), und auch, was gegen

[1] Schurz 1, 284 (Stuttgart, den 14. Dezember 1834 an Sophie).

Strauß ins Treffen geführt wird (IX 1065/116), ist leidenschaftlicher ausgesprochen, als es auf überzeugenden Argumenten beruht; dieselbe heftige Sprache führt er gegen die Naturphilosophie und den ihr nahe verwandten Pantheismus (VII 573/96), obwohl und weil er von ihm ausgieng und zu ihm zurückkehrte; und mit gleicher Energie protestiert er gegen den Romanismus, von dem er sich äußerlich doch nie lossagte, dem er durch Baader ebenfalls wieder näher trat. Lenau ist nicht leicht in einen der damals vorhandenen Anschauungskreise einzuzwängen; die nächste Verwandtschaft hat er noch zu jener Restaurationstheologie, die an den Pietismus früherer Tage anknüpfte, als sogenannte „Vermittlungstheologie" zwischen den Extremen zu vermitteln und auch mit der Wissenschaft in Fühlung zu bleiben suchte, deren hervorragendste Vertreter August Tholuck und Karl Ullmann waren; aber der Grundzug dieser Schule, ihre reaktionäre Tendenz, ist ihm fremd; vielmehr verficht er, wie auf kirchlichem, so auch auf politischem Gebiete die Freiheit des Individuums.

Wie fast alle seiner Dichtergenossen in Österreich hatte auch Lenau unter dem Drucke des Polizeistaates zu leiden. Seit der Julirevolution waren die Preßplackereien geradezu unerträglich geworden; jede liberale Regung ward in der empörendsten Weise mit Waffengewalt unterdrückt; überall zeigte sich das Streben, die wenigen verfassungsrechtlichen Zugeständnisse, welche man gemacht hatte, einzuschränken und die Militärdespotie mit Hervorhebung der christlichen Staatsidee durchzuführen. Der Hannoversche Verfassungsbruch (5. Juli 1837) enthüllte die Ziele dieser Politik, während die wahre Volksstimme aus der Anerkennung, welche die Nation den Göttinger Sieben zollte, zu entnehmen war. Es gewährte Lenau eine Herzenserleichterung, seine politischen Ansichten einmal frank und frei aussprechen zu können. Den tiefen, grimmigen Haß gegen die Despotie hauchte er seinem Savonarola ein, der, ein zweiter Marquis Posa, die Freiheit des Volkes von seinem Fürsten zurückverlangt. Aber es sind nicht mehr die flammenden Tiraden, die von der Idee der Humanität ausgehen und zum Weltbürgertum führen: der ganze himmelstürmende Radikalismus, der Freiheitsrausch der Vorrevolutionsepoche ist dahin; man ist ernüchtert, selbst im liberalen Lager reaktionärer geworden: man strebt zwar, die Fesseln zu lockern, aber sich ihrer jemals ganz zu entledigen, hofft man gar nicht mehr; man fordert nur die Rückgabe der alten Rechte und verzichtet auf die Gewinnung neuer. Diesen mäßigen Wünschen, die damals freilich schier unerfüllbar schienen, hat auch Lenau Ausdruck verliehen und damit allen jenen aus dem Herzen geredet, die noch nicht jedes Hoffen aufgegeben hatten, zugleich aber auch alle jene herausgefordert, die sich — natürlich zu ihrem Vorteil — mit dem Bestehenden als dem

Notwendigen und einzig Vernünftigen oder in Befolgung ihrer vermeintlichen christlichen Unterthanenpflicht bereits abgefunden hatten.

Der Gedanke von der Notwendigkeit einer Wiedergeburt, welcher Lenaus Geist solange bewegt hatte, der in den Gesprächen mit Martensen ausgereift worden war und sich nun als Überzeugung eingewurzelt hatte, fand im Savonarola programmatischen Ausdruck: die staatlichen und die religiösen Zustände waren brüchig geworden, sie bedurften einer Renaissance: doch nicht durch die Wiederbelebung der Antike, sondern durch das Christentum sollte sie zu stande kommen. Das waren die „richtenden und freimachenden Worte“, die Lenau in seine Zeit hineinzusprechen vermochte. Aber wie Hamlet mußte wohl auch er denken:

„Die Zeit ist aus den Fugen; Schmach und Gram,
Daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam!“

## IV. Aufnahme und Beurteilung.

„Mein Savonarola ist nun in die Welt gezogen aus der heimlichen Zelle, meinem Herzen; er wird übel fahren, denn an seinen Namen hat sich das Unglück gehängt in seinem Leben, und es wird ihm treu bleiben auch in seiner poetischen Wiedergeburt. Das Unglück ist wohl die treueste Seele auf Erden. Alle diejenigen, welche bei Lesung dieses Buches sich ihrer spekulativen und religiösen Impotenz bewußt werden, müssen dasselbe notwendig anfeinden, um sich in ihren eigenen Augen zu retten. Man wird lieber ein Buch verwerfen wollen als sich selbst. Religiöse und poetische Empfänglichkeit finden sich selten einzeln in den Menschen, zusammen aber gar selten. Hiermit sind die Grenzen der Popularität meines Werkes schon gesteckt von vornherein. Daß die Poesie den profanen Schmutz wieder abwaschen müsse, den ihr Goethe durch 50 Jahre mit klassischer Hand gründlich einzureiben bemüht war; daß die Freiheitsgedanken, wie sie jetzt gesungen werden, nichts seien als ein konventioneller Trödel; daß eine Zeit kommen werde, wo das jetzt für Unsinn Geltende sich als Tiefsinn erweisen soll, davon haben nur wenige eine Ahnung. Die Morgenstrahlen einer wahrhaft geweihten Kunst werden immer nur die Bergesgipfel empfangen, in den Schluchten aber werden sie nie populär werden, weil die Sonne in die letztern erst hinabschaut, wann der Morgen bereits vorüber ist.“[1])

Lenau hatte sich in dieser Voraussicht nicht getäuscht.

[1]) Brief an Emilie (Wien, 30. Oktober 1837), siehe Dr. A. Schlossar, Nicolaus Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck, Stuttgart 1896, S. 102. — Diese Publikation konnte erst bei der Korrektur der letzten Bogen eingesehen werden.

Der erste, der den Savonarola kritisch besprach, war Wolfgang Menzel (Litteraturblatt 1837, 29. Dezember, Nr. 132). Wie einst Schlegel den jungen Tieck und Adam Müller H. v. Kleist als die Erfüllung ihrer Doktrinen ausgespielt hatten, so machte jetzt Menzel Lenau wider Willen zu seinem Gefolgsmann und reklamierte ihn für seine Schule als teutschchristlichen Dichter; mit einem gewissen Scheine von Berechtigung: war doch auch er Strauß und Heine entgegengetreten, ein Feldzug, der ihm allerdings eine Schlappe nach der andern eintrug. Menzel lobt den Savonarola über alle Maßen; „das Gedicht sei durchdrungen von zarter Poesie wie von einer christlichen Kraft, die bei den Dichtern so äußerst selten geworden, daß sie nicht verfehlen werde, als etwas Neues aufzufallen“. Nur die Schlußscene scheint ihm zu sentimental, zu versöhnungs- und rührselig. Und nun schlägt er in seiner bekannten Art gegen das Zeitalter los, „in welchem man mit allen möglichen, selbst den kleinsten Gefühlen poetisch kokettiert und des stärksten und tiefsten, des religiösen, sich schämt, als ob es gleichsam unschicklich wäre, ein Christ zu sein. Bedenkt man (fährt er fort), wie geflissentlich nach und nach jede Erinnerung und hauptsächlich auch der Name Christi aus unserer Poesie verbannt worden ist, so darf man sich freilich nicht wundern, daß zuletzt die Juden geglaubt haben, man werde ihnen die deutsche Poesie in Pacht geben“. In einem Schlußkapitelchen, dessen Spitze natürlich gegen Heine gerichtet ist, kündigt er eine christliche Reaktion als unvermeidlich an und erklärt, es Lenau hoch anzurechnen, im Beispiel vorangegangen zu sein.

Die Heine nahestehenden Journale ließen einen solchen Angriff selbstverständlich nicht unbeantwortet, zumal sie keinen Grund hatten, Lenau, in dem sie nur Menzels „versificierenden Schildknappen“ sahen, zu schonen. Hatte er doch schon lange bei ihnen etwas auf dem Kerbholz, war doch der kurzsichtige Rückzug, den Schwab mit Lenau und den schwäbischen Dichtern angetreten hatte, als Chamisso den „Deutschen Musenalmanach“ auf 1837 mit Heines Bildnis erscheinen lassen wollte, noch unvergessen und unvergolten. Gutzkows „Telegraph für Deutschland“ (März 1838, Nr. 39, S. 305/8) brachte denn auch in einem mit E. v. d. H. gezeichneten Artikel die Antwort, welche Menzel nicht minder galt als Lenau. Die Kritik, heißt es hier, habe einen Dichter verdorben; der Savonarola sei nicht zu Ende zu lesen; mit „Phrasen von Schemen der Wirklichkeit“ werde gegen die Wissenschaft gekämpft und gegen Strauß eine metrische Dissertation geliefert. Lenau, dessen lyrische Gedichte äußerst lobend besprochen werden, sei vom Liberalismus abgefallen und zu Menzels Apotheker herabgesunken, habe nach dessen Herz einen Faust gedichtet, der mit dem Meisterwerke Goethes — dieser verfleischten Antipathie

Menzels — rivalisieren sollte. „Lenau versündigte sich an Deutschland, das ihm so bereitwillig Thür und Thor geöffnet; es hatte ihn, obgleich er als Mephisto kam, dennoch aufgenommen, und sieh da, der Mephisto ward ein Pudel. Derselbe welke Lorbeerkranz, der Tholuck und Ullmann kränzte, wurde auf Lenaus Schläfe gedrückt, und Lenau fühlte sich selig und verpflichtet.“ Er habe viel versprochen und das Versprochene nicht gehalten, „es ist halt nichts!“

Lenau blieb die Antwort nicht schuldig. Im „Stuttgarter Morgenblatt“ veröffentlichte er einzeln, in seinen „Neueren Gedichten“ (1838) gesammelt, eine Reihe kleinerer Gedichte gegen seine Recensenten, die alle in der selbstbewußten Absage gipfeln:

Wenn mir's beliebt, werd' ich hier Blumen pflücken,
Wenn mir's beliebt, werd' ich von Freiheit singen;
Doch nimmermehr lass' ich von Euch mich dingen!

Und „Einem unberufenen Lober“ (Menzel) widmete er den Vierzeiler:

Ich trink' ihn schon den Becher der Begeist'rung,
Ich brauche nicht, daß du mich invitierest,
Daß du mit ekelnd süßer Lobeskleist'rung
Als Mundschenk mir den reinen Rand beschmierest.

Eines dieser Gedichte („An einen Dichter“) schenkte er im Manuskript einem jungen deutschböhmischen Dichter, der eben damals nach Wien übergesiedelt und mit Lenau bekannt geworden war, dem heute ganz vergessenen Uffo Horn. Und dieser verfaßte, die günstige Gelegenheit, mit einer der Größen der Zeit anzubinden, benützend, ein „Offenes Schreiben an Karl Gutzkow“ mit dem langathmigen Titel: „Nicolaus Lenau, seine Ansichten und Tendenzen mit besonderer Hindeutung auf sein neuestes Werk Savonarola“ (Hamburg, Hoffmann und Campe 1838). Er verteidigt zunächst Lenau gegen die wider ihn erhobenen Vorwürfe, daß er von seinen früheren liberalen Ansichten abgefallen sei und zum Pietismus, sowie zur Mystik hinneige; er dementiert in Lenaus Namen jede Verbindung mit Menzel; der Savonarola selbst erscheint ihm so selbständig und eigentümlich, daß er mit keinem Werke in der ganzen deutschen Litteratur verglichen werden könne, keines auch nur den Vergleich aushalte; er findet darin „Verse, wie sie noch kein Deutscher gedacht und gemacht hat, etwas Herrliches und Vollendetes in seiner Art“ und stellt Lenau einfach auf eine Stufe mit Calderon.

Solch anmaßender Ton erwarb dem Schriftchen wenig Freunde und schadete mittelbar Lenaus Sache. Dieser schrieb Sophien aus Wien am 23. August 1838 (Schurz 1, 377): „. . . Sie haben recht,

daß ich das ruhige Ischl verlassen habe, um mich in eine Welt des Streites und Ärgers zu begeben. Man will mich in meiner eigenen Galle weich machen und zu einer knetbaren Masse macerieren. Man wird aber nicht erreichen, was man will. Meinen größten Streit führe ich mit mir selbst, indem ich der Galle den Fluß nicht gestatte. Mein Savonarola hat mir die Meute an die Fersen gezogen. Kränkender bitterer Welthaß hat sich bereits vor 300 Jahren an diesen Namen geheftet; untrennbar und unversöhnlich haftet er noch an demselben. Indem ich ihn auf meine Leier nahm, ihn noch einmal durch die Welt zu tragen, lud ich zugleich einen kleinen geringen Teil seines Verhängnisses auf mein Leben, und wahrlich, der Held müßte sich seines Sängers schämen, wenn sich dieser dabei ungeberdig anstellte. Was mir auch an Mißhandlungen widerfahren mag, ich will es betrachten als die Beendigung meines Gedichts, als die letzte scharfe Feile, welche mein Geschick daran legt.

„Es ist seltsam und sieht einer Fügung nicht unähnlich, daß gerade in der Zeit, wo in der Heimat die Verfolgung gegen mich losbricht, mir vom Ausland her Zeichen der höchsten Liebe und Anerkennung kommen. In den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik fand ich am ersten Tage meines Hierseins eine Recension meines Savonarola von dem ausgezeichneten Lange in Duisburg, worin diesem Buche nicht bloß eine poetische, sondern — sozusagen — auch eine welthistorische Bedeutung beigelegt wird, worin mein Gedicht als ein Gericht gegen den verstockten Absolutismus meines Vaterlandes und als Zukunftszeichen für diejenige Sphäre des geistigen Lebens aufgefaßt wird, in welcher es gewachsen. Das ist die höchste Ehre, die mir jemals zuteil werden konnte. Freilich wird sich das Organ solchen Gerichtes gefallen lassen müssen, daß es vom Gerichteten hinwiederum gerichtet wird; doch der letztere setzt damit nur das Geschäft des ersteren fort, indem er sich selbst richtet . . .“

Die erwähnte Recension Langes in dem Hauptorgan der Hegelschen Schule (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, Juli 1838, Nr. 17, XIV) ist thatsächlich überaus ehrenvoll, allerdings in einseitig protestantischem Sinne. Lange erkannte richtig, daß Lenaus Geistesrichtung im Savonarola die des echten Protestantismus ist, auf dem positiven christlichen Glauben und Lebensgrund beruhend. „Und wenn auch hier das evangelische Grunddogma von der Rechtfertigung in Christo nicht stark und mit Klarheit entwickelt hervortritt, so beruht doch der ganze Gegensatz gegen die Satzung und Verderbnis in der Kirche auf fühlbarem Glaubensernst, auf der Verinnerlichung des Christensinns durch den Geist des Gebets, auf der alleinigen Erlösung durch Christum, auf der Forderung, daß der

Sinn und Wandel der Christen in Zucht und Sitte gereinigt und geheiligt werde, besonders aber auf der Hoffnung einer künftigen Erneuerung der Kirche und christlichen Weltverklärung, für welche auch Savonarola ein Vorzeichen und Vorarbeiter gewesen ist.“ Der Vorwurf der Sentimentalität in der Tubalepisode, den selbst Uffo Horn als gerechtfertigt einräumte, führt er auf Menzels „specielle Gereiztheit gegen das Judentum“ zurück, jedenfalls sei er unbegründet und ungerecht. Die Poesie Lenaus habe eine ideale Tendenz, durch welche sie sich über den Charakter der gemeinen Poesie erhebe. „Die idealen Grundtöne aber, Momente des Ewigen, sind es, welche den Dichtungen bleibenden Wert geben: den Wert zu bleiben.“

Ende dieses Jahres wurde Lenau auch eine Würdigung des Savonarola von katholischer Seite bekannt. Er schrieb über sie am 15. Januar 1839 aus Wien an Emilie (Schurz 2, 1): „Eine sehr gründliche, geistvolle und rühmliche Recension meines Savonarola und gesamten Dichterstrebens findet sich im 27. Hefte der Bonner Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie“ (Koblenz, Bädeker 1838. Wien bei Gerold). Sie ist von J. M. Koch verfaßt und behandelt außer Lenaus Gedicht noch die Geschichtswerke von Rudelbach und Meier, ein Meisterstück in ihrer Art. Zähe an dem Lehrbegriff der Kirche festhaltend, gelingt es dem Recensenten doch, seinen Horizont weit und frei zu halten. Lenau ist ihm der größte unter den lebenden Dichtern; er rühmt ihm Ernst der Gesinnung, Reichtum und Glut der Darstellung, Innigkeit des Gefühls, Plastik der Charaktere, Wahrheit und Tiefe der Naturanschauung nach, Elemente, die des höchsten Aufschwungs fähig seien. Im Savonarola habe er sich den Kampf des Christentums gegen die heidnische Weisheit, irdische Weltklugheit, rohe Gewalt zum Gegenstand genommen; einzelne Scenen dieses Kampfes (Weihnacht, Antwort, der Tod Lorenzos, Tubal, die Pest) erscheinen ihm als Meisterstücke der Sprache und des Gedankens. Das Christentum als solches findet Koch kaum übertreffbar dargestellt; „aber doch liegt eine Unwahrheit in dem Werk, die sich schon gleich im Eingang ausspricht, da, wo Savonarola sich Huß zum Vorbild seiner Wirksamkeit wählt, und diese ist die Verkennung des organischen Charakters der Menschheit, der Notwendigkeit des historischen Staates und der historischen Kirche.“ Wie es kein Heil ohne Christum gebe, so sei auch kein Christus denkbar ohne eine sichtbare, vom Episkopat und dem ihm gegebenen Primate abhängige Kirche, in welcher zwar jedem einzelnen freier Raum zum Guten wie zum Bösen gegeben, und ihm das Urteil freisteht über Gut und Schlecht, wo er aber eine von ihm unabhängige Autorität anerkennen muß, der er zu gehorchen hat, auch wenn er gern anders wollte. „Wer dann die Kirche in ihrem ob-

jektiven Bestand erfaßt, dem kann am Ende auch die Erkenntnis des Staates in seiner historischen Gegebenheit nicht entgehen."

Zwischen diesen Polen von aufgedrängter und aufdringlicher Freundschaft, von Orthodoxie hüben und drüben hält die Mitte die Kritik eines Ungenannten in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (1838, Nr. 217/8); aber darin geht sie wieder viel weiter als jene, daß sie den Savonarola wohl als eine schön gedachte, empfundene und begonnene Dichtung, kunstreich ausgeführt, aber nicht als ein Kunstwerk gelten lassen will, als ein Gemachtes, Zusammengefügtes, aber nicht „als ein geborenes Organon", wo eines aus dem andern entspringt, eines das andere bedingt, eine Notwendigkeit, deren Zwang man nicht sieht, von deren Kraft man hingerissen wird. Der Recensent meint, das Gedicht sei an dem Stoffe gescheitert; Savonarola sei ein herrschsüchtiger Demagoge gewesen, tief unter einem Lorenzo stehend. „Was (fragt er) gieng aus Savonarolas schmählichem Tod für Italien hervor? Der Dichter läßt einen alten, in fürchterlichen Schmerzen abgestorbenen, ingrimmigen Juden sich bekehren und Christ werden. Das ist dichterisch schön erfunden, aber was weiter?"

Endlich hielten sich doch auch die Junghegelianer verpflichtet, ihren Standpunkt klar zu machen. In sechs Fortsetzungen brachten die „Hallischen Jahrbücher" (1839, Nr. 211/6) eine Charakteristik Lenaus von R. E. Prutz, deren Länge sich hinlänglich aus dem Mangel an neuen Gedanken erklärt. Kraft und Gabe, seinen Kampf um Erkenntnis plastisch zu gestalten, wird dem Dichter nicht bestritten, aber diesmal sei es eine didaktische Polemik gegen die Erkenntnis der neuesten Philosophie. In verdrießlicher Halbheit stehen bleibend, habe er die durch den politischen Propagandismus des katholischen Eiferers getrübte Gestalt Savonarolas und nicht Luther, den siegreichen Helden des Protestantismus, zu seinem Helden gemacht. Schrittweise und doch wie rasch sinke er in die Blumensümpfe mysticierender Borniertheit herunter. Bei der Absichtlichkeit, welcher der Lebenshauch des Gedichtes sei, habe dieses selbst als Dichtung keinen Wert. Überhaupt schwebe über dem Ganzen ein Nebel des Langweiligen, das poetische Vermögen nehme zusehends ab und geblieben sei bloß die bänkelsängerische Fertigkeit des Reimens. Lenau habe sich nicht zur Höhe seiner Zeit aufschwingen wollen, er könne jetzt nicht mehr ihr Organ sein.

Aus Österreich liegen über den Savonarola keine Recensionen vor, da er hier nicht besprochen werden durfte; die allgemeinen Gesichtspunkte blieben sich übrigens diesseits und jenseits der Grenze gleich.[1])

[1]) L. A. Frankl, Zur Biographie Nicolaus Lenaus, 2. Auflage, Wien 1885, S. 53; vgl. Schlossar, S. 109.

Martensen schließlich (1, 216) hat im Savonarola „Partien von höchster Schönheit" gefunden, das Ganze sei von inniger religiös christlicher Stimmung durchdrungen und an mehreren Stellen spreche sich eine tiefere Mystik aus. Wenn das Gedicht trotzdem nicht Anklang gefunden habe, so sei daran schuld einerseits der gewählte Gegenstand, dessen reiner Eindruck durch die Vermengung des Religiösen mit dem Politischen getrübt werde, andererseits die zu stark aufgetragene Tendenz gegen die Hegelsche Linke.

Lenau selbst verteidigte sich nochmals gegen alle Angriffe der Kritik in dem Schreiben an Hermann Marggraff vom 1. November 1839 (Schurz 2, 16): „... Man hat mich hier und dort des Mysticismus bezüchtigt. Unverständiges gehässiges Unrecht. Daß in meinem Savonarola mancher mystische Passus mitunterläuft, ist dem Helden, nicht dem Verfasser des Gedichts beizumessen. Mystik halte ich für Krankheit. Mystik ist Schwindel. Die religiöse Spekulation kann allerdings eine Höhe erklettern, wo ihr wie der Sophia Achamoth die Augen vergehen und sie von unwiderstehlicher Sehnsucht getrieben wird, sich in den Abgrund des Göttlichen zu stürzen; allein solcher Zug nach der Tiefe ist eben ein Symptom des geistigen wie des körperlichen Schwindels. Auch habe ich den Savonarola nicht geschrieben, um eine antihegelsche Christologie in Jamben zu geben. Wenn ich mir ingenium zutrauen darf, so war der Ausfall des prophetischen Savonarola gegen die Hegelschule nichts weiter als ein pruritus ingenii. Die mutwilligen Strophen haben mir viel Verdruß gemacht; doch ich bereue sie nicht .... Durchaus unbegründet ist die umlaufende Meinung von einem innigern Verhältniß zwischen Menzel und mir, als wäre ich dessen versificierender Schildknappe. Ich habe alle meine Schriften ohne Rat, ja ohne Wissen des Dr. Menzel konzipiert und ausgeführt." — —

Das Urteil der Zeitgenossen, so problematisch es in seinem objektiven Werte ist, gehört mit zur Geschichte eines Kunstwerks und verdient deshalb Berücksichtigung in einer litterarhistorischen Untersuchung. Wir sind heute durch verschiedene Faktoren in den Stand gesetzt, Lenaus Gedicht einsichtiger zu beurteilen, als seine Leser von damals: wir wissen, wieso der Dichter dazu kam, einen Savonarola zu bearbeiten, und welche Idee er mit dieser Arbeit verband; wir kennen mit ziemlicher Vollständigkeit die Anregungen, die er von innen und die er von außen empfieng; die Person des Dichters selbst ist für uns eine abgeschlossene Individualität, wir können daher dem Savonarola den ihm gebührenden Platz in der Entwicklungsgeschichte des Dichters anweisen; vor allem aber: die Gegensätze, welche damals alle Welt bewegten, sie sind heute ein überwundener

Standpunkt, wir stehen ihnen fremd und daher sine ira et studio gegenüber.

Im Verlaufe unserer Darstellung wurden bereits die Schönheiten und Mängel, welche in Komposition und Diktion einander gegenüberstehen, aufgezeigt und ebenso wurde die Verzeichnung der Charaktere und des Kostüms festgestellt. All das hätte sich wohl auch dem schärferblickenden Auge des Zeitgenossen nicht entzogen. Man hat jedoch in erster Linie die Stoffwahl als verfehlt, Savonarolas Persönlichkeit zu einer poetischen Behandlung als ungeeignet bezeichnet. Es ist richtig, daß Savonarola nicht nur religiöse, sondern auch politische Ziele verfolgte; daß seine Politik, welche einen engen Anschluß an Frankreich bezweckte, eine verfehlte war; daß bei seinem Sturz auch die politischen Motive den Ausschlag gaben. Aber wer wollte es wagen, das Gebiet der Politik aus dem Stoffbereiche der Dichtung auszuscheiden? Auch der Einwand, hier handle es sich nicht allein um rein politische Fakten, das religiöse Moment biete die Hauptschwierigkeit, ist hinfällig. Wie da die Einheit herzustellen sei, wie sich Religion und Politik gegenseitig beeinflussen können, so daß die Handlungen auf beiden Gebieten immer aus einem Grundgedanken hervorzugehen scheinen, diese Schwierigkeit hat Lenau tadellos überwunden, indem er die Lehre von der Freiheit eines Christenmenschen in Kirche und Staat als ideelle Grundlage der Savonarolaschen Staatsreform annahm. Was nun Savonarolas historischen Charakter betrifft, so hat Lenau diesen ganz richtig erfaßt, indem er Savonarola nicht einseitig als Theologen oder Demagogen schilderte. Der Florentiner Mönch hat von beiden etwas: der Urquell seines Lebens ist die Theologie; die Lösung ihrer Probleme setzt er sich zur Hauptaufgabe; da wird er ins thätige Leben hinausgestoßen; sofort als führender Geist erkannt, sucht er mit nervöser Hast und Unruhe seine Ziele durchzusetzen; getragen von der Volksgunst, im steigenden Gefühle seiner Geistesstärke, mißt er sich eine göttliche Sendung bei: und nun im Augenblick der höchsten spekulativen Erhebung gerät er mit sich selbst in Zwiespalt: was beglaubigt ihn als Gesandten Gottes? was beweist seine göttliche Mission? was offenbart, ob er Betrogener oder Betrüger? Solche Zweifel schwächen, lähmen seine Energie, er wird gestürzt; aber dieser jähe Glückswechsel giebt ihm den Glauben an sich selbst zurück, an seine Wahrheit und Lauterkeit; im Bewußtsein, geirrt, aber nicht betrogen zu haben, geht er fröhlich in den Tod. Freilich hat Lenau von dieser Tragik nichts gewußt, nichts wissen wollen: sein Savonarola kennt keine Anfechtungen in Stunden des Zweifels; er ist vollkommen und gerecht, wie nur ein Mensch überhaupt sein kann; mit einem Worte er ist ein Märtyrer, er endet tragisch ohne tragische Schuld. Dadurch hat Lenau sein

Gedicht zu einem Märtyrerpoem gemacht, das keinen reinen Kunstgenuß gewährt. Darum konnte er aber auch die reellen politischen Ziele Savonarolas nicht hervortreten lassen; so ließ er die breite Straße der Geschichte links liegen und beschritt einen Seitenweg, der zwar seinen Helden christlicher, aber weniger menschlich machte. Nachdem er einmal den festen historischen Boden verlassen hatte, wagte er als echter Moderner auch einen Streifzug in die Moderne: das Kostüm und der Ideenkreis des 15. Jahrhunderts sollte im übrigen getreulich festgehalten werden, und durch eine Erscheinung, welche sich durch alle Jahrhunderte menschlicher Geschichte zieht und ziehen wird, weil sie mit den natürlichen Anlagen des Menschen aufs innigste verwachsen ist, durch die Mystik, gedachte er diese heterogenen Elemente miteinander zu verkitten; denn nicht immer war es Lenaus Ansicht gewesen, daß Mystik Krankheit, Schwindel sei; zur Zeit seiner Verbindung mit Martensen hat er sie viel höher bewertet. Was aber ist die Folge dieser Verquickung der Vergangenheit mit der Gegenwart? Daß der Savonarola jenem enthaupteten Brahmanen gleicht, den ein gütiger Gott wieder zum Leben erweckte; nur hatte er ihm in der Eile den Kopf eines andern aufgesetzt, so daß fortan Haupt und Rumpf in beständiger Fehde lebten. Die Litteraturgeschichte lehrt, daß sich für die poetische Verwertung historischer Stoffe nur zwei Wege als gangbar erwiesen haben: die Modernisierung des Kostüms unter Beibehaltung des geschichtlich überlieferten Ideenkreises oder die moderne Gefühls- und Gedankenwelt in historischem Kostüm. Lenaus Versuch, zwischen diesen beiden Methoden einen Mittelweg einzuschlagen, war von allem Anfang an lebensunfähig.

Diese Bedenken, die jedem denkenden Leser aufsteigen müssen, einzuschläfern, hätte vielleicht doch dem Dichter gelingen können, wenn er im Stande gewesen wäre, seine Idee durchzuführen. Damit stehen wir aber schon wieder vor der offenen Frage: was war Lenaus Idee? Daß ihre authentische Formulierung den ursprünglichen Intentionen des Dichters nicht entspricht, haben wir bereits oben gezeigt, und unsere Untersuchung hat zu dem Ergebnisse geführt, daß es sich Lenau im Savonarola um Renaissance der Moderne durch das Christentum handelte. An sich ist diese Idee natürlich nicht diskutierbar; sie ist eine persönliche Überzeugung, gegen die man zwar Stellung nehmen, die man aber niemals verwerfen kann. Fordern kann man jedoch, durch überzeugende Gründe möglicherweise selbst für die Idee gewonnen zu werden. Wer aber, frage ich, ist durch den Savonarola von der Notwendigkeit einer Renaissance des 15. Jahrhunderts, geschweige denn von der des neunzehnten überzeugt worden? Wer hat das Buch mit innerer Befriedigung aus der Hand gelegt? Wer hat sich entschlossen, für den Dichter einzu-

treten, auf Grund seines Programms etwa eine Partei zu bilden? Die große Idee des Savonarola fand gar keinen Wiederhall, weil man sie nicht einmal begriff. Und der Dichter selbst — er hat sie wenige Monate nach der Vollendung seines Werks von sich gewiesen! Damit kommen wir zu dem dritten Punkte, der Bedeutung des Savonarola für die Entwicklung seines Dichters.

Lenaus Werdegang zeigt nicht den Typus: allmähliches Wachstum, einen Augenblick der Größe und dann langsames Abwärtsschreiten; er hat sich vielmehr mit einem Sprunge den Besten seiner Zeit zugesellt, aber zu einem Momente absoluter Größe ist es bei ihm nicht gekommen: es ist beim Ringen nach dieser Stellung geblieben. Keines seiner großen Werke kann als „vollkommen" bezeichnet werden: sie sind nichts als Reflexe jenes Kampfes, Stimmungsbilder, Durchgangsstationen; von diesen ist die Gläubigkeitsepoche entschieden die kürzeste; sie fällt mit der Entstehungszeit des Savonarola zusammen, und wir haben bereits gezeigt, wie Lenau durch äußere Einflüsse in diese Stimmung hineingetrieben wurde, in der er sich nie behaglich fühlte; die ihm erzwungene Ruhe gab und ihn schließlich wieder nur unbefriedigt zurückließ. Seine Domäne ist der Schmerz, der Zweifel; in seinen Wunden zu wühlen, ist ihm ein Vergnügen; sie aber vom Balsam des Christentums beträufeln zu lassen, war seiner Natur zuwider, unerträglich. So werden wir denn auch jenem Gedichte, dessen Held der Zweifel ist, in das er seinen ganzen Schmerz, die ganze Zerrissenheit seiner Seele hineingelegt hat, den „Albigensern", den ersten Platz unter Lenaus Dichtungen einräumen: dem Savonarola, einem Übergangsprodukt, gebührt er nicht. — —

So vielgestaltig wie das Urteil der Zeitgenossen wird auch das der Litteraturgeschichte über dieses Werk bleiben, je nach der religiösen und politischen Überzeugung des Kritikers; nie aber wird es gelingen, einzig und allein aus ästhetischen Gesichtspunkten eine Formel für dieses seltsame Zeichen seiner Zeit zu finden, dessen Los es ist, den einen ein Ärgernis, den andern ein Spott zu sein.

---

# Gustav Freytag als Privatdocent.

Von Erich Schmidt in Berlin.

Herr Geh. Oberregierungsrat Dr. Althoff hatte die große Güte, mir aus freien Stücken drei Aktenfascikel über Freytags Docenten-

thätigkeit in Breslau zuzustellen, die nicht bloß für einen Lebensabschnitt dieses um deutsche Dichtung und deutsche Geschichte gleich verdienten Mannes, sondern auch für die Entwicklung der deutschen Philologie an unsern Hochschulen interessant sind und einzelne, nach Freytags Tod in Zeitschriften mitgeteilte Nachrichten ausgiebig ergänzen.

Am 10. Januar 1839 überreichte Freytag, damals in Breslau Schmiedebrücke 56 wohnhaft, dem Kurator ein Gesuch um Erteilung der venia docendi. An die philosophische Fakultät verwiesen, schrieb er dieser neun Tage später wie folgt:

„Wenn ein junger Mann, dessen Name noch auf keinem Blatt im Buche der Wissenschaft verzeichnet ist, nach dem Lehreramt an einer Universität zu streben wagt, so hat er große Ursache, seine Kühnheit zu entschuldigen und sich die freundliche Nachsicht anderer zu erflehen. Möge mein inniger Wunsch, durch eine Stellung an der Universität den Quellen des Wissens und dem Umgange mit den Häuptern der Wissenschaft näher gebracht zu werden, meiner Bitte Verzeihung und gütige Aufnahme bereiten. Ich habe meine akademischen Lehrjahre in Breslau und Berlin dem Studium der deutschen Sprache und Litteratur gewidmet, bin nach Ostern 1838 in Berlin durch eine Dissertation „de initiis scenicae poësis apud Germanos" promoviert worden und bitte deshalb Eine Hochlöbliche Philosophische Fakultät ehrerbietigst, mir für folgende Disciplinen: 1. Deutsche Grammatik, besonders alt- und mittelhochdeutsche und Interpretation deutscher Klassiker; 2. Litteraturgeschichte und 3. Mythologie der deutschen Völkerstämme die Habilitation als Privatdocent hochgeneigt bewilligen zu wollen" .... Für den Fall der Annahme dieses Gesuchs schlägt er drei Gegenstände zum Kolloquium vor: Über Charakter und Veränderungen der epischen Volkspoesie des Mittelalters; Über die Poesie des 12. Jahrhunderts; Über die Spuren des Heidentums in der älteren deutschen Litteratur.

Die Angelegenheit nahm einen glatten Verlauf; nur die am 23. März gestellte Bitte, man möge ihm zur Ersparnis an Zeit und Geld die Drucklegung seiner Habilitationsschrift De Hrosuitha poetria erlassen, wurde von der Fakultät abgeschlagen. Am 6. März fand das Kolloquium über das zweite vorgeschlagene Thema statt. Das Protokoll meldet unter anderm, daß der Schüler Lachmanns „die Volkslieder, die eine Grundlage der Nibelungen bildeten", berührte und von der Lyrik sagte, sie „scheine nicht national einheimisch gewesen zu sein, obwohl sie deshalb noch Vorzüge vor der romanischen habe". Am 4. Mai hielt er die öffentliche Vorlesung De studio litteris germanicis in academia impendendo und bekam die Erlaubnis, schon vor der ministeriellen Bestätigung für das laufende

Sommersemester gratis deutsche Mythologie zweistündig, privatim deutsche Sprachlehre dreistündig und privatissime althochdeutsche Grammatik zweistündig anzuzeigen. Für den August und September ward ihm ein Urlaub zum Besuch der Bibliotheken in München und Wien erteilt; im folgenden Jahr desgleichen zum Gebrauch der ärztlich verordneten Seebäder und zu Studien in Berlin und Wolfenbüttel. Am 3. Juli 1843 bat er, inzwischen in seinen Hoffnungen auf ein Extraordinariat getäuscht, mit Erfolg um einen dreimonatlichen Urlaub: „Der Wunsch, die endliche Beendigung einer weitläufigen litterarischen Arbeit, der Geschichte der dramatischen Poesie in Deutschland, herbeizuführen, macht mir in diesem Jahre den Besuch der Bibliotheken zu Sankt-Gallen, und des dramatischen Dichters Manuel wegen der Stadt- oder einzelner Privatbibliotheken zu Bern notwendig, außerdem wünsche ich mit den Gelehrten Jubinal und d'Amiens zu Paris, welche die französischen Mysterien bis zum 16. Jahrhundert, sowie die dafür wichtigen Bibliotheken durchsucht haben, in persönliche Verbindung zu treten und deshalb nach Paris zu reisen. Da dies Ziel meiner Reise noch in der ersten Hälfte des August zu erstreben ist, wenn nicht die Herbstferien den Schluß der Bibliotheken und Exkurse der mich angehenden Gelehrten herbeiführen und dadurch meine Bemühungen erfolglos machen sollen," so müsse er zu Anfang des August abreisen; „meine Vorlesungen hoffe ich bis dahin durch Verdopplung der Stundenzahl, soweit diese möglich, ohne Nachteil für meine Zuhörer und ohne Pflichtverletzung meiner Wissenschaft gegenüber zu beendigen."

Im April 1842 war Hoffmann suspendiert, im Dezember abgesetzt worden. Am 4. Februar 1843 machte Freytag folgende Eingabe an die Fakultät: „Die Erledigung der Professur für deutsche Sprache und Litteratur berührt mich und meine Thätigkeit an der Universität erregend oder störend. Professor Hoffmanns Lehrerpersönlichkeit und mein Verhältnis zu ihm waren derart, daß ich durch ihn auf keine Weise gehindert wurde, soweit in meinen Kräften stand, nützlich zu werden. Jetzt aber fürchte ich sehr, durch eine anderweitige Besetzung seiner Stelle mein Wirken gestört oder bei der sehr mäßigen Frequenz germanistischer Kollegien ganz vernichtet zu sehen. Diese Sorge zunächst ist es, welche mir die Kühnheit giebt, Eine Hochlöbliche Fakultät ganz gehorsamst zu bitten: mich der Stellung eines außerordentlichen Professors nicht für unwert zu erachten und deshalb bei Einem Hohen Ministerium geneigte Fürsprache einlegen zu wollen. Tief fühle ich, wie groß die Gunst ist, um welche ich bitte, und daß ich so gar wenig Recht dazu habe. Möge Eine Hochlöbliche Fakultät verzeihen, wenn ich mich unterfange kurz anzuführen, was mir den Mut zu diesem gehorsamsten

Gesuche giebt. An Ostern 1839 habe ich mich für deutsche Sprache, Litteraturgeschichte, das Gesamtgebiet der deutschen Philologie habilitiert und noch im Sommersemester zu lesen begonnen. In diesen vier Jahren ist es mir nach und nach gelungen, einiges Vertrauen und die Teilnahme der hiesigen akademischen Jugend für meine Disciplinen zu gewinnen; ich habe mich ehrlich und nach Kräften bestrebt, den Sinn für unsere deutsche Nationalität, soweit diese in meiner Wissenschaft darstellbar ist, zu wecken und die Anfänge einer historischen und künstlerischen Kritik des vorhandenen Sprach- und Litteraturstoffes zu beleben. Ich habe in dieser Zeit gratis und privatim gelehrt, die beiden ersten Gebiete, Grammatik und Litteraturgeschichte fast in jedem Semester: Grammatik und Organismus der deutschen Sprache, nach den verschiedenen Perioden ihrer Entwicklung: althochdeutsch, mittelhochdeutsch am häufigsten oder vergleichend mit andern Sprachen. Dabei pflegte ich entweder einzelne Dichterwerke, oder Proben aus verschiedener Zeit zu erklären. Geschichte unserer Nationallitteratur, teils in vollständiger Entwicklung, teils nach ihrer Gestaltung in einzelnen Zeiträumen, oder nach einzelnen Dichtungsarten. Am häufigsten das deutsche Epos, wobei ich die Nibelungen zu Grunde legte. Deutsche und nordische Mythologie mit möglicher Berücksichtigung der heidnischen Antiquitäten. Am häufigsten aber, seit mehreren Semestern ununterbrochen eine Kritik unserer Poesie in ihren neuesten Gestaltungen, von der Ansicht ausgehend, daß unserer Studentenwelt historische Begründung ihrer Dichterautoritäten, Anregung zur Bildung des Geschmacks und zur Erwerbung eines ästhetischen Urteils nicht wenig not thue. Meine Lehrerthätigkeit war, mit Bescheidenheit spreche ich dies aus, keine ganz unfruchtbare und mancher Beweis von freundlichem Zutrauen hat mich ermutigt. Von wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt mich seit Jahren eine Geschichte der dramatischen Poesie und Kunst, aus welcher ich auch den Stoff für meine akademischen Dissertationen nahm. Sie kann selbst im folgenden Jahre noch nicht im Druck erscheinen, weil die Bewältigung dieses Stoffs aus unserer Vorzeit eine höchst schwierige ist und fast alles aus den äußersten Winkeln der Bibliotheken mühsam zusammengesucht werden muß. Ich habe zu diesem Zweck mit Urlaub Eines Hohen Ministerii aus eigenen Mitteln zwei kostspielige Reisen nach Süd- und nach Norddeutschland unternommen und namentlich in der k. k. Hofbibliothek zu Wien den größten Teil des Herbstes 1841 zugebracht; noch bleibt mir Mitteldeutschland, Zürich und Basel zu bereisen. In der letzten Zeit hat mich die Arbeit an dem großen deutschen Wörterbuch, welches die Brüder Grimm herauszugeben gedenken, und für welches ich Jakob Ayrer zu verarbeiten habe, beschäftigt. Daß ich den Wunsch hege, unsere Litteratur nicht nur zu

lehren, sondern auch durch eigenes Schaffen fortbilden zu helfen, darf ich hier, wo es sich um meine wissenschaftliche Brauchbarkeit handelt, kaum anzuführen wagen. Und so übergebe ich mit Verehrung und mit Vertrauen E. H. F. mich und mein Schicksal. Ich habe Breslau und den kleinen Kreis meiner Thätigkeit lieb gewonnen und würde glücklich sein, wenn E. H. F. geneigtes Wohlwollen mir es möglich machte, meine Hütte im Schatten der Viadrina zu bauen" ....

Am 13. Februar 1843 meldete sich in der gleichen Angelegenheit der Privatdocent Theodor Jacobi, der, auf seine vielversprechenden grammatischen Studien gestützt, zugleich einen wirksamen Hieb gegen den bloß schöngeistigen Betrieb der deutschen Philologie führte. Auch er bat um eine außerordentliche Professur. „Ich thue diesen Schritt nicht ohne das peinliche Gefühl, welches nach der traurigen Art, wie die vor kurzem noch besetzte ordentliche Professur der deutschen Sprache erledigt worden ist, bei einem jeden vorausgesetzt werden muß; ich habe lange gezögert und würde noch länger angestanden haben, wäre es mir nicht zuletzt als eine Pflicht erschienen, der Hochlöblichen Fakultät, welche mir bereits vor drei Jahren einen Wirkungskreis an der Universität eröffnete, Rechenschaft abzulegen, inwiefern ich meinem Berufe, die Wissenschaft zu fördern und zu verbreiten nachgestrebt und mich einer höheren Stellung würdig zu machen bemüht habe. Nun kann ich zwar nicht mit dem sichern Mute eines Mannes auftreten, der Glänzendes zu berichten oder wissenschaftliche Werke von großem Umfange als reife Ergebnisse langer Studien vorzulegen hat, doch darf ich sagen, daß ich mich nach beiden Seiten redlich bemüht habe und in keiner Beziehung ganz ohne Erfolg geblieben bin. Seit Ostern 1840 habe ich, mit Ausnahme des letzten Sommersemesters, Collegia über deutsche Sprache, Litteratur und Geschichte gelesen und mich ganz besonders bemüht, durch Privatvorträge und Privatissima Sinn und Lust für eine ganz strenge grammatische Kenntnis der ältesten germanischen Sprachen zu verbreiten, weil ich der Überzeugung bin, daß nur dadurch ein wissenschaftliches Studium der spätern deutschen Sprache möglich ist und die deutsche Philologie an den Universitäten zu einem wahren geistigen Bildungsmittel werden kann, während sie sonst nur gar zu leicht zur Pflegerin eines gewiß nicht gefahrlosen schöngeistigen Dilettantismus unter den Studierenden wird. Bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten hat mir die Idee vorgeschwebt, nicht eine einzelne Seite, sondern das gesamte Leben des Mittelalters als Objekt aufzufassen und zu versuchen, inwiefern die Sprache in ihrer grammatischen Form und in ihrer geschichtlichen Entfaltung, als das dem Geiste einer Nation am nächsten stehende, auf der einen Seite, die Geschichtserzählungen, als das mehr auf

dem Boden des äußern Thuens beruhende, sich wechselseitig zu erklären und einen Begriff von der Fortbewegung der deutschen Kultur zu geben im Stande ist. Das hat mich bald hierhin, bald dorthin schweifen lassen. Eine handschriftliche Briefsammlung des Königs Johann von Böhmen, die ich kennen lernte, reizte mich durch die in ihr enthaltenen Aufschlüsse über die Kulturverhältnisse dieses zum größten Teile germanisierten Landes zu einer besondern Bearbeitung. Sie erschien 1841 unter dem Titel: Codex epistolaris Johannis regis Bohemiae. Dann beschäftigte mich lange Zeit die deutsche Grammatik selbst. Der Gegensatz der Meinungen der bedeutendsten Grammatiker, Grimm und Bopp, über eine für alle Teile der Sprachlehre wichtige Lautveränderung, den Ablaut, trieb mich zu dem Versuche einer neuen Begründung der Lehre von dem Verhältnis der Vokale zu einander, welche die Schwierigkeiten beseitigt, die den bisher entwickelten Ansichten vom Ablaut entgegenstehen. Vergebliche Versuche, einen Verleger zu finden, haben mich lange aufgehalten, doch hat jetzt der Druck meiner Schrift „Über den Ablaut" bereits begonnen und ich hoffe, sie in drei Wochen einer H. F. fertig vorlegen zu können. An diese Arbeit lehnen sich einige Abhandlungen, teils über spätere Lautveränderungen der deutschen Sprache, teils über grammatische und etymologische Bildungsmittel und ihre Bedeutung und Anwendung, von denen ich zwei in wenigen Tagen an die Redaktion der Zeitschrift für deutsches Altertum abzuschicken gedenke. Indem ich so auch in Betreff dessen, was ich bereits gethan habe, noch nicht einmal im Stande bin, es vollständig der Beurteilung vorzulegen, sehe ich mich noch nachträglich zu der Bitte veranlaßt, E. H. F. möge, im Falle Sie unmittelbar auf mein Gesuch einzugehen nicht geneigt ist, eine definitive Entscheidung wenigstens so lange aufschieben, bis ich mein Buch über den Ablaut vorzulegen im Stande bin. Ich verharre" ....

Ein darauf ergangener Antrag der Fakultät auf Berufung Moriz Haupts und eventuelle Anstellung Freytags oder Jacobis wurde vom Ministerium den 27. März 1843 unter Anerkennung der ausgezeichneten Tüchtigkeit Haupts abgelehnt, weil erst die Mittel für eine juristische Professur zu beschaffen seien, und die Fakultät aufgefordert, beide Privatdocenten mit vorläufigem Bescheide des Aufschubs zu versehen. Während dieses Provisoriums erschienen Jacobis ausgezeichnete „Beiträge"; er wurde zum Extraordinarius befördert und erhielt im Herbst 1844 einen Ruf nach Marburg. Am 29. Oktober entwarf der Dekan Schneider deshalb die dringende Bitte an den Minister, er möge der Fakultät „einen jungen Mann erhalten, der teils durch die Gediegenheit seiner Kenntnisse, teils durch seinen ehrenwerten und liebenswürdigen Charakter den wohl-

thätigsten Einfluß auf die Studierenden seines Fachs übt und in Zukunft eine große Zierde unserer Universität zu werden verspricht". Zur Abwehr des Verlustes wurde die Zuweisung von Hoffmanns Gehalt (600 rh.) und die Eröffnung „einer näheren Aussicht" auf das Ordinariat empfohlen, über Freytag aber nur bemerkt: „ein erst etwas versprechendes Talent, wie wir in Dr. Freytag bereits zu haben uns freuen", könnte auch in Verbindung mit einem Neu zuberufenden Jacobis durch Lehre und Schrift erworbene Autorität nicht ersetzen. Gegen dieses Urteil, das Freytag bei der Behörde nur nachteilig sein müsse, reichte der Archäolog Ambrosch ein Separat votum ein, unterstützt von Elvenich. Aber allerdings durfte die Fakultät am 27. Dezember wahrheitsgetreu erklären, sie sei nicht fähig, sich, abgesehen von den angezeigten Kollegien, ein Urteil über Fortschritt und dermaligen Stand der wissenschaftlichen Thätigkeit des Docenten Freytag zu bilden, da ihr keine schriftstellerische Leistung vorliege. Ein solches Urteil hatte das Ministerium auf Grund eines nicht in den Akten befindlichen Gesuches Freytags um Beförderung (30. Oktober 1844) verlangt, nachdem ihm im Mai eine Remuneration von 50 rh. bewilligt worden war. Kühl wird der Erfolg der öffentlichen Vorlesungen,[1]) zumal des im letzten Winter vor einem ziemlich zahlreichen unakademischen Zuhörerkreise gehaltenen publicum über neueste Dichtung, erwähnt. Daß Freytag im Verlauf einiger Jahre seine Geschichte des deutschen Dramas zu bewältigen gedenke und eine andere Arbeit, „Historische Entwicklung der deutschen Volkstümlichkeit", binnen einiger Monate zu vollenden hoffe, diese Wechsel auf die

[1]) Die Frequenzlisten muten uns heute sehr traurig an. Jacobi brachte im Winter 1840 die Erklärung althochdeutscher Denkmäler, im nächsten Sommer die Geschichte des Mittelalters, im Sommer 1842 die deutsche Litteraturgeschichte nicht zu Stande; er hatte in Privatkollegien 2 oder 3, ein mal 6, in den publicis (Hohenstaufen, deutsche Litteraturgeschichte) je 16 Zuhörer. Bei Freytag heißt es gelegentlich trotz den Ziffern, das Kolleg „scheine nicht gelesen"; oder es wird bemerkt, der Eine, ein katholischer Theologe, sei weggeblieben, die drei für die Nibelungen angemeldeten hätten keinen Text gehabt. Nicht zu Stande kamen vom Sommer 1839 bis zum Winter 1844 ausdrücklich: Deutsche Sprachlehre, hochdeutsche Grammatik, praktische Übungen in der deutschen Philologie, Nibelungen, deutsche Antiquitäten, ja sogar — im reimfrohen Schlesien doppelt erstaunlich — die im Sommer 1843 nach Uhlands schönem Tübinger Vorgang angekündigte „Poetik mit praktischen Übungen". Ich verzeichne mit den nicht zuverlässigen Frequenzziffern: privatim das Nibelungenlied (11? 6), deutsche Litteraturgeschichte (6, 10, 6), altdeutsche Grammatik (8, 6), altdeutsche Grammatik und Erklärung einzelner Stellen der Nibelungen (4, 1), Mythologie der germanischen Völker (7); privatissime altdeutsche Grammatik (3), Gesetze des Organismus der deutschen Sprache (3); gratis deutsche Mythologie (5), Geschichte und Kunst der dramatischen Poesie der Deutschen (7), über Gestaltung (oder: die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete) der deutschen Poesie (13? 14, 24, 40, 6 — daneben las Freytag in demselben Sommer 1843 über die heutige Dichtkunst vor 39 Zuhörern — 41, 68).

Zukunft, deren zweiten Freytag viel später mit den „Bildern" vollauf und glänzend bezahlte, konnten die maßgebenden Kreise nicht für ihn gewinnen. Er wurde am 18. Dezember mit einer neuen Remuneration im gleichen Betrag abgefunden und durch ein Ministerialreskript vom 4. Februar 1845 dahin beschieden, sein Gesuch vom Oktober beruhe auf der unrichtigen Voraussetzung, die Breslauer Professur für deutsche Sprache und Litteratur sei erledigt, während doch Professor Jacobi den an ihn ergangenen auswärtigen Ruf abgelehnt habe.

# Miscellen.

## Zu Schillers Anthologie.

In Schillers Anthologie für das Jahr 1782 liest man auf Seite 53 folgendes Epigramm:

Grabschrift.

Hier liegt ein Mann, er starb zu früh
Für alle gute Christen;
Für Totengräber starb er spät
Zu spät für — Journalisten.

Es führt die Chiffre P., hinter der sich der Herausgeber selbst versteckt. Soweit herrscht Einigkeit. Wie aber hat man die vier Verse, deren Sinn ziemlich rätselhaft ist, zu verstehen? R. Weltrich (Friedrich Schiller 1, 521) hat sich zum erstenmal die Mühe genommen, eine Auslegung zu versuchen. Er bringt das Epigramm mit der bekannten litterarischen Fehde in Verbindung, die damals zwischen Gotthold Ständlin, dem Herausgeber des Schwäbischen Musenalmanachs, und Schiller ausgefochten wurde. „Daß das Epigramm ‚Grabschrift'," heißt es bei Weltrich, „gleichfalls auf Ständlin und seine Freunde gemünzt ist, scheint aus den Schlußzeilen hervorzugehen: auch in diesem Falle werden unter den ‚Journalisten' die Mitarbeiter des Musenalmanachs gemeint sein. Der Witz ist gesucht und mit Mühe läßt sich der Sinn erkennen: Hier liegt ein Mann, dessen vorzeitiger Tod die Journalisten von einem Gegner befreit, ihnen somit Vorteil gebracht hätte. Als der Gegner aber, welcher lange genug lebte, um die Schar Ständlins zu bekämpfen, wäre kein anderer gedacht als Schiller." Demnach hätte der Dichter die Grabschrift für sich selbst verfertigt. Mit Recht wendet sich E. Müller (Schillers Jugenddichtung und Jugendleben, S. 44—46) gegen die erzwungene und unwahrscheinliche Deutung Weltrichs. Aber was er selbst vorschlägt, will mir nicht viel glücklicher erscheinen. Müller bezieht „Journalisten" direkt auf Ständlin und nimmt an, daß die Grabschrift diesem, nicht Schiller gesetzt sei, was allerdings das Natürlichere wäre. Er erklärt das Epigramm also: „Der Mann, dem die Grabschrift gewidmet ist, war ein frommer Christ; er starb zu früh für alle guten Christen'; das heißt sie bedauerten seinen Tod als den eines wackeren Genossen. Für den Totengräber starb er spät, weil eben der Totengräber darauf aus ist, möglichst viele Tote zu beerdigen. Und nun der Schluß: Zu spät für — Jour-

nalisten. Der Gedankenstrich vor Journalisten giebt zu denken. Er macht darauf aufmerksam, daß etwas Unerwartetes kommt. ‚Zu spät für — Journalisten.' Warum zu spät? Weil er als Frömmler gar nicht zum — Journalisten paßte, das Journalistenhandwerk gar nicht verstand. Er hätte also sterben sollen, ehe er Journalist wurde." Dagegen ist hauptsächlich zu bemerken, daß Ständlin eher alles andere als ein Frömmler genannt werden kann; der Lebenswandel wie Charakter dieses begeisterten Anhängers der französischen Revolution ist ja bekannt genug. Müller beruft sich bei seiner Vermutung, daß Ständlin ein Frömmler gewesen sei, auf dessen Mitwirkung am württembergischen Landesgesangbuch vom Jahr 1791. Hymnologische Thätigkeit zwingt noch nicht zur Annahme von Frömmelei. Jenes Gesangbuch, unter der Herrschaft des Rationalismus entstanden, setzte es sich zur Aufgabe, die alten schlichten Lieder nach den Grundsätzen moderner Dichtkunst umzuformen. Diese Überarbeitungen waren namentlich Ständlin zugeteilt worden. Es handelte sich also nur um einen poetischen, nicht um einen theologischen Auftrag, zu welchem Ständlin auch gar nicht befähigt gewesen wäre. Ebenso wenig läßt natürlich der Umstand, daß Ständlin ein einziges Kirchenlied („Wenn der Stifter der Geschlechter" ꝛc.; im jetzigen evangelischen Gesangbuch für Württemberg Nr. 623), und zwar für den bestimmten Zweck der Aufnahme in das von ihm mitredigierte Gesangbuch, gedichtet hat, irgendwie einen Schluß auf Frömmigkeit oder gar Frömmelei zu. Ständlin war eine leicht entzündbare und den verschiedensten Stimmungen und Eindrücken zugängliche Natur; überdies neigte er als Dichter stark zum Pathetischen. Wenn er also unter zahllosen weltlichen Klängen gelegentlich auch christliche Töne anschlug, so war das nichts als eine Schwingung unter den vielen Schwingungen seiner Seele. Will man durchaus daran festhalten, daß Schillers Epigramm auf Ständlin und seinen Anhang gemünzt sei, so muß man es allgemeiner, als Müller gethan hat, fassen und die Frömmler ganz aus dem Spiel lassen. Ungefähr folgendermaßen: „Er starb zu früh für alle guten Christen." Warum? Weil es Pflicht eines guten Christen ist, den Tod eines Mitmenschen stets zu beklagen. „Für Totengräber starb er spät." Weil nämlich dem Totengräber, der für seine Mühewaltung bezahlt wird, der Tod eines Menschen Vorteil bringt. „Zu spät für — Journalisten." Weil Ständlin und seinesgleichen zu Journalisten nicht taugen und durch ihre Leistungen dem Stand Unehre machen. Auch bei dieser Interpretation bleibt freilich, wie bei der Müllerschen, die sprachliche Härte bestehen, daß Schiller „Journalisten" geschrieben hätte, wo der Sinn notwendig „einen Journalisten" erfordert hätte.

Muß nun aber die Grabschrift durchaus mit der Ständlin-Schillerschen Fehde in Zusammenhang gebracht werden? Nehmen wir einmal an, Schiller spreche von einem beliebigen berühmten Mann, einem Staatsmann, General, Künstler oder wem immer! Er starb aus den oben angeführten Gründen „zu früh für alle gute Christen, spät für Totengräber" und „zu spät für — Journalisten", die darauf lauerten, ihm den Nekrolog schreiben zu können. Man denke daran, wie viele Nachrufe heutzutage oft geraume Zeit fix und fertig in Journalistenmappen schlummern, um im entsprechenden Augenblick möglichst rasch vor der Öffentlichkeit zu erscheinen! Auch zu Schillers Zeiten ist dieser Unfug gewiß schon geübt worden, wenn auch nicht in gleich starkem Grad, wie am Ende des 19. Jahrhunderts. Warum sollte sich also der Dichter nicht darüber lustig gemacht haben? Ich bin weit entfernt, diese Auslegung für notwendig zu halten, aber eine Möglichkeit unter andern ist sie immerhin. Schiller selbst hat übrigens auf die unter allen Umständen schwache Grabschrift, die, wie die Epigramme der Anthologie überhaupt, nur ein Lückenbüßer ist, offenbar keinen Wert gelegt.

Noch eine Kleinigkeit. Müller wirft (S. 44) die Frage auf, warum Schiller das Gedicht „Die Journalisten und Minos" an die Spitze seiner Anthologie gestellt habe. Unter den Gründen, die er hierfür auffindet, ist der ganz zutreffend, daß Schiller die Sammlung absichtlich mit einem eigenen Stück sowohl eröffnet als

geschlossen habe, um sie als ein Erzeugnis seines Geistes kenntlich zu machen. Aber den wahren Grund, warum von den vielen Gedichten der Anthologie, die von Schiller selbst stammen, gerade dieses den ersten Platz erhalten hat, scheint mir Müller doch übersehen zu haben. Mit der ganzen Anthologie verfolgte ja Schiller den Zweck, Ständlins Schwäbischen Musenalmanach zu überbieten oder vielmehr, um in seinem Sinn zu reden, zu „zermalmen". Dies wollte er sofort auch äußerlich festgestellt wissen und überließ darum dem Kampfgedicht „Die Journalisten und Minos", worin die gegnerische Dichterzunft und ihr Oberhaupt Ständlin derb verspottet sind, den Vortritt.

Stuttgart. Rudolf Krauß.

## Zu Arnim.

Als Schiller im Jahre 1792 die „Merkwürdigen Rechtsfälle", den deutschen Auszug aus Pitavals „Causes Celebres", bevorwortete, erkannte er in dem Werk eine reiche Fundgrube für den modernen Dichter. Deshalb sprach er, im Hinblick auf die Schundlitteratur, welche die kriminalistischen Stoffe für sich in Beschlag genommen zu haben schien, den Wunsch aus: „Kein geringer Gewinn wäre es für die Wahrheit, wenn bessere Schriftsteller sich herablassen möchten, den Schlechten die Kunstgriffe abzusehen, wodurch sie sich Leser erwerben und zum Vorteil der guten Sache davon Gebrauch zu machen."

Er selbst war der erste, der diesen Wink beherzigte, und so gingen denn nicht nur eine Reihe von Pitaval-Motiven in die poetischen Entwürfe seiner letzten Lebensjahre über, sondern er plante sogar, einzelne Stücke der Sammlung unmittelbar zu dramatisieren (vgl. Kettner, Schillers dramatischer Nachlaß 2, 80).

Unter den Erzählungen des Franzosen, auf die Schiller sein Augenmerk richtete, befand sich auch die „Geschichte der Marquise von Ganges", in der zwei aristokratische Verbrecher die reiche Gattin ihres Bruders mit dessen Vorwissen um ihres Vermögens willen ermorden. Pitaval selbst hatte diesen Stoff mit seinen schaurigen Einzelheiten den Blut- und Greuelpoeten seiner Zeit mit den höhnischen Worten empfohlen (Causes celebres V Avertissement): „... L'Histoire tragique de la Marquise de Ganges auroit dû être traitée par un de nos Poëtes modernes, qui a l'art de saisir si bien l'horrible; il auroit le barbare plaisir de faire dresser les cheveux à la tête de ses Lecteurs."

Auch Wilhelm Schlegel kannte die Geschichte wohl. In seiner Recension des erwähnten Auszugs „Merkwürdige Rechtsfälle" (Jenaische Allgemeine Litteratur-Zeitung 1798, Nr. 176; abgedruckt Werke 11, 283 ff.) findet sich der Satz: „Nur dann und wann hätten wir lieber den Text ohne Abkürzung beibehalten gesehen, z. B. beim Schluß der Geschichte der Marquise von Ganges."

Vielleicht wurde durch diesen Hinweis Arnims Aufmerksamkeit auf die Erzählung gelenkt. Denn gerade der Schluß der „Marquise von Ganges" scheint die Vorlage zu einer Episode seiner Novelle „Die Verkleidungen des französischen Hofmeisters und seines deutschen Zöglings" zu bilden.

Dieser Schluß enthält als Nachtrag zum eigentlichen Kriminalfall die weiteren Geschicke der entflohenen Mörder wie der Kinder ihres Opfers.

Vom Sohn der Ermordeten, dem jungen Marquis von Ganges, wird ein Erlebnis geschildert, dem fast bis in alle Einzelheiten ein wichtiger Bestandteil der Arnimschen Novelle entspricht. Es handelt sich um den Kern des Ganzen, den Bericht des Hofmeisters über seine Lebensschicksale (Werke ed. W. Grimm 2, 131—148). Hierin spielt eine verhängnisvolle Rolle der junge Dragonerrittmeister

Marquis G., der gezwungen ist, die von ihm geliebte Frau eines Metzer Goldschmieds als Hugenottin mit Gewalt zum rechten Glauben zu bekehren. Seine Versuche, sie in Güte zum Religionswechsel zu überreden, scheitern an ihrer Standhaftigkeit. Infolgedessen kann er es nicht verhindern, daß seine Dragoner vandalisch in ihrer Wohnung hausen. Da entschließt sie sich in höchster Not zu einem letzten, gewagten Mittel, ihrem Glauben treu zu bleiben. Sie will die Wünsche des Marquis erhören, wenn er sie sicher in ein glaubensfreies Land führt. Den jungen Edelmann aber rührt diese religiöse Festigkeit. Er verzichtet darauf, ihre Zwangslage auszubeuten, versagt sich die Erfüllung seiner Sehnsucht und verhilft ihr zur Flucht über die Grenze. Soweit Arnim.

Bei Pitaval aber (Causes celebres 1735, 5, 309 f.) heißt es: Le jeune Marquis de Gange se fit estimer dans le service où il fut Capitaine de Dragons. . . . . On raconte que le jeune Capitaine de Dragons ayant reçu ordre de dragonner les Huguenots à Metz dans le tems que l'exercice de leur Religion étoit aboli dans le Royaume, on mit Garnison chez un Orfevre qui avoit une belle femme dont le Capitaine étoit amoureux: elle se vit exposée à toute la fureur de ces Missionnaires bottés qui vouloient l'obliger d'aller à la Messe, elle soutint ce choc, résolue de ne point changer de Réligion: à la fin elle imagina un expédient pour se mettre à l'abri des Dragons en demeurant Huguenotte. Elle demanda à parler au Marquis de Gange, les Dragons n'oserent refuser de l'aller chercher, il vint: dès qu'elle le vit, Marquis, lui dit-elle, vous avez dit que vous m'aimiez, voulez-vous me le prouver? donnez-moi les moyens de sortir du Royaume, et pour récompense de ce service, que votre amour en imagine le prix. Non, Madame, dit le Marquis, je ne me prévaudrai point de votre situation; je serois aux combles de mes voeux si vous accordiez à ma tendresse ce que je pourrois obtenir de vous dans l'extrémité où vous êtes, mais je me reprocherois toute ma vie d'abuser de votre état; je vais vous en délivrer; je ne vous demande pour récompense que la grace de penser quelquefois à moi. Après cela, il trouva des expédiens pour la faire sortir de nuit de sa maison et de la Ville, il la fit conduire en sureté sur les frontieres, malgré le risque qu'il couroit en lui rendant un service de cette nature . . .

Die Übereinstimmung im Verlauf der Begebenheit, im Ort der Handlung im historischen Hintergrund der Hugenottenverfolgung, im Gewerbe des betrogenen Gatten, in der militärischen Stellung und Andeutungsweise — auch im Namen des Marquis lassen eine Benutzung des Pitaval-Stoffs durch die Novelle klar erkennen.

Was die Ausführung betrifft, so tritt natürlich an Stelle des etwas nüchternen Protokollstils Arnims lebensvolle, anschauliche Erzählungskunst.

Interessant ist seine Stellungnahme zu der ein wenig heiklen Ethik der schönen Goldschmiedsfrau. Schon Pitaval hegte Bedenken gegen ihre Handlungsweise, „qui se plie à un adultere plutôt que de changer de Religion?" Aber er erledigte diese Zweifel mit einem leichtfertigen: „Voila la façon de penser des femmes entêtées dans un parti qu'elles ont pris. Dans la nécessité où la femme de l'Orfevre croyoit être de se damner, elle voulut du moins choisir la manière qui lui parut la plus agréable." — Der Übersetzer der „Merkwürdigen Rechtsfälle" half sich, indem er seiner Heldin zur Rechtfertigung den Satz in den Mund legte: „Der Himmel wird mir eine Sünde verzeihen, welche mich des Lasters, als Heuchlerinn zu leben, überhebt."

Auch Arnim war sich der Anstößigkeit dieses Ehebruchs aus Religiosität wohl bewußt und suchte sie zu mildern, trotzdem er die Sinnlichkeit der Darstellung steigerte (bei ihm läßt die Verfolgte nicht den Marquis rufen, sondern dringt nachts in sein Schlafgemach). Denn er befreit seine Heldin von hindernden Rück-

sichten auf einen lebenden Gatten dadurch, daß er im entscheidenden Moment die Nachricht von seinem Tode zu ihr dringen läßt.

Unmittelbar vor dem Abenteuer des jungen Marquis (a. a. O. S. 304 ff.) werden die ferneren Schicksale seines verbrecherischen Oheims geschildert. Ob die Geschichte dieses Abbé, der unter falschem Namen aus Frankreich flieht, um in Holland die Erziehung eines jungen Edelmanns zu übernehmen, nicht ebenfalls wichtige Motive für die „Verkleidungen des französischen Hofmeisters und seines deutschen Zöglings“ gegeben hat?

Berlin. Montague Jacobs.

## Ein Hohnlied auf die Calvinisten im Tone des „Lindenschmidts“ (1605).

Am 10. Oktober 1601, dem Tage nach der Hinrichtung des kursächsischen Kanzlers Dr. jur. Nikolaus Krell, hielt der Pfarrer zu Dohna, Nikolaus Blum, in der Frauenkirche zu Dresden, die in der Litteratur oft angezogene Leichenpredigt auf das Opfer des konfessionellen, mehr noch des politischen Hasses: „ems der seltensten Denkmale unduldsamer Zeit“. Vier Jahre später kam eine anonyme „Antwort und wahrhaftiger Gegenbericht“ auf jene Leichen „oder vielmehr Lügenpredigt“ heraus, welche Freunde Krells verfaßt hatten. Auch von dieser ist in der Litteratur bereits die Rede gewesen, wenn auch unerwähnt geblieben, daß derselben, sowie ihren Urhebern durch ein Mandat des Kaisers Rudolph II., de dato Prag, 12. April 1606 (vergeblich) nachgetrachtet wurde. In jenem äußerst seltenen Drucke befindet sich nun S. 54 ff. ein Hohnlied auf die Calvinisten in sechsundfünfzig Strophen, nach der Melodie des „Lindenschmidts“, aus einer am 20. Mai [15]92 in Westfalen aufgefundenen Prophezeiung „von einem Liebhaber in Gesangsweise verfaßt“, welches also anhebt: „Es gehet ein frischer Sommer daher“ u. s. w. Hier soll die Dichtung nicht wieder abgedruckt, nur auf dieselbe hingewiesen werden. Zur angegebenen Melodie und diese selbst vergleiche man von Liliencron, „Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert“ (1866), S. 289 ff. und im „Nachtrage“ dazu (1869) unter LIX (S. 68 ff.).

Blasewitz-Dresden. Theodor Distel.

# Recensionen und Referate.

Weber P., Geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst in ihrem Verhältnis erläutert an einer Ikonographie der Kirche und Synagoge. Eine kunsthistorische Studie. Mit 10 Abbildungen in Lichtdruck und 18 Textbildern. Stuttgart. Ebner und Seubert (Paul Neff). 1894. 4 M.

Der Gedanke, daß zwischen der Kunst und dem Drama des Mittelalters engere Beziehungen bestehen, daß die Künstler aus den Aufführungen geistlicher Spiele Anregungen und Vorbilder für ihre Schöpfungen entnahmen, ist seit Mone wiederholt teils mehr allgemein ausgesprochen, teils durch einzelne Beobachtungen, namentlich für die letzten Jahrhunderte des Mittelalters und die Renaissance, gestützt worden. Förmlich in die Methode der Kunstforschung eingeführt wurde er durch A. Springer, der das Mysterienspiel neben Liturgie und Predigt geradezu als eine Hauptquelle für die mittelalterlichen Kunstdarstellungen und deren Verständnis aufstellte. Für die erwähnte Zeit musterte dann Karl Meyer die neutestamentlichen Cyklen und alttestamentliche Motive, sowie Kostüm und dergleichen auf den gedachten Zusammenhang hin durch, und für die vorausliegende Zeit ging demselben ein französischer Gelehrter Julien Durand, gestützt auf Sepets grundlegende Arbeit über die Prophetenspiele, besonders für den Weihnachtscyklus, nach. Diesen reiht sich nun im Geiste Springers und dem Fingerzeig Durands folgend der Verfasser der vorliegenden, ebenso lehrreichen als anregenden Studie über den Bilderkreis der Kirche und Synagoge an, auf den ihn zuerst H. Janitschek hinwies. Er verfolgt dabei ein doppeltes Ziel: einmal eine Ikonographie der beiden in so mannigfachem Zusammenhang erscheinenden Gestalten, die er an der Hand einer reichen, teils durch eigene Bemühung, teils durch fremde Unterstützung zusammengebrachten Denkmälerzahl durch acht Jahrhunderte hindurch von ihrem ersten Auftreten um die Mitte des 9. (in dem Drogosakramentar aus Metz) bis zu ihrem Verschwinden am Ausgang des 16. (letzte Darstellung auf einem Holzschnitt eines 1600 gedruckten Werks) verfolgt; zweitens — und dieser Teil seiner Arbeit rückte ihm allmählich immer mehr in den Mittelpunkt des Ganzen — den Nachweis, daß auch auf die Entwicklung dieses Bilderkreises das geistliche Schauspiel einen maßgebenden Einfluß nahm, wozu er sich auch auf dem ihm von Hause aus doch ferner liegenden litterarhistorischen Gebiet eine recht tüchtige und anerkennenswerte Denkmälerkenntnis erwarb.

Das eigentlich tragende Element für die Verbreitung der Personifikationen von Kirche und Synagoge sieht der Verfasser in der pseudo-augustinischen Altercatio Ecclesiae et Synagogae (wohl noch aus römischer Zeit, vielleicht

später umgearbeitet, S. 28. 37), die etwa in der Zeit Ludwigs des Frommen in einigen Diözesen des Frankenreiches, in den Mosel- und Rheingegenden, in den Gottesdienst aufgenommen, die Grundlage eines liturgischen Dramas geworden sei, das dann, vermischt mit dem gleichfalls auf pseudo-augustinischer Grundlage, dem Weihnachts-Sermo contra Paganos, Judaeos et Arianos (vor 600) entstandenen, vom Verfasser an der Hand Sepets eingehend besprochenen und in seinen Wirkungen auf die Kunst verfolgten Prophetenspiele, durch den seit Beginn des 2. Jahrtausends sich immer steigernden Judenhaß unter Einfluß der Kreuzzüge aus seiner ursprünglichen lokalen Beschränkung herausgehoben und verbreitet worden sei. Durch die Verschmelzung der Altercatio mit dem Prophetenspiel seien Kirche und Synagoge, deren Streit ursprünglich wohl nur der Golgathascene ein- oder angefügt gewesen, die Eckfäulen und Angelpunkte für die Aufführung der ganzen Heilsgeschichte geworden. Diese ganze Bewegung und Entwicklung spiegele sich aber auch in der bildenden Kunst, in der diese Gestalten allmählich bald den Mittelpunkt, bald den Rahmen der künstlerischen Darstellung der Heilsgeschichte bilden. Um dies zu veranschaulichen, wird das Auftreten beider Gestalten in den erhaltenen Dramen wie in Kunstdenkmälern sorgsam verfolgt und verglichen. Nun vermag Weber allerdings die allmähliche Entwicklung des liturgischen Dramas vom Streit der Kirche und Synagoge aus der Altercatio nicht ebenso anschaulich vor Augen zu führen, wie Sepet die des Prophetenspiels aus dem Weihnachts-Sermo; ja die Aufnahme der Altercatio in den Gottesdienst des Charfreitags selbst ist vorläufig nur Vermutung, wobei der Hinweis auf heidnische Bräuche und Feste, für die dem Volke Ersatz geboten werden sollte (S. 34—36), besser ganz aus dem Spiele geblieben wäre. Dennoch scheint mir der Gedanke durchaus ansprechend und beachtenswert, und vor allem der betonte Zusammenhang zwischen dem Bilderkreise von Kirche und Synagoge und dem Drama ist, dünkt mich, nicht zu bezweifeln, so viel auch im einzelnen bestreitbar und unsicher sein mag. Und darin liegt der Gewinn, den Kunst- und Litteraturgeschichte aus dem Buche ziehen können. Man erhält eine höchst anregende Erklärung von Kunstdarstellungen, durch die nicht nur auf so ausgezeichnete Schöpfungen wie die Kanzeln der Pisani zu Pisa, Siena und Pistoja, die wundervollen Frauengestalten am Südportal des Straßburger oder die Skulpturen der Vorhalle des Freiburger Münsters ein überraschendes Licht fällt, wovon sich auch noch ein nicht minder überraschender Ausblick auf Michelangelo, die Brüder van Eyck, Dürer und andere eröffnet. Die Litteraturgeschichte aber gewinnt einerseits für manches ihr vielleicht im Texte verlorene geistliche Drama Ersatz in dem Bildschmuck der Kirchen (wofür, wenn die Verwertung der Wandgemälde von S. Angelo in Formis bei Capua aus dem 11. Jahrhundert für Italien S. 51 f. vielleicht doch zu kühn ist, namentlich wieder vor allem auf die schöne Erklärung des figurenreichen plastischen Schmucks der Freiburger Vorhalle S. 95 f. verwiesen werden muß), andererseits manchen wertvollen Aufschluß über die scenische Darstellung. Es zeigt sich wieder einmal, wie anregend und fruchtbar die allerdings immer schwierige Bebauung von Grenzgebieten werden kann. Daß speziell die Litteraturgeschichte aus der Kunstgeschichte sich wertvolle Aufschlüsse zu holen habe, hat ja unlängst in ganz anderm Zusammenhang auch M. Burdach mit Recht eindringlich betont. Gleichwohl bleiben solche verheißungsvolle Versuche leider zu selten und vereinzelt infolge der Schwierigkeit, sich auf beiden Gebieten die nötigen Kenntnisse zu erwerben, und der begreiflichen Scheu vor der Gefahr, sich im Nachbarhause nicht ebenso in allen Winkeln heimisch zu erweisen wie im eigenen. Dennoch sollten sie öfter gewagt werden.

Der eben erwähnten Gefahr gänzlich entgangen zu sein, bildet sich der bescheidene Verfasser selbst nicht ein. Es wäre aber recht kleinlich, ihm daraus etwa einen Vorwurf zu machen; und nur weil ihm selbst und manchem seiner

engeren Fachgenossen Berichtigung willkommen sein dürfte, berühre ich hier einige mir näher liegende Punkte. Bei dem Tegernseer Antichristspiel (ein „Osterspiel" möchte ich es doch lieber nicht nennen) ist er zu ausschließlich von Zezschwitz abhängig, dessen Datierungsversuch schon Scherer, Zeitschrift für deutsches Altertum 24, 451 ff., erschütterte; es ist, wie hier und in der Ausgabe W. Meyers (Münchener Sitzungsberichte 1882, S. 13—15) gezeigt ist, entschieden älter, ohne daß sich ein bestimmtes Jahr sicher ansetzen ließe (um 1160). Daß dem Verfasser diese beiden Arbeiten entgingen, ist um so weniger ungebührlich zu betonen, als dies auch sogar Froning nicht zum Vorteil seines sonst so fleißigen Buchs begegnet war. — Wie in der Kunst Synagoge vereinzelt als Mann dargestellt wird, fehlt auch dem Drama der männliche Synagoga nicht. Einen solchen nimmt Weber mit Recht auch für das Alsfelder Passionsspiel an, begründet diese Aufstellung aber mit ganz und gar nicht beweiskräftigen Versen (S. 76). Entscheidend für die Männlichkeit des Synagoga sind dagegen die Anreden Synagoga herre (1644; vgl. 1647 , Meynster Rabbi (2763; vgl. 2372. 2377. 2382. 2398 f.), (Caiphas dicit Sinagoge et suis:) Ir herren (7299; ebenso Herodes 4130) und die Bühnenweisung nach 5297 Jesus deluditur per cantica Sinagoge, qui circumdans ipse cum Judeis cantat Die Weisung nach 7298 unterscheidet ausdrücklich die Synagoge als Ort von der Person des Synagoga (sub isto rigmo Caiphas, Annas, Synagoga cum Judeis conveniunt ante sinagogam, wonach auch andere wie die nach 1705 und 1721 zu verstehen, vgl. 1703. Kollektiv für die gesamte Judenschaft wird die sinagoge alle gemeynn 1720 gebraucht). — Wenn der Verfasser S. 80 sagt „Selbst noch in dem Fastnachtspiele (Nr. 11, S. 78 f.) ist „das puch" die Grundlage der Disputation", so entspricht das nicht ganz dem Zusammenhang; denn „das puch" ist hier nicht wie in den eben vorausgehenden Fällen in der Hand der Kirche, sondern in der des Rabbi, der den Kampf für die Synagoge weiter führt; es ist vielmehr zu vergleichen wie im Alsfelder Passionsspiel Synagoga Moises buch (oder M. geless. librum Moisi, nicht wie S. 77 steht, den Talmud) liest oder in dem französischen Spiel (Nr. 6, S. 73) die Synagoge dem ihr vorgehaltenen Buch gegenüber, das sie nicht zu lesen versteht, sich auf ihre Gesetzestafeln beruft, mit denen sie ja auch in den Kunstdarstellungen erscheint. — S. 86 ff. behandelt Weber das „Bühnenkostüm der Kirche und Synagoge" und bespricht dabei die interessante Notiz darüber im Donaueschinger Passionsspiel (Mone 2, 328. 329); hier hat Cristiana die küngin, cristenlich und schon becleidet, ein rot klein venly mit einem güldinen cruez in der hand; Judea, ein andry küngin dagegen, jüdisch kleidet, die hat ein venly in der hand, ist gel mit eim schwartzen abgot. Damit will Weber eine Darstellung in einer Dresdener Bilderbibel ungefähr aus derselben Zeit und Gegend wie die Donaueschinger Handschrift in Verbindung bringen, worin auf die Kirche mit einem gleichen Fähnlein wie im Spiele abgebildet ist, auf der Schulter der gelbgekleideten Synagoge aber ein kleiner Teufel sitzt, der ihr die krone heruntergerissen hat und mit seinem Arm ihre Augen verdeckt. Das geht aber doch nicht wohl an. Im Donaueschinger Spiele verbindet die cristenen kungin zuletzt selbst der jüdischen die ougen und zerbricht ir das banner (a. a. O. 336), die Erniedrigung der Synagoge auf dem Bilde und im Spiel stimmen also gar nicht zusammen, und schon dadurch wird der Schluß, der nach Weber „nicht von der Hand zu weisen sein" soll, „daß der Maler Zuschauer dieses Schauspiels gewesen sei," sehr fraglich; dieser müßte sich mindestens gerade in einem Hauptpunkte eine Änderung des Gesehenen erlaubt haben. Dann ist aber überhaupt kein Grund mehr, ja es ist kaum mehr zulässig, dem Bilde zuliebe von der rein philologischen Interpretation der beiden Kostümangaben im Spiele abzugehen. Diese entsprechen einander in ihrem Gegensatz ganz augenscheinlich Zug um Zug; danach ist aber die Farbenbezeichnung gel im Kostüm

der Judea gewiß am richtigsten, auch der syntaktischen Fügung gemäß, auf das venly zu beziehen, auf dem auch der schwarze abgot zu suchen ist, der Weber irregeführt hat; es ist ganz das Gegenstück zum roten Fähnlein mit dem goldenen Kreuz in der Hand Cristianas. Der nicht näher bezeichnete, aber als gehässiges Abzeichen wohl verständliche abgot vergleicht sich dem mehrfach (S. 109. 117. 130) als Wappentier auf der Fahne der Synagoge erscheinenden Skorpion (auch die Inschrift „Jupiter" auf der Fahne der Gentilitas auf dem Holzschnitt Hans Burgkmairs von 1508 darf man wohl heranziehen). — S. 116 ff. behandelt der Verfasser auch das sogenannte lebende Kreuz mit seinen aus den Armen und dem Fuß hervorwachsenden Menschenarmen, er vermehrt die nachweisbaren Darstellungen auf elf, vermag aber keine vollkommen befriedigende Erklärung beizubringen; er hebt zwar unter anderm auch zwei Stellen aus Frauenlobs Kreuzleich (16. 20) aus, wagt aber doch nicht, „bestimmte Zusammenhänge hier anzunehmen". Das war wohlangebrachte Vorsicht; mit dem lebenden Kreuz haben die Stellen sicher nichts zu thun; ich sehe in 16, worin der Verfasser so große Unklarheit findet, einfach eine Deutung des in der abendländischen Kirche üblichen sogenannten lateinischen Kreuzeszeichens, das man mit der Hand schlägt, indem man Stirn, Brust und die beiden Seiten links und rechts berührt. Nur auf einem Versehen kann es beruhen, wenn aus den exegetisch-kritischen Bemerkungen F. Bechs zu Frauenlob in der Germania bei unserm Verfasser eine Ausgabe geworden ist. — Der Zeitansatz für Regenboge „13. Jahrhundert" (S. $133_3$) ist ungenau; er hat den 1318 verstorbenen Frauenlob überlebt. Auch muß es in der Inhaltsangabe des angeführten Gedichts heißen: der Dichter erzählt darin seinen Traum von dem Baume der sieben Todsünden und sieben Gaben des heiligen Geistes (statt des sinnlosen „und sieben heiligen Geister"! Druckfehler sind überhaupt nicht allzu selten); und in der Stelle von dem Prager Wandgemälde, darstellend die Synagoge, der die ougen waren verbunden mit einem tuch, daz was drierlei siuten ist siut (zu siuwen) nicht „Seide", wie Weber meint, sondern „Naht", also „aus dreierlei (verschiedenfarbigen: rot, gelb und schwarz) zusammengenähten Stücken. In der Handschrift steht allerdings siden, aber wie der Reim zeigt, fehlerhaft. Auf Versehen wie die Verwechslung des Thomas von Celano und Thomas von Aquino beim Dies irae (S. 105) und ähnliches lasse ich mich nicht ein.

Mich noch auf das eigene Gebiet des Verfassers zu begeben und dabei selbst gleichen Gefahren auszusetzen, würde mich zu weit führen. Also nur noch eine Bemerkung über die Darstellung. Sie liest sich nicht so leicht, als man es bei dem anregenden, gedankenreichen Inhalt wünschen möchte. Nicht als ob der Stil des Verfassers ohne alle Gewandtheit wäre, aber man behält nicht immer ganz mühelos den Zusammenhang und die Übersicht im Auge. Daran trägt jedenfalls die erwähnte Verquickung zweier Aufgaben, die einander gelegentlich im Wege stehen, und die allmähliche Verrückung des Schwerpunkts während der Arbeit, wie der Verfasser selbst zu fühlen scheint, die Hauptschuld. Gelesen verdient das Buch aber jedenfalls zu werden, nicht bloß von Kunstforschern, sondern ebenso von Litterarhistorikern. Der angesichts der hübschen Ausstattung mit den interessanten und im allgemeinen wohl gelungenen Abbildungen sehr bescheidene Preis kann der Verbreitung des Buchs glücklicherweise kein Hindernis bereiten.

Prag. H. Lambel.

## Schriften zum Hans Sachs-Jubiläum. III. (Schluß.)

(Vgl. Euphorion 2, 379—396. 830—839.)

Hans Sachs-Forschungen. Festschrift zur vierhundertsten Geburtsfeier des Dichters. Im Auftrage der Stadt Nürnberg herausgegeben von A. L. Stiefel. Nürnberg 1894. Im Kommissionsverlag der Joh. Phil. Rawschen Buchhandlung. 7 M. (jetzt 3 M.).

Hartmann A., Deutsche Meisterlieder-Handschriften in Ungarn. Ein Beitrag zur Geschichte des Meistergesangs. Festgabe zum Hans Sachs-Jubiläum 5. November 1894. München, Chr. Kaiser. 1894. 2.40 M.

Friedrich Keinz giebt S. 320—351 ein für jeden, der sich jetzt mit dem Meistergesange beschäftigen will, sehr willkommenes Verzeichnis von Hans Sachsens Zeitgenossen und Nachfolger im Meistergesang, worin er aus gedruckten Litteraturangaben und ihm zur Hand gekommenen schriftlichen Liedersammlungen die Meistersinger des 16. Jahrhunderts zusammenstellt mit eventueller Hinzufügung von Heimat, Lebenszeit, Stand, Tönen und Liedern. Jedoch ist Keinz in der Verwertung des Materials nicht ganz konsequent vorgegangen, da er die Dresdener Handschrift M 197 (100 c, Nürnberger Singprotokolle von 1583—94 enthaltend) in Unterschätzung ihrer Angaben auszubeuten unterließ. Doch hätte er sich nicht scheuen sollen, auch die vermeintlich geringeren Namen aufzuzeichnen, auch sie gehören in das figurenreiche Kulturbild des späteren Meistergesangs, wenn auch nur in den Hintergrund. Es zeigen aber außerdem die Weimarer Protokolle, daß eine Reihe in M 197 überlieferter, bisher noch weniger bekannter Namen nach vor- und rückwärts eine nicht unbedeutende Rolle in der Geschichte des Meistergesangs ihrer Zeit spielen.

Auf den Nachweis der Quelle zu dem Schwank „die Engelhut" (S. 352), dessen Verfasser in angebrachter Bescheidenheit nur die Anfangsbuchstaben seines Namens (M. S.) giebt, folgt Charles Schweitzers Abhandlung über „Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten bei Hans Sachs" (S. 353—381). Hier ist zum erstenmal der schon lange gewünschte Versuch gemacht, einem der volkstümlichen Elemente, die in der Hans Sachsischen Dichtung aufgespeichert sind, zusammenfassend nachzugehen. Trotzdem das Gebotene nur eine Auswahl ist, erkennen wir doch deutlich den Reichtum an Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, über den Hans Sachs und mit ihm seine Nürnberger Mitbürger verfügten, und der den moralischen Neigungen des Dichters so sehr entgegenkam und der uns lebensvoll das scherzfrohe, aber auch derbscherzende, mit reichem Mutterwitz begabte Nürnberger Bürgertum der Hans Sachsischen Tage zeigt. Gegen die sprachlichen Erklärungen des Verfassers wird man aber hie und da Widerspruch erheben, so ist z. B. Kargas nicht = Karg—Aas, sondern bedeutet nichts anderes als etwa Kargus oder Karges bedeutet hätten und anderes mehr. —

Die Meistergesänge von Adam Puschmann auf das Straßburger Münster giebt Ernst Martin heraus, sie sind zugleich ein Beitrag zur Lebensgeschichte Puschmanns, da sie mit dessen Besuch in Straßburg 1571 in Verbindung stehen. Die Lieder sind metrisch zu beachten, da wir verschiedentlich auf die Verwendung unbetonter Silben im Reime treffen mer: Münster (S. 390), tempel : schnel (S. 395), cantzel : zwingel (S. 396). Solche durch Stellung im Reim erwiesene Verletzung der natürlichen Betonung sind für die Beurteilung der Verskunst der Meistersinger zu verwerten.

Näheres über Ambrosius Oesterreicher, Hans Sachsens Schüler oder besser gesagt Nachahmer, da ein persönliches Verhältnis zwischen beiden nicht existierte, giebt Theodor Hampe S. 397—406. Neben Proben und einer Charakteristik verschiedener seiner Gedichte werden eine Reihe von Stellen aus Nürnberger Ratsverlässen abgedruckt, die Oesterreicher als eifriger Veranstalter von Komödienaufführungen zeigen. Eine Verordnung des Rates endete seine dichterische und schauspielerische Thätigkeit, bei der er unter Vernachlässigung seines eigentlichen Berufs „die Vorrechte der Meistersingergesellschaft zu seinem privaten Vorteil auszubeuten suchte".

Auf S. 209—52 schließlich beginnt Karl Drescher eine Untersuchung über das Verhältnis der Spruchbücher des Hans Sachs zur ersten Folioausgabe. Als Vorarbeit ist der Inhalt der drei ersten (verlorenen) Spruchbücher rekonstruiert, und es ergiebt sich hierbei, daß das erste Buch Meisterlieder und Spruchgedichte zugleich enthielt, und zwar in fortlaufender Blattnumerierung, so daß der Hans Sachsische handschriftliche Nachlaß nicht aus 34, sondern nur aus 33 Bänden bestand. Die eigentliche Untersuchung, der sich noch einige metrische Erörterungen im Sinne der Abfassung der Verse nach iambischem Schema anschlossen, ergab, daß zunächst der erste Folioband als ein Werk bewußter Redaktion des Dichters selbst anzusehen ist, daß er also textlich den Handschriften gegenüber eine selbständigere Stellung als bisher einzunehmen hat. Dagegen tritt das Generalregister, als auf den Einzelregistern der Spruchbücher und dem Gesamtregister über die fünf ersten Spruchbücher größtenteils beruhend, in seiner Bedeutung zurück. Dies letztere Ergebnis stand nun zunächst im Widerspruch mit der Arbeit Herrmanns (Festschrift S. 407 ff.), der in dem Generalregister den Niederschlag eines älteren Sonderverzeichnisses der Dramen erkennen will; die Ausführungen Herrmanns sind jedoch vom Recensenten Euphorion 2, 380 ff. als auf falschen Voraussetzungen und sonstigen Fehlern beruhend nachgewiesen worden. Hierbei eine andere Bemerkung. Es beliebt Herrmann gelegentlich der Recension einer Arbeit über Hieronymus Boner (Zeitschrift für deutsches Altertum 40, 296) bei einer Quellenfrage zu Hans Sachs sich ganz allgemein an „unseren Hans Sachs-Forschern" zu reiben. Wenn Herrmann gegen eine bestimmte Richtung in der Hans Sachs-Forschung auftreten will, mag er dies thun, nur soll er dann diejenigen, die getroffen werden, auch offen benennen. Die allgemeine Fassung jener noch dazu an den Haaren herbeigezogenen Bemerkung, mit welcher nur irgend einem gewissen Jemand ein Hieb versetzt werden soll, ist entschieden zurückzuweisen.

Ebenfalls als Festgabe zum Hans Sachs-Jubiläum brachte A. Hartmann Kunde von deutschen Meisterliederhandschriften, die sich auf der ungarischen Landesbibliothek in Pest befinden. Die Frage, wie jene urdeutschen Lieder bis in die Hauptstadt des magyarischen Landes hinein verschlagen werden konnten, beantwortet Hartmann dahin, daß die Manuskripte aus der Bibliothek des Nürnberger Patriziers Hieronymus Wilhelm Ebner von Eschenbach im Anfange dieses Jahrhunderts in den Besitz des Altertumsforschers Jankevich von Jesenicze gelangten, von dem sie dann 1836 für die ungarische Landesbibliothek käuflich erworben wurden. Der Inhalt der Handschriften bezieht sich auf den Meistergesang des 16. und 17. Jahrhunderts, also auf die nämliche Zeit, wie die in Weimar befindlichen Protokolle der Nürnberger Singschulen. Hartmann hat in richtiger Würdigung des mehr kulturhistorischen als poetischen Wertes des spätern Meistergesangs vorgezogen, nicht die in jenen Handschriften aufgezeichneten Meisterlieder zum Abdruck zu bringen, sondern giebt zunächst nur eine Übersicht des Inhalts in der Weise, daß zuerst die in den Handschriften genannten Namen in alphabetischer Ordnung erscheinen und zu dem jedesmaligen Verfasser die ihm zugehörigen Lieder mit ihren Tönen notiert werden. So ziehen (S. 11—63) die Namen von 134

ältern und neuern Meistersingern an uns vorüber, von einzelnen derselben, wie von Paulus Freudenlechner, Ambrosius Metzger erhalten wir eingehendere Nachricht, bei Hans Sachs wird eine neue Vermutung über dessen Lebensumstände aufgestellt (vgl. unten) und hübsche Nachweise über das Fortleben seiner Dichtungen im Volke gegeben. S. 63—67 folgt ein Verzeichnis anonymer Meisterlieder, sowie von Tönen, deren Erfinder nicht genannt sind. Die Beilage enthält dann einen glücklich ausgewählten Abdruck von zwanzig Liedern nebst zweien Blättern, Aktenstücken der Nürnberger Singschule, das eine ein Schulzettel (S. 101), das andere eine Notiz über ein „freysingen auf goris schul", d. h. ein von Gregory Neher gehaltenes Freisingen, das Hartmann vermutungsweise ins Jahr 1588 setzt. Es findet sich in den Weimarer Protokollen noch nicht, da dort die Freisingen erst seit der Wende des Jahrhunderts regelmäßig eingetragen werden. Dagegen finden wir da z. B. zum Jahre 1593 die Notiz: „Anno 1593 am Suntag oculj haben wir ein gabsingen gehalten, wer dar in gesungen hat vnd was ein ieder gewunen hat, ist in einem sunder zetel aufgezeichnet." So ist jenes Blatt in Pest wohl so ein „sunder zetel".

Im Einzelnen ist verschiedenes zu besprechen. S. 6 ist eine Stelle citiert, nach der Hans Sachs in einer Eingabe vom Jahre 1624 von den Meistersingern „vnßer vatter hans sachsen seel." genannt wird. Hartmann sieht in dieser Bezeichnung den Ausdruck für die Thatsache, daß auch noch die Meistersinger des 17. Jahrhunderts in Hans Sachs ihr anerkanntes Haupt verehrten. Doch bemerke man, daß auch andere, wie z. B. Carol Braun, „wiert und gastgeb zum guelten rindfuß", von den Meistersingern als ihr „vatter" bezeichnet werden (vgl. Euphorion 2, 838). Durch diese Stelle erledigt sich auch die von Hartmann offen gelassene Frage, ob Carol Braun selbst Meistersinger war (S. 8. 12), in verneinendem Sinne. Dagegen ersehen wir aus den Protokollen, daß die von Hartmann als unsicher eingereihten Abraham Frey (S. 8. 18) und Ambrosi Hertzog (S. 8. 22) thatsächlich Meistersinger gewesen sind, sie lassen sich 1674 ff. nachweisen. Vgl. ferner folgende Stellen für Abraham Frey:

„Anno 1683 hat (!) lorentz haffner und matheus frey beude barchetweber jhren crantz gehalten, haben volgende singer gesungen christoff haffner . . . wolff roser . . . melchior frey . . . andreas frey . . . abraham frey . . . .",

für Ambrosi Herzog:

„Anno 1681 den 10 jully haben christoph engelhart beck ein mercker und lorentz haffner einen singecrantz gehalten und haben volgete singer gesungen christoph haffner . . . wolff rosser . . . conrath beck . . . ambrosi hertzog die meyenweiß eislinger Keüsser marcuß Anhauiuß"; auf der Zeche: „Ambrosi hertzog die klagweiß lochner Konig mannsoluß hate frey. Diser gewahn den zechkrantz."[1])

Der S. 13 genannte Danbeck heißt nicht, wie Hartmann notiert, „H. Danbeck", sondern Georg, wie auch die andern bei Hartmann notierten Stellen angeben, auch Keinz a. a. O. S. 325 kennt unter den acht von ihm angeführten Danbecks einen H. Danbeck nicht. Das H. ist vielmehr aufzulösen in „Herr", auch in den Protokollen steht er gewöhnlich aufgeführt als „h georg danbeck" oder „herr georg danbeck". Ebenso stehen neben einem „herr walter" und „herr wolfron" ein „herr Ambrosius Metzger",

[1]) Vgl. auch Mummenhoff, die Singschulordnung vom Jahre 1616/35 und die Singstätten der Nürnberger Meistersinger. Nürnberger Hans Sachs-Festschrift 1894, S. 311; die im Jahre 1635 revidierte Singschulordnung wird im Jahre 1675 den 12. Dezember von Melchior Frey, Abraham Frey und Ambrosii Herzog als Meistersinger mit unterschrieben.

„herr Christoff Weyenmair" und andere. Diese Bezeichnung sollte also auch jetzt noch eine höhere sociale Stellung des Bezeichneten andeuten. Ambrosius Metzger war in Nürnberg Magister, Christoff Weyenmair Schreiber, dann Notar in Augsburg (Reinz a. a. O. S. 348), Danbeck Prokurator ebendaselbst. — Besonders einzugehen ist auf den Abschnitt über Hans Sachs. Die Jahreszahl 1647 bei dem Meistergesang „Plinius schreibt groß wunder" (S. 37, Nr. 7) ist, nach freundlicher Mitteilung von E. Goetze, verschrieben, das Lied ist thatsächlich von Hans Sachs gedichtet, es steht unter dem Titel „Der wunderparlich untergang etlicher stat" im neunten Meistergesangbuch Bl. 83, desgleichen bestätigt sich bei Nr. 12 (S. 38 die Merker mit Fischen verglichen) Hartmanns Vermutung der Hans Sachsischen Urheberschaft; das Gedicht stand im ersten (verlornen) Meistergesangbuch). Dagegen rühren die S. 37 als Nr. 9 und 10 eingereihten Gedichte (Ermahnung an die Eltern „Es ist ein sehr gemeine klag" und Ursprung der Weber „Eines mals bei dem bier ich saß") nicht von unserm Hans Sachs, sondern — die Richtigkeit der Angabe in den Pester Handschriften vorausgesetzt — entweder von Hans Sachs dem jüngeren (1590–1594 nachzuweisen) oder von dem bei Hartmann S. 49 notierten Hans Heinrich Sachs um 1645 her. Ich bemerke jedoch ausdrücklich, daß dieser letztere, soweit ich bis jetzt sehe, in den Protokollen nicht erscheint. An die Identität der beiden letzten Hans Sachse (Hartmann S. 50) glaube ich nicht, da zwischen beiden der sehr bedeutende Zwischenraum von rund 50 Jahren (1594—1645) liegt, und diese Lücke auch nicht durch eine einzige Erwähnung eines Hans Sachs in den Protokollen unterbrochen wird.

Für durchaus unglücklich halte ich Hartmanns Versuch S. 39 ff., dem Lebensbilde des Hans Sachs dadurch einen neuen Zug einfügen zu wollen, daß er ihn als Jünger der Fechtkunst anwirbt. Hartmann stützt sich bei seinen Ausführungen auf zwei Stellen in den Pester Handschriften („Hans Sachs ein schumacher in Nürnberg wie auch ein fechter und singer" und „Hans Sachs schuhmacher merker des meistergesangs schull- und approbirt fechtmeister in Nürnberg") und auf eine von Hampe (Spruchsprecher, Meistersinger und Hochzeitlader vornehmlich in Nürnberg, Anzeiger des germanischen Nationalmuseums 1894, S. 40) aus dem cod. berol. germ. 4° 583 Blatt 248 beigebrachte Notiz, in der Hans Sachs als „fechter, schulmeister, poet und meistersinger" bezeichnet wird. Zwar sucht Hartmann durch eine Reihe anderweitiger Belege, die ihn als Kenner jenes Gebiets zeigen, vorhandene Berührungen zwischen Schuhmacherhandwerk und Fechtkunst nachzuweisen, für Hans Sachs ist aber damit nichts gewonnen. Die beiden Stellen der Pester Handschrift sind ja fraglos aus viel späterer Zeit, und Hans Sachs konnte ebenso fälschlich ein Fechter genannt werden, wie man ihn fälschlich zu einem Schulmeister gemacht hat. Vielleicht ist das „fechter" und „schulmeister" ursprünglich durch schlechte handschriftliche Überlieferung aus „tichter" und „schumacher" entstanden. Und was die Stelle aus dem cod. berol. 583 anbetrifft, so hatte Hampe angegeben, daß besagter Kodex hauptsächlich von Georg Hager geschrieben sei. Georg Hager kam als Junge noch zu Hans Sachs ins Haus, er starb 1634 (vgl. Protokolle), seine Handschrift hätte jener Angabe über Hans Sachs wohl Gewicht verliehen. Es wäre nun Hartmanns Aufgabe gewesen, sich zu vergewissern, ob Georg Hager auch die hier in Rede stehende Stelle wirklich geschrieben habe. Auf eine dahingehende Anfrage meinerseits erhielt ich nun aus Berlin die Antwort, daß Hampes Angabe auf einem Irrtum beruhe. Zunächst sei der Text der Handschrift nicht hauptsächlich von Georg Hager, sondern von verschiedenen Händen geschrieben, ferner liefen durch das ganze Manuskript Überschriften, Unterschriften, Korrekturen u. dgl. hindurch, die von einer neuen Hand herrührten, und diese habe auch die hier in Frage kommende Bemerkung Blatt 248 beigesetzt, und zwar in zwei Teilen, zuerst „anno salutis 1557 am

9 tag des heunmonats gedicht von hanß sachsen schuhmacher" und dann nachträglich, etwas verwischt „fechter, schulmeister, poet und meistersinger". Von Georg Hagers Hand sei die des Korrektors gänzlich verschieden. So verliert also auch diese Stelle für weitere Schlüsse ihren Wert.[1]) — Sehr interessant dagegen sind die Mitteilungen über das Nachleben Hans Sachsischer Dichtungen. Hartmann zeigt, daß nicht nur in Kremnitz in den Karpathen die Tragödie von der Jungfrau Pura und Ritter Gottfried nach einem dort aufgefundenen „Theaterbuche" bis in die neuere Zeit von Leuten aus dem Volke dargestellt wurde, sondern daß auch ein Judasspiel, das seit alter Zeit in Hallein aufgeführt zu werden pflegt, eine Reihe von Versen des Hans Sachs enthält. Solche Entlehnungen sind also bis jetzt, dank den Arbeiten von Schröer und Hartmann, nachgewiesen bei einem Kremnitzer Weihnachtspiel, das mit der „Jungfrau Pura" den Inhalt jenes Theaterbuchs bildete, bei einem Spiel aus Oberufer bei Preßburg, bei Spielen verschiedenen Inhalts aus Schlesien, Steiermark, Oberbayern, aus dem Salzkammergut und aus dem Elsaß (S. 44 f.). — —

Auf S. 50. 59 ist ein Martin Schratt aufgeführt, er heißt richtig Schrott (Schrot) und seine Weise demnach „schrottweis" (schrotweis) nicht schradtweis. Ebenso führt Sichart (Sighart, Sieghart ꝛc.), der Erfinder des „pflugthones" nicht den Vornamen Hans (S. 51), sondern Peter (Protokolle a. 1612, 12. Juli singt Hans Deisinger im pflugthon petter sichart; ebenso 22. November 1612, 22. Mai 1614 ꝛc.). — Der S. 58 unvollständig angegebene Name Christoph Weinm . . . lautet Weyenmair vgl. auch Keinz a. a. O. S. 348, seit 1620 werden seine Töne öfters in Nürnberg gesungen. — Die Anfangsbuchstaben des Namens des Erfinders der „hohen Knabenweis" sind nicht p. h. und auf Philipp Hager zu deuten (S. 67), der Erfinder ist vielmehr Paulus Schmid. Im März 1617 singt ein Jacob von Augsburg „in der Knaben weisz p. schmid Drey ding hab ich vor allen", Juni 1618: „Kaspar Enderlein in der hohen Knabenweisz Kunig David spricht klare", November 1617: „Hans Stern in der hohen Knabenweisz p. schmids Got wolle sich erbarmen"; Adventtag 1617: „Kaspar Enderla in der hohen Knabenweisz König David spricht klare" ꝛc. Er ist auch der Erfinder des nicht selten gebrauchten „verschidnen Tones", während die bei Hartmann (S. 50) ihm noch zugeschriebene „hohe gartweis" von Jeronimus Schmid herrührt. — S. 67 ist „in der h . . . eweisz Wolfframß" zu ergänzen in den „henneweisz (hönweisz) wolfrans". – Ebenso sind S. 67 verschiedene Töne als Töne ungenannter Urheber verzeichnet, deren Erfinder sich jedoch feststellen lassen. So dürfte sich die „fünfte jungfrauweis" in „wilden jungfrauweis", d. h. jungfrauweis des Sebastian Wild von Augsburg verwandeln, über die „hohe Knabenweis" siehe oben, „Paladis lauden weis" („Palladis lautenweis") rühren in der That, ebenso wie „Apollinis harpfenweis" und die unter Nr. 5 genannte „frische pomerantzenweis" von Ambrosius Metzger her. — Ein „schwacher thon" von H. Vogel (S. 37. 56) existiert nicht, es ist der „schwartze thon". — Der Meistergesang von Orpheus (Beilage III, dazu S. 38) ist nach Hans Sachsens Handschrift abgedruckt bei Drescher, Studien zu Hans Sachs II, Anhang S. XLVI. Hartmanns Abdruck zeigt neben der jüngeren Orthographie auch textliche Abweichungen, ich hebe nur die Änderung der Quellenangabe hervor, bei Hans Sachs Bocacius (= De viris illustribus über-

[1]) Ich möchte bei dieser Gelegenheit noch einen andern Irrtum Hampes berichtigen. A. a. O. S. 38 schreibt er auf Grund einer Handschrift Benedikt von Watts dem Thomas Grillenmair eine „stingete gryl- weiß" = „stinkende Grillenweise" zu. Diese Deutung schien von vornherein in jeder Weise bedenklich, ich lese (vgl. Protokolle Ostertag 1649) in der „singet grilenweis thomas grilenmair", was auch inhaltlich einen passenden Sinn giebt.

jetzt als „Fürnemste historien und exempel von widerwertigem Glück" 1545), in den Pester Handschriften Ovidius. Schließlich rührt die „zugweis" nicht von Frauenlob (S. 82), sondern von Fritz Zorn her, Hartmann folgte hier einer Angabe von Keinz, der das Beilage VI wiedergegebene launige Lied („was der meistersinger weiber bißweilen pflegen vor thön zu singen") Zeitschrift für deutsches Altertum 38, 159 nach einer Münchener Handschrift abgedruckt hatte.

Bonn. Karl Drescher.

Angelus Silesius, Cherubinischer Wandersmann (Geistreiche Sinn- und Schlußreime). Abdruck der ersten Ausgabe von 1657. Mit Hinzufügung des sechsten Buches nach der zweiten Ausgabe von 1675. Herausgegeben von Georg Ellinger. (Braunes Neudrucke Nr. 135—138.) Halle, Niemeyer 1895. 2.40 M.

Aus dem Dichterkreis der Schlesier ist Scheffler bis heute eine der bekanntesten Persönlichkeiten geblieben. Der Cherubinische Wandersmann erschien bis in unser Jahrhundert hinein immer wieder auf dem Büchermarkte — nur meist in modisch zugeschnittenem Gewande, das ihm jeweils tendenziöse Willkür umlegte.[1]) Noch im Jahre 1838 frischen Winterer und Sprenger die etwas verwelkte Poesie der heiligen Seelenlust auf und machen aus Schefflers Dichtung ein modernes Andachtsbuch.[2]) Also nicht allein die litterarische Tradition hat die Kenntnis der Schefflerschen Dichtungen erzogen. Und der Cherubinische Wandersmann verdiente in einem saubern Neudrucke mit reinlichem Texte wieder vorgelegt zu werden.

Ellinger giebt den Text von 1657 wieder. Seine litterarhistorische Einleitung ist zu einer eingehenden, genauen, etwas breit ausgesponnenen Untersuchung ausgewachsen. Ellinger beschreibt zuerst den mystischen Gedankenkreis, in den sich der Cherubinische Wandersmann hineinstellt; dann sucht er die Quellen des Cherubinischen Wandersmanns auf, weist auf die Vorbilder hin für die Form, in die Scheffler sein Werk kleidete, bestimmt annähernd die Abfassungszeit und schließt mit bibliographischen Notizen über die beiden Ausgaben von 1657 (*A*), beziehungsweise 1675 (*B*) seine Abhandlung ab. –

Vor allem übte die machtvolle Persönlichkeit Franckenbergs einen tiefen Eindruck auf Scheffler. Beide Naturen waren sich seelenverwandt. Wie Franckenberg erschütterten auch Scheffler schwere Seelenkämpfe. Bei Beiden ist das Ergebnis des harten, innern Ringens dasselbe: Entrüstete Abkehr vom kalten, starren und kraftlosen Buchstabenglauben. Die Ideen, die Franckenberg durch Wort und Schrift in seinem Kreise verbreitete, wuchsen im Cherubinischen Wandersmann wieder auf.

Die „Conclusiones" Franckenbergs führen zu den übrigen Quellen Schefflers. Ellinger gewinnt das Resultat, daß Scheffler namentlich aus Valentin Weigel, Jacob Böhme, Tauler und den mystischen Traktaten des 16. und 17. Jahrhunderts schöpfte (S. XLII).

Die überreichen Citate liefern manchmal einen willkommenen Kommentar zu den knappgefaßten Aussprüchen des Cherubinischen Wanders-

[1]) Vgl. Goedeke[2] 3, 197 f. (Die Sulzbacher Ausgabe datiert aus dem Jahre 1829.)

[2]) Erschien in Mannheim 1838. Eine andere Ausgabe kam 1845 aus Stuttgart.

manns[1]) und lassen auch die falschen Verweisungen Ellingers klar erkennen.[2])

Ellinger weist selbst darauf hin, wie sich in Franckenbergs Kreis allmählich eine gleichförmige Ausdrucksweise herausbilden mochte (S. XI). Die Wendungen und Redensarten mystischer Schriften und Traktate erstarrten wohl in beschränktem Maße zu fester Formelhaftigkeit. Die sprachliche Darstellung der mystischen Grundlehren schliff sich begreiflicherweise zu gewisser katechetischer Gleichförmigkeit ab. Und da wird es etwas bedenklich sein, immer mit dem Finger auf diese oder jene Stelle zu deuten als die Prosaskizze zur poetischen Ausführung Schefflers. Wir sehen so in des Dichters Werkstatt, wie er sitzt und von Zeit zu Zeit in seine Quelle hinüberschielt. —

Gerade wie Ellinger die große Abhängigkeit Schefflers von Weigel erkannte, so entdeckte Kern eine tiefe Verwandtschaft des Cherubinischen Wandersmanns mit Eckharts Schriften, so spürt der Herausgeber einer modernisierten Ausgabe einen Gedankenzusammenhang der Distichen Schefflers mit Lehrsätzen des Michael Molinos auf.

Scheffler versenkte sich mit ganzer Seele in den Mysticismus. Redeweise und Vorstellungen der mystischen Lehre mußten ihm dabei geläufig werden. Das erste Buch des Cherubinischen Wandersmanns dichtete Scheffler in vier Tagen (Ellinger, XLVI). Während des freien, gefühlswarmen dichterischen Schaffens mußte er gewiß nicht erst eine schwerfällige Notizengelehrsamkeit in Bewegung setzen. Ich meine, der Herausgeber hätte das etwas mehr betonen müssen, nicht damit uns Scheffler als ein Dichter mit Scheuklappen erscheint, der nie frei aufzublicken wagte. – Immerhin gewährt Ellingers ausführliche Untersuchung einen interessanten Blick auf die Wanderung mystischer Ideen.

Für die Form des Cherubinischen Wandersmanns fand Scheffler ein Vorbild in den weitverbreiteten „Emblemata christiana" der Georgette de Montenay. Den gewichtigsten Einfluß schreibt Ellinger den „Monodisticha sexcenta sapientum" des Daniel von Czepko zu. Die Erkenntnis des Verhältnisses vom Cherubinischen Wandersmann zu den „Monodisticha" Czepkos, der Kahlert und Hoffmann schon vorgearbeitet hatten, hat Ellinger wesentlich gefördert. Nur glaube ich, darf er für Ausrufe und Formeln wie „Halt an!" oder „Halt an, wo laufftu hin?" (Quelle: — „wo willst du hin?") I, 82 nicht den Daniel Czepko verantwortlich machen. Ellinger hätte die Worte seines Gewährsmanns hier etwas mehr beherzigen sollen.

Der Herausgeber hat auch versucht, die Abfassungszeit des Cherubinischen Wandersmanns abzugrenzen. Freilich vermochte auch er nirgends eine unumstößliche Thatsache aufzufinden, an der man sich festhalten könnte und es bleiben uns nur schwankende Vermutungen. Danach fiele die Entstehungszeit des Cherubinischen Wandersmanns zwischen die Jahre 1651 und 1653. Ellinger weist darauf hin, wie sich stufenweise aus den einzelnen Büchern erkennen läßt, daß sich des Dichters Gemüt unruhig bewegt und allmählich zum Katholicismus hinneigt. Dabei liegt nun aber wieder das fünfte Buch mit seinen mystisch-

[1]) z. B. V. Weigel, Informatorium II, 12 zu IV, 158 (S. XXVI); Taulers Nachfolgung (Buch der geistlichen Armut) S. 149 zu III, 188 (S. XXXII); Taulers Predigten I, 139 zu I, 7 (S. XXXV); Taulers Predigten I, 147 ff. zu II, 115 (S. XXXV). Scheffler empfand wohl selbst, daß seine poetische Kürze hie und da eines erklärenden Zusatzes bedürfe. Er fügt seinen Epigrammen selbst Prosabemerkungen bei: Vgl. I, 7; II, 199; III, 195. 214; IV, 50. 147; V, 92. 98.

[2]) z. B. S. XLII, Z. 13 von unten: V, 88 statt V, 77; S. XVII, Z. 17 von oben: II, 168 statt II, 189. Überhaupt scheint der neckische Druckfehlerteufel dem flüchtigen Korrekturleser arg auf dem Nacken gesessen zu haben.

pantheistischen Aussprüchen wie ein großer Stein im Wege, an dem man ärgerlich Anstoß nimmt. Vielleicht hätte es sich der Mühe verlohnt, den Cherubinischen Wandersmann einmal im großen Zusammenhang mit der Schefflerschen Produktion überhaupt zu betrachten und dadurch den geistigen und dichterischen Entwicklungsgang des merkwürdigen Manns zu beleuchten. Bei der unverdrossenen Gründlichkeit, mit der er seine Untersuchung führt, hätte Ellinger gewiß noch da und dort Neues zum alten zugefügt.

Im letzten Abschnitt seiner Einleitung spricht der Herausgeber noch von der Nachwirkung des Werkes. Gottfried Arnolds „Neuer Göttlicher Funcke" (1700), das Buch „Der Weißheit Garten-Gewächs" (1705) namentlich und Gerhard von Tersteegen schöpften aus dem Cherubinischen Wandersmann. — Nur, meine ich, ist auch hier Ellinger wieder etwas zu scharf auf die armen Wörtchen losgefahren. Warum konnte das „Garten-Gewächs" nicht ebenso gut als Scheffler aus sich in einem Distichon den in der religiösen Litteratur so abgenützten Vergleich der guten und bösen Menschen mit Lämmern und Böcken anstellen (S. LXXI)? So „offenbar" tritt mir nun die Nachahmung Tersteegens doch nicht immer aus der vergleichenden Zusammenstellung heraus. (Vgl. z. B. Tersteegens „Blumengärtlein" Nr. 183 mit V, 170; S. LXXII.) In Nr. 51 des „Blumengärtleins" und II, 178 (S. LXXI) sind zwei ganz verschiedene Gedanken niedergelegt. Tersteegen: Der Mensch muß hienieden immer in geistigem Verkehr mit Gott leben, um zu wahrer Rechtschaffenheit zu gelangen. Scheffler giebt eine pantheistische Formel wieder, die ausdrückt, daß Gott erst durch seine Existenz im Menschen Gott wird und bleibt.

Einen Irrtum, der durch alle bisherigen bibliographischen Notizen über den Cherubinischen Wandersmann durchlief, hat Ellinger beseitigt: Eine Ausgabe von 1674 existiert nicht.

Ellinger hat mit seiner Untersuchung die Abhängigkeitsfrage des Cherubinischen Wandersmanns — namentlich Kern gegenüber — auf eine neue Grundlage gestellt. Nur hat ihn dabei der Eifer des Korrektors etwas zum Übermaß verleitet. Aber dem Studium Schefflers hat er mit seiner Ausgabe gewiß einen tüchtigen Dienst geleistet.

Paris. Karl Ott.

Berger K., Die Entwicklung von Schillers Ästhetik. Gekrönte Preisschrift. Weimar. Hermann Böhlau. 1894. 4 M.

Arbeiten philosophiegeschichtlichen Inhalts pflegen naturgemäß zwei Seiten darzubieten: eine rein oder eigentlich historische, den Umfang, die Neuheit und Verläßlichkeit der thatsächlichen Feststellungen betreffende, und daneben eine philosophisch-kritische, die wohl nur in den seltensten Fällen, nur dort etwa, wo man sich mit dem Nachweise gewisser chronologischer Verhältnisse, mit der Publikation neu aufgefundener Handschriften und dergleichen begnügt, gänzlich vermißt wird, während häufig gerade in ihr das Schwergewicht der ganzen Arbeit liegt und sie zweifelsohne es ist, welche dann in erster Linie über Wert und Bedeutung der vorgelegten Untersuchungen entscheidet. Schon jede Textbestimmung auf Grund höherer innerer Wahrscheinlichkeit der einen oder andern Lesart setzt sie voraus; gar umfassende Darstellungen eines größern Abschnitts aus der Philosophiegeschichte, ja selbst vollständige Monographien sind ohne diese kritisch-philosophische Seite kaum denkbar; denn nur ihr fallen die allgemeinen Gesichtspunkte zu, nach welchen die Erscheinungen gruppiert und untereinander verbunden werden, und sie tritt unfehlbar wieder in der Gesamtauffassung und -Kennzeichnung des Denkers oder seines Werks hervor, welcher auch die Specialstudie schwerlich wird aus dem Wege gehen können, selbst wenn that-

sächlich nur eine einzelne historische Persönlichkeit oder gar nur eine besondere Hervorbringung einer solchen Persönlichkeit den Gegenstand ihrer Erörterung bildet. Man würde sich demnach einer schweren Täuschung hingeben, wenn man in Untersuchungen des fraglichen Gebiets, welchen es nicht um Kritik, sondern lediglich um die faktische Konstatierung dessen, was zu einer gewissen Zeit von gewissen Philosophen gelehrt wurde, zu thun ist, die sich also scheinbar ganz und ausschließlich auf dem historischen Boden bewegen, wirklich nur die allgemeinen Methoden des Geschichtsforschers angewandt finden und das philosophische Moment völlig vermissen wollte: Kenntnis eines Philosophen als solchen ist ja doch wohl mit Verständnis seiner Lehre gleichbedeutend oder schließt zum allermindesten dieses Verständnis ein, so daß der Philosophie-historiker, jene oben erwähnten, seltenen Ausnahmen abgerechnet, immer zugleich und von selber bis zu einem gewissen Grade wird Philosoph sein müssen.

Aber dieser Grad ist allerdings verschieden. Es hält gewiß viel leichter, eine philosophische Lehre zu verstehen und die einzelnen Sätze, worin sie formuliert wurde, sinngemäß auszulegen, als ihren Wert, ihren Wahrheitsgehalt, das Maß von Denkkraft, welches ihre Begründung und Durchführung erheischte, ihre innern, logischen Vorzüge und Mängel richtig zu beurteilen. Jenes stellt an die philosophische Schulung weit geringere Anforderungen als dieses, und die Begabung zu der bloß formalen Kritik, durch welche über die Zugehörigkeit von Ideen zu einem bestimmten Gedankensystem und deren Zusammenhang untereinander entschieden wird, braucht sich also keineswegs immer mit der Fähigkeit entsprechender sachlicher Kritik zu verbinden. So kann man innerhalb der philosophisch-kritischen Leistung selbst wieder eine im engeren Sinne philosophische Funktion von derjenigen unterscheiden, die, wenn sie gleich philosophische Auffassung erfordert, weil sie eben Thatsachen des philosophischen Denkens festsetzt, doch immerhin die Ermittlung von Thatsächlichem, geschichtlich Gegebenem zum Ziele hat, daher als historisch in der weiteren Bedeutung bezeichnet und unter eben diesem Gesichtspunkte der wahrhaft historischen Seite der Arbeit zugerechnet oder vielmehr mit der letztern zu einem etwas anders gefaßten Begriffe des geschichtlichen Faktors vereint werden kann. Eine in dieser Weise vorgenommene Abgrenzung des philosophischen von dem historischen Moment empfiehlt sich aber gar sehr schon aus äußerlichen Gründen. Niemand wird leugnen wollen, daß es Arbeiten geben kann und wirklich giebt, die nur in demjenigen Lob verdienen, was sich mit den Mitteln des Historikers überhaupt vollführen läßt, dagegen eine ebenso schiefe Auffassung des wirklichen Inhalts der Doktrinen oder Lehrsysteme verraten, als ihre kritischen Urteile verfehlt und unzulänglich sind; hundert- und hundertmale aber stößt man auch auf philosophisch-geschichtliche Erzeugnisse, welche nicht nur insofern korrekt nach der historischen Seite genannt werden müssen, als sie von einer gewissenhaften Verwertung aller auffindbaren Quellen, sowie einer ausreichenden Technik in der Benutzung dieser Quellen Zeugnis geben, als sie keine materiellen Irrtümer, keine falschen bio- und bibliographischen Angaben, keine unrichtigen Textstellen und dergleichen bringen, sondern welchen auch ein genügendes Eindringen in den Geist der dargestellten Philosopheme, ein glückliches Erfassen der Absichten derselben nicht streitig gemacht werden darf, während sie viel, ja alles zu wünschen übrig lassen in Bezug auf die Schätzung des Wahrheitsgehalts, der Bedeutung und Brauchbarkeit der vorgeführten Ideen.

Wie wichtig es ist, alles das auseinanderzuhalten, zeigt Karl Bergers preisgekröntes Buch. Es wäre ein Ding der Unmöglichkeit, über diese Schrift kurzweg ein sei es lobendes oder tadelndes, anerkennendes oder verwerfendes Urteil zu fällen, ohne die Forderungen der Gerechtigkeit aufs gröbste zu ver-

letzen; denn, wenn sie in der einen Hinsicht wirklich alles Lobes würdig ist, so fordert sie in der andern mancherlei ernste Bedenken heraus und scheint in der dritten gar eine scharfe und entschiedene Verurteilung des vom Verfasser eingenommenen Standpunkts am Platze, so daß sich die Anerkennung der Arbeit im ganzen nun weit zurückhaltender gestalten muß. Man kann nicht sagen, der Preis, mit welchem das Buch ausgezeichnet wurde, sei ein unverdienter gewesen, sofern man lediglich die historische Seite in der engsten und eigentlichsten Bedeutung in Rücksicht zieht. Der Fleiß und die Sorgfalt, womit Berger nicht nur die vom Dichter selbst schon veröffentlichten Schriften durchgearbeitet, sondern auch in die „Kallias"-Fragmente sich vertieft und aus dem gesamten Briefwechsel mit Körner, Goethe, Fichte, W. von Humboldt ꝛc. alles herbeigezogen hat, was geeignet erscheint, auf Schillers ästhetische Ansichten ein Licht zu werfen, können nicht warm genug gerühmt werden. Daß er in der Zurateziehung der Litteratur über Schiller, d. h. über dessen philosophische Bemühungen sich nicht einer ebensolchen Vollständigkeit befleißigt, daß er, die Hauptschriften von Kuno Fischer, Tomaschek und Überweg abgerechnet, sich eigentlich nur mit Hemsen auseinandergesetzt, ein paarmal Danzel — auf dessen Aufsätze er übrigens zuerst S. 113 und dann öfters mit „a. a. O." verweist, ohne je den Titel der bezogenen Abhandlung oder der ganzen Sammlung genannt zu haben — und gegen den Schluß hin Gneiße das Wort gegeben und in der Vorrede noch der seiner eigenen diametral entgegenstehenden Anschauung Harnacks von dem Verhältnis der frühern zu den spätern Schriften Schillers Erwähnung gethan, im übrigen jedoch weder Robert Zimmermann noch dessen Namensvetter Gustav, weder Lindner noch Montargis, ja nicht einmal Heinrich von Steins Vorträge über Goethe und Schiller anzuführen für nöthig erachtet hat — dies würde dagegen kaum einen ernstlichen Vorwurf begründen können, wofern sich nicht etwa zeigen ließe, daß der Verfasser bei gehöriger Rücksichtnahme auch auf diese, von ihm ignorierten Schriften Irrtümer in der Auffassung oder in der Kritik, welchen er faktisch anheimfiel, aller Wahrscheinlichkeit nach vermieden haben würde. Aber die Monographien ganz beiseite gesetzt, berührt es immerhin seltsam, daß sogar von den allgemeinen Werken über Geschichte der Ästhetik nur die Bücher von Stein und Lotze citiert werden: die großen Gesamtdarstellungen von Schasler und Zimmermann, deren jede sich so eingehend und liebevoll mit dem Ästhetiker Schiller beschäftigt, existieren anscheinend für K. Berger gar nicht, ebensowenig als der erste historisch-kritische Teil der von Hartmannschen Ästhetik oder die neuern Werke der Engländer, welche allerdings hauptsächlich nur die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" ihrer Charakteristik zu Grunde legen, ohne die verschiedenen Entwicklungsphasen der Ansichten des Dichters zu beachten, so wenig also als „A history of aesthetics" von Bosanquet, welcher im 11. Kapitel Schiller sehr ausführlich behandelt, und als Knights Geschichtsbuch „The philosophy of the beautiful", das auf weit knapperm Raume ein Bild von dem Kerne der ästhetischen Bestrebungen des großen Kantschülers zu zeichnen versucht. Daß der Verfasser auf Arbeiten, welche die Geschichte eines einzelnen ästhetischen Begriffs zum Gegenstande haben und in welchen auch der Fassung des Begriffs bei Schiller gedacht wird, wie Seidls „Zur Geschichte des Erhabenheitsbegriffs seit Kant", oder auf die den Dichterphilosophen erwähnenden historischen Abschnitte in systematischen Grundlegungen der Ästhetik, so vor allem in den zwei französischen Werken: Pictets „Du beau" und Chaignets „La science du beau" — Lévèque, der nur die Häupter der philosophischen Ästhetik berücksichtigt, läßt in dem geschichtlichen, 4. Teil seiner „Science du beau" auf Kant unmittelbar Schelling folgen — ferner in Zeisings „Ästhetischen Forschungen" und vielen andern deutschen Produkten keinen Blick wirft, versteht sich hiernach, anbetrachts der notgedrungenen Kürze dieser sämtlichen, oft kaum eine Seite füllenden Kennzeichnungen, fast

von selbst, wie schön und treffend trotz aller Unausgeführtheit bei einigen der genannten Schriftsteller, z. B. Chaignet, die Skizzierung der ästhetischen Theorien Schillers auch sein mag. An und für sich ist nun eine solch unvollständige Litteraturanführung, wie gesagt, ziemlich bedeutungslos — um so bedeutungsloser, als das Angeführte keineswegs einen sichern Rückschluß auf die Menge des wirklich Benutzten gestattet: immerhin aber läßt sie den Verdacht aufkeimen, daß der Verfasser vielleicht doch nicht ganz mit der zur Bewältigung seiner Aufgabe unbedingt erforderten Fachbildung ausgerüstet sein möchte.

Dieser Verdacht verstärkt sich jedoch noch erheblich, wenn man die Beurteilung auf die historische Seite der Arbeit in jenem weitern Sinne des Wortes ausdehnt. Schon die Hauptabsicht des Verfassers macht schwere Zweifel in Betreff ihrer Durchführbarkeit rege. Berger geht vor allem darauf aus, einen innern Zusammenhang der verschiedenen ästhetischen Ansichten, wie sie Schiller der Reihe nach vertreten hat, untereinander zu erweisen, darzuthun, daß zwischen den vorkantischen Äußerungen des Poeten und den von Kant beeinflußten, sowie innerhalb der Kantschen Periode selbst wieder zwischen der Auffassungsweise, welche sich in den „Kallias"-Fragmenten, in der Schrift: „Über Anmut und Würde" und in den Aufsätzen der „Neuen Thalia" von dem Erhabenen kundgiebt, und der in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen" entwickelten Theorie durchaus nicht jener Gegensatz besteht, den manche gefunden haben wollen. Es ließe sich nun wohl vielleicht einräumen, daß dieser Gegensatz dann und wann etwas gar zu schroff hingestellt wurde; es darf ferner mit Recht geltend gemacht werden, daß die „Kallias"-Fragmente nebst verwandten Abhandlungen einerseits und die „Briefe über die ästhetische Erziehung" andrerseits von verschiedenen Richtungen aus an das Schönheits- und Kunstproblem herantreten, indem die Schriften der erstern Gruppe sich mehr mit der objektiven, die „Briefe" vorwiegend mit der subjektiven Seite der Frage beschäftigen, so daß dieser Verschiedenheit der Standpunkte auch mit Notwendigkeit eine gewisse Verschiedenheit der Ergebnisse entspricht, welche durchaus nicht einen Widerspruch, eine wirkliche Unvereinbarkeit derselben bedeuten müßte: vielmehr könnte es, bloß nach diesem Verhältnisse zu urteilen, recht wohl ein- und dieselbe Sache in wechselnden Ansichten sein, das einemal von dieser, das andermal von jener Seite betrachtet, jetzt hier, dann dort beleuchtet, was sich anscheinend so ungleichartig präsentiert. Endlich darf man ohne weiteres zugeben, daß gewisse Formulierungen bei Schiller eine Täuschung über das Maß der Verwandtschaft zwischen einzelnen seiner Konzeptionen außerordentlich nahelegen. Bloß die für sich genommenen, aus dem Zusammenhange gerissenen Ausdrücke erwägend, möchte man in der That der Versuchung schwer widerstehen, den Begriff der „Freiheit in der Erscheinung" aus dem „Kallias"-Fragment und denjenigen der „lebendigen Gestalt", welchen die „Briefe über die ästhetische Erziehung" aufstellen, mit Berger für identisch zu halten. Denn die „Erscheinung" läßt sich wohl auch als „Gestalt" bezeichnen, die Bestimmung „Freiheit" durch die großenteils sinnesverwandte der „Lebendigkeit" ohne Mühe ersetzen. Das hieße jedoch, wie bestechend eine solche Interpretation auf den ersten Blick sich auch ausnehmen möge, die Begriffsfassungen Schillers in ihren tiefsten Wurzeln mißverstehen. Daß es gleichwohl nur eine Täuschung durch die Worte gewesen ist, welcher Berger erlag, als er mittelst Parallelisierung der „Freiheit in der Erscheinung" und der „lebendigen Gestalt" das unwandelbare Festhalten Schillers an der nämlichen Definition plausibel machen wollte, davon kann er sich durch eine genaue Prüfung seiner eigenen Wiedergabe der Schillerschen Gedankenentwicklung überzeugen: eine solche scharfe, sorgfältige Analyse seiner sehr eingehenden Darstellung wird es ihm bald zu voller Gewißheit erheben, daß die Auslegung in der obigen Art falsch ist, daß, wenn man schon eine Zurückführung der von Schiller zu verschiedener Zeit ge-

brauchten Kategorien aufeinander versuchen würde, die „Gestalt" als das Princip des Formalen mit der „Freiheit", das „Leben" als Princip des Stofflichen, Materialen mit der „Erscheinung" sich decken oder doch auf eine Seite fallen müßte. Freilich braucht man nun aus dem angeführten Grunde der ungleichen Untersuchungsstandpunkte eine völlige Identität beider Bestimmungen auch gar nicht zu verlangen: geht doch die eine auf den schönen Gegenstand, die andere auf die Verfassung des ästhetisch genießenden Gemüts! Um so mehr aber muß der von Berger beabsichtigte Nachweis als verunglückt bezeichnet werden.

Vollends vergebliche Mühe wäre es, zwischen den vorkantischen, zuerst, wie der Verfasser gut darlegt, durch Shaftesbury und Ferguson angeregten ästhetischen Ideen Schillers und seiner von Kant abhängigen Kunst- und Schönheitslehre eine tiefere Übereinstimmung herausklügeln zu wollen. Nur wer die Genügsamkeit hätte, jene vagen und entfernten Beziehungen, welche man schließlich auch zwischen den heterogensten Vorstellungsarten entdeckt, als wirkliche Verwandtschaft oder Gleichheit der Principien hinzunehmen, könnte glauben, daß die Aufzeigung eines von den Wandlungen der Ansichten Schillers unberührten, immer gleich gebliebenen Kerns ästhetischer Auffassungen Berger gelungen sei. Auf demselben Wege und mit demselben Erfolge ließe sich beweisen, daß Diderot seinen anfänglichen Überzeugungen niemals untreu geworden oder daß Schellings Weltanschauung im Laufe der Zeiten sich eigentlich nicht verändert habe. Die wirklich durch sämtliche Entwicklungsphasen des Dichters hindurchgehenden, in dem philosophischen Poem: „Die Künstler" schon so gut wie in den spätern Schriften anklingenden Gedanken, vor allem jener der Unabhängigkeit des ästhetischen Genusses von dem faktischen Besitze des Gegenstands — einer Unabhängigkeit, wie sie mit den die ästhetischen Eindrücke aufnehmenden Sinnesgebieten zusammenhängt und in der Kantschen Bestimmung der Interesselosigkeit ihren Ausdruck findet — sind eben solche, die, weil vollkommen zutreffend und in der Sache selbst begründet, bei sehr vielen einigermaßen tieferblickenden Ästhetikern sich auffinden lassen. Was aber Schiller anlangt, so muß man es vielmehr lebhaft beklagen, daß er diese Grundmerkmale des Ästhetischen nur zum Teil erkannte und, wenn er sie schon erkannte, viel zu wenig ausnutzte, ja, daß er sie sogar bei denjenigen seiner spätern Konzeptionen, welche, gleich der des „Spieltriebes", eine Anknüpfung an jene fruchtbaren, den wahren Verhältnissen entsprechenden Gedanken fast unabweislich fordern und bei modernen Philosophen, wie Herbert Spencer, auch wirklich in der richtigen Weise gefunden haben, abseits liegen ließ, wogegen er durch gehaltlose, oft geradezu wunderliche Künsteleien, welche bloß die Regsamkeit seiner Phantasie und seine virtuose Sprachbeherrschung offenbarten, in allerlei von der Kantschen Erkenntnistheorie und Ethik erborgten Begriffen eine schwankende und zerbrechliche Grundlage für seine ästhetischen Lehrsätze gewann.

Aber noch in anderer Hinsicht reizt Bergers Interpretation der Schillerschen Ausführungen zum Widerspruche. Gewiß wird niemand in Abrede stellen, daß der Dichter, wiewohl die „Kallias"-Fragmente zu seinen Lebzeiten nicht veröffentlicht wurden, doch schon durch seine ganze, das Ergebnis dieser Fragmente beständig verratende Art, ästhetische Fragen zu behandeln, in erster Linie den Anstoß zur Verwandlung der Ästhetik aus einer psychologischen in eine metaphysische Wissenschaft gegeben, somit dem ästhetischen Objektivismus, der spekulativen Schönheits- und Kunstlehre der Schelling, Solger, Hegel ꝛc. recht eigentlich Bahn gebrochen hat. Es fragt sich jedoch nur, was man als wahrhafte, zweifellose Bekundung des ästhetischen Objektivismus bei Schiller ansehen dürfe. Und zu diesem Zwecke muß man sich allererst über den Begriff einer objektiven, metaphysischen Deutung oder Auffassung des Schönen selbst verständigen. Die hier in Betracht kommenden Verhältnisse sind in der That ziemlich verwickelt und schwierig, so daß sie sich nur einer etwas subtileren

Untersuchung erschließen dürften. Es ist beispielsweise kaum zu verkennen, daß alle diejenigen, welche das durch Ziegler neuestens zu so hohen wissenschaftlichen Ehren gebrachte „Einfühlen" nicht bloß als ein „Sich-versenken" in die lusterweckende Vorstellung nach der gewöhnlichen Bedeutung des Worts, d. h. als Fernehaltung aller störenden, abziehenden Eindrücke, sondern als wirkliche, mehr oder minder bewußte, wenngleich unwillkürlich stattfindende Erfüllung des Gegenstands mit den eigenen Gemütsregungen betrachten und außerdem diese Objektivierung der Stimmungen, dieses Hineindichten seelischer Innerlichkeit in die Dinge nicht allein für die höchste Form, sondern für ein ganz allgemeines, nie fehlendes Kriterium der ästhetischen Kontemplation erklären, damit, ungeachtet der fraglosen Subjektivität des Vorgangs solcher Erfüllung und solches Hineindichtens, schon eine Art objektives Princip der Ästhetik verkünden würden; denn es besteht nun für sie die Möglichkeit einer einheitlichen Definition aller schönen Gegenstände: das Schöne überhaupt kann als die vermenschlichte, mit Zügen seelischen Lebens ausgestattete Natur bestimmt werden, wie unanfechtbar es auch bliebe, daß das Subjekt jene Gegenstände sich selber erst geschaffen und erst seinerseits die Verbindung von Gemütsleben und äußerer Stoffwelt bewerkstelligt hat. „Metaphysisch" indes wäre die Einfühlungsästhetik und die ihr sehr nahestehende Feuerbachisch-„anthropologische", deren Principien Gubitz in einer kleinen, wenig gekannten Schrift: „Der Mensch und die Schönheit" entwickelt hat, gleichwohl nicht zu nennen, eben weil ihr der Gedanke einer wahrhaften Realität jener das gemeinsame Wesen aller Schönheit ausmachenden Naturvergeistigung gänzlich fehlt; doch vermittelt schon der Gubitzsche Standpunkt zwischen dem Einfühlungsprincip und einer metaphysischen Theorie des Schönen, und durch eine kleine Wendung wird die anthropologische Ästhetik vollends in die metaphysische — dieses Wort selbstredend nicht im Sinne transscendenter, supernaturalistischer Weltbetrachtung verstanden! — übergeführt, wenn man nämlich, ausgehend von dem Grundsatze, daß das dem Menschen Verwandte oder Entsprechende schön sei, eine wirkliche, nicht bloß erdichtete Gleichartigkeit mit der Menschennatur in allen den Dingen fordert, welche als schön gelten sollen, wobei es freilich unbenommen bleibt — sofern dies nicht vielleicht etwa durch eine strengere Logik verwehrt würde — die „Homogeneität" mit dem menschlichen Wesen auf alles auszudehnen, was dem Leben des Menschen förderlich, angemessen, zuträglich ist oder was selbst lebendig, d. h. thätig, kraftvoll, regsam, bewegt erscheint, wie das Jouffroy im „Cours d'esthetique" und Nietzsche in der „Götzendämmerung" gethan haben.

Andererseits ist es klar, daß die Herbartsche Schule trotz der von ihr so scharf betonten Objektivität der ästhetischen Urteile keineswegs nach der metaphysischen Richtung gesteuert und einer den psychologischen Boden völlig verlassenden Lehre vom Schönen Vorschub geleistet hat. Denn, wie sich schon aus Herbarts eigenen Ausführungen ersehen läßt, hatte hier die entschiedene Forderung einer Überwindung des Subjektivismus nur den Sinn und Zweck, die Ästhetik von jenem Genügen an der bloßen Unterscheidung und Definition gewisser Spezialbegriffe des Schönen, wie „rührend", „pathetisch", „lieblich", „prächtig" 2c. abzubringen, welches infolge der Gleichgültigkeit gegen die diese Eindrücke des Rührenden, Pathetischen, Lieblichen, Prächtigen hervorrufenden Gegenstände die Kunstlehre zu gänzlicher Unfruchtbarkeit gegenüber der wirklichen Kunstübung verurteilen mußte, abgesehen davon, daß auch wissenschaftlich mit den erwähnten Definitionen nicht viel anzufangen war, da sie bei Vermeidung von Begriffsspielereien über ziemlich vage, an Tautologien reiche Beschreibungen der nur unmittelbar in innerer Anschauung zu erfassenden Gefühlsregungen naturgemäß nicht hinauskamen. Die Objektivität, von der Herbart nicht abstrahiert wissen wollte, bezog sich also bloß auf die einzelnen, wechselnden Gegenstände des ästhetischen Urteils, welches ohne solche objektive

Basis thatsächlich in der Luft schwebt, mit andern Worten: auf dessen logisch-grammatische „Subjekte", jedoch nicht im Entferntesten auf die Prädikate „schön" und „häßlich" nebst den mannigfaltigen Modifikationen des Schönen und Häßlichen, deren psychologischer Ursprung und Charakter von Herbart trotz mancher dahin mißzuverstehender, unglücklicher Aussprüche im Ernste schwerlich verkannt worden ist. Es scheint in dieser Hinsicht ungemein lehrreich, daß Zimmermann viel lieber den Geschmacks- als den Geruchsempfindungen ästhetische Bedeutung zuerkennen wollte: da die erstern nur wenige, scharf bestimmte Qualitäten aufweisen, deren jede ihre fixe sprachliche Bezeichnung hat, während die Gerüche höchstens nach den Körpern oder Stoffen, von welchen sie ausströmen, umschreibend benannt werden können, deutliche Kennzeichnungen, klare, begriffliche Bestimmungen der Ursachen des Gefühlseindrucks hier demnach auf viel größere Schwierigkeiten stoßen, so ergiebt sich für eine Auffassung, welche von dem ästhetischen Urteile in erster Linie feste und sichere Formulierbarkeit fordert, auch schon von selbst die ästhetische Bevorzugung der einen und die Zurücksetzung der andern Empfindungen. Man kann nun freilich sagen, daß bei eben diesem Postulate der festen Formulierbarkeit, sofern es auf dem Herbartschen Objektivitätsgedanken beruhen soll, außerdem eine zu enge Verkettung des sprachlichen Moments mit dem rein logischen mitspielt, daß über Wohlgerüche und Gestänke ebensogut objektive Urteile im Sinne Herbarts möglich sind wie über angenehme oder unangenehme Geschmäcke, wenngleich für jene wegen der großen Anzahl und unsichern, der Begriffs- und Wortbildung nur geringe Handhaben bietenden Spezifikation der Empfindungsqualitäten unsere Sprachmittel zur einfachen, unmittelbaren Bezeichnung des ästhetischen Gegenstands nicht ausreichen, die Urteile daher nicht in Sätze gekleidet werden können; man darf ferner in der Berufung Zimmermanns auf Rumohr ein Zeugnis finden, daß dasjenige, was der Wiener Ästhetiker der populären Anschauung entsprechend dem Geschmackssinne zuwies, sich selber schon, streng psychologisch genommen, zum großen, ja vielleicht größten Teile aus Geruchsempfindungen zusammensetzt; immerhin aber läßt sich aus der Position Zimmermanns sehr gut erkennen, worauf die Herbartsche Schule mit ihrer Forderung der „Objektivität" eigentlich hinaus will. Nicht im mindesten bezweckt sie, das Schöne als eine eigene Wesensform oder als eine durch die bloße theoretische Vernunft erkennbare Besonderheit gewisser Wesen zur Geltung zu bringen; sie zielt vielmehr einzig und allein darauf ab, zu verhindern, daß die Wissenschaft vom Schönen bei der die Emotion von ihrer Ursache ablösenden, rein innerlichen Betrachtung der Wirkungen ästhetischer Gegenstände allzugern verweile und sich um die Beschaffenheit dieser Gegenstände, von welcher doch jene Wirkungen abhängen, gar nicht kümmere, anstatt durch unausgesetzte Zergliederung des Substrats ästhetischer Eindrücke die Gesetze zu enthüllen, aus welchen das Wohlgefällige oder Mißfällige jedes einzelnen Eindrucks erklärt wird. Aber selbst, wenn man dem Drängen der Herbartianer auf Objektivität noch eine andere Bedeutung beimißt als die eben erörterte und außer dem angegebenen noch ein weiteres Motiv in ihm wirksam findet, nämlich die Urgierung jenes Unterschieds individueller, schwankender, veränderlicher von allgemeinen, gleichförmigen, unabänderlich in derselben Weise sich einstellenden Gefühlsschätzungen, welche Zimmermann seinerzeit Lotze gegenüber hervorhob, mit der erklärten Absicht, die letztern, also die in gewissem Sinne „objektiven" Gefühlsschätzungen ausschließlich als die ästhetischen gelten zu lassen, auch dann hat man noch keinen Grund, eine metaphysische Theorie des Schönen hinter den Bestrebungen dieser Schule zu wittern: denn daß die um ihrer Allgemeinheit und Konstanz willen wohl „objektiv" zu nennenden Urteile dessenungeachtet Gefühlsurteile sind, Sätze, bei welchen eine bestimmte Art subjektiver Affektion auf gewisse Gegenstände als auf ihre Ursachen bezogen wird, dies hat

ja gerade Zimmermann, mag nun im übrigen seine Auffassung berechtigt sein oder nicht, mit dem größten Nachdrucke ausgesprochen.

Die metaphysische Ästhetik, der ästhetische Objektivismus im wahren Sinne beginnt erst da, wo man der Ansicht huldigt, daß die mannigfach verschiedenen Gegenstände, welche als schön oder häßlich beurteilt werden, noch durch etwas anderes zusammengehalten und unter die Einheit des ästhetischen Begriffs gebeugt sind als durch die gleichartige Lust- oder Unlustreaktion, welche sie bei einem gewissen gleichartigen Verhalten des Subjekts in diesem auslösen. Die Vorstellung, daß die als schön uns anmutenden Formen nicht bloß die Erweckung von Lustgefühlen in dem auf eigene Weise gestimmten Bewußtsein, die als häßlich erscheinenden nicht bloß das Hervorrufen von Unlustgefühlen in dem auf die gleiche Art sich hingebenden Gemüte untereinander gemein haben, daß es mithin eine einheitliche, metaphysisch-objektive Bestimmung, ein reales Kriterium sowohl für das Schöne als für seinen Gegensatz: das Häßliche giebt, ist zweifellos die Grundvoraussetzung oder vielmehr das innerste Wesen des echten ästhetischen Objektivismus. Zu diesem hat sich nun Schiller allerdings bekannt; schon sein Schreiben an Fischenich, dessen Bedeutung für das Verständnis der philosophisch-ästhetischen Intentionen des Dichters bereits Zeising gewürdigt, erlaubt keinen Zweifel, daß er sich gerade in dem Haupt- und Kernpunkte der Theorie des Schönen von Kant getrennt und zu diesem in Gegensatz gestellt hat; er suchte eingestandenermaßen einen objektiven Begriff aller Schönheit und glaubte denselben auch wirklich gefunden zu haben: indem er an Stelle des Lust- und Unlustgefühls, welches Kant für das notwendige Prädikat jedes ästhetischen Urteils erklärt hatte, die „Freiheit in der Erscheinung" setzte, redete er sich ein, es sei nun durch ihn die ästhetische Theorie über Kant hinaus weitergeführt und eine wesentliche Lücke in der „Kritik der Urteilskraft" ausgefüllt worden. Wäre dies anders, so würde sich wohl auch das Verhältnis der metaphysischen Ästhetik zu Schiller minder freundlich gestaltet und würde sich ein moderner Vertreter der metaphysischen Richtung wie von Hartmann, der Nachzügler des spekulativen Schellingschen Idealismus, jedenfalls gehütet haben, den Poeten als denjenigen zu preisen, welcher „unter allen Kantianern" „am meisten für die Ästhetik geleistet". Insofern hat also Berger volles Recht, fort und fort auf die objektive Fassung des Schönheitsbegriffs bei Schiller hinzuweisen.

Unrecht aber hat er, wenn er einerseits Belege für die im Sinne des Dichterphilosophen vorhandene Notwendigkeit einer solchen objektiven Deutung des Schönen auch dort erblickt, wo die innere Konsequenz der Schillerschen Ansichten höchstens fordert, daß für die Anwendbarkeit gewisser ästhetischer Begriffe auf gewisse Gegenstände die Verhältnisse und Formen dieser Gegenstände selbst maßgebend sein müssen, so daß es nicht im bloßen Belieben des Subjekts liegt, jedes Ding erhaben, jeden Vorfall tragisch, jede Äußerung pathetisch zu finden, und wenn er andererseits die eigentümliche Kant-Schillersche Theorie des Erhabenen, die freilich gleichfalls eminent „subjektivistisch" heißen darf, mit dem sonstigen „Subjektivismus", d. h. mit der Ablehnung des Princips der metaphysischen Ästhetik von Seiten Kants völlig in einen Topf wirft. Offenbar ist es gar sehr zweierlei, jetzt dafürzuhalten, daß in jeder Gruppe von Erscheinungen die schönen von den häßlichen, die erhabenen von den gemeinen durch bestimmte Merkmale sich unterscheiden und absondern, daß mithin die Willkür des Betrachters aus einem häßlichen Ding nicht im nächsten Augenblicke ein in jeder Hinsicht schönes zu machen vermag — teilweise ist das bei manchem Häßlichen ja in der That möglich, wenn man nämlich den Gegenstand unter den Gesichtspunkt des Charakteristischen rückt — daß wohl für das Zustandekommen ästhetischer Schätzungen überhaupt eine bestimmte Lage oder Stellung des Subjekts: diejenige der unmittelbaren, alle Zweckrücksichten beiseite setzenden

Anschauung erfordert ist, daß aber, wenn diese Stellung einmal eingenommen, die Abgrenzung nach ästhetischen Kategorien, die Austeilung der Attribute schön, häßlich, lieblich, erhaben ꝛc. auf die einzelnen Erscheinungen in der Hauptsache von dem besondern Gepräge dieser Erscheinungen abhängt, kurz: daß die Verschiedenheiten der ästhetischen Schätzung nicht grundlose, sondern in thatsächlichen Unterschieden der geschätzten Dinge, woraus sich eben auch verschiedene Wirkungen auf das für Lust und Unlust empfängliche Gemüt ergeben, begründete sind — es ist zweierlei, sich von alledem überzeugt zu halten, und dann hinwiederum zu meinen, sämtliche schönen Gegenstände in der Welt verbänden nicht nur die Gefühle des Wohlgefallens, welche sie übereinstimmend in dem uninteressierten Beschauer wirken, sondern auch erkennbare gemeinsame Grundzüge ihrer realen Konstitution, ein und dasselbe innere Merkmal, die nämliche objektive Beschaffenheit, gleichwie der Mangel oder das Gegenteil dieser Beschaffenheit, dieses Merkmals allen häßlichen, ästhetisch anwidernden Gebilden ausnahmslos zukäme. Nur die letztere Meinung stellt, wie gesagt, die objektive, metaphysische Auslegung des Schönen vor; die erstere wäre, sofern Schiller durch irrtumsfreie Ideengänge unvermeidlich auf sie hingeführt würde, wohl allenfalls eine Bestätigung für die Richtigkeit der Herbartschen Grundsätze, aber sicherlich keine Anschauung, in welcher sich eine Vertretung des Princips der metaphysischen Ästhetik erkennen ließe. Zu den schlimmsten Fehlern, welche der Verfasser begeht, zählt es daher, daß er diese beiden Standpunkte immerfort vermengt; nicht nur wird seine Darstellung der Schillerschen Lehren dadurch schief und irreführend — auch für sein kritisches Verhalten den Schönheitstheorien Kants und Schillers gegenüber trägt diese Vermengung, wie sich zeigen wird, die verderblichsten Früchte.

Allein, nicht minder geeignet, die Klarheit, Deutlichkeit und Treue des Bildes, welches Berger von der Schillerschen Ästhetik entwirft, zu trüben und zu beeinträchtigen, ist die zweite oben erwähnte Verwechslung, die ungenügende Unterscheidung jenes „Subjektivismus", wie er sich in Kants Theorie des Erhabenen ausprägt, von der kritischen, psychologischen, anti- oder wenigstens unmetaphysischen Auffassung des Schönen. Man kann tief von der Überzeugung durchdrungen sein, daß die Erhabenheit nichts ist als ein bestimmter Gefühlseindruck, den einzelne Gegenstände in uns hervorrufen und welchen unser objektivirendes Denken hinterher auf die Gegenstände selber überträgt, mit deren Vorstellung die Vorstellung der Gemütsaffektion in eins verschmelzend, und man braucht noch lange nicht zu glauben, daß bei jedem Urteile über Erhabenheit eine Reflexion auf das eigene Ich und auf dessen Kraft und Größe gegenüber der Größe der Außendinge statthabe. Und umgekehrt läßt sich die Verträglichkeit der Kant-Schillerschen Lehre vom Erhabenen mit den Principien einer metaphysischen Ästhetik unschwer erweisen: man dürfte sich nur vorstellen, daß eine gewisse, bei allen erhabenen Gegenständen in gleicher Weise anzutreffende reale Besonderheit jene Rückwendung des Subjekts auf sich selbst und jene vergleichende Beschauung seiner Vermögen veranlasse, und man hätte den „Subjektivismus" auf der einen Seite gerettet, ohne auf der andern von den Forderungen des entschiedensten Objektivismus auch nur ein Titelchen nachzulassen. Berger jedoch, bestochen von dem hier wie dort zu Tage tretenden „Subjektivismus" überhaupt, d. h. von der gleichmäßigen Anwendbarkeit dieses Ausdrucks in beiden Fällen, merkt nicht die gänzliche, tiefgreifende Verschiedenheit der zu Grunde liegenden Vorstellungsarten; er ist sichtlich erstaunt darüber, daß Schiller das Ergebnis der „Kallias"-Fragmente bei den Untersuchungen über das Erhabene so völlig vergessen konnte; er sagt es gerade heraus, daß er dem Schillerschen, von Kant übernommenen Erhabenheitsbegriff mit einer objektiven ästhetischen Theorie für unvereinbar halte, und da er auch hinsichtlich des Wesens der letztern so wenig Klarheit gewonnen hat, daß er,

wie gezeigt, die objektive Fassung des Schönen schon in der einfachen Geltendmachung objektiver, sachlicher Gründe für den besondern Charakter der einzelnen ästhetischen Schätzungen findet, so kann man sich auch nicht wundern, wenn er Schiller beständig innerer Widersprüche, eines unsichern Hin- und Herschwankens zwischen entgegengesetzten Principien zeiht. Hier geht indes Bergers Auslegung und geschichtliche Darstellung der Lehren unsers Klassikers bereits in Kritik über, verbindet sich das historische Moment mit dem kritischen so innig, daß sich beide kaum mehr voneinander scheiden lassen.

In betreff der historischen Seite jedoch darf, nachdem das Voranstehende ein paar wesentliche Mängel der Auffassung hervorgehoben hat, schließlich wahrheitsgemäß nicht verschwiegen werden, daß vom Verfasser auch eine äußerst folgen- und bedeutungsschwere, für sich allein fast alle Hauptgebrechen der ästhetischen Unternehmungen Schillers erklärende und doch bisher seltsamerweise gar nicht beachtete Thatsache wenigstens zum Teile richtig erkannt wurde, und man muß es nur tief bedauern, daß er für seine Person aus dieser glücklichen Erkenntnis nicht mehr Gewinn gezogen hat. Ja, die ganz beiläufige, flüchtige Art, in welcher er das Verhältnis zur Sprache bringt oder vielmehr streifend berührt, läßt sofort wahrnehmen, daß er von der Tragweite des Gegenstands keine Ahnung, geschweige denn eine entsprechende Vorstellung besitzt. Schon im 6. Kapitel: „Die beiden Aufsätze über das Tragische" bemerkt er gelegentlich, daß „Schiller seine Bestimmung des Rührenden (Schönen) an die Kantschen Bestimmungen vom Wesen der praktischen Vernunft anknüpfte", und in dem folgenden 7. Abschnitte „Kallias" wird wieder, wenngleich nicht so ausdrücklich, so doch an der Hand von Schillers eigenen Darlegungen sehr überzeugend der Zusammenhang des Princips der Schillerschen Ästhetik mit den Principien der Kantschen Moralphilosophie aufgedeckt. Offenbar ist das in der Schule Kants erworbene Gefallen an systematischer Regelmäßigkeit und an möglichst erschöpfenden Begriffskombinationen die psychologische Quelle für die im „Kallias" entwickelte Metaphysik des Schönen. Steht der erkennenden, theoretischen Vernunft die praktische gegenüber und giebt es eine der Vernunfterkenntnis bloß analoge Anschauung in der Betrachtung der Naturzweckmäßigkeit, durch welche den Dingen Vernunft gewissermaßen geliehen wird, dann stellt es eben ein Postulat der Symmetrie und der Vollständigkeit in dem konstruktiven Verfahren des Philosophen dar, auch nach einem Analogon für die Beurteilungsweise der praktischen Vernunft zu suchen und Erscheinungen ausfindig zu machen, welchen, gleichwie den zweckmäßigen Natureinrichtungen die Form der theoretischen Vernunft, so die Form der Freiheit, der Sittlichkeit leihweise gegeben wird. Auf diesem Wege die „Kallias"-Bruchstücke selbst bezeichnen ihn auf das Klarste und Unzweideutigste — ist Schiller zu seinem ästhetischen Grundgedanken der „Freiheit in der Erscheinung" gekommen. Das Bereich des Ästhetischen mußte es sich gefallen lassen, für jene Summe von Thatsachen genommen zu werden, welche der vierten, bei Kant noch ausstehenden Begriffskombination entsprach, und ein etwaiges Bedenken gegen die Willkür, ohne weiteres mit den Phänomenen der Schönheit und Kunst die Lücke zu stopfen, welche sich für eine rein aprioristische Konstruktion aufgethan hatte — wie Schiller es übrigens fertig brachte, diese Willkür zu verdecken und den Schein einer innern Notwendigkeit der Begriffsfassung hervorzurufen, soll später noch gezeigt werden — ein derartiges Bedenken besaß um so geringeres Gewicht, als Kant selbst nicht nur Schönheit und Zweckmäßigkeit parallelisiert, sondern auch bereits die Schönheit als „Symbol der Sittlichkeit" bezeichnet und mancherlei Übereinstimmungen zwischen dem ästhetischen und dem moralischen Urteil angegeben hatte. So konnte es scheinen, als wenn mit Schillers einfachem, durchsichtigem Schema erst die verständlichen Grundzüge für Kants unvermittelte Specialansichten gefunden wären, als wenn jenes das innere Gerüst

abgäbe, das diese letztern Ansichten trägt und sich wie von selber mit ihnen umkleidet. Man darf daher über eine Genesis der Schillerschen Theorie des Schönen, welche der wissenschaftlich denkende Mensch der Gegenwart zunächst für unglaublich erklären möchte, so sicher auch ihre Thatsächlichkeit bezeugt ist, nicht allzu sehr in Erstaunen geraten; eben diese Genesis aber — und sie mit großer Deutlichkeit sichtbar gemacht zu haben, ist wohl das vornehmste Verdienst der Bergerschen Schrift – läßt es von vornherein begreiflich erscheinen, daß sich die Ästhetik des Dichters nicht bloß in der Lehre vom Rührenden, wo Berger selbst das Verhältnis bemerkt, sondern überhaupt mit der Kantschen Moralphilosophie auf das Innigste verbinden, daß sie ihre Kategorien fast durchaus der „Kritik der praktischen Vernunft", sollten selbst deren Ergebnisse Schiller anfänglich nur aus der „Kritik der Urteilskraft" bekannt gewesen sein, entnehmen, daß sie mit einem Worte mehr an die Ethik als an die eigene Ästhetik des Königsberger Denkers sich anlehnen mußte. Und diese logische Konsequenz, das wenn nicht ausgesprochene, so doch bestimmt hervortretende Facit der Bergerschen Ausführungen in dem „Kallias"-Kapitel, deckt sich wirklich mit der leicht zu konstatierenden geschichtlichen Wahrheit: es mußte, wie oben gesagt, in der That befremden, daß bisher noch niemand auf den paradoxen, aber dem Kenner sogleich ins Auge fallenden Umstand aufmerksam gemacht hat, demzufolge der Ästhetiker Schiller eigentlich nur als Jünger des Moralphilosophen Kant erscheint, immerwährend nur die ethischen Begriffe und Termini des Meisters verwertet, dagegen dessen wichtigste ästhetische Konzeptionen so gut wie gar nicht zu Rate zieht. Das allein, daß Berger diese Beziehung, wenn auch nur in einem besondern Falle und also in beschränktem Umfange, wahrgenommen, im übrigen jedoch ihre Erkenntnis durch seine Darstellung wenigstens andern außerordentlich nahegelegt hat, würde sein Buch trotz aller Mängel, die demselben sonst anhaften, des ihm verliehenen Preises würdig machen.

Die Wichtigkeit dieser geschichtlichen Feststellung aber beruht darauf, daß sie auch schon der philosophischen Kritik ihr Geschäft in hohem Maße erleichtert. Mit der Einsicht in das fragliche Verhältnis verknüpft sich ja fast von selbst der Gedanke, daß ein solches Operieren mit Begriffen, die doch eigentlich einem andern Gebiete entstammen, Künsteleien und Spielereien zur unausbleiblichen Folge hat, noch mehr: daß das Verfahren sich für eine strenge und völlig adäquate Auffassung der Erscheinungen als eine fortlaufende Kette von Witzes- und Phantasiespielen, freilich so abstrakter Art, daß viele die Phantasiebethätigung nicht merken, unvermeidlich darstellen muß. Wer nun Schillers Schriften einer besonnenen und wissenschaftlich ernsten Beurteilung unterzieht, der wird bald finden, wie vollständig in der That auch diese Voraussetzung zutrifft, wie die ästhetischen Abhandlungen des Dichters um so besser und gehaltvoller sind, je weniger sich eine Heranziehung Kantscher, d. h. der Ethik Kants angehöriger Begriffe bei ihnen bemerken läßt, wie daher die ältern Aufsätze dem Leser vielfach weit mehr Förderung bieten als die spätern, wie dagegen die Behandlung der Probleme immer unfruchtbarer, weil verkünstelter wird, je merklicher der Anschluß an Kant hervortritt, je mehr gewisse, unter den Kantianern jener Zeit gangbare Kategorien der Ideenentwicklung Ziel und Richtung geben. Dem unvergleichlichen Königsberger Weisen aber darf trotzdem oder richtiger: eben zufolge dieser Sachlage an dem Mißraten der Schillerschen Ästhetik mindestens nicht alle Schuld beigemessen werden. Wenn heute jemand die Gesichtspunkte der ausgezeichnetsten modernen Ethiker, eines Jodl, Gizycki, Tönnies, Ziegler, Wundt, Döring, Herbert Spencer, Sidgwick, H. Höffding, dazu mißbrauchen wollte, sämtliche ästhetische Thatsachen diesen Gesichtspunkten unterzuordnen und die Erscheinungen der Welt des Schönen in die Begriffe hineinzuzwängen, mittelst welcher die genannten Philosophen die eigentümlichen Verhältnisse des ethischen Lebens zum Ausdrucke bringen, so würde sicherlich ein klägliches Miß-

gebilde entstehen, ohne daß daraus ein Schluß auf die Wertlosigkeit unserer heutigen Moralphilosophie gezogen werden könnte. Sodann ist nicht zu übersehen, welchen pernizioſen Einfluß Fichte zur Zeit, als Schiller mit ästhetischen Forschungen beschäftigt war, bereits zu üben anfing, indem er bei teilweiser Beibehaltung der Terminologie des Meisters den Geist der Kantschen Philosophie ins völlige Gegenteil verkehrte, Wortkünste und Phantasiesprünge an Stelle des nüchternen Denkens setzte, und wie empfänglich gerade ein poetisch veranlagter Genius gleich dem Schillerschen für die bestrickenden Reize einer Methode sein mußte, die Herder so schön und treffend, leider freilich mit ungerechten Beschuldigungen Kants, als „Abstraktionendichtung" gekennzeichnet hat. Für die Beziehung zwischen Schiller und Fichte findet man auch in Bergers Schrift mehrfache Belege: der Verfasser macht gelegentlich auf Anklänge an die „Wissenschaftslehre", wie sie sich in Schillerschen Ausdrücken verraten, mit Recht aufmerksam. Gleichgültig aber, ob nun Kant selbst ein größerer oder geringerer Vorwurf treffen muß, gewiß ist es, daß das Vertrautwerden mit der Kantschen Philosophie sich für Schiller bei seinen ästhetischen Bemühungen verhängnisvoll erwiesen, daß seine Theorie des Schönen durch das Kantsche Fundament, auf das sie gestellt wurde, nichts gewonnen, im Gegenteile fast gänzlich die Umsicht und natürliche Freiheit der Auffassung eingebüßt hat. Welch wertvolle Aufschlüsse über Kunst- und Naturgenuß hätte bei anderer Geisteshaltung, bei scharfer, gründlicher und doch schlichter, d. h. unverkünstelter, vorurteilsloser Betrachtung der Thatsachen nicht gerade ein Denker gewinnen können, der die ästhetischen Affektionen so wahr und mächtig in dem eigenen Innern erlebte! Anstatt dessen hat sich Schiller fast ausschließlich in willkürlichen Gedankengespinsten bewegt, nur dann und wann von den wirklichen Erfahrungen aus dem Bereich des Schönen eine aufnehmend, die sich just mit einiger Geschicklichkeit in jenes Gespinst verweben ließ.

Dieses Ergebnis einer streng sachlichen, um die Tradition unbekümmerten und vom Glanze des Namens nicht geblendeten Kritik, welches im Einzelnen zu begründen hier selbstverständlich nicht der Ort ist, wird wohl auch schon antecipiert durch den unmittelbaren Eindruck, den die spätern Abhandlungen des Dichters hervorbringen: man fühlt sozusagen instinktiv, daß in diesen steten Schematisierungen, in diesen kunstvollen Antithesen, in diesen scharf voneinander sich abhebenden, zugespitzten Begriffsbestimmungen eine unbefangene Darstellung des wirklichen ästhetischen Sachverhalts nicht vorliegt. Wohl darf die Verfassung der realen Welt selber als „systematisch" gelten; aber so streng ist die Systematik auf einem der höchsten Daseinsgebiete, in der Sphäre der verwickelten und abgeleiteten Erscheinungen des menschlichen Gefühlslebens sicherlich nicht durchgeführt, daß diese Erscheinungen den starren Rubriken der Schillerschen Ästhetik sich ohne Zwang, auf natürliche Weise einfügen könnten. Alles das nun scheint Berger entgangen zu sein: die richtige Auffassung der geschichtlichen Beziehungen hat bei ihm nicht, wie sie könnte, auch die Kritik geleitet und gefördert; der Schlüssel zum Verständnisse der größten Mißgriffe und Abirrungen, die sich der unsterbliche Poet als Ästhetiker zu schulden kommen ließ, ist in seinen Händen nutzlos und ohne Verwendung geblieben.

Die eingestreuten kritischen Erörterungen sind thatsächlich diejenigen Bestandteile des in anderer Hinsicht so trefflichen Buchs, welche demselben am wenigsten Ehre machen. Im Lichte der modernen, psychologischen Ästhetik erscheint der eigene Standpunkt Bergers als ein prinzipiell falscher: wenn man nur erfährt, daß der Verfasser die Idee eines objektiven Schönen billigt, so weiß man im Grunde auch schon, was man von seiner Kritik zu erwarten hat. Nun sind freilich die Beweggründe, aus welchen er sich auf die Seite des Objektivismus schlägt, an sich teilweise recht vernünftige und billigenswerte Voraussetzungen: es widerstrebt ihm vor allem der Gedanke, daß die Formen und

Eigenschaften der Gegenstände zu dem Charakter der Schönheit oder Häßlichkeit, welcher diesen Gegenständen anhaftet, in gar keiner Beziehung stehen sollten, daß es nur das souveräne Subjekt wäre, welches ganz willkürlich und grundlos die sich ihm darbietenden Erscheinungen mit ästhetischen Attributen schmückt. Seine Abneigung gegen diese Art von Subjektivismus ist an sich berechtigt und außerdem mag die Einwirkung Siebecks, den man nach der Widmung wohl als seinen Lehrer ansehen darf, mögen also mittelbare Herbartsche Einflüsse dazu beigetragen haben, ihn in solcher Abneigung zu bestärken. Spuren Herbartscher Denkweise in Fragen der Ästhetik schimmern mehrfach ziemlich deutlich durch die Raisonnements des Verfassers hindurch. Daß er gleichwohl in der Polemik gegen Tomaschek an ein paar Stellen „Herbarts Formalismus" bekämpft und der „Herbartianisch-Zimmermannschen" Auffassung Einseitigkeit vorwirft, hat wenig Gewicht bei seinem Anschlusse gerade an denjenigen Herbart-Jünger, der innerhalb der ganzen Schule den spekulativen Schönheitsphilosophen am nächsten steht, indem er bekanntlich, wichtige Vischersche Bestimmungen sich aneignend und ein richtiger „Einfühlungs"-Ästhetiker, die „ästhetische Apperzeption" für das Gewahrwerden des in einem Sinnlichen erscheinenden Geistigen, für das Erfassen des „Ausdrucks" der Dinge oder aber für eine Hineindichtung von Persönlichkeit, von „Ausdruck und Stimmung" in das unbeseelte Objekt erklärt. Da aber auch eine solche Hineindichtung, wie schon oben gezeigt, ein im gewissen Sinne, nämlich im Gegensatze zur bloßen Gefühlserregung „objektives", wenngleich erst vom Subjekt herbeigebrachtes und insofern nach einem beliebten Wortmuster der spekulativen Philosophie, freilich mit ganz anderer Bedeutung, „subjektiv-objektiv" zu nennendes Merkmal ergiebt — abgesehen davon, daß sie jedesmal durch eine bestimmte Beschaffenheit des Gegenstands ermöglicht oder veranlaßt sein kann — so darf man wirklich sagen, daß bei Siebeck, welcher ja auch andere wesentliche Vorstellungen der spekulativen Ästhetik, z. B. jene von dem erst im Kunstwerke vollendeten Schönen unbedenklich vertritt, die Herbartschen mit den Vischerschen Anregungen sich in einer Weise verbinden und ausgleichen, daß seine Schönheitstheorie, obschon auf der Grundlage der Herbartschen Psychologie aufgebaut, fast mehr Hauptpunkte mit derjenigen Vischer-Köstlins als mit den ästhetischen Lehren von Herbart selber gemein hat. Diese Verschmelzung Herbartscher und Vischerscher Ansichten bei Siebeck ist nun offenbar für die Richtung von Bergers Kritik entscheidend gewesen und hat es diesem erleichtert, von jener „objektiven" Position, wie sie auch der Formalismus fordert, zur eigentlich objektiven, d. h. metaphysischen Betrachtung des Schönen den unlogischen Sprung zu thun. Denn in Wahrheit und prinzipiell — dies kann nicht oft genug wiederholt werden — sind beide Standpunkte völlig verschieden. Die Frage des ästhetischen „Objektivismus" in der strengeren Bedeutung ist nicht die, ob an der wirklichen Beschaffenheit der Dinge die Schuld liegt, daß die Kontemplation der einen Lust-, die der andern Unlustgefühle in uns entstehen läßt und ob insofern also die Dinge selber etwas an sich haben, das sie schön oder häßlich macht, sondern vielmehr die, ob die Schönheit, gleich der Häßlichkeit, auch unabhängig von diesen Gefühlsregungen, in welchen sie sich zunächst kundgiebt, und ohne jede Rücksichtnahme darauf durch ein bestimmtes Merkmal definiert werden kann, ob mithin ein einheitlicher objektiver Begriff existiert, unter den alle schönen, und ein nicht minder einheitlicher, unter den alle häßlichen Gegenstände fallen. Hätte Berger dies richtig erkannt, so würde er es wohl vielleicht unterlassen haben, einer Betrachtungsart das Wort zu reden, welche heute schon nahezu als überwunden gelten darf und deren Schwäche am besten durch die einfache Erwägung Bains dargethan wird, daß, wenn es solch ein objektives Kriterium des Schönen gäbe, dies in den zwei Jahrtausenden, die man um die Auffindung desselben bemüht war, in dem Zeitraum von Plato bis zur Gegen-

wart sicherlich schon auf unbestrittene Art hätte gefunden werden müssen. Indem aber die zuvor beleuchtete Verwechslung sich an dem Verfasser dadurch rächt, daß er arglos für die objektive Ansicht vom Schönen in deren vollem Umfange einsteht, kann es natürlich nicht fehlen, daß er in ausgesprochenen Gegensatz zur wissenschaftlichen Ästhetik unserer Zeit tritt, daß er dasjenige lobt, was nach den Prinzipien dieser Ästhetik als tadelnswert, dasjenige tadelt, was nach eben diesen Prinzipien als anerkennenswert erscheinen müßte. So wird durch Verschwommenheit der Ideen, durch mangelhafte Distinktion nicht bloß Bergers geschichtliche Darstellung, sondern namentlich auch und in noch höherm Maße seine philosophische Kritik geschädigt.

Neben der Unklarheit über den Begriff des objektiven Schönen liegt aber ein weiterer Grund für das Unzulängliche der kritischen Gesichtspunkte des Buchs wohl auch in der versteckten, zwiespältigen, einer strengen Logik widerstreitenden, dagegen die dichterische Kühnheit der Imagination bezeugenden Natur der Antriebe, von welchen sich Schiller selbst bei der Ausgestaltung seiner Fundamentalidee leiten ließ. Jenes Maß von Phantasieanspannung, welches nötig scheint, um über den Mangel an Exaktheit und Einheitlichkeit in der Konzeption dieser Idee hinwegzutäuschen, mag um so leichter zu erreichen sein, als die Einbildungskraft des Lesers der Schillerschen Schriften wie im Fluge von derjenigen des großen Dichters und Prosaisten mit fortgerissen wird, und es findet sich gewiß weit häufiger verwirklicht als der nur bei gründlicher philosophischer Schulung sich einstellende Grad von Urteilsschärfe, welcher unter den glatten Wellen des Schillerschen Redeflusses die logischen Klippen und Unebenheiten gewahr werden läßt. So ist naturgemäß sogar dort, wo der Verfasser am besten in die Grundgedanken des erkenntnisdurstigen Klassikers einzudringen scheint, sein Begreifen derselben kein ganz erschöpfendes, d. h. es geht wenigstens nicht tiefer als das des Urhebers der Ideen selbst, es erfaßt nicht die auch diesem selber verborgen gebliebenen Wurzeln und reicht daher wohl zu einer guten, stellenweise glänzenden Darstellung, aber nicht zu einer einschneidenden, die Wahrheit von der unwissenschaftlichen Verhüllung und Umbildung derselben ablösenden Kritik. Läßt man aber den einen, bereits oben aufgedeckten, sozusagen formellen Hauptgrund der Schillerschen Begriffsfassung, jene Befriedigung eines eigentümlichen architektonisch-ästhetischen Geistesbedürfnisses, durch welche der Welt des Schönen ihr besonderer Platz neben den andern Lebensgebieten angewiesen und die allseitigen Beziehungen der ästhetischen Schätzung zur logischen und ethischen Beurteilung, sowie zur teleologischen Naturansicht festgestellt wurden, beiseite, dann ist, wie gesagt, eine innerlich zwiespältige Vorstellung, eine Art phantastischer Vertauschung zweier heterogener Begriffe als Quelle der unglücklichen Denkart, durch welche Schiller einen so schlimmen Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Ästhetik genommen hat, zu erkennen oder doch mit großer Wahrscheinlichkeit zu erraten. Den Umstand, daß in die ästhetische Betrachtung eigentliche, klar bewußte, mit wirklicher Überlegung einhergehende Zweckrücksichten nicht hineinspielen dürfen, daß der ästhetische Gegenstand sohin nicht mit dem Nützlichkeitsmaßstabe, nicht an einem äußern Zwecke gemessen werden darf, hat Schiller offenbar mit jener besondern Eigentümlichkeit des Charakteristisch-Schönen kombiniert oder vielmehr konfundiert, vermöge welcher der Reiz des Charakteristischen aus der Übereinstimmung des Objekts mit einem bewußt oder unbewußt daneben gehaltenen Vorbilde, also gewissermaßen aus einer Vergleichung des reizvollen Dings mit sich selber entspringt. Diese beiden, an sich freilich ganz verschiedenartigen, für eine kritische und verstandesmäßige Auffassung weit auseinanderliegenden Thatsachen, die eine auf ein allgemeines, subjektives, die andere auf ein nur für gewisse Fälle gültiges, mehr objektives Moment des Schönen sich beziehend, die erstere eine Bedingung des ästhetischen Verhaltens überhaupt, die zweite dagegen Umstände

ausdrückend, unter welchen bei diesem Verhalten Regungen des Wohlgefallens sich einstellen oder positive ästhetische Wertschätzungen zu stande kommen — diese beiden Thatsachen faßte der phantasievolle und sprachgewaltige Dichter mutmaßlich in der einzigen Formel zusammen: „Bestimmt werden des schönen Objekts durch sich selbst.“ Es ist allem Anscheine nach wirklich die Anwendbarkeit der Formel auch auf das durch Charakteristik Gefallende, das Typische wie das individuell Ausgeprägte, in dem eben gekennzeichneten Sinne, welche es Schiller ermöglichte, die Schönheit zur sittlichen Freiheit, die ästhetische zur ethischen Auffassung, die Urteilskraft zur praktischen Vernunft in eine so seltsam künstliche und gesuchte Beziehung zu setzen. Allerdings war er sich dieser ersten Keime seiner Vorstellungsart vielleicht selber gar nicht bewußt; wenigstens betonte er ausdrücklich nur das Aufgehen der ästhetischen Betrachtung in ihrem jeweiligen Gegenstande ohne ein Suchen nach Gründen oder Erwägen von Zwecken, wo es ihm darauf ankam, das Schöne als die sich selbst erklärende Form zu erweisen; auch die Beispiele, die er gewählt, wie die Schlangenlinie, sind nach Kants Ausdruck „freie Schönheiten“ im Gegensatze zu den charakteristischen, und es versteht sich übrigens von selbst, daß bei der Unmittelbarkeit des Gefallens am Schönen, bei der Verschiedenheit des ästhetischen von dem logischen und dem Nützlichkeitsstandpunkte der vage Schillersche Begriff wirklich in jeder ästhetisch anmutenden Erscheinung gefunden werden konnte, mochte seine ursprüngliche Bildung auch ganz besonders durch die verkannte oder unwissenschaftlich aufgefaßte Eigentümlichkeit der charakteristischen Schönheit nahegelegt worden sein. Dabei bleibt jedoch immer zu erwägen, was hier schon einmal angedeutet wurde, nämlich, daß Kants bereits von Schopenhauer trefflich beleuchtete allzugroße Vorliebe für „symmetrische Architektonik“, sein „sonderbares Wohlgefallen an der Symmetrie“ einem derartigen Spielen mit Parallelen, wie es sich in Schillers Annäherung des Schönheits- an den Freiheitsbegriff verrät, mächtig Vorschub leisten, ja solche gezwungene, unnatürliche Zusammenstellungen geradezu herausfordern mußte. Und noch in anderer Hinsicht fällt ein Teil der Schuld immerhin auf Kant selber zurück: nicht nur seine ganze methodische Art hat die Denk- oder, wenn man will, Phantasieoperationen begünstigt, durch welche die Ästhetik in Deutschland die verhängnisvolle objektivistische Wendung nahm; in manchen Äußerungen der „Kritik der Urteilskraft“ — man lese z. B. nur den von Berger auf S. 143, allerdings nicht ganz wörtlich, da „des Menschen“ für „der Menschheit“ steht, citierten Satz mit Aufmerksamkeit! — liegt auch schon inhaltlich ein gutes Stück jener Anschauungsweise enthalten, mittelst deren Schiller und die spekulativen Ästhetiker, Schelling an der Spitze, die wertvollen Elemente der Kantschen Schönheitstheorie verdrängt haben. Endlich aber ist Kant noch durch die fast wie ein Überbleibsel des Wolffschen Rationalismus sich ausnehmende Verknüpfung des Schönen mit dem Zweckmäßigen, der Ästhetik mit der teleologischen Naturbetrachtung, welche Verknüpfung ja die ganze Anlage der „Kritik der Urteilskraft“ bestimmte und die, wenn sie auch in der Gefühlsseite dieser Naturbetrachtung und in dem häufigen Beitrag von mehr oder weniger dunklen Zweckvorstellungen zum ästhetischen Totaleindruck überhaupt eine teilweise Rechtfertigung findet, doch jedenfalls darin fehlgriff, daß sie nicht das auch aufs Gefühl wirkende Zweckmäßige dem Schönen, d. h. dem ästhetisch Gefallenden unterordnete, sondern weit eher umgekehrt alles Schöne dem Zweckmäßigen subsumieren zu wollen sich den Anschein gab — hierdurch, wie nicht minder durch die Vindikation einer gewissen Allgemeingültigkeit fürs ästhetische Urteil, welche doch der unmittelbare emotionale Grund desselben ausschließen mußte — durch alles das ist Kant in einen offenbaren Widerspruch mit sich selbst getreten und hat er die Zerstörung seiner eigenen Lehre, die Errichtung des luftigen, spekulativen Baus auf den Trümmern seiner trotz aller Fehler tüchtigen und soliden Schöpfung durch die Epigonen befördert.

So läßt sich die Thatsache, daß die ästhetischen Versuche Schillers auch in ihrem Kernpunkte mißglückten, gewiß entschuldigen, und in demselben Maße zu entschuldigen ist es, wenn Bergers Kritik dieser Versuche so wenig gelungen und zutreffend erscheint. Das Scheitern dieser sichtlich ernsten Bemühungen, nicht nur die Schönheits- und Kunstlehren des Dichters richtig zu erfassen, sondern auch das Gute und Haltbare in denselben von dem Unbrauchbaren und Hinfälligen zu trennen, zeigt recht deutlich, daß die kritische Darstellung der Schillerschen Ästhetik ein Unternehmen vorstellt, welches die größte Sicherheit des Urteils in philosophischen Dingen, die vollständigste Vertrautheit mit den ästhetischen Prinzipien der Gegenwart erheischt und daher weit über die Kräfte eines Anfängers, auch eines begabten, hinausgeht. Daß sich Berger in dem Labyrinth der „Kritik der Urteilskraft" gleichfalls nicht zurechtfindet, daß daher seine Erläuterung der Grundgedanken derselben, wie sie das 7. Kapitel: „Kallias" bietet, namentlich in der Präzisierung des Kantschen Standpunkts gegenüber demjenigen der ältern Baumgartenschen Lehre, nicht aufs beste ausfällt, wird ihm bei den thatsächlich so gewundenen und schwer überschaubaren Gedankenwegen, welche Kant gerade auf dem ästhetischen Gebiete gewandelt ist, ebensowenig verargt werden dürfen. Zu verübeln wäre ihm auch hier wieder nur, daß er sich überhaupt an eine Aufgabe gemacht hat, von der er sich doch im vorhinein sagen konnte, er sei ihr nicht vollständig gewachsen.

Manchmal indes begeht er auch Fehler, die sogar der philosophische Anfänger bei einiger Aufmerksamkeit und logischen Sorgfalt recht wohl hätte vermeiden können. Ein solches Beispiel kaum zu verzeihender Übereilung liefert die Zurückweisung der Kritik, welche Tomaschek an Schillers Lehre vom Erhabenen geübt hat. Berger bestreitet, daß, wie Tomaschek angeblich will, „in einem bloßen Verhältnisse von Gewalt zu Gewalt, von Kraft zu Kraft" „ein Erhabenes" sich zeigen könne. „Es kann," so versichert er demgegenüber, ‚nur ein solches Verhältnis sein, worin gerade in dem ‚Unverhältnismäßigen' eines Glieds, in seiner ganzen übermächtigen Individualität und Intensität des Auftretens das Erhabene, das sich über alle andern Gegenstände und Vorstellungen Erhebende liegt." Das Mißverständnis läßt sich wahrlich nicht weiter treiben: es läßt sich zur Widerlegung des Gegners nicht genauer, nicht vollständiger eben dasjenige hervorkehren, was dieser Gegner selbst behauptet hat. Denn daß nicht Flöhe oder Zahnstocher die Gewalten repräsentieren dürfen, deren gegenseitiges Verhältnis den Eindruck des Erhabenen begründet, war Tomaschek sicherlich ebenso klar wie dem Verfasser, und dieser tritt sowohl durch seine eigenen, vorausgegangenen und folgenden Bemerkungen als durch die Anführung aus Überweg rückhaltslos gerade für dasjenige ein, auf dessen Feststellung es dem Wiener Litterarhistoriker ausschließlich ankam — dafür nämlich, daß das Gefühl des Erhabenen aus der Hingabe an die Betrachtung objektiver Größen oder „Gewalten", worunter mindestens eine selbstredend wirklich groß und gewaltig sein muß, entspringen könne, ohne daß das Subjekt des Beschauers sich seinerseits diesen Größen gegenübersetzt und Vergleiche zwischen seinem eigenen Vermögen und der Kraft der Dinge anstellt.

Im ganzen ist das Buch Bergers — damit kommen wir auf das Eingangs Gesagte zurück — eine Arbeit, die fast ebensoviel Tadel als Lob verdient. Wer sich über die geschichtlichen Thatsachen belehren, wer aus den Schriften, welche die Dokumente für die Entwicklung der Schillerschen Ästhetik darstellen, das Wichtigste, Bezeichnendste geschickt ausgezogen und zusammengestellt finden und sich auf diese Weise ein gutes Bild von den Wandlungen der Ansichten Schillers über Kunst und Schönheit verschaffen, wer endlich die äußern Lebensumstände, unter welchen diese einzelnen Theorien entstanden sind, kennen lernen will — und daß solche Umstände tiefgreifenden Einfluß auf die Ideen des Dichters und die Abfassung seiner ästhetischen Studien genommen haben, beweist

am besten das Verhältnis zu Goethe, auf das Berger fein und ansprechend den Ursprung der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung" zurückführt — kurz: wer sich über das rein Historische gründlich informieren will, dem kann das Werk Karl Bergers auf das Wärmste empfohlen werden. Aber dieser Leser wird sich gar sehr hüten müssen, auch die Verwertung, welche der Autor den in reichster Fülle und in sehr übersichtlicher Anordnung vorgeführten historischen Thatsachen, d. h. den einzelnen Aussprüchen und Lehrmeinungen Schillers giebt, ohne weiteres hinzunehmen; er wird, vorausgesetzt, daß er ein gereiftes philosophisches Urteil besitzt, den tiefsten Sinn und die letzten Intentionen der Schillerschen Versuche vielfach ganz anders deuten müssen, als vom Verfasser geschehen ist, und er wird vollends mit dem von Berger angelegten kritischen Maßstabe sich kaum dann und wann, bei Nebensächlichem, befreunden.

Noch Eines darf zum Schlusse dieser Besprechung nicht unerwähnt bleiben, weil damit eine Unart berührt wird, der man bei jungen Autoren immer häufiger begegnet: die oft sorglose, schleuderische, ja geradezu fehlerhafte Stilisierung. Als die geringsten und harmlosesten Verstöße in dieser Richtung erscheinen unpassende Vergleiche, schlecht gewählte Bilder, gehäufte und einander gegenseitig aufhebende Metaphern, wie sie in großer Menge im Bergerschen Buche vorkommen. Ein sehr empfindlicher Sinn wird vielleicht schon an Redensarten wie: „in ihnen sind verhüllt und miteinander verknotet die unscheinbaren Keime seiner geistigen Entwicklung unsicher ausgestreut' (S. 9) oder: „zwei Idealen, die dem jugendlichen Gefühlsmenschen in ein und dasselbe zerronnen und verwachsen sind" (S. 24) oder: „eine Ansicht . . ., mit der . . . sein ganzes geistiges Wachstum seit früher Jugend verwachsen war" (S. 52) Anstoß nehmen und wird sogar Ausdrücke wie „Anbau des Fundaments seiner Theorie" (S. 80) als ungeschickt verpönen. Aber man braucht wirklich nicht hyperdiffizil zu sein. Man kann derartiges noch völlig unbeanstandet hingehen lassen; man kann es kleinlich finden, einen Schriftsteller etwa deshalb zu tadeln, weil er schreibt: „im Herz und Kopf gleich stark wurzelnd" (S. 308), obschon „in Herz" oder „im Herzen" besser wäre, oder es ihm zum Vorwurfe zu machen, daß er in dem Satze: „was er (und Körner) in dunklem Ahnen nur gestreift oder auch gefaßt hatten" (S. 106) das „nur" offenbar an falsche Stelle setzt, oder sich gar darüber aufzuhalten, daß in einem andern Satze: „Eine ganze Reihe von Momenten aus Schillers ästhetischer Entwicklung werden in uns wachgerufen" (S. 182) nicht Formulierungen gewählt wurden, wie „werden uns ins Gedächtnis, Bewußtsein, die Erinnerung gerufen" oder „das Gedächtnis, die Erinnerung einer ganzen Reihe . . . wird in uns wachgerufen", obschon diese Formulierungen ein sozusagen logisch schärferes und reineres Gepräge hätten. Auch das erste „worüber" in den Relativsätzen auf S. 315: „was ihn seit Jahren beschäftigt, worüber er Tage und Nächte seinem schwachen Leibe zum Trotze gerungen und worüber er doch mit sich nicht einig werden konnte" mag man noch als untadelhaft ansehen, wenn sich gleich nicht verkennen läßt, daß „womit" hier einen günstigeren Eindruck hervorbrächte, und ebenso mag man das „seiner" statt „ihrer Erscheinungen" in dem Passus: „Als Gegenbewegung erklärlich und in einzelnen seiner Erscheinungen sogar an sich künstlerisch bedeutend und kraftvoll, wirkt diese ‚neue Kunst' mehr und mehr darauf hin . . ." unter Rücksichtnahme auf den vorausgehenden Satz, wo vom Naturalismus die Rede ist, der nun eben als „diese ‚neue Kunst'" bezeichnet wird und auf welchen daher auch das Possessivpronomen bezogen werden darf, entschuldigen, wo nicht gutheißen. Wendungen ferner, die man preziöse Verstellungen und Verzerrungen nennen könnte, sind heute schon so eingebürgert, daß man kaum noch ein Recht hat, sich gegen Konstruktionen zu ereifern wie: „Allerdings nicht in unmittelbare Berührung kam Schiller mit der Lehre des Engländers, sondern durch Vermittlung von Ferguson-Garve", was auch wohl

als berechtigte Abkürzung gelten mag, oder: „Um so mehr brachte der Dichter warmherzigen jungen Leuten wie dem Livländer Graß, der es in der Kunst des Zeichnens und Landschaftmalens weiter gebracht hatte als in der Theologie, seinem eigentlichen Fache; wie ferner den übrigen Kantianern Niethammer, Fischenisch, der auch ein Schwabe war, dem Dänen Hornemann und andere — er, der selber so gern jung war, einen empfänglichen und offenen Sinn entgegen“ (S. 85). Jedenfalls aber stört an dem letztangeführten Satze das Schleppende, Schwerfällige der Sprache und nicht weniger schwerfällig liest es sich, wenn Berger an anderer Stelle (S. 53) fragt: „Hatte da vielleicht der Geist ahnend vorausgegriffen, was er denkend später langsamer, aber sicherer und fester erfassen sollte?“ Solchen Unbeholfenheiten aus dem Wege zu gehen, hat ein Autor, der im übrigen sehr gut zu schreiben versteht, ohne Zweifel die Pflicht; sie sind um so bedauerlicher, mit je geringerer Mühe sie behoben, beseitigt werden können. Die Weglassung des einzigen überflüssigen Worts „teilweise“ nimmt z. B. dem Satze auf S. 104: „Jedenfalls sind die aristotelischen Anklänge teilweise nur scheinbar, oder sie sind durch die Lektüre der Hamburgischen Dramaturgie zu erklären“ alles Ungefällige und Ungelenke. Hätte der Verfasser hier also nur ein wenig gefeilt, so würde er auch den strengeren sprachlichen Anforderungen genügt haben. Das Unverzeihlichste jedoch, das, was jeder beklagen und verurteilen muß, dem daran liegt, daß die äußere Form der wissenschaftlichen Darstellung nicht mehr und mehr verlottert — das Schlimmste und Unverzeihlichste sind wirkliche Inkorrektheiten, deren man leider auch einige in dem Buche antrifft. Nachlässigkeiten wie: „daß der Reiz als für sich allein hinreichend sei“ (S. 128) oder „dies sowie das von uns oben bei der Unterscheidung Kants in vage und adhärierende Schönheit Gesagte“ (S. 130) oder „in diesen Kants eigenen Worten“ (S. 133) oder endlich: „sie ist die Zusammenfassung aller der Eigenschaften des Gegenstands, welches meine Person veranlaßt“ u. s. f. (S. 293) müßten in der That, wenn es sich nicht etwa um Druckfehler handelt, auf das Schärfste und Unnachsichtigste gerügt werden.

Auf Rechnung geringer Sorgfalt in der Stilisierung ist auch die Dunkelheit einzelner Ausführungen des Verfassers zu setzen. Kuno Fischers Frage, warum Schiller bei der tragischen Wirkung das Moment des „Mitleids“ allein, ohne die aristotelische „Furcht“, ins Auge fasse, glaubt Berger mittelst Hinweisung auf die allerdings zweifellose, durch den Brief an Goethe vom 5. Mai 1797 hinlänglich bezeugte Thatsache, „daß Schiller nur durch die Lessingsche Erklärung den Aristoteles kannte“, sehr einfach erledigen zu können und er begründet dies nun des Näheren in folgenden Sätzen: „Denn Lessing erklärte die Furcht als das auf uns selbst bezogene Mitleid, als die Furcht, wir möchten der bemitleidete Gegenstand selbst werden können: also Furcht in einem engern Sinne als unsympathetische Furcht. Nach Schillers Theorie ist aber nur die sympathetische Furcht (= Mitleid) ästhetisch wirkend, jene Furcht also implizite in dieser enthalten, und somit konnte er mit Mitleid allein ausreichen“ u. s. f. Wie soll man sich das zurechtlegen? Soll man glauben, daß nach Berger der scheinbare, bloß sprachliche Widersinn der Lessingschen Definition der Furcht als des auf uns bezogenen Mitleids, wie ihn deren enthymematische Kürze verschuldet, in einem wirklichen, innern Widersinn gründe, daß Lessing der Auffassung Bergers gemäß thatsächlich die unvollziehbare Subsumption des Affekts der Furcht unter denjenigen des Mitleids versucht, also ein rein egoistisches, nur beim Ich verweilendes, sogar eines jeden Gegenstands der Sympathie ermangelndes Mitleid angenommen habe? Aber die der Wiedergabe jener Definition unmittelbar folgende, ebenfalls dem 75. Stück der „Hamburgschen Dramaturgie“ fast wörtlich entnommene Erläuterung, es sei die Furcht gemeint, daß wir der bemitleidete Gegenstand selbst werden können, zeigt ja, daß solches

Mißverständnis dem Verfasser fern liegt, und zudem verscheucht seine Einräumung der Existenz „unsympathetischer" Furcht jeden Zweifel in dieser Hinsicht. Was heißt es aber dann, „jene", also wohl die egoistische Furcht sei in dieser, der sympathetischen, mit dem Mitleid zusammenfallenden enthalten? Es ist in der That fast unmöglich, zu enträtseln, wie Berger diese seine Worte verstanden wissen will, so gut sich auch sein Gedankengang selbst in der Hauptsache erraten läßt. „Weil die Furcht" — dies will er vermutlich sagen „welche Lessing nach Aristoteles' Vorgang als Korrelativ des Mitleids definierte und die neben diesem letztern Affekt als die zweite psychologische Grundwirkung hingestellt wurde, auf deren Erregung die Tragödie abzielt — weil diese Furcht trotz ihrer begrifflichen Beziehung zum Mitleid etwas rein Egoistisches, Unsympathetisches ist, für Schiller aber nur die Erweckung sympathetischer Gefühle künstlerischen Wert hat, so streicht der Dichter einfach die Furcht, d. h. die durch die Einbildungskraft vermittelte Furcht des Zuschauers für sich selber, und behält er als tragische Potenz nur die sympathetische Furcht für den Helden bei." Man braucht bloß diesen Sinn der Bergerschen Ausführungen mit dem Wortlaute derselben zu vergleichen, um sich an einem recht grellen Beispiele zu überzeugen, wie weit die Darlegungen des Verfassers oft von logischer Schärfe und Bestimmtheit entfernt sind.

Hugo Spitzer.

Fortunati Glückseckel und Wunschhütlein ein Spiel von Adelbert von Chamisso (1806) aus der Handschrift zum erstenmal herausgegeben von E. F. Koßmann. (Deutsche Litteraturdenkmale herausgegeben von August Sauer. Nr. 54/5. Neue Folge Nr. 4/5.) Stuttgart, G. J. Göschen. 1895. 1.20 M.

Von Chamissos Fortunatfragment waren uns bis vor kurzem nur wenige Bruchstücke bekannt geworden; Max Koch hatte diese Bruchstücke in seiner Ausgabe von Chamissos Werken (1, 352 ff.) zum erstenmal an einer Stelle vereinigt. Chamissos Briefe gestatteten ferner einen, allerdings nur beschränkten Einblick in die Entstehung des Fragments. Endlich hatte Palm, der Herausgeber der dritten Originalausgabe von Chamissos Werken, aus dem im Nachlasse des Dichters erhaltenen Schriftstücken ein paar Notizchen über das Fragment mitgeteilt (5, 95 f.). Koßmann, der schon manches Inedituм derselben Quelle entnommen und zum Drucke gebracht hat, schenkt uns jetzt in sauberer Form das ganze Fragment. Seine Veröffentlichung bezeugt, daß Chamissos Plan nicht weit über die ersten Anfänge hinaus gediehen ist. Immerhin steht die Forschung jetzt dem Fragmente gegenüber auf festem Boden. Manche Zweifel sind entschieden, einige Vermutungen, die ich in der Einleitung meiner Chamissoausgabe (S. XXX f.) gewagt habe, widerlegen sich von selbst oder bedürfen wenigstens einer Berichtigung. Solche Berichtigungen nimmt Koßmanns fleißig und kundig gearbeitete Einleitung vor; sie analysiert dann das Fragment, vergleicht die einzelnen Scenen mit der Quelle und stellt ihre metrischen Formen fest. Eine eingehende Würdigung wird nicht versucht; Koßmann bedauert, „daß die Vorarbeiten fehlen, um ohne umfassende eigene Untersuchungen den Jünger an seinen Meistern zu messen", also Chamissos Fragment mit seinen romantischen Vorbildern zu vergleichen. Auch ich möchte hier nicht umfassende Untersuchungen anstellen, sondern nur einiges zusammentragen, teils zur Berichtigung meiner oben citierten Einleitung, teils zur Ergänzung der Vorrede Koßmanns.

Wie Chamisso durch Fouqués Gesellschaft im Juli 1806 zu einer Dramatisierung des Volksbuchs von Fortunat angeregt worden ist, habe ich a. a. O. S. XXIX dargelegt. Fouqué hatte im Jahre 1805 Jörg Wickrams „Ritter Galmy" in die Form von Tiecks „Octavian" gebracht. Andere dramatische

Pläne hatte er unter der Hand. Die Freunde Chamisso und Fouqué vertieften sich begreiflicherweise in die Technik des Dramas. Sie geraten auf die Idee eines Dramas, in dem die für sich höchst tragischen Figuren das höchste Komische gebären, und wiederum die für sich höchst komischen das höchste Tragische. Diese Idee lag so fern nicht; sie war nur eine letzte Folgerung aus den Tendenzen der romantischen Dramatik. Von Shakespeare lernen die Romantiker, lernt besonders Tieck Tragik und Komik zu mischen. Tiecks „Octavian" gefällt sich in solchen Mischungen, die der romantischen Ironie wohl zupaß kamen. Die romantische Ironie mußte aber nahelegen, die Effekte nicht nur zu mischen, sondern geradezu zu vertauschen. In ähnlichen Spiegelungen und Brechungen hat sich die Romantik immer gefallen. Fühlen wir uns nicht sofort an die Terminologie Fr. Schlegels und seiner Fragmente gemahnt, wenn wir von einer Komik der Tragik, von einer Tragik der Komik sprechen? Verwandte Begriffsspiele, verwandte Antithesenscherze begegnen in den Äußerungen des geistreichen Geschlechts auf Schritt und Tritt.

Koßmann berührt die erörterte Idee Chamissos und Fouqués und allzu rasch schließt er weiter, daß Chamisso, von dieser Idee ausgehend, auf den Fortunatstoff verfallen mußte. Äußerlich schon, noch weit mehr aber innerlich enthält das genannte Volksbuch Humor und Tragik in inniger Durchdringung, meint Koßmann. „All diese fürs Laienauge verkalkten Farben konnten laut genug den Künstler um ihre Befreiung ans Tageslicht anrufen." Ich frage: welches Volksbuch bietet nicht „Humor und Tragik in inniger Durchdringung"? Gewiß, Koßmanns Schlußfolge ist nicht zwingend. Ich glaube auch, daß Chamissos Wahl anderer Veranlassung entkeimt ist. Chamisso ist auf das Volksbuch von Fortunat wahrscheinlich durch Wilhelm Schlegels Berliner Vorlesungen aufmerksam gemacht worden. Im Winter von 1803 auf 1804 die Geschichte der romantischen Litteratur besprechend, läßt Schlegel auch die Volksbücher an seinen Zuhörern vorüberschreiten (Deutsche Litteraturdenkmale 19, 143 ff.). Magelone und Octavian konnten an Tiecks Bearbeitungen angeknüpft werden. Melusine und Fortunat fielen später demselben Dichter zu. Der Stoff des Volksbuchs von „Floris und Blanchefleur" kehrt in Sophie Bernhardis Erneuerung „Flore und Blanchefleur" wieder (1822), die W. Schlegel einbegleitet hat. Von Ritter Galmy heißt es, er sei unvergleichlich, nicht sowohl durch die Erfindung der Begebenheiten, als durch das beseelende Gefühl. Gewiß ist Fouqué durch diese Bemerkung seines Lehrers Schlegel zu seiner Dramatisierung des Galmy angeregt worden. Haben doch die Berliner Vorlesungen auf den ganzen Kreis der Nordsternbündler, also auch auf Fouqué, mächtig gewirkt. Die dem Polarsternbunde zu Grunde liegende Idee ist ja den genannten Vorlesungen entnommen (vgl. die Einleitung meiner Chamissoausgabe S. X). Wenn dann Schlegel energisch auf den Fortunat hinweist, ihn ein Meisterwerk bis zum systematischen Tiefsinn witziger Composition nennt, können wir wohl kaum mehr zögern, auch hier die Anregung zu Chamissos Fragmente zu suchen. Fouqués Galmy, der als Vorbild der Dichtung Chamissos in seinen Briefen erscheint, entstammt derselben Quelle. Und ich hoffe noch nachzuweisen, daß ein oder das andere Wort, das Schlegel über den Fortunat gesprochen hat, in Chamissos Versuch wirklich verwertet worden ist. Entschieden aber wurde Chamissos Stoffwahl durch ein Moment, das sich aus näherer Besichtigung seines Fragments ergeben wird.

Die Quelle Chamissos ist natürlich das Volksbuch von Fortunat. Es zerfällt bekanntlich in zwei Teile, deren erster die Schicksale Fortunats, deren zweiter das Geschick seiner Söhne Ampedo und Andolosia erzählt. Ehe Koßmann das ganze Fragment mitgeteilt hatte, konnte man noch zweifeln, ob Chamisso beide Teile behandeln wollte oder nicht. Jetzt scheint wohl mit einiger Sicherheit festzustehen, daß er nur die zweite Hälfte, die Erzählung von den

Söhnen, zu verwerten gedachte. Chamisso dürfte — so weit ich es übersehen kann — der erste sein, der nicht den ganzen Stoff einbezieht. Vor Chamisso haben Th. Decker und die englischen Komödianten, dann Hans Sachs und der sogenannte Kasseler Dichter das ganze Volksbuch nachgebildet. Uhlands episches Fragment „Fortunat und seine Söhne" sollte — wie aus dem Titel geschlossen werden darf — gleiches anstreben. Tieck und Bauernfeld dachten nicht anders. Nur in Mattheus von Collins Nachlaß fand sich ein Fragment „Fortunats Abfahrt von Cypern", das auf den zweiten Teil des Volksbuches verzichtet. Daß Chamisso sich auf den zweiten Teil beschränkte, ist begreiflich. Dem jugendlichen Dichter bangte gewiß vor dem Umfang; hat er doch auch die Faustfabel in seinem Versuche von 1803 stark simplificiert. Romantische Art war das freilich nicht; man denke nur an den Octavian Tiecks. Sicherlich haben die Romantiker sonst aus technischen Gründen niemals die Stoffe ihrer Dramen zu vereinfachen gesucht.

Die unmittelbare Vorlage Chamissos wurde durch Koßmann leider nicht festgestellt. Diese wichtigste methodische Forderung bleibt noch zu erfüllen. Leider kann ich ein abschließendes Resultat nicht bieten. Koßmann bemerkt beiläufig (S. XIX[1]), daß ein „Reutlinger Druck aus dem Anfang des XIX. Jahrhunderts" der Vorlage Chamissos am nächsten steht. Thatsächlich nennt dieser Druck auch, gleichwie Chamisso, einen der Gegner des Helden Andolosia: Lymosi, während Simrock die Namensform Limisso bietet. Ferner notiert Koßmann noch eine auffallende Übereinstimmung; Scene 14, Vers 11 ff. heißt es: „So geht es wohl mit Recht, wenn . . . man . . . Ein großer Haus sein will." Chamisso hatte, wie Koßmann S. 64 mitteilt, zuerst geschrieben: „Ein starker Geist sich dünket" und dann erst jene Wendung gebraucht, die sich auch im Reutlinger Volksbuch finden soll. Die Übereinstimmung ist schlagend. Und trotzdem kann Koßmanns Reutlinger Druck mindestens nicht die alleinige Vorlage Chamissos gewesen sein. Scene 2, Vers 47 nennt Chamisso das Schloß „Lorgannb genannt zum Regenbogen". Der Reutlinger Druck hat die Form „Lorgann". Koßmann citiert aus verschiedenen Quellen (S. XIX[1]), noch andere Formen, wie Largonnbe, Larchonnbe, Largannbe, Achannbe. Ich kenne eine ganze Reihe von Fortunatausgaben „Gedruckt in diesem Jahr", die eine Chamisso am nächsten stehende Form „Lorgannbe" haben. Freilich fehlt allen die oben citierte Wendung vom großen Haus.[1])

[1]) Goedekes umfänglicher Fortunatusartikel 1², 354 giebt über die neuern Drucke wenig Ersprießliches. Darum seien hier die mir bekannten genannt:

„Fortunatus mit seinem Seckel und Wünsch-Hütlein, wie er dasselbe bekommen, und ihm damit ergangen, in einer überaus lustigen Lebens-Beschreibung vorgestellet. Mit schönen Figuren gezieret. Gedruckt in diesem Jahr." 192 S. 8°. Berlin: ad Yt 3756 (aus Heyses Bücherschatz). Wien, Hofbibliothek: Sa. 7. F. 95.

„Fortunatus mit seinem Seckel und Wünsch Hütlein . . ." [wie oben]. Rechts unten in der Ecke des Titelblattes die Nummer: 10. 160 S. 8°. Berlin: Yn 2322. Yn 1656 (beide aus Mensebachs Sammlung). München: P. o. germ. 1692 (2).

„Fortunatus mit seinem Seckel und Wünsch-Hütlein . . . vorgestellet. Köln am Rhein, bey Christian Everaerts in der Laurenzstraß N. 2040." Rechts unten die Nummer: (10). 160 S. 8°. Ohne Illustrationen. Berlin Yn 1651 (Mensebach).

„Fortunatus mit seinem Säckel und Wünschhütlein, . . . . . und wie ihm damit ergangen ist, eine anmuthige Liebesgeschichte. Verbesserte und mit Figuren gezierte Auflage. Gedruckt in diesem Jahr." Rechts unten die Nummer: 9. 143 S. 8°. Berlin: Yn 1657.

Mit Ausnahme des letztgenannten Drucks schreiben alle: „Lorgannbe zum Regenbogen"; der letzte nur: „Lorgannbe". Keiner kennt die oben citierte Wendung des Reutlinger Drucks. — Ich bemerke ausdrücklich, daß der von Chamisso dem

Der von Chamisso benutzte Druck scheint also noch unbekannt zu sein. Oder sollte man gar annehmen, er habe zwei Vorlagen, die Reutlinger Ausgabe und eine jener in diesem Jahr gedruckten vor sich gehabt? Koßmann ist der Sache nicht weiter nachgegangen, er vergleicht in seiner Einleitung den Text Chamissos sorgsam und genau mit dem Volksbuche, hält sich aber im ganzen an Simrocks ungenauen und wenig brauchbaren Abdruck. Und er übersieht, daß gerade die neuen Drucke, mindestens die mir bekannten, Lücken bieten, die einiger Erwägung wohl wert wären. S. XXIV zu Scene 8 notiert Koßmann: „Das zweite Motiv des Königs, die Geldgier („Es ist als schöpfte er aus einem Brunnen, daraus Geld zu schöpfen wäre, so wollte ich selber schöpfen") hat Chamisso kaum angedeutet!" Die citierte Stelle fehlt in den mir bekannten Jahrmarktsdrucken. Chamisso scheint sie also nicht verwertet zu haben, weil er sie nicht kannte. Nur einmal hat Koßmann (S. XXIX zu Scene 14) ähnlichen Erwägungen Raum gegeben.

Noch eine andere Lücke scheint mir erwähnenswert. Der Zeitraum, der zwischen Andolosias Abreise von Cypern und seiner Ankunft in London liegt, umfaßt zehn Jahre. Ihm sind in den ältesten Drucken des Volksbuchs mehrere Seiten gewidmet. Die Jahrmarktsdrucke thun diesen Zeitraum sehr rasch ab; sie überspringen ein paar Seiten der älteren Drucke, melden in wenigen Zeilen von Andolosias Ankunft in Frankreich und beginnen, ohne eine Bindung zu versuchen, sofort ein neues Kapitel: „Wie Andolosia wieder aus Schotten zu dem König in Engeland kam." Wie Andolosia von Frankreich nach England, dann nach Schottland und wieder zurück nach England kommt, wird nicht erzählt. Von seinem Aufenthalte in Aragonien, Kastilien, Portugal, Hispanien hören wir nichts. Wenn also Chamisso die zwischen Cypern und England sich abspielenden Ereignisse übergeht, so that er es wohl nicht, wie Koßmann meint, weil sie „der Darstellung keinen Stoff boten", sondern weil seine Vorlage, ein Jahrmarktsdruck, ihm überhaupt keinen Anhalt zu ihrer Darstellung bot. Um so mehr freilich müssen wir uns wundern, daß Chamisso an jenen zehn Jahren festgehalten hat. Wie unverständliche Überbleibsel früherer Gestaltung berühren uns in den Jahrmarktsdrucken spätere beiläufige Erwähnungen dieser zehn Jahre (vgl. Koßmann, S. XXI[1]). Ich glaube kaum, daß der naive Leser aus ihnen klug werden kann. Chamisso hatte vollends — soweit ich die Sachlage übersehen kann — keinen Anlaß, an der erwähnten chronologischen Bestimmung festzuhalten. Sein Andolosia ist in London keineswegs um zehn Jahre reifer und klüger. Hans Sachs konnte die zehn Jahre seiner Quelle entnehmen; seiner sorglosen Scenenführung boten sie keine Schwierigkeit. Chamissos Vorliebe für Simplification hat sich hier nicht bethätigt.

Koßmann ist solchen und ähnlichen Erörterungen nicht geneigt; er vergleicht Scene für Scene mit dem Simrockschen Drucke, notiert Abweichung und Übereinstimmung und gedenkt nur ganz beiläufig der wirklichen Vorlage Chamissos. Seine von Scene zu Scene fortschreitende Betrachtung erhebt sich weder zu einer übersichtlichen Analyse des Fragments, noch giebt sie uns ein klares Bild des Verhältnisses von Fragment und Volksbuch. Wenigstens in dieser Richtung möchte ich einige Schritte weitergehen und zur Bewertung der Arbeit Chamissos einige Beiträge liefern.

Chamisso hat, um den Aufgaben einer romantischen Dramatisierung des Volksbuchs gerecht zu werden, zunächst eine Exposition vorangestellt, die tieferer Motivierung dienen soll. Schon in dieser Exposition arbeitet er den Gegensatz

ersten Teile des Volksbuchs entlehnte und von Leopold zu Lupoldus umgetaufte Diener (vgl. Koßmann S. XXVII) das Vorbild seines Namens in Fouques „Galmy" findet, also kaum für die Frage nach den eigentlichen Quellen Chamissos in Betracht zu ziehen ist.

der beiden Brüder scharf heraus; in dem Gegensatze beider spiegelt sich der gedankliche Inhalt des Fragments. Doch nicht nur auf die Charaktere der Beiden wendete er seinen Fleiß; auch die Gestalt Agrippinas mußte neu geformt werden. Endlich legte er dem Torso ein reiches formales Gewand um und näherte seine Dichtung den Vorbildern, dem Octavian Tiecks und dem Galmy Fouqués.

Der Exposition dient das Vorspiel; es erstreckt sich über vier Scenen. Die erste Scene setzt ein Jahr nach dem Tode des Vaters Fortunat ein. In enger Anlehnung an die Vorlage entwickeln die Brüder Ampedo und Andolosia ihre Lebensanschauungen: Andolosia fühlt sich in die Weite hinausgelockt zu Kampf und Ruhm, Ampedo vertritt quietistische Tendenzen. Andolosia führt den Vater für sich ins Feld. An dieser Stelle mußte die Vorgeschichte, also der Inhalt der ersten Volksbuchhälfte, angedeutet werden. Chamissos wenig entwickelte dramatische Kunst greift zu einem herzlich primitiven Mittel. Er fingiert eine Schrift, in der Fortunat seine Schicksale aufgezeichnet, und die er sterbend seinen Söhnen übergeben habe. Ein allerältestes Volksbuch von Fortunat wird erdichtet, damit es den Zwecken der Exposition diene. Um dieses schwächliche dramatische Requisit noch stärker zu belasten, läßt Chamisso seinen Andolosia sogar drei Verse lang aus dieser Schrift citieren: „Ich werde geh'n in fremdes Land, es ist Des Glückes in der Welt noch viel, ich hoffe Zu Gott, es wird mir sein auch noch ein Theil." Die Wendung ist beinahe wörtlich dem ersten Kapitel des Volksbuchs entnommen. Wir belächeln die ungewandte Expouierung, die mit Citaten arbeitet. Ja wir begreifen kaum, wie Chamisso auf jenes Requisit verfallen ist; eine innere Notwendigkeit lag nicht vor. Gleichwohl läßt sich sein Verfahren menschlich erklären, wenn auch nicht dramaturgisch rechtfertigen. Gerade jene Worte des Volksbuchs scheinen Chamisso im Innersten getroffen zu haben. Fand er doch in ihnen sein eignes Leid wieder! Auch er war, als er an seinem Fortunat arbeitete, zu dem Entschluß gelangt, aus preußischem Dienste heraus in fremdes Land zu gehen; in diesem Augenblicke mag ihn Fortunats Ausruf mit seiner Glückszuversicht wie ein günstiges Omen berührt haben. Einige Jahre später hat Chamisso eben jene Worte in gleicher Situation brieflich angeführt. Als er den 6. Februar 1811 aus Frankreich an Hitzig schrieb, sah er sich ja noch immer in der problematischen Situation des ausziehenden Fortunat.[1])

Die 1. Scene führt, dem Volksbuche entsprechend, trotz der Einwände Ampedos zur Übergabe des Säckels. Frei erfunden sind Scene 2, 3 und 4. Sichtlich sollen sie das Spätere motivieren, dienen sie zur Begründung von Partien des Stückes, die unausgeführt geblieben sind. Die 2. Scene führt einen

[1]) In dem erwähnten Briefe heißt es: „Sagte doch der selige Fortunat: Ich werde gehn" u. s. w. (5², 326). Ehe Koßmanns Ausgabe die oben auseinandergesetzte merkwürdige Verwendung des Citats aufdeckte, mußte aus der Briefstelle geschlossen werden, daß Fortunat selbst in dem Stücke Chamissos auftreten, daß also nicht bloß der zweite Teil des Volksbuchs verarbeitet werden sollte. Denn die ganz eigenartige Verwertung der Worte des Volksbuchs, die Chamisso sich gestattet, liegt doch zu ferne, als daß die Forschung aus freier Hand ihr nahegekommen wäre. Der Fortunatplan war ja im Jahre 1811 für Chamisso auch schon selig entschlafen. Über die Angabe des unzuverlässigen Palm (vgl. Koßmann S. XX[1]) mich hinwegsetzend, baute ich in meiner Einleitung aus jenem, jetzt hinfälligen Grunde weiter. Koßmann kann mir diese beiläufige Vermutung, der er den stolzen Namen der „Hypothese des jüngsten Chamissobiographen" leiht, nicht verzeihen. Immer wieder kommt er mit frischer Entrüstung auf den Fehlschluß zu sprechen; auch ohne diesen Eifer verzichte ich gern auf jene „Hypothese". Daß und warum die von Koßmann (S. XXI[1]) herangezogenen chronologischen Angaben mich nicht irrig machen konnten, glaube ich oben klargestellt zu haben.

Propst ein, der — wie Koßmann darlegt — einer anderen Stelle des Volksbuchs entstammt. Er sollte offenbar später eine wichtigere Rolle spielen, ebenso wie die Gestalten der 3. Scene, in der Andolosia sich von dem Könige von Cypern beurlaubt. Da erscheint ein knabenhafter Prinz, der zu Andolosia bewundernd emporblickt, dann ein Nebenbuhler des Helden, eben jener Graf Lymosi, der am Schluß des Volksbuchs zum Mörder Andolosias wird. Lymosis Abneigung wird schon hier begründet: Andolosia hat ihn einmal im Turnier aus dem Sattel gehoben. Ein beliebtes Motiv des romantischen Ritterdramas! Auch Fouqués Galmy schafft sich durch gleiche Turniererfolge seine dramatischen Gegner und Gegenspieler. Übrigens verwertet Chamisso um ein weniges später noch einmal dasselbe Motiv. Auch am Londoner Hofe erweckt Andolosia durch seine Turniersiege den Haß des englischen Grafen Theodorus, der im Volksbuch zuletzt mit Lymosi gemeinsame Sache macht. Wie am cyprischen Hofe der Prinz, tritt hier ein Ritter Rinaldo auf Andolosias Seite. Obwohl also Chamisso seine Erfindungsgabe nicht übermäßig anstrengt, muß doch der Versuch anerkannt werden, aus dem lässigen Hinschlendern des Volksbuchverfassers in eine strammere dramatische Gangart überzugehen. Die 4. Scene des Vorspiels bietet den uns schon vor Koßmann bekannten Wechselgesang, der bei Andolosias Abfahrt ertönt. Von den Absegelnden und von den Zurückbleibenden abwechselnd gesungen, bewegt er sich in den Gegensätzen, die sich schon in dem Kontraste der beiden Brüder geoffenbart haben. Dort thatenlustiger Mut, hier quietistische Mahnung. Der Schluß des Vorspiels deutet mit diesem Wechselgesange auf den Grundgedanken des folgenden Stücks.

Denn — um es gleich zu sagen — Chamisso baut sein Stück auf einer Idee auf. Er entwickelt diese Idee an dem vom Volksbuche gegebenen Gegensatze der beiden Brüder. Er begnügt sich nicht, wie Koßmann anzunehmen scheint (S. X), „die Rolle des Helden mit schönen Rednerblumen zu umkränzen", sondern er macht den Helden Andolosia zum Gegenbild des von jener Idee getragenen Ideals, während Ampedo der eigentliche Vertreter der Idee bleibt. Die Idee selbst entstammt der halb stoischen, halb cynischen Philosophie des Epiktet. Andolosia geht unter, weil er nicht auf der ethischen Höhe Epiktets steht.

Ein Ideenstück sollte „Fortunat" werden. Die Absicht berührt sich auf innige Weise mit der Praxis, die Chamisso bisher geübt hatte. Sein „Faust", dann „Adelberts Fabel" bauen auf Ideen auf, haben einen philosophischen Gehalt. Den im Volksbuche gegebenen Gegensatz der beiden Brüder zum Piedestal eines in kontrastierender Charakteristik durchgeführten ethischen Gedankens zu machen, konnte Chamisso sehr wohl durch eine Bemerkung W. Schlegels veranlaßt worden sein. In den Berliner Vorlesungen (Deutsche Litteraturdenkmale 19, 151, 5) stellt Schlegel fest: „Fortunat hat als parvenu noch eine Art von Geschick, aber seine Söhne sind ganz untauglich, wiewohl man die Familienähnlichkeit gar wohl erkennt, und sie sich gleichsam in seine Eigenschaften theilen: nur ist Ampedo bis zur Blödigkeit vorsichtig, und Andolosia auf eine fantastische Art verwegen und hat recht genialische Ebben und Fluten von Klugheit und Dummheit!" Chamisso hält seine Charakteristik Andolosias genau in den von Schlegel vorgezeichneten Linien. Ampedos „bis zur Blödigkeit vorsichtige" Gestalt wird hingegen zu der ἀπαθεία des Stoikers abgetönt.

Neander scheint Chamisso auf Epiktet geleitet zu haben. Den 7. September 1806, wenige Tage nach Beginn der Arbeit am Fortunat, meldet Chamisso dem Freunde Varnhagen, er habe Epiktets Encheiridion gelesen und setzt hinzu: „Von dem Büchelchen vielleicht noch mehr an Neander."

Epiktet möchte den Menschen durch Beschränkung auf sein sittliches Wesen frei und glücklich machen. In diesem Streben erkennen wir den Grundzug seiner Sittenlehre. Zwei Forderungen entkeimen ihm. Erstens hat der Mensch alle äußeren Erfolge mit unbedingter Ergebung zu ertragen, zweitens muß er allen

auf das Aeußere gerichteten Begierden und Wünschen entsagen. Anfang und Summe aller Weisheit ist, daß wir zu unterscheiden wissen, was in unserer Gewalt ist und was nicht in unserer Gewalt ist. In unserer Gewalt ist nur Eines, unser Wille. Richtiger vielleicht: der Gebrauch unserer Vorstellungen. Alles übrige, wie es auch heißen möge, ist für uns ein Äußeres, es steht nicht in unserer Gewalt. Dieses Äußere kann dem Menschen völlig gleichgültig sein; es betrifft nicht unser Selbst. Unser Wille, unser eigentliches Wesen kann durch nichts, auch nicht durch die Gottheit gezwungen werden. Nur auf dem Willen aber beruht unsere Glückseligkeit, nicht die äußeren Dinge als solche machen uns glücklich, sondern allein unsere Vorstellungen von den Dingen. Nicht darauf kommt es an, wie sich unsere äußere Lage gestaltet, sondern nur darauf, wie wir unsere Vorstellungen zu beherrschen und zu gebrauchen wissen. So lange wir etwas außer uns begehren oder meiden, hängen wir vom Glück ab; haben wir dagegen erkannt, was unser ist, und was nicht, beschränken wir uns mit unseren Wünschen auf unsere eigene vernünftige Natur, richten wir unser Streben und Widerstreben auf nichts, was nicht von uns selbst abhängt, dann sind wir frei und glückselig, und kein Schicksal kann uns etwas anhaben.

Epiktet schließt weiter: Je vollständiger wir uns in unserer Gesinnung von dem Äußern unabhängig gemacht haben, um so weniger werden wir uns auch der Einsicht verschließen, daß alles, was geschieht, im Zusammenhang der Dinge notwendig und also an seinem Orte naturgemäß ist. Wir werden uns aus diesem Grunde in unser Schicksal unbedingt ergeben, das, was die Gottheit will, für besser halten, als was wir wollen, und gerade darin uns frei fühlen, daß wir mit allem zufrieden sind, so wie es ist und geschieht. Der Weltlauf wird unsern Wünschen entsprechen, weil wir ihn unverkürzt in unseren Willen aufgenommen haben.

Den Weisen werden auch die schwersten Erfahrungen in dieser Stimmung nicht irre machen. Nicht allein sein Vermögen, seinen Leib, seine Gesundheit und sein Leben, auch seine Freunde, seine Angehörigen, sein Vaterland wird er als etwas betrachten, das ihm nur geliehen, nicht geschenkt ist, dessen Verlust sein inneres Wesen nicht berührt; und ebensowenig wird er sich durch fremde Fehler in seiner Gemütsruhe stören lassen. Er wird nicht verlangen, daß seine Angehörigen fehlerfrei seien, er wird nicht verlangen, daß ihn selbst kein Unrecht widerfahre, er wird selbst den größten Verbrecher nur für einen Unglücklichen und Verblendeten halten, dem er nicht zürnen darf. Denn er findet alles, worüber die meisten außer sich kommen, in der Natur der Dinge begründet.

So gewinnt der Mensch seine Freiheit, indem er sich mit seinem Willen und Streben schlechthin auf sich selbst zurückzieht, alle äußeren Erfolge dagegen als ein unvermeidliches Schicksal mit vollkommener Ergebung sich aneignet.

Die Grundsätze Epiktets sind im ganzen stoisch. Doch starke Abweichungen fehlen nicht. Cynisch ist seine Mißachtung theoretischer Wissenschaft; cynisch ist es, wenn seiner Gleichgültigkeit gegen das Äußere und der Ergebung in den Weltlauf der Unterschied des Naturgemäßen und Naturwidrigen, des Wünschenswerten und des Verwerflichen ganz verloren geht. Und manches andere. Andererseits herrscht bei Epiktet unstreitig eine weichere und mildere Stimmung, als in der älteren Stoa. Nicht als zürnender Sittenprediger tritt der Philosoph auf, sondern als liebevoller Arzt.

Von seinen ersten Worten ab verstößt Chamissos Andolosia auf Schritt und Tritt gegen die Lehre Epiktets. Unsichere Traumbilder von Ruhm und Ehre locken ihn von dem sicheren heimatlichen Herde weg. Er macht sein eigenes Selbst zum Sklaven des Zufalls, er opfert seinen freien Willen den Launen des Schicksals, er macht sich vom Glücke abhängig; denn er begehrt nach Dingen, die außerhalb seiner Willenssphäre liegen. Schon in der ersten der zu London

spielenden Scenen wird er sich der Abhängigkeit und Unfreiheit bewußt, in die sein Wille verfallen ist. Er spricht (Vers 106 ff.):

Fest gebannt
Von dunkler Schickung bin ich noch allhie.
Zu Lust, zu Schmerzen, schlummert unentdeckt
Annoch in träger Zukunft schwangerm Schoß.

Trotz dieses Augenblicks der Selbstbesinnung läßt er sich von der gefährlich glänzenden Erscheinung Agrippinas fesseln. Da er ihr in Scene 9 seine Liebe bekennt, schildert er selbst seine stoischer Leidenschaftslosigkeit entgegengesetzte Natur: „Ein quälend unbegriffnes Sehnen trieb Mich in die weite Welt, und ohne Rast Durch vieler Herren Höfe mußt ich zieh'n, Und fort mich sehnen, weit und weiter ziehn, Und unbefriedigt ein verzehrend Dursten Nach Unbekanntem tragen mit mir fort." Er meint in Agrippina das Ziel dieser unerklärlichen Ruhelosigkeit gefunden zu haben, während er in Wirklichkeit schwerem Verluste entgegengeht. Unstoisch klagt er dann in Scene 12 über den Verlust des Säckels; er verzweifelt schier; und ein langer Klagemonolog endet mit unstoischen Rachegedanken. Epiktets Lehre hätte ihm nahegelegt, bei dem ersten Verluste stehen zu bleiben, diesen Verlust leicht zu ertragen, Vergeltung und Wiedergewinn aus dem Kopfe sich zu schlagen. Solche Gedanken spricht auch Ampedo aus, als Andolosia in Scene 14 auch noch das Wunschhütlein fordert, um den Säckel wieder zu gewinnen. Ampedo erscheint hier (Scene 13 und 14) als idealer Schüler Epiktets; die in der ersten Scene schon angedeuteten Charakterzüge kommen voll heraus. Um die resignierte Daseinsfreude des Mannes drastisch darzustellen, gestattet Chamisso sich einen romantischen Scherz. Ampedo sitzt am offenen Fenster und raucht seine Pfeife; und mit einer der Schule von Tiecks gestiefeltem Kater geläufigen Illusionsstörung begründet Ampedo zunächst sein anachronistisches Treiben dem Publikum gegenüber. Einen ähnlichen, auf romantische Ironie abzielenden Scherz verwertet Chamisso noch wenige Scenen später: Scene 16 muß der Souffleur ein Sonett zu Ende sprechen; denn Andolosia ist zwischen dem dritten und vierten Terzett ohnmächtig geworden. Solche harmlose Witze sind auch den Jugendversuchen der schwäbischen Schule, der Uhland und Kerner nicht fremd. Ampedos stoische Seelenruhe läßt ihn den Verlust des Glückssäckels mäßig bedauern; er behält seine Fassung bei der Unglücksbotschaft. Als dann Andolosia ihm auch noch den Wunschhut entführt, schaut er nur bestürzt dem Entschwindenden nach, gönnt sich ein erstauntes „So!" und geht phlegmatisch zu seinem Rauchzeug mit den Worten: „Ich habe heut' mein Kalamos zerbrochen Ich muß ein andres wählen und es füllen." Andolosias Rachsucht und Leidenschaftlichkeit tritt in den letzten ausgeführten Scenen immer stärker hervor. Er verliert den Wunschhut auf dem im Volksbuch vorgezeichneten Wege; die ganze 17. Scene, in der er sich den Folgen seines Verlusts bewußt wird, ist eine Kette von Flüchen wider das Schicksal. Bisher indes fügen sich die vom Volksbuch dargebotenen Motive, ja gewisse Wendungen so glücklich und leicht der von jener epikteteischen Ethik getragenen Charakteristik, daß ich des Einwands gewärtig sein muß, ob Epiktet überhaupt zur Vertiefung der überkommenen Motive beigetragen habe. Die entscheidenden Worte hat Chamisso dem der Quelle entlehnten Einsiedler in den Mund gelegt, der Andolosia Trost spendet. Umsonst freilich predigt der Eremit dem trotz allen bösen Erfahrungen noch immer Unternehmungslustigen die stoischen Tugenden. Vergeblich gesprochen sind auch die Worte:

O hättest Du getrunken aus dem Bronnen
Aus dem lebendige Gewässer quillen;
Der Wunden Schmerzen in des Himmels Wonnen
Zu kehren, und den ewigen Durst zu stillen;

Da wäre Freiheit Dir und Heil gewonnen,
Mitwollend ruhigklar des Schöpfers Willen;
Auf Felsen fest gegründet Deine Wohnung,
In Herzens Frieden wohnend die Belohnung.

„Mitwollend ruhigklar des Schöpfers Willen." Der Vers giebt Wort für Wort die specifische epiktetische Formulierung des Problems der Willensfreiheit. Wie oben angedeutet wurde, ist für Epiktet die wahre Willensfreiheit Eins mit einer wunschlosen Ergebung in den Willen der Gottheit. Wir sind frei, wenn wir mit allem zufrieden sind, so wie es ist und geschieht. Oder um Epiktets eigene Worte zu citieren (Dissertationes 2, 17, 22. 23): *Μηδὲν ἄλλο θέλε, ἢ ἃ ὁ Θεὸς θέλει . . . Ὅταν τοιοῦτον ἔχῃς ἡγεμόνα καὶ τοιοῦτῳ συνθέλῃς καὶ συνορέγῃ, τί φοβῇ ἔτι μὴ ἀποτύχῃς*; ferner (l. c. 4, 7, 20): *Κρεῖττον ἡγοῦμαι ὃ ὁ Θεὸς θέλει, ἢ ἐγώ. Προσκέισομαι διάκονος καὶ ἀκόλουθος ἐκείνῳ, συνορμῶ, συνορέγομαι, ἁπλῶς συνθέλω.*

*Συνθέλειν*, des Schöpfers Willen mit wollen, ist das auch in seiner Formulierung echt epiktetische Ideal Chamissos.[1])

In das Wort „*Συνθέλειν*" klingt aber auch „Adelberts Fabel" aus. Schon Koßmann bemerkt mit Recht (S. XXXIII), daß sich an dieser Stelle die Fortunatdichtung mit dem Märchen berührt. Freilich weiß er für dieses *συνθέλειν* ebensowenig eine Quelle anzugeben, als ich es gewußt habe, da ich über das Märchen handelte. Jetzt ergießt sich über beide Dichtungen ein helles Licht. Daß Chamisso den Ideengehalt von „Adelberts Fabel" seinem Freunde Neander dankt, glaube ich schon damals (S. XXIII f.) erhärtet zu haben. Jetzt kann ich hinzufügen: was Neander im April 1806 dem Freunde brieflich verkündet (Chamissos Werke $6^3$, 314), daß Platos Willensfreiheit mit absolutem Fatalismus sich paaren lasse, daß man in die Saiten der Anangke einstimmen müsse, nicht sie umstimmen dürfe — all das ruht auf der Philosophie Epiktets. Nachdem dann Chamisso in „Adelberts Fabel" die Lehre des *συνθέλειν* verkündet, geht er an das Encheiridion selbst heran und kann im „Fortunat" nicht bloß die kahle Formel, auch das ganze ethische Programm Epiktets verwerten.

Jetzt begreifen wir auch, warum Chamisso den Fortunatstoff gewählt hat. Nicht, weil er zu einer romantisch tragikomischen Behandlung besser paßt als ein anderer Stoff, sondern weil er — und zwar schon nach der Bemerkung W. Schlegels — zu einer von Epiktets Ideen getragenen Dichtung, zu einer Charakterisierung des Stoikers und seines Widerspiels ausgezeichnet taugt.

---

[1]) Bekanntlich hat Epiktet selbst nichts Geschriebenes hinterlassen; sein Schüler Arrian stellte die Lehren Epiktets in dem Buche *Διατριβαὶ τοῦ Ἐπικτήτου βίβλια ὀκτώ* (Dissertationes Epicteti ab Arriano conceptae) zusammen. Aus diesem Hauptwerke ward dann der wohl zum Auswendiglernen bestimmte Auszug *Ἐγχειρίδιον Ἐπικτήτου* (Manuale Epicteti) veranstaltet. Das entscheidende Wort *συνθέλειν* findet sich nur an den oben citierten Stellen der Dissertationes. Da es wohl unwahrscheinlich ist, daß Chamisso zuerst die Dissertationes und dann den magern Auszug des Encheiridion gelesen habe, so darf wohl angenommen werden, daß Neander ihm die auf jenes *συνθέλειν* bezüglichen Anschauungen Epiktets mitgeteilt habe. Darum finden wir auch diese Anschauungen schon vor der Lektüre des Encheiridion in „Adelberts Fabel". Über Epiktet vgl.: Zeller „Philosophie der Griechen" 3, $1^3$, 747 ff. und Winnefeld Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Neue Folge 49, 1 ff. 193 ff., insbesondere S. 223 f. Mit welcher Verehrung man noch drei Zehnjahre später neben dem künstlerisch Schönen der Philosophie Platos das sittlich Starke Epiktets betrachtete, ergiebt sich aus dem Briefwechsel K. Enks von der Burg und W. Heinzels (Wien 1887, S. 23 und öfter).

Die letzten ausgeführten Scenen, die bis zu dem Augenblicke führen, da Agrippina von Andolosia ins Kloster gebracht wird, fügen den bisher angeführten Beweismomenten epikteteischen Einflusses kein neues hinzu. Andolosia erscheint gereifter; vielleicht darf angenommen werden, daß er am Schlusse des Stücks, kurz vor seinem Untergang, zu einem resignierten θεῷ συνθέλειν bekehrt erscheinen sollte. Die Annahme läßt sich mit den Hypothesen, die Koßmann (S. XXXV) über den wahrscheinlichen Ausgang des Stücks aufstellt, wohl vereinen. Die letzten Scenen des Fragments halten sich genau an die Vorlage und ergänzen im besten Falle die Charakterzeichnung Agrippinens.

Sehr richtig erkennt Koßmann, daß Chamisso einer erfolgreichen Ausgestaltung Agrippinens nicht gewachsen war. Wenn Andolosia oder Ampedo oder der Klausner spricht, so kommt die dem Stücke eingeimpfte Idee zu Wort; es galt nur jene Gegensätze mit mehr oder minder reichem Wortprunk auszustatten. Agrippina indes aus einer hahnebuchen derben Volksbuchfigur zu einer menschlich anziehenden Gestalt zu machen, hätte Chamisso reichere psychologische Erfahrung, eine intimere Kenntnis des weiblichen Herzens besitzen müssen. Ein Pendant zu Goethes Adelheid hätte erstehen sollen, eine Frauenerscheinung von bestrickendem Liebreiz und eine rücksichtslose, ränkevolle Ichnatur. Goethe erzählt uns: „Ich hatte mich, indem ich meine Adelheid liebenswürdig zu schildern trachtete, selbst in sie verliebt, unwillkürlich war meine Feder nur ihr gewidmet, das Interesse an ihrem Schicksal nahm überhand" (Dichtung und Wahrheit, Hempel 22, 117). Die reizende Frau habe den Titelhelden bei dem Autor ausgestochen, fügt er hinzu. Chamisso scheint diesen Prozeß gar nicht oder nur zum Teil durchgemacht zu haben. Wenn in der 5. Scene am englischen Hofe die Ritter von Agrippina sprechen, erscheint sie als Inbegriff bestrickender Weiblichkeit. „Die wäre wahrlich! selbst in Frankreich schön," meint ein Franzose. Rinaldo, der oben erwähnte, bekennt dem bewunderten Sieger Andolosia:

Es darf der Sieger weilen, noch sie schauen,
Sich wonnen noch in ihrer Augen Lichte,
Es muß der Arme namenlose fliehen
Mit süßen Schmerzen in verschloss'ner Brust
O wüßtest Du . . .

Er bricht ab. Andolosia erwidert: „Ich seh'." Und in der folgenden Scene erklärt wiederum der Franzose:

Dank und Anerkennung tragen,
Herrin, wir aus diesem Lande,
Die wir sah'n auf fremden Strande
Solcher Schönheit Sonne tagen
Blendenden Strahlen.

Doch wenn in derselben Scene Agrippina zum erstenmale redend auftritt, so kommt der gewünschte Effekt nicht hervor. Was die Ritter über sie gesagt haben, scheint uns unbegreiflich. Zunächst erdrückt die schwierige Form, in die Chamisso ihre Worte gepreßt hat, jeden individuellen Ausdruck. Dann legt Agrippina ihre Karten zu offen auf den Tisch. Die Wechselwirkung der Geschlechter erscheint in ihrem Liede als treibender Reiz der Feste; statt sirenenhaft zu erscheinen, philosophiert sie selbst über das Sirenenhafte der Frauen. Wir hören ein gereiftes Weib, das zu psychologischer Analyse neigt, das mit ihrer Weisheit gern den Mann bemuttert, das dem Manne vorwegnimmt, was besser er sagen sollte. Und neben diese Emanzipierte der 6. Scene tritt dann eine kühl blasierte Agrippina im nächsten Auftritt, eine Kokette, die ihrer Wirkung bewußt ist und den Mann als Spielzeug betrachtet: „Wurde doch uns nur zum Spiele

Diese Vogelart erschaffen, Und wir üben unsre Waffen, Uns ergötzend, nach dem Ziele." Sie will weibliche List gegen männliche Stärke ausgespielt wissen. An diesem Hybrisliede scheitert die ganze Gestalt. Wie soll uns diese Agrippina menschlich nahe kommen? Ist's doch schon eine starke Zumutung, daß sie später, getreu nach dem Volksbuche, dem verliebten Andolosia Gegenliebe vorlügt, nur um der schoflen Geldgier ihres Vaters als Werkzeug zu dienen. Chamisso, weit entfernt, ihre Beweggründe in eine höhere Sphäre emporzuheben, läßt sie die frostige Rolle der kalt überlegten, bewußten Schwindlerin spielen und legt ihr ein unzweideutiges Bekenntnis ihrer *μοχθηρία* in den Mund! Das Lied, mit dem Agrippina ihr Opfer in den Schlaf singt, die von Chamisso später in seine Gedichte aufgenommene „Katzennatur" ist wenig geeignet, den Eindruck zu ändern. In den letzten Scenen 21 und 22 kann das verdiente Unglück dieses Scheusals uns wenig erschüttern. Aristoteles hätte da nur die undramatische Wirkung der *φιλανθρωπία* festgestellt. Chamisso sucht den dramatischen Eindruck zu verstärken, indem er ihren Schmerz zu einem wild leidenschaftlichen macht. Um so sonderbarer, daß sie zuletzt in Worte der Reue ausbricht (Scene 21, Vers 109 ff.), um gleich darauf in wildwütigen Anapästen zu toben: „Wildgrimmiger Leu, du verdarbst in der Brust Und der Liebe Gewalt und den Mitleid ganz, Richtender Gott, weh, weh Rasender mir Die zum Zorn ich gereizt den verderblichen Mann."

Chamisso scheint sich bewußt gewesen zu sein, daß er ein Unding in Agrippina geschaffen habe. Er hatte gewiß eine energische Umarbeitung im Sinne. Drei Monate nach Abbruch der Arbeit, als der Fortunatplan beinahe schon aufgegeben war, macht er nach dem Leben neue Studien zu seiner Agrippina (vgl. Koßmann, S. X und XV). Er war wohl zur Erkenntnis gekommen, daß seine bisherige Lebenserfahrung gerade zu solcher Schöpfung nicht ausreiche.[1])

Soweit ich die Frauengestalten überschauen kann, die dem jungen Chamisso nahe getreten sind, finde ich vor der Arbeit am Fortunat nur eine, die ihm Züge zur Agrippina liefern konnte. Ich meine Ceres Duvernay. Leider ist Chamissos Verhältnis zu Ceres trotz vielfacher Nachrichten aus dem gedruckten Materiale nicht ganz klarzustellen. Hoffentlich erzählt uns einmal ein Kenner des Nachlasses dieses Verhältnis nach den originalen Quellen. Ich habe mich in meiner Erörterung (S. XI f.) absichtlich auf das Vorsichtigste ausgedrückt. So viel scheint sicher: unter der Koketterie der Frau hat Chamisso ernstlich gelitten. Und ich kann mir ganz gut denken, daß er in Stunden des Unmuts

[1]) Dieses verspätete Modell wird in Chamissos Briefe an Varnhagen vom 27. Januar 1807 als eine „Kokette, durch zahlreiche Siege berühmt", dann als ein „junges, eben nicht schönes Mädchen" geschildert. Chamisso erklärt feierlich: „Ich werde doch nicht sie lieben"; gleichwohl merkt jeder Verständige, daß Chamisso sich für das Mädchen interessiert, daß er nicht unglücklich ist, „schon bei erster Sicht" von ihr beachtet worden zu sein. Sieben Wochen später erzählt er demselben Freunde, daß seine Brüder ihm „ein junges, liebliches Mädchen" mit vielen Tausenden zur Gattin bestimmt hätten, daß er sie aber ablehne. Ich nahm (S. XXXV) an, daß beide Mädchen eine Person seien. Koßmann fragt, woher ich das wisse; woher weiß Koßmann, daß ich fehlgegangen bin? Sein psychologischer Blick scheint wenig scharf zu sein, wenn er die beiden oben citierten Äußerungen für unvereinbar hält. Oder soll die Thatsache, daß der erste Brief aus Vertus, der andere aus dem wenige Meilen entfernten Troyes stammt, als Gegenbeweis dienen? In Vertus war Chamisso bei seinem Bruder Karl, in Troyes bei seiner Schwester; dennoch schreibt er aus Troyes: „Meine guten, liebenden Brüder sehen's und staunen", daß er nämlich auf die Partie nicht einging . . . Uebrigens sie seien nicht identisch. Was liegt daran?

sich als ihr Spielzeug empfunden habe. Rechnet man einige jugendliche Übertreibung hinzu, so kann er auf Augenblicke Ceres wenigstens in seinem Innern vorgeworfen haben, was Agrippina in der 7. Scene zu ihrem Programm macht; in solcher Stimmung ruft er der Freundin dann ein pathetisches „Vous, vous m'avez trompé, Madame" zu, um wenige Tage später wieder seine beste Freundin in ihr zu sehen. Als er indes an die Schaffung Agrippinens ging, mag seine Phantasie an den Reminiscenzen aus der Zeit, da er mit Ceres geflirtet, sich genährt haben. Ob Ceres in diesem Augenblicke ihm in ganz anderm Lichte erschien, ist beinah' gleichgültig (vgl. Koßmann, S. X). Ja vielleicht trug Chamisso absichtlich allerstärkste Farben auf, um Agrippina mit Ceres nicht ganz in Eins fließen zu lassen. Jene Züge einer weltgewandten, überlegenen, gereiften Kennerin des andern Geschlechts teilt Agrippina gewiß mit Ceres; günstig also hat das Modell nicht eingewirkt. Bei der Fanny des Schlemihlmärchens ward ihr Vorbild ohne Zweifel glücklicher verwertet.

Nicht die dem Stücke unterlegte Idee und nicht die zur Charakteristik verwerteten Farben leihen dem Fragment sein romantisches Kolorit. Das reiche Formengewand rückt es vor allem den Dichtungen Tiecks nahe. Koßmann sagt mit Recht, Chamisso habe es sich, dem Octavian in der Form nacheifernd, nicht leicht gemacht (S. XII); der Herausgeber notiert auch sorgfältig bei jeder Scene ihre Maße. Er stellt fest: Blankverse, vierfüßige Trochäen, Alexandriner, Trimeter, Anapäste, Terzinen, Assonanzen, zwei Sonette, 21 Stanzen, acht Decimen, vier Gedichte in lyrischen Strophen. Ich glaube, wir können noch einige Schritte über eine solche Aufzählung hinausgehen. Zunächst reicht der Octavian als Vorbild nicht aus; Chamisso verwertet Formen, die Tiecks Dichtung nicht kennt. Der an Shakespeare gebildeten Praxis Tiecks entspricht allerdings, daß Chamisso — ebenso wie Fouqué im „Galmy" — Prosa in die Versdichtung einschiebt und diese Prosa zu komischen Effekten ausnutzt. Doch schon in dieser Richtung geht er über sein Vorbild hinaus. Nicht nur komische Figuren, wie der Narr des Londoner Hofs, auch Andolosias tragische Person verfällt in tragischen Momenten auf eine derbklotzige, burleske Prosa, während sein Gegenpart in Versen spricht. Es sind jene Momente, in denen — dem mit Fouqué vereinbarten Programme entsprechend — die „an sich höchst tragischen Figuren das höchste Komische gebären". Chamisso scheint auch die Wirksamkeit dieser Technik an seiner Umgebung erprobt zu haben (vgl. Koßmann, S. XXVII zu Scene 11).

Doch auch in den versifizierten Partien geht Chamisso über das Vorbild des Octavian hinaus. Er mischt antike und moderne Maße. Aus dem „Alarcos" von Friedrich Schlegel holt er sich Trimeter und wie Schlegel verquickt er das Maß des antiken Dramas mit Assonanzen. Tieck ist erst im Jahre 1812 in seinem „Dämmchen" zu dieser Form fortgeschritten, um sie dann in seiner Fortunatbearbeitung 1815 festzuhalten. Anapäste entlehnt Chamisso dem „Jon" Wilhelm Schlegels (vgl. seine Werke 2, 119); er gebraucht sie dem Vorbild entsprechend an dramatisch gesteigerter Stelle.

Die Benutzung der modernen, romanischen Maße hält sich genau an die Vorschriften der romantischen Theorie. Eine Scene am Londoner Hofe will durch ein Versfeuerwerk die Pracht des Hoffests schildern. Der Kanzler ergeht sich in längerer Rede, halbmystisch andeutend und ausdeutend, über den tieferen Sinn der eben beendigten Turnierspiele. Die Rede ist in Terzinen gehalten; denn Bernhardis Sprachlehre von 1803, das Lehrbuch romantischer Metrik, bemerkt: „Der Charakter dieser Strophe ist ununterbrochene Folge der Reimverkettung. Daher es sich zur didaktischen Darstellung, deren Wesen eine durchgängige Verkettung und Verknüpfung von Ideen ist, am besten paßt . . . Auch in kleineren, ermahnenden und belehrenden lyrischen Stücken wird diese Strophe mit großer Wirkung gebraucht, und sie führt, wegen ihrer strengen und doch

versteckten Regel in der Reimstellung auf eine Zweckmäßigkeit für Gegenstände mysteriösen Inhalts" (2, 427). Wie hier Chamisso der Vorschrift Bernhardis sich fügt, so läßt er sich von ihm den Gebrauch der Decime im Drama lehren. Er verwertet sie „bei steigender Leidenschaft, wo sie den Fluß und Sturm derselben gut ausdrückt" (a. a. O., S. 435), also etwa in Scene 7 zu dem Triumphlied Agrippinas, das in übermütigster Weise den Mann als Sklaven der Frau hinstellt. Auch die Scheidung, die Bernhardi (a. a. O., S. 425) zwischen der ruhigeren epischen und der schwungvollen dramatischen Stanze vornimmt, kommt in den pathetischen Stanzen des zu Ruhm und Ehre ausziehenden Andolosia, dann in der ergreifenden Mahnung des Gremiten zu ihrer Geltung. Wenn endlich der Alexandriner zu komischer Wirkung dem bornierten Könige von England und seinem ratlosen Rat in den Mund gelegt wird, so hat Bernhardi (a. a. O., S. 391) auf den vortrefflichen komischen Gebrauch hingewiesen, den der junge Goethe im Jahrmarktfest zu Plundersweilern von ihm gemacht hat.

Hauptvers im Dialog ist der Blankvers wie im „Octavian". (Der „Galmy" nutzt den Knittelvers.) Neben ihm erscheinen vierhebige assonierende Trochäen in Scene 11 und 20 — das Lieblingsmaß des Anfängers Fouqué; seine unter W. Schlegels Ägide veröffentlichten „Dramatischen Spiele von Pellegrin" (1804) verwerten ihn gern.

Zu den rein lyrischen Einlagen benutzte Chamisso zunächst einfache trochäische und iambische Vierzeiler, die uns auch im „Galmy" begegnen; dann eine komplicierte Strophe Tiecks (Werke 1, 331; vgl. Koßmann S. XXIII). Endlich begegnen wir dem jedermann geläufigen Liede „Katzennatur", das Chamisso in seine Gedichte aufgenommen und dessen Form er sich selbst gebildet hat.[1])

Ohne Zweifel hat also Chamisso die Metrik seines Fragments sich ehrlich sauer werden lassen. Freilich krönt nur selten echter Erfolg seine Bemühungen. Mühsam fügt sich seine an Gallicismen reiche Sprache der raffinierten Form. Ein schülerhaftes Exercitium, mehr ist der Fortunat nicht; wenigstens von formaler Seite. Um so interessanter ist uns sein Gedankengehalt. Leicht fügt er sich in den Bildungsgang des Dichters ein. Denn das Thema der Resignation wird von Chamisso noch oft angeschlagen. Gleich seine nächste große Dichtung, der Schlemihl, predigt die Freuden resignierter Selbstbesinnung. Und in dieser Resignationsstimmung tritt Chamisso unsern Klassikern an die Seite. „Von der Gewalt, die alle Menschen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet", die Worte hätte Chamisso seinem Fortunat als Motto vor-

[1]) Nicht bloß in der Metrik des Fragments liegt seine romantische Form. Auch die Sprache wäre heranzuziehen. Koßmann notiert einige Eigentümlichkeiten der Sprache in seinen kritischen Anmerkungen (S. 66 ff.). Freilich hält er aus Unkenntnis manches für Eigenheit Chamissos, das nur der Sprache der Romantik abgelauscht ist. Der zu Scene 20, Vers 131 hervorgehobene „syntaktisch lose Dativ", den Chamisso gern gebraucht, hätte sich auch vor Koßmanns Augen als Eigentümlichkeit des romantischen Stils enthüllt, wenn er einen Blick in Petrichs „Drei Kapitel vom romantischen Stil" (Leipzig 1878, S. 130 f.) gethan hätte. Petrichs fleißige Zusammenstellungen sollten bei sprachlichen und stilistischen Untersuchungen aus dem Gebiete der Romantik überhaupt mehr beachtet werden. Agrippinas Lied, Scene 6, Vers 71 ff. ist ein glänzender Beleg für die musikalischen Neigungen der Romantik (vgl. Petrich a. a. O., S. 19 ff). Auch Chamisso spricht von einem „klingenden Glanze", von „thauenden Blicken"; süße Schmerzen entzünden sich „in der Töne Meer" u. s. w. Um nicht meine kleine Studie noch mehr auszudehnen, begnüge ich mich mit diesen Andeutungen.

setzen können. Ein Epigone der Klassiker, Grillparzer, aber faßt sein sittliches Programm in den echt epikteteischen Versen zusammen:

Schatten sind des Lebens Güter,
Schatten seiner Freuden Schaar,
Schatten Worte, Wünsche, Thaten,
Die Gedanken nur sind wahr
Und die Liebe, die du fühlest,
Und das Gute, das du thust.

Wien. Oskar F. Walzel.

Wolff Eugen, Geschichte der deutschen Litteratur in der Gegenwart. Leipzig, S. Hirzel. 5 M.

Wer noch in der Lage ist, von Eugen Wolff enttäuscht zu werden, den wird dies Buch enttäuschen. Schon der Titel erweckt falsche Erwartungen, denn von einer wirklichen historischen Entwicklung ist hier nicht die Rede; nur ein kritischer oder sagen wir besser kritisierender Überblick der neueren Litteratur in ungefährer chronologischer Folge wird uns aufgetischt. Wie aber sieht diese Kritik aus! Nirgends wird auch nur der Versuch gemacht, eine ganze Dichterfigur in ihrer Eigenart hinzustellen oder auch nur ein einzelnes Werk tiefgehend zu erfassen; dem Verfasser geht die psychologische Feinfühligkeit, die er (S. 361) Brandes nachrühmt, so völlig ab, wie was er ihm abspricht: „die rein ästhetischen und rein litterarischen Verhältnisse, sowie die gleichmäßige Vertiefung in das Detail, welche für objektive Betrachtung unerläßlich ist.“ Dieser feine Kenner behauptet z. B. (S. 83), Gerhart Hauptmann habe alles gethan, um Loth (in „Vor Sonnenaufgang“) in ein glänzendes Licht zu stellen, er bespricht Hebbel (S. 280) als Lyriker ausführlich, als Dramatiker nur in flüchtigstem Vorübergehen; er erklärt, Fritz Reuter habe „mit allen glänzenden Kunstmitteln des modernen Romans“ um das Herz des modernen Publikums geworben (S. 168). Freilich ist es bei Wolff schwer, zu entscheiden, ob er aus Phrasenhaftigkeit oder aus Verständnislosigkeit so verblüffende Urteile abgiebt. Denn ein Buch, wo die Phrase sich gemütlicher und banaler breit machte, ist uns seit Portigs „Schiller und Goethe“ nicht vorgekommen. „Charakteristik und Realistik ist das Wesen des germanischen Kunststils“ (S. 22); so etwas darf man ruhig sagen, wenn man die „verwaschene Phrase“ vom Real-Idealismus so sinnig durch „Ideal-Realismus“ ersetzt (S. 28) oder sich folgende Sätze leisten kann: „Realismus bekunden nun schon Storms Stoffe und Motive. Namentlich ist die Liebesglut in allen Stadien ihrer Entwicklung gezeichnet, wie sie flammend heiß emporlodert“ (S. 208). Bei so scharfer Erfassung der Begriffe „Realismus“ und „Idealismus“ wird man über keinen Widerspruch mehr staunen und es ganz natürlich finden, wenn Wolff (S. 86) Gerhart Hauptmann an denselben Schiller weist, dessen Stil (S. 15) lebenskräftige Keime für das Drama der Gegenwart nicht enthält oder wenn er das „Fragezeichen am Schluß“, das er bei Ibsen (S. 120) tadelt, bei G. Keller (S. 289) bewundert. — An andern Stellen ist es überhaupt nicht möglich, sich bei Wolffs tönenden Redensarten etwas Ernstes zu denken. „Die Wallung des Blutes kündet, was einst die Stimme des Herzens sprach“ (S. 33). „Die Zukunft der deutschen Volks- und Nationalbühne liegt da, wo deutsches Volkstum wächst: in der Familie und bei der produktiven Arbeit, in der Urwüchsigkeit des deutschen Stammesbewußtseins“ (S. 140). Neben solchen Orakelsprüchen dienen zur „Uppermünterung“ des Stils, wie Reuter sagen würde, schöne Worte wie „Idealistik“ (S. 8) und „Prickelei“ (S. 214) und besonders köstlich gewählte Citate: „Wie treffend

sagt Schiller —" (S. 24). „Und wahrlich! gerade heute wäre eine Wirkung der Kunst auf das Volk vonnöten: denn nur

Wer der Dichtung Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar!" (S. 137.)

„Namentlich bewährt dies Epos die Berechtigung des Schillerschen Entsetzensrufes: „Da werden Weiber zu Hyänen" (S. 155). Auf der Höhe dieser so sinnig angewandten Blüten und Perlen deutscher Dichtung steht der Ausruf: „Das neue Dichtergeschlecht hätte lernen sollen, daß der Kühnste der Größte ist — habts a Schneid!" (S. 68). Und dieser sichere Geschmack, der Herrn Wolff so ganz besonders zur Kritik befähigt und der ihm schon längst einen ganz besondern Ruf verschafft hat, zeigt sich auch in so hübschen Gleichnissen wie dem vom „Parfüm-Talmiduft des Salons" (S. 60) oder in Wendungen wie diese: „Sittlich und religiös ist diese Ich-Lehre schon gar nicht" (S. 75). „Nur die Hypothese sucht mit kühnen, freilich oft schiefen Blicken bald von der einen, bald von einer andern Seite (sic) den Nebel zu durchdringen" (S. 144); „dies Prachtexemplärchen von Kulturbestie" (S. 223; gemeint ist — die Kommerzienrätin aus Fontanes „Frau Jenny Treibel!"). „Wir fürchten, diese Kuh wird an der jüngstdeutschen Poetik als erschreckendes Wahrzeichen haften bleiben" (S. 251). „Am tiefsten ist wohl „Das Gemeindekind" in die Seele eines völlig eigenartigen Wesens eingedrungen" (S. 212). Endlich würzt der Verfasser, der (S. 30 f.) selbstverständlich vor der puristischen Mode seine Verbeugung macht, seine Darstellung noch durch die überflüssigsten Fremdwörter, spricht gleich auf der nächsten Seite (S. 31) vom „tiers état", läßt eine Heldin (S. 226) sich „decouvrieren" und sagt (S. 64) gut maccaronisch: „Für unsern Dichter sind naturalia immer non turpia."

Ich hätte mich bei diesen ergötzlichen Äußerlichkeiten nicht so lang aufgehalten, wären sie nicht auch für die innere Form des Buches so charakteristisch. Die gleiche Unfähigkeit klarer Erfassung führt ihn bei der Beurteilung früherer Perioden irre, wenn er (S. 104) das Wort „Nerven" bei Klinger im modernsten Sinn nimmt; sonst leistet ihm freilich Unkenntnis dieselben Dienste, wenn er etwa in Dumas' „Kameliendame" zuerst den Sieg der Sünderin und den ungesund empfindsamen Versuch ihrer Rehabilitierung findet (und „Menschenhaß und Reue"?) oder wenn ihm (S. 325) J. Hart mit der Schilderung des Großstadttreibens „ein Stück modernes Leben neu für die Lyrik gewonnen hat". Sie macht es ihm unmöglich, klare Analysen zu geben, wofür die Eselsbrücke breiter Proben, besonders beim Roman aushelfen muß; sie läßt ihn statt individueller Charakteristik Urteile wie „psychologisch ebenfalls fein gearbeitet" (S. 216) und das breite inhaltslose Gerede über Oskar Linke (S. 332) vorbringen. Der Chauvinismus, der sich in der Fremdwörterverfolgung und noch mehr in den Klagen über die „Entsittlichung" Deutschlands durch die französischen Dramen (S. 112) bemerkbar macht — als ob Hoffmannswaldau und Besser, Kotzebue und Clauren den Dumas und Sardou auf die Kreide zu setzen wären! — läßt ihm auch die geschmackloseste Deklamation von Rittershaus (S. 317) ihres „patriotischen" Inhalts wegen „bedeutsam" erscheinen und giebt ihm natürlich einen völlig einseitigen Standpunkt gegenüber Wildenbruch (S. 43 f.) und R. Wagner (S. 49). Dazu kommt noch der Lokalpatriotismus, der Klaus Groth immer wieder über Gebühr preist und für die Kieler Freie Bühne (S. 138) Reklame macht. Bei all dem laufen natürlich auch bessere Partien mit. Es ist ein ganz guter Gedanke, den eisernen Bühnenbestand des deutschen Theaters (S. 122 f.) hier zu mustern, wobei ich freilich Goethes Revolutionslustspiele (S. 125) auch dann nicht zur Wiederaufnahme empfehlen würde, wenn ich mich berechtigt glaubte, so schlankweg (S. 119) von der „demokra-

tischen Lüge" zu reden. Auch daß Wolff das ausländische Drama auf der deutschen Bühne (S. 110 f.) mit einbezieht, ist lobenswert. Die Kritik (S. 353 f.) hätte ich nicht besprochen, wenn ich nicht einmal für so wichtige Litteraturgattungen wie Brief, Tagebuch, Aphorismus Raum gehabt hätte; und jedenfalls hätte ich sie eher weggelassen, als die gesamte darstellende Litteratur, Ranke und Mommsen und Treitschke, Hermann Grimm und Scherer, Haeckel und Helmholtz. Wolff aber hatte hier zu viel auf dem Herzen. Schon vor der Thür dieses Schlußkapitels poltert er gegen die böse Presse (S. 352), deren Sünden ich nicht leugne, die aber gerade für Anzengruber und gegen die Marlitt gekämpft hat. Es folgt ein Zerrbild der modernen Kritik, das über ein paar berechtigten Klagen alles, was an ihren Besten zu loben ist, verschweigt. Ich denke, eine Recensentenschaar, die G. Freytag, Kürnberger, Julian Schmidt, Fontane, Hermann Grimm, Scherer in ihrer Mitte gesehen hat, läßt sich nicht lediglich mit ein paar Späßen und Anklagen abthun. Aber Wolff hat nur einmal zu loben — und da lobt er Bleibtreu, weil er Hauptmann entdeckt habe (S. 363), was aber Brahm gethan hat. — Trotz alledem wäre es schade, wenn dieser Abschnitt fehlte. Denn der Verfasser hat hier auch ein persönliches Erlebnis mitgeteilt: wie K. J. Schröer seinen „Goethe" für das Litterarische Centralblatt recensieren wollte und wie ihn dann dort ein anderer besprach (S. 369). Um an diesem klassischen Beispiel so recht deutlich die Wertlosigkeit der Kritik darzuthun, druckt er voller Selbstverleugnung ein gutes Stück aus der nichts weniger als schmeichelhaften Recension des unerbetenen Richters ab; denn dem andern hatte der über die Zusendung von Recensionsexemplaren (S. 371) wetternde Verfasser sein Buch zugeschickt. Durch diesen Zwischenakt ist in das von Oberflächlichkeit und Phrase bedeckte Buch doch einmal auch ein sachliches Urteil hereingekommen; und wir hoffen, daß das unzweifelhaft bald erscheinende nächste Werk des Herrn Wolff in ähnlicher Weise einen Auszug aus unserer Besprechung zur Geltung bringen wird.

Berlin. Richard M. Meyer.

---

## Berichtigung.

Zu Band 3, S. 735 ff. Der Brief Bürgers an Karoline Bischoff ist, wie Herr Pastor C. Nutzhorn in Bissingen leider erst zu spät bemerkte, bereits von Strodtmann in der Illustrierten Frauenzeitung 1877, Nr. 42 („Zur Geschichte von Bürgers erster Ehe"), allerdings ohne das Fragment von Dorette, veröffentlicht worden. Die Fortsetzung des Aufsatzes (Nr. 44, 46) enthält Auszüge aus Briefen von Molly und Dorette.

# Bibliographie.[1])

## 1. Zeitschriften.[2])

**Verhandlungen** der 33. **Versammlung deutscher Philologen** und **Schulmänner** in **Köln** vom 24 bis 28. September 1895.

Allgemeine Sitzungen Ziegler, Die Philosophie im Schulunterricht, ein Kapitel aus der Geschichte der Hohen Karlsschule in Stuttgart. — Wenker, Über den Sprachatlas des Deutschen Reiches.

Neuphilologische Sektion. Kellner, Goethe und Carlyle.

Germanistische Sektion. Rötteken, Über die Dichtungsarten (vgl. Euphorion 3, 336). — Schröder E., Über die im ersten Bande der „Deutschen Sagen" (2. Ausgabe, S. 275) enthaltene Geschichte von den verfluchten Tänzern von Kölbigk.

Pädagogische Sektion. Kehrbach, Bericht über die wissenschaftlichen Veröffentlichungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.

**Biographisches Jahrbuch** für **Altertumskunde.** (Beiblatt zum Jahresbericht über die Fortschritte der classischen Altertumswissenschaft.) Jahrgang 19. Heft 1—5.

[1]) Ich wiederhole aus den früheren Bänden, daß es der Zweck dieser Bibliographie ist, die Leser der Zeitschrift über die für sie wertvollen und wichtigen neuen Erscheinungen rasch zu orientieren. Es ist daher jede Vollständigkeit ausgeschlossen, Unwesentliches von vornherein ausgeschieden. Recensionen sind in der Regel nur dann aufgenommen, wenn sie die Sache entschieden fördern und neue Behauptungen auch beweisen. An abgelegenen Orten Gedrucktes ist ausführlicher wiedergegeben als das allgemein Zugängliche, urkundliche Mitteilungen sind sorgfältiger gebucht als darstellende Artikel. — Mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum wird von nun ab noch größere Knappheit und strengere Auswahl angestrebt; Artikel und Bücher über politische Geschichte 2c. werden seltener verzeichnet; aus der Litteratur des 18. und 19. Jahrhunderts werden bloße Neuauflagen ohne wissenschaftlichen Wert ebenso wie Übersetzungen in fremde Sprachen beiseite bleiben. Übrigens mußten diesmal mehrere Abschnitte der Bibliographie für das nächste Heft zurückgelegt werden. — Die Herren Autoren und Verleger bitte ich um möglichst rasche Zusendung der einschlägigen Bücher, Dissertationen, Programme, Sonderabzüge und Zeitungen, weil nur in diesem Falle eine genügende Berichterstattung erfolgen kann.

A. Sauer.

[2]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1896 zu ergänzen.

Müller Albert, Ludwig Ferdinand Herbst, geb. 30. Juni 1811, gest. 23. November 1894.

Wolters P., H. G. Lolling, geb. 23. November 1848, gest. 22. Februar 1894.

Ziehen J., Robert Fröhlich, geb. 19. März 1844, gest. 23. Mai 1894.

Schulteß O., Konrad Meisterhans (1858—1894).

Schlee E., Christian Kirchhoff, geb. 11. Juni 1822, gest. 23. August 1894.

Haeberlin C., Heinrich Keil, geb. 25. Mai 1822 zu Greifsow, gest. 27. August 1894 zu Friedrichroda.

**Jahresbericht** über die Erscheinungen auf dem Gebiete der **germanischen Philologie.** 17. Jahrgang 1895. Erste Abteilung.

I. Hartmann F, Allgemeine Lexikographie. — II. Wersche K., Namenkunde. — III. Hartmann F., Allgemeine und vergleichende Grammatik, Metrik. Nr. 74 ff. Deutsche Grammatik. — IV. Böttticher, Neuhochdeutsch. — V. Seelmann W., Deutsche Mundartenforschung (außer niederdeutsch). — VI. Böttticher, Litteraturgeschichte. — VII. Bohm, Alterthumskunde. Nr. 35 ff. Deutsche Geschichte. Nr. 59 ff. Einzelne Landschaften. Nr. 81 ff. Städte. — VIII. Mann P., Kulturgeschichte. Nr. 12 ff. Landschaften. 20 ff. Städte. 44 ff. Familien. 56 ff. Buch- und Schriftwesen. 82 ff. Gottesdienst und Kirche. 128 ff. Kunst. 158 f. Schule und Bildung. 170 Trachten. 171 f. Universitäten.

**Jahresberichte** für **neuere deutsche Litteraturgeschichte.** Band 5. (Jahr 1894). 1. Abteilung.

I. Allgemeiner Teil. I, 1. Harnack O., Litteraturgeschichte. — I, 2. Golther W., Geschichte der deutschen Philologie. — I, 3. Hase O. v., Schrift- und Buchwesen. — I, 4. Liebe G., Kultur-Geschichte. — I, 5. Hauffen A., Volkskunde. — I, 6. Naumann E., Die Litteratur in der Schule. — I, 7. Scheel W., Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache.

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. IV, 1. Allgemeines. a. Stern A., Litteraturgeschichte. — b. Winter G., Politische Geschichte. 1893, 1894.

**Jahrbuch** der deutschen **Shakespeare-Gesellschaft.** Jahrgang 32.

Fischer Kuno, Shakespeare und die Bacon-Mythen. Vortrag zur Jahresversammlung 1895.

Fränkel L., Shakespeare an den deutschen Hochschulen der Gegenwart.

Kilian E., Die Münchener Shakespeare-Bühne. Umarbeitung eines in der „Deutschen Dramaturgie", Jahrgang 1, Heft 7—9 erschienenen Aufsatzes.

Kilian E., Eine neue Bühnenbearbeitung von König Heinrich VI. Von W. Buchholz.

Mauntz A. v., Zur Texterklärung und Übersetzung ins Deutsche von Shakespeares Heinrich IV., erster Teil.

Hebler C., Zu dem Artikel: Die neueste deutsche Hamlet-Litteratur im Jahrbuch 1895 (vgl. Euphorion 1, 237 und 491).

Fellner R., „Was Ihr wollt" auf einer neuen Shakespeare-Bühne.

Nekrologe: Gustav Freytag. — Tanger G., Julius Zupitza. — Bormann W., Eduard Wilhelm Sievers. Wiederholung und Ergänzung des unvollständig gebliebenen Nekrologs im vorigen Band.

Schwartz R., Gedankenübereinstimmung Shakespeares mit einem pommerschen Geschichtsschreiber [Thomas Kantzow].

Koch M., Ludwig Tiecks Stellung zu Shakespeare. Vortrag zur Jahresversammlung 1896.

Wechßung A., Statistischer Ueberblick über die Aufführungen Shakespearischer Werke auf den deutschen und einigen ausländischen Theatern im Jahre 1895.

**Goethe-Jahrbuch.** Band 17. Mit dem 11. Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft.

I. Neue Mitteilungen: I. Mitteilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv. 1. Wahle J., Betrachtungen über ein dem Dichter Goethe in seiner Vaterstadt zu errichtendes Denkmal. Ein Aufsatz datiert Weimar 21. Mai 1821: das Resultat von Besprechungen Goethes mit H. Meyer und Kanzler v. Müller. — 2—4. Harnack O., Über Kunst- und Handwerk; Über die Gegenstände der bildenden Kunst; Über strenge Urteile. Drei Aufsätze Goethes aus dem Gedankenkreise der Propyläen. — 5. Leitzmann A., Briefwechsel zwischen Brinckmann (Paris, 29. November 1799; Berlin, 4. October 1803, 15. Mai 1804) und Goethe (Weimar, 1. Juli und 24. October 1803). Nebst einem Briefe Brinckmanns an Karoline von Wolzogen (Berlin, 16. Mai 1804) — 6. Geiger L., Briefe Fr. Tiecks an Goethe. 1802 bis 1828. — 7. Gräf H. G., Zwei Briefe von Johann Heinrich Voß an Goethe. Jena, 27. April 1805 (meldet seinen Abgang nach Heidelberg); Heidelberg, 26. October 1806. — II. Otto F., Besuch des Freiherrn Ludwig Löw von und zu Steinfurt bei Goethe am 3. Oktober des Jahres 1829. Nach einer späteren Aufzeichnung des Freiherrn K. F. L. von und zu Steinfurt (1803—1868). Interessante Aussprüche Goethes über die theologischen Streitigkeiten der Zeit, über seine Toleranz in religiösen Dingen, über den Galitzinschen Kreis, das Fritz-Schlosserische Ehepaar.

II. Abhandlungen: 1. Gräf H. G., Heinrich Voß der Jüngere und sein Verhältnis zu Goethe und Schiller. Charakteristik Heinrichs mit Benutzung ungedruckter Briefe von ihm an Goethes Sohn, an Christiane, an B. R. Abeken und F. K. Wolff, sowie der Manuskripte von Goethes Herrmann und Dorothea, Reinecke Fuchs und Achilleis, an deren metrischer Ausgestaltung Heinrich Voß Anteil hatte. — 2. Meyer R. M., J. P. Eckermann. Charakteristik Eckermanns auf Grundlage seiner „Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe". Mit richtigem Blick habe Goethe, der längst einen ihn gebenden Schüler und Genossen, einen Verwalter und Herausgeber seines Nachlasses gesucht, um Schubarth und Zauper aber vergeblich geworben hatte, Eckermann als die dazu geeignete Persönlichkeit erkannt, ihn festzuhalten und zu seiner wichtigen Aufgabe heranzubilden verstanden. Warme Würdigung der Leistungen und der Bedeutung Eckermanns. — 3. Witkowski G., Der Erdgeist im Faust. Gespräch zweier Goethefreunde. — 4. Strzygowski J., Leonardos Abendmahl und Goethes Deutung. — 5. Schipper J., Ueber Goethes Sonette. Ein Vortrag. — 6. Friedländer M., Goethes Gedichte in der Musik. Für 24 Gedichte Verzeichnis aller Kompositionen. — 7. Valentin V., Frankfurter Maler im Goethe-Hause zu Frankfurt. Im Anschlusse an die Frankfurter Goethe Ausstellung vom Jahre 1895.

III. Miscellen, Chronik, Bibliographie. I. Miscellen. A. Einzelnes zu Goethes Leben und Wirken. 1. Zu Faust. a. E. W. Manning, Zur Chronologie des ersten Paralipomenon zu Goethes Faust (mit Faksimile). Kommt zu dem Schluß, „daß Goethe kurz vor dem 18. Oktober 1773 das I. Paralipomenon geschrieben hat, daß etwas von seinem Faust möglicherweise schon zu Papier gebracht, daß aber die Gretchen-Tragödie damals nicht ausgedacht war; und, daß er schon den Entschluß gefaßt hatte, einen zweiten Theil zu seinem Faust zu dichten". — b. Baumeister A., Die mittelalterliche Ritterburg im 2. Teil, Akt III. Goethe mußte genauere Kunde haben von der unweit von Sparta im Mittelalter errichteten, noch heute in Ruinen erhaltenen fränkischen Ritterburg Misträ. — c. Baumeister A., Höchst — d. Fürst R., Der Kampf mit dem Meere in Goethes zweitem Faust. Hinweis auf den italienischen Makrobiotiker Luigi Cornaro (1467—1566) und dessen im höchsten Greisenalter verfaßten Trattato delle acque. — e. Heidenheimer H., Zum historischen Faust. Erwähnung in einer Relation des Nuntius Minucci Köln 1583 (Nuntiaturberichte aus Deutschland

1572—1585, 2, 617). — 2. Martinsen W., Zur Entstehungsgeschichte von Goethes Singspiel „Erwin und Elmire". — 3. Distel Th., Zur letzten Kleidung Egmonts. — 4. Lorenz O., Zum Epimenides. Gegen H. Morsch, Goethe-Jahrbuch 16, 182. — 5. Geiger L., Berlin und die Xenien. (Aus Briefen Sanders an Böttiger.) — 6. Seuffert B., Die schwimmenden Inseln im Megaprazon. Hinweis auf den Socialroman von Morelly Naufrage des Isles flottantes, ou Basiliade du célèbre Pilpai, Poëme héroïque (Messina 1753). — 7. Fränkel L., J. M. Tesdorpf. — 8. Geiger L., Zu Goethes Briefen an Schadow. Vier ungedruckte Zettel Goethes 1816—1817. — 9. Geiger L., Ungedrucktes aus Autographenkatalogen. — 10. Schüddekopf C., J. G. Schlosser über Goethe 1772. Aus einem Briefe an Gleim. 11. Funck H., Karl Matthäi über seinen Besuch bei Goethe 1782. Aus einem Brief an Lavater. — 12. Jacoby D., Maria Munoch und ihre Urteile über deutsche Dichter, besonders Goethe. — 13. Geiger L., Stegmayer an Goethe. Wien, 13. Februar 1809. — 14. Stern A., Goethe und die Wartburgfeier. Der österreichische Gesandte in Berlin Graf Zichy an Metternich über seine Unterhaltungen mit Goethe und Kotzebue. — 15. Geiger L., S. Munk (1803–1867) bei Goethe. Aus einem Brief an Mor. Veit 24. September 1827. — 16. Weizsäcker P., Eichstädts Gedächtnisrede auf Goethe, gehalten bei der akademischen Preisverteilung in Jena 1. October 1832. Auszug aus der lateinischen Rede. 17. Krauß R., Eduard Mörike über den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Aus Briefen an Mährlen. — 18. Geiger L., Aus Bauernfelds Tagebuch. Aus dem Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. — 19. Geiger L., Eckermann an eine Schauspielerin. — B. Nachträge und Berichtigungen zu Band I, IV, V, X, XV, XVI. — 2. Chronik. A. Nekrologe. Bojanowski P. v., Graf Leo Henckel Donnersmarck, Sanitätsrat Dr. Felix Vulpius. — Geiger L., Robert Keil. — John Stuart Blackies. — Geiger L., Dr. Heinrich Pröhle. — Ellinger G., Wilhelm Kieser.

Burdach K., Goethes Westöstlicher Divan. Festvortrag gehalten in der 11. Generalversammlung der Goethe Gesellschaft in Weimar am 30. Juni 1896.

**Jahrbuch** der **Grillparzer-Gesellschaft.** Jahrgang 6.

Schlossar A., Anastasius Grün (A. A. Graf v. Auersperg) und Carl Gottfried Ritter von Leitner. Die Beziehungen der beiden Dichter durch deren großenteils ungedruckten Briefwechsel dargelegt. 25 Briefe von Auersperg, 17 Briefe von Leitner 1826—1876.

Glossy C., Aus Bauernfelds Tagebüchern. II. (1849—1879.)

Holland H., Briefe von Moriz v. Schwind an Eduard v. Bauernfeld. 39 Briefe. 1832–1869.

**Jahrbuch** des Vereins für **niederdeutsche Sprachforschung.** Jahrgang 1894. XX. Norden und Leipzig 1895.

Bernhardt J., Die Glückstädter Mundart. Zweiter Teil. §§ 37—81. — Sprachproben.

Wossidlo R., Die Präpositionen und präpositionalen Adverbien in der Mecklenburger Mundart.

Schell W., Zur Geschichte der Pommerischen Kanzleisprache im 16. Jahrhundert.

Tümpel H., Die Bielefelder Urkundensprache. Vortrag.

Sprenger R., Zu John Brinckmanns Erzählungen.

Köppen W., Die alten Kalenbergdrucke und Übersetzungen. I. Wert der Drucke für die Textkritik. — II. Der herstellbare hochdeutsche Text des Kalenbergers. — III. Der niederländische Text. — IV. Die englische Übersetzung.

Dietz J. Ch. F., Über die mecklenburgisch-plattdeutsche Mundart in Bemerkungen zu Richeys Dialectologia Hamburgensis.

Bolte J., Der Wegekörter von 1592. Beschreibung, Inhaltsangabe. Zwei Proben.

Verzeichnis der Mitarbeiter und ihrer Beiträge in Band 1—20.

Übersicht der in Band 1—20 abgedruckten niederdeutschen und niederländischen Texte.

Register zu den Bänden 1—20.

**Korrespondenzblatt** des Vereins für **niederdeutsche Sprachforschung.** Jahrgang 1893. Heft 17. Hamburg 1894.

Nr. 1. 3. 4. 6. Glöde O., Zum mecklenburgischen Wortschatz.

Nr. 1. Die Namen der Vögel im Niederdeutschen. (Schluß.)

Schüddekopf C., Das Breslauer Judenlied Jacobs von Ratingen.

Lugge G., Aus dem Best Recklinghausen.

Nr. 2. Koppmann K., Zu Konemann.

Sprenger R., Zu Fritz Reuters „Ut mine Festungstid".

Glöde O., Zur Sage vom Blaumäntelchen.

Nr. 3. 4. Sprenger R. und F. Frensdorff, Zu „Fr. L. von Soltaus Deutsche Historische Volkslieder. Zweites Hundert, herausgegeben von R. Hildebrand".

Nr. 4. Peters J., Zur Historie van Lukevent. (Niederdeutsche Bauernkomödien S. 137—164.)

Lugge G., Tiernamen aus dem Best Recklinghausen.

Schumann C., Die Teile des Spinnrades.

Nr. 5. Bouliéme E., Zur Bibliographie der Trierer Heiligtumbücher.

Nr. 6. Koppmann K., Reinhold Bechstein.

Schröder E., Zur Litteratur des Pfarrers vom Kalenberge.

Schumann C., Das Gleichnis vom verlorenen Sohn in lübscher Mundart aus dem Fischerdorfe Gothmund.

**Biographische Blätter.** Band 2. Heft 3.

Grisebach E., Schopenhauer und seine Mutter.

Golther W., Nachruf auf Ludwig Laistner.

Rank J., Erinnerungen an Berthold Auerbach (1887) und Ludwig Anzengruber (1890).

Eine Abschiedsrede an Treitschke von G. Freytag (1863).

Heft 4. Münz B., Ignaz von Döllinger.

H[elene] B[ettelheim]-G[abillon], Ludwig Gabillon. Geb. zu Güstrow, 16. Juli 1825; gest. zu Wien, 13. Februar 1896. Ferien-Erinnerungen.

Stockmeyer K., Albrecht Ritschl.

Holland H., Briefe von Moriz von Schwind an den Bildhauer Ludwig Schaller. 25 Briefe. 1834—1863.

Löscher H., Geschichte der Familien Mylius.

**Beiträge** zur Geschichte der **deutschen Sprache** und **Litteratur.** Band 21. Heft 3.

Lumtzer B., Die Leibitzer Mundart.

**Wochenschrift** für **klassische Philologie.** Jahrgang 13.

Nr. 12. Morsch H., Thümen: Die Iphigenienfage.

Nr. 16. Ziehen J., R. F. Arnold: Der deutsche Philhellenismus (Euphorion, 2. Ergänzungsheft S. 71—181). Legt die Skizze einer eigenen Arbeit über denselben Gegenstand vor.

**Anzeiger** für **deutsches Altertum** und **deutsche Litteratur.** Band 22.

Heft 3. Heyne M., Studentensprache und Studentenlied in Halle vor hundert Jahren: Meier: Hallische Studentensprache; Kluge: Deutsche Studentensprache.

Michels V., Spanier: Thomas Murners Narrenbeschwörung.

Herrmann M., Wethly: Hieronymus Boner. Nennt das Buch nachlässig zusammengeschrieben und -geklebt.

Hoenig V., Bolte: Die Singspiele der englischen Komödianten. Handelt ausführlich und aufschlußreich über die Geschichte des Singspiels in England und Deutschland.

Wrede F., Berichte über G. Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs. XIV.

Heft 4. Koester A., Stern: Beiträge zur Litteraturgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Mit grundlegenden bibliographischen und litterarischen Angaben über Schönaich. Über „Grandison in Görlitz".

Meyer R. M., Bernays: Zur neueren Litteraturgeschichte. I.

Walzel O. F., Uhlands Werke, herausgegeben von Fränkel; Körners Werke, herausgegeben von Zimmer.

Seuffert B., Rentsch: Lucianstudien. Hinweis auf eine Sammlung „Die Geschichte des jetzigen Kriegs ... in Gesprächen im Reiche der Todten". (Frankfurt und Leipzig 1757.)

Stseinmeyer], Zwei Briefe der Brüder Grimm an Frommann.

**Zeitschrift für deutsche Philologie.** Band 29.

Heft 1. Düntzer H., Goethes Jenaer Sonette vom Dezember 1807. Gegen Kuno Fischer.

Haupt H., Oberrheinische Sprichwörter und Redensarten des ausgehenden 15. Jahrhunderts

Meier John, Des Nigrinus Schrift „Wider die rechte Bacchanten" (1559). Sucht gegen Hauffen (Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 2, 501) zu erweisen, daß des Nigrinus' Schrift sich vorzugsweise auf Francks „Laster der Trunkenheit" stützt.

Pick A., Ein Brief Jacob Grimms. An Heinrich Beyer. Cassel 2. April 1840.

Heft 2. Jeitteles A., Aar und Adler. Belege für das Vorkommen von „Aar" aus Schriften seit der zweiten Hälfte des 15. bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts.

Bruinier J. W., Untersuchungen zur Entwicklungsgeschichte des Volksschauspiels vom Dr. Faust. I. Der große Monolog. Bestreitet auf Grund minutiöser Untersuchungen, daß der deutsche Monolog aus dem Marloweschen direkt abgeleitet sei. S. 189 f. Über den historischen Faust.

Steig R., Zu den kleineren Schriften der Brüder Grimm. 1. Die Ankündigung der altdänischen Heldenlieder. An der Hand des Konzeptes konnte Steig feststellen, daß diese Ankündigung auf Grund eines knapperen Brentanoschen Entwurfes von Arnim ausgearbeitet und von W. Grimm nur für den Druck abgeschrieben und erweitert wurde. — 2. Eine neue Benachrichtigung in Sachen der altdänischen Heldenlieder. Die Anzeige im Intelligenzblatt der Heidelberger Jahrbücher 1810, Nr. XXII, S. 93 rührt von W. Grimm her. — 3. Die Leipziger Recension der Schottischen Lieder von Henriette Schubart. Diese Recension in der Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1818 (Wilhelm Grimms Kleinere Schriften 2, 208) rührt nicht von Wilhelm, sondern von Jacob her. — 4. Beziehungen zu Frau Henriette Hendel-Schütz. Verse von Wilhelm Grimm. — 5. Beziehungen zu Ernst Wagner. Im Anschluß an eine anonyme Recension W. Grimms aus dem Jahre 1810 über Ernst Wagners „ABC eines vierzigjährigen Hennebergischen Fibelschützen" in den Heidelbergischen Jahrbüchern 5, 2, 371. — 6. Wilhelm Grimm an Zimmer (Cassel, 12. Mai 1811) und eine Voranzeige der Altdänischen Heldenlieder von Friedrich Schlegel (im Oesterreichischen Beobachter 1810).

Recensionen. Düntzer H., Goethes Werke Weimarer Ausgabe I. 18; 25, 1; III. 7; IV. 17, 18. Mit mannigfachen wertvollen Besserungsvorschlägen, Ergänzungen, Erklärungen und Berichtigungen.

**Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte.**

Band 9. Heft 6; Band 10. Heft 1. Sulger-Gebing E., Dante in der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts. 1. Die Lexikographen der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts S. 457 (Mencke S. 458, Jöcher S. 459). 2. Einzelne Erwähnungen Dantes S. 460 (Postel S. 460, gelehrte Zeitschriften S 463). — 3. Gottsched und Bodmer S. 466 (Gottsched stellt Dante mit Marino „und andern hitzigen Italienern" zusammen S. 467, Triller S. 470, Bodmer S. 471 f. erkennt in Deutschland zuerst Dantes Größe S. 479). — 4. Klopstock, Lessing, Dusch, Gerstenberg, Herder S. 479 (Klopstock habe Dante nicht gekannt. Dusch stellt 1756 Dante mit Shakespeare zusammen S. 484, „Ugolino" S. 486). — 5. Die Übersetzungen S. 31 (J. Fr. Christs Empfehlung der ersten Ausgabe des Inferno in Deutschland S. 31; 1756 Mendelssohn übersetzt Stellen nach der englischen Wiedergabe des Warton; 1763 Meinhard begleitet einen Auszug aus Dante mit Übersetzungsstücken (sein Urtheil über Dante S. 37 f., Bodmers und Meinhards Wiedergabe verglichen S. 43 f., Meinhard und das Original S. 45); 1764 J. G. Jacobi giebt in den „Poetischen Versuchen" die Episode von Ugolino; 1767—69 die erste vollständige Übersetzung der Divina Commedia durch Bachenschwanz; die Romantiker S. 63.

Band 9. Heft 6. Wünsche A., Das Rätsel vom Jahr und seinen Zeitabschnitten in der Weltlitteratur. Über das Rätsel im Allgemeinen S. 425, das Rätsel vom Jahr im Rigveda S. 427, griechisch u. s. w. S. 432; bei Sebastian Brant S. 437; spätere deutsche Fassungen S. 437 f.; bei Dänen, Schweden und Finnen S. 440. — Turandot S. 441; neuere deutsche Fassungen S. 443. — Das Rätsel vom Monat S. 447, von Tag und Nacht S. 448: Schiller S. 452; andere deutsche Fassungen S. 452 f.

Dévay J., Aeneas Sylvius' Euryalus und Lucretia und ihre ungarischen Bearbeitungen S. 431: Zusammenstellung der Entlehnungen des Aeneas Sylvius S. 493 f.

Band 10. Heft 1. Donner J. O. E., Richardson in der deutschen Romantik. Tiecks William Lovell und Arnims Gräfin Dolores auf Richardsonische Elemente untersucht (Stil S. 4).

Stiefel A. L., Zu den Quellen der Hans Sachsischen Schwänke (die Neunzahl bei H. Sachs S. 18; „Mensa philosophica" S. 18; Entlehnungen aus Agricola S. 18. 23; Seb. Franck S. 23 f.).

Neue Mitteilungen. Wlislocki H. v., Türkische Volksmärchen aus Anatolien. — Steinthal P., Aus den Geschichten früherer Existenzen Buddhas.

Vermischtes. Skutsch F., Zu Hebbels Herodes und Mariamne (daß Hebbels Herodes erst dem Josef, dann dem Soaemus denselben Befehl mit demselben Erfolg erteilt, beruht auf einem Fehler seiner Quelle, des Josephus). — Schlösser R., Eine Dichtung in Jamben von 1778 (Lykon und Agle von unbekanntem Verfasser oder nach Gödeke, von dem Verfasser der „Galora von Venedig" Berger).

Besprechungen. Bahlmann P.: Die lat. Dramen von Wimphelings Stylpho bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, von J. Bolte („In Summa, eine mit äußerlichem Fleiße hergestellte und vielleicht nicht ganz unnütze, aber unausgereifte und unerfreuliche Arbeit"). — M. Bernays: Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte I., von F. Muncker (Mangel von Disposition in dem höchst lehrreichen Werk S. 103). — J. Schwering: Zur Geschichte des niederländischen und spanischen Dramas in Deutschland, von Dessoff (Flüchtigkeiten S. 111). — H. F. Müller: Beiträge zum Verständnis der tragischen Kunst, von A. Biese (gelobt).

Betz L. P., Abwehr gegen Th. Süpfle.

Heft 2 und 3. Clarke K. H., Lenz, Übersetzungen aus dem Englischen I. Love's Labour's lost (englischer Einfluß auf die Litteratur des 18. Jahrhunderts S. 117; Lenz S. 118; seine Kenntnis des Englischen S. 119; „Amor vincit omnia" S 122 f.: a. Was führte Lenz gerade auf dieses Stück? b. Welche Shakespeare-Ausgabe legte er zu Grunde? c. Wann ist die Arbeit entstanden? Goethes Gegenbehauptung S. 127 — Vergleichung mit dem Original S. 128 f.: a. metrische Übersetzungen, b. Witze und Wortspiele, c. Euphuismus, d. die Zusätze, e. Kürzungen, f. Irrthümer und Mißverständnisse, g. Sprichwörter) — Schlußurteil S. 150.

Sieper E., Die Geschichte von Soliman und Perseda in der neueren Litteratur: 3. Die englischen Bearbeitungen.

Bormann W., Zwei Schillerpreise und Francois Ponsard. Lindners „Brutus und Collatinus" und Nissels „Agnes von Meran" gegen den Verdacht des Plagiats verteidigt. — Gutzkows Stellung S. 177; Ponsard und Lindner S. 179; Ponsard und Nissel S. 186; Nissels religiöse Ansichten S. 197, über den Schillerpreis S. 214 (beachtenswerte Vorschläge).

Neue Mitteilungen. Verse aus dem Gulistan, übersetzt von F. Rückert, herausgegeben von E. Bayer. — Chr. F. Weisses Briefe an Bertuch, mitgeteilt von L. Geiger (aus dem Froriepschen Archiv in Weimar. — Über Bertuchs Übersetzungen aus dem Spanischen S. 237; Gellerts Beurtheiler S. 238; Wieland; Gleims Dichterportraits S. 239; der Deutsche Merkur S. 239; Wieland empfindlich, daß der „Agathon" in der Bibliothek nicht besprochen; Garve sei aber schuld S. 240; englische Tragödien S. 242; Wielands Alceste; Klotz' Briefwechsel S. 243; seine Verdienste um das deutsche Theater ständen nur denen Lessings nach S. 245; Klopstocks Gelehrtenrepublik ebenda; Seylers Schauspielergesellschaft: Alceste S. 246; der neue Menoza: „der Verfasser ist ein gewisser Lent (sic) aus Straßburg"; Klopstocks Berufung nach Baden; Sulzers Wörterbuch S. 247; Eckhof S. 248; „Ich weiß, Klopstock, Goethe, Herder, Lavater und dann ihr ganzes Gefolge Bode, Claudius, alle Fabrikanten des Göttinger Almanachs und auch außer ihnen Gleim und Jacobi sind mir aufsäßig, weil ich nicht in meiner Bibliothek habe loben wollen, um wieder gelobt zu werden und tadeln wollen, um mich zu katzbalgen oder mich mit Koth bespritzen zu lassen", ebenda; Münter, „nicht mehr der kalte Deklamator, der er vormals in Gotha war" S. 249; Lessings Besuch; Seylers Kontrakt für Leipzig und Dresden (1775) S. 249; Musäus S. 250).

Vermischtes. Braun E. G., Graf Tolstoi und Bernardin de St. Pierre (ein Zusammentreffen der Frau von Ebner mit einem Motiv Tolstois). — Valentin V., Ein französisches Rätsel (vom Jahr).

Besprechungen. Kohler: Der Ursprung der Melusinensage, von M. Hippe S. 257 (sehr gerühmt). — Just Bing: Novalis, von R. Weissenfels (Bings Gegensatz zu Hayms und Diltheys Methode S. 261; Novalis' Grundanschauung durch Fichtes [nicht Hegels?] System beeinflußt S. 262; Novalis' Neigung zum Potenzieren S. 263; Novalis als Dichter und Denker S. 265; Nachthymnen und „Erinnerungen" S. 266). — K. Müller-Fraureuth: Die Ritter- und Räuberromane, von C. Heine (ohne Erörterung des Verhältnisses zu Appel gerühmt. Stellung von Gellerts Schwedischer Gräfin S. 278; Hofmanns Fräulein von Scudéry S. 280). Richard M. Meyer.

**Zeitschrift** für den **deutschen Unterricht.** Jahrgang 10.

Heft 4. Siegemund R., Johann Fischart als Patriot und Politiker.

Dietrich R., Der deutsche Unterricht in der pädagogischen Presse des Jahres 1894.

Otto E., Zur Auffassung des Charakters von Schillers „Jungfrau von Orleans". Gegen V. Valentin.

Block F., Bemerkungen über Lessings Laokoon und seine Einführung in die höheren Schulen als Lektüre.

Heft 5 6. Wolff E., Zur Methode des litteraturgeschichtlichen Unterrichts. Über die rückschreitende Methode.

Fränkel L., Ein neudeutsches Heldenepos altdeutschen Stoffs [Simrocks Amelungenlied], zunächst der Schule und durch eine Auswahl kritischer Stimmen empfohlen.

Faust R., Proben deutscher Reden im älteren englischen Drama.

Müller Carl, Ein Lustspiel aus dem Jahre 1540. Über die Bearbeitung von Maternus Steindorffers Comödia (vgl. Zeitschrift für deutsches Altertum 36, 226. 364).

Distel Th., Sprachliches aus älteren k. sächsischen Akten.

Freytag R., Zu dem Liede: Soldate nimm den Bettelsack, Soldat bist du gewest.

Heft 7. Lang C., „Chidher, der ewig junge."

Fränkel L., Ein Blick in den deutschen Unterricht der Siebenbürger Sachsen.

Scheich R., Grillparzers Tagebücher.

Mertens F., Zu Lessings jungem Gelehrten. II. 11 „seine Sammlung de malis Eruditorum uxoribus" scheine auf eine Schrift von Hommel zu zielen.

Nr. 8. 9. Freybe A., Wie können wir auf eine höhere Stufe der nationalen Aneignung der Goetheschen Faust-Tragödie gelangen?

Nr. 8. Henkel H., Über Goethes „Zueignung". Zur Einführung in die klassizistische Periode des Dichters.

Richter A., Die tragische Schuld in Schillers „Jungfrau von Orleans".

Hampe Th., Über Hans Sachsens Traumgedichte.

Unbescheid H., Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1895 - 1896.

**Zeitschrift für deutsche Sprache.**

Jahrgang 9. Heft 11. Februar. Sanders D., Die orthographische Frage. Der Verfasser verficht seine bekannten Grundsätze in dieser Frage, deren Behandlung er eine breite historische Einleitung vorausschickt. — Goethes Beziehungen zu J. und W. Grimm. Nach Reinhold [nicht Richard] Steigs: Goethe und die Brüder Grimm.

Landau E., Gegensinn. Abgerissene Bemerkungen über Bedeutungswandel.

Stickelberger H., Ein Brief an den Herausgeber. Drei Bemerkungen über den Schweizer Dialekt.

Sanders D., Ueber „N" als Einschaltungsbuchstaben. — Historisch. — Wirklich (gesteigert).

Heft 12. März. Düntzer H., Das Irrlicht. (Nachdruck aus seinem Buche: Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz.)

Sanders D., Kurze sprachliche Bemerkungen zu Düntzers Buch: „Goethe, Karl August und Ott. Lorenz."

Schrader H., Das O. Eine Art sprachvergleichend-lexikographischer Betrachtung des O; jedoch weder systematisch noch erschöpfend.

Seidenberger, Unsere Kunstgärtner und die deutsche Sprache.

Sanders D., Zwei Dutzend weitere Beispiele für Zweideutigkeiten beim Gebrauch der bezüglichen Fürwörter oder Relativpronomina. — Sächsischer Genetiv. — Bestreiten — Kurze sprachliche Bemerkungen zu einer Stelle in der Nationalzeitung. — Wie eine deutsche Akademie der Wissenschaften sich zu den Regeln der Muttersprache verhält. (Einer Glückwunschadresse der bayerischen Akademie werden Sprachfehler vorgeworfen; ob mit Recht??)

Jahrgang 10. Heft 1. April. Karpeles G., Rheinische Eigenthümlichkeiten bei Heinrich Heine. Eine Besprechung der gleichnamigen Schrift von G. Zillgenz.

Schrader H., Sauer macht lustig. Gäng und gäbe. Abweisung des Versuches, die erstgenannte Redensart aus einem Geschichtchen von einem Hannoveraner Komiker, Sauer mit Namen, abzuleiten; Hinweis auf die erfrischende Wirkung saurer Speisen und Getränke.

Sanders D., Eine Rede Stephans

F. D[üsel], Bismarck als Redner.

Sanders D., Einige sprachliche Bemerkungen zu den „Pfarrergeschichten" in dem 4. Bande der von Friedr. Bülau herausgegebenen Sammlung: „Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen." — Bejahen und Verneinen. — Einige sprachliche Bemerkungen zu der am 27. Januar 1896 gehaltenen vortrefflichen Festrede von Hans Prutz: „Die Begründung des preußischen Heeres durch den Großen Kurfürsten." — Auf der Landstraße. Eine Erzählung aus dem Thüringer Walde von K. Trinius. — Zur sprichwörtlichen Redensart: „Hunde nach Bautzen tragen". Der Sinn soll sein: Bei Erfüllung einer übernommenen Pflicht noch Geld zusetzen. Denn „das Hundeführen stammt aus der Zeit, wo [!!] die Jagdhunde nach Bautzen geführt werden mußten, und zwar vom Meißener Bischofssitze her nach Dresden". Ein anderer Erklärungsversuch: „Hunde tragen gehört zu den symbolischen Strafen."

Heft 2. Mai. Sanders D., Eine Rede Stephans. (Nach dem Berichte der Nationalzeitung.) — Die neueste — und eine viertehalb Jahrhunderte alte Homerübersetzung. (Aug. Dührs Niederdeutsche Ilias 1895 und Simon Scheidenraissers Übersetzung der Odyssea 1538.)

Schrader H., Unausrottbare Unrichtigkeiten der Sprache. Der Verfasser bezeichnet als unausrottbare Unrichtigkeiten vielfach Fälle, in denen die eigentliche und ursprüngliche Bedeutung nicht mehr lebendig ist, vielmehr der übertragene Sinn als gangbare Ausdrucksweise gilt. Z. B. die Vorlesungen der Universitätsprofessoren seien manchmal Vorträge, oder man sage entzwei, wo es sich um mehr als zwei Bruchstücke handle u. s. w.

Sanders D., Relativpronomina. — Sich stark machen. — An, bei, sich unterscheiden vor.

Heft 3. Juni. Sanders D., Zum Verständnis des Wörtchens: „außer". (Probe aus dem die Formwörter ꝛc. umfassenden zweiten Teile seines Wörterbuches.)

Jeanneret L., Welches sind die Hauptverschiedenheiten zwischen der französischen und der deutschen Sprache?

Sanders D., Sprachliche Bemerkungen: Ein Erbprinz. Roman von J. D. H. Temme; Allerlei Geister von K. E. Franzos; Aus Carmen Sylvas Königreich; Amtlich eröffnet von M. von Below; Der arme Krebs. Märchen von Hans Hoffmann; Eine Gewitternacht. Novelle von Hermine Villinger.

Stickelberger H., Zu E. Landaus Aufsatz: „Gegensinn."

Sanders D., Alldeutschland, Ganzdeutschland. — Erbleichen.

Heft 4 und 5. Sanders D., Schwester Seele. Roman von Ernst von Wildenbruch.

Heft 4. Juli. Sanders D., Aus dunkler Zeit. Roman von Adolf Streckfuß. — Zu Johann Mathesius. Von Georg Loesche. — Zwei Briefe des Herrn Dr. Richard Rosenbaum in Berlin. (Die Redensart: adieu partie scheint aus: adieu patrie verballhornt zu sein. — „Auf des Teufels Rinne" ergänze: wohnen bedeutet so viel als: an einem weit entfernten Teile der Stadt, an einem schlechten Platze wohnen.) — Ein Brief des Herrn Dr. Stickelberger. (Das schweizerische Adjectiv in Verbindung mit dem unbestimmten Artikel bildet den Nominativ nach dem Akkusativ. — Pestalozzi scheint der Urheber des Wortes „zweitel" zu sein.) — Ein Brief des Herrn Dr. Wagner. (Eine Bemerkung zu Schraders Aufsatz über das O. — Über den Ursprung der Salveandachten.) — Botenbrot ꝛc.

Für Botenbrot in der Bedeutung von Botenlohn findet sich auch der Ausdruck: Beckenbrod. Davon sogar mundartlich: beckenbroden.

Heft 5. August. Sanders D., Frau Hilde. Roman von Georg Hartwig. Aus der Nationalzeitung.

Ebrard, Zur Alliteration bei Goethe. Alliteration in Goethes Götz von Berlichingen. Es wird ziffermäßig nachgewiesen, daß Goethe von Bearbeitung zu Bearbeitung in immer ausgedehnterem Maße von der Alliteration Gebrauch macht. In Zahlen ausgestaltet und die einzelnen Unterabteilungen nicht beachtend ist das Ergebnis: Fassung A 97, B 107, C 130 Alliterationen.

Gründling E., Ein Brief an den Herausgeber. Über die Neubildung: lucanisieren in der Bedeutung: durch Herrn von Lucanus seines Amtes entsetzen.

Sanders D., Einige kurze sprachliche Bemerkungen zu einem Aufsatze: „Theater und Reichshauptstadt" von Paul Schlenther. In Th. Barths „Nation" vom 20. Juni 1896.

Heft 6. September. Sanders D., Geister und Menschen. Ein Roman von Ad. Wilbrandt. Mit einer Vorbemerkung über D. Sanders geselligen Kreis aus dem Jahre 1848. — Sternschnuppen. Roman von Rob. Byr. Aus der Nationalzeitung. — Abgründe des Lebens. Novellen von Ida Boy-Ed. — Einige Bemerkungen zu der im vorigen Hefte S. 198 angezeigten Auswahl aus Fr. Rückerts Gedichten aus dem Morgenlande von Herm. Fiekkau in Freytags Schulausgaben. — Vom Unterschiede schlichtgewöhnlicher Rede und gehobener Dichtersprache. (Gezeigt an einem Gedichte von Joh. Trojan, Zum Winter 1870.)

Goethe und Straßburg. Abdruck aus der Nationalzeitung vom 26. Juli 1896. Erinnerung an Goethes Promotion zur 125. Wiederkehr des Tages (6. August 1771). Richard Rosenbaum.

**Zeitschrift** des allgemeinen deutschen **Sprachvereins.** Jahrgang 11.

Nr. 4. Müller Carl, Volkstümliche Namen der Arzneimittel.

Nr. 5. Goedel, Etwas von der deutschen Seemannssprache.

Nr. 7/8. Trapet A., Deutsche Sprache und deutsches Leben in ihren Wechselbeziehungen. Vortrag.

Reuter J., Mitteilungen über Pestalozzi. Nach einem kurzen Vortrage.

**Wissenschaftliche Beihefte** zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen **Sprachvereins.** Heft 10.

Schrader O., „Deutsches Reich" und „Deutscher Kaiser", eine sprachlich-geschichtliche Betrachtung zum 18. Januar 1896.

Matthias Th., Die Mundart im Spiegel der Schriftsprache. Vortrag.

**Deutsche Mundarten.** Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials. Band 1. Heft 1.

Nagl J. W., Vorwort.

Grienberger Th. v., Pronominale Locative.

Nagl J. W., Der Name Wien.

Landau A., Das Deminutivum der galizisch-jüdischen Mundart.

Nagl J. W., Ein drei, ein vier.

**Mitteilungen** aus dem **Litteraturarchive** in **Berlin.**

Gedichte aus E. M. Arndts Manchermaion 2.

Briefe aus B. G. Niebuhrs Nachlaß 3. Ludwig von Ompteda an B. G. Niebuhr, Prag, 6. Dezember 1813; Berlin, 29. Januar 1817. — Baron von Rhediger an B. G. Niebuhr, Striese bei Breslau, 16. Februar 1814.

Gedenkblatt Friedrich Christoph Schlossers. Heidelberg, 27. Dezember 1848. Aus dem Nachlaß Theodor Paurs.

**Jahresbericht** der **Litteraturarchiv-Gesellschaft** in **Berlin** für 1895. Berlin 1896.

Zuwachs: 1. 2376 Briefe an F. H. Troschel, Professor der Zoologie in Bonn (1810—1882). — 2. 16 Briefe von Gelehrten an Professor Hahn. — 3. E. M. Arndts Nachlaß, bestehend aus 11 Sammelbüchern, 3 Kollegienheften, einer Sammlung der Akten zur Untersuchung, 3 Heften Gedichte, 1 Heft Volkslieder und anderem. — 4. 20 Briefe von Arndt, Fouqué, Amalia Imhoff, Seidl, Staegemann, Tiedge, Bechstein ꝛc. — 5. 28 Briefe von Amalie Imhoff an ihren Vetter F. von Stein und 313 Briefe von Frau von Stein an denselben.

**Chronik** des **Wiener Goethe-Vereins.** Band 10.

Nr. 4—5. Lützow C. v., Goethes Beziehungen zur Kunst der Renaissance. Vortrag.

Walzel O. F., Die Wiedergeburt des deutschen Volkslieds. Vortrag.

Blume L., Das „Frankfurter Dachstübchen".

Mayer Friedrich, „Ein Recept Faustens für einen Feldherrn". Aus dem Büchlein „Neuntägige Andacht zur hl. Corona" (Einsiedeln O. J.).

Payer R. v., Zum Goethischen Wappen.

Nr. 6—7. Creizenach W., Die dramatischen Darstellungen der Faustsage von Goethe. Skizze eines Vortrags.

Fournier A., Goethe und Napoleon. Vortrag.

**Litteraturblatt** für **germanische** und **romanische Litteratur.**

Nr. 3. Schullerus A., Reinhold Köhler: Aufsatz über Märchen und Volkslieder. Mit klemen Nachträgen.

Nr. 4. Fränkel, Litteratur zur Hans Sachs-Feier.

Nr. 5. Weißenfels R., Knauth: Von Goethes Stil und Sprache im Alter.

Nr. 6. Brenner O., Helm: Zur Rhythmik der kurzen Reimpaare; Spina: Der Vers in den Dramen des Andreas Gryphius.

---

**Zeitschrift** für die **österreichischen Gymnasien.** Jahrgang 47.

Heft 6. Minor J., Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrands. Herausgegeben von O. Lyon. S. 505 Über die Kunst der Interpretation neuhochdeutscher Dichtungen. — S. 507 Kräftige Worte gegen die Unterschätzung der österreichischen Volkssprache.

Heft 7. Minor J., Ein Kapitel über deutsche Sprache. Über A. Faulde: Beiträge zur deutschen Grammatik (1892). — Nachträge zur Untersuchung über den Gebrauch von „der" und „welcher". — Über den Einfluß von Auge und Ohr auf den Stil. — Gegen zwei Schriftchen von Th. Gartner (1892, 1895). — Über die Sprache Börnes und Heines mit Nachträgen zum Deutschen Wörterbuch.

Minor J., Schmeckebier: Abriß der deutschen Verslehre. 3. Auflage. Warnt die Schüler vor dem Gebrauch des Buches.

**Wiener Studien.** Zeitschrift für **klassische Philologie.** Supplement der Zeitschrift für österreichische Gymnasien. Jahrgang 17. Heft 1. 1895.

Sternbach L., Lessings Anmerkungen zu den Fabeln des Aesop kritisch beleuchtet. Der umfangreiche Aufsatz über die von R. Förster veröffentlichten Aufzeichnungen Lessings (vgl. Euphorion 2, 433) kommt zu folgendem Resultat: „Lessings glänzender Scharfsinn bewährt sich auch in dieser Arbeit, doch werden die Resultate seiner Studien durch die geringe Kenntnis der griechischen Sprache wesentlich beeinträchtigt; die Anmerkungen bringen demnach nur zu oft spitzfindige Vermutungen, welche vor einer ernsten Kritik keinen Stand hatten. Bei aller dem genialen Meister schuldigen Ehrfurcht muß also das Gesammturteil durchaus ungünstig lauten und der größte Teil seiner Bemerkungen zurückgewiesen werden."

**Österreichische Mittelschule.** Jahrgang 10.

Frank A., Der philologische Unterricht auf dem Gymnasium und die Anschauung. Vortrag.

Scheich R., Die nachklassige deutsche Litteratur im Obergymnasium.

**Blätter** für das **bayrische Gymnasialschulwesen.** 1895. November, Dezember.

Joachim E., Allerhand zu Moscherosch. I. Der Unartig Teutscher Sprach-Verderber vom Jahre 1643.

**Süddeutsche Blätter** für **höhere Unterrichtsanstalten.** Band 4. Heft 2.

Schauffler, Die Sage vom Schwanritter.

Kieffer, Berichtigungen und Ergänzungen zu Büchmanns geflügelten Worten.

**Zeitschrift** für das **Gymnasialwesen.** Neue Folge. Jahrgang 50. April.

Cauer P., Deutsche Litteratur und Litteraturgeschichte in Prima.

**Blätter** für das **Gymnasialschulwesen.** Band 32.

Heft 3 und 4. Deuerling A., Zu Schillers Tell IV, 1.

Heft 7 und 8. Deuerling A., Nochmals Schillers Tell IV, 1, 27—29.

**Neue Jahrbücher** für **Philologie** und **Pädagogik.** Jahrgang 46. Band 153 und 154.

Heft 2. Huther A., Die Erziehung nach den Grundsätzen der Herbartschen Pädagogik.

Biese A., Das Problem des Tragischen.

Heft 3—5. Friedrich Mommsen (geb. in Flensburg 1818, gest. auf einer Reise in Rom 1892), Ein Gymnasium vor fünfzig Jahren und das jetzige Gymnasium. Schilderung des Gymnasiums zu Flensburg.

Heft 3 und 4. Herchner, Die Cyropädie in Wielands Werken.

Heft 7. Schwabe E., Zur Geschichte der deutschen Horaz-Übersetzung. 1. Die älteste bekannte Horaz-Übersetzung. Von A. H. Bucholtz 1639. Mit Beiträgen zu Bucholtz' Biographie und mit Proben seiner Übersetzung.

Hasse E., Zur Erklärung von Schillers Lied von der Glocke.

**Monatshefte** der **Comenius-Gesellschaft.** Band 5.

Heft 3 und 4. Keller L., Die Berliner Mittwochs-Gesellschaft. Ein Beitrag zur Geschichte der Geistesentwicklung Preußens am Ausgange des 18. Jahrhunderts. Ungedruckte Abhandlungen aus dieser Gesellschaft: I. Was ist zu thun zur Aufklärung der Mitbürger? Ein Aufsatz von F. K. W. Möhsen. Vorgelesen den 17. Dezember 1783. Mit einem späteren Zusatz des Verfassers aus dem Jahre 1784 und der Besprechung der Mitglieder (Biester, Klein, Svarez, Zöllner, Schmied, Moses Mendelssohn, Diterich, Spalding, Selle, Engel, Nicolai, Teller, Gedike, Struensee, Dohm, Wloemer, K. F. v. Irwing, v. Beneke).

Loesche G., Ungedruckte Briefe zur Geschichte des Comenius und der böhmischen Brüder. Aus dem de Geerschen Familien Archive. — 1. De Geer an Comenius, Stockholm, 9. 19. Oktober 1641; 2. De Geer an Wolzogen 11. 21. Dezember 1641; 3. De Geer an Duraeus zwischen 9. 19. Dezember 1641 und 10. 20. März 1642; 4. Die Senioren der Unität an de Geer, Lissa, 25. Januar 1646; 5. Comenius an de Geer, Elbing, 1. 11. April 1647; 6. Figulus an de Geer, Elbing, 9. 19. November 1647; 7. Die Senioren der Unität an de Geer, Lissa, 5. 15. Januar 1650.

Heft 5 und 6. Müller J., Die Gemeindeverfassung der böhmischen Brüder in ihren Grundzügen.

Nachrichten. S. 177 f. wird darauf aufmerksam gemacht, daß das Geheime Staatsarchiv zu Berlin aus der Registratur der Universität Frankfurt a. O. Aktenstücke übernommen hat, die für die Geschichte der von Gottlob Wilhelm

Burmann daselbst gegründeten Societät der „Freunde der Wissenschaften", sowie für die Kenntnis der verwandten freien Gesellschaften von Wert sind. — S. 178. In Gottscheds Briefwechsel IV, 229 f. befindet sich ein Schreiben einer Gesellschaft von Männern aus Halle, 5. Januar 1738, die sich unterzeichnen: „Die Freymäurer: M. W. L. R. B." Es wird die Frage aufgeworfen, wer diese Männer waren und ob sie mit den Gründern des Maurerbundes in Deutschland in Beziehung stehen?

**Pädagogisches Archiv.** Jahrgang 38.

Nr. 7. 8. Landmann K., Goethe im Lichte der Gegenwart.

Nr. 8. Hermann E., Goethes Mutter in ihrem alttestamentlichen Gott vertrauen.

**Lehrproben und Lehrgänge** aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen. Heft 47.

Herberholz H., Das Glück von Edenhall.

**Archiv** für **Stenographie.** Jahrgang 48. Nr. 608.

Dewischeit E., Goethes Beziehungen zu den tironischen Noten, der Geschwindschrift des Mittelalters und der modernen Stenographie.

**Revue des cours et conférences.** Band 4.

Nr. 16. Texte J., Les relations littéraires de la France avec l'Allemagne avant le milieu du XVIII^e^ siècle.

Nr. 20. Texte J., Les premiers vulgarisateurs de la littérature allemande en France.

Nr. 22. Texte J., Klopstock, Wieland et Lessing en France au XVIII siècle.

**Archiv** für **Geschichte** der **Philosophie.** Band 9.

Heft 2—4. Grunwald M., Miscellen. 2. Jacob Friedr. Fries. Auszüge aus seinem Briefwechsel mit Heinrich Schleiden. — 3. Leibniz. Briefe von Leibniz aus der Uffenbach-Wolfschen Briefsammlung auf der Hamburger Stadtbibliothek. — 4. Lau. Von Laus „Meditationes philos. de Deo, Mundo et homine" 1717 finden sich Manuskripte in der Breslauer und Hamburger Stadtbibliothek. — 5. Stosch. Nachweis von Manuskripten. — 6. Wachter. Desgleichen. — 9. Chr. Wolf. Briefe. — 10. Spinoza. — 11. Ein Brief von Paulus an Ch. Villers, Jena, 28. Juli 1802. — 12. Schelling. Briefe an Gries, Prof. Meyer, Kerner, Prof. Pfaff und an einen Unbekannten. — 13. J. G. Fichte. Gerstenberg an Villers, Altona, 28. August 1801, 5. Oktober 1802. — Caroline Schlegel über Fichte, Jena, 9. Juni 1794; A. W. Schlegel, Jena, 10. Mai 1799. 14. Fr. H. Jacobi. Jacobi an Pastor Schulze in Hamburg, Eutin, 21. Juni 1804. — An Elise Reimarus, 2. Januar 1805. — Briefe Reinhards an Villers. — 15. Schleiermacher an Geheimrath Schulze, 28. März 1825.

Heft 4. Stein L., Zur Sozialphilosophie der „Staatsromane". Ein Kapitel des demnächst erscheinenden Werkes „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie".

**Archiv** für **systematische Philosophie.** Neue Folge. Band 2. Heft 2.

Staudinger F., Über einige Grundfragen der Kantischen Philosophie.

Natorp P., Ist das Sittengesetz ein Naturgesetz? Bemerkungen zum vorstehenden Aufsatz F. Staudingers.

**Jahrbuch** für **Philosophie** und spekulative **Theologie.** 2. Ergänzungsheft.

Wehofer Fr. Th. M. O. Praed., Das Lehrbuch der Metaphysik für Kaiser Josef II. Verfaßt von J. Franz. Zum erstenmal philosophiegeschichtlich erläutert.

**Kantstudien.** Philosophische Zeitschrift unter Mitwirkung von E. Adickes, É. Boutroux, Edw. Caird, C. Cantoni, J. E. Creighton, W. Dilthey, B. Erdmann, K. Fischer, M. Heinze, R. Reicke, A. Riehl, W. Windelband und anderen Fachgenossen herausgegeben von Hans Vaihinger. Hamburg, Leopold Voß. Band 1.

Heft 1. 2. Adickes E., Die bewegenden Kräfte in Kants philosophischer Entwicklung und die beiden Pole seines Systems.

Heft 1. Vorländer K., Goethes Verhältnis zu Kant in seiner historischen Entwicklung. I.

Pinloche A., Kant et Fichte et le problème de l'education.

Inedita Kantiana. 1. Ein Brief Kants an J. Fr. Reichardt, 15. Oktober 1790. — 2. Ein Stammbuchblatt Kants. 20. Juni 1798.

Die neue Kantausgabe.

Heft 2. Vorländer K., Eine Sozialphilosophie auf Kantischer Grundlage.

Lutoslawski, Kant in Spanien.

Adickes E., Lose Blätter aus Kants Nachlaß.

Kügelgen C. W. v., Mitteilungen: 1. Kant als Prediger und seine Stellung zur Homiletik. — 2. Kants Brief an die Kaiserin Elisabeth von Rußland. Aus den Sitzungsberichten der gelehrten Estnischen Gesellschaft bei der kaiserlichen Universität Dorpat 1893, S. 29 wiederholt.

---

**Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung.** Nr. 34—39.

Luthers Verdienste um die Erziehung in der Schule 1—7.

**Kirchliche Monatsschrift.** Jahrgang 15. Heft 12.

Todt, Hermann Olshausen. Ein Gedenkblatt.

**Neue kirchliche Zeitschrift.** Jahrgang 7. Heft 8.

Thimme K., Luthers Stellung zur Heiligen Schrift, ihrem Werth und ihrer Autorität.

**Protestantische Kirchenzeitung** für das evangelische Deutschland.

Nr. 15. Ziegfried K., Erinnerungen aus dem Leben Paul de Lagardes.

Nr. 24. Dechent H., Noch einmal Goethes schöne Seele. Mit Nachschrift von R. Ehlers.

Nr. 30—32. Ziegler H., Kants und Schleiermachers Religionsbegriff.

Nr. 33 36. Freytag H., Judas Iscarioth in der deutschen Wissenschaft, Predigt, Dichtung und bildenden Kunst des 19. Jahrhunderts.

**Römische Quartalschrift** für **christliche Altertumskunde** und für Kirchengeschichte. Jahrgang 2. Heft 1 und 2.

Schlecht, Der Hildesheimer Fasching 1545.

**Studien** und Mitteilungen aus dem **Benedictiner-** und dem **Cistercienser-Orden.** Jahrgang 17. Heft 1. 2.

Leistle D., Wissenschaftliche und künstlerische Strebsamkeit im St. Magnusstifte zu Füßen (Fortsetzung).

**Neue Christoterpe** 1897.

Funck H., Ein Condolenzbrief einer Jugendfreundin Goethes. Susanna von Klettenberg an Lavater, 7. Juli 1774.

**Monatsschrift** für **Gottesdienst** und **kirchliche Kunst.** Jahrgang 1. Nr. 2.

Bronisch, Ein lutherischer Gottesdienst aus der 2 Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Schwartz, Ein pommerscher Passus.

Budde, Kleinigkeiten zum Kirchenliede.

Spitta, J. M. Bachs Choralmotette „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt".

---

**Kunstchronik.** Neue Folge. Band 7. Nr. 12—14.

Lützow C. v., Goethe-Kommentare zur Kunst und Kunstgeschichte.

**Studien zur deutschen Kunstgeschichte.**

Heft 6. Weisbach W., Der Meister der Bergmannschen Officin und Albert Dürers Beziehungen zur Basler Buchillustration. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Holzschnittes.

Heft 7. Kautzsch R., Die Holzschnitte der Kölner Bibel von 1479.

Heft 8. Weisbach W., Die Basler Buchillustration des 15. Jahrhunderts.

**Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses.** Band 17.

Theil I. Wurzbach A. v., Das österreichische Wappen in den Stichen des Meisters E. S. vom Jahre 1466.

Kenner F., Die Porträtsammlung des Erzherzogs Ferdinand von Tirol. Die italienischen Bildnisse.

Chmelarz E., Georg (geb. 1542) und Jakob (geb. 1575) Hoefnagel.

List E., Wiener Goldschmiede und ihre Beziehungen zum kaiserlichen Hofe. I. Die Kornblum.

Modern H., Der Mönpelgarter Flügelaltar des Hans Leonhard Schäufflein und der Meister von Meßkirch.

Theil II. Schönherr D. R. v, Urkunden und Regesten aus dem k. k. Statthaltereiarchiv zu Innsbruck (Fortsetzung) 1588—1626.

Uhlirz K., Urkunden und Regesten aus dem Archive der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, II. (1440—1619).

---

**Mitteilungen für die Mozart-Gemeinde in Berlin.** Herausgegeben von R. Genée.

Heft 1. November 1895. Die Musikhandschriften Mozarts in der Berliner königlichen Bibliothek.

Genée R., Constanze v. Nissen, die Wittwe Mozarts.

Kleine Mitteilungen: Joh. André und Mozart als Rivalen in der „Entführung". — Äußerungen Mozarts über Musik und musikalische Leistungen. — Mozarts Hinterlassenschaft.

Heft 2. Genée R., Der Kapellmeister. Singspiel in einem Akt. Nach der Musik aus Mozarts „Schauspieldirektor" nebst anderen Compositionen Mozarts.

Zur Geschichte des Mozartschen „Schauspieldirektor" und der verschiedenen Bearbeitungen.

R. G., „Una cosa rara" in Mozarts Don Juan.

Kleine Mitteilungen: Eine Zeichnung Mozarts vom „Bäsle". — Mozarts erste Klavierstücke.

---

**Centralblatt für Bibliothekswesen.** Jahrgang 13.

Heft 4. April. Lechner K., Verzeichnis der in der Markgrafschaft Mähren im Jahre 1567 zum Druck und Verkauf erlaubten Bücher.

Heft 5 und 6. Mai—Juni. Schuchhard C., Die Zeiller-Merianschen Topographien. Bibliographisch beschrieben.

Bahlmann P., Das älteste katholische Gesangbuch in niederdeutscher Sprache (1629). In der Paulinischen Bibliothek zu Münster aufgefunden und beschrieben. Enthält nur Übertragungen aus dem Hochdeutschen.

Mayer A. F., Ein Generalkatalog der Handschriften in Österreich.

Hampe Th., Aus der alten Ratsbibliothek zu Rothenburg ob der Tauber. Verzeichnet den Inhalt zweier Sammelbände mit zum Teil seltenen Flugschriften zumeist des 16. Jahrhunderts.

Heft 7. Juli. Roth F. W. E., Eucharius Rößlin der Ältere [1512 Stadtarzt zu Worms] Bio-bibliographisch geschildert.

Rubensohn M., Eines der ältesten im Auslande gedruckten deutschen Bücher. Wolfgang Hungers Übersetzung der Emblemata des Andrea Alciato (Paris 1542).

Heft 8 und 9. August–September. Eichler F., Jakob Vogel. Ein Blick in die litterarische Betriebsamkeit des 17. Jahrhunderts. S. 388 Ergänzungen zu Eichlers Artikel, Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 2, 246. Vortreffliche Charakteristik der einzelnen Werke.

Heft 10 und 11. Oktober–November. Steiff K., Zum ersten Buchdruck in Tübingen. Weitere Nachträge zu des Verfassers Schrift: Der erste Buchdruck in Tübingen (1498—1534). Tübingen 1881.

**Beiheft** zum **Centralblatt** für **Bibliothekswesen.** XVI.

Heiberg J. L., Beiträge zur Geschichte Georg Vallas und seiner Bibliothek.

**Nachrichten** aus dem **Buchhandel.** Nr. 67.

Elissen H., Rudolph Zacharias Becker. Nach Burbachs Schrift.

Werke und Schriften von † Dr. phil. Otto Roquette, geb. 19. April 1824 in Krotoschin in Posen, gest. 18. März 1896 in Darmstadt.

Nr. 69. 70. 73. 74. 76. 112—115. A. L. J., Neuere Goethe-Litteratur.

Nr. 77. Werke und Schriften des Militärschriftstellers Julius von Wickede, geb. 11. Juli 1819 in Schwerin, gest. 22. März 1896 ebendaselbst.

Nr. 91. Werke und Schriften von Dr. Ludwig von Strümpell, ordentl. Honorar-Professor für Philosophie an der Universität Leipzig (geb. 23. Juni 1812).

Nr. 102. Werke und Schriften von Dr. Heinrich Treitschke, gest. 28. April 1896. — Schriften über Heinrich von Treitschke.

Eine Abschiedsrede an Heinrich von Treitschke von Gustav Freytag (Leipzig 1863, nach einem damals veranstalteten Privatdruck).

Zum dritten Jahrhunderttage der Buchdruckerfamilie von Decker. (Aus der Vossischen Zeitung.)

Nr. 119. Dichtungen von Julius Sturm, geb. 21. Juli 1816 in Köstritz, gest. 2. Mai 1896 in Leipzig.

Werke und Schriften des Oberkonsistorialrats Prof. D. Dr. Julius Koestlin in Halle a./S., geb. 17. Mai 1826 in Stuttgart.

---

**Sitzungsberichte** der königlich **preußischen** Akademie der Wissenschaften zu **Berlin.** XXIV. XXV.

Schmidt E., Faust und Luther. Sucht nach einem kritischen Überblick über die Faustforschung seine ältere von W. Meyer angezweifelte Behauptung, daß das Faustbuch vom Geist des strengen Luthertums erfüllt sei, durch reichliche Belege zu erhärten und spürt den Quellen der Erzählung von der Geisterbeschwörung vor Karl V. nach.

**Berichte** des **Freien Deutschen Hochstiftes** zu **Frankfurt** am Main. Neue Folge. Band 12. Heft 2.

Friedländer M., Schillers Gedichte in der Musik. Zu Schillers Geburtstag (9 November 1895). Zusammenstellung der bedeutenderen Kompositionen Schillerischer Gedichte. Zuerst chronologisch nach den Gedichten, dann nach den Musikern geordnet.

Ziehen J., Byronstudien zur Geschichte des Philhellenismus in der englischen Litteratur. 1. Byrons Lebensschicksal und das neue Griechenland. 2. Ein Vorgänger des Childe Harold in der Litteratur. 3. Die philhellenischen Stoffe und das englische Publikum.

Krüger A., Der klevische Schwanenritter.

Koch M., Neuere Goethe- und Schillerlitteratur. XII.

Blümlein C., Faustanaleкten. Kleine Ergänzungen zu Engel.

Rehorn K., Zum Bildnis Pestalozzis. Zeichnung von Schöner (1800 bis 1804).

**Abhandlungen** der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu **Göttingen.** Philologisch-historische Klasse. Neue Folge. Band 1. Nr. 2.

Meyer aus Speyer W., Über Lauterbachs und Aurifabers Sammlungen der Tischreden Luthers. Kurze Geschichte der Sammlungen Lauterbachs und Aurifabers. — Handschriften und Drucke Lauterbachs. — Die 4 Bearbeitungen der Lauterbachschen Sammlung. Lauterbach hat die Sammlung zusammengestellt und öfter umgearbeitet; dabei hat er sehr vieles geändert und manches sogar in bedenklicher Weise; mitunter hat er Sprüche Anderer (Melanchthons, Allegorien, zur Exodus) eingemischt. Aurifaber hat viele geschriebene Sammlungen benutzt, ins Deutsche übersetzt und oft Texte gemischt. Die deutsche Sammlung in Wolfenbüttel (Helmstedt 878 von 1556) ist entweder Vorarbeit oder Vorlage Aurifabers gewesen, während andere deutsche Sammlungen (München cgm 4502 und Karlsruhe 437) nur aus Aurifaber abgeschrieben sind. — Lauterbachs Tagebuch für 1538 und die sogenannte Kummersche Sammlung: Handschriften und Textverhältnisse.

**Göttingische gelehrte Anzeigen.**

Nr. 6. Seuffert B., Hirzel: Wieland und Martin und Regula Künzli. Umfassende Besprechung mit selbständiger Benutzung des von Hirzel verwerteten Materials und anderer Handschriften, grundlegend für Wielands Jugendgeschichte. Ausführlich über „Grandison in Görlitz".

Nr. 8. Minor J., Forschungen zur deutschen Philologie. Festgabe für Rudolf Hildebrand. Gegen Sievers' Aufsatz. — Wichtige Ergänzung zu Goebels Aufsatz: Amerika in der deutschen Dichtung. Börne und Heine über Amerika. — Tadelt an Elsters Aufsatz über Goethes Pläne und Fragmente zum Singspiel „Die Mystificierten", daß dabei die wichtigsten Quellen übersehen wurden und polemisiert gegen Elsters Reconstruction des Planes und gegen seine prinzipiellen Ausführungen.

**Sitzungsberichte** der philosophisch philologischen und der historischen Klasse der königlich **bayerischen** Akademie der Wissenschaften zu **München.** Heft I.

Baumann Fr. L., Die Eidgenossen und der deutsche Bauernkrieg bis März 1525.

**Abhandlungen** der historischen Klasse der königlich **bayerischen** Akademie der Wissenschaften. Band 21. Abteilung 2.

Cornelius C. A., Die ersten Jahre der Kirche Calvins. 1541—1546.

**Revue de l'Université de Bruxelles.** I, 3.

Lévy A., La philosophie de Goethe.

---

**Zeitschrift** des Vereins für **Volkskunde.** Band 6. Heft 2.

Amalfi G., Die Kraniche des Ibykus in der Sage.

Reiterer K., Volkssprüche aus dem Ennsthal.

Königsberger B., Aus dem Reiche der altjüdischen Fabel.

Bolte J., Zu den von Laura Gonzenbach gesammelten sicilischen Märchen, aus dem Nachlasse R. Köhlers.

Kunze F., Volkskundliches vom Thüringer Walde aus der Wiedersbacher Chronik des Pfarrer Möbius. („Bei einem Sterbefalle singt der Wächter auf

seinen acht Ruforten einige Verse aus dem Liede Nr. 728 [‚Einst gehe ich ꝛc.']" S. 181.)

Unger Th., Aus dem deutschen Volks- und Rechtsleben in Alt-Steiermark. (Johannes Minne S. 184 f.)

Kossinna G., Folklore. (Ursprung und Bedeutung des Wortes in berechtigter Polemik gegen einen Satz des Referenten dargelegt.)

Pedersen H., Zu den neuirischen Zaubersprüchen.

Boerschel E., Abzählreime aus dem Posenschen.

Kosch Marie, Die adelichen Bauern von Turopol.

Bolte J. (nach R. Köhlers Kollektaneen), Setz deinen Fuß auf meinen!

Kleine Mitteilungen. Zum Bahrgericht. — Zum Verwunderungsliede. — Der Tod der ist ein grober Mann (Goethes Gedicht vom 14. Februar 1814 und Hoinng in den Nachtgedanken von K. W. verglichen). — Meidericher Rechtssprichwörter — Beschwörung des Alps. — Zur Volkskunde aus Anhalt.

Aus den Sitzungsprotokollen des Vereins: Essen und Trinken bei den Germanen. — Kamm und Taschentuch im Volksleben. — Der Regenbogen.

R. M. Meyer.

**Zeitschrift** für **Ethnologie.** Band 28. Heft 2.

Besprechungen: Bartels M., Zeitschrift für österreichische Volkskunde. — Virchow R., Hansjakob: Unsere Volkstrachten. Bartels M., Achelis: Moderne Völkerkunde (behandelt auch Forster und Chamisso, Herder und Schiller).

R. M. Meyer.

**Globus.** Band 69.

Nr. 7. Kossinna G., Die geschichtliche Entwicklung der germanischen Volksgrenzen in Ost und West.

Nr. 16. Kellen T., Neue Beiträge zur elsässischen Volkskunde.

Nr. 18. 19. Schultheiß Fr. G., Die geschichtliche Entwicklung des geographischen Begriffs „Deutschland".

**Historisches Jahrbuch.** Band 17.

Heft 1. Paulus N., Der Dominikaner Johann Faber und sein Gutachten über Luther.

Schmid Joseph, Janssen-Pastor: Geschichte des deutschen Volks seit dem Ausgang des Mittelalters. Mancherlei quellenmäßige Ergänzungen. Neue Mitteilungen zur Geschichte der Centurien.

Heft 2. Falk F., Zur Geschichte der öffentlichen Büchersammlungen Deutschlands im 15. Jahrhundert Nachtrag zu Jahrbuch 1, 297.

Heft 3. Funk F. X., Reuchlins Aufenthalt im Kloster Denkendorf.

Recensionen und Referate. Paulus N., Gothein: Ignatius von Loyola und die Gegenreformation.

**Deutsche Zeitschrift** für **Geschichtswissenschaft.**

Band 12. Heft 2. Jahrgang 1894 5. Heft 4. Stern A., Hardenbergs Instruction für Jordan 1817 in Sachen des Artikels XIII der Bundesakte.

Neue Folge. Jahrgang 1. Vierteljahrsheft 1. Schmoller G., Das politische Testament Friedrich Wilhelms I. von 1722. Rede.

Vierteljahrsheft 2. Lamprecht K., Was ist Kulturgeschichte? Beitrag zu einer empirischen Historik — Nachtrag. Gegen Nachfahl, Preußische Jahrbücher 1896, Juni.

Sauder P., Ein Beitrag zur Kritik Peter Harers.

Monatsblätter Nr. 1. 2. Heigel K. Th., Friedrich der Große und der Ursprung des siebenjährigen Krieges.

Nr. 3. Marks E., Heinrich von Treitschke. Ein Nachruf.

**Archivalische Zeitschrift.** Neue Folge. Band 6.

Rockinger L. v., Die Verwaltung der bayerischen Landesarchive. Mit einem geschichtlichen Rückblick.

P. P., Verzeichnisse der in den Ländern der westlichen Hälfte der österreichischen Monarchie von Kaiser Joseph II. 1782—1790 aufgehobenen Klöster (Fortsetzung).

Großmann J., Das Königlich Preußische Haus-Archiv zu Charlottenburg. Mit einer Geschichte des Archivs.

**The English historical review.** 1895. Band 10.

Tatham E. H. R., Erasmus in Italy.

**Geschichtsblätter** des deutschen **Hugenotten-Vereins.** V. Zehnt. 7—9. Heft.

Tollin H., Der hugenottische Lehrstand, Wehrstand und Nährstand zu Frankfurt a. d. Oder.

**Bismarck-Jahrbuch.** Band 3. Heft 1. 2.

Akta, betreffend den Kammergerichts-Auskultator L. E. O. v. Bismarck 1836.

Briefe von Bismarck an seinen Vater, L. v. Gerlach, Graf Itzenplitz, Graf Thun, Fr. Harkort, Freiherrn von Prokesch, Graf Hatzfeld, Minister v. d. Heydt, Waldersee, Minister von Schleinitz, Finanzminister von Patow, Erzbischof Ledochowski, Fürst Gortschakow; an Bismarck von L. v. Gerlach, Graf Thun, Fr. Harkort, Freiherrn von Prokesch, Graf Hatzfeld, J. L. Motley, Waldersee, von Below-Hohendorf, Otto von Manteuffel, Harry von Arnim, General G. von Alvensleben, Minister von Eulenberg, Roman Andreae, Erzbischof Ledochowski.

**Alemannia.** Jahrgang 24. Heft 1.

Sütterlin L., Sagen und Erzählungen aus Baden. a. Von Gespenstern und umgehenden Toten. — b. Von gespenstischen Tieren — c. Vom wilden Jäger und seinem Heer. — d. Von Hexen — e. Von Zauberern, dem Kornschneider und Heuler — f. Von dem Wasserfräulein. — g. Von verborgenen Schätzen. — h. Geschichtliches. — i. Vom Brauchen. — Anhang: Haus- und Schutzbrief.

Heilig O., Zum Vokalismus des Alemannischen in der Mundart von Forbach im Murgthal.

Bohnenberger K., Ueber Hermann Fischers Geographie der schwäbischen Mundart.

Schmidt Friedrich, Deutsche Handschriften in Maihingen. Ein Nachtrag zu Germania 8, 48 ff. Außer zahlreichen Handschriften des 15. Jahrhunderts auch einige des 17. S. 80: Ein Lied auf die Schlacht von Tuttlingen (24. November 1643) abgedruckt. — S. 86 werden Festspiele aus dem 17 Jahrhundert erwähnt, deren Ausgabe bevorsteht. „Es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir in dem Verfasser des ersten Festspieles Christian Weise vermuten dürfen."

**Altpreußische Monatsschrift.** Neue Folge. Band 33. Heft 1 und 2. Januar—März.

Froelich X., Die Jesuitenschule zu Graudenz. Ergänzungen zu des Verfassers Geschichte der Kreises Graudenz. Verzeichnis sämtlicher Schüler im Jahre 1742, klassenweise alphabetisch geordnet, nebst deren Herkunft und Lebensalter.

Tetzner F., Die Tolminkemischen Taufregister des Christian Donalitius. (1725—1779.)

Zaddach G., Ernst Meyer als Gelehrter [Botaniker] und Dichter (geb. 1. Januar 1791 in Hannover, gest. zu Königsberg 7. August 1858). Öffentlicher Vortrag, gehalten in Königsberg am 22. Februar 1870. Darin mehrere lyrische Gedichte mitgeteilt.

Schwenke P., Hans Weinreich und die Anfänge des Buchdrucks in Königsberg. Anhang. I. Verzeichnis der Schriften und Ornamente. II. Verzeichnis der Königsberger Drucke bis 1527.

**Alt-Wien.** Monatsschrift für Wiener Art und Sprache. Herausgegeben und redigiert von L. Stieböck. Jahrgang 5.

Nr. 1. Jaden H. Freiherr von, Ueber Theodor Körners Braut und deren Familie.

Nr. 2. 3. 6—9. Prisching R., Wiener Stimmen über Litteratur, Kunst, Musik und Theater.

Nr. 2. Ortmann R., Adalbert Stifter (gest. 28. Januar 1868. Zum Andenken eines Wiener Dichters.

Nr 3. 4. 5. 6. Arnold R. F., Schriftsteller der Restaurationszeit über Wien. Auszüge aus Adolf von Schadens „Meister Fuchs" (1821), W. Alexis' „Wiener Bildern" 1833), C. H. von Langs „Memoiren" (1842), Spindlers „Städte und Menschen" (1848).

Mareta H., Proben eines Wörterbuchs der österreichischen Volkssprache.

Nr. 4 5. Castle E., Zedlitz' „Zwei Nächte zu Valladolid". Eine litterarhistorische Untersuchung. Aus einer demnächst erscheinenden Monographie über Zedlitz.

Nr. 4. Jaden H. Freiherr von, Die „schwedische Nachtigall" in Wien. E[duard] C[astle], Deutsch österreichische Litteraturgeschichte.

Nr. 5. Newald J., Wien im Jahre 1787. („Anekdoten und Bemerkungen über Wien". Wien 1787.)

Nr. 6. Jaden H. K. Freiherr von, Evakathel und Schnudi Über Perinets Bearbeitung des Hafnerschen Stückes.

Nr. 8. Reuter E., Ein Deutscher [der Philologe Karl Lehrs] über Alt-Wien.

Nr. 9. Newald J., Aus den Briefen des Eipeldauers. Zur Geschichte einer Alt-Wiener Zeitung. I. Das Eipeldauers Leben, Wirken und Wesen.

Alt Wiener Litteraturblatt. Der Plan der „Wiener Neudrucke" wird hier im engeren Rahmen wieder aufgenommen. „Unter den bisher ungedruckten litterarischen Erzeugnissen, deren Veröffentlichung in Aussicht genommen ist, sind Werke Gewens, dessen gesammter litterarische Nachlaß der Redaktion zur Verfügung steht, ein Stück Nestroys, Censurakten und andere mehr."

Nr 1—5. R[udolf] P[riesching], Samuel Brints letzte Liebesgeschichte. Eine Erzählung von Schreyvogel.

Castle E., Drei Jugendgedichte Bauernfelds. 1820 - 1826.

Nr. 2. H., Allerley. Zum Nachtisch für litterarische Gourmands (Cicade. 1820. 2, 315).

Eine Sage von der „Spinnerin am Kreuz", erzählt von Ferdinand Raimund. (E. Duller, Die malerischen und romantischen Donauländer. Leipzig, o. J.)

Nr. 3. Menschenwürde. Von J. B. Moser, 1839.

Nr. 4 Castle E, Verschollene Gedichte von Zedlitz.

Nr. 5. Castle E., Gedichte von Michael Enk von der Burg.

Nr. 6. Castle E, Nachdichtungen von M. Enk von der Burg. Nach dem Spanischen.

Castle E., Der letzte Segen der Liebe. Von W. F. C. Meissenhauser.

Nr. 7. Arnold R. F., Ein Gespräch Ferdinand Raimunds mit Carl Spindler (Spindler „Städte und Menschen", 2. Teil, 8. Kapitel).

Nr. 8. Castle E., Aus „Orions Rückkehr zur friedlichen Insel" (1803) von Perinet.

**Mitteilungen** des Vereins für Geschichte von **Annaberg** und Umgegend. V. Jahrbuch für 1895—1896. (Festschrift zur vierhundertjährigen Jubelfeier der Stadt Annaberg am 21. September 1896.)

Finck E., Anfänge einer Ortsgeschichte der Stadt Annaberg.

Keller K., Bergwerksbesitz der Kölner Familie Bachofen von Echt im Erzgebirge.

Wolf B., Erbhuldigungen und Gedächtnisfeierlichkeiten für sächsische Kurfürsten in Annaberg (17. Jahrhundert). Nach zwei Chronisten, Fortsetzern des Jenisius: Georg Wahl und Christoph Wolf.

Frisch A., Annaberg und seine Schicksale in den Jahren 1760 und 1761. Ein Beitrag zur Geschichte des Erzgebirges im Siebenjährigen Kriege.

**Schriften** des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der **Baar** und der angrenzenden Landesteile in **Donaueschingen.** Heft 9.

Tumbült G., Die Vermehrung des Fürstenbergischen Besitzes durch den Grafen Friedrich (1510—1559).

Tumbült G., Kriegs-Tagebuch von 1799—1802, nebst Aufzeichnungen aus den Jahren 1809, 1813 und 1814 von Johann Baptist Müller, fürstlich Fürstenbergischen Rate und Archivar (Schluß).

Roder Ch., Ein merkwürdiger Hexenprozeß in Villingen 1641.

Reich Lucian (Maler in Hüfingen), Blätter aus meinem Denkbuch. Biographische Aufzeichnungen. S. 125 f. Eine hübsche Anekdote von Schwind.

Kürz E. G., Das Bienenbüchlein des Georg Pictorius von Villingen Übersetzt und herausgegeben.

**Mitteilungen** des Vereins für die Geschichte **Berlins.** Nr. 3.

Quantz W., Über die Anfänge des Berliner Theaters.

**Mitteilungen** des Vereines für Geschichte der Deutschen in **Böhmen.** Jahrgang 34. Heft 4. Weber C., „Diarium" über die Belagerung und Okkupation Prags durch die Preußen im Jahre 1744.

Neuwirth J., Goldenkroner Grabdenkmale.

Horčička A., Kunstgeschichtliche Nachrichten über die Kirchen in Aussig.

Jahrgang 35. Heft 1. Lambel H., Plan und Anleitung zu mundartlicher Forschung in Deutsch Böhmen.

**Böhmens** deutsche Poesie und Kunst.

Heft 2—7. Haudeck J., Musiker und Tondichter Deutsch-Böhmens. (Schluß und Nachtrag.)

Heft 2. 3. Joß B., Einige hervorragende, in der zeit von 1500—1700 in böhmischen Offizinen gedruckte musikalische Werke.

Heft 4—7. Kastner E. F., Böhmerwalddichter. H.

**Bonner Jahrbücher.** Heft 99.

Renard E., Die Bauten der Kurfürsten Joseph Clemens und Clemens August von Köln. Ein Beitrag zur Geschichte des Rococo in Deutschland. Erster Teil.

**Forschungen** zur **Brandenburgischen** und **Preußischen** Geschichte. Band 9, erste Hälfte.

Chronst A., Aktenstücke zur brandenburgischen Geschichte unter Kurfürst Johann Sigismund. I. Zur Ebenbürtigkeit der Radziwill. — II. Zur Geschichte der Einführung des reformierten Bekenntnisses in der Kurmark. 1. Bericht des Superintendenten zu Zerbst, M. Martin Füssel über seine erste Berufung nach Berlin, 30. Juli (9. August) 1613. — 2. Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg an Abraham von Dohna, Grimnitz 5. (15.) Dezember 1613. — 3. Kurfürst Sigismund an einige vom [kurmärkischen] Adel auf dem Lande, Grimnitz, 12. (22.) Dezember 1613 (= Keller, Gegenreformation in Westphalen und am Niederrhein 3, 219). — 4. Bericht, Köln an der Spree, 13. (23.) April 1615.

Oncken W., Sir Charles Hotham und Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1730. Urkundliche Aufschlüsse aus den Archiven zu London und Wien. III. Hothams letzter Anlauf und Abreise.

Petersdorff H. v., Der Streit über den Ursprung des deutsch-französischen Krieges. Ein Bericht.

Naudé A., Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Siebenjährigen Krieges. Teil II.

**Braunschweigisches Magazin.** Band 1. Jahrgang 1895.

Nr. 8. P[aul] Z[immermann], Ein Brief des Abts Jerusalem. Vermutlich an Ernst Theodor Langer, Braunschweig, 10. Januar 1773. Über das Collegium Carolinum.

Nr. 9. Lessing und Helmstedt. Nach einem Briefe des Malers Pascha Joh. Friedr. Wettsch an den geheimen Kammerrath v. Heinecken, 24. August 1771 war Lessing von Braunschweig aus damals in Helmstedt.

**Museum Francisceum. Annales.** MDCCCXCV. **Brünn.**

Bretholz B., Die Carronische Manuskriptensammlung des Franzens-Museums.

Schram W., Die Incunabeln des Franzens-Museums.

**Jahresbericht** des historischen Vereins **Dillingen.** Jahrgang 8. 1895.

Specht Th., Die Privilegien der ehemaligen Universität Dillingen.

Schröder A., Untersuchungen gegen Mag. Kaspar Haslach, Prediger in Dillingen, wegen Verdachts der Häresie 1522.

Fille J., Zur Reformationsgeschichte Augsburgs.

Wagner A., Der Augustiner Kaspar Amman.

Schlecht J., Felician Ringuarda in Andechs (1583).

Specht Th., Matrikeln der Universität Dillingen.

Wagner A., Prioren des Lauinger Augustinerklosters bis 1540.

Schlecht J., Zur Geschichte der deutschen Augustiner vor Luther.

**Dresdener Geschichtsblätter.** Band 4. Heft 2.

Biedermann W. v., Eine Dresdener Liebhaberbühne vor hundert Jahren.

**Hammelblatt** des historischen Vereins **Eichstätt.** X.

Dürrwächter A., Das Jesuitentheater in Eichstätt.

**Beiträge** zur Geschichte **Eisenachs.**

II. Buchner W., Goethes Beziehungen zu Eisenach.

III. Festungs-Schloß Wartburg von Joh. Christoph Kurz 1757. Neudruck.

IV. Kühn G., Das Karthäuserkloster in Eisenach.

**Mitteilungen** des Geschichts- und Altertumsforschenden Vereins zu **Eisenberg.** Heft 11.

Schirmer A., Eisenbergische Statuten vom Jahre 1610.

**Bausteine** zur **Elsaß-lothringischen** Geschichts- und Landeskunde.

Heft 2. Demmler J., Ein Hexenprozeß im Elsaß vom Jahre 1616. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Elsasses. Nach dem Ratbuch von Enzheim.

**Mitteilungen** des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von **Erfurt.** Heft 17. 1895.

Beyer K., Die Krämerbrücke und ihre Bewohner.

**Erzgebirgs-Zeitung.** Jahrgang 17.

Heft 4—8. Urban M., Mein Sagenbuch des Gerichtsbezirks Plan.

John V., Egerländer Rockenstubenlieder

Wilhelm J., Tiernamen und sprachlicher Verkehr mit Tieren im Saazer Lande.

Heft 9. John V., Egerländer Hofnamen. H.

**Beiträge** zur Geschichte von Stadt und Stift **Essen.** Heft 16.

Ribbeck K., Geschichte des Essener Gymnasiums, I. Teil bis 1564. 1. Die Stiftsschule bis zum Jahre 1500. — 2. Die Stiftsschule 1500—1546. — 3. Das Gymnasium von 1545—1564. — Urkunden.

**Beiträge** zur Kunde **Esth-, Liv- und Kurlands.** Band 5. Heft 1.

Winkler R., Über Kirchen und Kapellen Esthlands in Geschichte und Sage.

Westling G. O. F., Kirchengesetz und Kirchengesetzarbeiten in Esthland zur Zeit der schwedischen Herrschaft.

**Sitzungsberichte** der Gelehrten **Estnischen** Gesellschaft 1895.

Toll Harald Baron, Biographisches über den Magister Johannes Wettermann. (16. Jahrhundert.)

Hausmann R., Ein vergessener baltischer Forscher des 18. Jahrhunderts. Carl Otto von Gyllenschmidt.

**Archiv** für **Frankfurts** Geschichte und Kunst. Dritte Folge. Band 5.

Schnapper-Arndt G., Wanderjahre des Johann Philipps Münch als Kaufmannsjunge und Handlungsdiener 1680—1694. Von ihm selbst beschrieben A° 1698. I. Einleitung des Herausgebers. II. Lebens-Memorial von Johann Philipps Münch. III Stammtafeln der Nachkommen des Johann Anselm Münch (1600—1658) und des Christian Hermsdorff.

Mentzel E., Die drei ältesten erhaltenen Frankfurter Theaterzettel. I. Zettel zur Vorstellung „Die standhafte Mutter der Machabaer" (1651 oder 1656). — II. Textbuch zu der in oder nach der Ostermesse 1698 von der Veldtheimischen oder Velthenschen Truppe abgehaltenen Ratkomödie: „Salomo oder die triumphirende Weißheit Salomonis" — III. Textbuch zu der von der Veldtheimschen Bande 1711 gegebenen Festvorstellung nach der glücklichen Landung des erwählten römischen Königs Karl VI. in den unweit Genua gelegenen kleinen Häfen Finale und Vado.

Falk, Johannes Judagine, Decan des St. Leonhardstifts zu Frankfurt a. M. (16. Jahrhundert).

**Zeitschrift** der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von **Freiburg,** dem **Breisgau** und den angrenzenden Landschaften. Band 12. 1895.

Mayer H., Abriß der Geschichte der Freiburger Gymnasiumbibliothek.

**Mitteilungen** des Vereins für **Hamburgische** Geschichte. Jahrgang 17. 1895. Band 6. Heft 2.

Nr. 1. Hille G., Magnus Andersen zu Klixbüllgaard in Hamburgischen Diensten. Brief an diesen von Dr. Wilhelm Moller, Hamburg, 18. März 1570.

Nr. 3. Wedekind O., Zur Geschichte des Zeitungswesens bei Begründung der Stadt Altona (17. und 18. Jahrhundert).

Nr. 4. Rüdiger O., Lateinische Scherzverse von Klopstock. Eine Zusatzstrophe zum Gaudeamus. Aus dem Jahre 1774 (nach Schletterer, J. F. Reichardt 1, 160).

Walther E., Eine Radierung von Peter Suhr aus dem Jahre 1804.

Nr. 6. Rüdiger O., Williams Brades Tod und die Trauergedichte darauf. Der englische Geiger W. Brade starb zu Hamburg 26. Februar 1630. Es haben sich Leichenkarmina erhalten, ein deutsches von Joachimus Petraeus, lateinische von Reinerus Brocmann aus Schwann in Mecklenburg, David Cramer aus Stargard in Pommern, Andreas Cypraeus, Tycho a Jessen aus Flensburg, Zacharias Lund; die Verfasser waren wahrscheinlich alle Studenten des Hamburger Gymnasiums. Ein anderes von P. M. rührt wahrscheinlich von Paulus Mooth aus Flensburg, ein anonymes vermutlich von Johann Adolf Fabricius, Diakonus an der Jakobikirche von 1615—1650, her.

Nr. 8. Sillem W., Nachtrag zu den Trauergedichten auf William Brades Tod. Johann Peträus dürfte identisch sein mit dem späteren Hamburger Syndicus Joachim Petersen, der an Lunds „Allerhand artigen deutschen Gedichten" mitgearbeitet hat; statt Johann Adolf Fabricius dürfte aber vielmehr Lunds

Busenfreund, der im Jahre 1612 zu Hamburg geborene Vincent Fabricius als der Verfasser des anonymen Gedichts anzusehen sein.

Lieboldt F., Michael Geerkens aus Hamburg, verstorben 1732 als Hauptpastor in Flensburg.

Nr. 11 12. Rubensohn O., Almiro e Clas Amburghesi, zwei vergessene Erforscher Griechenlands. Die von Francesco Piacenza in seinem Buch über die Inseln des Aegeischen Meeres und den Peloponnes (Modena 1688) als Gewährsmänner citierten Hamburger Almiro und Clas dürften nach Rubensohns wohlbegründeter Vermutung in dem Decennium von 1670—1680 als Forschungsreisende im Dienst des holländischen Malers Laurent van der Hemm für die Neuausgabe des Blaeuschen Atlas thätig gewesen sein, lassen sich aber bis jetzt urkundlich nicht nachweisen.

Walther C., Die Hamburger Clas und Almiro. Walther glaubt Clas in dem Kapitän eines Hamburgischen Convoy- oder Orlogschiffes Clas Marinsen oder Martens nachweisen zu können; dagegen erklärt er seine ältere Vermutung, Almiro sei der 1662 nachgewiesene Vice-Admiral der Hamburgischen Flotte Heinrich Allmier, für unhaltbar, da dieser Name Allmier höchst wahrscheinlich aus Meyer entstellt oder verlesen ist.

**Zeitschrift** des Vereins für **Hamburgische** Geschichte. Band 10. Heft 1.

Ehrenberg R., Aus der Hamburgischen Handelsgeschichte. I. Berichte eines Hamburgischen Faktors der Welser 1611. — II. Zur Hamburger Islandsfahrt. — III. Vom Roden Tollen.

Mack H., Jürgen Kalms Briefe aus der Lehre in Hamburg an seine Mutter in Braunschweig. 40 Briefe 1623—1630.

von der Kopp, Hamburger Studenten in Gießen. 1608—1707.

**Zeitschrift** des **Harz-Vereins** für Geschichte und Altertumskunde. Jahrgang 29. Heft 1.

Jacobs E., Die erste bekannte, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zu wissenschaftlichem Zwecke ausgeführte Brockenbesteigung. Daten über Johann Wilhelm Reiffenstein (1519/20—1575), den ersten wissenschaftlichen Besucher der Baumannshöhle und über Tit. Stoltz (Stella, gest. 1589), den ersten wissenschaftlichen Besteiger des Brocken.

Jacobs E., Der Brocken und das deutsche Vaterlandsgefühl.

Moser F., Zwei Roßlaer Erscheinungsgeschichten aus dem 17. Jahrhundert.

**Neue Heidelberger Jahrbücher.** Jahrgang 5. Heft 2.

Hausrath A., Luthers Bekehrung.

Erdmannsdörffer B., Kleine Beiträge zur Goethe-Biographie. 1. Goethe in Heidelberg und die Familie Delph. Über Goethes Heidelberger Aufenthalt im Herbst 1775; über die Familien Delph (und Wrede) erhalten wir neue Mitteilungen aus Akten ꝛc.; die Beziehungen Goethes und seiner Familie zu Fräulein Delph werden bis zu deren Tode (20. Oktober 1808) verfolgt. 2. Goethe und Gagern 1794. Es wird überzeugend nachgewiesen, daß das im Goethe-Jahrbuch 16, 12 (Briefe 18, 70) mitgeteilte Konzept eines Briefes „an einen unbekannten deutschen Patrioten" an den Freiherrn Hans Christoph Ernst von Gagern gerichtet, durch dessen Broschüre „Ein deutscher Edelmann an seine Landsleute" veranlaßt und in den August oder September 1794 zu setzen ist.

**Zeitschrift** des Vereins für **Hennebergische** Geschichte und Landeskunde in **Schmalkalden.** Heft 13.

Matthias R., Die Stadtkirche in Schmalkalden

**Jahrbuch** des deutschen Gebirgsvereins für das **Jeschken-** und **Isergebirge.** Jahrgang 6.

Sturm L., Sprachliches aus dem Isergebirge.

Hübler F., Bastlösereime aus dem Gebiete des Iser- und Jeschkengebirgs.

Stelzig J., Ein Rückblick in vergangene Zeiten. (Mitteilung von alten Volksspielen und Reimen.)

Pohl A., Märchen und Geschichten aus dem Isergebirge. Nach dem Volksmunde, die Gespräche in der Mundart.)

Taubmann J. A., Volksmärchen und Sagen aus Nordböhmen. H.

**Archiv** des Vereins für die Geschichte des Herzogtums **Lauenburg.** Band 5. Heft 1.

Der Dom zu Ratzeburg (Fortsetzung und Schluß).

Lüders A., Beiträge zur Chronik der Kirchen-Gemeinde Niendorf a. d. Stecknitz.

Dührsen W., Die fürstlichen Schlösser und Höfe im Herzogtum Lauenburg. Nach alten Inventaren und Beschreibungen (1500—1662).

Schmidt-Ratzeburg M., Die litterarische Gesellschaft in Ratzeburg zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Gegründet 1807. Abdruck der Statuten S. 88 ff. Biographische Daten über die wichtigsten Mitglieder und Mitarbeiter an den „Ratzeburger Blättern": Carl Reinhard, J. H. B. Dräseke, J. Chr. F. Dietz, L. G. C. Nauwerck, Joh. Friedrich Schink, Georg Christ. Sponagel, Andreas Wilke. Ende 1810 ging das Blatt und die Gesellschaft ein.

**Jahr-Buch** der Gesellschaft für **lothringische** Geschichte und Altertumskunde. Jahrgang 7. (Erste Hälfte.) 1895.

Hollaender A., Archivalische Beiträge zur Belagerung von Metz 1552.

**Ons Hémecht,** Organ des Vereins für **Luxemburger** Geschichte, Litteratur und Kunst. II. 1—3.

Essai de la Lexicologie luxembourgeoise.

Burg P., Die Luxemburger Mundart.

**Geschichts-Blätter** für Stadt und Land **Magdeburg.** Jahrgang 31. Heft 1.

Neubauer, Briefe aus dem Stadtarchiv zu Zerbst. „Auszug aus dem Repertoir über die Akten, soweit sie das Gebiet betreffen, das der magdeburgische Geschichtsverein zum Gegenstande seiner Forschungen macht."

**Mansfelder Blätter.** Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld zu **Eisleben.** 9. Jahrgang. 1895.

Schmidt F., Bayernaumburger Gemeindebuch von 1711. Nach der im Gemeindearchive zu Bayer-Naumburg vorhandenen Urschrift herausgegeben.

Strümpfel E., Wittenberger Ordinierte aus der Grafschaft Mansfeld und der Herrschaft Querfurt.

Könnecke M., Ein Soldatenbrief aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges. Gottfried Zahn aus Grockstedt an seine Familie, Strehle, 27. Oktober 1756.

Schröter O., Theodor Körners Beziehungen zur Grafschaft Mansfeld. Ein ungedruckter Brief von Körner an seinen Freund Karl Schmid, Schmiedeberg 29. August 1809. 9 andere Briefe an denselben Adressaten werden aus der „Post" 1891 und aus der „Nationalzeitung" 1889 wiederholt.

**Jahrbuch** der Historischen Gesellschaft für den **Netzedistrikt** zu **Bromberg,** zugleich als Festschrift der Stadt Bromberg zur Feier ihres 550jährigen Bestehens dargebracht.

Meyer Martin, Mitteilungen aus der Geschichte der preußischen Domänenverwaltung im Netzedistrikt zur Zeit Friedrichs des Großen.

Meyer Martin, Einige bisher noch nicht veröffentlichte Cabinetsordres Friedrichs des Großen an den Geheimen Finanzrath von Brenckenhoff, betreffend die Verwaltung des Netzedistrikts. S. 60. 63 Über Kirchenbauten.

**Niederlausitzer Mitteilungen.** Band 4. Heft 5 und 6.

Werner A., Gubens Schule und Kirche in ihrem Verhältnis zu einander.

Hohlfeld F., Blicke in die drei ältesten Teile des Kirchenbuches zu Forst i. L.

Stephan G., Ritter Wormlitz, eine Sage.

† Ackermann B., Zur Volkskunde des Calauer Kreises.

**Mitteilungen** des **nordböhmischen** Excursionsclubs. Jahrgang 19.

Heft 1. Ankert H., Bastlösereime aus Deutsch-Böhmen.

Kögler A., Volkstümliches aus Freudenberg. Darunter ein Singspiel, Der Bauer und die Bergleute.

Klapper M., Der Diebssegen.

Naaff A. A., Zur neueren Litteraturbewegung in Deutsch-Böhmen.

Heft 2. Ankert H., Bergmannslieder aus der Wernstädter Gegend.

Klapper M., Der Alp und die Ausgetauschten.

Vaudler A., Höllen aus Höllen. Zur Erklärung Goethes. Das „Rätsel" Goethes (Hempel 3, 205) wird mit dem Hinweis auf die „Schneiderhölle" (der Ort für die Stoffabfälle) glücklich erläutert.

Simm J., Diebssegen.

Heft 3. Klapper M., Sagen.

Kögler A., Franzosengeschichten.

Wiechowsky A. und Kögler A., Aus dem Volksmunde. Volkstümliche Lieder.

Vaudler A., Zur Ortsnamenkunde. H.

**Zeitschrift** für die Geschichte des **Oberrheins.** Neue Folge. Band 11.

Heft 2. Mayerhofer J., Inhalt und Zustand des Pfalz-Zweibrückenschen Archivs im Jahre 1567.

Barrentrapp K., Sebastian Brants Beschreibung von Deutschland und ihre Veröffentlichung durch Kaspar Hedio.

Weech Fr. von, Eduard Winkelmann †.

Wackernagel R., Der Stifter der Solothurner Madonna Hans Holbeins.

Mitteilungen der Badischen Historischen Kommission. Nr. 18.

Weiß J. G., Freiherrl. von Gemmingen-Hornbergsches Archiv in Hornberg bei Neckarzimmern; Freiherrl. von Gemmingen Guttenbergsches Archiv zu Neckarmühlbach (Bezirksamt Mosbach).

Heyck E., Freiherrl. von Venningensches Archiv zu Eichtersheim (Bezirksamt Sinsheim).

**Österreichisches Jahrbuch.** Jahrgang 20.

Reinhart H., Wien zu meiner Zeit. Ein Rück- und Umblick. Neue Folge. (Siehe Österreichisches Jahrbuch 17, 191—228; 18, 209—258.)

Beer R., Kunstbestrebungen Karl V. und Philipp II.

Helfert J. A. Freiherr von, Graf Leo Thun, k. k. Gubernialpräsident in Böhmen. 3. Abschnitt: Slavenkongreß.

Trnka H. M., Ein Gedenkblatt für Pfarrer Joseph Maurer, gest. 19. November 1894. Gedichte von Maurer.

**Anzeiger** des Vereins für **österreichische Volkskunde.** I. Jahrgang (1896). Nr. 5.

Lichtmeßlied. — 's Burschna, Ein Faschingsspiel. Beide aufgezeichnet von Heinrich Moses in Pottschach (Niederösterreich). H.

**Österreich-ungarische Revue.** Band 20. Heft 1. 2.

Schlossar A, Anastasius Grün und Josef Freiherr von Hammer-Purgstall. Mit (28) ungedruckten Briefen Anastasius Grüns aus den Jahren 1831—1854.

**Jahrbuch** der Gesellschaft für die Geschichte des **Protestantismus** in **Österreich.** Jahrgang 17. Heft 1 und 2.

Bibl V., Der Briefwechsel zwischen Flacius und Nidbruck. Aus den Handschriften 9737 b, i und k der k. u. k. Hofbibliothek in Wien. Herausgegeben, eingeleitet und erläutert. 41 Briefe, 26 von Flacius, 15 von Nidbruck aus den Jahren 1552—1557 sollen veröffentlicht werden. Hier die ersten acht Nummern.

Buchwald G., Beiträge zur Kenntnis der evangelischen Geistlichen und Lehrer Österreichs aus den Wittenberger Ordiniertenbüchern seit dem Jahre 1573 (Fortsetzung). Nr. 91–195. 1577–1581.

Unger Th., Über eine Wiedertäufer-Handschrift des 17. Jahrhunderts. Die Täuferlieder, nach Ländern geordnet (Fortsetzung). Schweiz.

Becker H., Böhmische Pastoren, in Anhalt ordiniert 1583–1609.

Schalk K., Die Wiener Gemeinde-Denuncianten gegen die Evangelischen. Notiz aus dem Archiv der Stadt Wien. Aus einer Oberkammeramtsrechnung 1586.

Meyer Christian, Gegenreformation in Steiermark. Bericht eines katholischen Augenzeugen über die Ausrottung des Protestantismus in Steiermark im Jahre 1600.

Scheichl F., Bilder aus der Zeit der Gegenreformation (Fortsetzung). 1. Sprachgrenzen. 2. Bergwerke. 3. Glaubensflüchtlinge. — Nachträge.

Schmidt Joh. G., Urkundliches aus der Toleranzzeit in Kärnten. Erinnerungen an den ersten Pastor zu St. Ruprecht und nachmaligen Pastor zu Stoggenboi am Zlan, Samuel Sachß (1784—1787).

54. **Jahresbericht** des Museums Francisco-Carolinum. Nebst der 48. Lieferung der Beiträge zur Landeskunde von **Österreich ob der Enns.**

Czerny A., Der Einfall des von Kaiser Rudolf II. in Passau angeworbenen Kriegsvolks in Oberösterreich und Böhmen (1610—1611). Von Franz Kurz. Aus dessen Nachlaß mitgeteilt und mit neuer Einleitung versehen. II. Teil.

**Mitteilungen** des historischen Vereins der **Pfalz.** XX.

Grünenwald L., Ein pfälzischer Bauernkalender. Beitrag zur Volkskunde der Hinterpfalz.

Roth F. W. E., Geschichte der Verlagsgeschäfte der Buchdruckereien und des Buchhandels zu Speier im 17. Jahrhundert bis zur Zerstörung der Stadt Speier 1689. Nebst Bibliographie der Druckwerke dieses Zeitraums. Mit Nachträgen zur Speierer Buchdruckergeschichte 1471—1600. I. Biographische Mitteilungen. II. Druckwerke.

**Zeitschrift** der historischen Gesellschaft für die Provinz **Posen.** Jahrgang 11. Heft 1 und 2.

Heinemann O., Eine Ergänzung zur Chronik der Stadtschreiber von Posen.

Meisner F., Über den Verfasser der lateinischen Übersetzung des Preußischen Allgemeinen Landrechts. Prediger Dr. theol. Pappelbaum in Berlin.

**Deutscher Volkskalender** des deutschen gemeinnützigen Vereins in **Prag.** Jahrgang 17. 1897.

Josef Rank, Der Böhmerwalddichter.

Hauffen A., Die arme und die reiche Braut im Volksliede.

**Zeitschrift** des Vereins für Orts- und Heimatskunde in Veste und Kreis **Recklinghausen.** V.

Walter Fr., Plattdeutsche Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus der Stadt Recklinghausen.

Bahlmann P., Einige Dramen des Dorstener Franziskaner-Gymnasiums.

**Schriften** des Vereins für **Sachsen-Meiningische** Geschichte und Landeskunde.

Heft 20. 22. Eichhorn, Die Grafschaft Camburg.

Heft 20. Jacob G., Verzeichnis der Studierenden aus dem Herzogtum Sachsen-Meiningen, die in der Zeit von 1502—1560 die Universität Wittenberg besuchten.

Human A, Professor Dr. Max Kleemann, Ein Lebens- und Charakterbild.

Kleemann M., Programm zur Neubearbeitung der Landeskunde des Herzogstums Sachsen-Meiningen.

Heft 21. Jacob G., Heinrich, Herzog von Römhild 1676—1710. Lebens-, Charakter und Zeitbild.

**Mitteilungen** der **schlesischen** Gesellschaft für **Volkskunde.**

Heft II. Nr. 5. Drechsler P., Geistliche Volkslieder aus mündlicher Überlieferung in Katscher.

Nr. 6. Scholz O., Ländliche Trachten Schlesiens aus dem Anfang dieses Jahrhunderts.

Nr. 8. Kühnau, Schlesische Märchen und Sagen.

Heft III. Nr. 1. Nachruf auf L. Laistner und G. Stier.

Rehring W., Erster Bericht über Aberglauben, Gebräuche, Sagen und Märchen (der Polen) in Oberschlesien.

Beiblatt. Vogt F., Was leistet und bezweckt die Volkskunde? Zum zweiten Stiftungsfeste. H.

**Zeitschrift** des Vereins für Geschichte und Altertum **Schlesiens.** Band 30.

Grünhagen C., Der schlesische Adel vor hundert Jahren im Lichte der öffentlichen Meinung.

Grünhagen C., Der Ausgang der Zerbonischen Prozesse. S. 59 ff. (vgl. S. 25) Über ein Gedicht des Schlesiers Hans von Held (geb. 1764 zu Auras bei Breslau) zur Feier des königlichen Geburtstages 1797. Vielfache Ergänzungen zu dem Leben Helds von Varnhagen

Wutke K., Die Bewerbung der Brieger Herzöge um die Magdeburger Dompropstei. I. 1556—1563.

Bauch G., Beiträge zur Litteraturgeschichte des schlesischen Humanismus. II. 1. Sigismundus Fagilucus. Sigismund Buchwald, geb. 1483 in Breslau, 1497 in Leipzig immatrikuliert, 1500 Baccalaureus, kehrte 1502 nach Breslau zurück, starb 1510. Seine Gedichte, Extemporalitates vuratislanie (der erste Breslauer Druck Konrad Baumgartens von Rothenburg aus dem Jahre 1503), werden eingehend charakterisiert. — 2. Gregorius Agricola (Lengisfelt). In Breslau geboren, im Winterhalbjahr 1482/83 in die Erfurter Matrikel eingetragen, 1485 Baccalaureus, 1489 Magister, später in der Heimat thätig, 1504 Kanonikus zu St. Johann, Notar der bischöflichen Kanzlei, Officialis generalis und Vicarius in spiritualibus des Bischofs Johann V., 1517 Archidiakon; gest. 7. Januar 1527. — S. 159. Beiträge zur Chronologie der Briefe des Conradus Mutianus Rufus nach der Einsicht in die Originale.

Weltzel, Das Kollegialstift zum heiligen Bartholomäus in Ober-Glogau.

Grünhagen C., Held als Ankläger Hoffs und „das gepriesene Preußen". Der Brief, welchen Held nach seiner Verhaftung im Anhang zu seiner Verteidigungsschrift 2. Juli 1801 an den Generalfiskal von Hoff schrieb und worin er diesen zu seinem Mitschuldigen stempelte, wird abgedruckt. Die anonyme Schmähschrift aus dem Jahre 1802 „Das gepriesene Preußen", welche den Entwurf zu diesem Brief mitteilt, muß zwar aus dem Heldischen Kreise stammen, rührt aber nicht von ihm selbst her.

Wachter, Aktenstücke betreffend den Minister Grafen von Hoym. I. Geheime Instruktion für den v. Hoym als Statsminister von Schlesien. Berlin, 18. Januar 1770. — II. Gratulationsschreiben Hoyms an König Friedrich Wilhelm III. 1797.

**Zeitschrift** der Gesellschaft für **Schleswig-Holstein-Lauenburgische** Geschichte. Band 25.

Detlessen, Ein Wevelsflether Missale mit Urkunden zur Geschichte des Kirchenackers u. a.

Detlessen, Ein Namenverzeichnis von Heiligstedtener Einwohnern aus der Zeit um 1500.

Hansen R., Die eiderstedtischen Chronisten vor Peter Sax.

Hedemann P. v., Mitteilungen aus dem Archiv von Deutsch-Nienhof. (Fortsetzung zu Band 24, S. 153 ff.)

Michelsen E., Zwei Briefe aus der Zeit des nordischen Krieges. Ein Beitrag zur schleswigschen Kirchengeschichte. Peter Clausen (geb in Tondern, 1717—1732 Pastor zu Rodenäs in der Wiedingharde) an Propst Samuel Reimarus in Tondern, Kopenhagen, 8. und 14. August 1716.

Steffenhagen E., Das Reskript des Herzogs Karl Friedrich zur Verordnung „Ratione Bibliothecae" (1724).

**Zeitschrift** des Historischen Vereins für **Schwaben** und **Neuburg.** Jahrgang 22. 1895.

Radlkofer M., Die poetischen und historischen Schriften eines Augsburger Bürgers an der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts. Samuel Dilbaum ist zuerst urkundlich nachgewiesen im Augsburger Ratsprotokoll vom 3. Januar 1551. 1555 ist er Lehrer an der lateinischen Schule zu St. Anna. In den Briefmaleraкten vom 9. November 1617 bis 16. Januar 1618 bezeichnet ihn sein damals erst achtzehnjähriger, gleichnamiger Sohn [aus zweiter Ehe], Illuminist oder Briefmaler, als achtundachtzigjährigen Greis. Radlkofer weist 16 Schriften von ihm aus den Jahren 1584—1609 nach.

**Correspondenzblatt** des Vereins für **siebenbürgische** Landeskunde. Jahrgang 19.

Nr. 4. Teutsch Fr., Die Bilder und Altäre in den evangelisch-sächsischen Kirchen.

Nr. 5. Herbert H., Eine Reise nach Wien vor 200 Jahren.

Ein Nachtrag zur Litteratur der Hameler Rattenfängersage.

Nr. 6. Schullerus A., Aufnahmen des siebenbürgisch-sächsischen Bauernhauses.

Schullerus A., Bastlösereime.

**Beiträge** zur Kunde **steiermärkischer** Geschichtsquellen. Jahrgang 27.

Loserth J., Die steirische Religionspacifikation 1572—1578. Nach den Originalen des steiermärkischen Landesarchivs herausgegeben und mit einer Einleitung versehen.

Zwiedineck H. v, Das Reichsgräflich Wurmbrandsche Haus- und Familien-Archiv zu Steyersberg. Vorläufige Übersicht über die Bestände des geschichtlich und kulturgeschichtlich reichen Archivs. Ich erwähne S. 109 Johann Wilhelm Wurmbrand, Korrespondenz mit Gelehrten 1695—1750; Gundaker Thomas, Satiren, Epigramme 1750—1800; S. 110 f. Johann Wilhelm, Kollegienhefte.

**Neue Mitteilungen** aus dem Gebiet historisch antiquarischer Forschungen. Im Namen des mit der königl. Universität Halle-Wittenberg verbundenen **Thüringisch-Sächsischen** Vereins für Erforschung des vaterländischen Altertums und Erhaltung seiner Denkmale herausgegeben von dem zweiten Vorsitzenden desselben Prof. Dr. G. Hertzberg in **Halle a. S.** Band 19. Heft 2.

Fitting H., Zur Geschichte der Universitäten zu Halle und zu Wittenberg. Brief von Samuel Michaëlides (Neosolii Nonis Septembris 1711) an den aus Ungarn stammenden Professor der Theologie zu Wittenberg Martinus Chladenius über eine Stiftung für Studierende aus Ungarn.

Meyer Julius, Die Beziehungen der Universität Halle zu dem Lande Franken.

Kohlmann Fr., Zur hallischen Reformationsgeschichte. Aktenmäßige Ergänzung der bisherigen Arbeiten.

Schmidt Reinhold, Aus Zörbig und Umgegend. Kulturhistorische Mitteilungen auch aus neuerer Zeit. S. 171 eine Sage: Der betrogene Teufel.

Ermisch H., Die Wachstafeln des Pfarrers Hermann Westfal im Stadtarchiv zu Delitzsch. Aufzeichnungen von 1404—1501.

Schmidt R., Ein Klageschreiben des Zörbiger Rates aus dem Dreißigjährigen Kriege. An den Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen. 1636.

Förstemann J., Einige Blätter aus einem Ausgabebuche des Kammermeisters von Graf Günther von Berchlingen [1448].

**Mitteilungen** des Vereins für Kunst und Altertum in **Ulm** und **Oberschwaben.** Heft 5—8.

Veesenmeyer K. G., Sebastian Fischers Chronik besonders von Ulmischen Sachen. Herausgegeben (16. Jahrhundert).

## 2. Bücher.[1])

### Allgemeines. Litteraturgeschichte. Poetik. Sammelwerke.

Grundriß der germanischen Philologie. Unter Mitwirkung von K. v. Amira, W. Arndt, O. Behaghel ꝛc. Herausgegeben von H. Paul. 2. Auflage. 1. Band. 1. Lieferung. Straßburg, Trübner. 4 M.

Darin für uns wichtig die drei einleitenden Abschnitte aus der Feder des Herausgebers: I. Begriff und Aufgabe der germanischen Philologie. — II. Geschichte der germanischen Philologie. — III. Methodenlehre.

Goedeke K., Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. Zweite, ganz neu bearbeitete Auflage. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit Fachgelehrten fortgeführt von E. Goetze. 15. Heft. [VI. Band, Bogen 8—14.] Dresden, Ehlermann. 2.50 M.

Inhalt: Siebentes Buch. Zeit des Weltkrieges. Phantastische Dichtung. 2. Kapitel, § 289; 290 (Fouqué); 291 (Chamisso, Oehlenschläger, Steffens); 292 (Varnhagen). — 3. Kapitel. § 293. I. Staatsmänner (Gentz, Haller, Adam Müller, Görres, Creuzer). II. Theologen (Paulus, Daub, Schleiermacher).

Meine kleinen Nachträge sind, soweit ich die Bogen in der Korrektur zu Gesicht bekam, diesen selbst eingefügt. Ich kann jetzt nur zu Joh. Erichson eine Ergänzung geben. Von den Mitarbeitern des Musen-Almanachs (Wien 1814) S. 115 4) ist W Schütz ausgefallen; auch einige Ungenannte haben dazu beigesteuert. Die „Neue Thalia. Eine Zeitschrift. Wien 1811—1814. 3 Hefte 8" (ebenda 3) kann der Bearbeiter des Paragraphen unmöglich gesehen haben. Die Wiener Hofbibliothek besitzt einen Band in Oktav: „Neue Thalia. Herausgegeben von J. Erichson. Erster Band. Wien und Triest, in der Geistingerischen Buchhandlung 1812." 3 Hefte 144 S., dazu 21 Nummern „Anzeiger" vom 6. Julius bis 30. September 1812; daran schließen sich 36 Nummern (287 S.) „Thalia" vom 14. Oktober bis Ende Dezember 1812. Das allein ist der von Erichson herausgegebene Teil der Zeitschrift. Die „Neue Thalia" kündigt sich aber als die Fortsetzung „eines den Freunden der dramatischen Kunst in der Österreichischen Monarchie wohlbekannten Blattes" an und in der Schlußnummer des Jahres 1812 heißt es: „Die Zeitschrift Thalia erscheint mit dem Jahre 1813 ... wieder in Quart." Dieser Anfang und diese Fortsetzung sind in der Wiener Hofbibliothek gleichfalls vorhanden, aber unter einer anderen Signatur. „Thalia ein

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1896 zu ergänzen.

Abendblatt; Den Freunden der dramatischen Muse geweiht. Herausgegeben von J. F. Castelli. 1. Band 1810. Wien und Triest in der Geistingerschen Buchhandlung" (4°). Das Blatt beginnt am 4 Juli 1810; Castelli ist der Herausgeber bis Ende 1811; er wird durch Josef Ritter von Seyfried abgelöst, der das Blatt von Januar–Juni 1812 leitet; von Januar bis Juni 1813 ist Carl Bernard der Herausgeber. In der Nummer 76 77 (29. Juni 1813) heißt es ausdrücklich: „Mit diesem Blatte ist die Erscheinung der Zeitschrift Thalia geschlossen. Sie hat mit Einschluß der neuen Thalia drey Jahrgänge vollendet, und diese Dauer verbürgt ihren möglichen Werth." An diese Thalia schließt sich dann fast unmittelbar Bernards „Dramaturgischer Beobachter" an, über den ich im ersten Ergänzungsheft des Euphorion gehandelt habe. Weiteres über diese Zeitschriften werde ich im § 298 des Grundrisses beibringen. — Bei Gentz fehlt das Werk: „Oesterreichs Theilnahme an den Befreiungskriegen. Ein Beitrag zur Geschichte der Jahre 1813 bis 1815 nach Aufzeichnungen von Friedrich Gentz, nebst einem Anhange: Briefwechsel zwischen dem Fürsten Schwarzenberg und Metternich. Von Richard Fürst Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfons Freiherrn v. Klinkowström. Wien, C. Gerolds Sohn 1887."

A. S.

Hart J., Geschichte der Weltlitteratur und des Theaters aller Zeiten und Völker. (Hausschatz des Wissens. Band 16.) Neudamm, Neumann. 7.50 M.

Kelle J., Geschichte der deutschen Litteratur von der ältesten Zeit bis zum 13. Jahrhundert. 2. Band. Berlin, Besserschе Buchhandlung. 8 M.

Inhalt: 9. Buch. Die fränkischen Kaiser. Heinrich IV. Heinrich V. 1056 bis 1125. — 10. Buch. Lothar III. Konrad III Friedrich I. 1125—1190. — Anmerkungen. — Register.

Kippenberg A., Handbuch der deutschen Litteratur. Die deutsche Dichtung nach ihrer geschichtlichen Entwicklung in einer Auswahl ihrer vorzüglichsten Erzeugnisse vom Anfang bis auf die Gegenwart. 9. Auflage. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt. 4 M.

Küchler C., Geschichte der Isländischen Dichtung der Neuzeit (1800—1900). 1. Heft. Novellistik. Leipzig, H. Haacke. 2.40 M.

Inhalt: Einleitung. — Novellistik a) Isländische. b) Amerikanisch-Isländische. — Schlußwort. — Namen- und Sachregister.

Schmidt J., Geschichte der deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit. 5. (Schluß-)Band. 1814—1866. Berlin, Hertz. 8 M.

Inhalt: 12. Buch. Das Zeitalter der Restauration. 1814–1830. 1. Der Untergang der nationalen Hoffnungen. 1814—1819. — 2. Junge Romantik. 1814—1819. — 3. Die Fortbildung der Wissenschaft. 1814—1819. — 4. Der neue Orient. 1815—1822. — 5. Der Ausgang der Romantiker. 1821—1828. — 6. Die Anfänge einer nationalen Geschichtschreibung und Hegels Katheder wirksamkeit. 1821—1831. — 7. Goethes Faust und letzte Lebensanschauungen. 1822 bis 1831. — 8. Der Weltschmerz als Vorbote einer innern Revolution der Gesellschaft. 1818—1830. — 13 Buch. Das Zeitalter der litterarischen Opposition. 1830—1848. 1. Einflüsse der Julirevolution. 1830—1835. — 2. Das junge Deutschland. 1832—1838. — 3. Neue historische Anschauungen. 1835—1838. — 4. Die Umbildung der Hegelschen Lehre zur Opposition. 1838—1841. — 5. Unter dem neuen Regiment. 1840—1847. — 6. Die politische Lyrik. 1840—1848. — 7. Drama und Roman der vierziger Jahre. 1840 1848. — 14. Buch. Das parlamentarische Zeitalter. 1848—1866. 1. Die Ritter vom Geist. 1848–1856. — 2. Soll und Haben. 1856 - 1866.

Wülker R., Geschichte der englischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Mit 150 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Faksimile-Beilagen. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts. 14 M.

Inhalt: I. Die keltische Litteratur. — II. Die angelsächsische Litteratur. — III. Die altenglische Litteratur. — IV. Die neuenglische Litteratur.

Mit diesem Bande beginnt das Bibliographische Institut eine „Sammlung illustrierter Litteraturgeschichten". Da das Bedürfnis nach solchen Werken vorhanden zu sein scheint, so ist es nur aufs freudigste zu begrüßen, daß ein hervorragender Fachmann sich entschlossen hat, die Entwicklung der englischen Litteratur in klarer und allgemein verständlicher Weise, mit Hülfe nicht bloß von Biographien und Charakteristiken, sondern auch von Inhaltsangaben und Proben zu schildern. Die Illustrationen sind mit Geschick ausgewählt und vorzüglich ausgeführt.

Argus, Geflügelte Worte aus und über Österreich. Ein Supplement zu Büchmanns „Geflügelten Worten". Wien, Fr. Schalk. 60 Pf.

Bahlmann P., Jesuiten-Dramen der niederrheinischen Ordensprovinz. 15. Beiheft zum Centralblatt für Bibliothekswesen. Leipzig, Harrassowitz. 15 M.

Das Vorwort (I—IV) legt die Notwendigkeit sorgsam zusammengestellter Übersichten von den handschriftlichen Schätzen der Jesuitenkomödien dar und spricht die Hoffnung aus, es möchte „diesem ersten Beitrage demnächst durch geeignete Kräfte eine Fortsetzung folgen" — Das ganze Werk umfaßt zwei Teile: Die Bibliographie „aller noch erreichbaren dramatischen Erzeugnisse der niederrheinischen Ordensprovinz unter Angabe der einschlägigen Litteratur (S. 1—132) und als Anlagen „eine wortgetreue Wiedergabe fast aller noch nicht an anderer Stelle publizierten Scenarien des 17. Jahrhunderts, sowie genügende Proben von den eingeflochtenen Liedern — der einzigen Neuerung, welche das 18. Jahrhundert brachte" (S 133—336). — Als Inhaltsverzeichnis dient eine Gesamtübersicht in chronologischer Abfolge (S. 337—351). — Die Bibliographie führt zunächst die in den Bibliotheken der niederrheinischen Ordensprovinz befindlichen gedruckten Dramen auf und verzeichnet dabei 40 Verfasser von Komödien. Als Grund für die verhältnismäßig geringe Anzahl von Drucken wird die strenge Ordenszensur angegeben. Dagegen sind die sogenannten Periochen, das heißt an die Zuschauer verteilte Programme mit Titel, Inhalt und Gang der Handlung, sowie meist auch mit den Namen der Darsteller und ihrer Rollen sehr zahlreich verbreitet; es werden über 500 solcher Synopsen namhaft gemacht, die sich auf 21 Kollegien am Niederrhein verteilen. — In den Anlagen sind 77 von diesen „jetzt meist als Unica den größten litterarischen Seltenheiten zugerechneten Programmen" wortgetreu wiedergegeben und einige Proben von Gesängen, wie sie, in deutscher Sprache abgefaßt, in die Dramen aus dem 18. Jahrhundert eingeschoben wurden. — Die sorgfältig gearbeitete Gesamtübersicht ermöglicht einen leichten Einblick in den sehr reichen Inhalt des Buchs, über dessen eigentlichen Wert wohl erst dann ein sicheres Urteil gefällt werden kann, wenn noch mehrere solcher Vorarbeiten für die Geschichte der Jesuitendramen geliefert sind. Einstweilen dürfte sich das vorliegende Werk als Muster für die nachfolgenden Arbeiten auf diesem Gebiete empfehlen lassen, wie es die vorstehende knappe Inhaltsangabe schon ausweisen mag. Sch.

Beetschen A., Litterarische Begegnungen. Zehn Dichterprofile in Pastellmanier. Leipzig und Zürich, Th. Schröter. 2 M.

Inhalt: Zur Einführung — Arnold Ott. — Carl Spitteler. — Laura Marholm und Ola Hansson. — Ferdinand v. Schmid. — Meinrad Lienert. — Conrad Ferdinand Meyer. — J. V. Widmann. — Joseph Joachim. — Hermann Lingg.

Brandes G., Rahel, Bettina und Charlotte Stieglitz. Drei litterarisch-historische Charakterbilder aus der Zeit des „jungen Deutschland". (Übersetzt von A. v. d. Linden.) Leipzig, Barsdorf. 60 Pf.

Brandes G., Ludwig Börne und Heinrich Heine. Zwei litterarische Charakterbilder. (Übersetzt von A. v. d Linden.) Leipzig, Barsdorf. 2.50 M.

Brümmer F., Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts. 4. Ausgabe. 4 Bände. (Universalbibliothek Nr. 1981—1990 und 3531—3540.) Leipzig, Reclam. à 20 Pf.

Prinzhorn Wilhelmine, Lieder und Balladen von Robert Burns. Nebst einer Auswahl der Gedichte. (Bibliothek der Gesamtlitteratur Nr. 930—934.) Halle a. d. Saale, Hendel. 1.25 M.

Enthält außer von der Herausgeberin Übersetzungen von B. v. Arentsschild, O Baisch, K. Bartsch, K. Bleibtreu, C. Cornelius, W. Cornelius, E. Eckstein, Fiedler, J. Frapan, Freiligrath, W Gerhard, H. J. Heintze, Heubner, K. Kasch, Ph. Kaufmann, Hermann Kurz, A. Laun, G. Legerlotz, H. Leuthold, J. Nöroth, F. Notter, G. Pertz, L. v. Plönnies, E. Ruete, A. Seelinger, L. G. Silbergleit, H. Stadelmann, M. v. Westen, A. v. Winterfeld.

Buschhorn C., Dichterstudien. Biographien zeitgenössischer Dichter und Schriftsteller. 1. Heft. Paderborn, Verlag der „Runen". 30 Pf.

Inhalt: Max Oberbreyer. Eine Würdigung seines litterarischen Schaffens.

Gizycki Lily v., Die neue Frau in der Dichtung Stuttgart, Dietz. 1 M.

Grasberger H., Die Naturgeschichte des Schnaderhüpfels. Eine litteraturhistorische Studie. Leipzig, G. H. Meyer. 2 M.

Hefty F., Albrecht Goerth. Lyrik-Schwärmerei, Afterlyrik und Blaustrumpftum. Studien zu einer Geschichte der deutschen Dichtkunst. I. Teil Johanna Ambrosius. Eine Gegenkritik (Aus der „Preßburger Zeitung".) Preßburg, Heckenast.

Holly F. J., Der deutsch-französische Krieg im Lichte der vaterländischen Poesie. Festgabe zum Jubiläum des Frankfurter Friedensschlusses am 10. Mai 1896. (Frankfurter Zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von F. R. Raich. Band 17, Heft 3.) Frankfurt, Foeßer. 50 Pf.

Leimbach K. L., Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Band 5 und 6. (Ausgewählte Dichtungen für Lehrer und Freunde der Litteratur. Band 9 und 10.) Leipzig, Frankfurt a. M., Kesselring. à 4.50 M.

Inhalt: Gustav Knak. — Gustav von Moser.

Litzmann B., Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart. Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn. Dritte erweiterte Auflage. Hamburg und Leipzig, Voß. 4 M.

Die Erweiterung besteht in einem Anhang: Rückblick und Ausblick 1896. Rückblick auf die letzten sechs Jahre. — Sudermann: Schmetterlingsschlacht; Glück im Winkel. Hauptmann: Die Weber; Hannele; Florian Geyer. Halbe: Eisgang; Jugend; Lebenswende. Hirschfeld: Zu Hause; Die Mütter. Wildenbruch: König Heinrich Ausblick.

Maack M., Die Novelle. Ein kritisches Lexikon über die bekanntesten deutschen Dichter der Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der Novellisten. Mit einer Einleitung von C Beyer. Mit zahlreichen Porträts. (Bibliothek kleiner Novellen und Erzählungen von Dichtern und Schriftstellern der Gegenwart. Herausgegeben von M. Maack. Nr. 15—30.) Lübeck, Verlag der Novellenbibliothek. 3.75 M.

Meyer Christian, Österreich und die Aufklärung des 18. Jahrhunderts. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach Heft 250.) Hamburg, Verlangsanstalt und Druckerei A.-G. 80 Pf.

Ein rascher Gang durch Österreichs geistige Entwicklung, ohne daß gerade die Aufklärung des 18. Jahrhunderts im Mittelpunkt stünde. Das litterarische Leben im engeren Sinne kommt jedenfalls viel zu kurz. Namen wie Gebler und

Ayrenhoff fehlen ganz. Damit hängt es wohl auch zusammen, wenn Ratschky S. 27 in Rothschky entstellt ist.

Muth R. von, Deutsche Dichtung in Österreich von den Ausklängen der Romantik bis zum Durchdringen des Realismus. Lose Skizzen. Programm. Wiener Neustadt

Mehr als durch den Titel wird die Schrift durch folgende Anmerkung charakterisiert: „Jeder Anspruch auf Ebenmaß und Vollständigkeit abgewiesen. Plünderung ohne Quellenangabe ohneweiters gestattet. Zusendung von Besprechungen erbeten." Eine Besprechung müßte eben zeigen, daß es unerlaubt ist, litterarhistorische Forschungen so unebenmäßig und unvollständig zu betreiben und auf so losen Blättern in die Welt zu streuen; daß es nicht angeht, einzelne Dichter wie Gerle oder Hamerling über alle Gebühr emporzuheben und andere beiseite zu drücken, einen Andreas Schumacher den „Schöpfer einer auf der richtigen Erkenntnis dramatischer Gesetze und Technik fußenden, dabei unbestechlichen Kritik in Österreich" zu nennen und Schreyvogel, dem dieser Ehrentitel gebührt, nicht zu kennen, oder alle unbedeutenden Wiener Almanache aufzuzählen und den wichtigsten, die Aglaja, nicht zu erwähnen; daß es mehr als Bequemlichkeit ist, Fragen aufzuwerfen (wie S. 9 die nach der ersten Auflage von Uffo Horns Ottokar), die jedes halbwegs verläßliche Schriftstellerlexikon beantwortet; daß es aber bei solcher eigenen Unkenntnis schon gar nicht am Platze sein kann, gegen andere Forscher ungerechtfertigte Verdächtigungen zu erheben. Wenn Muth S. 36 behauptet, die Disposition des Aufsatzes von Bauernfeld „Die schöne Litteratur in Österreich" (1835) hätten sich alle Litterarhistoriker angeeignet, sie sei in alle derartigen Werke übergegangen, von den Modernen aber habe es keiner mehr gewußt oder gestanden: so wird dies schon durch Minors „Bibliographie" in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1886 widerlegt, worin unter den Quellenschriften für die Litteratur der dreißiger und vierziger Jahre S. 579 Bauernfelds Aufsatz als erster verzeichnet und gewürdigt wird. — In den Anmerkungen findet sich mancher beherzigenswerte Vorschlag. Stiluntersuchungen, wie sie Muth zur Entscheidung der Streitfrage Meißner-Hebrich angestellt wünscht, wurden vor einigen Jahren im deutschen Seminar der Prager Universität vorgenommen und liegen zur Veröffentlichung bereit. A. S.

Naumann G., Rom im Liede. Eine Anthologie. Mit Vignetten von M. Pörschmann (Kennst du das Land? Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens. Herausgegeben von J. R. Haarhaus. Band 4). Leipzig, Naumann. 1896. 2.50 M.

Der Kreis der benutzten deutschen Dichter ist leider so eng gezogen, daß nicht einmal die Romdichtungen von W. v. Humboldt, A. W. Schlegel, Z. Werner und Grillparzer Aufnahme gefunden haben.

Oertner F., Betrachtungen über die deutsche Lyrik. Programm Groß-Strehlitz, Wilpert. 1 M.

Raffalovich M., Uranisme et unisexualité. Étude sur différentes manifestations de l'instinct sexuel (Bibliothèque de Criminologie, publiée sous la direction du A. Lacassagne XV). Lyon, Storck; Paris, Masson & Cie.

Darin S. 310 ff.: Goethe et Michel-Ange. — K. P. Moritz. — Grillparzer. — A. von Platen ou l'uraniste supérieur.

Auf Grund falsch aufgefaßter Tagebuchnotizen aus der Zeit des schwärmerischen Jugendverkehrs mit Altmütter und eines gründlich mißverstandenen Briefes an Prechtler wird ein lächerliches Zerrbild von Grillparzer entworfen, gegen das auf das entschiedenste protestiert werden muß. A. S.

Stein L., Das Ideal des „ewigen Friedens" und die soziale Frage. Zwei Vorträge. Berlin, Reimer. 1.20 M.

Inhalt: 1. Ursprung der Idee des „ewigen Friedens". — 2. Der „ewige Friede" als religiöses, politisches und rechtsphilosophisches Postulat. — 3. Kants Entwurf „zum ewigen Frieden" im Lichte der Gegenwart. — 4. Der „ewige Friede" und die soziale Frage.

Stern A., Die Anfänge der modernen deutschen Litteratur. Festrede zur Feier des Geburtstages des Königs. Beilage zum Bericht über die Technische Hochschule in Dresden.

Vollmoeller C. G., Die Sturm- und Drangperiode und der moderne deutsche Realismus. Ein Vortrag Berlin, Hermann Walther. 1897.

Wagner M., Soldatenlieder aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge. Heft 241). Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1 M.

Wood A., Einfluß Fieldings auf die deutsche Litteratur. Heidelberger Dissertation.

Ästhetisch-politische Briefe von einem Ästhetiker. Leipzig, Werther. 2 M.

Gartelmann H., Zur Dramatik. Ein dramaturgischer Waffengang mit Professor Richard Maria Werner. Berlin, S. Fischer. 75 Pf.

Gegen Werners Besprechung von Gartelmanns „Dramatik" (Berlin 1892) in den „Jahresberichten für neuere deutsche Litteraturgeschichte".

Kumm K., Untersuchungen über den Ursprung des Schönen. Entwurf einer empirischen Ästhetik der bildenden Künste. Hannover-Linden, Edel. 1 M.

Philippi A., Die Kunst der Rede. Eine deutsche Rhetorik. Leipzig, Grunow. 2 M.

Inhalt: Einleitung. — I. Zur Geschichte der Prosa. 1. Griechisch-Römisches — 2. Italiener. 1. Die Entstehung der italienischen Schriftsprache. 2. Die Lehre von den Stilen. 3. Poesie und Prosa. — 3. Franzosen. 1. Die Prosa vor Voltaire. 2 Voltaire und Rousseau. 3. Die Theorie und die Neuern. — 4. Engländer. — 5. Die deutsche Prosa von Liscow und Klopstock bis auf die neuere Zeit. 1. Von Liscow bis auf Klopstock. 2. Klopstock und Wieland. 3. Lessing, Abbt, Herder. 4. Prosaiker zwischen Herder und Goethe. 5. Goethe und Schiller. 6. Die romantische Schule und die moderne Prosa. — II. Zur Theorie der Abhandlung und der Rede. 1. Überlegen und Disponieren. — 2. Der sprachliche Ausdruck. 1. Wortwahl. 2. Satzbau. 3. Stil und Figuren. 4. Andere Darstellungsmittel. — 3. Vom Unterschiede geschriebener und gesprochener Rede. — Anmerkungen.

Türck H., Der geniale Mensch. Leipzig, Raßmann. 3 M.

Aus dem Inhalt: I. Das künstlerische Genießen und Schaffen des genialen Menschen. — II. Das philosophische Streben des genialen Menschen. — III. Das praktische Verhalten des genialen Menschen. — V. Goethes Selbstdarstellung im Faust. — VII. Genialität und Seelenfreiheit nach Schopenhauers und Spinozas Lehre. — X. Der bornierte Mensch als Gegensatz zum genialen und die Philosophie des Egoismus: Stirner, Nietzsche und Ibsen.

Allgemeine Deutsche Biographie. Lieferung 201—203. (Band 41, Lieferung 1—3.) Walram—Weigl. Leipzig, Duncker und Humblot.

Aus dem Inhalt: Gabriel Walser, schweizerischer reform. Geistlicher, Chronist und Geograph 1695—1776 (Dierauer). — Daniel Walther, protestantischer Dramatiker des 16. Jahrhunderts (J. Bolte). — E. A. F. Walther, Schauspieler 1820—1888 (H. A. Lier). — Heinrich Andreas Walther, Pastor in Frankfurt, geistlicher Liederdichter 1696—1748 (W. Grotefend). — Johann Walther, der Freund und Mitarbeiter Luthers im musikalischen Fache, geb 1496, gest. vor dem 24. April 1570 (Rob. Eitner). — Isak Gottlieb Walther, Rechtshistoriker, auch humoristischer Dichter 1738—1805 (G. Tobler). — Sophie Eleonore Waltherin, Dichterin des 18. Jahrhunderts (Roethe). — Matthias

Wanckel, Schüler und Freund Luthers 1511—1571 (H. Pröhle). — Martin Wandersleben, evangelischer Theolog und Kirchenliederdichter 1608—1668 (A. Schumann; fehlt bei Koch und Goedeke). — Veit Warbeck, der Übersetzer der Schönen Magelone, geb. um 1490, gest. 1534 (J. Bolte). — Eduard Warrens, österreichischer Journalist 1820—1872 (A. v. Dorn). — Rosa Warrens, Übersetzerin nordischer Volkslieder 1821—1878 (Brümmer). — Alexander Freiherr von Warsberg, Schriftsteller und Tourist 1836—1889 (Hyac. Holland). — Karl F. A. W. Wartenburg, Publicist, Romanschriftsteller und Dramatiker 1826—1889 (L. Fränkel). Joseph Wartinger, steirischer Geschichtsforscher 1773—1851 (F. Ilwof). — Johann Heinrich Waser, Theologe und Litterat, geb 1. April 1742 zu Zürich, hingerichtet daselbst 27. Mai 1780 (Meyer von Knonau). — Johann Christian Wäser, Schauspieldirektor 1743—1789 (H. A. Lier). — Rudolph Wasserhun, Dichter des 17. Jahrhunderts (M. v. Waldberg). — Moses Wassermann, Kirchenrat und Rabbiner in Stuttgart 1811 bis 1892 (Th. Schott). — Benedict von Watt, Meistersinger (Goethe; durch Hampes Aufsatz oben S. 16 ff. überholt) — Joachim von Watt, genannt Vadian, schweizerischer Humanist, Reformator und Geschichtsschreiber 1484 bis 1551 (E. Goetzinger). — Beda Weber 1798—1858 (W. Bäumker). — Friedrich Wilhelm Weber, Arzt, Politiker und Dichter 1813—1894 (M. Mendheim). — Georg Weber, Schulmann und Historiker 1808—1888 (Lorentzen). — Karl Maria von Weber 1786—1826 (W. J. v. Wasielewski). — Karl Julius Weber, Schriftsteller 1767—1832 (M. Mendheim). — Veit Weber, Sänger historischer Volkslieder in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (Meyer von Knonau). — Vincenz Weber, Dramatischer Dichter 1809—1859 (Brümmer). — Georg Rudolf Weckherlin, Dichter 1584—1653 (Hermann Fischer). — F. Ch. J. Wedde, Schriftsteller 1843—1890 (H. A. Lier). — A. G. Wedekind, Geschichtsforscher 1763—1845 (F. Frensdorff). Jakob Wegelin, Historiker und Philosoph 1721—1791 (J. Dierauer). — Karl Wegelin, St. Gallischer Archivar und Historiker 1803—1856 (J. Dierauer). — J. A. L. Wegscheider, der anerkannte Dogmatiker des Rationalismus 1771—1849 (G. Frank). — Georg Wehling, Schulmann des 17. Jahrhunderts (J. Bolte). — J. J. Wehrli, Pädagog 1790—1855 (Hunziker). — J. Th. L. Wehrs, einer der Gründer des Göttinger Bundes (M. Wendheim; zum Theil auf Grund von Mitteilungen C. Nutzhorns). — Valentin Weigel, sächsischer evangelischer Pfarrer und mystischer Philosoph 1533—1588 (Georg Müller).

Sammlung bernischer Biographien. Herausgegeben von dem historischen Verein des Kantons Bern. 2. Band. Bern, Schmid, Francke & Co.

Deutschland, Deutschland über alles! Aufsätze und Reden aus zehn Jahrgängen „Akademischer Blätter" (Verbandsorgans der Vereine deutscher Studenten). Leipzig, Grunow. 2 M.

Aus dem Inhalt: Wendland, Vorwort. I. Die deutschen Studenten. — II. Deutsche Männer. Zetzsche W., Ernst Moritz Arndt. Ein Wort zu seinem dreißigsten Todestage (1890). — Heinze R., Paul de Lagarde (1892). — III. Deutschnational. — IV. Deutsche Sprache Einiges über den Gebrauch von Fremdwörtern in der deutschen Sprache (1886). — Heinze R., Deutsche Philologie (1891). — V. Deutsche Kunst. Schauenburg R., Nationale Kunst (1894). — Bancker P., Ein Wort für den Klassizismus (1894). — Wendland H., Nationale Kunst (1894). — Wustmann, Jean Paul (1895). — Wendland H., Gustav Freytag. — VI. Deutsches Recht. — VII. Deutsches Leben.

Festschrift des Lehrerkollegiums des königl. Gymnasiums zu Erfurt zur Feier der Einweihung des neuen Gymnasialgebäudes am 3. Juli 1896. Erfurt, Fr. Bartholomäus.

Aus dem Inhalt: Brünnert G., Übersicht der Geschichte des königl. Gymnasiums zu Erfurt von 1870 bis 1896, nebst einem Verzeichnis der Abiturienten

von 1870 an. — Thiele R., Die Gründung des evangelischen Ratsgymnasiums zu Erfurt (1561) und die ersten Schicksale desselben. Ein Beitrag zur Schul- und Gelehrtengeschichte des 16. Jahrhunderts. — Neidhardt E., Moses Mendelssohns Anteil an den Briefen, die neueste Litteratur betreffend.

Ernst O. (Schmidt), Buch der Hoffnung. Neue Folge der gesammelten Essays aus Litteratur, Pädagogik und öffentlichem Leben. In zwei Bänden. Erster Band: Litteratur. Hamburg, Kloß. 3 M.

Inhalt: Was wollen die „Modernen" in der Litteratur? — Die Scheu vor der Tendenzdichtung. — Das litterarische Banausentum. — Was ist poetische Wahrheit? — Friedrich Hebbel als dramatischer Dichter. — Über Ludwig Anzengruber. — Gottfried Kellers Verse. (Mit nachdenklichen Betrachtungen über moderne Litteratur und einer angehängten Apologie.) — Offener Brief an einen Staatsminister.

Hildebrand R., Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen. Gesammelte Grenzbotenaufsätze. Leipzig, Grunow. 4 M.

Inhalt: G. W[ustmann], Vorwort. — 1. Das Leibnizdenkmal in Leipzig und der Realismus (1883). — 2. Ein Knopf von Goethe (1885). — 3. Die Tonleiter im Musikunterricht (1887). — 4. Richard Wagner und Aufregung. — 5. Etwas zur Geschichte des Kunstblickes (1887). - 6. Wie man von Tieren lernen kann (1887). — 7. Wie Lachen schön macht, etwas zum Begriff der Schönheit (1887). — 8. Etwas vom Sterben (1887). 1. Vom Denken ans Sterben. 2. Vom Sterben selber, nichts Düsteres. 3 Goethe und das Sterben. — 9. Ein nicht anerkannter Vers von Goethe (1887). — 10. Etwas vom Leben (1887). — 11. Wie Wahr und Gut zusammenhängt (1888). — 12. Trauer und Treue (1888). — 13. Prophezeiungen (1888). — 14. Gute alte Zeit und Fortschritt (1888). — 15. Die Rede des Prinzen Ludwig (1889). — 16. Aus der Geschichte unsrer Sitte, zugleich zur Fortschrittsfrage (1889). 1. Das Hutabnehmen. 2. Soldatisches Grüßen. — 17. Ein Wunschzettel an den Zeitgeist (1889 1890). 1. Das Verhältnis der Zeit zu den Farben. 2. Vom Mienen- und Gebärdenspiel. 3. Von der Stimme. 4. Von unserm Tanzen. 5. Unser Titelwesen. 6. Unsre Fürstentracht. 7. Sonntagsstimmung.

Kalbeck M., Humoresken und Phantasien. Wien, Verlag der Litterarischen Gesellschaft. 2.50 fl.

Aus dem Inhalt: Die Waschfrau der Litteratur (Ein schüchterner Beitrag zur Goethe-Forschung.) — Im Goethehause. — E. T. A. Hoffmann im Ringtheater.

Mach E., Populär-wissenschaftliche Vorlesungen. Mit 46 Abbildungen. Leipzig, Barth. 5 M.

Aus dem Inhalt: Über den relativen Bildungswert der philologischen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtsfächer der höheren Schulen.

Festschrift zum 70. Geburtstage Oskar Schade dargebracht von seinen Schülern und Verehrern. Königsberg, Hartung. 10 M.

Aus dem Inhalt: Becker H., Zur Alexandersage. Der Brief über die Wunder Indiens bei Johannes Hartlieb und Sebastian Münster. — Brill B., Ein Beitrag zur Kritik von Lessings Laokoon. — Fiekau H., Die drei Ausgaben von Rückerts Weisheit des Brahmanen. — Fischer L., Die charakteristischen Unterschiede zwischen dem plattdeutschen und hochdeutschen Dialekt in den Lauten und der Formenbildung der Substantiva. — Goldstein L., Beiträge zu lexikalischen Studien über die Schriftsprache der Lessingperiode. — Hasse E., Schillers „Glocke" und das griechische Chorlied. — Jeep L., Alias scripsit. — Ludvich A., Erinnerungen an Oskar Erdmann. — Müller J., Liscow und die Bibel. — Thurau G., E. T. A. Hoffmanns Erzählungen in Frankreich.

## Geschichte der Wissenschaften. Gelehrtengeschichte.

Markgraf H., Der Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens in den ersten 50 Jahren seines Bestehens. Mit den Bildern der fünf Präsidenten in Radierungen von H. Wolff. Breslau, Max. 3 M.

Paulsen F., Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht. 2. Auflage. 3. Halbband. Leipzig, Veit & Comp. 7 M.

J. C. Poggendorffs biographisch literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften. 3. Band. (Die Jahre 1858 bis 1883 umfassend.) Herausgegeben von B. W. Feddersen und A. J. von Oettingen. 1. Lieferung. Leipzig, Barth.

Rekule von Stradonitz Rh., Ernst Curtius. Gedächtnisrede. Berlin, Spemann. 50 Pf.

Reundorf C., Adolf Exner. Worte zu seinem Gedächtnis. Wien, Hölder. 48 Pf.

Rehn V., Italien. Ansichten und Streiflichter. Fünfte Auflage. Mit Lebensnachrichten über den Verfasser (von G. Dehio). Berlin, Gebrüder Borntraeger. 7 M.

Kusch E., C. G. J. Jacobi und Helmholtz auf dem Gymnasium. Beitrag zur Geschichte des Victoria Gymnasiums zu Potsdam. Programm. Leipzig, Teubner. 1.60 M.

Günther S., Kepler, Galilei. (Geisteshelden. — Führende Geister. — Eine Sammlung von Biographien. Herausgegeben von A. Bettelheim. 22. Band. Der IV. Sammlung 4. Band.) Berlin, E. Hofmann & Co.

Michaëlis C. Th, Gustav Adolf Klix. Breslau, Hirt. 1.25 M.

Volger F., Bernhard von Lindenau als Gelehrter, Staatsmann, Menschenfreund und Förderer der schönen Künste. Ein Lebensbild. Altenburg, Bonde. 2 M.

His W., Rede zum Gedächtnis an Karl Ludwig. Leipzig.

Merkel Adolf. (Trauerreden, gehalten am 1. April 1896.) Straßburg, Trübner. 50 Pf.

Knöpfler A., Johann Adam Möhler. Ein Gedenkblatt zu dessen 100. Geburtstag. München, Lentner. 2.50 M.

Siebold A. Frh. von, Denkwürdigkeiten aus dem Leben und Wirken von Ph. Fr. von Siebold, zur Feier seines 100jährigen Geburtstages zusammengestellt von seinem ältesten Sohne. Würzburg, den 17. Februar 1896. Würzburg, Woerl. 1 M.

Vogt W, La vie d'un homme. Carl Vogt. Avec 2 portraits par O. Vautier. Stuttgart, Nägele. 12 M.

Pannenborg A., Des Göttinger Universitäts-Professors und Gymnasial-Direktors Rudolf Wedekind Tagregister aus dem gegenwärtigen Kriege. Als Beitrag zur Geschichte Göttingens im siebenjährigen Kriege aus der Handschrift mitgeteilt. Programm. Göttingen.

Stoll A., Der Geschichtschreiber Friedrich Wilken. Mit einem Anhang, enthaltend Aufzeichnungen von Karoline Wilken, geb. Tischbein, über ihren Vater Johann Friedrich August Tischbein und ihr eigenes Jugendleben, sowie 5 Porträts. Cassel, Fisher & Co. 6 M.

---

## Buchdruck und Buchhandel. Bibliothekswesen.

Heitz P., Frankfurter und Mainzer Drucker und Verlegerzeichen bis in das 17. Jahrhundert. (Die Büchermarken oder Buchdrucker- und Verlegerzeichen. Band 4.) Straßburg, Heitz. 45 M.

Mühlbrecht O., Die Bücherliebhaberei (Bibliophilie-Bibliomanie) am Ende des 19. Jahrhunderts. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 6 M.

Inhalt: Allgemeine Bücherliebhaberei. Geschichtliche Grundlagen. - Spezielle Bücherliebhaberei. — Die Bibliomanie. — Bücherliebhaberei in England, in Frankreich, in Holland. — Anhang: Bibliographie für Bücherliebhaber: Allgemeine und kritische Bibliographie. Allgemeine Bücherliebhaberei und Bücherkunde. Allgemeine Geschichte der Buchdruckerkunst und des Buchhandels. Spezialgeschichte der Buchdruckerkunst und des Buchhandels: 1. geographisch geordnet, 2. biographisch geordnet. Schriften für und gegen Gutenberg als Erfinder. Inkunabeln, Kuriositäten und Raritäten. Verbotene Bücher. Pseudonyma und Anonyma. Privatdrucke. Bücherzeichen. Ex libris. Druckerzeichen. Signete. Büchereinbände. — Alphabetisches Verzeichnis der Drucker bis zum Jahre 1500. — Chronologisches Verzeichnis der Druckorte bis zum Jahre 1830.

Der Anhang ist auch für Litterarhistoriker sehr brauchbar.

Verlags Katalog von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart. (Gegründet 15. Mai 1876.) Ausgegeben 15. Mai 1896.

Reclam C. v., Geschichte der Familie Reclam. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1895.

Guiard H., Katalog der Bibliothek des Vereins für die Geschichte Berlins. Berlin, Mittler & Sohn.

Ebrard F. C., Die Stadtbibliothek in Frankfurt am Main. Im Auftrage der städtischen Behörden aus Anlaß der Vollendung des Erweiterungsbaues herausgegeben. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. 20 M.

Hölscher U., Verzeichnis der in der Marktkirche zu Goslar (S. S. Cosmae et Damiani) aufbewahrten alten Druckwerke. Mit einem Verzeichnis der im Archive zu Goslar vorhandenen alten Handschriften und einem kurzen Vorworte über die Geschichte der Marktkirchen-Bibliothek. I. Teil. Lateinische Werke. Programm. Goslar.

Zedler G., Geschichte der Universitätsbibliothek zu Marburg von 1527—1887. Marburg, Elwert. 4.50 M.

Grobe, Die Schätze der Herzoglichen Öffentlichen Bibliothek in Meiningen. Programm. Meiningen.

Richter W., Handschriften-Verzeichnis der Theodorianischen Bibliothek zu Paderborn. I. Teil. Programm. Paderborn.

Huch H. C. und S. Kleemann, Verzeichnis der Stadt-Bibliothek zu Quedlinburg. Herausgegeben im Auftrage der Stadtbehörden. Quedlinburg, Huch. 50 Pf.

## Theater- und Musikgeschichte.

L'Arronge A., Deutsches Theater und Deutsche Schauspielkunst. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 2 M.

Inhalt: An die ehemaligen Mitglieder des Deutschen Theaters zu Berlin. I. Die Theater-Freiheit. — II. Die Regisseure. — III. Die Meininger. — IV. Berlin. — V. Vorschläge zur Besserung unserer Theater-Zustände. - VI. Bühnen-Verein und Genossenschaft.

Burckhard M., Das Recht der Schauspieler. Stuttgart, Cotta. 1.20 M.

Chamberlain H. St. 1876—1896. Die ersten zwanzig Jahre der Bayreuther Bühnenfestspiele Bayreuth, Ellwanger.

Kloß J. E., 20 Jahre „Bayreuth" 1876—1896. Allerlei Betrachtungen. Berlin, Schuster & Loeffler. 1.50 M.

Erdmann H., Deutsche und Hamburger Theaterzustände. Zwei Vorträge. Zugleich ein Beitrag zur Pathologie der Presse. Hamburg, Herold. 50 Pf.

Eisenberg L., Adolf Sonnenthal. Eine Künstlerlaufbahn als Beitrag zur modernen Burgtheater-Geschichte. Mit einem Vorwort von L. Speidel. Dresden, Pierson. 5 M.

Beetschen A., Die Musik im Spiegel zeitgenössischer Dichtung. Mit Originalbeiträgen von F. Dahn, O. J. Bierbaum, F. Adler ꝛc. Leipzig und Zürich. 2 M.

Frankenfelder A., Historische Elemente in der Oper und ihre ästhetische Bedeutung. Dissertation. Würzburg.

Soubies M. A., Histoire de la musique allemande. Paris, Librairies-Imprimeries réunies. 3 fr. 50 c.

Zelle F., Ein feste Burg ist unser Gott. Zur Entwicklung des evangelischen Choralgesangs. Programm. Berlin.

Grove G., Beethoven and his nine symphonies. London, Novello. 6 sh.

Braun G., Hofpianist Georg Liebling. Biographie. Berlin, Barschall. 45 Pf.

Liszt F., Gesammelte Schriften. Band 1. Friedrich Chopin. Frei ins Deutsche übertragen von La Mara. Zweite, neubearbeitete Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 6 M.

Weltner A. J., Mozarts Werke und die Wiener Hof-Theater. Statistisches und Historisches, nebst einem Anhang: Mozart betreffende Dichtungen. Wien, Künast. 2.50 M.

Finck H. T., Wagner und seine Werke. Die Geschichte seines Lebens mit kritischen Erläuterungen. Deutsch von G. v. Skal. Band 1. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. 3 M.

Glasenapp C. F., Das Leben Richard Wagners, in 6 Büchern dargestellt. 3. Ausgabe von „Richard Wagners Leben und Wirken". 2. Band. 1. Abteilung. 1843—1853. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 7.50 M.

Weston J. L., The Legends of the Wagner Drama. London, Nutt. 6 sh.

---

## Kunstgeschichte.

Harnack O., Deutsches Kunstleben in Rom im Zeitalter der Klassik. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Weimar, Felber. 3.50 M.

Inhalt: 1. Die Regierungszeit Clemens des Vierzehnten 1769—1774. — 2. Die Anfänge Pius' des Sechsten. Letzte Tätigkeit von Rafael Mengs 1774—1779. — 3. Die Zeit des Übergewichts der französischen Schule 1779 bis 1786. — 4. Goethes erster Aufenthalt in Rom 1786—1787. — 5. Goethes zweiter Aufenthalt in Rom 1787—1788. — 6. Die Nachwirkungen Goethes. Die ersten Anfänge historischer Kunstbetrachtung 1788—1792. — 7. Carstens' römische Wirksamkeit 1792—1797. — 8. Die Zeit der Umwälzungen und die Restauration unter Pius dem Siebenten 1798—1802. — 9. Die letzte Periode klassischer Kunstübung unter dem Einfluß Wilhelm von Humboldts.

Kaiser B., Der Humanismus in der Kunst. Frauenfeld, Huber. 1 20 M.

Neumann C., Der Kampf um die neue Kunst. Berlin, Walther. 5 M.

Inhalt: 1. Der Kampf um die neue Kunst. I. Kunst und Publikum. — II. Die geschichtliche Bildung und die Kunst. — III. Kunst und Naturwissenschaft. — IV. Die Vorherrschaft der Landschaftsmalerei. — V. Die gegenwärtige Lage. — 2. Einzelstudien. VI. Christian Rauch. — VII. Anselm Feuerbach. — VIII. Von moderner Malerei. — IX. Arnold Böcklin.

Renard E., Die Bauten der Kurfürsten Joseph Clemens und Clemens August von Köln. Ein Beitrag zur Geschichte des Rococo in Deutschland. I. Teil. Dissertation. Leipzig.

Streiter R., Karl Böttichers Tektonik der Hellenen als ästhetische und kunstgeschichtliche Theorie. (Beiträge zur Ästhetik. Herausgegeben von Th. Lipps und R. M. Werner. III.) Hamburg, Voß. 3 M.

Albrecht Dürers Wohnhaus und seine Geschichte. In Wort und Bild dargestellt im Auftrag der Verwaltung der Albrecht Dürer Haus-Stiftung. Mit 29 Abbildungen und einer Urkunde in Lichtdruck. Nürnberg, Schrag. 1 M.

Stoedtner F., Hans Holbein der Ältere. I. Teil. 1473—1504. Dissertation. Berlin.

Kaufmann F., Andreas Müller. Ein Altmeister der Düsseldorfer religiösen Malerschule. (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von J. M. Raich. 16. Band. Heft 12.) Frankfurt a. M., Foeßer. 50 Pf.

Finke H., Carl Müller. Sein Leben und künstlerisches Schaffen (Erste Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1896.) Köln, Bachem. 2.70 M.

---

## Die Litteratur in der Schule.

Klee G., Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte. Für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Zweite, verbesserte Auflage. Dresden und Berlin, Bondi 1897.

Die deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten, sowie zum Selbststudium von E. Knenen, M. Evers und einigen Mitarbeitern. 12. Bändchen. Leipzig, Bredt. 1.40 M.

Inhalt: Gustav Freitags (!) Fabier, erläutert und gewürdigt von R. Foß.

Goethe, Hermann und Dorothea. Schulausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von L. W. Straub. Stuttgart, Cotta. 60 Pf.

Haehnel K., Die Behandlung von Goethes „Faust" in den oberen Klassen höherer Schulen. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Gera, Th. Hoffmann. 75 Pf.

Grimm, Twenty Stories. Edited with notes and vocubulary by W. Rippmann. Cambridge: The University Press.

Kinkel G., Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern. Mit Noten und Erläuterungen für die niederländische Schule herausgegeben von E. A. H. Seipgens. Dritte, durchaus umgearbeitete Auflage. Leiden, A. H. Adriani. 50 c.

Lessing, La Dramaturgie de Hambourg. Avec notices et notes par L. Schmitt. Paris, Delagrave.

Schilling G., Dramaturgische Propädeutik im Anschlusse an Lessings „Hamburgische Dramaturgie" für den Unterricht in Gymnasial-Prima bearbeitet. II. Programm. Züllichau.

Wichmann H., Die Hamburgische Dramaturgie im Unterricht der Prima. Programm. Gartz 1895.

Schiller, Die Verschwörung des Fiesko zu Genua ... für den Schulgebrauch herausgegeben von O. Langer (Freytags Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht). Leipzig, Freytag. 80 Pf.

Schiller, Wallenstein ... edited with introduction, notes, appendices and a map by K. Breul. II. Wallensteins Tod. Cambridge: At the University Press.

Mühlenbach M., Der Begriff des Glückes in Schillers Braut von Messina. Ein Beitrag zum deutschen Unterrichte im Obergymnasium. Programm. Ratibor.

Wieland. Oberon ... für den Schulgebrauch herausgegeben von R. Bethge (Freytags Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht). Leipzig, Freytag. 90 Pf.

---

## Stoff- und Sagengeschichte. Volkstümliches.

Keidel G. C., A Manual of aesopic fable Literature. A First Book of Reference for the Period Ending A. D. 1500. first fascicule. With Three Facsimiles (Romance and Other Studies Number Two). Baltimore, The Friedenwald Company.

Bibliographische Verzeichnisse von seltener Genauigkeit und Vollständigkeit.

Farinelli A., Don Giovanni. Note critiche (Estratto dal Giornale storico della letteratura italiana, vol. XXVII). Loescher, Torino, Roma.

Teichmann, Merope im italienischen und französischen Drama. Programm. Bonn.

Lincke A., Die neuesten Rübezahl-Forschungen. Ein Blick in die Werkstatt der mythologischen Wissenschaft. Dresden, v. Zahn & Jaensch. 1.20 M.

Bayer Edmund, Schwan und Schwanengesang (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag, Nr. 210). Prag, Härpfer. 40 Pf.

Mogk E., Kelten und Nordgermanen im 9. und 10. Jahrhunderte. Leipzig, B. G. Teubner.

In einer reichhaltigen, auf allen neueren Untersuchungen und Quellenschriften fußenden Übersicht schildert Mogk die lebhaften Beziehungen, die im 9. und 10. Jahrhundert zwischen Irland und Island geherrscht haben und weist nach, wie groß der Einfluß der bereits lange christianisierten hochgebildeten Iren auf die ganze Kultur und Litteratur der Nordgermanen war. Da die ganze nordische Litteratur des Mittelalters nur auf Island eine höhere Blüte erreicht hat, muß diese als eine Frucht des engen Verkehrs mit den Kelten bezeichnet werden. Auch alle größeren zusammenhängenden nordischen Mythen, die eddischen Dichtungen, sind uns nur in späten isländischen Aufzeichnungen erhalten. Mogk zeigt, wie berechtigt Bugges Zweifel an dem rein germanischen Ursprung der eddischen Kosmogonie war. Manches wird durch keltische Vermittlung auf christliche und altklassische Einflüsse zurückzuführen sein. Wie vorsichtig müssen wir daher verfahren, wenn wir die Edden und ihre Mythen als den Ausdruck altgermanischen Glaubens in die Schule verpflanzen wollen. A. H.

Wick W., Geographische Ortsnamen und Sprichwörter, Einführung in das Verständnis derselben. II. Programm. Zug.

Winteler J., Über Volkslied und Mundart. Ein Wort an die aargauische Lehrerschaft anläßlich der Kantonalkonferenz am 12. September 1895. Aarau, Winteler. 50 Pf.

Wolf H., Mythus, Sage, Märchen (Sommer und Winter). Programm. Düsseldorf.

Neudrucke von Schriften und Karten über Meteorologie und Erdmagnetismus herausgegeben von G. Hellmann. Nr. 5. Die Bauernpraktik 1508. Faksimiledruck mit einer Einleitung. Berlin, A. Asher & Co.

Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. Geleitet von A. Hauffen. Band 1. Heft 2. Prag, Calve. 1 M.

Inhalt: Laube G. C., Volkstümliche Überlieferungen aus Teplitz und Umgebung.

Eine musterhafte Beantwortung des von der „Gesellschaft" ausgesandten Fragebogens von einem genauen Kenner des Volkes und seiner Gebräuche.

Besonders hervorgehoben seien die Abschnitte über Volksnahrung und über alte Hausgärten, die Kinderlieder und Kinderspiele, ferner der Anhang von Sagen, Märchen und Schwänken in der Mundart. – Das erste unter der Presse befindliche Heft der Beiträge wird eine Einleitung in die deutsch-böhmische Volkskunde und eine Bibliographie derselben enthalten.

Andree R., Braunschweiger Volkskunde. Braunschweig, Vieweg & Sohn. 7 M.

Storch F., Die Sagen und Legenden des Gasteinerthales. 2. Auflage. Salzburg, Mayr. 1.60 M.

Gnau E., Mythologie und Kyffhäusersage. Programm. Sangerhausen.

König B. E., Der Kyffhäuser, seine deutschen Kaisersagen und deren ruhmreicher Abschluß. Ein Gedenkblatt an die Errichtung des Kaiser Wilhelm-Denkmals. Leipzig, Th. Weber. 50 Pf.

Wohlfarth R., Die Sagen des Kyffhäusers. Frankenhausen, Werneburg. 80 Pf.

Bahlmann P., Altmünsterische Bauernpraktik. Eine Sammlung münsterländischer Sprichwörter und Erfahrungssätze über Witterung und landwirtschaftlichen Betrieb. Münster, Regensberg. 50 Pf.

Haas A., Aus pommerschen Hexenprozeßakten. Ein Beitrag zur Geschichte des pommerschen Volksglaubens. Programm. Stettin.

Bernard A. H., Eine Sammlung von Rhein-Sagen. 10. Auflage. Wiesbaden, Quiel. 2.50 M.

Schnorrenberg G., Des Rheinlands Sagenbuch. Köln, Neubauer. 1.50 M.

Koulen J., Der Stabreim im Munde des Volkes zwischen Rhein und Ruhr. Programm. Düren.

Haas A., Rügensche Sagen und Märchen. Gesammelt und herausgegeben. 2. Auflage. Stettin, Burmeister. 2.50 M.

Bibliographie der schweizerischen Landeskunde .... herausgegeben von der Centralkommission für schweizerische Landeskunde. V, 10 e α Bibliographie der evangelisch-reformierten Kirche in der Schweiz. Bern, Wyß.

Heft 1. Finsler G., Die deutschen Kantone. 2 M.

Schuller G., Der siebenbürgisch-sächsische Bauernhof und seine Bewohner. Eine kulturhistorische Skizze. Hermannstadt (Leipzig, Michaelis). 80 Pf.

Bacmeister J., Sang und Sage vom Kochbrunnen in Wiesbaden. Gesammelt und herausgegeben. Wiesbaden, Bacmeister. 1 M.

---

## Neuhochdeutsche Schriftsprache. Mundarten.

Behaghel O., Schriftsprache und Mundart. Akademische Rede. Gießen.

Gartner Th., Die Übersetzbarkeit der Personennamen. Sonderabdruck aus den „Bukowiner Nachrichten". Czernowitz.

Haberland F., Krieg im Frieden. III. Teil: Ritter und Turniere im heutigen Deutsch. Eine sprachlich-kulturgeschichtliche Skizze. Programm. Lüdenscheid.

Pfeifer, Über deutsche Deminutivbildung im 17. Jahrhundert. I. Programm. Meiningen.

Schrader H., Aus dem Wundergarten der deutschen Sprache. Weimar, Felber. 3.50 M.

Wilmanns W., Deutsche Grammatik. Gotisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch. 2. Abteilung: Wortbildung. 2. Hälfte. Straßburg, Trübner. 6 M.

J. A. Eberhards synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 15. Auflage von O. Lyon. 1. Lieferung. Leipzig, Grieben. 1 M.

Grimm J. und W., Deutsches Wörterbuch .... Neunten Bandes siebente Lieferung. Schnack—Schnitt. Bearbeitet von und unter Leitung von M. Heyne. Leipzig, Hirzel.

Des IX. Bandes 8. Lieferung (S) befindet sich im Druck.

Scheffler K., Die Schule. Verdeutschung der hauptsächlichsten entbehrlichen Fremdwörter der Schulsprache (Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins VII). Berlin, Jähns & Ernst.

Tetzner F., Wörterbuch sinnverwandter Ausdrücke (Universalbibliothek Nr. 3506 bis 3510). Leipzig, Reclam jun. 1.50 M.

Schiepek J., Untersuchungen über den Satzbau der Egerländer Mundart. II. Modi. Programm. Saaz.

Volckmar E., Die Ortsnamen des Kreises Höxter. Programm. Höxter.

Gradl H., Die Mundarten Westböhmens. Lautlehre des nordgauischen Dialektes in Böhmen. München, Kaiser. 3 M.

Burckas B., Die Ohrdrufer Familiennamen nach Herkunft und Bedeutung. Teil I. Programm. Ohrdruf.

Studer J., Schweizer Ortsnamen. Ein historisch-etymologischer Versuch. 2—4. (Schluß-Lieferung. Zürich, Schultheß. 2.60 M.

Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Bearbeitet von F. Staub, L. Tobler, R. Schoch, A. Bachmann und H. Bruppacher. 31. Heft. Frauenfeld, Huber. 2 M.

Schneegans L., Über die orthographische Anarchie im Schrifttum des Straßburger Dialektes und der nächstverwandten elsässischen Mundarten. Ein Vorschlag zur Abhülfe. Straßburg, Heitz. 1.50 M.

Albrecht J., Ausgewählte Kapitel zu einer Hans Sachs-Grammatik. Dissertation. Freiburg.

## 15. und 16. Jahrhundert.

Hertel Th., Michael Abel aus Frankfurt a. O., Humanist und gekrönter Dichter des 16. Jahrhunderts. Ein Lebensbild. Potsdam, Döring. 50 Pf.

Singer L., Die wirtschaftlichen und politischen Tendenzen des Narrenschiffes und einiger anderen Dichtungen des Sebastian Brant. Programm. Prag.

Helius Eobanus Hessus Noriberga illustrata und andere Städtegedichte. Herausgegeben von J. Neff. Mit Illustrationen des 16. Jahrhunderts und kunsthistorischen Erläuterungen von Valer von Loga. (Lateinische Litteraturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts. Herausgegeben von M. Herrmann 12.) Berlin, Weidmann. 3 M.

Enthält noch: Friburgica von Eugentinus (Philipp Engelbrecht) und Lipsica von Buschius (Hermann van dem Busche).

Hans Foltz, Meisterjänger und Barbier. Dises puchlein saget vns von allen paden die vō natur heiß sein. Straßburg, Heitz. 1 M.

Faksimile der um 1480 in Nürnberg gedruckten Schrift nach dem Exemplar der königl. Hof- und Staatsbibliothek in München. Die Vorbemerkung ist unterzeichnet: P. H.

Becker H., Zur Alexandersage. Der Brief über die Wunder Indiens bei Johannes Hartlieb und Sebastian Münster. Königsberg.

Mathesius J., Ausgewählte Werke. 1. Band: Leichenreden. In Auswahl herausgegeben, erläutert und eingeleitet von G. Loesche (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. 4. Band). Leipzig, Freytag. 2 M.

Murner Th., Die Gäuchmatt. (Basel 1519.) Herausgegeben von W. Uhl. Mit Einleitung, Anmerkungen und Exkursen. Leipzig, Teubner. 2.80 M.

Bauch A., „Barbara Harscherin", Hans Sachsens zweite Frau. Beitrag zu einer Biographie des Dichters. Nürnberg, Raw. 2.50 M.

Judas Nazarei, Vom alten und neuen Gott, Glauben und Lehre. (1521.) Mit Abhandlung und Kommentar herausgegeben von E. Kück. Flugschriften aus der Reformationszeit. XII. (Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts.) Halle a. S., Niemeyer. 1.20 M.

Kück kündigt S. IV eine Abhandlung an, in der er nachweisen wird, daß Judas Nazarei ein Pseudonym Jan von Watts (= J. Vadian arzet) ist.

## 17. Jahrhundert.

Stern E., Das deutsche Epos des 17. Jahrhunderts. (II. Teil.) Programm der deutschen Staats-Realschule in Budweis.

Über den ersten Teil dieses Programms vgl. Euphorion 3, 249. Der zweite Teil behandelt nach einem Exkurse über W. H. v. Hohbergs Leben und dessen „Unvergnügte Proserpina" (1661) Hohbergs „Habsburgischen Otto-bert" und Chr. H. Postels „Großen Wittekind".

Resultate: Der „Ottobert" ist kein vollbürtiges Renaissanceepos, er zeigt weit mehr den Charakter des zeitgenössischen Romans. Der „Große Witte-kind" ist ein echtes Renaissanceepos. Darstellung: Inhalt. Ähnlichkeit der beiden Werke mit den zeitgenössischen epischen Dichtungen in Bezug auf Inhalt, Per-sonal, Motive und epische Architektur. Vergleichende Zusammenstellung mit den Epen und Romanen der europäischen Renaissancelitteraturen nach diesen Kate-gorien S. 15 ff. Daß der „Ottobert" außer alle epische Tradition zu stellen ist (Stern 18 ff.), beweisen Hohbergs ablehnendes Verhalten zum Wunderbaren, sowie der nüchterne Ton und Charakter des Werkes: plumpe Exposition (durch fünf Bücher!), die durch Erzählungen der Personen weitergeführt wird, Schwierig-keit des Scenenwechsels (im Gegensatz zur virtuosen Gewandtheit Ariosts), reali-stische Schilderung des Krieges, strenge Beobachtung der ethnographischen Ver-hältnisse gerade wie im historischen und im Reiseroman, Realismus und enger Anschluß an die Wirklichkeit, was vielfach an die volkstümliche Richtung des Romans erinnert; in manchen Partien steigt der „Ottobert" durch krassen Natura-lismus selbst unter den heroischen Roman hinab und macht so, da andere Partien den traditionellen Stil beibehalten, einen höchst barocken Eindruck (S. 25) S. 25 ff. einige Bemerkungen über Sprache und Metrik des „Ottobert".

Postels „Großer Wittekind", den Gervinus sehr hochstellte (3[5], 654 ff.), ist ein eigentliches Renaissanceepos eines polyglotten, gelehrten Dichters, der, wie er gewissenhaft durch die „Anmerkungen" zeigt, Motive und epischen Apparat bloß aus den Werken dieser Dichtungsgattung entnimmt. S. 31 Zu-sammenstellung der zahlreichen französischen, italienischen, spanischen, portugiesi-schen, englischen und neulateinischen Quellen. Der Hauptteil des Gedichtes lehnt sich jedoch an die Odyssee an und ist „eine Art maritimistisches Kontrafakt" der-selben. Auch die Sprache zeigt, besonders in den Naturschilderungen, echtesten Marinismus. Den Irrtum bei Gervinus 3, 654 und in dem Artikel der Allgemeinen Deutschen Biographie, daß Postel einen Roman von E. G. Happel über den-selben Gegenstand als Quelle benutzt habe (den „Europäischen Geschichtsroman auf das 1692. Jahr"), hat Koberstein, Litteraturgeschichte 2, 176, Anmerkung 41 nachgewiesen. Happels Held ist ein sächsischer Edelmann aus dem Ende des 17. Jahrhunderts

Die treffliche, erschöpfende Darstellung erweitert sich, wie im ersten Teile, immer zu einem Gesamtbilde des deutschen Renaissanceepos, das in jeder Hinsicht in den Spuren Vergils wandelt. F. Spina.

Chrouſt A., Abraham von Dohna. Sein Leben und sein Gedicht auf den Reichstag von 1613. München, Franz. 8 M.

Friebe C., Chronologische Untersuchungen zu Hofmanswaldaus Dichtungen. Programm. Greifswald.

## 18. Jahrhundert.

Borkenſtein H., Der Bookesbeutel. Lustspiel (1742). Herausgegeben von F. H. Hettmüller (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts herausgegeben von A. Sauer Nr. 56 7. Neue Folge Nr. 6 7). Leipzig, Göschen. 1.20 M.

Reichl A., Die Symmetrie im Aufbau von Bürgers Balladen und Romanzen. Programm. Brüx.

Von der unverkennbar symmetrischen Gliederung des „Wilden Jägers" ausgehend, sucht Reichl fast in allen übrigen Balladen Bürgers eine ähnliche Gleichmäßigkeit nachzuweisen, was ihm mit mehr oder weniger Sicherheit auch gelingt. Indem er den Gedanken an einen Zufall von vornherein als unzulässig erklärt, wirft er die Frage auf, von welcher Seite eine Anregung dazu auf Bürger ausgeübt worden sei (von Herder? vom Volksliede? von den englischen Balladen?) und fordert zu weiteren Untersuchungen anderer Balladen auf.

Leyſer J., Joachim Heinrich Campe. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Aufklärung. 2. (Titel-)Ausgabe. Braunschweig, Vieweg & Sohn. 6 M.

Haynel W., Gellerts Luſtſpiele. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Emden, Haynel. 1.60 M.

Inhalt: I. Allgemeine litterarische Zustände der Zeit. — II. Gellerts Theorie des Lustspiels. — III. Gellerts Lustspiele im einzelnen. — IV. Allgemeine Ideen und Tendenzen Gellerts in den Lustspielen mit Ausblicken auf seine übrigen Schriften. — V. Bemerkungen über Technik, Stil und Sprache. — VI. Das spätere Verhältnis des Dichters und seiner Zeit zu den Lustspielen. — VII. Zur Geschichte des Textes der Lustspiele.

Müller G. A., Ungedrucktes aus dem Goethe-Kreiſe. Mit vielen Faksimiles. Handschriften von: Goethe. — Karl August. — Herzogin Amalia. — Stegmayer. — Leßmann. — Kamienska — Zacharias Werner. — Johanna Schopenhauer. — Heinr. Meyer. — Eckermann — Bertuch. — Ottilie von Goethe. — „Werther" Jerusalem. — J. G. und Fr. Jacobi. — Lavater. — Lenz. — Joh. Rud. Salzmann. — Familie Brion. — Vulpius. — Carus. — Lerse. München, Seitz & Schauer. 8 M.

Aus dem Inhalt: I. Vier Briefe von Goethe: an Blumenthal 10. April und 28. Mai 1819; an Hirth 12. August 1827; an Eichstädt 13. Juni 1809. — II. Stegmayer an Goethe, Wien, 20. Juli 1808. — III. Z. Werner an Riemer 1. Februar 1809. — IV. H. Meyer an Freiherrn von Wolzogen, Weimar, 22. Juni 1805. — V. Johanna Schopenhauer an Prof. Wech, Bonn, 15. Mai. — VI. Brief von Dan. Leßmann 24. August 1797. — VII. Brief der Künstlerin Caroline Kamienska mit Notizen über das Leben in Weimar 1791 (Naumburg, 18. Mai). — VIII. Zwei Briefe von J. G. Jacobi, Freiburg, 28. April 1791 und 31. Dezember 1800. — Fritz Jacobi an Sailer, München, 2. März 1819. — IX. Vier Briefe von Eckermann (drei an Rat Schmidt in Weimar 1834). — X. Lavater an den Theologen Meyer aus Hamburg (20. September 1782) und Notizen des Letzteren über Goethe und

Schiller; an Böckmann, Zürich, 1. November 1779; an Knebel 26. August 1780. — XI. Drei Briefe von Bertuch (einer an Schleiermacher, Weimar, 24. Januar 1812). — XII. Holtei an Ottilie von Goethe. — XIII. XIV. Ottilie von Goethe an Bauernfeld, Baron Bockelberg, Madame Märtens Schaffhausen, Michael Angelo Gualandi. — XV. G. Carus an den König von Sachsen (1843). — XVI. Blätter aus dem Straßburger und Sesenheimer Goethe-Kreis. A. Ein bisher unbekanntes Straßburger Hochzeitslied von Lenz (Welch ein Geräusch, das sich verbreitet!). B. Stammbuchblätter von Salome Marx, Sofie Brion, Gloutier, J. R. Salzmann (1574—1656). — XVII. Ein Albumblatt von W. Jerusalem (Göttingen 1768). — XVIII. Drei Briefe des Herzogs Karl August von Weimar (1785. 1793. 1794). — XIX. Zwei Briefe von Vulpius (1819. 1820). — XX. Ein Brief der Herzogin Amalia (1789). — XXI. Verse von Lerse „An die Frau L. v. Arnstein bei Überreichung eines englischen Bleystiftes" (1799).

Müller G. A., Goethe in Straßburg. Eine Nachlese zur Goethe- und Friederiken-Forschung aus der Straßburger Zeit. Mit vielen neuen Abbildungen. Leipzig, G. Heyne.

Inhalt: I. Nachlese zur Friederikenbiographie und zur „Sesenheimer Idylle" in „Dichtung und Wahrheit". — II. Straßburger Erinnerungen in Goethes Faust. — III. Das Verhältnis zwischen Goethe und Friederike. — IV. Zu Goethes Straßburger Studien und zur Salzmannschen Gesellschaft.

Haarhaus J. R., Auf Goethes Spuren in Italien. 1. Teil. Ober-Italien (Kennst du das Land? Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens. Herausgegeben von J. R. Haarhaus. 1 Band.) Leipzig, C. G. Naumann.

Inhalt: Von Innsbruck bis zum Gardasee. - Der Gardasee. — Verona. — Vicenza. — Padua. — Venedig (Stadt und Leben; Kunst und Altertum; Musik und Theater). — Das Lido und Chioggia. — Ferrara. — Bologna.

Düntzer H., Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 64.—67. Bändchen. Leipzig, Wartig. à 1 M.

Inhalt: Goethes Lyrische Gedichte 4—7. Dritte, neubearbeitete Auflage.

Goethes lyrische Dichtungen der ersten Weimarischen Jahre. In ursprünglicher Fassung mit einer Einleitung herausgegeben von R. Koegel. Basel, Schwabe. 1.20 M.

Inhalt: Anbahnung des Lebensbundes zwischen Goethe und Carl August. — Dichter und Staatsmann. — Gedichte der ersten Weimarischen Jahre.

Neudecker G., Die innere Komposition in Goethes epischer Dichtung „Hermann und Dorothea". Zur ersten Zentennarfeier ihrer Entstehung. Programm. Würzburg, Stahel. 80 Pf.

Althaus A., Der zweite und dritte Aufzug von Goethes Iphigenie. Programm. Berlin, Gaertner. 1 M.

Scheidemantel E., Zur Entstehungsgeschichte von Goethes Torquato Tasso. Programm. Weimar.

Goethe, Faust. Mit Einleitung und fortlaufenden Erklärungen herausgegeben von K. J. Schröer. 2. Teil. 3. Auflage. Leipzig. 5.60 M.

Collin J., Goethes Faust in seiner ältesten Gestalt. Untersuchungen. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt Rütten & Loening. 5 M.

Inhalt: Einleitung. I. Der erste Monolog und die Erdgeistscene. — II. Die satirischen Scenen. — Eine Übergangsscene. — III. Die Gretchentragödie. — Rückblick.

Appell J. W., Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Litteratur. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. Oldenburg, Schulze.

Schubert J., Die philosophischen Grundlagen in Goethes Wilhelm Meister. Leipzig, Naumann. 2.50 M.

Inhalt: A. Die Lehrjahre. Einleitung. 1. Vom Werther zu Wilhelm Meisters Lehrjahren. 2. Die ästhetische Moral der Lehrjahre. 3. Zur Entstehung und Charakteristik der Lehrjahre. 4. Das religiöse Buch der Lehrjahre. 5. Die Socialaristokratie der Lehrjahre. — B. Die Wanderjahre. Einleitung. 1. Handwerk. 2. Privatbesitz. 3. Pädagogik und Religionsphilosophie: a) Die Form der Erziehung. b) Die Religion der Ehrfurcht. c) Die musische Erziehung. d) Die körperliche Erziehung. 4. Gesellschaft.

Frau v. Staëls Essai sur les fictions (1795) mit Goethes Übersetzung (1796) herausgegeben von J. Imelmann. Berlin, G. Reimer. 2 M.

Suter J., Das Volkslied und sein Einfluß auf Goethes Epik. Vortrag. Aarau, Sauerländer & Co. 80 Pf.

Graefe B., An-Dante. Divina commedia als Quelle für Shakespeare und Goethe. Drei Plaudereien. Leipzig, Fock. 80 Pf.

Zipper A., O Przekladach Mickiewicza y Goethego. Lwów 1895.

Goethe als Erzieher. Ein Wort an emanzipierte Frauen. Von einer Frau. München, Schupp. 50 Pf.

[Burdach K.], Zum Gedächtnis der Jubiläumsvorstellung im Theater zu Lauchstädt am 2. Juli 1896. Für die Teilnehmer des Kostümfestes gedruckt. Halle, Gebauer-Schwetschkesche Buchdruckerei

Inhalt: Prolog. — Epilog. — Notiz über die Geschichte des Lauchstädter Theaters. — Abbildung des im Jahre 1802 in Lauchstädt erbauten Theaters und der Anlagen im Bade.

Bloch D., Herder als Ästhetiker. Berlin, Mayer und Müller. 1.20 M.

Inhalt: I. Herders Ansichten über frühere und zeitgenössische Ästhetiker. — II. Herders Ästhetik. 1. Grundlage und Plan. 2. Ästhetisches Gefühl, Phantasie. 3. Schönheit des Objektes. 4. Die Künste.

Jonetz A., Über Herders nationale Gesinnung. II. Teil. Programm. Brieg.

Wenzel G., Friedrich Hölderlin und John Keats als geistesverwandte Dichter. Programm. Magdeburg.

Leitzmann A., Jugendbriefe Alexander von Humboldts an Wilhelm Gabriel Wegener. Leipzig, Göschen.

16 Briefe aus den Jahren 1788—1790.

Humboldt W. v., Sechs ungedruckte Aufsätze über das klassische Altertum herausgegeben von A. Leitzmann (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts herausgegeben von A. Sauer. Nr. 58/62. Neue Folge Nr. 8 12). Leipzig, Göschen.

Inhalt: I. Über das Studium des Altertums und der griechischen insbesondere (mit Dalbergs und Schillers Randbemerkungen). — II. Pindar. — III. Betrachtungen über die Weltgeschichte. — IV. Über das antike Theater in Sagunt. An Goethe. — V. Latium und Hellas oder Betrachtungen über das klassische Altertum. — VI. Geschichte des Verfalls und Untergangs der griechischen Freistaaten. — Anhang: Bruchstücke einer späteren Fassung der „Skizze über die Griechen".

Leitzmann A., Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen. Weimar, Böhlau.

83 Briefe aus den Jahren 1795—1801, 1811—1815, 1818.

Klinger, Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Litteratur. In Auswahl herausgegeben von R. v. Gottschall. (Universalbibliothek Nr. 3524 25.) Leipzig, Reclam. 40 Pf.

Grucker E., Lessing (Histoire des doctrines littéraires et esthétiques en Allemagne). Paris, Nancy, Berger-Levrault et Cie.

Inhalt: I. Critique littéraire. — II. Critique esthétique. — III. Critique dramatique. — IV. Critique théologique et philosophique.

Hoyles E. A., Lessing: a brief account of his life and writings; with representative selections including „Nathan the wise" with notes; an indroduction by W. Bernhardt. Boston, Silver, Burdett & Co. 48 c.

Kettner G., Über Lessings Minna von Barnhelm. Gratulationsschrift der königlichen Landesschule Pforta zum dreihundertfünfzigjährigen Jubiläum der Klosterschule Ilfeld. Berlin, Weidmann.

Grudzinsky St., Minna von Barnhelm und L'Ecole des Amis. Eine litterarhistorische Abhandlung. Programm. Krakau.

Sucht mittelst einer ausführlichen Analyse des französischen Stückes nachzuweisen, daß Lessing das Hauptmotiv seines Lustspiels der L'Ecole des Amis von Nivelle de la Chaussée entlehnt habe.

Zipper A., Lessings Minna von Barnhelm. Erläutert. Erläuterungen zu Meisterwerken der deutschen Litteratur. 1. Band. (Universalbibliothek Nr. 3576.) Leipzig, Reclam. 20 Pf.

Nieten O., Lessings religionsphilosophische Ansichten bis zum Jahre 1770 in ihrem historischen Zusammenhang und in ihren historischen Beziehungen. Nebst Anhang: Grundzüge von Lessings Religionsphilosophie. Dresden, Naumann. 1.50 M.

Inhalt: I. Orthodoxe Jugenderziehung. Die Schwäche der Vernunft. Der Humanitätsgedanke. — II. Das Christentum der Vernunft. — III. Bekanntschaft mit Mendelssohn. Popularphilosophie, Deismus und englische Gefühlsphilosophie. — IV. Die Litteraturbriefe. — V. Die Entstehung der geoffenbarten Religion. — VI. Breslau. Patristik und Spinoza. — VII. Leibniz' nouveaux essais. — Anhang.

Loebell R., Der Anti-Necker J. H. Mercks und der Minister Fr. K. v. Moser. Ein Beitrag zur Beurteilung J. H. Mercks. Darmstadt, Klingelhoeffer.

Inhalt: Mercks Charakter und Widersprüche bei seiner Beurteilung. — Vorgeschichte der Schrift Mercks gegen Fr. K. von Moser (Anti-Necker). — Der Anti-Necker. — Mercks Absicht bei Abfassung des Anti-Necker und dessen Schicksal. — Mercks Feindschaft gegen Moser. — Bedeutung des Anti-Necker für die Lösung der Widersprüche bei der Beurteilung Mercks. — Merck und Moser (Parallele).

In höchst dankenswerter Weise vermittelt uns Loebell die Bekanntschaft mit der ungedruckt gebliebenen Streitschrift Mercks gegen Moser, indem er eine durch Auszüge belebte genaue Analyse der Schrift vorlegt, sowie deren Entstehungsgeschichte und spätere Schicksale aktenmäßig schildert. Wenn er aber in Fortsetzung seiner schon früher begonnenen Rettungsversuche meint, gerade durch die Würdigung dieser Schrift die Widersprüche in der Beurteilung Mercks lösen zu können, so tragen wir Bedenken, uns seinem milden Urteile anzuschließen und sind eher geneigt, auf die Seite von Mercks Gegnern zu treten. Vielleicht aber sind auch jetzt die Akten über ihn noch nicht geschlossen.

Mollenhauer K., Justus Mösers Anteil an der Wiederbelebung des deutschen Geistes. Programm. Braunschweig.

Lehner T. P., Simon Rettenbachers nationale Auffassung im Gegensatze zur franzosenfreundlichen Richtung seiner Zeit. Programm. Kremsmünster.

Laquiante A., Un hiver à Paris, sous le consulat (1802—1803) d'après les lettres de J. F. Reichardt. Paris, Plon, Nourrit et Cie. 7.50 Fr.

Müller Ernst, Schillers Jugenddichtung und Jugendleben. Neue Beiträge aus Schwaben. Stuttgart, Cotta. 2 M.

Inhalt: Eine unbekannte „Komödie" Schillers: Der Student von Nassau. Universität und Akademie. — Möllers Schauspiel: „Sophie oder der gerechte Fürst." — Marmontels: „Zemire et Azor." — Anthologie: Fluch eines Eifersüchtigen. Die schlimmen Monarchen. Die Journalisten und Minos. Die Winternacht. Grabschrift. — „Laura" und Luise Vischer. Wil-

helmine Andreä. — Zu Kabale und Liebe I: Charlotte von Wolzogen. — Oberst Rieger. — Schubart. — Lieutenant Kapf. — Albrecht Friedrich Lempp (Lempp und Scharffenstein). — Zu Kabale und Liebe II. — Anhang: Zwei Briefe von Lempp an Schiller (Mainz, 22. April 1784; Kirchheim unter Teck, 10. September 1802). — Ein Brief von Schillers Mutter an ihre Tochter Christophine.

Schillers Werke, herausgegeben von L. Bellermann. 6. Band. Leipzig, Bibliographisches Institut. 2 M.

Hasse E., Einteilung und Erklärung von Schillers „Glocke". Programm. Bartenstein.

Düntzer H., Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 50., 51. Bändchen. Leipzig, Wartig. à 1 M.

Inhalt: Schillers Jungfrau von Orleans. 5. Auflage.

Geyer P., Schillers ästhetisch-sittliche Weltanschauung, aus seinen philosophischen Schriften gemeinverständlich erklärt. Berlin, Weidmann. 1.60 M.

Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers. Mit Einleitung von L. Geiger. 3. Band. (Cottasche Bibliothek der Weltlitteratur Band 270.) Stuttgart, Cotta. 1 M.

Saul D., Schiller im Dichtermund. Stuttgart, Frommann. 1 M.

Müller E., Geschichte der deutschen Schillerverehrung. Vortrag. Tübingen, Laupp. 50 Pf.

Mosapp H., Charlotte von Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild. Mit 2 Lichtdrucktafeln und 3 Textillustrationen. Heilbronn, Kielmann. 2.80 M.

Kern R., Beiträge zur Charakteristik des Dichters Tiedge. Berlin, Speyer & Peters. 1.80 M.

Inhalt: I. Tiedge im Urteil der Zeitgenossen. S. 3 f. Ein Brief von Gleim an Tiedge. Halberstadt, 16. März 1794; S. 7 Ein Zettel aus Tiedges handschriftlichen Nachlaß; S. 10 Tiedge an Clodius, Löbichau, 26. August 1818. — II. Tiedge im Verhältnis zu Schiller. S. 15 werden ungedruckte Briefe Tiedges an Gleim und W. G. Becker benutzt. — III. Tiedges Lebensanschauungen und Schillers Einfluß darauf. — IV. Andere Vorbilder Tiedges (Schubart, Haller, Gellert, Bürger, Hölty, Horaz, Goethe, Lessing, Usteri, Uhland, Arndt). Benutzt sind auch ungedruckte Gedichte Tiedges aus Gleims Nachlaß. — V. Wiederholungen bei Tiedge.

Escher K., Joh. Martin Usteris dichterischer und künstlerischer Nachlaß. Zürich, Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich.

Petzet E., Johann Peter Uz Zum 100. Todestage des Dichters. Ansbach, Brügel & Sohn. 2 M.

Petzet hat bereits vor mehreren Jahren über Uzens Odenpoesie und über den „Sieg des Liebesgottes" brauchbare Untersuchungen veröffentlicht, deren Ergebnisse er hier zu einer lesbaren Darstellung verwertet und durch eine Schilderung des einfachen Lebenslaufes ergänzt. Wo ihn aber seine älteren Vorarbeiten im Stiche lassen, da hat er sich jetzt nicht Zeit und Mühe genug genommen, um die Lücken auszufüllen. Gewiß hätte er über das Verhältnis der „Kunst stets fröhlich zu sein" zu der spanischen Quelle mehr als ein paar allgemeine Bemerkungen vorgebracht, wenn er eine Vergleichung im einzelnen vorgenommen hätte. Merkwürdigerweise giebt es nämlich über die didaktische Poesie des 18. Jahrhunderts noch keine zusammenhängende und abschließende Untersuchung. — Da Petzet in seiner Vorbemerkung Ergänzungen zu Goedeke beibringt, so will ich nicht unterlassen, auf die auch von mir seinerzeit übersehene Bemerkung bei Koberstein 5, 262 hinzuweisen, daß die geistlichen Gedichte von Uz zuerst in Zollikofers „Neuestem Gesangbuch" (Leipzig 1766) gedruckt sein sollen. A. S.

Doell M., Wieland und die Antike. Beitrag zur Geschichte der Entwicklung der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert. Programm. München.

Herchner H., Die Cyropädie in Wielands Werken. 2. Teil. Programm. Berlin, Gaertner. 1 M.

Köllmann A., Wieland und Shakespeare, mit besonderer Berücksichtigung der Übersetzung des Sommernachtstraumes. Programm. Remscheid.

Wilhelm G., Die zwei ersten Ausgaben von Wielands Agathon verglichen. (Sonderabdruck aus der Festschrift des Deutschen Akademischen Philologenvereins in Graz.) Graz, Leuschner & Lubensky.

## 19. Jahrhundert.

Glossy C., Aus Bauernfelds Tagebüchern II. 1849—1879. (Aus dem Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft.) Wien, Konegen. 2 M.

Waeles L., Nikolaus Becker, „der Dichter des Rheinliedes". Bonn, Hanstein. 1.50 M.

Tardel H., Quellen zu Chamissos Gedichten. Programm. Graudenz. 70 Pf.
Quellenuntersuchungen zu folgenden Dichtungen Chamissos: Deutsche Volkssagen; Die Sonne bringt es an den Tag; Die Mutter und das Kind; Hans im Glück; Der Gemsenjäger und die Sennerin; Die Liebesprobe; Der arme Heinrich; Der Geist der Mutter; Nachtwächterlied; Die Großmutter; Der Kranke; Mateo Falcone, der Korse; Ein Lied von der Weibertreue; Die lutthauischen Volkslieder; Sage von Alexandern; Die Verbannten; Das Urteil des Schemjáka; Ein Gerichtstag auf Huahine; Chios.

Droste-Hülshoff A. Freiin von, Gedichte. 4. Auflage mit Erklärung schwer verständlicher Wörter. Paderborn, Schöningh. 1.80 M.

Riehemann J., Erläuternde Bemerkungen zu Annette von Droste-Hülshoffs Dichtungen. Zum 100jährigen Geburtstage der Dichterin. Osnabrück, Schöningh. 1.30 M.

Breitfeld E., Ferdinand Freiligraths Übertragungen aus Victor Hugo. Programm. Plauen.

Fritz A., Gustav Freytag in den „Grenzboten". II. Teil. Programm. Aachen.

Prem S. M., Der Lyriker Hermann von Gilm. Ein Vortrag. Mit einem Anhange (Sonderabdruck aus der „Marburger Zeitung" 1896, Nr. 26–28). Marburg, Selbstverlag. — Zweite Auflage (Sonderabdruck aus dem „Grazer Wochenblatt"). Graz, Selbstverlag.
Anhang. Drei Gedichte Gilms: Nr. 1. An den Frühling. Ungedrucktes Jugendgedicht (nur in der zweiten Auflage). — Nr. 2. Abschiedsgruß. Dem Herrn Professor Wessely bei seiner Abreise nach Prag am 12. November 1835 von seinen Schülern dargebracht. — Nr. 3. Ein Lebewohl an Dr. Gröber, k. k. Fiskaladjunkten in Innsbruck, gesprochen von H. v. Gilm zu Unter-St. Veit am 19. Dezember 1847.

Sepp J. N., Görres (Geisteshelden. — Führende Geister. — Eine Sammlung von Biographien. Herausgegeben von A. Bettelheim. 23. Band (der IV. Sammlung 5. Band). Berlin, Ernst Hofmann & Co. 2.40 M.

Müller H. F., Euripides Medea und Das goldene Vließ von Grillparzer. II. Programm. Blankenburg.

Rohde E., Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode. Briefe und Dichtungen. Heidelberg, Winter. 3.50 M.

Rabenlechner M. M., Die ersten poetischen Versuche Hamerlings. Zur Geschichte seines Zwettler Aufenthalts (Sammlung gemeinverständlicher wissen-

schaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge. Heft 245). Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 60 Pf.

1848. Briefe von und an Georg Herwegh, herausgegeben von M. Herwegh. München, Langen. 3 M.

Inhalt: Vorwort des Herausgebers. — Michel Bakunins Briefe an Emma Siegmund (1843); an Georg und Emma Herwegh (1847). — Briefe von Emma und Georg Herwegh aus dem Jahre 1847. — Briefe an G. Herwegh von Karl Marx, Dr. J. Henle. — Briefe von Dr. Karl Pfeufer an Emma und Georg Herwegh. — Briefe von G. Herwegh an Robert Prutz, Robert Blum. — G. Herwegh an Friedrich Hecker. — G. Herweghs Aufruf an die Polen. — Adresse des polnischen Centralcomité zu Paris an G. Herwegh. — „Zur Geschichte der deutschen demokratischen Legion von Paris", von einer Hochverräterin. — Briefe an G. Herwegh von Carl Vogt, Michel Bakunin (1848—1849), Julius Fröbel, Arnold Ruge, Gustav von Struve. — Briefe an Emma Herwegh von Friedrich Hecker, Theodor Mögling. — Briefe von Dr. Andr. Gottschalk an Herwegh. — Erinnerungen aus dem Jahre 1848 (Gedichte von G. Herwegh). — „Verrat!" (Gedicht von G. Herwegh). — Auszüge aus Briefen von Georg und Emma Herwegh (1849). — Verschiedene Briefe (auch aus späteren Jahren), die sich auf die revolutionäre Bewegung von 1848 beziehen: Frau Emma Herwegh an ihre Schwester Mme. Fanny Piaget. — G. Herwegh an Dr. Bernh. Oppenheim; Ludwig Pfau an G. Herwegh; G. Herwegh, in Erwiderung auf die Einladung, an der Gedächtnisfeier des Gefechts von Dossenbach teil zu nehmen; Dr. J. Henle an Emma Herwegh. — Schlußwort (entnommen einer am 20. März 1849 in Köln gehaltenen Rede von Dr. med. Andr. Gottschalk). — Anhang: Briefe von Arnold Ruge, Julius Fröbel. — „Wieder eine alte Lüge!" (Nachwort zu: „Zur Geschichte der deutschen demokratischen Legion aus Paris") von Prof. Krebs. — Auszüge aus Briefen von Frau Henriette Feuerbach. — Kleine Episode aus dem Leben G. Herweghs vom Jahre 1849.

Hülbrock A., Eine Erinnerung an Hoffmann von Fallersleben. (Kleine Studien. Wissenswertes aus allen Lebensgebieten. Herausgegeben von A. Schupp. Heft 20. München, A. Schupp. 30 Pf.

Karl Immermann, Eine Gedächtnisschrift zum 100. Geburtstage des Dichters. Mit Beiträgen von R. Fellner, J. Geffcken, O. H. Geffcken, R. M. Meyer und F. Schulteß. Mit 1 Portrait Immermanns in Photogravure und 1 Lichtdrucktafel. Hamburg, Voß. 6 M.

Inhalt: Geffcken O. H., Karl Immermann als deutscher Patriot. — Meyer R. M., Tulifäntchen. — Schulteß F., Zeitgeschichte und Zeitgenossen in Immermanns Epigonen. — Geffcken J., Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Münchhausen. — Fellner R., Karl Immermann als Dramaturg. — Geffcken J., Marianne.

Nach Art der Hans Sachs-Festschrift werden hier eine Reihe von ungleichwertigen Aufsätzen verschiedener Autoren in einem Bande zusammengestellt; eine wissenschaftliche Monographie, wie sie Immermann verdiente, kann uns dadurch nicht ersetzt werden. Nicht alles in dem Buch ist neu: Schulteß' verdienstvoller Artikel stand schon 1893 in den Preußischen Jahrbüchern, Fellners Aufsatz ist eine knappere und klarere Zusammenfassung der Gedanken seines bekannten Buches über denselben Stoff mit Verwertung der von dem Verfasser inzwischen erworbenen praktischen Erfahrungen; in dem Aufsatze von J. Geffcken über den Münchhausen ist das neue Material aus Immermanns Nachlaß nicht verarbeitet; die beiden biographischen Artikel atmen warme Liebe zu dem edlen Paare, ohne daß man alle vorgebrachten Behauptungen billigen könnte. Das Bedeutendste in dem Buch ist Meyers Essay über „Tulifäntchen". Aber er liest sich wie manche der weimarischen Festreden aus den letzten Jahren, die den Heros mehr be-

kämpften als verehrten, und es will mir scheinen, als ob Immermann, falls er wirklich der Parodist unserer Klassiker wäre, zu dem Meyers bewunderungswürdiges Gedächtnis ihn stempelt, dieser ihm gewidmeten Schrift gar nicht wert wäre. Über das Gedicht vom Tulifäntchen weiß Meyer so vieles und grelles Licht auszugießen, daß es sich ihm unter den Händen in die einzelnen Atome auflöst; um aber in den Mittelpunkt von Immermanns Persönlichkeit und Weltanschauung einzudringen, dazu wäre einzig und allein der Merlin das richtige Untersuchungsobject gewesen.

Arnold R. F., Karl Immermann. Gedenkrede zur Zentennarfeier des Dichters. Wien, Perles. 70 Pf.

Eine rasche, etwas ungleichmäßig geratene Charakteristik des Dichters, wobei der Merlin richtiger gewürdigt wird als in der Hamburger Gedächtnisschrift.

Bauer F., Sterneſcher Humor in Immermanns „Münchhausen". Als Beitrag zur Geschichte des deutschen Romans. Programm. Wien.

Lautenbacher J., Adolf Kolping als Schriftsteller (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von J. M. Raich. Band 17. Heft 1). Frankfurt a. M., Foeßer. 70 Pf.

Gedichte aus Adolf Kolpings Rheinischen Volksblättern. Von Rhd. in Ehr. Osnabrück, B. Wehberg. 2 M.

Jaden H. K. Freih. von, Theodor Körner und seine Braut. Körner in Wien, Antonie Adamberger und ihre Familie. Ein Beitrag zur Körner-Litteratur und zur Geschichte des k. k. Hof-Burgtheaters in Wien. Dresden, Verlag des Universum. 3.60 M.

Schlossar A., Nikolaus Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck 1832—1844 nebst Emilie von Reinbecks Aufzeichnungen über Lenaus Erkrankung 1844—1846 nach den großenteils ungedruckten Originalen herausgegeben. Mit einem Briefe Lenaus an Emilie von Reinbeck in Faksimile-Wiedergabe. Stuttgart, Bonz & Comp.

91 Briefe Lenaus aus den Jahren 1832—1844.

Fehre E., Leben und Schriften des Kurländers Friedrich Ludwig Lindner, mit besonderer Berücksichtigung des „Manuskripts aus Süddeutschland". (Separatabzug aus der Baltischen Monatsschrift. Band 42.) Reval, Kluge 1895. 2 M.

C. von Lutterottis Gedichte in Tiroler Dialekten. 3. Auflage, bearbeitet von L. von Hörmann. Innsbruck, Wagner. 3 M.

Truxa H. M., Der österreichische Geschichtsforscher, Schriftsteller und Dichter Pfarrer Josef Maurer. Ein Vorbild litterarischen Wirkens und echt priesterlichen Lebens. Zugleich ein Beitrag zur vaterländischen Litteraturgeschichte. Wien, Mayer & Co. 3.20 M.

Rank J., Erinnerungen aus meinem Leben (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. Band 5). Wien und Prag, Tempsky. 3 M.

F. Rückerts Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von L. Laistner. Lieferung 7—16. Stuttgart, Cotta.

Inhalt des dritten Bandes: Heimat und Herd (Kindertotenlieder; Stilleben). — Poetisches Tagebuch (1850—1866). Anhang: Aus dem handschriftlichen Nachlaß. — Jahreszeiten. — Herz und Welt. — Kritik. — Selbstschau. — Zahme Xenien. — Östliche Rosen (1819—1820). — Ghaselen. — Morgenländische Sagen und Sprüche. — Brahmanische Erzählungen (nebst Hidimba; Sawitri; Nal und Dajamanti). — Aus dem Schiking (chinesisches Liederbuch). — Inhalt des vierten Bandes: Die Makamen des Hariri. — Inhalt des fünften Bandes: Die Weisheit des Brahmanen. I.

Macke K., Friedrich Rückert als Übersetzer. Programm. Siegburg.

Sturm J., In Freud und Leid. Letzte Lieder. Leipzig, Brockhaus. 3 M.
Hepding A., Julius Sturm. Ein Gedenkblatt nebst einem Liederstrauß, aus den Werken des Dichters zusammengestellt. Gießen, Ricker. 1.50 M.
Oswald J. G., Friedrich Theodor Vischer als Dichter (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. 249. Heft). Hamburg, Verlagsanstalt. 80 Pf.
Tibesar B. L., Fr. W. Webers Dreizehnlinden. Eine litterarische Studie. 2. Auflage. Paderborn, Schöningh. 1.20 M.
Steck A., Johannes Wedde. Eine litterarische Studie. Hamburg, Grüning. 75 Pf.
Weil A., Zwei Jugenddramen. I. Alexander der Große. Ein Heldendrama in fünf Aufzügen. (In seinem zweiundzwanzigsten Jahre geschrieben.) — II. Haß und Liebe. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. (In seinem neunzehnten Jahre geschrieben.) Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz). 3 M.
Von dem Verfasser selbst herausgegeben. S. 242 eine „Erklärung (In Sachen der Wiener Preisluftspiele)" aus der „Europa" von 1851. — S. 243 ff. Reime und Träume von Alexander Weil. (Im zweiundachtzigsten Lebensjahr.)
Zedlitz Frh. von, Waldfräulein. Ein Märchen in 18 Abenteuern. Eingeleitet von W. Müller-Amorbach. (Universalbibliothek Nr. 3550.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 20 Pf.

## Nachrichten.

G. Steinhausen in Jena bereitet eine umfassende Publikation von deutschen Privatbriefen des 14. und 15. Jahrhunderts vor.

K. Dissel in Hamburg ist mit Vorarbeiten zu einer Biographie Philipp Zesens beschäftigt.

Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen hat in ihrer Sitzung vom 25. April den Preis für die Lösung der von ihr im Jahre 1893 ausgeschriebenen Aufgabe über A. G. Kästners schönwissenschaftliche Schriften Herrn Bibliothekar Dr. Scherer in Cassel zuerkannt, der auch eine Ausgabe der betreffenden Werke Kästners vorbereitet.

Der Verwaltungsrat der Wedekindschen Preisstiftung für deutsche Geschichte in Göttingen verlangt (bis 1. August 1900) „eine archivalisch begründete Geschichte der inneren Verwaltung des Kurfürstentums Mainz unter Emmerich Josef (1763—1774) und Friedrich Karl Joseph (1774—1802). Besonderer Wert wird auf die Ermittlung der Teilnahme von Johannes Müller gelegt.

Die Preußische Akademie der Wissenschaft in Berlin bereitet eine große kritische Ausgabe der Werke Kants vor.

Oskar Planer in Lützen bereitet eine Biographie Seumes vor.

Unter der Leitung von P. Schlenther in Berlin erscheint bei G. Bondi in Dresden in zwangloser Reihe von 1897 ab ein Sammelwerk „Das Neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung", bestehend aus folgenden Einzeldarstellungen: Geschichte der geistigen und sozialen Strömungen von Th. Ziegler in Straßburg; Politische Geschichte von G. Kaufmann in Breslau; Geschichte der Litteratur von R. M. Meyer in Berlin; Geschichte des Kriegs und Heers von F. Hoenig in Berlin; Geschichte der Naturwissenschaften von S. Günther in München u. A.; Geschichte der Technik von F. Reuleaux in Charlottenburg; Geschichte der bildenden Künste von C. Gurlitt in Dresden; Geschichte der Musik von H. Welti in Berlin; Geschichte des Theaters von dem Herausgeber.

An den Geburtshäusern von Justinus Kerner und Eduard Mörike in Ludwigsburg sollen Gedenktafeln angebracht werden.

Das Grab der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff auf dem Friedhof in Meersburg am Bodensee soll mit einem würdigen Denkstein geschmückt werden.

Justizrat H. Niemeyer in Essen erläßt einen Aufruf zur Errichtung von Denkmälern für Karl Immermann.

---

## Gesellschaft für deutsche Litteratur.

Maiversammlung: Reinhold Steig handelte über Wilhelm Grimms kleinere Schriften. Vgl. oben S. 153. — Otto Hoffmann besprach ein Stammbuchblatt Kants. — Johannes Bolte wies auf eine vlämische Umbildung der Ballade vom Erlkönig hin.

Juniversammlung: Richard Rosenbaum verfolgte die Tirolerin in der Litteratur des 18. Jahrhunderts und stieg dabei vornehmlich in die Niederungen der epischen Litteratur herab. Es ergab sich, daß die ideale Auffassung der „Trutscheln" in Norddeutschland keineswegs immer so überwog, wie man gemeinhin annimmt. Es bot sich hierbei Gelegenheit für kulturhistorische Bemerkungen und für Hinweise auf minder bekannte litterarische Erzeugnisse aus jener Zeit.

---

In der Handschrift abgeschlossen am 8., in Satz am 30. Oktober 1896.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

# Die innere Form.

Von Jakob Minor in Wien.

Damit dieser gerade um seiner Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit willen von den modernen Poetikern vielgebrauchte Ausdruck wenigstens historisch möglichst bald klargestellt werde, teile ich das Folgende mit. Man wird daraus ersehen, daß der Terminus weder aus der juristischen Kunstsprache stammt, noch von Humboldt in der Sprachbetrachtung erfunden worden und auch nicht von Goethe in die Litteraturvergleichung eingeführt worden ist.

In der 1776 zum ersten Mal erschienenen „Bibliopoeie oder Anweisung für Schriftsteller" (übersetzt Berlin und Stralsund 1783, S. 184 ff.) von Denina handelt das erste Kapitel des zweiten Teils von der Wahl der Materie und der innern Form der Bücher. § 7 ist überschrieben: „Verschiedene Materien und Formen der Schriften, die sich zu den verschiedenen Eigenschaften und Umständen der Verfasser schicken" und beginnt: „Wer jetzt im Begriff ist, etwas in Prosa oder in Versen zu schreiben, muß sich nicht nur zu Anfang seines Unternehmens über die Wahl der Materie wohl bedenken, sondern oft ist er auch zweifelhaft in Ansehung der innern und wesentlichen Form, die er seiner Arbeit geben will. Innere und wesentliche Form des Buchs nenne ich hier nicht die Anordnung und Stellung der Teile, noch auch die Beschaffenheit der Schreibart, die nur die Schale ausmacht, und noch viel weniger die Dicke des Buchs, sondern ich meine diejenige Form, nach welcher es vielmehr zu der einen, als zu der anderen Masse didaktischer, poetischer, historischer und oratorischer Werke gehört, indem dasselbe Sujet, für sich genommen, auf gleiche Weise den Stoff einer Rede, einer Abhandlung, eines erzählenden Romans, eines Gesprächs, eines Gedichts oder einer Geschichte abgeben kann." An Beispielen wird nun gezeigt, wie nicht jeder Stoff sich zu derselben schriftstellerischen

Gattung eignet und wie auch die verschiedene Anlage „die guten Köpfe" auf die verschiedenen Darstellungsformen weist. Hier ist also die innere Form mit der Litteraturgattung identisch.

Gleichzeitig damit redet Goethe im Anhang zu Merciers Versuch über die Schauspielkunst von der „innern Form"; eine Stelle, auf die ich zuerst in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1889, S. 156, aufmerksam gemacht habe (vgl. später Meyer im Goethe-Jahrbuch 13, 229 ff. und 16, 190 f.). Hier werden bei dramatischen Stücken zwei Begriffe von Form aufgestellt, die sich voneinander unterscheiden wie der innere Sinn vom äußern: die eine wird bloß mit Händen gegriffen, die andere will gefühlt sein. Bei der ersten redet man bloß über Länge und Kürze der Stücke, ihre Einheiten, ihren Anfang, Mittel und Ende (also über die Technik und die Komposition). Bei der andern, die alle Formen (also auch die erste!) in sich begreift, geht man auch auf den Inhalt ein: unser Kopf muß übersehen, was ein anderer Kopf fassen kann; unser Herz muß empfinden, was ein anderes fühlen mag. Das rechte Gefühl für diese innere Form würde uns verhindern, jede tragische Begebenheit zum Drama zu strecken und jeden Roman zum Schauspiel zu zerstückeln .... Hier ist also innere Form der weitere, und das, was man gewöhnlich unter Form versteht (die Technik und die Gesetze der Gattung), der engere Begriff. Aber auch hier bezieht sich das Gefühl für die innere Form auf das Verhältnis zwischen dem Stoff einerseits und dem Produzierenden und Genießenden andererseits.

Ganz ebenso sagt Goethe 1806 in der Recension des Wunderhorns (Hempel 29, 397): „Das wahre dichterische Genie, wo es auftritt, ist in sich vollendet; mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußern Technik, oder was sonst will, entgegenstehen, es besitzt die höhere, innere Form, der doch am Ende alles zu Gebote steht, und wirkt selbst im dunkeln und trüben Elemente oft herrlicher, als es später im klaren vermag." Auch hier also setzt Goethe die innere Form einer äußern (Sprache, Technik) direkt entgegen. Auch hier bezieht sich die innere Form auf die Auffassung und Gestaltung des Gegenstandes, denn in den folgenden erläuternden Sätzen setzt Goethe die folgenden geistigen Operationen auf den Conto der innern Form: das lebhafte poetische Anschauen, wodurch ein beschränkter Zustand, ein Einzelnes zum zwar begrenzten, doch unumschränkten All wird und der Genießende im kleinen Raume die ganze Welt zu sehen glaubt; die tiefe Anschauung, die (in der äußern Form) Lakonismus fordert; der wahre poetische Sinn, der selbst ein in der Prosa unverzeihliches Hinterstzuvörderst (also Fehler gegen das, was Denina die „Anordnung der Teile" nennt und zur äußern Form rechnet) und das Ungehörige (nämlich in der äußern

Form) anregend zu gestalten weiß. Auch hier siegt also die innere Form über die äußere. (Vgl. Goethe-Jahrbuch 14, 296.)

Körner in seinem Briefe an Schiller (19. September 1794, 3, 11 ff.) unterscheidet ebenso zwischen äußerer und innerer Form, und er meint, daß sich der Sinn für die erstere in Individuen und in ganzen Völkern früher entwickle als der letztere. In Schillers früheren Produkten, meint er, sei fast bloß Diktion und Versbau (die äußere Form) poetisch, der Stoff hingegen mehr ein Produkt des Verstandes als der Phantasie gewesen. Schiller habe Poetisch-gedachtes in eine schöne äußere Form gebracht; der Sinn für die innere poetische Form sei noch nicht in ihm entwickelt gewesen. Innere poetische Form nennt Körner das Produkt der geistigen Schöpfung aus dem gegebenen Stoffe im Kopfe des Dichters. Zwei Erfordernisse gehören dazu: 1. Die Phantasie muß das Produkt des Verstandes anschaulich verkörpern; der Stoff muß unter einer bestimmten Gestalt, alles Abstrakte muß in individuellen Formen erscheinen. 2. Der Genius empfängt den so verkörperten Stoff aus der Hand der Phantasie, und „die Schöpfung beginnt" mit dem Planmachen, der Anordnung des Ganzen (wie der Zusammenhang ergiebt) . . . Auch hier also steht die innere Form zwischen der „Auffassung (das heißt Recipierung) des Stoffes" und der äußern Formgebung in der Mitte.

In seinen Vorlesungen über Geschichte der alten und neuen Litteratur 1812 (Sämtliche Werke 1822, 2, 130) findet Schlegel die äußere Form des spanischen Dramas nicht in gleichem Maße für uns anwendbar, welche man von der innern Form wohl unterscheiden müsse; „denn diese, in welcher eine mehr lyrische Entfaltung und Entwicklung vorherrscht, steht uns allerdings näher als die mehr episch-historische Gedrängtheit des Shakespeare". Hier handelt es sich also um die Technik oder den Stil des Dramas, im Gegensatz zu der „äußern Form und Dichtersprache" mit ihrer blumenreichen Bilderfülle.

Ludwig Robert schreibt an Tieck (1822; bei Holtei 3, 150): „Meine zweite Philisterei ist eine abgöttische Anbetung der Form, sowohl der, die auf der Oberfläche eines Dichterwerkes, als der, die sich in seiner innern Konstruktion offenbart. Die Form des Worts und die Form des Plans. Ich lasse mir nicht gern bei der erstern die Feile, und bei der zweiten die Einigkeit einer sich darthuenden Grundidee nehmen. Fehlt eines oder das andere bei fremden Werken, so ist es mir zuwider; oder kann ich es bei Werken anerkannter Meister nicht auffinden, so glaube ich sie nicht zu verstehen — und dies möchte mir bei Shakespeare wohl hin und wieder begegnen." Hier steht also der äußern Form des Worts die innere

Form des Plans, die Konstruktion, die Einheit der Grundidee gegenüber. Das Wort Form ist hier also in einem eingeschränkteren Sinne gebraucht wie bei Körner: bei Körner gehört dazu erstens das Verkörpern und das Gestalten einer Idee; hier bedeutet es das Zurückführen des Konkreten auf eine einheitliche Grundidee, einen Plan, also was bei Körner zweites Erfordernis ist.

Immermann blickt in den Memorabilien (Hempel 18, 160) in die Zukunft: „Bis die deutsche Poesie die Form findet, die sie bei ihrem subjektiven Ursprunge noch nicht rein erlangen konnte. Ich meine nicht die äußere grammatische Form, für die Platen lebte und starb, sondern eine innere, geistige, eine, wie sie mir aus Shakespeare, Dante, Cervantes deutlicher entgegentritt als aus Goethe. Die deutsche Poesie als Kunst will mir als eine zweite Möglichkeit unserer großen Litteratur erscheinen." Auch hier steht also die innere Form der äußern gegenüber, die durch den Zusatz „grammatische" und den Hinweis auf Platen als die sprachliche und metrische gekennzeichnet ist. Wenn aber durch die innere Form die deutsche Poesie erst Kunst werden soll, das heißt aus einer subjektiven eine objektive Dichtung, so ist das Wort „Form" hier wiederum im Sinne von „Gestalt" gebraucht, wie bei Körner im ersten Erfordernis.

Der geistreiche Poggel in seinen „Grundzügen einer Theorie des Reimes und der Gleichklänge mit besonderer Rücksicht auf Goethe" (Münster 1836, S. 127) sagt: die wahre Form sei unzertrennlich von dem Wesen und lasse sich ohne das Wesen ebensowenig denken und bilden, als ein Wesen, welches erscheinen soll, ohne Form. „Form ist das in unsere Sinne und unser Bewußtsein fallende Schema von den Äußerungen eines Lebendigen, sei es nun im Raume oder in der Zeit oder in beiden zugleich. Diejenige Form, unter der die Lebensäußerung ins Bewußtsein tritt, will ich die innere Form der Idee nennen; diejenige Form, in welche der Künstler diese innere Form der Idee, und mittelbar also die Idee selbst hinüber bildet, die äußere Form der Idee. Will ein Menschengeist nämlich etwas schaffen, so muß er ihm ein Schema anbilden, wenn er anders will, daß das Geschaffene ihm selbst und anderen erscheine. Das, wodurch es ihm selbst zur Erscheinung kommt, ist die innere Form; dasjenige, wodurch er es anderen erscheinen läßt, die äußere Form. Ein solches Schema bedarf auch der Künstler; denn er hat die Absicht, seine Lebensäußerungen, das heißt seine Ideen erscheinen zu lassen. Der Mensch, als solcher, wie er gewöhnlich ist, bildet mit Bewußtsein. Im Bewußtsein aber findet und hat er nichts als Formen; denn die Idee und das Wesen, welche hinter der Form liegen, erscheinen ihm selbst nicht. Er kann also als selbstbewußtes

Wesen nur Formen bilden; das Ideale, was er zugleich mit der Form und in der Form schafft, bildet er nicht als selbstbewußtes Wesen, sondern als Natur .... Die innere Form der Idee muß sich unmittelbar, ohne die Vermittlung durchs Bewußtsein in die äußere Form des Kunstmittels ergießen. Das Medium des Gefühls vom Künstler, das heißt die innere Form, und das Medium, worein er die Idee hinein bildet, das heißt die äußere Form, müssen so enge verbunden und so innig vereinigt sein, daß er seine Idee nicht zuvor in jenem gewahr wird, sondern daß er sich ihrer sogleich in diesem bewußt wird .... Statt daß bei uns alle Gedanken unter den toten Formen des Raumes, der Zeit oder Bewegung ins Bewußtsein treten, tritt beim Dichter jeder Gedanke mit Bild, Rhythmus und Ton ins Bewußtsein. Sie brauchen oft das Bewußtsein und die Erfahrung nicht zu befragen, ob die rechte äußere Form getroffen sei; nein, die äußere Form entsteht mit der innern Form und mit dem Bewußtsein derselben in einem und demselben Augenblicke; und wie es sonst auch damit sein mag, was Spinoza sagt, daß wir nicht etwas thun, weil wir es wissen und wollen, sondern etwas wissen wollen, weil wir es eben thun, so ist es doch vom Künstler im Augenblick des Schaffens offenbar richtig. Er wird sich seiner Bildungen bewußt, weil er sie bildet, aber er bildet sie nicht, weil er sich ihrer bewußt wäre. Eine solche Hervorbringung der künstlerischen Form nun muß notwendig das Vollkommene leisten; denn die Form ist vollkommen, wenn sie wahr und notwendig ist. Ihre Entstehung ist reine Naturwirkung und sie hängt ebenso enge mit der Idee zusammen, als der Krystall eines Steines mit dessen chemischen Bestandtheilen. Dieses stimmt damit überein, was von jeher alle wahren Künstler behauptet haben, daß sie in den Augenblicken ihrer schöpferischen Thätigkeit ohne Bewußtsein bilden. Der mit Bewußtsein und Absicht bildende, das heißt der nicht wahre Künstler, bettelt Form und Inhalt zusammen; die erste an sich, als selbstbewußtem Menschen, den zweiten an sich als Natur; daher kommt es, daß sie selten oder nie zusammen passen. Anders die Natur, was sie hervorbringt." Aus der Sprache Kants in die Sprache Schellings übertragen, sind das die Gedanken Körners. Wie bei diesem, bedeutet das Wort „Form" auch hier „Gestalt" (Schema). Aber der Umfang des Begriffes ist hier enger als bei Körner, dessen zweites Erfordernis Poggel schon zur äußern Form zählen würde.

Man sieht aus den angeführten Stellen, daß ein allgemein gültiger terminus technicus in dem Ausdruck „innere Form" nicht vorliegt. Das Wort „Form" wird in doppeltem Sinn gebraucht: einmal bezeichnet es das Körperliche, die Mannigfaltigkeit, die Gestalt im Gegensatz zur Idee; dann wieder das Geistige, die Einheit, die

Zusammenfassung im Gegensatz zur Mannigfaltigkeit. Weder der Inhalt noch der Umfang des Begriffes sind bei den verschiedenen Autoren gleich. Nur darin stimmen diese insgesamt überein, daß sie den Begriff „innere Form" bloß im Gegensatz zu dem geläufigern „äußere Form" aufstellen, ohne daß indessen die Sphären der beiden Begriffe von allen scharf oder gleichmäßig abgegrenzt würden.

Und so darf ich wiederholen, was ich schon vor fünf Jahren (Göttingische Gelehrte Anzeigen 1892, Nr. 1, S. 26 f.) gesagt habe: „Im 18. oder im beginnenden 19. Jahrhundert ist oft von innerer Form die Rede, ohne daß überall derselbe oder auch nur ein klarer Begriff damit verbunden würde. Dieser Terminus ist einfach aus dem Gegensatz zu dem deutlichern und bestimmtern „äußere Form" entstanden, unter dem man in erster Linie Sprache und Wort verstand. Man unterschied die Dichtung und die Wissenschaft wie Form und Gehalt, und war weit genug vorgeschritten, um einzusehen, daß nicht bloß die äußere Form den Unterschied bilden könne. Alles, was zwischen dem rohen Stoff und der äußern Formgebung in der Mitte liegt, wird mit dem Gesamtnamen der „innern Form" bezeichnet: also die Auffassung des Stoffs (das Thema), die Motivierung, die Einkleidung in die Gattungen, die Komposition u. s. w."

Ganz aparte Wege, auf einer besonderen Bestimmung des Begriffs „Form" beruhend, wandeln Engel und Hebbel (Werner, Lyrik 420 ff.). Ihr Begriff der „innern Form" hat mit dem der obigen gar nichts gemein. Wer sich in Zukunft seiner bedienen will, darf mit ihm nicht wie mit einem fertigen Begriff schalten, sondern er muß ihn erst neu schaffen.

---

# Stichreim und Dreireim bei Hans Sachs.

Von Jakob Minor in Wien.[1])

## II

Ich habe behauptet, daß die statistische Methode, welche an die Stelle von Citaten bloße Zahlen setzt, nur dann einen Wert habe, wenn sich die Ziffern mit zweifelloser Sicherheit erheben und rubrizieren lassen, und wenn sie — nicht wie bei Herrmann falsch, sondern — richtig sind. Für diese drei Behauptungen erbringe ich hier den Beweis.

[1]) Vgl. Euphorion 3, 692 ff.

Ich reiße dabei nicht um des bloßen Effektes willen einzelne Stellen aus dem Zusammenhang heraus, sondern verfolge die Aufstellungen des Verfassers einen ganzen Abschnitt hindurch von Schritt zu Schritt. Und ich wähle gleich das erste Kapitel „Lehrjahre“ (Hans Sachs-Forschungen, herausgegeben von A. L. Stiefel, Nürnberg 1894, S. 425—429), weil Herrmann hier nicht (wie später) bloß mit den fertigen Ziffern operiert, sondern uns Gelegenheit giebt zu kontrollieren, auf welchem Wege er seine Beobachtungen in Ziffern umgesetzt hat.

Auf 1517 F (Fastnachtspiel) Venus komme ich später zurück. 1527 T (Trauerspiel) Lukretia giebt mir zu keiner Bemerkung Anlaß. Desto mehr aber

1530 C (Comödie) Pallas.

„Da hat Hans Sachs die zuletzt“ (an der Lukretia) „erprobte Technik noch gut im Kopf, er beginnt mit unbedingter Durchführung des Stichreims; nur die Prologreden des Ehrnholds enden wie in 1527 T Lukretia mit erfülltem Reim.“

Hier ist übersehen, daß in der Lukretia noch das eigentliche Stück mit dem Epilog durch Stichreim verbunden ist (siehe unten), hier aber der Epilog mit Vollreim beginnt, so daß das eigentliche Stück weder mit dem Prolog, noch mit dem Epilog durch den Reim zusammenhängt. Das ist doch gewiß ein wesentlicher Unterschied in der Technik.

„Während der Arbeit aber kommt ihm offenbar der Gedanke, daß sich die Unterlassung des Stichreims auch sonst künstlerisch bewußt verwerten läßt. Während er in der ersten Hälfte Scenenanfang und -schluß durchaus nicht kennzeichnet, hebt er sie von der Mitte des zweiten Aktes an durch Stichreimlosigkeit hervor, und fällt dabei nur noch bei einem Abgang (24, 9) aus der neuen Technik.“

Hier muß zunächst konstatiert werden, daß gerade der Abgang 24, 9 die „neue Technik“, das heißt Vollreim, zeigt. Dann muß man sich den Inhalt näher ansehen. Der zweite und der dritte Akt enthalten nämlich Gerichtsscenen: „Der Kaiser tritt ein und sitzt zu Gericht.“ Ein Teil der Personen ist anwesend, ohne daß es ausdrücklich gesagt wird; sie treten vor und ergreifen das Wort: so Venus, Epikur, Saturn, Pallas, Herkules. Auch Herrmann hat ihre Reden sicher nicht als Scenenanfänge betrachtet; denn außer der Rede der Venus, die unmittelbar auf die Aufforderung des Kaisers zum Stillschweigen folgt, beginnen alle ihre Reden mit Stichreim. Dann treten hintereinander vier Helden auf, die mit Herkules ringen: Antheus beginnt mit Stichreim; Gerion mit Vollreim; Hippolita mit Vollreim; Cacus wieder mit

Stichreim, also zwei Stichreime beim Auftreten zwischen zwei Vollreimen. Mit den Auftritten der mittleren Personen (Gerion und Hippolita) fallen aber die Abgänge der vorhergehenden zusammen, die daher auch notwendig Vollreime zeigen müssen; der Abgang der dritten Person hat aus dem gleichen Grunde Stichreim; der Abgang der letzten kommt, da er stillschweigend in die Rede des Herkules fällt, nicht in Betracht. Im dritten Akt wieder Gerichtsscene: der Kaiser reicht der Pallas den Kranz (Stichreim), die ihn zurückweist (Stichreim). Der Kaiser wendet sich zu Herkules und legt ihm den Himmel auf die Schultern (Stichreim), den Herkules zurückweist (Stichreim). Der Kaiser erteilt Satan den Befehl, Venus in die Hölle zu führen (Stichreim); Venus (Stichreim) und Cupido (Stichreim) werden klagend abgeführt in die Hölle (hier trotz Herrmann Vollreim) . . . das ist der einzige Abgang im ganzen dritten Akt; denn der Abgang des Epikur fällt unmittelbar vor den Beschluß des Herolds, der fast immer mit einem neuen Reimpaar beginnt. Sollte aber Herrmann das Hervortreten und Zurücktreten der bei der Gerichtsverhandlung anwesenden Personen als Auftritt und Abgang betrachtet haben, so würde, wie die obige Skizze zeigt, die Anzahl der Stichreime noch größer.

Thatsächlich steht die Sache also so: Auftritte kommen im zweiten Akt vier vor, wovon 1 und 4 mit Stichreim, 2 und 3 mit Vollreim beginnen; der dritte Akt hat gar keinen Auftritt. Abgänge hat der zweite Akt zwei, die mit den Auftritten zusammenfallen, die Vollreim zeigen; einen, der mit einem Auftritt zusammenfällt, der Stichreim hat; und einen vierten, der mitten in die Rede fällt und nicht durch eine scenische Anweisung bezeichnet ist.

Stellen wir uns das in chronologischer Folge vor. Zweiter Akt: Auftreten des Antheus (Stichreim); Abgang des Antheus und Auftreten des Gerion (Vollreim); Abgang des Gerion und Auftreten der Hippolita (Vollreim); Abgang der Hippolita und Auftreten des Cacus (Stichreim). Dritter Akt: Abführung der Venus (Hauptmoment), trotz Herrmann durch Vollreim markiert.

Es stehen also seit der Mitte des zweiten Aktes Stichreim und Vollreim im Verhältnis von 2 : 3, und Herrmanns Behauptung, daß der Dichter „von der Mitte des zweiten Aktes an" Scenenanfang und -schluß durch Vollreim kennzeichne, ist eine Entstellung des wahren Sachverhaltes. Ich will gar nicht davon reden, daß die Textierung Herrmanns bei dem harmlosen Leser die Vorstellung erwecken muß, als ob es sich nicht um fünf, sondern um mehr Fälle handelte.

„Zwei Fälle von Stichreimlosigkeit im eigentlichen Dialog weisen dann ebenfalls auf die wachsende Ausbildung der richtigen

Erkenntnis hin, daß der Stichreim rasche Verbindung der Reden, die Unterlassung also eine Pause herbeiführt; an beiden Stellen haben wir uns lange währende Prügel ohne Worte zu denken."

Im dritten Akt befiehlt nämlich der Kaiser nach dem Abgange der Venus, den Epikur zu pritschen (folgt Stichreim). Cacus thuts (Vollreim), Epikur schreit kläglich (Stichreim), Satan redet dazwischen (Vollreim), Cacus pritscht weiter ... Hier steht hinter dem Befehl des Kaisers die scenische Anweisung: „sie bücken Epikurum über die Bank, Cacus pritscht ihn und spricht"; trotz dieser scenischen Aktion steht hier Stichreim. Später heißt es: „Cacus pritscht und singt wieder vor" und hier steht Vollreim. Die beiden Belegstellen heben sich also gegenseitig auf und es ist auch aus dem Text klar, daß das Anbinden an die Bank und das Prügeln während der Reden ohne Pause vollzogen wurden. Bei der zweiten Stelle, wo Epikurus kläglich zu schreien anfängt, steht gar keine scenische Anweisung; und wenn Herrmann diesen Fall in die Rubrik „Vollreim bei scenischer Aktion" setzt, so ist das bloße Willkür. Thatsächlich liegt vor, daß bei derselben Aktion einmal Stichreim und das andere Mal Vollreim verwendet wird, und daß das klägliche Geschrei des Epikur, wo gar keine Aktion angegeben ist, trotzdem mit Vollreim beginnt.

Herrmanns Angaben über die Pallas sind also durch die Bank falsch und irreführend. Neben dem positiven Irrtum muß aber auch in Betracht gezogen werden, was er anzugeben unterläßt. Daß es sich hier um Gerichtsscenen handelt, die Hans Sachs später bekanntlich fast immer in Vollreimen durchführt, wird nicht gesagt. Und für die höchst charakteristische Verwendung des Vollreims in der letzten Rede des Cacus, wo dieser, während er den Epikurus pritscht, in siebenmaliger Abwechslung immer je vier Zeilen singt und dann wieder spricht, wo sich also die vollen Reimpaare zu Strophen gliedern, für solche sinnfällige Dinge hat er keine Ziffer und keine Rubrik; das ist ja weder Dialogstelle, noch Scenenwechsel.

### 1530 T Virginia.

„Aber diese Technik ist nun bei Hans Sachs noch keineswegs fest, wie sich schon elf Monate später bei 1530 T Virginia zeigt. Zwar führt der Dichter den Kunstgriff, jede Scene mit vollem Reimpaar zu beginnen und zu schließen, hier vollständig durch." ...

Dieser Satz, so ganz ohne weitere Erklärung gegeben, führt uns auf die Zählung und Rubrizierung der einzeiligen Reden, über die sich Herrmann in beständigen Widersprüchen ergeht und mit denen er nichts anzufangen wußte. Es schließt nämlich eine Scene nach einer kurzen Rede der Kupplerin mit einer einzeiligen Antwort des Appius:

Die Kupplerin.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
Ich weiß bescheid an diesen orten.

Apius spricht

Glück zu, far hin mit wenig worten. ‖ (Scenenschluß.)

Das letzte Reimpaar ist zwischen zwei Personen geteilt, ist gebrochen, also auch ein Stichreim. Herrmann dagegen betrachtet es offenbar als einen Vollreim, indem er sagt, daß alle Scenen mit einem vollen Reimpaar schließen; und dagegen ist sachlich ebensowenig einzuwenden, denn das Reimpaar kann nicht bloß entweder nach dem ersten *oder* nach dem zweiten, sondern es kann nach dem ersten *und* nach dem zweiten Reime einen Abschnitt zeigen. Es ist ein Widerspruch, den nicht wir in die Dinge hineingetragen haben, sondern der in der Sache selbst liegt, und den sich Herrmann nur hätte klarmachen müssen. Es kann also ein Reimpaar im Dialog einen Stichreim vorstellen; und dasselbe Reimpaar kann im Scenenschluß als ein Vollreim gelten. Was folgt daraus für die Statistik? Daß Vollreim und Stichreim im Dialog und im Scenenwechsel unter einen ganz anderen Gesichtspunkt fallen, daß sie daher auch keine Disjunktion sind, und daß die Rubriken: „Scenenwechsel" und „Dialog" sich nicht ausschließen. Der Scenenwechsel kann mit der Dialogstelle zusammenfallen, aber er muß es nicht. Der Statistiker hätte daraus lernen sollen, daß er die Reimpaare, die im Scenenwechsel stehen, ebensogut wie alle andern auch unter den Dialogstellen, also zweimal, hätte buchen müssen. Ich werde weiter unten zeigen, daß der Standpunkt der Betrachtung in beiden Fällen ein ganz verschiedener ist: vom metrischen Standpunkt liegt in dem citierten Beispiel jedenfalls ein Stichreim vor; wenn man es im Scenenschluß als Vollreim bucht, so geschieht das auf Grund einer stilistischen, nicht einer metrischen Beobachtung.

Aber auch diesen Fall, der zweimal vorkommt, zugegeben, so kommt noch ein andrer vor, welcher der Rubrizierung spottet. Claudius fordert seine Gegner auf:

Kommt mit mir in Gerichtes Ring. ‖

und darauf gehen sie zu Apius. Numiterius spricht aber auf dem Weg:

Schwager, das ist ein seltsam Ding,
Sol die Tochter der schwester mein
Deß schnöden Mans leyb eygen sein. ‖

Hier fallen der Schluß der vorhergehenden und der Beginn der folgenden Scene nicht zusammen; denn als den Schluß der Scene betrachtet ja Herrmann nicht bloß das Auf- und Abtreten der Personen, sondern auch die Veränderung des scenischen Bildes, die gewiß schon dort vorliegt, wo sich die Personen von einem Teil des Schauplatzes auf einen andern begeben. Hier liegt also das gerade Gegenteil von einem die Scene abschließenden Reimpaar vor: die Scene schließt selber mit Stichreim und ist mit der folgenden durch ein paar Verse verbunden, die mit Vollreim schließen.

„. . . . und er wendet innerhalb des Dialogs den Stichreim mit zwei Ausnahmen im ersten Teil des Dramas auch wieder regelmäßig an."

Zuerst muß man sich das Stück auf den Dialog hin einmal recht anschauen! Es besteht nämlich fast nur aus Scenen, es kommt gar zu keinem Dialog. Es beginnt mit einem Monolog des Appius (Vollreim als Scenenschluß); die Kupplerin kommt und der folgende Dialog besteht aus einem Vollreim und drei Stichreimen (Vollreim als Scenenschluß siehe S. 214); wieder Monolog (Vollreim); die Kupplerin kommt wieder, im Dialog ein Stichreim (der als Vollreim die Scene schließt); ein Dialog zwischen Appius und Claudius mit einem Vollreim und zwei Stichreimen (Vollreim im Scenenschluß); Virginia kommt, Dialog mit einem Stichreim und einem Vollreim (Vollreim im Scenenschluß); Numiterius und Icilius kommen, Vollreim im Dialog und Stichreim, als sie sich zum Gehen wenden . . . Bis hierher also kann von einem Dialog noch gar nicht die Rede sein, es kommen nicht mehr als ein oder zwei Wechselreden in jeder Scene vor. Es liegen im Ganzen eilf Dialogstellen vor, von denen vier Vollreime und sieben Stichreime sind — und das nennt Herrmann: „er wendet den Stichreim innerhalb des Dialogs wieder regelmäßig an." Er hat freilich die einzeiligen Reden bloß als Scenenschlüsse gebucht.

„Plötzlich aber (von Keller 7, 13 an) entschließt er sich, es wieder einmal mit dem entgegengesetzten Verfahren zu versuchen: von zwei Rückfällen abgesehen, die sich beide ganz im Anfang des zweiten Teiles finden (7, 30; 8, 9), hat er auch im Dialog den Stichreim hier ganz verschmäht."

Zu den zwei „Rückfällen" kommt ein dritter, die einzeilige Frage: „Nun, Camille, was sagst Du?", mit der Herrmann wieder nichts anzufangen weiß, weil er nicht klar mit sich ist, ob er ihn als Stichreim oder als Vollreim buchen soll.

Ferner aber hat Herrmann den Grund des „geänderten Verfahrens" nicht erkannt, obwohl er so nahe liegt, daß ihn ein Kind mit Händen greifen kann. Nicht mit 7, 13 beginnt der Wechsel:

denn es folgen unmittelbar darauf noch zwei Stichreime, sondern mit der Gerichtsverhandlung, in der nur die erste Rede des Claudius und der oben nachgetragene Fragesatz Stichreim zeigen. Es ist ein deutlicher Beweis, wie der Dichter nicht „es plötzlich mit dem entgegengesetzten Verfahren versucht" — das klingt selbst für einen dichtenden Schuster zu einfältig — sondern wie ihm der Gegenstand den Vollreim nahe bringt. Die langen Reden der Götter in der „Pallas" verband er noch durch Stichreime, die knappen und kurzen Aussagen und Wechselreden der Kläger und Zeugen in diesem Prozeß stellt er wie später selbständig in Vollreimen hin. Erst, als die Parteien abgetreten sind und Appius sich mit den Schöffen berät, kommt noch einmal eine einzeilige Frage vor. Für so handgreifliche Dinge, wie die verschiedene Form der Gerichtsverhandlung, hat Herrmann kein Auge und kein Ohr, und daher auch keine Ziffer und keine Rubrik. Er bemerkt auch nicht, daß das folgende Stück

1530 C Messias

wiederum eine ähnliche Form, nämlich die des Beweisverfahrens, hat: wieder werden die Aussagen der einzelnen Zeugen, daß Christus der wahre Messias sei, in Vollreimen gegeben. Erst nach beendigtem Beweisverfahren, als der Doktor dem Juden vorwirft: „trotz diesen Zeugen bleibst Du verstockt!" fällt ihm der Rabbi beide Male mit dem lebhaften: „Trawa" in die Rede. Nach Herrmann „giebt der Dichter das Prinzip (Vollreim) nur an zwei Stellen ganz am Ende auf, als wäre der Verfasser schließlich der ewigen Eintönigkeit überdrüssig geworden". Wie stellt sich der Mann das Dichten vor! hat er denn nicht selber schon einmal einen Reim gemacht?

1531 T Charon.

„Auf diesen Überdruß deutet dann noch entschiedener Charon. Noch ist das Grundprinzip gewahrt: 44 von den 59 in Betracht kommenden Stellen sind ohne Stichreim." . . .

Die Ziffern, in die dieses Mal freilich die Scenenabgänge mit eingerechnet sind, sind richtig, weil sich Herrmann inzwischen entschlossen hat, die einzeiligen Reden als Stichreime mitzuzählen (siehe S. 217); der Schluß, den Vollreim als bewußtes Kunstprinzip hinzustellen, an dem Hans Sachs Überdruß zu empfinden beginnt, natürlich eine bloße Einbildung Herrmanns, wie dieser ganz „plötzliche Rückfall" des Dichters aus den Stichreimen in die Vollreime, darüber siehe S. 239.

„. . . aber immerhin finden sich doch schon 15 Ausnahmen — die Stelle 12, 34—13, 26 scheint sogar ganz den neuen Kurs zu halten." . . .

Schlägt man diese Stelle nach und zieht man auch die Umgebung in Betracht, die sich Herrmann ganz willkürlich nach seinen Bedürfnissen abgrenzt, so findet man, daß auf fünf Vollreime zwei Stichreime, dann wieder ein Vollreim, dann wieder zwei Stichreime und wieder zwei Vollreime folgen. Also 5 V:| 2 S: 1 V; 2 S: |2 V. Es stehen vier (sage vier Stichreime) unter acht Vollreimen! und daraus glaubt Herrmann auf „den neuen Kurs" (das heißt Stichreim) schließen zu dürfen!

„. . . und darunter fünf, die das bei der Stichreimlosigkeit ja unmögliche Vorkommen einzeiliger Reden ermöglichen."

Hier wird Herrmann doch endlich auf die einzeiligen Reden aufmerksam, und daß der Stichreim mit der Einzeiligkeit in notwendigem Zusammenhang steht. Aber wie beurteilt er diesen Zusammenhang? Der Stichreim, meint er, ermögliche die einzeiligen Reden; also der Stichreim ist der Grund, die Einzeiligkeit die Folge. Das ist der Standpunkt des Metrikers, aber nicht der des Dichters; ist Erklärungsgrund, aber nicht Erkenntnisgrund. Der Dichter ist immer in erster Linie mit dem Inhalt beschäftigt; und wenn dieser, wie wir gleich sehen werden, eine einzeilige Rede verlangt, so ist der Stichreim als notwendige Folge gegeben.

„Offenbar ist es nur das Streben, Abwechslung in den Klang des Dialogs zu bringen, das den Dichter leitet; innere Gründe für die Bevorzugung jener 15 Stellen sind durchaus nicht aufzuspüren."

Von diesen 15 Stellen hat Herrmann ja eben fünf vergeben, bei denen der Dichter sich die Einzeiligkeit der Rede möglich gemacht haben soll; hier kann also das hörbare Moment nicht mehr in Betracht kommen. Was es mit diesem für eine Bewandtnis hat, werden wir ja noch sehen. Den aber beneide ich wahrlich nicht um seinen Spürsinn, der in Verlegenheit ist, nicht warum der Dichter hier das Kunstmittel des Stichreims bewußt angewendet hat, sondern wie sich diese Stichreime auch ohne bewußte Absicht an den betreffenden Stellen ergeben haben. Es handelt sich nämlich bei einer Flucht von parallelen, durch die gleiche Form der Frage (Wer ist denn der, der jetzt kommt?) eingeleitete und durch die gleiche Aufforderung Merkurs (So tritt nun in das Schiff herein!) abgeschlossenen Scenen um die Variation des Dialogs. Wie nah diese mit Stichreim und Vollreim, oder sagen wir lieber wieder: mit der Reimbrechung zusammenhängt, das werde ich weiter unten an einem Beispiele zeigen, das weniger Raum in Anspruch nimmt.

„Nur darin ist Hans Sachs sicher, daß er Scenenanfang und -ende ausnahmslos ohne Stichreim läßt."

Aus unserem Stück abgeleitet und ohne weitere Erklärung gegeben, ist dieser Satz entschieden unrichtig. Hier sind zwei ganz verschiedene Fälle:

Lampichus zeucht sich gar ab und spricht:

Nun will ich es als legen hin,
Schaw jetzund ich gar nackend bin.

Merkurius spricht:

So tritt nun in das schiff herein. ||
Merkurus kert sich zu Damasie und spricht:
Wer mag nur dieser feister sein ....

und der Schluß dieser Scene:

Damasias legt sein Krantz hin, streyfft sein Arm, Brust und Schenckel und spricht:

Da leit es mags nit anderst sein.

Merkurius spricht:

Nun tritt auch in das schiff herein! ||

worauf er sich zu einer neuen Person wendet.

Ich lasse Herrmann zwischen den beiden Beispielen die Wahl, in einem von beiden fallen Scenenschluß und Vollreim nicht zusammen. Nimmt er sich aber hier die Freiheit, die Worte „So tritt nun in das schiff herein" zur folgenden Scene zu rechnen, dann darf er auch in dem Euphorion 3, 698 citierten Beispiel nicht von Stichreim reden, sondern muß den Vers „Min Miser Lux, wan her so spat?" zur folgenden Scene rechnen. Selbst die Ausflucht, daß Merkur dem Lampichus die Worte nachrufe, würde in unserm Falle nicht passen, da die Erlaubnis dem Abtreten ins Schiff hinein vorausgehen muß. Wir sehen hier also wirklich eine Ausnahme vor uns, die aus dem Gefühl hervorgegangen ist, gleichförmiges bei öfterer Wiederholung einmal zu variieren und das nackte Schema zu vermeiden.

Wir haben aber hier zugleich wiederum ein Beispiel, daß Vollreim oder Stichreim im Dialog und im Scenenschluß keineswegs immer dasselbe sind. In der Lukretia haben wir ein Beispiel gehabt, daß Stichreim im Dialog mit Vollreim im Scenenschluß in demselben Reimpaar zusammentraf. Hier haben wir das Umgekehrte: Vollreim im Dialog und Stichreim im Scenenschluß fallen ineinander.

### 1532 C Paris.

Hier liegen die Widersprüche Herrmanns auch ohne weitere Nachprüfung offen zu Tage. Von 55 Dialogstellen, sagt er, fehlt der Stichreim in 31 Fällen; es bleiben also 24 Fälle für den

Stichreim übrig, „immerhin schon eine bedeutsame Minorität". Trotzdem er nun (siehe unten) 16 Fälle aus ganz anderen Gründen erklärt, behauptet er: „Das Streben, phonetische Abwechslung zu bewerkstelligen, mache weitere Fortschritte." Es bleiben aber dann nur 8 Fälle für dieses „Streben" übrig, die gegenüber den 15 Fällen des vorigen Stückes doch unmöglich ein Fortschritt genannt werden können.

„Einen Fortschritt aber stellt diese Komödie auch darin dar, daß der Dichter über die bloße Abwechslungstendenz hinaus jetzt hinter eine weitere geheime Kraft des Stichreims zu kommen scheint: die Kraft, unmittelbar dem Sinne nach zusammengehörige Reden, die direkte Anrede des Sprechenden an die nächstfolgende Person, im Gegensatz zu innerlich loserem Gefüge auch äußerlich zu verbinden: unter 26 in diesem Sinne in Betracht kommenden Stellen weisen 16 den Stichreim auf."

Hier findet sich wenigstens einmal eine Ahnung des wahren Sachverhaltes, und ich will gar kein Gewicht darauf legen, daß ähnliche Fälle auch schon früher vorkommen, namentlich bei Frage und Antwort. Hier fragt Jupiter der Reihe nach die Götter und Göttinnen: „Du, Juno, was sagstu darvon"; „Minerva, was sagst Du denn mir . . ."; „Hör, Mars, was sagst denn Du darzu", oder gleichfalls zur Antwort auffordernd „Saturne, Du weißt es auch wol". Im zweiten Akt reicht Jupiter den Apfel der Zwietracht zuerst dem Mars, der ihn an Saturn und dieser an Bacchus weitergiebt; lauter Stichreime, dagegen bei Apollo und Ceres Vollreime, wiederum der Variation wegen. Dann greifen die Göttinnen Juno, Minerva und Venus der Reihe nach drein, keine will ihn der andern lassen, bis Juno ihn dem Jupiter reicht, der entscheiden soll; lauter Stichreime, erst zuletzt vor Jupiters Spruch abschließend ein Vollreim. Es kann gar keine lehrreichere Stelle geben als diese! sie zeigt wie wenig es sich hier um ein formales Prinzip handelt, sondern wie genau hier die Form mit dem Inhalt verwachsen ist und aus ihm heraus gleichsam geboren wird. Aus ganz natürlichen Bedingungen stellt sich der Stichreim ein und aus denselben Bedingungen heraus wird er wieder aufgegeben. Der Apfel wandert ordentlich hörbar von einem Gott zum andern, keiner will ihn haben — Stichreime, die wie eine Hand in die andere greifen; bei Apollo und bei Ceres geht er aus der Hand der Götter in die der Göttinnen über, hier stockt er — Vollreime; und nun greifen der Reihe nach die begehrlichen Göttinnen nach dem Apfel, der wieder rasch wandert — Stichreim, bis er zu Jupiter zurückkehrt — abschließender Vollreim. Wer hier die Durchführung eines formalen Prinzipes erwartet, und meint es sollte überall Stichreim stehen,

der raubt dem Dichter seine schönsten Perlen. Und wie will man denn solche Wirkungen, die ganz mit dem Inhalt verwachsen sind, in Rubriken bringen?

„Die Sicherheit in diesem Punkte (Scenenanfang und -schluß ohne Stichreim) bewährt sich auch hier."

Man sollte wirklich meinen, daß Hans Sachs hier besondere Gelegenheit gehabt hätte, Herrmann seine „Sicherheit" zu zeigen. Man charakterisiert die ganze Art seiner Arbeit, wenn man darauf aufmerksam macht, daß in den drei mittleren Akten gar kein Auftritt und nur ein einziger Abgang stattfindet: nur den zweiten Akt beginnt die Diskordia mit einem kurzen Monolog (Vollreim), worauf sie abgeht. Der erste Akt besteht nach dem Prolog aus einer Scene zwischen Jupiter und Merkur (Vollreim), aus einem Monolog Jupiters (Vollreim) und der Götterversammlung, mit der der Akt schließt. Der fünfte beginnt mit einem Monolog von Paris („redt mit im selbst"), der zwar mit Vollreim schließt, aber in der zweiten Reimzeile wird schon Merkur angeredet, der inzwischen eingetreten ist — es fällt also auch hier der Auftritt zwischen die beiden Reime. Später verändert sich gar während der Reden der Schauplatz: Venus redet (Stich-)reim (Cupido an, auf Helena zu schießen, deren Auftreten gar nicht angezeigt wird, weil wir es eben mit einem Nebeneinander der Schauplätze zu thun haben, nicht mit einem Nacheinander. Cupido thut's (Vollreim), Helena reicht Paris die Hand und es folgt eine Liebesscene. Wer will denn hier festsetzen, wo der Auftritt anfängt und schließt? das Charakteristische liegt hier wie in der Lukretia ja gerade darin, daß die Scenen ineinander übergehen vor den Augen des Zuschauers.

„. . . Die beinahe ausnahmslose Unterlassung des Stichreims im letzten Akt zeigt, daß Hans Sachs sich schließlich wieder auf seinen eigentlichen Grundsatz besann."

Der letzte Akt enthält nämlich außer der Gerichtsscene eine Liebesscene zwischen Paris und Helena, deren lyrischer Charakter die vollen Reimpaare nahe legt. Er ist so skizzenhaft dialogisiert wie die Virginia; und man kann immer beobachten, daß dort, wo Hans Sachs den Stoff nicht eigentlich dramatisiert, sondern nur in ein paar Wechselreden umgesetzt hat, die Vollreime sich mit dem rhetorischen Charakter des Stiles von selbst einstellen. Es handelt sich nämlich auch bei dieser „ausnahmslosen Unterlassung" nicht etwa um einen längeren Dialog, sondern um sieben Dialogstellen, von denen sechs Vollreime, eine Stichreim zeigt. Wie stimmt denn aber diese Unterlassung des Stichreims zu Herrmanns Prinzip der „phonetischen Abwechslung", die hier weitere Fortschritte gemacht haben soll? Da dürfte ja gerade nicht an einer Stelle der Stichreim ganz

aufgegeben sein, er müßte vielmehr mit den Vollreimen möglichst gleichmäßig abwechseln!

### 1533 C Tobias.

„Ein Jahr später freilich zeigt Tobias das beginnende Verständnis für diese feinere Kunstübung wieder verdunkelt, sonst aber die Fortsetzung der zuletzt geübten Praxis: als Hauptregel Stichreimlosigkeit (45mal), als stark vertretene Ausnahme den Stichreim (21 Fälle), ohne innere Gründe nur des Klanges wegen angebracht; gänzlich fehlt er auch hier beim Auftritt oder Abgang."

Ich gebe das Schema der Dialogstellen, das wir später noch brauchen werden, hier in Chiffren wieder:

| | | |
|---|---|---|
| S | V S V S | V |
| S | V S V V V V V V V V V | V |
| S | S | V V |
| S | S V V V V | V V S V V |
| V V S S V | V S V V V S V V V | V S V |
| V S V S | V | V V V |
| | V | V V V V |
| | | V |

Man sieht daraus zunächst, daß die Zahlen falsch sind: es handelt sich bloß um 17 Stichreime und um 48 Vollreime. Aber auch so wäre das Bild ein falsches; es kommt nämlich in der ersten Hälfte gar kein Dialog in Gang, nach einer oder ein paar Wechselreden tritt eine neue Person auf oder eine Person ab. Man muß also auch die Scenenschlüsse dazu rechnen, die ebensogut Dialogstellen sind wie die andern, besonders wenn es sich, wie Herrmann meint, bloß um den Klang handelt. Dann stehen aber die 18 Stichreime nicht 48, sondern 78 Vollreimen gegenüber und bilden also keine stark vertretene Ausnahme mehr.

Am allerwenigsten kann natürlich davon die Rede sein, daß das Verständnis für feinere Kunstübung hier wieder verdunkelt sei. Es kommen hier eben keine Scenen und Situationen vor, wo es sich um ein Herumfragen im Kreise, um einen Streit um den Apfel u. dgl. handelt. Der geänderte Inhalt bedingt die geänderte Form, die also auch nicht ohne innere Gründe bloß des Klangwechsels wegen angebracht ist.

### 1533 F Böses Weib.

„Verloren aber war jenes Verständnis nicht, und schon im Oktober desselben Jahres führte es zu einer wichtigen Konsequenz" ... Hier ist „plötzlich der Stichreim fast vollkommen durchgeführt mit Ausnahme der Scenenein- und -schlüsse — unter 105 Dialogstellen fehlt er nur in 18 Fällen ..."

Diese Zahlen sind ganz falsch. Es sind 99 Dialogstellen; dazu 3 Auftritte; und der Anfang und Schluß des eigentlichen Stückes nach dem Prolog und vor dem Epilog. Auch wenn wir also gegen Herrmanns sonstigen Gebrauch den Scenenwechsel dazu rechnen, erhalten wir nur 104 Stellen. Der Vollreim kommt nicht öfter als 5mal, nicht 18mal, im Dialog vor. Nämlich Götze V. 58 f., V. 77 f., V. 85 f., V. 93 f., V. 246 f. Außerdem findet er sich am Ende des Prologs (V. 17 ff.) und des eigentlichen Stückes (V. 455 f.); und bei neuen Auftritten V. 114 f., V. 183 f., V. 310. Ich habe den Fall Sauer zur Nachprüfung vorgelegt, der mir unter dem 1. Dezember 1896 schreibt: „Wie ich auch hin- und herrechne, ich kriege jene 18 Stellen nicht heraus. . . . Das sind 8 Stellen, nicht 18." — Sauer rechnet nämlich die Scenenschlüsse auch mit. „Auf 3 Stellen (57 f., 85 f., 93 f.) folgen einzeilige Reden, also 3 Stellen statt 16. Ich bringe aber auch keine 105 Dialogstellen heraus. Es muß also wohl von einem ganz andern Stücke die Rede sein."

Ein Irrtum kann hier nicht vorliegen; der Zusatz: daß 16 Fälle „sich aus dem Bestreben, im Interesse der Lebhaftigkeit einzeilige Reden zu ermöglichen" erklären sollen, giebt uns den Fingerzeig, daß Herrmann Dialogstellen für Vollreime gehalten hat, die es in der That gar nicht sind. Er hat also eine 100 Seiten lange Untersuchung angestellt, ohne sich selbst über den Begriff des Stichreims klar zu werden. Ich kann natürlich nicht wissen, welche Fälle er alle mitgezählt hat; vermute aber Fälle wie 265 f., wo die Frau nach längerer Rede schließt:

Die Fraw.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
Du habst die Magd lieber denn mich.

Der Mann.

Schweig das Wort! oder ich haw dich.

und die folgende Rede mit Vollreim beginnt. Solche Fälle hat er ja, wie wir oben gesehen haben, auch im Scenenwechsel, und dort freilich mit Recht, als Vollreim betrachtet.

Bleiben wir aber hier noch einen Augenblick stehen! Was sagt Herrmann? Die Fälle, wo der Stichreim fehlt, erklären sich aus dem Bestreben, einzeilige Reden zu ermöglichen? Also der Vollreim macht einzeilige Reden möglich? Drei viertel Seiten weiter oben (siehe hier oben S. 217 und Euphorion 3, 699) hat er gerade umgekehrt gesagt: „Fünf Stichreime, die das bei der Stichreimlosigkeit ja unmögliche Vorkommen einzelner Reden ermöglichen."

So versteht Herrmann den Gegenstand, über den er statistische Untersuchungen anstellt!

1536 C Esther.

„Es fehlte vor allem noch die ergänzende Erkenntnis, daß nicht nur die Durchführung, sondern daß umgekehrt auch die Unterlassung des Stichreims nicht selten künstlerisch zu verwerten sei. Zu dieser Erkenntnis schwingt sich Hans Sachs in den nächsten Jahren auf."

Wir haben im Gegenteil schon oben wiederholt gesehen, wie Hans Sachs auch durch Vermeidung des Stichreims, z. B. bei Gerichtsverhandlungen, zu wirken versteht; natürlich nicht bewußt, sondern unter dem stofflichen Einfluß, und natürlich nicht consequent, das ist ja auch später nicht sein Fall, weil er recht gut fühlt, daß die Variation das Schema beleben muß.

„In 1536 C Esther scheint er sogar fast ganz wieder zur alten Stichreimlosigkeit zurückgekehrt; nur 19 Stichreime unter 57 Dialogstellen."

Ich zähle 60 Dialogstellen und 20 Stichreime, die Differenz bildet offenbar wieder der einzeilige Vers:

Der Kunig spricht:
Der?
Sie sagt:
Ja, er.

der offenbar als Stichreim im Dialog gebucht werden muß, wenn er auch als Vollreim die Scene schließt.

„Thatsächlich aber finden wir hier erstens die Folgen jenes Verständnisses für des Stichreims dialogbeschleunigende Kraft: hier handelt es sich nicht um raschen Redefluß, sondern um ganz kurze Scenen, die oft nur zwei oder drei Einzelreden umfassen, und so läßt der Dichter ihn als überflüssig gewöhnlich beiseite, während er ihn in den selteneren Auftritten von größerem Umfange verwertet."

Dem widerspricht in allem und jedem das folgende Schema der Dialogstellen:

V
SS V **SS** S V
**V S**
V
**V** S
S S
**V** V **V** S **V**
V **V**
**V** V **V** **V**
**V**
**V** S **V**
**S** V V

**V** V S S S
**S** V
V
**V V S** S
S
**V** V **V**
V
**V V V V**
S V
**V V V V**

Es ist nicht zu ersehen, daß der Stichreim in kurzen Scenen vermieden und nur in längeren verwertet wird. Und es liegt auch keine neue Art der Verwendung des Stichreims vor, wie man sich aus dem Vergleich des obigen Schema mit dem des Tobias (oben S. 221) leicht überzeugen kann.

„Zweitens aber zeigt sich auch schon eine Berücksichtigung der Kraft der Stichreimlosigkeit im Werden: es beginnt kein Zufall mehr zu sein, wenn Hans Sachs sie namentlich da verwendet, wo uneigentlicher Dialog vorliegt, das heißt wo die beiden hintereinander sprechenden Personen nicht miteinander sprechen, und wo durch scenische Bemerkung eine wortlose Handlung vorgeschrieben ist, die den Dialog etwas unterbricht. Von Konsequenz ist freilich noch keine Rede."

Der Nachsatz hebt eigentlich die ganze Beobachtung wieder auf; denn woher weiß denn Herrmann, daß es kein Zufall ist, wenn nicht wenigstens eine gewisse Konsequenz herrscht? Man hat zunächst zu beachten, daß in diesem Stück sich fast bei jeder Rede eine scenische Anweisung findet; ich habe die betreffenden Stellen oben fett gedruckt. Es stehen also 26 Vollreime mit scenischer Anweisung 5 Stichreimen mit scenischer Anweisung gegenüber. Da aber die Anzahl der Vollreime sich zu den Stichreimen wie 2 : 1 verhält, so ist das Verhältnis das von 26 : 10; eine sehr bedeutende Minorität, würde Herrmann sagen, die doch kaum gestattet, hier eine Regel zu statuieren. Und auch die Qualität der Fälle ist nicht viel schwächer: „Esther rührt den Scepter an, steht auf und spricht" — das kostet doch gewiß auch Zeit, und dennoch Stichreim; „Hammon neigt sich und spricht" — Stichreim; „Hester zeigt auf Hamon und spricht" — Stichreim; am stärksten und Herrmann direct widerlegend ist die folgende Stelle: auf die Frage des Königs, wer im Hof umgehe, muß der Kämmerling erst hinausschauen, dann antwortet er — also eine offenbare Pause und doch Stichreim. Aber vielleicht hat Herrmann diese einzeiligen Reden gar nicht für Stichreime gehalten.

Denn auch hier spielt die fatale Einzeiligkeit ihre Rolle.

Der erste Fürst redet:

. . . . . .
. . . das er vergeß
der ersten und sein Trawren laß.

Der ander Fürst spricht:

Wir wollen im fürhalten das.
Sie tretten zu ihm.

Wieder treffen Stichreim im Dialog und Vollreim im Scenenschluß in demselben Reimpaar zusammen.

### 1536 F Rockenstube.

„Deutlicher noch ist der Fortschritt in Rockenstube: bei dem naturgemäß lebhafteren Dialog des Stückes stehen 27 Stichreime 10 stichreimlosen Stellen gegenüber."

Ich zähle nur 26 Stichreime und 8 Vollreime, wenn man nach Herrmanns sonstiger Übung die Auftritte und Abgänge nicht mitzählt.

„. . . bis auf eine einzige aber erklären sich diese zehn alle dadurch, daß der eben charakterisierte uneigentliche Dialog vorliegt, während nur drei Stellen im gleichen Fall Stichreim aufweisen."

Ich setze die scenischen Anweisungen her, um zu sehen, ob hier wirklich eine „wortlose Handlung" den Dialog etwas unterbrechen kann: der Zigeuner (der schon während der Rede der Magd eingetreten ist) spricht; die Bäuerin spricht (wiederholt sich); der Zigeuner beschaut ihm die Hand und spricht (zweimal mit Vollreim, aber die Stellen werden aufgehoben durch die dritte, wo der Zigeuner ihr die Hand beschaut, und wo Stichreim steht!); die Bäuerin und der Bauer prügeln sich zur Thür hinaus, aber nicht mit Unterbrechung des Dialoges, sondern wie der Text zeigt, während sie reden. Es ist also nicht eine einzige Stelle, die sich mit einiger Sicherheit auf Unterbrechung durch Aktion zurückführen läßt.

Gesetzmäßig dagegen ist, daß der Zigeuner, so oft er (viermal) zu wahrsagen anfängt, mit einem neuen Reimpaar beginnt; und nach der Unterbrechung durch den, dem er wahrsagt, mit Stichreim fortfährt. Die ihm ins Wort fallen, thuns dreimal mit Stichreim, einmal mit Vollreim; also auch hier Variation, kein trockenes Schema.

### 1537 F Narrenschneiden.

„Wieder schadet dann eine zehnmonatliche Pause einigermaßen der strengen Einhaltung und Fortbildung der neuen Technik. 1537 F Narrenschneiden hat allerdings unter 84 in Betracht kommenden Stellen 34mal den Stichreim nicht . . ."

Ich zähle, den Auftritt des Kranken und den Epilog mit einbegriffen, nur 82 Dialogstellen und 31 Vollreime.

„. . . aber im ersten Teil scheint der Dichter die neue Erkenntnis von der Behandlung des uneigentlichen Dialogs vergessen zu haben, und sich erst im Verlaufe der Arbeit darauf zu besinnen, umgekehrt wird der eigentliche Dialog 14mal durch Stichreimlosigkeit aufgehalten. Dagegen ist die absichtliche Vermeidung des Stichreims bei wortloser Handlung zwischen den Reden entschieden fortgebildet: er fehlt in 17 Fällen von 27, und es weist deutlich auf den feinen Sinn dieser Maßregel hin, daß zwar der Arzt hier und da rasch

operiert und im Stichreim weiter reden darf, daß dagegen der Kranke, den der Dichter offenbar langsam sprechen hört und sich bewegen sieht, während der Operation abgesehen vom handlungslosen Dialog stets mit einem neuen Reimpaar beginnt."

Dem widerspricht der Text des ganzen Spieles, der keinen Zweifel darüber läßt, daß die Action und die Operation während der Reden vor sich geht; es wäre auch gar zu undramatisch, hier jedesmal zu pausieren. Es widersprechen aber auch die Stichreime selbst, nicht bloß im Anfang, sondern auch gegen das Ende des Stückes. Der Arzt zeigt Brief und Siegel vor, der Knecht schaut sich „hin und her" nach Kranken um — dennoch Stichreim. Die scenische Anweisung in Betreff des Auftretens des Kranken fällt zwischen die Rede des Arztes und die mit ihr durch den Reim verbundene Gegenrede des Knechtes hinein — also wieder ein Beweis, daß bei Hans Sachs der Auftritt nicht immer dort beginnt, wo die scenische Anweisung steht, sondern sehr oft bei den ersten Worten der redenden Person (vgl. auch den Auftritt des Zigeuners in der Rockenstube). Der Kranke giebt dem Arzt auf Verlangen das Harnglas, er besieht es und spricht — Stichreim. Der Kranke muß sich im Spiegel besehen — Stichreim. Im letzten Teil heftet ihm der Arzt, wie der Wortlaut zeigt: während seiner folgenden Rede, den Bauch zu — Stichreim. Gar nicht davon verschieden sind die Beispiele, wo Vollreim steht: der Arzt will ihm den Magen fegen, das heißt er giebt ihm Purgiermittel, von denen nachher die Rede ist, er trinkt also während der Reden — Vollreim. Der Kranke trinkt den Harn — Vollreim; der Knecht spricht, ohne jede Aktion — Vollreim. Der Arzt antwortet auf die Frage, was er für die Operation verlange, ganz direkt — dennoch Vollreim. Der Knecht legt die Instrumente zurecht — Vollreim; bindet den Kranken — Vollreim. Auch bei der eigentlichen Operation, die sich ja mehrmals wiederholt, ergiebt sich nirgends ein Prinzip. Der Arzt zieht den ersten, zweiten Narren heraus — Vollreim; aber gerade bei den spätern — Stichreim. Der Kranke selbst oder der Knecht fordert ihn auf, nach neuen Narren zu suchen — auch hier anfangs Vollreim, und man könnte erwarten, daß die verschiedenen Stadien der Operation dadurch markiert werden sollen, aber — beim dritten und fünften wieder die Variation: Stichreim. Die Erklärung der herausgezogenen Narren setzt ein paarmal (innerhalb der Rede des Arztes) mit einem neuen Reimpaar ein; aber auch diese Form hat der Meister zu variieren verstanden, zu dessen schönsten Gaben die Mannigfaltigkeit im Stil gehört, und den man nicht tiefer herabsetzen kann, als wenn man ihn immer nach einer Regel suchen und die Regel wieder vergessen läßt. Es ist also kein Wort wahr, daß sich Hans Sachs hier erst

im Verlauf der Arbeit besinnt; die stärksten Fälle von Stichreim während der Operation stehen am Schluß. Unrichtig ist auch, daß der Stichreim hier in 17 Fällen von 27 fehle; bei scenischer Anweisung halten sich Stichreim und Vollreim ungefähr die Wage, was bei dem Überwiegen der Stichreime zwar ein kleines Plus für die Vollreime ergiebt, aber nach der Qualität der Fälle keine weiteren Schlüsse zuläßt.

Gar kühn ist Herrmanns Behauptung, daß der Kranke während der Operation „stets mit einem neuen Reimpaar einsetze". Er schreit nämlich anfangs Weh, und später gar nicht mehr. Von diesen paar Zeilen ist die erste einzeilig und beginnt den Reim (also Stichreim); die zweite ist wieder einzeilig und erfüllt den Reim (also Stichreim); die dritte wieder einzeilig und beginnt den Reim (also Stichreim); die vierte zweizeilig und Stichreim; die fünfte das einzige volle Reimpaar in diesem Fall; die sechste dreizeilig und beginnt wieder mit Stichreim. So steht es mit der Richtigkeit von Herrmanns Behauptungen.

### 1539 F Bachenholen.

„Bietet nicht viel Beobachtungsmaterial: der sehr lebhafte und handlungsarme Dialog erweist sich nur an einer Stelle als uneigentlich, was der Dichter freilich nicht beachtet hat; ähnlich steht es um die dialogunterbrechende Handlung: die meisten scenischen Bemerkungen schreiben nur Bewegungen vor, die den Redefluß nicht eigentlich unterbrechen — trotzdem ist wenigstens eine von ihnen durch Stichreimunterlassung gekennzeichnet . . ."

Dieses „gekennzeichnet" ist wiederum eine Unterstellung Herrmanns. In Wahrheit liegt der Fall so. Flegel greift ans Messer und spricht zornig — Stichreim. Der Kellner greift an sein Messer — Stichreim. Simon scheidet beide — Stichreim. Die Bauern recken ihre Finger auf — Stichreim. Simon hält seinen Sack auf — Stichreim. Simon kommt (zurück) — Stichreim. Heinz lehnt sich an seinen Spieß — Stichreim. Der Kellner stößt die Bauern — Stichreim . . . Diesen Stichreimen steht nun der einzige Vollreim gegenüber, und welcher! Simon zieht den andern und spricht, wie der Text zeigt, während er ihn fortzieht: „Laß uns doch gehen!" Es handelt sich also nicht einmal um eine Pause! Und aus diesem Beispiel, dem ein Dutzend anderer gegenübersteht, will Herrmann auf eine Absicht schließen?

„. . . und das gleiche gilt von der ersten der beiden Stellen, an denen wirklich eine etwas längere Pause zu denken ist."

Das gleiche gilt auch von Herrmanns Behauptung. In den beiden Stellen geht jedesmal eine Person zur Thür und wird dort

aufgehalten. Einmal steht Stichreim, das ander Mal Vollreim. Die Stellen heben sich also gegenseitig auf; sie zeigen, daß keine Absicht waltet. Herrmann aber steckt das eine Beispiel unter den Tisch, und findet, daß wenigstens das andere die Pause „kennzeichne!" Über den schlauen Taschenspieler und über die Bauern, die ihm aufsitzen! Er wird künftig kaum mehr einen finden, der ihm den Gefallen thut.

„Wenn im übrigen noch von 91 Dialogstellen 21 den Stichreim vermissen lassen, so liegt das besonders wieder daran, daß Hans Sachs nur so die einzeiligen Reden herstellen konnte, auf die er für die große Frage- und Antwortscene wohlweislich nicht verzichten mochte."

Es sind aber von 76 Dialogstellen nur 10 ohne Stichreim.

Hier befördert also wieder der Vollreim die Einzeiligkeit; oben (S. 217) hat es der Stichreim gethan.

Gerade dieses Fastnachtspiel enthält eine Stelle, die für einen fähigeren Beobachter sehr lehrreich gewesen wäre; nämlich Heinzens Aufzählung von den neun geistlichen Orden, wo sich Frage und Antwort neunmal nacheinander wiederholen. Sechsmal bildet die Frage eine selbständige Zeile, die das Reimpaar vollmacht, während die Antwort ein neues Reimpaar beginnt; also . . a .| a ? b |b . . Beim siebenten beginnt die Variation: hier beginnt mit der einzeiligen Frage das Reimpaar, und die Antwort erfüllt es; also x x .| a ? a |b b . . . Die achte Frage wieder wie die ersten sechs, die neunte wie die siebente, das Ganze also nach dem Schema x x x x x x y x y, ganz gesetzmäßig variiert.

Aus diesem Beispiel hätte der Verfasser so manches lernen können. Erstens wie hinfällig auf diesem Gebiet die statistische Methode ist. Denn wie will er denn ein solches Beispiel vernünftig in seinen Rubriken unterbringen? Gesetzt, er bucht den Fall „Frage und Antwort" siebenmal unter den Stichreimen und zweimal unter den Vollreimen. Ist denn damit das Wesen der Sache gekennzeichnet, die doch gerade darin liegt, daß der Dichter, nachdem er sechsmal die gleiche Methode befolgt hat, zur Vermeidung der stilistischen und metrischen Einförmigkeit die Methode variiert? Kann man überhaupt den Fall richtig beleuchten, wenn man die neun Wiederholungen auseinanderreißt und in Rubriken bringt? Nein, solche metrische Probleme werden nur an glücklich gewählten Beispielen, niemals durch die Statistik klar gemacht werden.

Zweitens aber hätte der Verfasser hier wieder eine Lektion über die Bedeutung und den Wert der einzeiligen Reden erhalten können. Es ist nämlich klar, daß die beiden Fälle zwar der Art nach verschieden sind, aber mit verschiedenen Mitteln doch die gleiche Wirkung

hervorbringen. Im ersten Falle ist die einzeilige Frage zwar die Rede einer neuen Person und inhaltlich von der vorhergehenden Reimzeile abgetrennt, aber durch den Reim mit ihr verbunden. Von der folgenden Zeile ist sie als die Rede einer andern Person und durch den Reim abgetrennt, aber inhaltlich (als Frage und Antwort) verbunden. Man sieht also auch hier wieder, daß die Kriterien für den Stichreim und den Vollreim hier nicht ausreichen, ja sich widersprechen. Ebenso in dem zweiten Falle. Hier stehen Frage und Antwort als Stichreim da, weil die beiden Reimzeilen von verschiedenen Personen gesprochen werden; sie können aber ebensogut als Vollreim gelten, wenn sie inhaltlich von dem vorhergehenden und dem nachfolgenden sich loslösen. Hier hilft uns also das Zählen und Rubrizieren, das doch bloß auf dem Auge beruht, gar nichts mehr, hier müßten wir die letzte Instanz aller metrischen Probleme, unser Ohr, befragen. Hier ist wieder nur eine Entscheidung von Fall zu Fall möglich. Was sich prinzipielles über die einzeiligen Reden sagen läßt, werde ich weiter unten erörtern. Hier habe ich nur zeigen wollen, daß Herrmann diese Dinge, ohne die jede Zählung von Reimzeilen unmöglich ist, gar nicht angerührt hat.

---

[Nachtrag. Zur sachlichen Entscheidung der Frage und da ich nach den gemachten Erfahrungen erwarten durfte, daß Herrmann und seine Freunde meine Einwendungen unbesehen zurückweisen würden, habe ich mich nachträglich entschlossen, jeden Fall einem Fachkollegen zur Nachprüfung vorzulegen, von dem ich voraussetzen durfte oder voraussetzte, daß ihm an der Konstatierung der Wahrheit gelegen sei. Es war dabei ausdrücklich gesagt, daß nur die Ziffern in Betracht kommen und daß ich auch dort eine Nachprüfung erbitte, wo ich gegen Herrmanns Aufstellungen nichts einzuwenden habe; daß dies in dem ganzen langen Kapitel nur dreimal der Fall ist, wurde mit keinem Worte angedeutet. Worauf es mir hauptsächlich ankam, das war: zu zeigen, daß von dreien, die denselben Fall behandeln, jeder andere Ziffern erhält; die ganz einfachen und wenig komplizierten Fälle ausgenommen. Das kommt nur zum Teil daher, daß die einzeiligen Reden und die Szenenschlüsse von verschiedenen eben verschieden beurteilt werden. Erst muß man wissen, wo Stichreim und wo Szenenschluß vorhanden ist, dann kann man sie zählen. Beurteilt man die einzeiligen Reden ungleichmäßig und knüpft man den Szenenschluß das eine Mal an die szenische Anweisung, das andere Mal an den Dialog, so fällt die Statistik natürlich ganz über den Haufen. Ich habe oben genügend gezeigt, daß Herrmanns Angaben über die Thatsachen, die sich zählen lassen, mit wenig Ausnahmen falsch sind. Das Resultat der folgenden

Enquête ist, daß seine Rubriken nichts zwingendes haben, und daß er sich mit sich selbst und mit dem Leser über die Beurteilung der einzeiligen Reden und der Szenenschlüsse hätte auseinandersetzen müssen. Man wende mir nicht ein, daß es sich hier nur um kleine Differenzen handelt. Das ist nicht einmal bei den einzelnen Stücken der Fall (siehe das böse „Böse Weib"); wenn man aber wie Herrmann die Summe von ganzen Perioden zusammenfaßt und mit den Ziffern einfach weiter rechnet, dann ist der Wert der Statistik offenbar ein ganz illusorischer. Die eingelaufenen Antworten lauten nach der Reihenfolge der Stücke:

**Lukretia.** Professor Muncker (München): „Herrmann hat, äußerlich betrachtet, Recht insoferne, als nur in den drei von ihm S. 426 angeführten Fällen beim Schluß einer Rede erfüllter Reim vorliegt. Sieht man aber näher zu, so sind von den drei Stellen, die er anführt, nur zwei beweiskräftig, nämlich 3, 15 und 10, 24. Dagegen kann 8, 9 kaum in Betracht kommen, weil hier Sachs mit dem besten Willen den erfüllten Reim vor dem Beginn einer neuen Rede nicht vermeiden konnte. Der Vers 8, 9 steht für sich allein, die Rede der Ancilla umfaßt nur diesen einzigen Vers, während sonst alle Reden im Drama mindestens zwei Verse lang sind. Somit mußte das Reimpaar entweder mit dem vorausgehenden Verse, der die Rede des Hausknechts abschließt, oder mit dem Verse 8, 9, der eben die Rede der Ancilla abschließt, erfüllt werden. Sachs thut das letztere und macht so durch den Sinn einen stärkeren Einschnitt vor dem neuen Auftreten der Lukretia, wie Herrmann richtig angiebt, aber ohne zu bemerken, daß dieser stärkere Einschnitt hier nimmermehr zu vermeiden war, höchstens ungeschickterweise auf einen Vers früher hätte verlegt werden können.

Anders würde sich freilich die Frage beantworten, wenn man die Unterlassung der Reimbrechung auch innerhalb der Reden je einer Person in der ‚Lukretia' untersuchen wollte. Da könnte von einer ausnahmslosen Durchführung der Reimbrechung nicht mehr die Rede sein. Denn, läßt man auch alle Verse außer acht, bei denen der Satz nur eine einzige Zeile umfaßt, so bleiben als volle Reimpaare, die zugleich den logischen Satz abschließen, noch immer 19 Fälle übrig. Besonders die Fälle **9,** 34. 36. **10,** 16. 18. **11,** 20. 22. **13,** 28. 30. 34 sind zu beachten, weil hier unmittelbar aufeinander zwei Reimpaare immer ohne Reimbrechung folgen, so daß man dabei die Absicht, überall die Reimbrechung durchzuführen, nicht mehr behaupten kann. Im Gegenteil, die Reime scheinen hier recht absichtlich „gesammet". Aber das will ja auch Herrmann in diesem Fall nicht leugnen."

**Pallas.** Dr. Karl Drescher (Bonn) findet die Aufstellungen Herrmanns in ihrer ersten Hälfte richtig. Für die zweite sei zu be-

merken: 1. Hans Sachs falle nicht bei dem Abgang 24, 9 aus der neuen Technik (der Stichreimlosigkeit) heraus, sondern es herrscht vielmehr auch an dieser Stelle Stichreimlosigkeit; 2. es sind nicht nur zwei Fälle von Stichreimlosigkeit im eigentlichen Dialog vorhanden, die auf „die wachsende Ausbildung der richtigen Erkenntnis für den Wert des Vollreimes" (siehe oben S. 212 f.) hinweisen, sondern Drescher findet außer diesen zwei Fällen noch neun andere. Nach 25, 14 kommt Stichreim überhaupt nicht mehr im Drama vor. Die von Herrmann für die beiden Stellen gegebene Begründung (nämlich Aktion [Prügel]) treffe auch für die andern angezogenen Stellen zu (vgl. dazu oben S. 213).

„Ferner," schreibt Drescher, „habe ich noch Folgendes zu bemerken, das allerdings nicht mit ‚Pallas' zusammenhängt: 1. Herrmann, S. 441 unten, muß es heißen ‚fast ganz unterbrochen war' statt ‚ununterbrochen'. 2. Ebenso sagt Herrmann S. 442 das Gegenteil von dem, was er meint: ‚Hans Sachs hat nicht so viel Abgänge wie Auftritte, letztere machen vielmehr nur 35, 30 Procent aus.' 3. S. 433 Die ‚unnütz Fraw Sorg', die Herrmann hier vor sich hat (Keller 4, 134), ist nicht die ursprüngliche Fassung vom Jahre 1537, sondern die um 100 Verse erweiterte des Jahres 1557 (Redaktionsjahres der ersten Folio), bei der bloß das Datum nicht geändert ward (vgl. Festschrift S. 219)."

**Virginia.** Professor Stiefel (Nürnberg) findet gegen Herrmanns Ausführungen, soweit sie dieses Stück betreffen, nichts einzuwenden.

**Charon.** Dr. M. H. Jellinek (Wien) erklärt Herrmanns Angaben über den Stichreim für richtig. „In die 59 in Betracht kommenden Stellen sind offenbar die drei Fälle des Scenenschlusses absichtlich einbezogen."

**Paris.** Dr. A. Leitzmann (Jena) findet, daß die Angaben über den Scenenschluß stimmen. Dagegen sei 1. die Zahl der Dialogstellen nicht 55, sondern 61; der Stichreim fehle nicht an 31, sondern an 36 Stellen; er stehe, nicht an 24, sondern an 25 Stellen. 2. Die Motivierung (siehe oben S. 219) findet Leitzmann sehr unklar ausgedrückt: „streng genommen sind alle Reden eines Dialoges dem Sinne nach zusammengehörig. Fälle direkter Anrede an die nächstfolgende Person (ausgenommen natürlich, wenn überhaupt nur zwei sich unterreden) kommen 30 vor. Der Stichreim steht an 14 Stellen; er steht dagegen nicht an 16 Stellen. Bei dieser Statistik ist der Ausdruck ‚direkte Anrede' gepreßt und es sind nur die Stellen gezählt, wo der Name der angeredeten Person wirklich genannt wird. Die Statistik leidet an der Unklarheit der Herrmannschen Formulierung."

**Tobias.** Der Zuschrift von Dr. Karl Kraus (Wien) schicke ich voraus, daß ich meine Kollegen Kraus und Jellinek im Gespräch auf die einzeiligen Reden aufmerksam gemacht habe. Beispiele, wie das oben S. 214 citierte, hat der eine für Stichreim, der andere für Vollreim erklärt. — Kraus zählt 72 Vollreime, bringt davon 27 sichere Abgänge (Auftritte) in Abzug, bleiben 45 Vollreime. Fünf Fälle hat er unter die Vollreime mit eingerechnet, aber nicht ohne Bedenken: „es handelt sich um gewisse zweizeilig vollreimige Reden. Nun wird in mehrzeiligen Reden ein Reimpaar als Vollreim gebucht, wenn es am Schluß der Rede steht; dagegen nicht gebucht, wenn es am Anfang derselben steht. Wie soll man die zweizeiligen Reden betrachten? Wenn als Anfang, dann müssen sie außer Betracht bleiben; wenn als Schluß, dann muß man sie zählen". Stichreime findet Kraus 22, unter denen er die direkten Fragen besonders auszeichnet. „Die einzeiligen Reden 142, 17 und 148, 1 lassen sich nicht buchen, da sie den zweiten Teil des Stichreims bilden: als solche müßten sie übergangen werden, da ja die vorhergehende Zeile ohnehin als Stichreim gebucht wird. Aber andererseits müßte man sie wiederum rechnen, da ja die folgende Rede dadurch mit einem Vollreim beginnt, sie also dieselbe Wirkung äußern, als wenn ein Vollreim vorhergegangen wäre."

**Böses Weib.** Professor Sauers (Prag) Gutachten ist mir noch vor Abschluß des Manuskriptes zugegangen und daher oben im Text S. 222 verwertet.

**Esther.** Professor Hauffen (Prag) schreibt: „Die Zahlen sind richtig. Die Zahl 57 kommt allerdings nur zu stande, wenn man strenge auf die eigentlichen Dialogstellen sich beschränkt, wo die beiden hinter einander sprechenden Personen auch wirklich zu einander reden. Die Grenze zwischen diesen und den uneigentlichen Dialogstellen ist freilich nicht immer ganz fest. Und so könnte ein anderer auch etwas mehr oder weniger als 57 zählen. Aber zwischen 55 und 60 liegt die Wahrheit."

Zu diesem Gutachten, das die Willkür der Rubrizierung so richtig betont, muß ich bemerken, daß Herrmann eigentlichen und uneigentlichen Dialog unter den „Dialogstellen" zusammenfaßt; daß also nach seinen Zählungsgrundsätzen die Angaben nicht richtig sind.

**Bachenholen.** Professor Rachel (Dresden) schreibt: „Sie wünschen von mir zu hören, ob ich Herrmanns Angaben über den Stichreim im Bachenholen für richtig halte oder nicht. Diese Angaben leiden meiner Ansicht nach erstens an Unklarheit. Herrmann führt zunächst zwei Stellen ohne Versangabe an, über die er Bemerkungen macht: a) eine Stelle, wo sich der Dialog als uneigentlich erweise, was der Dichter nicht beachtet habe; b) eine Stelle, bei der eine scenische Bemerkung durch Stichreimunterlassung gekennzeichnet werde.

Dann spricht er von den beiden Stellen (Vers 110 und Vers 333), an denen wirklich eine etwas längere Pause zu denken sei, von denen die erste durch Stichreimlosigkeit gekennzeichnet sei. — Ich finde aber als einzige Stelle, auf die die zu a) gemachte Bemerkung paßt, nur Vers 333, und die zu b) gemachte Anmerkung paßt nur auf Vers 110. Herrmann behandelt aber die Stellen unter a) und b) als von den beiden Vers 110 und Vers 333 verschieden. Bei beiden Stellen liegen die Gründe der Reimbehandlung klar zu Tage. Bei Vers 110 sind die Bauern im Begriff abzugehn, dann ruft sie der Kellner zurück. Hier zeigt der Vollreim, was erwartet werden soll, nämlich der Abgang der beiden; dadurch wird das Zurückrufen als unerwartete Wendung charakterisiert. Bei Vers 333 schiebt der Kellner den Bauer Heinz zur Thür, während Simon seiner Freude über die Wendung, die das Gespräch der beiden genommen hat, Ausdruck giebt. Hier begleitet die Rede des Simon die Handlung, es liegt also zur Markierung einer Pause kein Grund vor.

Herrmann ist aber zweitens auch unvollständig in seinen Angaben. Unter den 21 (oder nach meiner Zählung 23) Dialogstellen, die den Stichreim vermissen lassen, sind allerdings nicht weniger als 13, bei denen dies durch die Einzeiligkeit der Rede veranlaßt ist. Die übrigen 10 aber konnten näher charakterisiert werden. Die Hälfte davon nämlich findet sich in dem Abschnitt, wo Heinz dem Kellner die neun Orden im ehelichen Stand auseinandersetzt. Von diesen Auseinandersetzungen schließen mehrere mit Vollreim,[1] mehrere aber nicht.[2] Offenbar ist es die Annäherung an den ‚uneigentlichen Dialog', die in diesen Auseinandersetzungen stattfindet, durch die die öftere Stichreimunterlassung hier herbeigeführt worden ist. Für die anderen Stellen (Vers 88, 90, 326, 354) ließen sich vielleicht auch Gründe der Stichreimlosigkeit aufstellen (am meisten für Vers 326, 354); doch läuft man dabei Gefahr, allzu tüftlig zu werden. Und da Hans Sachs selber jedenfalls nicht getüftelt hat, so kann man mit Tüfteleien leicht auf den Holzweg geraten.

Was Herrmann sonst noch über das Stück sagt, daß nämlich die meisten scenischen Bemerkungen nur Bewegungen vorschreiben, die den Redefluß nicht eigentlich unterbrechen, und daß daher auch an diesen Stellen der Stichreim von Hans Sachs belassen worden ist — das scheint mir richtig zu sein.

Den größten Fehler macht Herrmann meiner Ansicht nach damit, daß er dem 13. Fastnachtspiel „Die fünf elenden Wanderer" eine so einschneidende Wichtigkeit beilegt. Denn der Stichreim beim Abgang

[1] Vers 264, 280, 290, 306, 322.
[2] Vers 239, 249, 257, 297.

und Auftritt ergiebt sich hier — wie ich auch in meiner Besprechung hervorgehoben habe — so natürlich aus dem Charakter des Stückes, daß von einer neuen Erkenntnis, die dem Hans Sachs plötzlich zwischen dem 21. November und 15. Dezember 1539 gekommen sein müßte, nicht gesprochen zu werden braucht; zumal da er in den beiden Fastnachtspielen 14. und 15. vom 30. und 31. Dezember 1540 genau so verfährt wie vorher. In beiden sind die Auftritte durch Stichreimlosigkeit gekennzeichnet, nur im Heuchler findet sich bei einem Abgang Vers 309 Stichreim; aber dieser Abgang unterbricht den Dialog nicht, der zwischen den Zurückbleibenden fortgesetzt wird.

Man sieht eben, daß mit der schematisch-statistischen Methode hier allein nicht gearbeitet werden kann; die Charakteristik des einzelnen Falles ist notwendig. Aber man muß sich auch dabei hüten, dem Dichter allzuviel unterzulegen. Wenn der gute alte Hans Sachs lesen müßte, was S. 441 über sein Streben nach Befreiung von der mechanischen Regelhandhabung steht, daß er zweimal ‚einen Aufschwung versucht, das eine Mal etwas über, das andere Mal etwas unter dem Durchschnitte bleibend'; oder wenn er lesen müßte (S. 453), daß ‚die vierziger Jahre bereits eine Höhe in der Zahl der Ausnahmen und eine Neigung noch zur Steigerung dieser Höhe zeigen, die den Dichter stutzig werden ließ' — so würde der alte Knabe wohl wirklich selbst stutzig werden über das, was man ihm unterlegt, und würde dann herzlich über die allzu gelehrten Leute lachen, die ihn im Verdacht zu haben scheinen, daß er sich selbst bei seiner dichterischen Produktion mit solchen feinen Tabellen und statistischen Berechnungen über Stichreim und Vollreim kontrolliert habe, wie es die grundgelehrte ‚neue Forschung' thut."

Spätere Einsendungen kann ich nicht mehr berücksichtigen; der Nachtrag ist am 5. Januar 1897 in die Korrektur eingeschaltet worden.

Man könnte nun vielleicht einwenden, daß man sich eben nur über einen Modus der Zählung einigen und ihn konsequent festhalten dürfte, um sichere Resultate zu erhalten. Aber auch diese Hoffnung wird durch die obige Enquête zu Schanden. Denn aus demselben Beispiel (oben S. 212 f. und 230 f.) trägt Herrmann 2, Drescher dagegen 11 Fälle in dieselbe Rubrik „Vollreim bei scenischer Aktion"; ich dagegen halte mich an die scenische Anweisung als einzig sichere Grundlage, und finde nur ein Beispiel dafür und eines dagegen, die natürlich die Rubrik selbst aufheben. Wenn man sich aber von den scenischen Anweisungen ganz abzusehen erlaubt, ist die ganze Zählung völlig der Willkür preisgegeben: denn irgend einen Grund zu scenischer Aktion findet man bald, wenn man ihn bei jedem Vollreim sucht, obwohl ich (nebenbei gesagt) bei dilettierenden Hand-

werkern immer mehr an begleitende als an selbständige Aktion glaube, weil stummes Spiel das Schwierigere ist. Vollends aber steht die Rubrik „Stichreim wegen phonetischer Abwechslung" als Rettungsapparat immer zur Verfügung. Weiß einer gar keinen andern Grund, so steht ihm diese Rubrik immer noch offen, und wenn er sich die Partie schlau abzugrenzen versteht (siehe oben S. 217), kann er, sobald sich einmal ein paar Vollreime oder ein paar Stichreime zusammenfinden, kecklich von altem und von neuem Kurs reden, und wenn es dann nicht mehr weiter geht, das heißt die Stichreime und Vollreime wieder abwechseln, die „phonetische Abwechslung" zu Hilfe rufen.

Diese Statistik ist aber nicht bloß willkürlich, sie leidet auch unter einem Rechenfehler. Woher weiß denn der Statistiker, daß Hans Sachs nach Vollreim bei scenischer Aktion strebt? doch bloß aus der größeren Zahl der Beispiele. Daher ist eine statistische Entscheidung doch bloß dann möglich, wenn auch die Fälle gebucht werden, die dagegen sprechen; das heißt nicht bloß die positiven, sondern auch die negativen Belege (wie ich es oben bei den einzelnen Stücken gethan habe). Herrmann aber zeichnet, wenn er einmal bei Vollreim scenische Aktion vermuten zu dürfen glaubt, den Fall in die Rubrik „Vollreim bei scenischer Aktion". Wenn er aber ein anderes Mal bei derselben scenischen Aktion Stichreim findet, dann sucht er nach einem positiven Grund für diesen, und bucht den Fall z. B. unter der stets geöffneten Rubrik „phonetische Abwechslung". Ohne Rechenfehler müßte er den Fall aber auch in der negativen Rubrik „kein Vollreim trotz scenischer Aktion" buchen. Dann erst würde sich, auf statistischem Wege, durch das Überwiegen der positiven Rubrik über die negative ein „Gesetz" ergeben. Hoffentlich aber wird nicht ein anderer auch noch diesen Weg betreten. Denn hier entscheidet nicht die Quantität, sondern die Qualität der Beispiele. — Ende des Nachtrages.]

## III.

Aber nicht bloß das, was dieses Kapitel enthält, kommt in Betracht, sondern noch viel mehr das, was es nicht enthält.

Ich habe nämlich bisher alle historischen und chronologischen Voraussetzungen Herrmanns stillschweigend gelten lassen und nur nachzuweisen gesucht, daß I. auch unter diesen Voraussetzungen die prinzipiellen Schlüsse falsch sind, und daß II. die zu Grunde liegenden Thatsachen auf Entstellung des wirklichen Sachverhaltes beruhen. Jetzt muß ich an diese Voraussetzungen selber die kritische Axt legen. (Vgl. jetzt auch Rachel in der Zeitschrift für deutsche Philologie 29, 389 ff.)

Herrmann will uns nicht bloß den Stichreim und seine Gesetze, sondern auch seine historische Entwicklung bei Hans Sachs vorführen. Er findet aber, daß in dem Generalregister des Dichters die Verszahl nicht immer mit dem erhaltenen Texte der Stücke übereinstimmt. Er vermutet also, daß diese Stücke später überarbeitet sein müssen; und da bei dieser Überarbeitung auch das Verhältnis zwischen den Stichreimen und den Vollreimen gelitten haben kann, geht er hin, und scheidet diese zweifelhaften Nummern vollständig aus.

Wohlgemerkt! er legt sie nicht etwa bloß für den Augenblick zurück, sondern er scheidet sie einmal für allemal aus.

Nun wird man zunächst zugeben müssen: diese zahlreichen Nummern sind doch auch Dichtungen von Hans Sachs, die Stichreime und Vollreime enthalten. Sie gehören doch auch zu dem Material, auf Grund dessen wir uns eine Vorstellung über den Gebrauch des Stichreims machen können. Sie könnten unter Umständen vielleicht sogar besonders auffallende oder einzige Erscheinungen enthalten. Gleichviel wann sie entstanden sind, unsere Betrachtung fordern sie so gut wie alle andern heraus. Ja, sie sind auch für den unentbehrlich, der eine Geschichte des Hans Sachsschen Stichreims schreiben will: weil man die Geschichte einer Erscheinung nicht eher schreiben kann, als man sie selber kennt. Wie in jeder Geisteswissenschaft führt nämlich auch hier der Weg nicht von dem Detail zum Ganzen, sondern vom Gröberen ins Feinere. Wir hätten es Herrmann schon Dank gewußt, wenn er uns das Wesen des Stichreims und seine Gesetze klar gezeigt hätte; aber er hat geglaubt, er müßte ihn wachsen hören, und dabei ist er zum ersten Mal gestrauchelt.

Zweitens aber wird man auch zugeben müssen, daß diese ausgeschiedenen Stichreime, mögen sie nun überarbeitet sein oder nicht, denn doch aus einer bestimmten Periode stammen müssen. Wenn also Herrmanns historische Untersuchung ein Resultat ergeben hat, so darf er doch diese Nummern nicht ohne weiteres ausscheiden; sondern er muß zuletzt untersuchen, ob die Stichreime, so wie sie hier vorliegen, der älteren oder der jüngeren Zeit angehören. Erst damit wäre ja die bloße Vermutung, daß die Überarbeitung auch die Stichreime angegriffen habe, zur Wahrscheinlichkeit erhoben.

Endlich drittens könnte sich der Fall ergeben, daß der Forscher gezwungen wäre, ein so starkes Material, seiner chronologischen Unsicherheit wegen, auszuscheiden, daß ihm nur mehr lückenhafte Reste und kein stetig zusammenhängendes Material zu Gebote stünde. In diesem Fall würde er dem Manne gleichen, der sich im Begriffe niederzusetzen selber den Stuhl unter dem Leib fortzieht oder den Ast ab

jägt, auf dem er sitzt. Man denke sich beispielsweise, der Götz und der Werther lägen erst in der Göschenschen Ausgabe vor, von der wir wissen, daß sie die Texte überarbeitet giebt. Es hätte sich einer die Aufgabe gestellt, die Sprache des jungen Goethe zu behandeln. Und er wollte nun den Götz und den Werther ausscheiden, weil sie keine sichere Gewähr für die Chronologie bieten. Man würde ihm dann sagen: „Lieber Freund, wenn Du die Sprache dieser beiden Dichtungen chronologisch nicht fixieren kannst, dann gieb Deine Absicht auf, denn ohne dieses Material geht es ein- für allemal nicht, es fehlen Dir die Quellen."

Die praktischen Folgen dieser Erwägungen suche ich wieder an dem vielgeprüften Kapitel „Lehrjahre" aufzuzeigen, und zwar an den Aufstellungen, die sich auf die Fastnachtspiele beziehen.

In die Zeit von 1517—1539 fallen nach dem Generalregister Hans Sachsens 12 Fastnachtspiele, ein ohnedies sehr spärliches Material gegenüber dem Reichtum folgender Jahre und Jahrzehnte. Von diesem Dutzend kann Herrmann nur fünf brauchen, weil die Anzahl der Verse von der Angabe des Generalregisters hier nur wenig abweiche, der Fehler also im schlimmsten Falle ein sehr geringer sei: Frau Venus (214 Verse, GR [Generalregister] 216, Differenz 2); Bös Weib (480, GR 476, Differenz 4); und die drei letzten: Rockenstube (214, GR 216, Differenz 2); Narrenschneiden (379, GR 380, Differenz 1); Pachenholen (384, GR 389, Differenz 5). Ausgeschieden wurden dagegen: Eigenschaft der Lieb (396, GR 372, Differenz 24 Verse); Armut und Reichtum (440, GR 364, Differenz 76); Buhler, Spieler und Trinker (495, GR 494, Differenz 1); Ungerathene Sohn (368, GR 362, Differenz 6); der Karge und der Milde (504, GR 506, Differenz 2); der Fürwitz (435, GR 422, Differenz 13); die sechs Klagenden (280, GR 266, Differenz 14).

Man sieht aus dieser Zusammenstellung, daß Stücke mit der Differenz von 1 bis 5 Versen aufgenommen worden sind; andere dagegen mit der Differenz von 1, 2, 6, 13, 14, 24 und 76 Versen weggelassen wurden. Nun läßt ja Herrmann selbst einen gewissen Spielraum gelten, da sich Hans Sachs auch verzählen konnte (und auch verzählt hat, wie schon allein die ungeraden Zahlen beweisen), und da ja mitunter auch reimlose Zeilen vorkommen, die man mitzählen kann oder nicht und dergleichen mehr. Diese Dinge lassen wir hier liegen, weil es uns ja nur auf das Prinzip ankommt, nicht darauf, den von Herrmann ins heillose verfahrenen Karren wieder aus dem Graben zu heben. Jedenfalls würde es der Sache nur wenig schaden können, wenn Herrmann alle diese Fälle, vielleicht mit Ausnahme der Differenz 76, in Betracht gezogen hätte, denn was

können denn Zusätze von 2, 6, 12, 14, 24 oder selbst 76 Versen ausmachen, wo es sich bloß um die Stichreime handelt?

Ganz andere, nämlich grundstürzende Folgen aber bringt es mit sich, wenn wir die Stücke ganz ausscheiden und das Material für das Fastnachtspiel in dieser ohnedies kargen Zeit um mehr als die Hälfte reduzieren. Ich werde nun einmal untersuchen, wie sich die Entwicklung des Stichreims in den Fastnachtspielen des Hans Sachs darstellt, wenn wir das bißchen Material nicht so flink beiseite schaffen.

In dem ältesten Fastnachtspiel „Von der Eigenschaft der Lieb", das aus Wechselgesprächen zwischen dem Alten und dem Ritter, und dem Ritter und dem Fräulein besteht, kommen 40 Stichreime und 5 Vollreime vor; an diesem Verhältnis können, da es sich bei den Vollreimen überall um Reden von mehreren Reimpaaren handelt, auch die 24 vielleicht später hinzugekommenen Verse nichts geändert haben. Das Auftreten des Ritters und des Fräuleins wird weder durch scenische Anweisung, noch durch Vollreim markiert; nicht einmal, wo eine neue Person ins Gespräch gezogen wird, steht Vollreim. Nur bei dem Auftritt des Knaben und vor dem Beschluß finden wir Vollreim. Wenn irgend etwas über die Chronologie des Stichreims in den Fastnachtspielen sicher ist, so ist es das eine: daß Hans Sachs überall dort, wo er das Spiel mit dem Monolog einer „eingehenden" Person eröffnet, die zugleich an Stelle des Prologes die Begrüßung der Zuschauer übernimmt, diesen Prolog später mit einem Reimpaar schließt, während wir hier noch Stichreim haben. Das scheint mir ein unverkennbares Zeichen frühen Entstehens, weil es mit der späteren bewußten Kunstübung in directem Gegensatz steht. Herrmann ignoriert dieses Stück, in dem der Stichreim fast ganz durchgeführt ist, und beginnt die Entwicklung mit dem ungefähr gleichzeitigen oder wenig späteren

„Venus", das in geradem Gegensatz zu dem vorhergehenden lauter Vollreime, und nur an zwei Stellen Stichreim zeigt, die er noch dazu auf die spätere Redaktionsarbeit zurückführen will. Danach hätte also Hans Sachs bei der Redaktion in dem ersten Stück den Stichreim ganz durchgeführt, in dem zweiten aber nur an zwei Stellen, noch dazu „ganz ohne Grund" angebracht, was mir wenigstens ein Widerspruch zu sein scheint. Denn wenn er bei dem zweiten nicht energischer eingegriffen hat, dann werden auch in dem ersten nicht alle Stichreime aus der späteren Zeit stammen. Ich könnte nun den Widerspruch leicht nach der Methode Herrmanns erklären und sagen: Hans Sachs vergißt in dem zweiten die Grundregel des ersten. Ich sage aber lieber: hier ist ein Grundprinzip eben nicht zu erkennen. Jedenfalls aber ist Herrmanns Ausgangs

punkt falsch: „Hans Sachs setzt zunächst völlig im alten Stile ein", das heißt mit Vollreimen. Er hat mit Stichreimen begonnen.

Von da wendet sich Herrmann zu den übrigen Dramen. Es liegt auch erst wieder 1531 ein Fastnachtspiel vor: „Armut und Pluto", Herrmann verdächtig durch die Differenz von 76 Versen, die möglicherweise auf späteren Zusatz deutet. Aber den Charakter der Dichtung in Bezug auf die Stichreime kann die Überarbeitung nicht alteriert haben, da das Verhältnis von 35 Stichreimen zu 5 Vollreimen kein empfindliches ist und es sich fast immer um längere Reden handelt. Das Spiel hat noch ganz den Charakter des Dialoges und bei eingreifender Überarbeitung würde Hans Sachs wohl auch die epischen Formeln „Armut die sprach" aus dem Text entfernt haben, mit denen er die redenden Personen jedesmal einführt. Von den Vollreimen steht einer, wo eine neue Person eingeführt wird; und zwei nach beendetem Streit, wo die Parteien an das Urteil appellieren und das Urteil gefällt wird. Halten wir dieses Stück neben das gleichzeitige „Charon", so finden wir bei Herrmann die Charakteristik: hier sei als Grundprinzip der Vollreim gewahrt, aber schon ein Viertel Ausnahmen zu finden. In unserm Fastnachtspiel ist also genau das Gegenteil der Fall.

Das „Böse Weib" führt Herrmann auf das Fastnachtspiel zurück und er findet hier „plötzlich den Stichreim fast vollständig durchgeführt", während in den früheren Dramen noch der Vollreim Regel, der Stichreim stark vertretene Ausnahme war. Der Unterschied in den dramatischen Gattungen, meint er, könne nicht Schuld sein, denn weder das Nürnberger Fastnachtspiel habe dazu die Voraussetzung geboten, noch habe ihn Hans Sachs in der Venus verwendet ... Daß er in den zwei früheren Stücken, die Herrmann ausgeschieden hat, fast ausnahmslos durchgeführt ist, kümmert ihn nicht; er hat sie entweder gar nicht näher angesehen oder der Aufmerksamkeit des Lesers absichtlich entrückt. Und nun unterscheidet er den Stichreim in der Lukretia 1527 und den im Bösen Weib 1533 unter dem Gesichtspunkt: „mechanische Verwendung eines erlernten Verfahrens" und „überlegte Benutzung für künstlerische Zwecke", nachdem er früher selber gezeigt hat, daß Hans Sachs ihn eben nicht erlernt, sondern tastend und suchend gefunden habe.

Die aus der folgenden Zeit erhaltenen Fastnachtspiele hat Herrmann wieder beiseite gelegt, sehr zu seinem Schaden. Denn wenn irgendwo in diesen Dingen Übereinstimmung zu finden ist, so ist es hier der Fall. Das Spiel von „Richter, Buhler, Spieler und Trinker", bei der auf offenbarem Irrtum beruhenden Differenz von einem Vers ganz unverdächtig, enthält wieder Streitreden. 30 Stichreime und 3 Vollreime; der erste hier schon nach dem Begrüßungs-

monolog, der andere vor der Beschlußrede, der dritte im Dialog vor dem feierlichen Schwur der Parteien, die Wahrheit zu sagen. Also genau so wie in der Lukretia 1527 und ungefähr so wie in den früheren Fastnachtspielen. Der „ungeratene Sohn", bei der Differenz von sechs Versen auch unverdächtig, enthält neben 52 Stichreimen 10 Vollreime, davon einen nach der Begrüßungsrede und einen vor der Beschlußrede — also genau dasselbe Verhältnis wie im vorigen Stück. Der „Karge und der Milde", bei der Differenz von zwei Versen ganz unverdächtig, enthält bei 49 Stichreimen 4 Vollreime. Ein Begrüßungsmonolog fehlt hier, der Vater tritt gleich mit dem Sohn auf, es kommt daher gleich ein Dialog mit Stichreim in Gang; vor der Beschlußrede schließt das Reimpaar, aber mit einzeiliger Rede. Von den Vollreimen steht einer beim Auftreten des zweiten Sohnes, zwei andere an entscheidender Stelle: dort wo der Vater den beiden Söhnen in Bezug auf die Erbschaft die Wahl läßt; und dort, wo er erklärt, Fremde zu Erben einsetzen zu wollen. In dem „Fürwitz", bei der Differenz von 12 Versen auch nicht sehr verdächtig, ist das Verhältnis der Stichreime zu den Vollreimen das von 97 : 15. Vollreim nach der Begrüßung und vor dem Beschluß; beim Auftritt des Jünglings schließt das Reimpaar, aber mit einzeiliger Rede; beim Abgang Eckarts Stichreim. Bei den „Sechs Klagenden" fällt die Differenz von 14 Versen bei den maßlos langen Reden gar nicht ins Gewicht. 10 Stichreime und 4 Vollreime; davon zwei nach der Begrüßung und vor dem Beschluß. Und nun setzt wieder Herrmann ein: er meint, daß Hans Sachs in der „Rockenstube" (nach ihm 27 Stichreime zu 10 Vollreimen) die Technik der Esther fortbilde (19 Stichreime zu 38 Vollreimen), wo fast das entgegengesetzte Verhältnis herrscht. Im „Narrenschneiden" 50 Stichreime zu 34 Vollreimen. Im „Bachenholen" 70 Stichreime zu 21 Vollreimen.

Ich stelle nun (nach meiner Rechnung) die Zahlen zusammen in den Fastnachtspielen und lasse nur die „Venus" aus, in der der Dichter, mit Herrmann zu reden, in das andere Extrem fällt:

| | Stichreim | | Vollreim |
|---|---|---|---|
| Eigenschaft der Liebe | 40 | : | 5 |
| Armut und Pluto | 35 | : | 5 |
| Böses Weib | 86 | : | 5 |
| Richter | 30 | : | 3 |
| Ungeratener Sohn | 52 | : | 10 |
| Karger | 49 | : | 4 |
| Fürwitz | 97 | : | 15 |
| Sechs Klagende | 10 | : | 4 |
| Rockenstube | 26 | : | 8 |
| Narrenschneiden | 82 | : | 31 |
| Bachenholen | 66 | : | 10 |

Das Verhältnis schwankt, nach dem Charakter der Stücke, der ja ein sehr verschiedener ist. Aber solche Sprünge wie in Herrmanns Chronologie kommen doch nicht vor; das „Grundprinzip" bleibt wenigstens dasselbe. Und damit glaube ich nachgewiesen zu haben, daß allerdings in den Fastnachtspielen, und hier ganz allein, eine gleichmäßige Entwicklung des Stichreimes sich verfolgen läßt. Damit will ich aber nicht sagen, daß Hans Sachs etwa ein „Grundprinzip" wie eine Brille auf die Nase gesteckt habe, wenn er an einem Fastnachtspiele schrieb, das er dann wieder in die Tasche steckte, wenn er eine Tragödie schrieb. Sondern nur: daß der Ton und Inhalt der übrigen Dramen ein noch viel verschiedenerer, und daß, worauf ich das Hauptgewicht lege, die Arbeit des Dichters eine zu ungleichwertige ist. Es sind ihm, wie überall, so auch mit dem Stichreim feine Kunststücke gelungen; aber ebenso oft hat er ihn ganz kunstlos und stumpf angewendet oder nicht angewendet. Wer uns die Kunst des Hans Sachs auch auf diesem Gebiete zeigen will, der muß, wie ich es oben mehrmals gethan, Beispiele und Belegstellen auswählen. Die Masse und die Statistik machts nicht aus.

## IV.

Jede Statistik, die nicht ein unfruchtbares Spiel mit Zahlen bleiben soll, setzt als Grundlage die genaue Kenntnis des eigentlichen Wesens der Erscheinung voraus, die sie zum Gegenstand hat.

Was ist denn der von Herrmann so genannte „Stichreim" und wodurch unterscheidet er sich von dem gewöhnlichen Reim?

Da ist zunächst klar, daß der Unterschied auf dem Gebiet des Hörbaren nur ein sehr geringer ist. Das Reimwort fällt beim gewöhnlichen Reim so gut wie beim Stichreim, zur Erfüllung der unvollkommenen Harmonie, die das hörbare Wesen des Reimes ausmacht (denn bekanntlich) gelten die Gesetze der Harmonie auch für das Nacheinander, wie die Melodie zeigt). Der einzige Unterschied besteht darin: daß die Reimworte beim Stichreim von verschiedenen Stimmen fallen, also möglicherweise beim lauten Vortrag durch mehrere Personen in der Tonhöhe und in der Tonfarbe unterschieden sind. Es ist aber ebenso klar, daß dieser Unterschied erst bei dem Vortrag durch mehrere Personen zur Geltung kommen kann: daß ihn der Dichter, auch wenn er seine Gestalten wirklich reden hört, gewiß nur sehr undeutlich empfindet. Höchstens bei chargierten Charakteren oder wenn er selber zugleich Schauspieler ist, wird der Dichter ein so lebendiges Ohr besitzen, um den Unterschied der Stimmen während des Schreibens zu hören. Aus diesem Grunde erkläre ich Herrmanns Hypothese von einer bewußten Abwechslung zwischen Stichreimen und

Vollreimen in verschiedenen Scenen für eine Utopie. Ebensogut könnte man z. B., wenn auf einen Monolog ein Dialog folgt, sagen: der Dichter führt eine zweite Person ein, um die Eintönigkeit des Monologes durch Zweistimmigkeit zu unterbrechen, was bei einem Komponisten richtig sein mag, bei einem dramatischen Dichter aber niemand zu behaupten einfallen wird; oder man könnte ebensogut behaupten, daß der Dichter die Abwechslung von hohen Frauenstimmen mit tiefern Männerstimmen bezwecke und dergleichen mehr, wofür man bei geschickter Arrangierung der Zahlen immer einen Scheinbeweis führen kann. Ebensowenig ist der Stichreim im stande, ganzen Scenen eine „phonetische" Färbung zu geben; denn er wirkt nur an Ort und Stelle, seine Wirkung ist zu Ende, sobald das zweite Reimwort gefallen ist, jede Nachwirkung wird durch die weit überwiegende Anzahl von Reimpaaren, die außerhalb des Dialogwechsels stehen, geradezu unmöglich gemacht.

Die Wirkung des „Stichreimes" liegt also nahezu ganz auf dem Gebiete des Sinnes. Jeder Reim besteht aus Erwartung und aus Erfüllung; der Unterschied ist, daß diese Erfüllung des Klanges und des Sinnes hier von einer anderen Person kommt und daher eine schlagende Wirkung ausübt, die dem Dialog beim In die Rede fallen, bei Frage und Antwort zu gute kommt und die engste Verknüpfung von Rede und Gegenrede ermöglicht.

Daraus folgt weiter, daß die Wirkung des „Stichreims" keineswegs überall gleich stark ist. Wo bloß die Harmonie unerfüllt ist, wo die erste Reimzeile keine Erwartung durch den Sinn erregt, da wirkt auch die zweite nicht als Erfüllung. Der Zusammenhang ist hier ein ganz äußerlicher. So kann der Stichreim bei einzeiligen Reden seine Kraft völlig einbüßen, wenn die Sinnesabschnitte zwischen den Reimpaaren stärker sind als die zwischen den Reimzeilen. Z. B.

a ? a. ‖ b ? b. ‖ c ? c. ‖

Man denke sich eine Reihe von einzeiligen Fragen und Antworten, die verschiedenen Personen in den Mund gelegt sind. Hier rücken die durch die sprechenden Personen getrennten Zeilen durch den Sinn sogleich näher aneinander, und die Wirkung ist dieselbe wie die der Vollreime.

Umgekehrt kann auch die Wirkung des Stichreimes durch den Vollreim erreicht werden. Man denke sich das obige Beispiel so variiert, daß auf ein fragendes Reimpaar ein antwortendes folgt:

a a ? b b. ‖ c c ? d d.

Oder man denke sich gleichgegliederte Parallelsätze, z. B. die mit 1 bezeichneten als Nebensatz, die mit 2 bezeichneten als Hauptsatz, die mit 3 bezeichneten als priamelartigen Schlußsatz:

$a_1\ a_2$: $b_1\ b_2$: $c_1\ c_2$: $d_3\ d_3$.

In beiden Fällen wird der Zusammenhang zwischen den Reimpaaren ebenso stark sein als sonst bei den Stichreimen.

Der Stichreim ist ein Kunstmittel unter vielen, die der Dichter in Bereitschaft hat, mit dem er gewisse Wirkungen leicht erzielen kann. Er kann aber dieselbe Wirkung auch mit anderen, stilistischen oder metrischen, Mitteln herbeiführen. Und er kann umgekehrt mit demselben Kunstmittel auch sehr verschiedenartige Wirkungen hervorrufen. Darum ist es gar nichts so Auffälliges, wenn Hans Sachs bei derselben Gelegenheit oft die Methode wechselt und z. B. die Gerichtsverhandlung in der „Pallas" anders behandelt als in der „Lukretia". Verbindet er die aufeinanderfolgenden Reden durch Stichreim, so wird aus den einzelnen Reden ein zusammenhängendes Ganze, eine Scene. Trennt er die Reden durch Vollreim, so sondert er sie von dem umgebenden Dialog ab und hebt sie als besondere Teile heraus. Im ersten Falle gewinnt die Scene als Ganzes, im zweiten die einzelne Rede. Beide Methoden haben ihre Vorteile, die man nur an dem besonderen Fall erkennen, nicht in fertige Rubriken bringen kann.

Der Vollreim dagegen unterscheidet sich in gar nichts von dem gewöhnlichen Reim; und Herrmann, den schon der Name „Stichreim" von der richtigen Erkenntnis abgeführt hat (siehe unten), ist durch den Namen „Vollreim" noch mehr in die Irre geführt worden. Der Vollreim ist metrisch genau dasselbe wie der gewöhnliche ungebrochene Reim im Innern einer längeren Rede. Durch den Schluß der Rede wird er nicht berührt, weil seine Wirkung im Innern liegt, in dem sinnlichen und geistigen Band, das die Reimzeile a mit der Reimzeile a verbindet. Der Vollreim ist gar nichts Positives, er ist nur das Fehlen des Stichreimes, dessen Wirkung umgekehrt darauf beruht, daß er den gewöhnlichen Reim unterbricht.

Unter diesem, dem metrischen, Gesichtspunkte kommen daher für die Statistik die folgenden Momente in Betracht: 1. die Anzahl der Reimpaare einer Dichtung; 2. die Anzahl der gebrochenen, das heißt der zwischen mehrere Personen verteilten Reimpaare; 3. die aus einer einfachen Subtraktion hervorgehende Anzahl der ungebrochenen Reimpaare.

Das sind Ziffern, die sich mit zweifelloser Sicherheit feststellen und rubrizieren lassen.

An Stelle der Gesamtzahl der Reimpaare hat nun Herrmann die Dialogstellen eingeführt, von denen er auf Grund eines Rechenfehlers die Scenenschlüsse abzieht (darüber siehe oben S. 214 f.). Dieser Begriff ist zunächst schon mathematisch unsicherer: denn unter Dialogstelle kann doch nur jede Stelle gemeint sein, wo die redenden Personen

abwechseln. Es wären also, wenn z. B. zehn einzeilige Reden aufeinander folgen,

a . a . b . b . c . c . d . d . e . e.
1 2 3 4 5 6 7 8 9

neun Dialogstellen vorhanden und nur fünf Reimpaare. Wir können also, wo es sich um einzeilige Reden handelt, bei jedem Reimpaar nur eine Dialogstelle zählen, weil dasselbe Reimpaar im Dialog nicht zugleich als Stichreim und als Vollreim gebucht werden kann. Ich bin aber gar nicht so sicher, daß Herrmann auch hierin konsequent verfahren ist; ich glaube vielmehr, daß manche Differenz zwischen seinen und meinen Ziffern darauf zurückgeht, daß er oder vielmehr seine Handlanger nicht konsequent verfahren sind und an solchen Stellen einmal neun, dann wieder fünf Dialogstellen gezählt haben.

Ob nun so oder so gezählt, so ist die Anzahl der Dialogstellen metrisch ganz wertlos. Denn die Anzahl derjenigen Dialogstellen, wo sich wirklich etwas Hörbares ereignet, ist ja in der Anzahl der Stichreime enthalten. An allen übrigen Stellen aber liegt eine positive metrische Erscheinung innerhalb des Reimpaares gar nicht vor. Für den Stil ist es natürlich interessant zu konstatieren, wie oft die Reden wechseln; selbstverständlich muß man aber dann alle Dialogstellen zählen, auch wenn zwei innerhalb des Reimpaares fallen, und weil Herrmann dies nicht gethan hat, so sind die Angaben über die Anzahl der Vollreime auch stilistisch wertlos. Für die Metrik dagegen ist es ganz gleichgültig, wer jetzt redet und wer dann, wenn nicht der Wechsel der Rede innerhalb die metrische Einheit (des Verses, der Strophe, des Reimpaares) fällt. So buchen wir ja auch beim fünffüßigen Jambus zwar die Anzahl der Verse, die zwischen zwei Personen verteilt sind, aber nicht die Anzahl der Fälle, wo die Rede mit einem ganzen Vers schließt.

Aber die Zählung der Stichreime und der Vollreime wird bei der Aufeinanderfolge von mehreren einzeiligen Reden überhaupt undurchführbar. Denn eine Stelle wie diese

a . a . b . b . c . c . d . d . e . e .

kann ich natürlich ebensogut als Vollreime

a . a . | b . b . | c . c . | d . d . | e . e .

wie als Stichreime betrachten:

a . | a . b . | b . c . | c . d . | d . e . | e .

Nun wird zwar mathematisch die Entscheidung durch die Umgebung bestimmt: schließt die vorhergehende Rede mit Vollreim, so ergeben sich

. . . x x . | a . a . | b . b . | c . c . | d . d . | e . | e y y . . .

Schließt sie mit Stichreim, so ergeben sich

. . . x x a . | a . b . | b . c . | c . d . | d . e . | e y y

und ähnliche Figuren am Schluß. Es ist aber auch klar, daß diese Abteilung bloß mathematisch und nicht in der Sache begründet ist. Wir halten uns bloß an den logischen Begriff und an das mathematische Kalkul, wenn wir solche Verse ein- für allemal als Stichreime oder als Vollreime betrachten. In Wirklichkeit ist es ganz von dem Inhalt abhängig, welche von den isolierten Zeilen untereinander das nähere Verhältnis haben und ob also die Stichreime gehört werden oder nicht.

Daraus erklärt sich nun auch der Widerspruch Herrmanns, bei dem die Einzeiligkeit einmal den Stichreim befördern, dann wieder ihn aufhalten soll (S. 427. 428. 454. 466; Euphorion 3, 699). So in Bausch und Bogen, wie Herrmann sein Thema behandelt, vom mathematischen und vom logischen Standpunkt aus, ist mit der Einzeiligkeit natürlich immer Stichreim gegeben. Wenn Herrmann, ohne den Widerspruch zu bemerken, dann wieder sagt, die Einzeiligkeit hemme den Stichreim, so denkt er an Fälle wie diesen:

. . . a . ab . bc . c . | y y z z .

Hier hemmt ja die isolierte Zeile c allerdings den Stichreim, das heißt sie macht den Übergang in Reimpaare möglich. Aber ein innerer Zusammenhang besteht nicht. Denn der Dichter könnte natürlich ebensogut mit y . y . z . z weiter fortfahren. Die isolierte Zeile hat keine andere Folge, als daß sie die gerade Zahl der Verse voll macht. Man müßte sonst auch sagen: die letzte Zeile einer Strophe hat den Zweck, daß der Dichter eine neue anfangen kann, was inhaltlich gewiß oft richtig sein kann, metrisch aber unhaltbar ist. Dagegen ist mit jeder einzeiligen Rede ein Stichreim notwendig verbunden, entweder mit der vorhergehenden oder mit der nachfolgenden Reimzeile. Das hängt wieder damit zusammen, daß die Wirkung des Stichreimes innerhalb des Reimpaares liegt. Ist dieses nicht voll, so ist er notwendig gegeben. Nach außen hin aber hat er gar keine metrische Folge, das folgende Reimpaar vermag er nicht zu bestimmen. Auch daraus ergiebt sich, daß der Vollreim gar nichts ist als eben ein Reim. Eine ganze Reihe von Irrtümern Herrmanns erklären sich daraus, daß er erst die Gesetze für den Stichreim im Gegensatz zum gewöhnlichen Reim sucht, und dann wieder positive Gesetze für den Vollreim, während dieser doch nichts anderes als kein Stichreim ist. Mit den Gesetzen für den Vollreim hat die Metrik so wenig zu schaffen als mit den Dialogstellen. Diese Gesetze lassen sich einfach dahin zusammenfassen: daß der Stichreim nicht eintritt, wenn die Bedingungen für ihn nicht gegeben sind.

Aber etwas anderes kommt für die Metrik in Betracht, das ich zunächst an einem Beispiel erläutern will. Herrmann behauptet, durch den „Vollreim“ am Schlusse einer Scene komme der Dichter dem Auge des Zuschauers mit einem Wink ans Ohr zu Hülfe. Man denke sich nun den Fall, daß die Scene mit einer längeren Rede schließt, die aus ungebrochenen Reimpaaren besteht, also

aa . bb . cc . dd . ee . ff . ‖ (Scenenschluß).

Ich frage, wo ergeht hier ein Wink an das Ohr des Zuschauers? Entweder werden hier hintereinander sechs Winke erteilt, die sich in ihrer Wirkung gegenseitig aufheben, oder es wird gar keiner erteilt. Ganz anders aber liegt die Sache, wenn diese Rede nicht aus ungebrochenen, sondern aus gebrochenen Reimpaaren besteht und mit einem Reimpaar schließt: also

. . . a . ab . bc . cd . de . eff .

In diesem Falle ist allerdings am Schlusse etwas Hörbares und Fühlbares zu beobachten. Während nämlich in dem vorhergehenden Reimpaar einmal der innere Sinn seine Erfüllung fand, dann wieder der äußere; während aber Erwartung und Erfüllung des inneren und des äußeren Sinnes niemals zusammentrafen, finden zuletzt beide ihre Erfüllung. Es wird nichts mehr erwartet: weder ein hörbarer Reim, noch ein zum Verständnis notwendiger Satz oder Satzteil. Jetzt ist (nicht dem Ohr ein Wink an das Auge aufgetragen, aber) wirklich ein Abschluß markiert. Auch diese Markierung ist nur etwas Negatives.

Was lehrt uns dieses letzte Beispiel? Daß die Untersuchung des von Herrmann sogenannten „Stichreimes“ von der Reimbrechung im Innern der Reden gar nicht loszutrennen ist. Es ist nicht derselbe Fall, wenn eine Rede oder eine Scene mit „Vollreim“ schließt, ob in ihrem Innern Reimbrechung herrscht oder nicht.

Damit bin ich an den Ausgangspunkt Herrmanns zurückgekehrt. Herrmanns Vorgänger, der bescheidene Rachel und Sommer, haben die unter zwei redende Personen verteilten Reimpaare als einen Fall der Reimbrechung betrachtet, und mit Recht. Herrmann hat damit angefangen, daß er den besonderen Fall von dem allgemeinen ganz abgetrennt und mit dem Terminus „Stichreim“ versehen hat. Metrisch giebt es weder einen „Stichreim“ noch einen „Vollreim“, das ist eine rein stilistische Unterscheidung. Metrisch giebt es bloß eine Reimbrechung. Und zu der wollen wir auf einem langen, mühevollen, unerfreulichen Umweg künftig auch wieder zurückkehren. Herrmanns Arbeit hat unsere Erkenntnis nicht gefördert, sondern nur verwirrt.

## V.

Ich behaupte aber weiter auch, daß es Herrmann an dem guten Willen gefehlt hat, meine Aufstellungen richtig zu verstehen, und daß er sie absichtlich nicht verstehen wollte. Dafür berufe ich mich auf das folgende Beispiel.

Ich habe in meiner Metrik den Satz aufgestellt (356): „Der Abschluß einer längeren Rede oder ein Scenenschluß (beim Abgehen einer Person) wird durch ein volles Reimpaar markiert, nur der letzte Akt wird mitunter mit dem folgenden Epilog durch den Reim verknüpft."

Die Fälle, auf die sich diese Behauptung gründet, sind die folgenden: 1. 1527 F Lukretia. 2. 1538 F Der Fürwitz. 3. 1539 F Die fünf elenden Wanderer. 4. 1550 F Der Bauer mit dem Kuhdieb. 5. 1550 F Josef und Melisso. 6. 1551 F Der halbe Freund. 7. 1551 F Kelberbrüten. 8. 1551 F Die wählerische Buhlerin. 9. 1551 F Der fahrende Schüler. 10. 1551 F Das heiß Eisen. 11. 1552 F Parteckensack. 12. 1552 F Der Bauer im Fegfeuer. 13. 1553 F Der Eiferer. 14. 1553 F Dionysius und Damon. 15. 1553 F Das böse Weib gut zu machen. 16. 1553 F Kaiser Augustus. 17. 1563 F Der Bauer mit dem Plerr. 18. 1563 F Die Bürgerin mit dem Domherrn. 19. 1563 F Die Kupplerin mit dem Domherrn. 20. 1564 F Der tote Mann. 21. 1554 F Die wunderlichen Männer. 22. 1554 F Der liederliche Mann. 23. 1554 F Der Pfarrer. 24. 1554 F Sanct Peter.

Diese Stellen waren Herrmann bekannt (nur hat der Statistiker natürlich wieder die ungenaue Zahl 20 anstatt 22 Fastnachtspiele), als er mir entgegenhielt, mein Satz müßte im Gegenteil, um richtig zu sein, lauten: „Der letzte Akt wird *niemals* mit dem folgenden Epilog durch den Reim verknüpft. Welche Stellen Minor im Auge hatte, als er dieses ‚mitunter' schrieb, ist mir völlig rätselhaft."

In einer Anmerkung erinnert er sich nun der „einzigen Ausnahme 1527 F Lukretia", die doch das „niemals" seines Textes wieder aufhebt, und er meint: darauf könne ich mich natürlich nicht berufen! Aus dem Verweis auf eine andere Stelle seines Buches ergiebt sich, daß er mir dieses Beispiel darum entziehen will, weil in der Lukretia auch die Scenenschlüsse nicht durch Vollreim markiert sind. Ich nehme es trotzdem für mich in Anspruch; denn ich habe ganz im allgemeinen geredet und nicht behauptet, daß sich der Vollreim am Scenenschluß und der Stichreim vor dem Epilog in demselben Stücke immer zusammenfinden müssen.

Auch die 22 (nicht 20) Fastnachtspiele will er mir entziehen und stellt sich ganz verwundert: „Welche Stellen Minor im Auge hatte,

als er dieses ‚mitunter' schrieb, ist mir völlig rätselhaft. Sollte er etwa an die zwanzig Fastnachtspiele denken, in denen die vorletzte und die letzte Rede durch Stichreim verbunden ist? Hier handelt es sich aber niemals um einen Epilog, sondern stets um eigentlichen Dialog und da lag natürlich für die Einführung von Zweireim oder Dreireim nicht der geringste Grund vor."

Ich konstatiere wieder, daß von Zweireim oder Dreireim bei mir gar nicht die Rede ist, sondern bloß von der Reimbrechung; daß also Herrmann auch hier wieder den Wortlaut und den Sinn meiner Worte entstellt hat.

Glücklicherweise aber besitzt Hans Sachs eine ganz bestimmte Formel, durch die er den Epilog kennzeichnet; nämlich die Worte: „er beschleußt", die er in seinen Dramen von dem Herold, in seinen Fastnachtspielen aber von der Person gebraucht, die an die Stelle des Herolds als Schlußredner tritt. Diese scenische Anweisung findet man unter den oben citierten Beispielen siebenmal: 1539 Wanderer „Der Wirt beschleußt"; 1551 Der halbe Freund „Der halb Freund beut ihm sein Hand und beschleußt"; 1553 Der Eiferer „Der Eiferer beschleußt"; 1553 Kaiser Augustus „beschleußt"; 1563 Der Bauer mit dem Pferr beschleußt; 1563 Bürgerin mit dem Domherrn „die Mutter beschleußt"; 1563 Die Kupplerin „die Frau beschleußt"; 1559 Sanct Peter „der Herr beschleußt". Daraus ergiebt sich, daß Hans Sachs die Schlußreden ebenso wie die Reden des Ehrnholds als Epiloge betrachtet hat. Mein „mitunter" wäre also schon durch diese sieben Fälle begründet. Ich nehme aber auch die übrigen Beispiele für mich in Anspruch, weil sie alle entweder schon durch die Lehre oder durch den Glückwunschreim auf Hans Sachs aus dem Dialoge fallen. Seltsamerweise macht Herrmann, der sonst immer von dem formalen Gesichtspunkt, der Durchführung eines Prinzipes ausgeht, hier auf einmal Kehrt, und stellt sich auf den entgegengesetzten Standpunkt. Daß der Epilog hier in den meisten Fällen, durchaus nicht immer, mit dem Dialog innig verbunden ist, das weiß ich recht gut: darin besteht ja eben die Wirkung des Stichreims. Herrmann sagt: den Vollreim zu setzen, war hier kein Grund. Ich sage: aber den Stichreim zu setzen, war ein Grund. Und daß hier eine beachtenswerte Erscheinung vorliegt, wird jeder zugeben, der etwas von der Sache versteht. In den übrigen Fastnachtspielen, wie in fast allen Dramen, ist der Prolog und der Epilog von dem eigentlichen Stücke durch die Reime abgetrennt; das eigentliche Stück beginnt und endet mit einem selbständigen Reimpaar. In diesen 22 Stücken aber (in mehr als einem Viertel) steht nur der Prolog selbständig da, das Stück läuft in den Epilog aus. Aber solche Thatsachen, die sich wirklich ziffermäßig feststellen lassen, kümmern

unseren Helden nicht. Ihm ist nur wohl, wo er im trüben Wasser fischen kann.

So steht es, wenn wir sie einmal zwingen, anstatt unter dem Tische, vor unseren Augen auf dem Tische zu arbeiten, mit dieser Art von Spezialforschung, die auf unser „schönes Streben nach Universalität" höhnend herunterſieht, und nur auf die „thönernen Füße" unserer Arbeiten aufmerksam machen zu müssen glaubt. Gewiß! in dem, was sich nicht zählen läßt, sondern nur abschätzen, mag ich in meiner Metrik mit meinen Vorgängern geirrt haben. Aber auch Herrmann hat in seiner hundert Seiten langen Spezialstudie diese Dinge nicht ins reine gebracht. Und in dem, was sich zählen läßt, sind seine Angaben durch die Bank falsch und unzuverlässig.

Das Einzige, was mich über den Verlust meiner wertvollen Zeit, die ich zu etwas Besserem hätte verwenden können, zu trösten vermag, ist das Bewußtsein, daß dieser Kampf einmal hat ausgefochten werden müssen. Es hat sich in neuerer Zeit eine Gattung von Pseudophilologie durchzusetzen gewußt, die unter dem Scheine der Exaktheit immer nur mit Messungen und Zählungen aufwartet, auch wo sich jeder Vernünftige von vornherein sagen kann, daß das Messen und Zählen eine Unmöglichkeit ist. Ein Mineraloge hat mir einmal gesagt, daß es möglicherweise eine Entdeckung von unermeßlicher Tragweite ergeben könnte, wenn man die Summe und das Gewicht aller Kieselsteine auf Erden nicht bloß abschätzen, sondern genau bestimmen könnte — es werde aber hoffentlich niemand so von seinen Sinnen verlassen sein, diese aussichtslose Arbeit zu beginnen. Man braucht nur ein paar Dramen von Hans Sachs in Bezug auf den Stichreim durchgearbeitet zu haben, um zu erkennen, daß sich eine Entscheidung auf Grund der Ziffern nicht fällen läßt, weil die Fälle zu verschiedenartig und nur an Ort und Stelle richtig zu beurteilen sind. Sich nun aber gar mit fünf jungen Leuten auf den Weg zu machen und eine heillose Registrierung vorzunehmen, ehe man noch über die Art der Zählung und der Rubrizierung im Reinen ist, das ist eine von allen guten Geistern verlassene Methode. Wenn diese Arbeit überhaupt gemacht werden kann, so kann sie nur von Einem gemacht werden; denn sie fordert die sorgfältigste und individuellste Erwägung jedes besonderen Falles. Ich bedauere von ganzem Herzen die armen jungen Leute, die dabei bloß als Handlanger ausgenutzt worden sind und nichts, aber auch gar nichts gelernt haben, nicht einmal richtig zählen. Die Untersuchung von Herrmann ist eine Arbeit, die in unserer Wissenschaft gottlob vereinzelt dasteht. Aber wenn auch nicht dem Grade nach, so hat sie doch der Methode nach mehr Verwandte, als jedem, dem es um die Sache zu thun ist,

lieb sein kann. Philologie ist für viele eine Wissenschaft, die auf einem leeren Spiel mit Zahlen beruht und durch ein findiges Arrangement von Ziffern Scheinresultate erzielt. Aber die Thatsachen, die unserer Wissenschaft zu Grunde liegen, sind nicht die Zahlen und nicht die Ziffern, auch nicht die Citate und die Parallelstellen. Die kann man sich für jede Behauptung verschaffen, besonders wenn man viele gute Freunde hat, die einem nicht scharf auf die Finger sehen! Die echte Philologie beruht auf der richtigen Gestaltung und dem richtigen Verständnis des Textes und auf der Empfindlichkeit gegenüber dem Inhalt und der Form. Man braucht aber nur einen Blick in unsere neuere Faustlitteratur zu werfen, um zu sehen, wie diese Pseudophilologie sogar an Stellen strauchelt, bei denen es selbst einem gebildeten Gymnasiasten nicht an Verständnis und an Empfindlichkeit gefehlt hätte. Nur das Unsichere und das Unfruchtbare reizt sie; und sie glauben, daß man keinen guten Gedanken haben kann, der zugleich auch wahr ist. Die fliegenden Brücken der Hypothesen schlagen sie nicht über die Thatsachen hinüber, sondern auf die Hypothesen legen sie die Thatsachen darauf, um ihre luftige Ware etwas zu beschweren. Auf diese Weise haben sie die Philologie zu einer Wissenschaft gemacht, die den Thatsachen scheu aus dem Wege geht, und ein Cliquenwesen großgezogen, wie es in der Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland noch nicht dagewesen ist. Denn unter vier Augen glaubt ja keiner, was der andere bewiesen hat; aber vor der Öffentlichkeit stehen sie wie Ein Mann vor dem Banner ihrer „Methode", die für sie immer und überall dieselbe ist und an der man nicht rühren darf, auch wenn die Thatsachen auf Schritt und Tritt sich dagegen aufbäumen. Gebt uns Ziffern und Citate, wo sie hingehören und etwas beweisen können! An unfruchtbaren Sammlungen von Zahlen, Citaten, Parallelstellen, Quellenbenutzungen haben wir so viel, daß es nicht weniger Zeit kosten wird, diesen Schutt hinweg zu räumen, als die Sache gleich von vornherein neu zu machen. Auf dieser Brandstatt werden wir nicht ernten!

Damit nehme ich zugleich für längere Zeit Abschied von meinen gelehrten Lesern. Der Boden und die Mittel, auf dem und mit denen gegenwärtig gearbeitet wird, locken mich nicht zu weiterer Mitarbeit. Ich würde meine Erfahrung mit Herrmann für einen vereinzelten Fall halten, wenn mir nicht mehr als ein halbes Dutzend anderer Beispiele, freilich von nicht ganz so empörender Form, im Gedächtnis wären, wo meine Arbeiten entweder verschwiegen oder entstellt oder mit trügerischen Gründen bekämpft worden sind. Jedem, der sich dafür interessiert, kann ich wie Herrn Herrmann mit den Thatsachen aufwarten. Man käme vor lauter Erklärungen, Berichtigungen und Widerlegungen gar nicht zur eigentlichen Arbeit. Und darauf haben

es diese Anbohrer nur abgesehen: weil sie selber nichts leisten können, möchten sie auch andre verhindern, zu gedeihlicher Arbeit zu kommen. Künftig werde ich meinen eigenen Weg gehen, der, wie mir scheint, kürzer ist und, was mir augenblicklich das nächste Bedürfnis ist, in reiner Luft Bewegung gestattet.

# Fischart-Studien.

Von Adolf Hauffen in Prag.

## III.

### Der Malleus maleficarum und Bodins Démonomanie.[1]

(Schluß.)

Fünf Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage kam die Fischartsche Übertragung der Dämonomanie in zweiter vermehrter Auflage heraus.[2] Die Vorrede in B ist nun dem Herrn Eberhard, dem Sohne des inzwischen verstorbenen Egenolf von Rappoltstein gewidmet und mußte dementsprechend mannigfache Änderungen erfahren.[3] Eine neue Stelle daraus ist für Fischarts Biographie wichtig.[4] Unterzeichnet hat Fischart diese Vorrede als Forbacher Amtmann am 1. September 1586. Die „Vorwarnung" hat bis auf die erwähnte Unterschrift (Invento Filio Gaudemus messia) den alten Wortlaut behalten. Der Text und die Randbemerkungen sind in B im wesentlichen dieselben wie in A. Wenn es im Titel von B heißt: „zum andernmal an vielen enden vermehrt und erklärt", so bezieht sich dies nur ungefähr auf das erste Drittel des Textes von B, wo einige wenige, meist kürzere Stellen neu hinzugekommen sind. Bemerkenswerter sind darunter jene Zusätze Fischarts, in denen er neuerdings gegen einzelne dogmatische Ausführungen Bodins Stellung nimmt.

So B 61: „Hie aber kan ich, der Vertent, gewissenshalber den Leser zu bewaren nit underlassen, daß er diser meynung, als daß der Herr die Engel zur erschaffung des Menschen beruffen hab, nicht schlechtlich beifall thun, seiteinmal sie

[1] Vgl. oben S. 1 ff.
[2] Bibliographische Beschreibung im Centralblatt für Bibliothekswesen 10, 453. Exemplare in Berlin, Darmstadt, Hannover, München.
[3] Vgl. oben S. 10 f.
[4] Vgl. Fischart-Studien I. Euphorion 3, 371.

sehr Judentzet[1]) vnnd auß dem so Gotts Wort sagt: „Laßt vns Menschen machen" vbel geschöpft wird, damit auß sie, die Juden, allein die Treifaltigkeit, welche auß gedachtem Spruch die Christen bewären, mögen widersprechen." B 63 f. sucht Fischart Bodin gegenüber in einem neuen längeren Zusatz aus der heiligen Schrift zu erweisen, daß die Menschen keinen freien Willen haben. B 224 zu der von Bodin erwähnten Macht des Teufels über die fleischlichen Begierden sagt Fischart: „Welche Reden wol mit bescheidenheit sind auffzunemen, dann solchs die Manicheisch Ketzerei zu bewärung jhrer vngegründter Meynung, daß der Teuffel die Ehe geschaffen vnd daß durch die Ehe ein sündlich wesen vnd substantz entstanden, haben gebraucht."

Unter den neuen litterarischen und historischen Zusätzen seien nur zwei hervorgehoben: Zu S. 146 (Man weiß nichts von dem Messias, den Abenesra vorhergesagt) „ebenso wenig, als von des Rabelais seim König Pierochol; er hab' dann villeicht Hertzog Karl von Burgund oder Karl den achten in Franckreich gemeint, welche vmb dieselbige zeit mächtig waren". Zu S. 160 zum Flachskraut oder Drant „diß vermag, daß es einen hüpscher machet oder gut für Zauberey vnd Gespenst sei, wenn man's bey sich trägt". (Andreas Mathiolus erzählt im Kräuterbuch von einem Hunde, der durch Drant geheilt wurde) „von diesem Drant oder Drchant scheint, hab der Dichter des Amadys seine beste Fabelspickerin die Brganda erdichtet."

Jedenfalls hat Fischart den Text für die zweite Ausgabe neuerdings durchgesehen, auch in Einzelheiten Besserungen angebracht; ferner hat er die lateinische Ausgabe noch einmal herangezogen und daraus einzelne Citate wörtlich herübergenommen.

Im Jahre 1591 folgte die dritte Ausgabe (C),[2]) die im Titel, Vorwort, Text und Randbemerkungen (von orthographischen Verschiedenheiten abgesehen) wörtlich mit B übereinstimmt. Sie ist jedenfalls von Fischart nicht mehr durchgesehen und wahrscheinlich nach dessen Tod herausgegeben worden. Die unveränderte, von Fischart unterzeichnete Vorrede zeigt noch das alte Datum: „Forbach 1586". Die Druckfehler von B sind beibehalten und um neue vermehrt worden. Nur die zahlreichen (schon aus Bodin stammenden) hebräischen Ausdrücke in A und B sind in C zuerst (wahrscheinlich zur Bequemlichkeit des Druckers) in lateinischen Lettern gedruckt. Der Ausgabe C ist von S. 301 ab beigedruckt: „Rechtliches bedencken, In Malefitzsachen. Ob drey Weiber, der Zauberey halber angegeben, in Gefängliche Verhafft angenommen vnnd Peinlich befragt werden können oder nicht?" Ein ungeheuer weitschweifiges Gutachten vom 1. September 1590 in Hexenangelegenheiten eines ungenannten, wie es scheint, ziemlich milden und vernünftigen Rechtsgelehrten. Die Orts- und Schreibnamen sind ausgelassen, so daß man nicht erfährt,

[1]) d. h. jüdischen Meinungen folgt. Vgl. dazu oben S. 7, Anmerkung 2.

[2]) Bibliographisch beschrieben von Kurz, Fischarts Dichtungen 3, XLVIII f. Mit Berichtigungen im Centralblatt für Bibliothekswesen 10, 453. Exemplare befinden sich in Berlin, Darmstadt, Dresden, Frankfurt, Göttingen, München, Wien, Wolfenbüttel.

wo der Hexenprozeß vor sich ging. Einmal (S. 324) sind „Büdingische Räthe" erwähnt und S. 312 heißt es: „Hiehero will ich weilundt Herrn D. Johann Fischarts S. Teutschen Rathschlagen 120 erholen, cuius verba adscribam: — . — ." Doch ist hier (wie es sich aus dem weiteren Zusammenhang ergiebt) nicht unser Fischart gemeint, sondern (eine Verwechslung, die nicht selten ist) der Frankfurter Syndikus Johann Fischard (1512—1581) und dessen nachgelassene, 1590 veröffentlichte Schrift Consilia.

Kurz (a. a. O.) erwähnt eine vierte Ausgabe vom Jahre 1598. Das beruht auf einem Irrtum. Es existiert nur noch eine viel spätere Ausgabe vom Jahre 1698, die Fischarts Namen nirgends erwähnt, die sich aber bei näherer Betrachtung als eine sprachlich modernisierte, mit Anhängen versehene Neuauflage der Fischartschen Übersetzung B ergiebt. Diese Schrift, die sich, soweit es mir bekannt ist, in Prag, Weimar[1]) und Zürich[2]) befindet, hat folgenden Titel: „Des weyland Hochgelehrten Johannis Bodini | Der Rechten Doctoris und Beysitzers im Frantzösischen Parlement | Daemonomania. Oder außführliche Erzehlung Des wütenden Teuffels in seinen damahligen rasenden Hexen und Hexen meistern, dero Bezauberungen, Beschwerungen, Vergifftungen, Gauckel und Possen-Wercke: auch Verblendung seiner ergebenen Unholden derselben würcklichen Bekantnissen und Abstraffungen. Welches der andere Theil Nicolai Remigii | Daemonolatria. Wobey gleichfalls angehänget: | Vielerhand warhaftige und erschreckliche Geschichte besessener Leute so sich hin und wieder in Teutschland meistentheils noch vor kurtzen Jahren zu grosser Verwunderung und Schrecken begeben und zugetragen haben. | Nebst noch einigen betrieglichen und von Men schen practicirten kurtzweiligen Begebenheiten. | Hamburg. | Gedruckt bey Thomas von Wiering, im gülden A, B, C. Anno 1698. Sind auch in Franckfurt und Leipzig bey Zacharias Herteln zu bekommen."

Ohne weitere Einführungen folgt auf Blatt 2 gleich Bodins Vorrede. 14 Blätter Vorstoß und 481 Seiten. Dieser Ausgabe ist beigebunden: „Anderer Theil oder Anhang Bodini Daemonomaniae." Dieser Teil enthält eine Unzahl Geschichten besessener und vom Teufel geplagter Leute aus Amerika, Dänemark, Deutschland, Österreich u. s. w. von einem ungenannten Sammler zusammengetragen. 7 Blätter und 401 Seiten. Endlich folgt noch ein: „Appendix oder Anhang des anderen Theils Bestehendt in vielen Erdichteten Gespenst-Händeln

[1]) Vgl. G. Witkowski, Die Walpurgisnacht im ersten Theile von Goethes Faust. Leipzig 1894, S. 30 f.

[2]) Das Züricher Exemplar hat mir gütigst Herr Privatdozent Dr. E. Hoffmann-Krayer in Zürich beschrieben. Es stimmt genau überein mit dem Prager Exemplar. Die gesperrten Worte giebt das Original im Notdruck.

und Lächerlichen Erzehlungen Sonderbarer Begebenheiten." 104 Seiten und 4 Blätter Register.

Der ganze Band ist auf dem Titelblatt als der zweite Teil der Daemonolatria des Remigius bezeichnet, was ganz unsinnig ist. Die Daemonolatria ist erst mehrere Jahre nach Bodins Schrift 1596 in lateinischer Sprache erschienen und hat mit ihr nur ganz im allgemeinen den gleichen Stoff, nämlich das Hexenwesen. Nur in der eben besprochenen, aus dem Ende des 17. Jahrhunderts stammenden Ausgabe ist der Remigius dem Bodin als erster Band vorangestellt worden.

Obwohl man es aus dem Titel entnehmen sollte, ist D nicht eine neue selbständige Übertragung der französischen Démonomanie, sondern nur eine in Einzelheiten sprachlich erneuerte, gelegentlich gekürzte, im allgemeinen aber wörtliche Wiedergabe der Fischartschen Übersetzung mit allen Zusätzen der erweiterten zweiten Ausgabe B. Wieder ein Beispiel, daß Fischartsche Schriften, viel später als man bisher angenommen hat, neu aufgelegt wurden (vgl. Euphorion 3, 710). Goethe hat für seine Studien zur Walpurgisnacht sich auch die Dämonomanie von 1698 aus der Weimarer Bibliothek entliehen (vgl. Witkowski a. a. O. 30 f.), demnach hat er, freilich ohne es zu wissen, eine Fischartsche Arbeit für den Faust mitbenutzt.

Bodins Dämonomanie folgte, wie bereits erwähnt wurde, deutlich den Spuren des Malleus. Fischart mußte darum bei seiner Übersetzung immer wieder auf das ältere, von Bodin so häufig herangezogene Werk aufmerksam werden, das bei den Juristen der Zeit so großes Ansehen genoß und (weil es schon lange nicht aufgelegt worden war[1]) in einer Neuausgabe guten Absatz versprechen mußte. Da Fischart damals eben als Advokat am Reichskammergericht zu wirken begann und als Anfänger bestrebt sein mußte, womöglich durch eine litterarische juridische Leistung eine größere Wirksamkeit oder eine feste Stellung zu gewinnen, so gab er schon aus äußeren Beweggründen dem Drängen des befreundeten Straßburger Buchhändlers Zetzner nach und führte dessen Plan, die Neuausgabe des Malleus und mehrerer inhaltlich verwandter Schriften, auf das Raschste durch. Ein Jahr nach der Dämonomanie, Ostern 1582, erschien in Frankfurt a. M. bereits die erste Auflage dieses neuen rein buchhändlerischen Unternehmens unter dem Titel Malleorum quorundam maleficarum tam veterum quam recentiorum autorum. Tomi duo.[2] Der erste Band enthält den Mal-

[1]) Seit der Auflage 1520 scheint bis auf Fischart keine mehr erschienen zu sein, vgl. oben S. 3.

[2]) Eine bibliographisch genaue Beschreibung der ersten Ausgabe unterlasse ich, denn sie findet sich bereits bei Wendeler, Meniebachs Fischart Studien 252 f.

leus und Niders Formicarius. Die von Zetzner verfaßte, dem Straßburger Advokaten Ludwig Grempius von Freudenstein gewidmete Vorrede giebt unter anderem genau an, wie weit Fischarts Anteil bei dieser Ausgabe reicht. Die darauf bezüglichen Stellen seien hier angeführt:

Cum proximo superiori mercatu Francofortensi, vir nobilissime . . . . vidissem virum itidem clarissimum Joannem Fischartum, cognominatum Mentzer V. J. Doctorem, Imperialisque Camerae modo Advocatum, & (qui, dum nobiscum viveret, in T. Amplitudinis notitiam etiam venit) tunc temporis inter alia, quae publicari curavit, etiam in nostrum idioma Germanicum ex lingua Gallica quatuor doctissimos de Daemonomania Magorum libros excellentissimi Jureconsuli Joh. Bodini feliciter versos, multisque locis explicatos & locupletatos, publicasse: eoque nomine apud plerosque tam studiis doctrinisque deditos viros, quam alios ad gubernacula rerum sedentes, magnum inivisse gratiam: Quia nostris hominibus hac ratione illa, quae penes unicam solum modo rationem latuissent deposita, usus fecisset publici. . . . . Ego hac occasione illectus, cum praesentes hi autores et tractatus, antea in Italia & Germania negligentissime & ad nauseam usque mendose excusi, iterum recudendi sub manibus haberentur, intermittere non potui, nec sane debui, publici commodi causa, . . . . quin eidem D. Doctori Fischarto, amicitiae nostrae necessitudine fretus, auctor et suasor essem ne dedignaretur gravareturve praesentes hos partim indigeste antea congestos, partim his ulterius conjungendos autores, qui de maleficiis (ut loquuntur) Magorum et Sagarum, scripserant, tum in ordinem discretum & iustos tomos redigere, tum imprimis depravata corrigere, mendas, quae in illos extra numerum modumque irrepserant, tollere & in margine singularum paginarum ea, quae maxime observatu digna viderentur, annotare, atque ubi dilucidiore explicatione opus fuerit, aliquid perspicuitatis causa extra seriem textus addere. . . . . Addens praeterea pro illo excitando: si assentiretur publicis posse prodesse commodis, & inde gratiam laudemque, non vulgarem apud bonos solertesque viros sibi comparare. Hisce ergo tandem argumentis & rationibus inductus amicique precibus victus, acquievit, singulos sequentes libros & tractatus, quotquot his duobus tomis comprehenduntur, succisivis horis diligenter (ut omnes ii, qui in huiusmodi rebus sibi iudicium sumunt, iudicant) relegit, expendit, castigavit, in paragraphos iustos distinxit, marginalibus explicavit & auxit: attamen, res solum perpendens, stilum scriptionis non mutavit, eam ob causam, ne variando phrases & verba, videretur etiam res ipsas & sententias auctorum immutasse & innovasse. Die Vorrede ist unterzeichnet mit den Worten: Datae Argentorati, ultimo Martii Anno 1582. A. T. studiosissimus et obsequentissimus Lazarus Zetzner Argentinensis Bibliopola.

(Mit Berichtigungen im Centralblatt für Bibliothekswesen 10, 454.) Exemplare befinden sich in Berlin, Darmstadt, Dresden und Prag. Das Druckerzeichen auf dem Titelblatt des ersten Bandes ist im Darmstädter Exemplar anders als in dem sonst völlig gleichen Prager Exemplar. In Darmstadt: Ein Medaillon; darin eine halbbekleidete Frau, die in der linken Hand ein Blatt mit der Aufschrift Deffendit ab annis, in der rechten Hand eine mit Weinlaub umwundene große Kielfeder hält. Neben ihren Füßen ein großes, mit Weinlaub umwundenes Buch, hinter ihr ein Stadtthor, Berge und Wolken. In Prag: Im Medaillon ein nacktes Weib, das in der Linken ein Segel, in der Rechten ein Messer hält und auf einem (auf einer Wasserfläche schwimmenden) Rade steht. Hinter ihr die aufgehende Sonne und das Ufer mit einer Stadt und Bergen.

Aus den angeführten Worten ergiebt es sich, daß Fischart nicht selbst auf diese Idee einer Sammlung von älteren und neueren lateinischen Hexenschriften verfallen ist, sondern daß er von Zetzner zur Durchführung dieser vom Verleger als höchst dankenswert und zeitgemäß bezeichneten Aufgabe nicht ohne Mühe überredet wurde. Vergleicht man die alten Drucke des Malleus mit Fischarts Ausgabe, so findet man, daß Fischart in der That nur den Anteil daran hat, den ihm die Vorrede zuschreibt. Der Text nebst den Beigaben (der Bulle des Papstes Innocenz VIII. und der Approbation der Kölner Universität) ist unverändert geblieben, weder gemehrt noch gekürzt worden. Fischart hat nur die zahllosen Druckfehler und Versehen der älteren Ausgaben getilgt, die Kürzungen aufgelöst, wichtige Worte in Lapidar-, deutsche Citate in Schwabacher Lettern gedruckt, die einzelnen Kapitel und Kolumnen mit Überschriften versehen, eine sorgfältige Interpunktion durchgeführt, mit einem Worte den Text gesäubert und übersichtlicher wiedergegeben. Ferner hat er in Randbemerkungen den Inhalt des Textes kurz mitgeteilt, oder auf wichtige Stellen aufmerksam gemacht. Gerade aus diesen Randbemerkungen ergiebt es sich, daß er nicht mit innerem Anteil an dem Werke war, daß er vielmehr nur im Auftrage des Verlegers seine Pflicht als Korrektor und Redaktor ausgeübt hat. Bei den albernsten Märlein, bei den heftigsten Ausfällen gegen Ketzer, die ihn empören, bei den deutlichsten Ausführungen über die Freiheit des menschlichen Willens, die seiner dogmatischen Überzeugung widerstreben mußten, verzeichnet er am Rande ruhig, ohne den geringsten Widerspruch, ohne den Versuch einer ironischen Anspielung[1] den Inhalt in nuce. An einer einzigen Stelle kommt seine persönliche Anschauung leise zum Vorschein,[2] an zwei, drei Stellen giebt er etymologische Erläuterungen,[3] alle anderen Randbemerkungen sind schlichte Regesten.

Zu den ersten Band wurde ferner noch aufgenommen das fünfte, von Zauberern und Hexen handelnde Buch aus dem Formicarius des Dominikaners Johannes Nider († 1438). Diese, um die Zeit des Baseler Konzils abgefaßte Schrift schildert schon die meisten der in den späteren Prozessen zu Tage tretenden Hexenkünste. Der Formicarius wurde vor Fischart zweimal im 15. Jahrhundert und zuletzt

[1] Flögels Ausspruch (Geschichte der komischen Litteratur 3, 329), Fischart habe in den Randglossen seine satirische Laune nicht gänzlich bekämpft, kann ich nicht bestätigen.

[2] S. 370 citiert der Malleus ohne Namen zu nennen, Tells Antwort auf die Frage Geßlers bezüglich des zweiten Pfeils. Fischart setzt, augenscheinlich empört, an den Rand: Hoc vergit in ignominiam Wilhelmi Tell, Helveticae libertatis assertoris, quasi quoque Magus fuisset.

[3] 418, 451 und andere.

1517 in Straßburg durch Wimpfeling veröffentlicht.[1] Fischarts Anteil an der Neuausgabe dieser Schrift ist derselbe wie beim Malleus.[2]

Der zweite Band des Malleus hat den Titel: Tomus Secundus Malleorum Quorundam Maleficarum, Tam Veterum, Quam Recentium Autorum Continens u. s. w.[3] Er ist wie der erste Band in Frankfurt a. M. 1582 bei Basseus erschienen. Die Vorrede ist einem katholischen Priester, dem Prior des Frankfurter Karmeliter Klosters Patri Joanni Myntzenbergio gewidmet und wahrscheinlich darum nicht von dem Verleger Zetzner, sondern von dem Drucker Nikolaus Basseus unterzeichnet, und zwar Pridie Idus Martii Anno MDLXXXII. Die Vorrede erwähnt Fischart mit keinem Worte, doch es kann nach den oben citierten Stellen der Vorrede im ersten Bande keinem Zweifel unterliegen, daß Fischart auch für den zweiten Band die Redaktion besorgt hat. Dieser enthält neun lateinische Abhandlungen über das Zauber- und Hexenwesen von sieben verschiedenen Autoren: I. S. 1—33. Das Opusculum de artibus magicis ac magorum maleficiis von Bernhard Basin, einem in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu Saragossa lebenden Domherrn. Sein Traktat wurde zu Paris 1485 und 1506, dann bis auf Fischart (so viel uns bekannt ist) nicht mehr gedruckt.[4] II. S. 34—91. Der Dialogus De Lamiis et phytonicis mulieribus von dem angesehenen Juristen und Konstanzer Prokurator Ulrich Molitoris. Ein im Jahre 1489 dem Erzherzog Sigismund von Tirol erstattetes Gutachten, worin die Hexenkünste und Greuel als Träume, Einbildungen und Fabeln bezeichnet, doch zum Schluß den Hexen als Ketzerinnen, die sich dem Teufel verbunden haben, die Todesstrafe zuerkannt wird. Die zum Teil überraschend aufgeklärten und vernünftigen Erwägungen Molitoris' hat Fischart ebenso ohne persönliche Bemerkungen am Rande registriert, wie die geradezu entgegengesetzten Äußerungen der übrigen Autoren. Daß er von Molitoris' glücklicher Beweisführung gelegentlich selbst überzeugt wurde, ergiebt sich aus der Randbemerkung S. 86. Molitoris sucht klar zulegen, daß die Teufel nicht im stande seien, mit Menschen Kinder zu zeugen und Fischart setzt rühmend an den Rand: Pulchrum

[1] Näheres über Nider und seine Schrift über die Hexen vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 23, 645 f; Solden-Heppe 1, 244 f.; Schieler K., Magister Johannes Nider, Mainz 1885, S. 216—235.

[2] S. 755 ist ausführlich von Jeanne d'Arc die Rede. Fischart schreibt an den Rand (756): De hac Johanna virgine (quam historici Gallici la poucelle Joanne vocant) penes veteres & recentes Historicos adhuc sub iudice lis versatur, an Maga fuerit, vel Divinitus pro salute Franciae contra Anglos missa. Extant de ea integri libri hodie.

[3] Vgl. Wendeler, Meusebachs Fischart-Studien, S. 252 f.

[4] Vgl. Biographie universelle 3, 220.

argumentum ex Medicina desumptum contra generationem incuborum. Molitoris' Schrift erschien zu Köln 1489, dann in deutscher Übersetzung 1489, 1544 und 1575. Das Original scheint vor Fischart nicht wieder aufgelegt worden zu sein.[1]

III. S. 92—335. Unter den alten Schriften eine litterarische Neuheit, die ein Jahr vor Fischarts Edition 1581 zu Bologna herausgekommen war: Flagellum daemonum seu exorcismi efficacissimi & remedia probatissima ad malignos spiritus expellendos eorumque facturas & maleficia effuganda von dem Minoritenbruder Hieronymus Mengus. Eine Sammlung von zahlreichen Beschwörungsformeln zur Austreibung der bösen Geister für alle Arten der Besessenheit.

IV. S. 336—351. Von anderem Geiste ist die nachfolgende Schrift De probatione spirituum von dem 1429 verstorbenen Pariser Universitätskanzler Johannes von Gerson. Der bekannte Vorkämpfer der inneren kirchlichen Reformationsbestrebungen des 15. Jahrhunderts, der Verteidiger der Jungfrau von Orleans, wendet sich in dem vorliegenden Traktate gegen den Mißbrauch der Visionen.

V. S. 351—377. Thomas Murners Tractatus perutilis de phytonico contractu, ein Gespräch, in dem der Verfasser erzählt, daß er als Kind von einem alten Weibe lahm gehext und durch Gegenzauber wieder geheilt worden sei. Der Traktat erschien selbstständig nur einmal zu Freiburg 1499.[2] In einer Randbemerkung S. 374 weist hier Fischart auf Bodins Dämonomanie hin.

VI. S. 378—421 und VII. S. 422—451 zwei Traktate von dem Züricher Chorherrn Felix Malleolus Hemmerlin, auch einem Teilnehmer am Konstanzer und Baseler Konzil, wie Nider und Gerson. In der ersten Schrift De exorcismis bespricht Hemmerlin die bei den süddeutschen Landleuten seiner Zeit üblichen Zaubersegen und Beschwörungsformeln zur Heilung von Mensch und Vieh.[3] Er verteidigt diese abergläubischen Zaubermittel gegen ver-

[1]) Vgl. über Molitoris: Allgemeine Deutsche Biographie 22, 111; Soldan-Heppe 1, 272—275; Janssen 8, 512 und 552 f.

[2]) Die Bemerkung Goedekes im Grundriß[2] 2, 215 Nr. 5 „Wiederabgedruckt in Malleus 1600 u. s. w." muß dahin berichtigt werden, daß diese Jugendschrift Murners schon in der ersten Ausgabe des Malleus 1582 abgedruckt wurde.

[3]) Drei dieser aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammenden Segensformeln werden in deutscher Sprache mitgeteilt. S. 378 Zur Heilung einer kranken Kuh spricht man: „Ob das sey, daß Maria Magd oder Jungfraw ein Kind Jesum gebar, so komme diesem Thier das Blatt ab im Namen deß Vatters ꝛc." Blatt (in gutture quaedam passio) ist eine Geschwulst in der Kehle. Vgl auch Stalder 1, 183 „Geschwulst des Häutchens unter der Zunge". S. 399 Zur Heilung von Wunden:

schiedene Angriffe und sucht sie mit Berufung auf das Evangelium als zulässig und christlich zu erweisen. In der zweiten Schrift De credulitate daemonibus adhibenda handelt er über Gespenster und Teufelserscheinungen. Diese beiden Traktate wurden von Sebastian Brant in einer Gesamtausgabe der Schriften Hemmerlins 1497 veröffentlicht.

VIII. S. 452—619. Die Quaestio de strigibus von dem Pisaner Predigermönch Bartholomäus de Spina nach dem ersten Drucke vom Jahre 1523. Spina giebt hier eine Übersicht über das Hexen- und Dämonenwesen mit besonderer Berücksichtigung der oberitalischen Verhältnisse seiner Zeit. Leidenschaftlich eifert er gegen jene Laien und Priester, die das Werk der Inquisition zu stören oder zu verhindern trachten. Naiv in seinem Fanatismus beruft er sich auf den gesunden Menschenverstand und behauptet, daß all die Fabeln, die er vorbringe nullus sanae mentis negare debet (500). Das Äußerste in seltsamer Beweisführung leistet er mit der folgenden Erwägung: Die Inquisitoren, als gerechte und gottergebene Männer, können natürlich niemanden wegen bloßer Träume, Täuschungen und Lügenmärlein des Lebens berauben, da nun in Wirklichkeit zahllose Hexen von den Inquisitoren zum Tode verurteilt werden, ist somit der sichere Beweis erbracht, daß die von ihnen erzählten Schandthaten wirklich begangen worden sind (! 515 ff.).

IX. S. 620—704. Spina erhob noch einmal seine Stimme. Der zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Piacenza wirkende Jurist Johann Franz von Ponzinibius, ein weißer Rabe unter den italienischen Rechtsgelehrten seiner Zeit, hatte die meisten Hexengreuel, die Teufelsbuhlschaften, Luftfahrten u. s. w. geleugnet. Gegen diesen Frevler schrieb Spina 1525 seine In Ponzinibium de lamiis apologia quadruplex, worin er den Gegner zu widerlegen suchte und den Juristen überhaupt das Recht abstritt, in Hexenangelegenheiten mitzureden; davon verstünden nur die Theologen etwas.

Diese Schriften nun, von denen die meisten seit 60—80 Jahren nicht mehr erschienen waren, mußten bei ihrer Veröffentlichung Aufsehen erregen und im Kreise der Hexenrichter rasche Verbreitung finden. Die Hoffnungen des Verlegers sollten sich auch erfüllen, denn

„Christus ward geborn,
Christus ward verlorn,
Christus ward gefunden,
Der gesegnet diese Wunden
Im Namen deß Vatters ꝛc.“

S. 417. Gegen schädliche Würmer und Insekten: „Ich beschwöre euch Wurm bey dem Allmächtigen Gott, daß euch dise Statt oder Hauß als vnmähr seye, als vnmähr Gott ist der Mann, der ein falsch Vrtheil spricht vnd ein rechtes kan. Im Namen deß Vatters ꝛc.“

im Jahre 1588 erschien die zweite Ausgabe (B), im Jahre 1600 die dritte Ausgabe (C) dieses eigenartigen Sammelwerkes. Der erste Band von B hat einen von A zum Teil abweichenden Titel: Malleus Maleficarum De Lamiis et Stri- gibus et Sagis Aliisque Magis & Daemoniacis, eorumque arte & potestate & poena Tractatus Aliquot Tam | veterum, quam recentiorum auctorum: In Tomos Dvos distributi Quorum Primus continet | I Malleum Maleficarum Jacobi Sprengeri & Henrici Justitoris Inquisitorum. | II Joannis Nideri Theologi Formicarium de Maleficis earumque praestigijs ac deceptionibus. Secundus vero Tomus continet Tractatus VII suo loco singulariter enumeratos. | Omnes . . . Francofurti übereinstimmend mit A, dann die Jahreszahl CIↃ. IↃ. XIIC.[1]

Die Vorrede (Blatt 2a) hat die Überschrift: Ad reverendum virum eruditione et virtute praeclarum Dr. Henricum Schorum, praepositum Sarburgium. Praefatio Lazari Zetzneri bibliopolae Argentoratensis. Die Vorrede weicht vollständig von A ab. Zetzner ergeht sich hier im allgemeinen über Hexen, Zauberer und Dämonen. Bei der täglich zunehmenden Macht dieser Teufelsbrut sei es den Obrigkeiten und Richtern unerläßlich, sich über diesen Gegenstand näher zu unterrichten aus Schriften, wie sie der Malleus bringe:

Quorum aliquot tractatus, tam veterum, quam recentium auctorum, qui de maleficijs sagarum et praestigiis daemonum scripserunt, in Italia, Germaniaque antehac aliquoties, sed perperam admodum excusos; ac demum opera & fide Clar. V. Joannis Fischardi Jureconsulti, iterum recognitos & alicubi castigatos & in duas partes distributos, publici commodi causa, quod merito nobis omnibus propositum maxime esse debet, nunc demo prelo subiectos in lucem emittere nobis visum est. . . . Die Vorrede schließt mit den Worten: Argentorati Calendis Januarij novi anni ineuntis à Christo nato, Millesimo, quingentesimo, octavagesimo octavo, quem tibi & nobis omnibus faustum & felicem concedat Christus Optimus Maximus.

Der zweite Band von B hat denselben Titel wie A, nur unten die Jahreszahl CIↃIↃXIIC. Wörtlich die gleiche Vorrede mit A. Auf dem letzten Blatt: Francofurti ad Moenum ex Officina Typographica Nicolai Bassaei. Anno MDLXXXVIII. C. Der erste Band hat denselben Titel wie B, nur mit anderen Zeilenabsätzen. Unten MDC. Wörtlich die gleiche Vorrede wie B, auch mit dem älteren Datum. Auf dem letzten Blatt des Bandes: Francofurti ad Moenum apud Wolfgangum Richterum impensis Nicolai Bassaei. Anno MDC. Der zweite Band von C hat den gleichen Titel wie B und also auch

[1]) Exemplare von B befinden sich in Berlin, Darmstadt, Dresden, Göttingen, der zweite Band allein in Prag. Das Berliner Exemplar hat Herr Dr. Wolfgang Keller freundlichst für mich verglichen.

wie A, mit der Jahreszahl MDC, dieselbe Vorrede wie B und A: auf dem letzten Blatt: Francoforti. Ex Officina Typographica Joannis Sautii sumptibus Nicolai Bassaei MDC.[1] Die Texte, Kapitelüberschriften und Randbemerkungen sind in allen drei Ausgaben dieselben.

Wie Fischarts Übertragung des Bodin, so erfuhr auch seine Malleus-Ausgabe unberechtigten Nachdruck. Zu Lyon bei Peter Landry erschien 1614 ein Druck mit folgendem Titel: Malleus Maleficarum, | Ex Variis Auctoribus concinnatus & in tres Tomos distinctus: Quorum Postremus Qui | Fustis Daemonum Inscribitur | nunc primum reliquis adiectus est cum Fuga Satanae u. s. w. Lugduni MDCXIV. Ohne eine Vorrede. Der erste Band enthält den Hexenhammer und das fünfte Buch des Formicarius. Der beigebundene zweite Band mit dem Titel: Mallei Maleficarum. Ex plurimis Auctoribus Coademati Quorum nomina sequens pagella exhibet | Tomus Secundus u. s. w. Lugduni MDCXIV. enthält die gleichen Schriften wie der zweite Band des Fischartschen Sammelwerkes mit Ausnahme des Flagellum Daemonum von Mengus. Dieses Flagellum, sowie die Fustis Daemonum desselben Autors und die Fuga Satanae von P. A. Stampa sind mit je einem besonderen Titelblatt der Lyoner Ausgabe beigebunden. Obwohl nun diese Ausgabe weder Fischarts noch Zetzners Namen nennt, ist sie nur ein Nachdruck der Frankfurter Ausgabe und enthält sämtliche Randbemerkungen Fischarts.[2] Im Jahre 1669 erschien zu Lyon die letzte bekannte Ausgabe des Malleus unter dem Titel: Malleus maleficarum, maleficas et earum haeresim framea conterens, ex variis auctoribus compilatus et in quattuor tomos iuste distributus. Lugduni, sumptibus Claudii Bourgeat M DC LXIX. Sie enthält zum Teil andere Schriften als Fischarts Auswahl. Fischarts Randbemerkungen sind auch hier wieder verwertet worden. Nur einige wenige, so die oben S. 257 angegebene Bemerkung über die Jungfrau von Orleans ist ausgefallen. Auch auf diesem Gebiete reicht also Fischarts litterarische Einwirkung weiter, als es bisher bekannt war.

[1] Exemplare von C befinden sich in Berlin, Darmstadt, Dresden; der erste Band in Prag.

[2] Die deutsche Sprache war den Lyoner Druckern, wie es scheint, sehr fremd. Als Beispiel gebe ich den oben S. 258 Anmerkung erwähnten Segen nach dem Lyoner Drucke 2, 101: „Ob des sen, daß Maria Magd oder Jungfrawn, ein Rind Jesum Gebahr, sotoman diesen Thier das Blatt ab, im Namen deß Vatters ꝛc.“

# Tobias Fleischer.

Von Leonhard Neubaur in Elbing.

Neumeister erwähnt in seinem Abriß der deutschen Litteraturgeschichte des 17. Jahrhunderts auch Tobias Fleischers „Erstlinge von Tragödien", denen er seine Anerkennung nicht versagt;[1] von dem Leben und sonstigen litterarischen Wirken des Mannes ist ihm ohne Zweifel nichts bekannt geworden. Ebensowenig wußte man in späterer Zeit etwas anderes über ihn, als was er selbst auf dem Titelblatt und in der Vorrede zu der genannten Schrift angiebt, daß er nämlich in Beziehung zu dem oldenburgischen Hofe gestanden hatte,[2] weil die Angaben, die ein Gelehrter seiner Vaterstadt, Seyler im Jahre 1742 über ihn machte, unberücksichtigt geblieben waren. Der Elbinger Rektor kannte freilich auch nur zwei Jugendschriften Fleischers; wie es sich mit den beiden andern von ihm verzeichneten Büchertiteln verhält, wird am Schluß erwähnt werden. Im Folgenden fasse ich zusammen, was sich über den Dichter hat ermitteln lassen.[3]

Tobias Fleischer ist 1630 zu Elbing geboren als der Sohn eines Kleinbürgers,[4] Philipp Fleischer, der seinen beiden Knaben, dem

[1]) Erdmann Neumeister, De poetis Germanicis 1695 p. 33: „Quibus dum primitiis facit, gravitate ornatuque ingenioso, thure velut suaveolenti conciliatus facile ipsi ridet totus Parnassidum chorus.

[2]) Adolf Laun, Die ältesten deutschen Übersetzungen einiger Dramen von Corneille (im Archiv für Litteraturgeschichte 3 (1874), 249—269, über Fleischer 251. 252), giebt einige Auszüge aus der Vorrede zu den Erstlingen und bespricht ganz kurz die Gedichte und Übersetzungen. Bolte, Molière-Übersetzungen des 17. Jahrhunderts (in Herrigs Archiv 82 (1889) gedenkt auch (S. 111. 112) Fleischers Übersetzungen und nennt zuerst die handschriftlich erhaltene Gedichtsammlung. Goedeke kennt nur das in Göttingen befindliche Exemplar der „Erstlinge" (Grundriß [2] 3, 222).

[3]) Folgendes Material stand mir zur Verfügung: Georgii Danielis Seyleri . . Elbinga Litterata h. e. Elbingensium sive nominis seu eruditionis fama domi forisque clarorum qui diem suum obierunt, memoriae. Elbingae 1742 4° p. 125. 126. (Ich benutze das in der Elbinger Stadtbibliothek befindliche Exemplar des Verfassers mit seinen Zusätzen); Angaben aus dem Stadtarchiv zu Elbing, dem Großherzoglichen Haus- und Centralarchiv zu Oldenburg und dem Reichsarchiv zu Kopenhagen. Herrn Archivrat Sello zu Oldenburg und dem Vorsteher der historischen Abteilung des dänischen Reichsarchivs, Herrn Dr. C. F. Bricka spreche ich auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank aus.

[4]) Seyler nennt ihn „civem honestum ac manubialistariae ut vocant fraternitatis scribam, also Schreiber der Schützenbrüderschaft. In dem Protokollbuch der Weißgerber zu Elbing von 1587—1822 findet sich folgende Angabe: „Im Jahr 1639 den 19. Januarii hatt E. E. W. den semschmacher vnd Weisgerber einschreiber mit Nahmen phil.p Fleischer angenommen. Sein lohn ist 4 fl.,

ältern Tobias und dem jüngern Philipp eine gute Erziehung geben ließ.[1]) Noch als Schüler gab Tobias sein, wie es scheint, erstes Gedicht heraus (Nr. 1), das in ziemlich fließenden Versen die Hochzeit eines Elbinger Patriziers verherrlichen sollte. Nachdem er im Eingange die Veränderungen der Natur während der einzelnen Jahreszeiten kurz erwähnt hat, fährt er fort:

So geht es immer zu auff diesem rund der Erden;
Bald lachet Lust und Wonn, bald mütten die Beschwerden
Nach Regen Sonnenschein nach Frewde Schmerz und Leidt
Beständigers ist nichts als unbeständigkeit.
Ihr o verliebtes Paar / ihr Hertzen jung an Jahren
Und du o schönste Braut / hast solches gnug erfahren
Da dir vor wenig zeit dein Daphnis deine Wonne
Der aller Schäffer ruhm must gar zu früh davon.

Es folgen Lieder der Amarillis und des Mirtillus, die das frühere herbe Geschick beklagen und das gegenwärtige Glück preisen, woran sich zum Schluß Wünsche des Dichters und des „Chors der Nympffen" für das fernere Wohl der Neuvermählten anschließen.

In seinem 19. Jahre ging Tobias nach Bremen, um das akademische Gymnasium zu besuchen,[2]) das sich eines großen Rufs er-

als jeder quardal 1 fl. und so ein knecht in die lehr geschrieben, soll ihm geben 15 gr. und wen er frey gesagt 15 gr. Gott gebe gluck darzu." Im Jahre 1644 wird ein anderer gewählt. Seylers Angaben sind deshalb nicht zu verwerfen, weil Fleischer beide Ämter verwaltet haben kann. In einer anderen Angabe (siehe die folgende Anmerkung) wird er Invitator, also wohl „Lohndiener" genannt.

[1]) Einer Tochter von ihm wird in folgender Notiz eines Totenregisters gedacht: (Es starb am 8. August 1655) Elisabeth, Petri Brands Uxor, Philippi Fleischers, Invitatoris, f. — Nach Seyler besuchte Tobias das Elbinger Gymnasium und wurde hier von dem Rektor Michael Mylius, dem Konrektor Meninger und dessen Nachfolger Cramer unterrichtet. Ich habe seinen Namen in der noch erhaltenen Matrikel des Gymnasiums nicht finden können, sondern nur den seines Bruders Philipp, der am 13. Juni 1645 in die Classis VII. die unterste Klasse (nach den beiden Vorschulklassen) aufgenommen wurde; im Wintersemester 1649 wird er in den Schulgeldlisten als Zögling der Classis V aufgeführt; die Listen von 1650 fehlen; seit 1651 ist er nicht mehr genannt, wird also wohl abgegangen sein. Über ihn, dessen Geburtsjahr nicht zu ermitteln ist, möge noch die Bemerkung erlaubt sein, daß er (nach Seyler) Soldat wurde, in dänische Dienste trat, an verschiedenen Kriegen teilnahm und als Oberst an einer Verwundung starb („a. 1681 aetat. quadragesimo lethali vulnere extinctus est." Die Zahl 40 kann nach obiger Angabe schwerlich richtig sein). Descendenten desselben leben noch in Norwegen und sind von Adel.

[2]) Seyler a. a. O.: eos in patrio Lyceo studiorum fecit progressus, ut jam anno aetatis undevigesimo exteras Musas salutaret, ac cum primis Bremae indefessam litteris operam daret. Anmerkung von Seyler: Ut patet ex carmine honoribus Frid. Hoffmanni 1649 Bremae disputantis ab ipso compositio. Dazu macht Nicolaus Tolckemit († 1759) in seiner Übersetzung von Seylers Schrift (Handschrift des Elbinger Archivs E 38) S. 89 den Zusatz: „Er

freute[1]) und auch von andern Elbingern jener Zeit als Vorbereitungsanstalt für das eigentliche Universitätsstudium gewählt wurde. Die hier entstandene poetische Stilübung (Nr. 2, in Hexametern geschrieben, welche die Argonautenfahrt zum Thema wählt und dabei christliche Ethik lehrt, enthält am Schluß in drei Sapphischen Strophen den eigentlichen Kern der Auseinandersetzung:

Christus est Jason reparans Salutis
Aureum vellus: Domuit barathri
Igneos tauros: Domuit superno
Marte Dracones.
Mille per sortis dubiae procellas,
Mille per Fati rabidi phalanges
Aureas dotes dabit ille, coeli
Dulce brabeum.

Im Jahre 1651 finden wir Fleischer auf der Universität zu Helmstedt, zunächst mit juristischen Studien beschäftigt, die ihn aber nicht befriedigt zu haben scheinen, weshalb er in einem an den Rat der Stadt Elbing gerichteten Schreiben seinen Entschluß äußert, auf Anraten des Vertreters der Mathematik in Helmstedt diesem Studium in Wittenberg sich zu widmen, welches daselbst zwei namhafte Vertreter habe; überdies sei das Leben daselbst billiger; er hoffe, sein Plan werde die Billigung des Rats finden.[2]) Doch scheint derselbe, welcher ihm ein halbes Jahr vorher ein Stipendium von 70 Reichsthalern verliehen hatte,[3]) damit nicht einverstanden gewesen zu sein, da der Brief, mit welchem Fleischer ein Trauergedicht auf den 1653 zu Blois als Studenten verstorbenen Sohn des Elbinger Burggrafen Helwing einsendet (Nr. 4), wieder aus Helmstedt datiert ist.[4]) In

ist desselben (Hoffmann's † 1673 als Rektor in Elbing) vertrauter Freund Lebenslang gewesen, wie solches die noch vorhandenen Briefe von ihm ausweisen." Diese Briefe sind jetzt nicht mehr vorhanden.

[1]) Nach seiner Reorganisation 1584 kam es einer kleinen Universität gleich und hatte alle vier Fakultäten; Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts I 213; Köpe in der Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens 2 3, 293.

[2]) Helmstadii 53. 8. Febr.: . . . Placet itaque si Mgn. non displiceat Senatui, autorem sequi clarissimum Nostrum Matheseos Professorem, qui Wittebergam duobus jam non sane infimi subselii viris, altero superiorum, altero inferiorum Mathematum doctore claram, adire suasit ac persuasit. Claret Witteberga insigni hac laude, quod pauperum quoque Musarum liberale sit hospitium, quale non possum non exoptare, qui exsanguem nunc una cum enervato corpore circumfero crumenam. Dieser Brief wie der gleich zu erwähnende ist nur in einer Abschrift aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts vorhanden (Elbinger Archiv).

[3]) Recessus Publicus de Anno 1637 bisz 1677, opera et studio Jacobi Langii Cos. Zum 3. Juli 1652. (Manuskript)

[4]) Helmsteti 54. 3. Febr. Eine Oratio parentalis Francisco Helwingio habita, Elbingae 1653 rührt von dem vorher erwähnten Friedrich Hoffmann her.

die erste Zeit seines Aufenthaltes daselbst fällt die wohl ungedruckt gebliebene Gedichtsammlung „Die geistliche Galatee“ (Nr. 3), welche in 40 Sonetten das Thema von der Vergänglichkeit alles Irdischen variiert. Als Probe möge das erste Gedicht folgen, das die auf dem Titelblatt befindliche Zeichnung erklären soll.

Die Geistliche Galatee.

Ade du Schiff der Zeit, ihr blinden Zaubereien
Die ich noch nie erkand, geb' ich schon gute nacht
Du tolles Venus-volk, ich bin von dir verlacht
Weil mich der Himmels-durst leit nach dem Liebsten freyen
Der mehr als irdisch ist: Wie kan es mich gereuen
Der Himmel ist mein freund, mein Jesus mir zulacht
Er meiner Seelen Schatz: seht was die liebe macht
ich buhl nach ewig-sein, mein lieb gibt mir auf freuen
Zum Brautschatz seinen Thron: jedoch wo werd' ich finden
Den meine Seele liebt: die schwere bürd der Sünden
leit mich nicht Himmel-an, der erd-kreis ist zu weit
Doch bleibt er mein, ich sein, auch Klotho soll nicht scheiden
mein herz von seiner lieb weil ein herz in uns beyden
Drum weg mit jener lieb, Ade du gifft der Zeit.

Im November des Jahres 1654 erhielt Fleischer die Berufung an das Elbinger Gymnasium.[1] Da er aber inzwischen nach Heidelberg gegangen war (Matrikel der Universität, herausgegeben von G. Toepke 2, 320. 1654 Nr. 36: Tobias Fleischer, Elbingä-Prussus. Oktober 25), so konnte oder wollte er derselben nicht sofort nachkommen, weshalb die Stelle bei seiner Rückkehr ohne Zweifel besetzt und er auf Wartegeld angewiesen war.[2] Dagegen hatte ein Loblied (Nr. 7) auf den schwedischen Generalgouverneur von Preußen, Erich Oxenstierna, den Sohn des großen Kanzlers, den „reichbegabten Helden“, „dem Sieg, Glück, Ruhm und Ehr sich hat zu Dienst gestelt,“ der dem Vater in allen Stücken gleich sei, „vor dem sich eben wol die frembden Häupter beugen,“ die Folge, daß er in die schwedische Kanzelei aufgenommen wurde.[3] Zu demselben Jahre schrieb er sein Trauergedicht auf den Tod der jugendlichen Gattin des unglücklichen schwedischen Obersten von Rosen (Nr. 8), der nicht lange darauf wegen der gegen ihn erhobenen Anklage des heimlichen Einverständnisses mit den Polen zu Marienburg auf dem Schafott starb.[4] Am Schlusse wendet sich der Dichter an den Gatten:

[1] Lange a. a. O. zum 11. November 1654: „Tobias Fleischer ad functionem scholasticam vociret worden.“

[2] Lange zum 29. Oktober 1655: „Tobias Fleischer 20 Thaler Wartegelder hier bekommen.“

[3] Lange zum 23. März 1656.

[4] Theatrum Europaeum 8, 132. — D. v. Hoogstraten en M. Brouërius van Nidek, Groot algemeen historisch Woorden-Boeck. Amsterdam 1732. 9,

Und ihr O Held hemt eure Schmertzen
Stelt euer blasses Trauren ein
Geht schon ein stück von eurem Hertzen
Es wird euch unverlohren seyn
Denckt eure Rose ist versetzet
Da wo des Himmels Tau sie letzet.

Im Anfange des Jahres 1657 ist Fleischer noch in Elbing (Gedicht Nr. 9); dann scheint er die Reise nach Holland angetreten zu haben, von der Seyler spricht.[1] 1661 finden wir ihn in Oldenburg;[2] doch hat er vielleicht erst im folgenden Jahre eine Stellung bei Hofe erhalten, zunächst als Sekretär des natürlichen Sohnes des Grafen Anton Günther, Antons von Aldenburg, als welcher er (August 21. — Dezember 6. 1662) in politischer Mission nach Schweden ging.[3] Seit 1663 gräflicher Privatsekretär, befand er sich in diesem und dem nächsten Jahre mit dem Drosten von Witzendorf in Regensburg, ebenso war er 1665 in Regensburg, dann in Wien. In Oldenburg entstand auch die Übersetzung zweier Dramen Corneilles, die er gleichzeitig mit einer Sammlung von lyrischen und epischen Dichtungen herausgab. Die Übertragung der französischen Tragödien ist, wie Laun bemerkte,[4] „trotzdem, daß sie genau den Alexandriner mit wechselnden männlichen und weiblichen Reimpaaren und der stehenden Cäsur innehält, auffallend wortgetreu, sie bekundet, daß der Verfasser sein Original meist richtig verstanden hat und eine gewisse Virtuosität in der Verskunst besitzt". Die selbständigen Dichtungen preisen besonders Mitglieder des oldenburgischen Hofes, in

138. — C. Theodor Zamehl († 1698) Zeitregister 1, 109 (Manuskript des Elbinger Archivs).

[1]) S. 125: Inde (von Bremen aus) lustratis variis Germaniae Belgiique provinciis.

[2]) Die Gedichte der Sammlung von 1666 Nr. XII an die regierende Gräfin von Oldenburg und Nr. XVIII an die Gemahlin des Landdrosten von Cötteritz stammen aus dem Jahre 1661.

[3]) Das Folgende, meist nach Oldenburger Archivalien, ist entnommen dem Diarium Fleischers, sowie seinen Briefen an den Grafen Anton Günther, den Rat Hespen und den Drost von Cötteritz. Für die Sendung im Jahre 1662 weiß Joh. Just Winkelmann, Oldenburgische Frieden- und der benachbarten Örter Kriegs-handlungen (Oldenburg 1671) nur folgenden Grund anzugeben: Fol. 504, 505 (zum Jahre 1662) „Die Königin zu Schweden, Fr. Hedwig Eleonora, hat, zu stets wehrendem Andencken, bishero ihrer hohen Anverwanden und fürnehmer Freunden Contrefaiten gesamlet, und unter andern auch den Herrn Grafen zu Oldenburg um Übersendung seines und seiner Fürstl. Gemahlin Contrefaiten ersuchet. Als nun bey gegenwärtiger Herbstzeit der H. Graf solche begehrte beyde Contrefaiten durch seines Sohns H. Graf Anthons Secretarium Tobiam Fleischern gehorsamst überschickt, sind selbige sehr angenehm gewesen, gleich Ihrer Kön. M. Hand- und Dankbrieflein bezeuget" u. s. w. Fleischer überbrachte dann auch die Bilder ihrer Familie dem Oldenburgischen Hofe.

[4]) A. a. O. 252.

erster Reihe den regierenden Grafen, dessen überschwengliches, uns etwas seltsam anmutendes Lob in dem Munde eines Hofmanns jener Zeit doch verständlich erscheint, besonders wenn man erwägt, daß der Graf es verstand, unter den schwierigsten Verhältnissen für die Wohlfahrt seines Landes in erfolgreicher Weise zu wirken, so daß er „jetzt noch im oldenburgischen Volksbewußtsein populär fortlebt", daß er „für sich jede Standeserhöhung abschlug, obgleich ihm, wie von Halem sagt, weiter nichts fehlte als ein Königreich, um als großer König zu glänzen".[1] Außer ihm werden in Fleischers Dichtungen auch andere einflußreiche Persönlichkeiten verherrlicht, so der chur-mainzische Abgesandte auf dem Regensburger Reichstage von 1664, Baron von Boineburg (Gedicht XIV):

dem die gantze Seel vertraut das Teutsche Reich;
Sein ungeheurer Fleiß und seine Wachsamkeit
Verdient das wan nur Gott Glück Sieg und Heil verleiht
Man dem von Boineburg sich ewiglich verpflichtet
Das gantze Haupt Werck hat erst auff die Bein gerichtet.

Die Totenklage über den Grafen Königsmark (Nr. XIII) preist in erster Reihe den Eroberer Prags:

Die ward dem tapfern Held zur Neides-wehrten Beute;
Prag sag' ich abermahl der Königliche Thron
Der Sitz der Tapfferkeit das Zeughauß der Bellon
Das sich befestigt hielt mit Ketten an den Himmel
Fiel sonder Blutstürtzung / ohn' alles Mordgetümmel /
Ohn Schwerd-schlag in die Hand dem großen Sieges-Mann /
Den sonder Heucheley ich so wol nennen kan:
Drumb daß Er hie den Quell des Krieges zugestopffet
Das Er den goldnen Palm des Friedens hie gepropffet /

Der „Lob-Reim" auf Friedrich von Cötteritz, seinen „höchst geneigten grossen Patron und Beförderer", einen Mann, den auch Balthasar Schuppius zu schätzen wußte,[2] wurde nach dessen Tode († 13. August 1666)[3] wörtlich in das „Ehren-Gedächtniß" aufge-

[1] Merzdorf in der Allgemeinen Deutschen Biographie 1, 493.

[2] In der Vorrede zu der Schrift: „Salomo oder Regenten Spiegel, vor gestellet aus denen eilff ersten Capituln deß ersten Buchs der Könige" sagt er, er halte sich nicht für „iufficient", das Leben der Könige von Juda und Israel vom politischen und theologischen Gesichtspunkt aus zu betrachten; das könnten aber drei vornehme Freunde von ihm, die Universitätsbildung hätten, außerdem noch „heutiges Tages in dem grossen Welten-Buch lernen, an grosser Herren Höfen leben und täglich sehen, was in Politicis für ein Unterschied sey inter Theoriam et Praxin". Dazu gehöre auch Cötteritz, „dessen hohen Qualitäten Ihre Hoch Gräfl. Gn. von Oldenburg in unterschiedenen Legationen und Expeditionen gar nützlich gebraucht haben".

[3] Sein Leben ist beschrieben in dem Cippus memorialis . . Sebastiano Friderico a Cötteritz . . erectus a Johanne Justo Winkelmanno. Oldenburgi

nommen (circa 450 Verse), nur mit einer Einleitung und einem Schluß versehen. In ihm wird sein Studiengang zu Wittenberg unter Buchner, dem „teutschen Cicero" — er studierte, was nicht erwähnt ist, auch in Leipzig — die Reisen und politische Thätigkeit des oldenburgischen Landdrosten als Gesandten an den Höfen von Schweden, Dänemark, England hervorgehoben und der hohen Geistesgaben des Verstorbenen gedacht. Dabei findet sich eine Charakteristik der Herrscher, in deren Ländern Cötteritz vorübergehend weilte, auch eine Schilderung des schwedisch-dänischen Krieges von 1657/58. Von Cromwell, dem „glücklichen Tyrannen", heißt es, daß ihn

gleichsam must anbeten
Das stolze Spanien der Schreck der meisten Welt
Bud der dem Wasser Löu so in das Aug getreten
Das auch sein Schatten fast ihn noch in Furchten helt.
Ich weiß nicht welcher hie und dort der Potentaten
Ihn mit des Bruders Nahm unweißlich hat beehrt
Der lezt doch meist verfault vor seine Schelmen-thaten
Durch eines Büttels Hand ward an den Baum empört.
Doch sey er wer er will die ungemeinen Gaben
Die waren wunderbar bey aller Welt geacht't
Und dürften künftig noch so wol den Nachruhm haben
Als ihm sein böses Werck die Unehr ewig macht.

Die nach dem Tode des letzten Grafen von Oldenburg (19. Juni 1667) infolge der Teilung des Reiches entstandenen Erbstreitigkeiten, welche der Herzog von Schleswig-Holstein-Plön als näher berechtigter Agnat veranlaßt hatte, scheinen bei Fleischer den Entschluß hervorgerufen zu haben, Oldenburg zu verlassen. In einem Schreiben, das am 17. September 1669 in einer Ratssitzung zu Elbing verlesen wurde, hatte er „sich zu der Stadt Diensten offerirt" (Lange a. a. O.). Doch wurde sein Gesuch ohne Zweifel nicht berücksichtigt. Deshalb blieb er vorläufig im Dienste des Grafen Anton I. von Aldenburg, als dessen Bevollmächtigter er 1671 „bei der Aussonderung der Bareler Archivalien aus dem oldenburgischen Archiv beteiligt war."[1] Er kam darauf — das Jahr und die Veranlassung sind unbekannt — an die von dem Herzog Johann Friedrich zu Hannover begründete

o. J. 40 S. 4°; davon eine deutsche Übersetzung: Gedächtnis-Seule . . Herrn . . von Cötteritz . . aufgerichtet . . . Aus dem Lateinischen ins Teutsche versetzet durch Johann Schmidten. Oldenburg o. J. 56 S. 4°. M. Cadovius. Visio dei beatifica. das ist Christlicher Leich Sermon . . Bey hochansehnlicher . . Leichbegängnis des Sebastian Friedrich von Kötteritz. Oldenburg o. J. 4°, darin S. 29—51 die Personalien. (Alle drei Schriften auf der Königl. Bibliothek zu Kopenhagen.)

[1]) Varel und Kniphausen gehörten dem Grafen zu Aldenburg, während Oldenburg und Delmenhorst zunächst an Dänemark, darauf an den oben genannten Herzog von Schleswig-Holstein kamen, der die Länder 1676 an Dänemark abtrat.

Bibliothek.[1] In einem Briefe des ersten Bibliothekars zu Wolfenbüttel, David Hanisius (1666—1682) an Fleischer vom 25. August 1676 wird diesem unter anderem nahegelegt, zu Gunsten der deutschen Gemeinde in Christiania, die einen eigenen Prediger zu halten wünsche und dem Hanisius im Falle des Gelingens ein bedeutendes Geldgeschenk in Aussicht gestellt hätte, bei dem Herzog Johann Friedrich zu intervenieren.[2] Es ist mir nicht bekannt, wie Fleischer sich dazu stellte. Im September desselben Jahres gab er seine Stelle auf, in die dann Leibniz trat, und ging nach Kopenhagen,[3] und zwar als Kammersekretär des Prinzen Georg.[4] Als der dänische König sich 1684 des Schlosses Gottorp in Schleswig bemächtigte, wurde Fleischer nebst einigen andern mit der Durchsicht des dortigen Archivs beauftragt. 1685 schickte man ihn nach Norwegen, um die Protokolle für eine Bergkommission zu führen. Zum Bergrat ernannt, fand er zwar wegen seines Eifers Anerkennung; aber sein schroffes Wesen entzweite ihn bald mit seinem Vorgesetzten, dem Berghauptmann Schlanbusch. Das veranlaßte ihn ohne Zweifel, sich noch einmal an seine Vaterstadt zu wenden, aber wieder ohne Erfolg.[5] Am 8. Juni 1689 auf seinen Antrag entlassen, begab er sich von seinem bisherigen Wohnorte Kongsberg in Norwegen nach Kopenhagen zurück, wo er als Privatmann lebte und in den letzten Tagen des November 1690 starb. Seine Witwe Ursula, die noch 1708 am Leben war, bat in einer an den König gerichteten Bittschrift vom 1. Dezember um die rückständige Besoldung ihres Mannes, damit sie die Kosten für sein Begräbnis und den Unterhalt für sich und ihre Kinder bestreiten könnte. Ein Sohn, Georg Christian, geboren am 11. August 1684 in Kopenhagen, starb am 26. September 1746 zu Altona als Prediger.

Im Folgenden gebe ich ein Verzeichnis der Fleischerschen Schriften, soweit sie mir bekannt geworden sind:

---

[1] Commercii epistolici Leibnitiani tomi prodromi pars altera. Recensuit J. D. Gruber 1745. p. 1293: Quo fato Hannoveram venerit [Fleischer], nescio, bemerkt der Bibliothekar Gruber. — H. J. Bytemeister, Commentarius historicus de Augustae Domus Brunsvigio-Luneburgensis meritis in rem litterariam. Helmstadii 1730, p. 164.

[2] Bei Gruber a. a. O. 1293—1296. Briefe von Fleischer an Hanisius aus den Jahren 1675, 1676, 1680 befinden sich in Wolfenbüttel vgl. Heinemann, Die Handschriften der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Fünfter Band (1895), Nr. 2150 (f. 197 - 219[1]). Mir waren sie nicht zugänglich.

[3] Bodemann, G. W. Leibniz. Festrede. Hannover 1876, S. 7.

[4] Das Folgende nach den Mitteilungen aus Kopenhagen, teilweise im Wortlaut.

[5] Elbinger Ratsprotokolle vom Jahre 1687. Sitzung vom 4. April, fol. 101: „Literae Tobiae Fleischers vorgetragen. Concl. Daß die Beantwortung auff fernere überlegung außgestellt bleibe."

1. Hochzeit-Gedichte zu . . Ehren . . Herrn Andres Braunen des Jungen . . vnd der . . Cordulä Wolfin H. Alexander Braunen Sel. hinterlassenen Fr. Wittwe . . den 29. December . . 1648 gehalten. Gedruckt zu Elbing bey Achatz Corellen o. J. 8 Blätter 4°.

Enthält zwei Gedichte, das erste von Jacob Schmidt Elb; darauf folgt:

Hochzeitlich Ehrengedichte. Vnter entlehnten Nahmen der Schäffer vnd Schäfferinnen; da denn mit dem Nahmen Daphnis der abgelebte Mann Herr Alexander Braun; Mirtillus der Hochgeehrte Herr Bräutigam Andreas Braun, vnd Amarillis, die Tugend — Vollkommene vnd mit reicher Schönheit von dem milden Himmel begabte Fraw Braut Cordula Wolfin bezeichnet. (Am Schluß:) Zu Ehren auffgesetzt Von Tobias Fleischer Elb: (12 Seiten umfassend). Stadtbibliothek zu Danzig XV. q. 76 (135).

2. AUREUM | VELLUS VIR-TUTIS | Carmine Heroico descriptum | à | TOBIA FLEJSCHER | Elbingâ-Borusso. | Quod permissu Superiorum publicè reci-tabitur in Auditorio Majori Illustris Bre-mensium Athenæi Ad diem 23. Jan. hor. à meridie prima. Ad cujus benevolam auscultationem reverenter & | officiosè invitantur omnes bonarum artium Mecoenates, Patroni, Cives. | (Vignette) | BREMÆ, | Typis Bertholdi de Villiers, ibidem Scholæ Typogr. | Anno MDC.L. |

Die Vignette zeigt eine weibliche Figur, die in der linken Hand ein Schwert hält und sich mit der rechten auf einen Schild stützt; um dieselbe zieht sich die Inschrift: VIVE UT VIVAS.

24 Seiten 4°. Sign. A 2 — C 2.

Elbinger Stadtbibl. (J 4) und Stadtarchiv (Misc. 25). Königl. Bibl. zu Kopenhagen (75[1]—147).

3. Die geistliche Galatee | (Titelbild) | Tobias Fleischers. (Auf dem zweiten Blatt:) Der Erste Theill | Der Geistlichenn Galatee | Im Jahr | 1651 | (Auf der Rückseite dieses Blatts:) Der Durchlauchtigen und Hochgebornen Fürstinn und Fraun. Fraun. Sofia Elisabeth, gebornen Hertzoginn zu Mecklen-burg etc. Hertzoginn zu Braunsch. und Luneb. etc. Meiner gnädigsten Fürstinn und Fraun. | übergiebet Dieses | in höchster unterthänigkeit | Tobias Fleischer. | Von Elbing aus Preußen. | (Links davon:) Helmstatt.

Die auf dem aus Pergament bestehenden Titelblatt befindliche Zeichnung stellt im Vordergrunde eine weibliche Gestalt dar, die nach dem Kreuze emporsieht, das sie in der linken Hand hält. Vor derselben ein großes Schiff im Hafen; rechts davon ein Castell und weiter ein zweites kleineres Schiff; im Hintergrunde Gebäude.

Sehr klein und zierlich geschriebenes Manuskript. 23 gez. Blätter. quer 8°. Königl. Bibliothek zu Berlin (Ms. germ. Octav 110).

4. Elogium oratorium in Franciscum Helvingum Elb. (Mich. Prae Cos. fil.) in Gallia mortuum. Helmstadii 1654. 4°. (Nicht gesehen und nach Seyler aufgeführt.)

5. Ehren-Geticht | Auff Herrn Georg Lardings | Bräutigams | Vnd | Jungfr. Elisabeth Strejaum | Braut | Hochzeitliches Frewden-fest | Auffgesetzt | Von | Tobias Fleischer. | Gedruckt zu Elbing, bei Achatz Corellen. | o. J. (22. Juni 1655.)

2 Blätter 4°. Elbing, Stadtbibl. (L 7. Hochzeitsgedichte von 1646—1662 [Nr. 105]).

6. Pia pollinctura seu funebris cura, quam manibus beatissimis Elisabethae Hoppiae, Sigismundi Meienreisii, olim in republ. Elbingensi Burggrabii et Praeconsulis viduae, cum anno M.DC.LV. 4 Septembris ultimum Vale diceret, piae manus honoris et memoriae caussa adornarunt. Elbingae, Typis Corellianis. 8 Blätter 4°. Darin auf Bl. 6:

Trost-Schrifft über den Seligen hintritt Der . . Fr. ELI=ABETH HOPPIN Des . . Sigismund Meyenreiß, Bürgermeistern, hinterlassenen Wittiben.

EJn schöner Apffel ist die Welt / u. s. w.

(24 sechszeilige Strophen.)

Auffgesetzet von

T. Fleischer.

Elbing, Stadtarchiv (Misc. 12. fol. 239—245).

7. Treu-gemeinter Willkom || An den | Erlauchten Hoch-Wol-Gebornen | Hn: ERICH OXENSTIRN AXELSOHN | Der Königlichen Maytt und dero Reiche Schweden Rath / Cantzlern || und Präsidenten des Reichs Commercien-Collegii, sampt General Gouverneur in || Preussen . . . || Als Ihre Hoch-Gräffl. Excellentz nach glücklich-getroffenen Ruhestand | mit Ihrer Churfl. Durchl. zu Brandenb. abermahl Ihr || beliebtes Elbing ersuchete: | Sonnette: || (Am Fuß rechts:) Demütigst übergeben durch T. Fleischer 1656. 3. Febr. ||

O. O. 1 Blatt fol. in zwei Spalten gedruckt.

Elbing, Stadtbibl. X. 1. Misc. 1 [Nr. 4].

8. Wahrer Christen wahre Freude . . Bey der . . Leichbestätigung der . . Fr. Anna Magdalenen von Bngern, Des . . Herrn Johan von Rosens, Seiner HochGräffl. Excell. des Hn: Reichs-Cantzlers Oxenstiern Leib Regiments zu Roß Wolbestalten Herrn Obristen . . Ehe-frauen. Welche den 1. August Monats Tag dieses jetzlauffenden 1656sten Jahres in der Neu-Städtischen Kirchen zu Elbing . . beygesetzet ward. Vorgestellet . . von CYRIACO MARTINI zu Sr. . . Excell. Leib-Regiment beruffenen Prediger. Gedruckt zu Elbing . . 1656. 4°. Darin auf Bl. G b:

Traur-Gedicht.

DEr müst ein Hertz von Eisen haben /

(12 sechszeilige Strophen.)

Auß mitleydendem Gemüthe || eylfertig auffgesetzet | von || Tobias Fleischer. ||

Elbing, Stadtbibl. SS 3 (Leichen-Predigten [Bl. 501 und 502]).

9. Lobgeticht || Auff Hochzeitliche Ehren-Freude || . . . || Herrn Michael Sieferts || Bürgermeistern || und || . . . || Frawen Dorothea Henningin | . . . || Herrn Johan Jungschultzen / weyland . . || Rahtsverwandten der Stadt Elbing || hinterlassenen Wittiben / || So den 9. Januarii des 1657. Jahres gehalten | in Elbing. || (Am Schluß:) Tobias Fleischer. ||

O. O. u. J. 2 Blätter 4°. Elbing, Stadtbibl. L 7 (Hochzeitsgedichte von 1646—1662 [Nr. 118]) und Stadtarchiv (Misc. 10).

10 a. Glaubens-Gnaden-Helden- und | Liebes-Spiegel | Durch || Zwo Traur-spiele | Polieyt und Cinna || In || Französischen Reymen || dargestellet. | Von || Dem berümbtesten Poeten | Herrn Corneille. || und in || gleichsylbige Teutsche Reimart || übersetzet || Von || T. Fleischer / Gräfl: Oldenb: || Reise-Secretar. | (Kleine Vignette) || Oldenburg / gedruckt bey Joh: Erich Zimmer. | Im Jahr Christi 1666. ||

4 Blätter Vorrede und 344 Seiten. 8°. Sign. )o( ji + A — Yij. S. 1—97 Polieyt; S. 99—192 Cinna; S. 193—344: T. F. | Erstlinge | Von | Helden-Reimen und | anderen | Tichtereyen. |

Großherzogl. Bibl. zu Oldenburg (O. 132).

10 b. T. F. || Erstlinge von Tragedien / || Helden-Reimen / || Vnd andern || Tichtereyen. || (Kleine Vignette.) || In Verlegung Peter Kohlers | 1666. |

336 Seiten 8°. Sign. A — Xv. Königl. Bibl. zu Berlin (Yi 6361). Ein unvollständiger Nachdruck von 10 a. Es fehlt ihm die Vorrede; auch enthält er von den Gedichten nur Nr. I—XXIII. Doch finden sich von letzterem nicht die 16 letzten Verse, sowie Gedicht Nr. XXIV, auf den Tod der Frau Susanna Meyständerinn, Gattin des Oldenburgischen Rats Christophorus Gryphiander. Trotzdem scheint das Berliner Exemplar in dieser Ausgabe vollständig zu sein. — Das Exemplar der Universitätsbibliothek zu Göttingen (Poet. Dram. 6000 (Dram 5947) umfaßt nur die Seiten von 1—192, auf denen die beiden Dramen stehen, ist aber in dieser Form mit dem Berliner Exemplar identisch.

11. Ehren-Gedächtnis Des | Weiland HochEdelgebohrnen Gestrengen und Vesten Herrn | Sebastian Friedri- chen von Cötteritz | Chur Sächsischen Rahts auch HochGräfl: Oldenburgschen gehaimbten Rahts-Directorn und Land Drosten der Grafschaft Oldenburg : Erbgesessen auf Beichau und Froburg ꝛc. auf gesetzet | Von | Tobias Fleischer Gräfl: Oldenburgischen Reise Secretar : Oldenburg . Gedruckt bey Johan-Erich Zimmer HochGräfl : Buchdrucker daselbst / im Jahr 1667. ||

16 Blätter 4°. Sign. A ij — D iij Königliche Bibliothek zu Kopenhagen (44—216).

Seyler erwähnt außer den Nummern 2 und 4 noch ohne jede nähere Angabe folgende zwei Schriften Fleischers:

Die geistliche Amarillis.
Der Cypressen-Häyn.

Erstere ist ohne Zweifel identisch mit Nr. 3; der zweite Titel ist vielleicht durch eine dunkle Erinnerung an Gedicht Nr. XIII der „Erstlinge": „Vortrab der HochGräfl. Leich-Cypressen des . . Herrn . . Königsmarcken" entstanden, wobei des Königsbergers Mich. Kongehls Immergrünender Cypressen-Hayn. Dantzig 1694 mitbestimmend gewesen sein kann. Mir wenigstens ist es nicht möglich, Dichtungen Fleischers unter diesem Titel nachzuweisen.

# Kritische Untersuchungen zu Goethes Faust.

Von Johannes Niejahr in Halle a. S.

## I.

## Älteste Gestalt.

Scherers Analyse des Eingangsmonologs hat immer noch nicht die gebührende Beachtung gefunden. Eine so scharfsinnig eindringende Beweisführung läßt sich nicht mit der Hervorhebung einzelner Mängel

oder mit einer allgemeinen Verdammung der kritischen Methode abthun. Scherers Gründe müssen einzeln geprüft und entweder widerlegt oder anerkannt werden. Ich werde im folgenden den Versuch dieser Nachprobe machen.

Zuerst die formalen Argumente. Scherer („Aufsätze über Goethe" Berlin 1886, S. 316. 321) schließt aus dem verschiedenen metrischen Charakter der Verse 1—32 und 33—74, beide Gruppen müßten in einem größeren Zeitabstande gedichtet sein. Erich Schmidt (Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt, 3. Auflage, S. XXVI) weist hiergegen auf das analoge Beispiel in Goethes „Ewigem Juden" hin, wo ähnlich wie an unserer Stelle „hart und ruckweis" auftretende Verse von „sanften" Rhythmen abgelöst würden, die „Congruenz von Inhalt und Form gebäre im raschen Wechsel auch mannigfachen Ausdruck". Aber diese Einwendung paßt nur für die Verse 33—44, keineswegs für die folgenden. Welcher Unterschied der Stimmung ist denn erkennbar zwischen Vers 1—32 und Vers 45—64? Hier wie dort leidenschaftliche Auflehnung gegen alles tote unfruchtbare Wissen, ein drangvolles unbezwingliches Verlangen nach unmittelbarer lebensvoller Erkenntniß der Natur. Hier ist gleicher „Geist", aber nicht gleicher „Körper". Also die metrische Anomalie ist nicht zu bestreiten, aber was beweist sie für unsern Monolog? Die Frage ist, hat Goethe den Knittelvers wirklich „mit deutlicher Fortentwickelung" geübt? Leider fehlt es bisher noch an einer erschöpfenden Untersuchung über diesen Punkt, Flohr macht mit seiner „Geschichte des Knittelverses" („Berliner Beiträge zur Germanischen und Romanischen Philologie" Nr. 1, Berlin 1893) gerade bei Goethe Halt. Indes genügt es für unsern Fall, die wesentlichsten Erscheinungen der Jugendperiode (bis 1775), die sich leicht übersehen lassen, zusammenzustellen.

In den kleineren Dichtungen dieser Art, meist leichten Augenblicksimprovisationen, bedient sich Goethe in dieser Zeit ausschließlich der loseren, volkstümlicheren Form des Knittelverses mit wechselnder Zahl der Senkungen. Die Reimstellung ist, wie später (seit 1776) stets, a a b b. Nur zweimal findet sich a b a b (vgl. „Der junge Goethe" 3, 156. 175). Auch in den größer angelegten Dichtungen, im „Ewigen Juden", „Satyros" und in „Hans Wursts Hochzeit" ist die Versform mit schwankender Senkungszahl die maßgebende. Nur die Reimbindung a b a b und a b b a ist hier wesentlich häufiger. Daneben aber zeigen diese Stücke die besondere Eigentümlichkeit, daß an einzelnen Stellen der Vers eine über seine gegebene Form frei hinausschwebende Entfaltung mit rein iambischem Rhythmus annimmt. Es wechseln Verse mit 4, 5 und 6 Hebungen (Alexandriner). Diese Erscheinung pflegt einen Wechsel der Stimmung auszuprägen, sie zeigt sich, wo die Empfindung ins Weiche, Lyrische, auch wohl

Lehrhafte umschlägt (vgl. „Der junge Goethe" 3, 438. 440 ff. 488. 491. 498).

Alle die angeführten Formen des Knittelverses finden sich im Urfaust vereint. Ungemischte Reimpaare mit 4 Hebungen und ungleicher Senkung finden sich nur im Eingangsmonolog Vers 1—32, in der Schülerscene Vers 249—394, in der ersten Grethchenscene Vers 457—535 und im Valentinmonolog Vers 1372—1397. Die Reimbindung a a b b ist die Regel, konsequent beobachtet nur in den ersten Versen des Monologs, in der Schülerscene und in Valentins Monolog zweimal, in der Grethchenscene oft abgelöst durch a b a b oder a b b a. In allen andern Scenen herrscht willkürlicher Wechsel zwischen Knittelvers und fünf- und sechstaktigen (Alexandrinern) Zeilen.

Was gewinnen wir nun aus diesem Thatbestand für unsern Monolog? Die Verse 1—32 können nach ihrem metrischen Charakter sehr wohl mit der im Jahr 1773 entstandenen Epistel „an Gotter" zusammengestellt werden, aber stimmen sie nicht ebensogut zu dem „Diné in Coblenz", das ins Jahr 1774 fällt? Sie könnten so gut gleichzeitig mit diesem als mit jenem gedichtet sein. Ferner die Verse 33—74. Der Übergang von den holperigen Rhythmen der Verse 1—32 zu den harmonisch geglätteten von Vers 33—44 findet seine ausreichende Erklärung, wie die vorher angeführten Beispiele aus dem „Ewigen Juden" u. s. w. lehren, in dem plötzlichen Umlenken der Stimmung. Eigentümlich ist hier nur, daß die Grundform des Knittelverses von 4 Hebungen dabei nicht aufgegeben wird. Es ist das aber eine ganz isolierte Erscheinung, die eben deswegen für die Bestimmung der Abfassungszeit sich nicht verwerten läßt. Die Verse 45—74 sind zunächst auffallend wegen ihrer ausschließlich klingenden Reime, die in einer so langen Folge nur noch im Prolog zum „Neueröffneten moralisch-politischen Puppenspiel" („Der junge Goethe" 3, 195 f.) begegnen. Dagegen ist der nur an zwei Stellen (Vers 51. 56) unterbrochene rein iambische Rhythmus dieser Partie neben dem rauheren Charakter der Eingangsverse 1—32 nicht so unerhört, wie es scheinen möchte. Es findet sich ein solcher Wechsel, wenn auch nicht gerade in so ausgeprägtem Gegensatz wie hier, auch sonst häufig genug (vgl. „Der junge Goethe" 3, 196. 445 und oft), in früheren wie späteren Gedichten, und zwar an Stellen, die jeden Gedanken an ungleichmäßige Entstehung fernhalten. Das Ergebnis ist, die angeführten Erscheinungen berechtigen nicht zu den Schlüssen, die Scherer aus ihnen für unsern Monolog gezogen hat. Es steht, rein metrisch betrachtet, nichts im Wege, ihn für das Produkt einer und derselben Zeit anzusehen; nur soviel wird man folgern dürfen, daß er nicht in einem Zuge niedergeschrieben ist.

Noch weniger können die stilistischen Unterschiede, die Scherer mit besonderer Schärfe hervorgekehrt hat, beweisen. Es ist sicher, die Verse 1—32 zeigen eine „niedrigere", prosaischere, derbere Sprechweise als die späteren. Die ersten sprechen den Gedanken nüchtern, knapp und geradezu aus, die folgenden geben der Sehnsucht weichen, seelenvollen, dem Unmut reicher stilisierten Ausdruck. Aber dieser Stilwechsel bequemt sich in naturgemäßer Folge dem jedesmaligen Wechsel der Empfindung an und er ist am wenigsten auffallend bei den Versen 1—32 und 33—44, die zwei völlig getrennte „Gefühlswelten" darstellen (vgl. Erich Schmidt a. a. O., S. XXVI f.). Er ist aber andererseits zwischen Vers 1—32 und 45—74 nicht so groß, wie Scherer behauptet (a. a. O., S. 317 f.). Die reichere Fülle der Epitheta in den letzten Versen, wie „dumpfes Mauerloch", das „liebe Himmelslicht", die „gemalten Scheiben" ist durch die sarkastische Gegenüberstellung des natürlichen und des eingekerkerten Gelehrtenlebens von selbst gegeben. Andere Unterschiede fließen aus der gänzlich widersprechenden Tendenz der beiden Gruppen, worüber später zu reden sein wird.

Entscheidend ist allein der Inhalt. Scherer (a. a. O., S. 310) formuliert den Kardinalgedanken der ersten 32 Verse richtig dahin: „Faust hat sich der Magie ergeben, aber sie offenbar noch nicht gehandhabt. Die Vortheile, die er von ihr erwartet, liegen in der Zukunft." Hiermit, so meint er, stehen die Verse 33—74 in einem unauflöslichen Widerspruch. Er sagt (S. 314): „Während im Eingange Faust über die Ursachen seines Schmerzes vollkommen im Klaren ist und darüber, als über eine bekannte und abgeschlossene Sache zusammenhängend berichtet, kommt er hier erst vor unsern Augen zur Klarheit über eine bisher unklare Sache, über die Ursachen des Drucks, der auf ihm lastet. Während im Eingange die Magie schlechthin helfen soll, während an eine neue Lehrthätigkeit mit vermehrter Einsicht gedacht wird, soll jetzt die Flucht nothwendig sein; ein geheimnißvolles Buch steht ihm zur Verfügung, wird aber, wie es scheint, erst unter Anweisung der Natur selbst seine Macht erzeigen." Der erste Einwand stützt sich, wie leicht zu bemerken, vornehmlich auf Vers 57 bis 64. Die Verse 33—56 schließen sich, wenn man sie für sich betrachtet, an die Eingangsgruppe widerstandslos an. Nach dem ersten ungestümen Ausbruch einer tiefen leidenschaftlichen Verstimmung ergießt sich unter dem versöhnenden Schein des einfallenden Mondlichts die krampfhaft zuckende Seele in sanfte elegische Klage, weiche Sehnsucht nach heftigem Begehren, beides auf dasselbe Ziel gerichtet, die Erlösung von der Welt des toten Wissens und den Verkehr mit den Geistern. Hierauf wieder ein jäher Umschlag der Stimmung. Der Gedanke an die Zauber der Mondnacht weckt von selbst den Vergleich

mit der engen und dumpfen Umgebung des Studierzimmers. Der ungeduldige Ruf „Weh! steck ich in dem Kerkerloch", der die gallige Schilderung des „verfluchten Mauerlochs" einleitet, deutet schon auf den Entschluß hinauszustürmen ins Freie. Nach den Worten

Das ist deine Welt, das heißt eine Welt!

erwarten wir die resolute Wendung: also, fort in die freie Gotteswelt! und was folgt?

Und fragst du noch, warum dein Herz
Sich inn deinem Busen klemmt
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt.

Aber woher der Schmerz in seiner Brust stammt, darüber ist er sich ja längst „vollkommen im Klaren". Eben erst hat er den Grund seiner Qual angegeben, „daß wir nichts wissen können". Hier haben wir demnach einen Widerstand, an dem wir nicht vorbei können. Und nun die Antwort auf die auffallende Frage:

Statt all der lebenden Natur
Da Gott die Menschen schuf hinein
Umgiebt in Rauch und Moder nur
Dich Tiergeripp und Todtenbein.

Die Erwähnung von „Tiergeripp und Todtenbein" hinkt etwas hinter der detaillierten Schilderung des Studierzimmers her. Doch das nebenbei. Aber wie? Fausts ganze Pein rührt daher, daß er statt in der lebenden Natur in einer toten Welt steht? Vorher war es der unbefriedigte Drang nach unmittelbarster Naturerkenntnis, was ihn drückte. Die Gedanken decken sich doch nur sehr unvollkommen. Sollte aber eine Sinnesänderung Fausts mit diesen Worten angedeutet werden, so war sie doch irgendwie zu motivieren; er mußte äußern, er sehe ein, auch die Magie, von der er eben noch alles Heil erwartete, könne nicht oder nicht allein helfen; nur die Natur selbst könne die Aufschlüsse gewähren, die er verlange.

Was sollen wir also annehmen? Daß die Verse 57—64 ursprünglich nicht hierher gehörten, vielleicht ein späterer Zusatz seien? Aber sie erfüllen ja ihren Zweck als Überleitung zu dem Fluchtgedanken vollkommen, und sie können nicht fehlen, ohne daß eine Härte des Übergangs entsteht. So kommen wir nicht weiter.

Die Verse 33—56 stellen nur eine consequente psychologische Entwicklung, einen plausiblen Stimmungsverlauf dar, aber den in den Versen 1—32 angeschlagenen Gedanken führen sie nicht weiter. Nehmen wir dagegen mit Scherer Vers 33—74 zusammen, so haben wir sofort einen einheitlichen Inhaltscomplex, der der Gruppe 1—32

gegenübersteht. Aber der Gegensatz ist ein anderer als wie ihn Scherer formuliert. Dort (Vers 1—32) spricht Faust nur von der Magie; von ihr allein hofft er Befriedigung seines Wissensdurstes. Was er verlangt, ist nur der ungehemmte Einblick in die Tiefen der Natur, ein erkennendes Eindringen in die Gründe alles Seins. Hier (Vers 33—74) dämmert ihm eben die neue Wahrheit auf, es giebt nur einen Weg, die Natur recht zu verstehen, wenn man sie selbst befragt. Für den jungen Goethe, den Dichter des „Werther" und des „Ganymed", heißt das: dem nach unendlicher Erweiterung brennenden Geist genügt nicht ein erkennendes Ergreifen der Natur, er will mit seinem ganzen Wesen fühlend und ahnend in sie eindringen, er will sie gottgleich empfinden, in sich nachschaffen.

Dies sind zwei gänzlich verschiedene Anschauungswelten. Dort spricht zu uns der dumpfe Wahn einer vergangenen Zeit, die „mit grillenhafter Mühe" und abstrusen Künsten der Natur ihr Geheimnis abzulocken strebte, hier bricht der Titanendrang einer gährenden, die Naturanschauung von Grund aus umwälzenden Epoche hervor, deren genialster, bald führend voranschreitender Vertreter der Dichter selbst ist. Collin, einer von den Modernen, die den Kriegspfad gegen die Kritik beschritten haben, hebt den Gegensatz ganz richtig hervor („Goethes Faust in seiner ältesten Gestalt", Frankfurt a. M. 1896, S. 16 f.); aber die Art, wie er den, natürlich nur „scheinbaren Widerspruch" zu erklären versucht, ist charakteristisch. Er thut sehr wichtig mit einem „fruchtbaren Gesichtspunkt", den er entdeckt hat. Widersprüche in Dichtungen, die einen Sagenstoff behandeln, sind nach ihm „gerade ein Beweis für die Einheit im Geiste des Dichters, aus der sie entsprungen sind". Das eine Mal hält sich der Poet in „den Schranken" der Sage, ein andermal durchbricht er sie und stellt sich seinem Gegenstand mit seinen „eigensten Empfindungen" gegenüber. So hören wir denn an unserer Stelle erst Faust, den Magier der Sage, darauf durch den Mund ebendesselben Faust Goethe, den Zeitgenossen Rousseaus, den modernen Menschen. Aber von den Ketzereien, die der Dichter seinen Faust „im Widerstreit mit dem düstern Aberglauben einer vergangenen Zeit" vortragen läßt, von diesen darf Faust, der eingefleischte alte Zauberer, beileibe noch nichts wissen. Goethe will uns (womöglich auch Faust selbst!) nur „ahnen lassen", wie sehr sich sein Held mit seinem magischen Bestreben auf dem Holzweg befindet. So natürlich also löst sich dieser Widerspruch! Und nun wissen wir es, unter diesem „fruchtbaren Gesichtspunkt" braucht man künftig nur „Homers Epen und das Nibelungenlied zu betrachten" und die Theorie von „späteren Zusätzen und Einschiebseln" wird für immer, wie sich gebührt, beseitigt sein. Es scheint danach, wir müssen uns noch auf etwas gefaßt machen.

Einer ernsthaften Widerlegung bedürfen diese ebenso prätentiösen wie unklaren Auslassungen natürlich nicht.

Es ist vergeblich, die angeführten Gegensätze unter einen Hut bringen zu wollen. Wir haben hier zwei gesonderte Auffassungen des Stoffes vor uns, zwei verschiedene Anläufe, den Inhalt der Sage geistig zu durchdringen und zu gestalten. Als Goethe begann „Habe nun ach! Juristerei" stand er noch unter dem Einfluß des Puppenspiels, die traditionelle Gestalt des alten Zauberers schwebte ihm noch vor, der im Bann volkstümlich christlicher Vorstellungen, wenn auch in trotziger Auflehnung gegen sie (Vers 16), seine Seele dem Teufel verschreibt. Als er fortfuhr „O sähst du voller Mondenschein", schritt er kühn aus den Grenzen der Sage hinaus, er war entschlossen, dem Stoff nur sein altes Kleid zu lassen, aber im übrigen ihn ganz mit modernem Geist zu erfüllen und sein eigenes Herzblut in ihn überzuströmen. Hoch erhebt sich dieser neue Faust über die Schreckbilder von Hölle und Teufel, getrost blickt er auf zu seinen eigenen Göttern, und tritt freien Geistes, um seinen quälenden Drang nach Naturerkenntnis zu stillen, vor die Natur selbst. Hier klafft der Gegensatz zweier Weltanschauungen, die der Dichter aus seiner eigenen Brust in sein Werk und hier in den Monolog übertrug. Es ist mir unbegreiflich, wie Kuno Fischer („Goethes Faust", 3. Auflage, 2, 215 f. diesen Gegensatz so scharf durchschauen und entwickeln kann, ohne zugleich die Unvereinbarkeit der beiden Theile unsers Monologs zu erkennen oder anzuerkennen.

Unter den mannigfachen Wendungen und Wandlungen, welche die Faustschöpfung erfahren, giebt es keine, die entscheidender gewesen wäre als diese. Der Schritt, der noch zu thun war, die Sage aus ihren scholastisch-lutherischen Fesseln zu befreien und ihren unermeßlichen menschlich-geistigen Gehalt zu vollster ergreifendster Wirkung zu bringen, ihn konnte nur ein weltumspannender prometheischer Genius erfolgreich wagen. Erst indem Goethe mit genialem Instinkt dem kühnen, aber wunderlichen Gebilde der Volksphantasie seinen eigenen Odem einhauchte, schuf er aus ihm jenes tiefsinnige Gemälde der großen Menschheitstragödie, dessen Vorstellung wir heute mit dem Begriff der Faustsage und Faustdichtung zwingend verbinden. Wir können jetzt den Punkt bestimmen, wo diese erste und folgenreichste Wendung in unserm „Faust" eintrat.

Es wäre allerdings verlorene Mühe, aus den ersten 32 Versen einen ursprünglichen Plan entwickeln zu wollen. So viel aber wird man doch wohl behaupten dürfen, daß alle Scenen, die es mit Fausts Stellung als Lehrer zu thun haben, auf Elemente des Urentwurfs zurückgehen. Sie lehnen sich, wenn auch frei an die Tradition der Sage an. Das ist jedenfalls charakteristisch, seitdem Goethe seiner

Dichtung jene subjektiv persönliche Richtung gegeben hatte, verloren diese an die Überlieferung anknüpfenden Scenen das Interesse für ihn. Den Disputationsakt nahm er erst sehr viel später in Angriff und ließ ihn bald für immer fallen; die Schwierigkeiten, die Faust als Lehrer findet, die „widerwärtigen Streiche" der Studenten (Teil II, Vers 6233 ff.) sind nicht einmal angedeutet. Der Urfaust, mitgerechnet die noch erkennbar zu ihm gehörigen Fragmente, enthält, abgesehen von den ersten 32 Versen und der Scene in Auerbachs Keller, nur Motive ganz freier, von der Tradition losgelöster Erfindung, in denen persönliches Erleben, Empfinden und Denken des Dichters selbst zu uns spricht.

Wann dieser Umschwung in unserer Dichtung eingetreten ist, das wird sich freilich schwer entscheiden lassen. Er hängt jedenfalls zusammen mit Goethes Abwendung vom Christenthum, die doch wohl nicht plötzlich erfolgte, sondern sich in allmählicher Entwicklung vollzog. Der Bruch war jedenfalls entschieden, seitdem Spinoza bestimmter in seinen Gesichtskreis trat, also etwa seit dem Jahr 1774. Aber zu irgend einer sicheren Zeitbestimmung gelangen wir damit nicht. Auch metrische und stilistische Kriterien geben, wie wir gesehen haben, keinen verläßlichen Anhalt. Selbstverständlich aber sind die Verse 1—32 älter als die folgenden 33—74; das liegt in der Natur der Sache. Sie sind mit den frühesten Elementen der Schülerscene, dem Kern der Kellerscene und vielleicht Vers 77—100 (Urfaust) die alleinigen Reste und Zeugen der wahren Urkonzeption des Faust.

Die beiden sich in der Grundanschauung ausschließenden Teile des Monologs konnten natürlich nicht unvermittelt nebeneinander treten. Ein vollkommenes Bindemittel, das jeden Widerspruch beseitigt hätte, gab es nicht. Goethe bediente sich eines Kunstgriffs, den ihm die Tradition des Puppenspiels an die Hand gab: er blieb in den Grenzen der Sage, indem er Faust alles von einem Zauberbuch hoffen ließ, und er trug Rechnung der modernen Anschauung, indem er ihm die Erkenntnis aufgehen ließ, das Buch könne nur unter Anweisung der Natur selbst verstanden werden. Die Zweiheit ist freilich damit nicht beseitigt, und sie beherrscht auch noch die folgende Scene.

Aber die Schwierigkeiten setzen sich fort und vermehren sich. Scherer (a. a. O., S. 324) macht darauf aufmerksam, in der zweiten Partie des Monologs (Vers 33—74) sei alles auf Fausts Flucht berechnet, diese Flucht aber werde weder ausgeführt noch auf einleuchtende Weise gehindert, mithin seien bei strenger Interpretation die zweite und die dritte Partie (Vers 77—114) unvereinbar. Es kommen hauptsächlich die Verse 65—74 in Betracht. Vorher äußert sich Fausts Ungeduld und Widerwille, noch länger in dem „dumpfen

Mauerloch" zu stecken, der Entschluß, aus dem Studierzimmer ins Freie zu flüchten, bereitet sich vor. Die Worte „Flieh! Auf! hinaus ins weite Land!" können danach nur die Ausführung dieses Vorsatzes als unmittelbar bevorstehend ankündigen. Auf dieser Flucht soll Faust das geheimnisvolle Zauberbuch des Nostradamus *begleiten*, ein Beweis, daß es sich um eine wirkliche *Bewegung*, eine *Wanderung* handelt. Die „heiligen Zeichen" bleiben tot in der *Studierstube*, sie erhalten erst Leben im Anschaun der *Natur* selbst. Der Gegensatz ist so klar wie möglich. Trotzdem glaubt Collin (a. a. O., S. 20 f.), Scherer hier sehr überlegen abfertigen zu können. Das Buch solle Faust „nicht auf seinem Gange zur Natur draußen begleiten, sondern auf dem Wege, den er jetzt einschlagen will, der ihn mittelbar auch zu ihr (das heißt zur Natur) geleiten soll". Hier wird uns nämlich ein großes Geheimnis enthüllt: „Natur kann man beides nennen und sind auch beide, die alchemistische wie die in der Auffassung und dem Sinne seiner (Goethes) Zeit" (a. a. O., S. 18). Also, wenn das Buch Faust als Geleiter zur Natur dienen soll, so heißt das zu der Natur, wie sie die Alchemie, die Magie versteht. Um eine Begleitung im geistigen Sinne also handelt es sich, sowie um eine bloß gedachte, künstlich konstruierte Natur. Wirklich? Und wenn Faust vorher „ins weite Land" fliehen will, so heißt das auch „in das weite Land der Alchemie"? Und wenn Faust vorher sich aus dem dumpfen Kerker seines Museums hinaussehnt in die Natur, so heißt auch das wieder in „die Natur der Magie"? Und doch hat Collin dort selbst (a. a. O., S. 15) den Gegensatz richtig hervorgehoben „die Natur *draußen* und die für den Gelehrten so charakteristische Physiognomie seiner Umgebung". Denselben Gegensatz aber haben wir auch hier Vers 70—74 in der Gegenüberstellung des „trocknen Sinnens *hier*" und der „Unterweisung durch die *Natur*", will Collin das leugnen? Er bestreitet es in der That, wie wir sehen, er hat ja zwei Eisen im Feuer, die Natur ist ihm zur Abwechslung hier nicht „die Natur draußen", sondern „die alchemistische". Das ist zwar gegen alle Logik, aber was thut das, wenn nur der Gegensatz zwischen dem „hier" und der „Natur" damit beseitigt ist. Es verlohnt sich nicht, auf diese nichtigen Künsteleien weiter einzugehen, sie richten sich durch sich selbst.

Es muß dabei bleiben, Faust hat wirklich die Absicht, sein Studierzimmer zu verlassen, um mit Hilfe des Zauberbuchs draußen im Freien die Geister zu beschwören. Dem also emphatisch angekündigten Entschluß, was folgt ihm? die Worte

Ihr schwebtet ihr Geister neben mir
Antwortet mir wenn ihr mich hört.

Eben erst haben wir von Faust vernommen, nicht das Grübeln in der engen Klause, nur die Natur selbst vermöge die Seele zu öffnen für das Verständnis der Geister, und jetzt umschweben ihn diese ganz plötzlich sogar ungerufen, er wendet sich ohne alle Verlegenheit an sie und es bedarf weder der Natur noch einer erhöhten Seelenkraft, um mit ihnen in Verkehr zu treten. Dies ist und bleibt ein Widerspruch, dessen Spitzen sich zwar durch Interpretation und geschickten schauspielerischen Vortrag (vgl. Erich Schmidt a. a. O., S. XX) abschleifen lassen, der aber selbst nimmermehr aus der Welt zu schaffen ist. Hier ist es kein bloßes „philologisches Witzspiel", sondern ein gegebenes Recht der Kritik, wenn sie zu einer „älteren Fassung", zu einer „fallen gelassenen Scene" vorzudringen sucht. Als Goethe die Verse 65—74 schrieb, hatte er die Absicht, dem Monolog eine Scene folgen zu lassen, in der Faust im Freien die Geister mit Hilfe des Zauberbuches beschwört. Was ihn bestimmte, sie aufzugeben, wird sich, wie wir später sehen werden, wenigstens erraten lassen.

Scherer hat zwischen dem Monolog und der Erdgeistbeschwörung noch eine Zwischenscene angenommen (a. a. O., S. 311. 322 f.). Er nimmt Anstoß daran, daß Faust „das Zauberbuch nur aufzuschlagen braucht, um sich sofort von Geistern umgeben zu fühlen". Er fragt: „Warum hat er das nicht längst gethan, wenn er es konnte?" Er verlangt daher nach dem Vorbilde des Volksdramas und des Puppenspiels noch eine Scene, in der das Buch auf eine geheimnisvolle Weise erst gebracht wird. Dagegen ist folgendes einzuwenden. Wie lange und woher Faust das Buch hat, darauf kommt es, wie auch Collin mit Recht betont (a. a. O., S. 19 f.), nicht an. Er hat, wir hören es aus seinem eigenen Munde (Vers 24), den ersten Schritt zur Magie bereits gethan, damit ist gesagt, daß er sich vor allem in den Besitz der Mittel gesetzt hat, die zur Ausübung der Zauberkunst und zur Geisterbeschwörung nötig sind. Zu ihnen gehört auch unser Buch. Er hat es bereits und braucht es nicht erst zu bekommen. Befragt hat er es auch schon, wir müssen uns ihn vorstellen, wie er eben in dieser Nacht wieder über den magischen Zeichen brütet — Collin schildert die Scene im allgemeinen richtig (a. a. O., S. 19) — aber er hat den Schlüssel zu dieser Geheimschrift noch nicht gefunden. Da plötzlich dringt der volle Schein des Mondes in die Nacht seines Kerkers und seiner Seele, es wird licht in ihm, es überkommt ihn wie eine Offenbarung, nur die Natur vermag dir zu helfen. Eben will er diesem inneren Rufe folgen, da umschweben ihn schon die Geister. Er hat sie nicht citiert, er hat ja das Buch zugeschlagen in der Hand, er öffnet es erst wieder, nachdem er der Anwesenheit der Geister bereits inne

geworden (vgl. scenarische Bemerkung zu Vers 76). Also der von Scherer geforderten Zwischenscene bedarf es nicht; sie wäre überflüssig, ja sie wäre störend, weil, wie wir gleich sehen werden, das Zauberbuch selbst nur eine untergeordnete Rolle spielt.

Scherers Einwände gegen die ursprüngliche Einheit des Monologs haben wir bestätigt gefunden. Es fragt sich, ob wir auf diesem Wege noch weiter vordringen können. Es ist eine Hypothese, vielleicht eine sehr kühne, die ich vorbringe; aber sie scheint sich mir aus der Situation und aus den Worten des Dichters mit Nothwendigkeit zu ergeben. Es handelt sich um die Scene der Geisterbeschwörung. Wie entspricht sie dem Monolog und was ließ dieser erwarten?

Faust wollte mit dem Buch des Nostradamus ins Freie, zunächst um „der Sterne Lauf" zu erkennen. Von astronomischen Beobachtungen ist nachher weiter nicht die Rede, was auffallend ist, aber hier nicht urgiert werden soll. Es bietet sich Faust ein größeres Schauspiel. Sein Blick fällt zuerst auf das Zeichen des Makrokosmos, er sieht, indem er es betrachtet, die gesammte „würckende Natur" vor seiner Seele liegen, die Welt enthüllt sich ihm als ein Geisterall, „Himmelskräfte" steigen als Genien auf und nieder und spenden Lebenssäfte in „goldenen Eimern". Es erfüllt sich ihm jetzt buchstäblich, worum er vorher gefleht (Vers 29—32), er schaut „alle Würckungskraft und Samen", er erkennt, „was die Welt im innersten zusammenhält". Darum fühlt er „junges heilges Lebensglück" und ungewohnte „Wonne durch alle seine Sinnen dringen", das höchste Sehnen seines Herzens scheint erreicht. Und dieses Glück, dieser Blick in die Tiefen der Natur ist ihm geschenkt bloß vermöge des Zauberbuchs, der Magie. Sie leistet ihm jetzt, was er von ihr erwartet, die Natur bleibt ganz aus dem Spiel. Mit einem Wort, Vers 77—100 stimmt zu Vers 1—32, aber nicht zu Vers 33—74 des Monologs, die Verse gehören zu der ältesten Konzeption. Dies wird fast zur Gewißheit durch den Charakter des Bildes, unter dem sich das Universum Faust offenbart. Das ist keine freie poetisch symbolische Umschreibung für das harmonische Zusammenwirken der Naturkräfte, das ist eine der mystischen Vorstellungen, die Goethe noch aus der Zeit seiner alchemistisch-kabbalistischen Studien gegenwärtig war. Er fand sie bei Helmont, den er während seiner Krankheit 1770 gelesen (Dichtung und Wahrheit, Buch 8, S. 119, Hempel; vgl. Graffunder, Preußische Jahrbücher 68, 705), und übertrug sie jetzt, mit einem Anklang an die Kosmologie der Pythagoreer (Vers 100), bewußt auf unsere Scene. Die Möglichkeit einer Beziehung auf Anschauungen Herders leugne ich nicht (vgl. Collin a. a. O., S. 25 ff.). Aber mußte

Goethe seine Erklärung der göttlichen Hieroglyphe erst aus der „Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts“ erfahren? Herder spielte schon 1770 in Straßburg mit dieser Idee und, mitteilsam wie er war, wird er sie gewiß Goethe nicht vorenthalten haben, der sie nach seiner Art mit Begier ergriff. Auch die Verse 90—93, in denen Scherer („Aus Goethes Frühzeit“, S. 71 ff.) den Einfluß der „Ältesten Urkunde“ entdecken wollte, haben, wie wir jetzt wissen, mit dieser nichts zu thun. „Der Weise“ ist natürlich eine bestimmte Person, wie der sonstige Gebrauch dieses Wortes bei Goethe lehrt, z. B. in „Hanswursts Hochzeit“ (= Sokrates; „Der junge Goethe“ 3, 498) und in dem Gedicht „Vermächtniß“, Strophe 2 (= Kopernikus). Aber an unserer Stelle ist nicht Herder, sondern, wie Erich Schmidt unzweifelhaft gemacht hat (a. a. O., S. XXXVIII, Anmerkung), Swedenborg gemeint. Dieser von Erich Schmidt gegebene Fingerzeig ist von besonderer Wichtigkeit und wird in seinem ganzen Umfange erst noch fruchtbar zu machen sein. Jedenfalls ist der Einfluß des großen nordischen Phantasten auf den jungen Goethe ein ungewöhnlicher gewesen, und nirgends nimmt man ihn bestimmter wahr als in den älteren Partien des Faust. Das „Morgenroth“ in Vers 93 weist nun nicht mehr auf die Mosaische Schöpfungsgeschichte, sondern auf die dem Schüler Swedenborgs neu aufgehende „Geisterwelt“ hin. Der Ausdruck spielt auch nicht, wie ich früher glaubte und Kuno Fischer (a. a. O. 1, 143) andeutet, auf die Stelle bei Widmann an (Kapitel 1), wonach Faust „an hohen Festtägen, wenn die Sonn Morgends frühe aufgienge, das so genannte crepusculum matutinum, und andere abergläubische Sachen mehr gebrauchte“. Das würde ja eine wirkliche Verlegung der Scene in die Frühzeit voraussetzen, die sich wenigstens für diese Stelle verbietet. Das Wort ist rein metaphorisch aufzufassen, von einem höheren, überweltlichen Zustand; das beweist der Gegensatz, der in dem Epitheton „irdisch“ („die irdsche Brust“, Vers 93) liegt. Also Swedenborg ist der Weise,[1]) dem der Dichter den Ausspruch Vers 90—93 in den Mund legt, sowie immerhin Herder vorher es sein mag, dem er Vers 81 die Idee von dem göttlichen Ursprung des Zeichens verdankt. Meiner Ansicht von dem Alter der Verse 77—100 steht beides nicht im Wege. Denn auch Swedenborg ist Goethe, wie die von Erich Schmidt citierte dithyrambische Stelle aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen beweist („Der junge Goethe“ 2, 466), bereits im

[1]) Swedenborgischen Einfluß verraten auch die Worte: „Bin ich ein Gott? mir wird so licht!“ (Vers 86). Nach der Schrift „de coelo et eius Mirabilibus“ (Übersetzung von 1774), cap. 127 ff., stammt alle menschliche Erkenntnis und Weisheit aus dem göttlichen „Licht“. Gott selbst ist das vollkommene Licht und die Quelle alles Lichts.

Jahr 1772 bekannt, also zu einer Zeit, wo die eigentliche Arbeit am Faust wahrscheinlich überhaupt noch nicht begonnen hatte.

In Entzücken verloren steht Faust vor dem Zeichen des Makrokosmus. Da auf einmal wendet er sich im tiefsten unbefriedigt ab. Was ihn eben noch mit seliger Glut durchwärmte, ist ihm plötzlich ein leeres Schauspiel, das bloße Erkennen, der betrachtende Einblick in die geheimnisvolle Werkstatt des Weltalls gilt ihm nichts, er wendet sich wie von einer unfruchtbaren Spekulation davon ab; er sehnt sich nach unmittelbarstem lebensvollen Erfassen der Natur, er möchte mit seinem ganzen Sein in sie überfließen, er möchte sie gottgleich „fühlen" und erfahren (Vers 102). Die Verse 101—106 führen uns damit in eine ganz neue Anschauungswelt, die in ihrem Wesen ebenso dem zweiten Teil des Monologs Vers 33—74 entspricht, wie Vers 77—100 auf Vers 1—32 zurückwies, dort Magie, hier Rousseauischer Naturdrang. Von jenen erdfernen Weiten des Universums senkt sich nun der Geist herab auf den Boden, aus dem allein der dürstenden Menschenseele die Quellen des Lebens fließen. Jenes herrliche Schauspiel war doch nur ein bloßes Zaubergebilde, ein täuschender Schein des verborgenen Weltinnern, das in Wirklichkeit nur „ein Gott" zu schauen vermag; dem Menschen ist als Reich die Erde angewiesen, dieser irdischen Natur darf er nahen, wie der Sohn der Mutter, in der Hoffnung, sie mehr als bloß begrifflich zu verstehen, er darf sich erkühnen, sich ihrem Wesen zu assimiliren und, als ein anderer Swedenborgischer „größter Mensch", sie in sich aufzunehmen und darzustellen.

Faust erblickt das Zeichen des Geistes, der gerade den Inbegriff dessen bildet, wonach er selbst mit glühendster Seeleninbrunst verlangt, den Natur und Menschheit umspannenden, rastlos schaffenden Genius der Erde. Sogleich glaubt er sich von dem Wehen eines neuen Lebens hingerissen, eine ganz andere Wirkung geht von diesen geheimnisvollen Linien aus. Er fühlt seine Seele über ihre gesetzten Grenzen geschwellt, sein Dasein scheint ihm erweitert zur ganzen Menschheit, all ihr Weh, all ihr Glück zu tragen ist ihm Mut und Kraft gegeben, er genießt ein im Mitempfinden mit der Natur unendlich erhöhtes, gährend ausbrechendes Lebensgefühl. Und nun findet auch die wogende Brust den Ruf, dem sich selbst der große Geist unwiderstehlich beugen muß. Vortrefflich und wirksam hat Kuno Fischer (a. a. O. 2, 219 f.) den Sinn dieser einzig erhabenen Stelle ausgesprochen. Zwar muß Faust erst das Zeichen des Geistes „geheimnisvoll" aussprechen, ehe dieser in der Flamme erscheint: dennoch ist es, wenn wir seinen eigenen Worten glauben wollen (Vers 136), nicht das tote „Hermurmeln" der Zauberformel, sondern „das mächtige Seelenflehn", das ihn zwingt sich zu enthüllen, es ist die „natürliche

Magie des Menschen", die erst das Zeichen verstehen lehrt, der lechzende Aufschrei „Du mußt! Du mußt! Und kostet es mein Leben", die unbezwingliche Kraft eines Willens, der Himmel und Erde aus den Angeln hebt. Dem sehnsüchtig Verlangenden ist endlich „die Seelenkraft" aufgegangen, „wie ein Geist zu dem andern spricht".

Wer hat ihn darin unterwiesen? Wo ist ihm das Erflehte endlich gelungen? Im Studierzimmer, in dem dumpfen Kerker, in der fratzenhaften Umgebung eines toten Gelehrtendaseins. Da, wo eben noch alles Sinnen „umsonst" und verloren war, da ist ihm die Kraft der Seele plötzlich geschenkt, Schöpfung und Menschheit ahnend zu erfassen, da, in dieser gruftähnlichen unnatürlichen Welt fühlt sich der „in Lebensfluthen" auf- und abwallende Geist der Natur gezwungen zu erscheinen? Und die Worte, Vers 102 ff.

Wo fass ich dich unendliche Natur!
Euch Brüste wo! Ihr Quellen alles Lebens
An denen Himmel und Erde hängt
Dahin die welke Brust sich drängt.
Ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht ich so vergebens!

sie sind nicht angesichts der so brünstig angeredeten Natur gesprochen, sie sind deklamiert in einem Loch, wohin kein ungetrübter Strahl des Himmels dringt? Und also hat sich Faust vorher getäuscht, als er all dies Glück nur von der Unterweisung der Natur erwartete? Was bedarf es weiter der Worte. Die Scene der Erdgeistbeschwörung, „der gewaltigste Ausbruch der deutschen Sturm- und Drangzeit", steht, wie sie ist, nicht in ihrem Elemente. Sie erhält erst Leben und Wahrheit, wenn sie ins Freie verlegt wird. Dorthin gehörte sie auch ursprünglich. Wir können die ganze Stelle Vers 102—164 herausheben und als eine besondere Scene für sich betrachten. Sie ist nicht vollständig, es fehlt der Anfang und Schluß, aber was dasteht, paßt vollkommen für die Situation einer Geisterbeschwörung an irgend einem einsamen Punkt im Freien. Es widerstrebt nur Vers 115—121. Das ist eben jene vielberufene Stelle in freien Rhythmen, die Scherer wegen ihrer Reimlosigkeit zu der unhaltbaren Annahme einer anfänglichen prosaischen Gestalt der Scene verleitete. Wir hätten, falls die hier vertretene allgemeine Auffassung richtig ist, gerade die umgekehrte Erklärung für die Abweichung. Es standen hier Verse, die für einen freien Schauplatz berechnet waren; als Goethe die Scene ins Studierzimmer verlegte, mußten sie entfernt und durch neue, für einen geschlossenen Raum geeignete ersetzt werden. War es Zufall, war es künstlerische Absicht, daß er sich dabei reimloser Zeilen bediente? Ich vermag es nicht zu sagen.

Wir sehen also, die Zweiheit des Monologs setzt sich in einer Geteiltheit der Geisterscene fort. Vers 77—100 gehört zu Vers

1—32, wie 101—164 zu Vers 33–74. Die beiden ersten Teile sind Bruchstücke der Urconception. Wir haben von dieser demnach ein Monologfragment (Vers 1—32), in dem Faust erklärt, er habe sich der Magie ergeben, und darauf später den Rest einer Scene, in der er sich in seinem Studierzimmer zuerst des Zauberbuchs mit dem gewünschten Erfolg bedient (Vers 77—100). Ich ergänze die Zwischenglieder nicht. Genug, die Folge der Scenen würde dem Gange des Volksschauspiels entsprechen. Wir haben daneben als Elemente der zweiten Fassung einen andern Monologteil (Vers 33–74), der mit dem Entschluß zur Flucht endigt, und später ein Scenenfragment, in dem Faust seiner Absicht gemäß im Freien den Erdgeist beschwört. Diese Scenenanlage geht, wenn auch frei, auf das Volksbuch und die gewöhnliche Fassung der Puppenspiele zurück.

Eine nebensächliche Frage ist es, wann die Citierung des Geistes stattfinden sollte. Faust will Vers 66 mit dem Buch in die Nacht hinausstürmen. Wie will er es lesen? Soll dazu das Mondlicht genügen? Sollte er, wie der Schatzgräber, „wenn es zwölfe schlug", „wunderbare Flammen" zusammenstellen? Von solchen Anstalten ist nicht die Rede. Das Volksbuch verlegte die erste Beschwörung „gegen Abend"; sollte sie umgekehrt bei Goethe nach dem vorher angeführten Bericht Widmanns „wenn die Sonne morgens früh aufging" erfolgen?

Die bezeichneten Parallelscenen bilden verschiedene Ansätze in der Faustdichtung und naturgemäß war die später entstandene zweite Gruppe (Vers 33—74 und 101—164) bestimmt, an die Stelle der ersten zu treten. Aber Goethe kombinierte die beiden Fassungen noch vor ihrer gesonderten gänzlichen Ausarbeitung und schuf so ein Doppelgebilde, bei dem man wechselnd aus dem einen Anschauungskreis in den andern tritt. In dem Monolog konnte er die beiden ungleichartigen Elemente nebeneinander stellen, ohne daß der Gegensatz allzu stark fühlbar wurde. Auch in der zweiten Scene war ein vermittelnder Übergang leicht gefunden, der Vers

Welch Schauspiel! aber ach ein Schauspiel nur,

vereinigt in ebenso knapper wie vollkommener Weise Vor- und Rückblick, Fort- und Hinwendung. Aber die jähe Kluft zwischen dem Gesamtmonolog und der Geisterscene war nicht zu überbrücken. Hier stand erst der Entschluß zur Flucht und dann das Bleiben im Studierzimmer sich schroff gegenüber. Goethe, schon damals wenig peinlich in der Zulassung widerspruchsvoller, problematischer Züge in seinen Dichtungen, hat es sich hier ganz besonders bequem gemacht. Er sucht keine Vermittlung, keinen Übergang, sondern ignoriert einfach

die vorher gegebene Voraussetzung. Unbekümmert um die Ankündigung der Flucht fährt er gänzlich neu ausholend fort:

Ihr schwebtet ihr Geister neben mir
Antwortet mir wenn ihr mich hört.

Aber das ist nicht nur ein Widerspruch gegen die unmittelbar vorhergehenden Worte, sondern paßt nicht einmal zu der gleich darauf folgenden Scene. Faust ruft ja die Geister zunächst gar nicht an und sie haben nichts zu antworten, er versenkt sich ruhig in die Betrachtung des kosmischen Zeichens. Die Verse erhalten ihre Beziehung erst in dem Augenblick, wo die Beschwörung des Erdgeistes beginnt.

Was Goethe veranlaßte, die Geisterscene nicht ins Freie, sondern in das Studierzimmer zu verlegen, läßt sich wohl vermuten. Es wäre dramatisch geradezu unerträglich gewesen, wenn Faust, nachdem er seinen Prolog gesprochen, die Bühne verlassen hätte und nach vollzogenem Scenenwechsel zu einem neuen Monolog wieder aufgetreten wäre. Ferner mußte sich an die Beschwörung das Gespräch mit Wagner als Kontrastscene unmittelbar anschließen, und diese konnte nur im Zimmer stattfinden. Es war also das Bedürfnis, einen einheitlichen Schauplatz zu schaffen, das den schweren Widerspruch zwischen dem Monolog und dem folgenden Auftritt herbeigeführt hat.

# Goethes Faust und Agrippa von Nettesheim.

Von Anton Reicht in Saaz (Böhmen).

In Goethes „Ephemerides", die bis in das Jahr 1770 zurückreichen, finden sich zwei Notizen, die sich auf Agrippa von Nettesheim beziehen.[1] Die eine lautet: De libri Nettesheimiani editione integerrima vid. Schellhorn in Amoen. litter. Tom. II. Os. V. Editionem integerrimam ferunt, quam de anno 1532 in 8 reperimus. Hierzu bemerkt der erste Herausgeber (Schöll): „Aus Agrippa wollte Goethe wohl seine Kenntnis der Magie vermehren."[2]

[1] Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts 14, 14. (Martin, Goethes Ephemerides und Volkslieder.)

[2] Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe. Weimar 1857, S. 98.

Es ist mir jedoch mehr als zweifelhaft, daß Goethe an Agrippa einzig und allein dessen magisch-kabbalistische Schriftstellerei interessiert; schon darum, weil sich die obige Stelle nicht auf Agrippas magisch-kabbalistische Werke, sondern auf seine declamatio de incertitudine et vanitate omnium scientiarum et artium bezieht, welche sich nur oberflächlich mit Magie und Verwandtem befaßt.

Was war es nun, das den jungen Dichter zu dem im vorigen Jahrhundert fast verschollenen Manne so sehr hinzog? Die Frage beantwortet sich durch eine kurze Betrachtung der Schicksale und der Wesensart des merkwürdigen Mannes. Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim,[1]) geboren zu Köln im Jahre 1486, ist in all seinen Vorzügen und Schwächen ein echtes Kind einer Lieblingsepoche Goethes, der Reformationsperiode. Er verfügt über eine Vielseitigkeit, die selbst im Zeitalter der Renaissance Aufsehen erregt. In Wort und Schrift gleich gewandt, der Feder wie des Schwertes gleich mächtig, steht er in eifrigem Briefwechsel mit den angesehensten Gelehrten, und die mächtigsten Fürsten bewerben sich um seine Dienste; er erregt durch Schriften ungeheures Aufsehen; er gehört zu den ersten — erfolggekrönten — Bekämpfern der Hexenprozesse.

Auch die Sage hat sich des einst vielgenannten Namens bemächtigt, sie macht den düstern, geheimnisvollen Mann zum Zauberer und nennt ihn in einem Athem mit — Faust. Hier eine gedrängte Skizze seines Lebens.

Wir finden ihn nacheinander in Köln, seiner Vaterstadt, dann am Hofe Kaiser Maximilians, dann zu Paris, nachher in Katalonien, hierauf zu Dôle in Burgund, in der Folge in England und in der Heimat, hernach in Italien (Triest, Pisa, Pavia, Marignano), dann in Metz, von hier vertrieben nach längerem Aufenthalt in der Vaterstadt, am französischen Hofe in Diensten der Königin-Mutter Louise von Savoyen zu Lyon; bei ihr in Ungnade gefallen, will er in die Dienste des Connetables Karl von Bourbon treten. Karls jäher Tod beraubt ihn auch dieser Hoffnung. Er sieht sich der Not, fast der Verzweiflung anheimgegeben (1525). Eine Frucht dieser Stimmung ist die eingangs genannte Schrift. Endlich finden wir ihn zu Antwerpen als Arzt, später in Diensten Margaretas, der Statthalterin der Niederlande. Da wird jene Schrift in der Hand seiner Gegner zur furchtbaren Waffe wider ihn. Seine Gönnerin stirbt. Aus den Niederlanden ausgewiesen, findet er zu Bonn ein Asyl. Nicht lange duldet es ihn hier; abermals will er sein Glück in

[1]) „The life of Henry Cornelius von Nettesheim, doctor and knight, commonly known as a magician." 2 Bände. London 1856. — Sigwart, „Agrippa von Nettesheim" („Kleine Schriften, 1. Reihe," Freiburg i. B. und Tübingen, S. 1—24).

Frankreich versuchen. Da wird er auf Befehl Franz I. an der Grenze aufgehoben. Freunde erwirken seine Befreiung. Zu Grenoble im Hause eines Freundes gastlich aufgenommen, erliegt er 1534 einer Krankheit.

Dieser keineswegs erschöpfenden Aufzählung seiner Irrfahrten mögen noch einige Lebensumstände hinzugefügt werden, die späterhin in Betracht kommen. In Köln und Paris treibt er außer dem Studium der Medizin und der Rechte mit größtem Eifer das der Magie. In Dôle hält er theologische Vorlesungen, und zwar mit solchem Erfolge, daß er zum Doktor der Theologie promoviert wird. Zu diesem Doktorate erwirbt er später noch zwei andere, das der Medizin und der Rechte, an der Universität Pavia, wo er theologische und philosophische Vorlesungen hält. In der Zwischenzeit (1511—1514) ist er in Pisa als Theologe hervorgetreten und hat auf dem Schlachtfelde zum Lohn für soldatische Tapferkeit den Ritterschlag erhalten.

In der Zeit der Bedrängnis, nach dem Tode des Connetables, befaßt er sich mit der Erfindung und Verbesserung von Geschützen und mit weitausschauenden Finanzplänen.

Kein Wunder, daß sich die geschäftige Fama einer abergläubischen Zeit bald genug der rätselvollen Gestalt des unheimlichen Mannes bemächtigte, um ihn nicht so leicht wieder aus den Augen zu verlieren.

Sicher hat Agrippa das Gruseln absichtlich nicht wenig verstärkt, das seine Zeitgenossen vor ihm empfunden haben müssen. So rühmt er sich in Bittschreiben an Vornehme gern seiner Vertrautheit mit den verschiedensten Künsten und Wissenschaften und läßt dabei durchblicken, daß er auch Mächtigen ein gefährlicher Feind werden könne. Durch klug berechnete Weigerung versteht er die Begierde nach seinen Horoskopen und Prophezeiungen noch zu steigern. Louise von Savoyen so gut wie Kaiser Maximilian traut ihm übernatürliche Gaben zu. Mächtig gehoben wird dieses sein Ansehen durch das magisch-kabbalistische Werk de occulta philosophia libri tres.

Das größte Aufsehen aber erregte die vielbekämpfte Schrift de incertitudine etc. Der Titel und das Motto — nihil scire felicissima vita — kennzeichnen das düstere Werk nur zur Hälfte. Mit dem Aufgebote alles Scharfsinnes müht sich Agrippa darzutun, daß alles Wissen und Können eitel und hohl sei, daß Wissen weder glücklich noch gut mache, daß es nicht nur das zeitliche Wohl des Menschen vielfach gefährde, sondern ihn auch mit ewigem Verderben bedrohe. Habe doch schon die Schlange im Paradiese das erste Menschenpaar dadurch verführt, daß sie ihm Wissen verhieß . . . . . Da sei nur ein Ausweg, unerschütterliches Festhalten an der Lehre

Christi, ein einfältiger Glaube und geduldiges Ertragen des auferlegten Loses. Und dieser Gedanke schlägt die Brücke zu einem höchst barocken, aber völlig ernst gemeinten encomium asini.

In den hundertundzwei Kapiteln seines weitschichtigen Werkes bekämpft denn auch Agrippa manches als Wissenschaft oder Kunst, was uns Heutigen dieser Namen nicht eben würdig erscheint. Und nicht nur Kunst und Wissenschaft und Wissenschaft allein, auch ihre Vertreter überhäuft er mit den bittersten Vorwürfen. Wir haben eine „Satire auf alle Stände" vor uns. Morley vergleicht das Werk passend mit Erasmus' „encomium moriae", durch das es zweifellos angeregt und beeinflußt worden ist.

Agrippas sonstige schriftstellerische Thätigkeit darf hier übergangen werden.

---

Wir wenden uns nunmehr zu den Sagen und Zaubergeschichten, die an den Namen des Mannes anknüpfen.

Einst hat Agrippas Famulus in des Meisters Abwesenheit dessen Arbeitszimmer betreten und laut in einem Beschwörungsbuche gelesen. Es erscheint ein Dämon und fragt den unvorsichtigen Jüngling, warum er ihn gerufen; dieser weiß nichts zu antworten, und der Geist erdrosselt ihn. Zurückgekehrt, erfährt der Hexenmeister, was geschehen. Um von sich und seinen Künsten den Verdacht abzulenken, befiehlt er dem Geiste, in den toten Leib zu fahren, mehrmals über den Markt zu gehen und dann die Hülle zu verlassen. Dies geschieht: der Körper bricht zusammen, der Geist verschwindet.[1])

Nach anderer Sage haben er und Faust auf ihren Fahrten dem Wirte scheinbar echtes richtiges Gold aufgezählt, das sich jedoch später in Hornspäne und sonstigen wertlosen Trödel verwandelt.[2])

Man erzählte sich auch, er habe von 9 bis 10 Uhr in Freiburg i. B. und unmittelbar darauf um 10 Uhr zu Pont-à-Mousson in Lothringen Vorlesungen gehalten.[3])

Es wird ihm die Kunst zugeschrieben, vom Monde abzulesen, was sich in weiten Entfernungen zuträgt. So hat er des Nachts zu Paris schon erfahren, was sich am selben Tage während des Krieges Franz I. mit Karl V. im Mailändischen begeben hat.[4])

[1]) Martinus Delrio (disquisitionum magicarum libri sex, Lovanii 1599) liber II. quaestio XIX. sectio I. pag. 360 seq.

[2]) Ebendort, lib. II. quaest. XII. pag. 167 sq.

[3]) Schelhorn (amoenitates literariae. Frankfurt und Leipzig 1725—1730, S. 589), nach der Mitteilung eines Freundes mit dem Zusatze: „Unde haec hausta sint ignoro."

[4]) Natalis Comes (mythologiae . . . libri X. Frankfurt 1581), lib. III, cap. 17, pag. 257.

Aber nicht nur auf französischer Seite, auch als treuen Diener Karls V. zeigt ihn uns die Sage. Er hat diesem durch Zauberei zu kriegerischen Erfolgen verholfen, er ist auch bereit, ihm geheime, auf magischem Wege entdeckte Schätze zu verschaffen. Doch gerade auf Grund dessen wird er verurteilt und aus dem Reiche verbannt.[1]

Wie sehr Agrippa Hunde liebte, zeigen seine Briefe. Auch dieser Zug wird begierig aufgegriffen: man erinnert sich, daß all den berühmten Schwarzkünstlern Dämonen in Hundegestalt gefolgt, so Simon Magus, so Sylvester, Faust und anderen. Auch Agrippas Hund, der mit seinem Herrn das Lager teilen durfte, mußte folgerichtiger Weise ein böser Geist sein, und man gefiel sich in Ausmalung der schaurigen Scene, wie Agrippa vor seiner nahen Auflösung dem dienstbaren Geiste unter Verwünschungen die Freiheit zurückgiebt.[2]

Sicher haben seine Briefe, die erst lange nach seinem Tode im Druck gesammelt erschienen, viel dazu beigetragen, die Nachwelt zwar nicht erst auf den Gedanken zu bringen, wohl aber darin zu bestärken, daß er sich mit Zauberei befaßt und den Stein der Weisen gesucht habe.[3]

Wir haben oben gesehen, daß ein Spanier, Delrio, ein und denselben Zauberschwank auf Agrippa und Faust bezieht. Delrios Werk erschien 1599. Aber schon bedeutend früher werden beide Männer in eine Reihe gestellt; so schon um 1588 von dem Engländer Marlowe,[4] dann 1583 von Minucci[5] und 1564 von Johannes Manlius.[6]

Und nun müssen wir fragen: wäre es nicht wunderbar, wenn gerade dem jungen Goethe die schlagende Ähnlichkeit zwischen Faust und Agrippa entgangen wäre?

[1]) Nach Morley 2, 318, dessen Quelle (Thevet. portraits et vies des hommes illustres, Paris 1584) mir nicht zugänglich ist.

[2]) Morley, a. a. O.; L. Fränkel im Euphorion 2, 766 und J. Manlius, locorum communium collectanea. Basel 1564, pag. 166.

[3]) Vgl. besonders Schelhorn, amoenitates literariae. 1725—1730, S. 563 ff.

[4]) Reclam, Nr. 1128 (Doktor Faustus ... übersetzt von Wilhelm Müller), S. 14, unten, sagt Faust:

„Ich will nun werden, wie Agrippa war,
Des Name ganz Europa noch verehrt."

[5]) Für den Hinweis auf diese Stelle (Goethe-Jahrbuch 16, 222) bin ich Herrn Professor Sauer zu Dank verpflichtet.

[6]) Manlius, locorum commun. collect. lib. I, pag. 43: „Vivens (Faustus) adhuc habebat secum canem, qui erat diabolus, sicut iste nebulo, qui scripsit de vanitate artium, etiam habebat canem secum currentem, qui erat diabolus.

Höchst wahrscheinlich ist er auf den Mann zuerst bei seinen alchemistischen Studien aufmerksam geworden; ausgehend von den kabbalistisch-theosophischen Werken, hat er sich dann wohl mit der berühmtesten Schrift des Magiers, de incertitudine, bekannt gemacht und sich über des Zauberers Leben aus Schelhorns Abhandlung unterrichtet.[1] Und nicht bloß vorübergehend hat ihn de incertitudine angezogen: wie wäre ihm sonst eine bloße bibliographische Notiz Schelhorns über eine vollständige Ausgabe der Schrift einer Anmerkung in seinem Tagebuche wert erschienen?

Auch die große Ähnlichkeit mit dem von ihm damals so eifrig studierten Theophrastus Paracelsus hat er sicher herausgefühlt und ganz bestimmt die merkwürdig tiefgehende geistige Verwandtschaft mit seinem damaligen Hauptliebling — Rousseau.

Man höre das Urteil des feinsinnigen Sigwart:[2] „Er (Agrippa) ist in vieler Beziehung wie Rousseau; ebenso empfänglich, ebenso reizbar, ebenso leidenschaftlich in der Verfolgung eines Gedankens, der ihn erfaßt, ebenso beredt; aber wie Rousseau von widerstrebenden Bildungselementen hin- und hergezogen. Er durchschaut den Trug der heimlichen Wissenschaften, und doch ist seine Phantasie fortwährend davon gefangen, und jedes Buch darüber reizt seine Neugier; er sympathisiert im Herzen mit Luther und ruft den Mönchen höhnisch zu, mit diesem Ketzer würden sie nicht fertig, aber er hält an der Kirche fest, in der er geboren ist. Er predigt den Glauben an das Evangelium allein, und dabei ist seine schriftstellerische Thätigkeit allen möglichen Zielen gewidmet, nur diesem nicht. Und doch ist er im Grunde eine edel angelegte Natur" u. s. w.

Und manches ließe sich diesen treffenden Ausführungen noch hinzufügen. So Agrippas stets zur Schau getragene Verachtung schulmäßiger Gelehrsamkeit, so das freundliche Urteil, welches er unter allen Berufszweigen fast einzig über den Ackerbau fällt; so die Ratschläge, welche er für Erhaltung einer gesunden naturgemäßen Lebensweise erteilt.[3]

Diese Umstände gewinnen aber noch wesentlich an Bedeutung, wenn wir gewisse Züge von Goethes Faust näher ins Auge fassen.

Man hat die Frage aufgeworfen, warum Goethe den „Johann" Faust der Überlieferung in einen „Heinrich" umgetauft. Düntzer

[1] Wenn Goethe im zehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit" sagt: „Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen", so passen diese Worte gewiß ebensogut auf Agrippa als auf den Dichter und seinen Faust.

[2] Vgl. Sigwart, S. 23 (Anfang).

[3] De incertitudine, cap. 74 (de agricultura), cap. 78 (de agricultura residuum) und cap. 88 (de diaetaria).

denkt an eine Vorliebe des Dichters für „Heinrich"; Loeper meint, Goethe habe „Heinrich" für edler gehalten; Weinhold weist darauf hin, daß Heinrich im Kalender neben Margareta stehe; auch den weicheren Klang des Namens hat man geltend gemacht. Weit ansprechender als all dieses ist eine Vermutung L. Fränkels, daß der fragliche Name von Agrippa her entlehnt sei (Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim).[1])

Beachtung verdient wohl auch, wenn Mephisto in Auerbachs Keller von sich und seinem Gesellen sagt, sie kämen erst aus Spanien zurück. Auch Agrippa ist in Spanien gewesen, um sich dort als Zauberer zu erproben.

Wichtiger sind aber folgende Umstände: ein gewisser F. G. Menapius sagt bei Schelhorn[2]) nur allzu richtig: „An ihme (Agrippa) ist das alte Sprichwort wahr worden: ‚Neun Handwerk, zehen Unglück.' Er war ein Soldat, graduirter Doctor in Jure, Medicina und Philosophia, und ließ sich einen Theologum Trismegistum tituliren, aber er vermochte sich dabey des Bettels zum öfftermal nicht zu erwehren."[3])

Wie Goethes Faust hat also auch Agrippa „Philosophie, Juristerei und Medizin .... durchaus studiert mit heißem Bemühn", und Fausts Stoßseufzer über das Studium der Theologie ist wohl auch der seinige gewesen, wenn wir den Kapiteln 92, dann 97 bis 100 von de incertitudine Glauben schenken dürfen und uns der harten Kämpfe erinnern, die er mit den Theologen seiner Zeit auszufechten hatte.

Magister und Doktor ist und heißt er gerade so gut wie Faust; und wenn dieser klagt, daß er „weder Gut noch Geld, noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt" besitze: auch Agrippa hat nur zu viel bittere Demütigung erfahren, und Reichtümer hat auch er nicht gesammelt, wie nicht bloß das Citat bei Schelhorn, sondern seine eigenen Briefe beweisen. Und wie sein Geistesverwandter trotz all

[1]) Siehe Anmerkung 2, S. 291. [Vgl. auch Minor, Goethe-Jahrbuch 8, 231 f. A. Sauer.]

[2]) Schelhorn, S. 567 (siehe Anmerkung 3, S. 291).

[3]) Ausführlicher und genauer ist Morleys Aufzählung (2, 208 f.): „Agrippa had tried nearly every art that he found wanting: a Courtier in Austria, a Soldier in Italy, a Theologian at Dôle, a lawyer at Metz, a Physician in Switzerland, an Experimenter in optics and mechanics, a deeper searcher than perhaps any man of his age into the philosophy of the ancients; student of the Cabala, sworn possessor of the secrets of the alchemists, master of the Hebrew, Greek and Latin languages, and, among modern tongues, not of his own German only, but also of French, Italian, Spanish, and English. He was not a reviler from without, but a satirist from within, of the uncertainties and vanities of the imperfect art and science of his day." Vollständig ist auch sie nicht.

seiner ausbündigen Gelehrsamkeit der innern Befriedigung entbehrt, so muß auch er auf diesen Schatz verzichten; Beweis dessen die Schrift de incertitudine et vanitate omnium scientiarum et artium, deren Titel man nicht nennen hören kann, ohne an Fausts ersten Monolog erinnert zu werden.

Und auch wenn Faust sich der Magie ergeben will, dann aber wieder sich nach der Offenbarung sehnt, „die nirgends würdiger und schöner brennt als in dem neuen Testament“: selbst dieser Zug findet sich schon vorgebildet bei Agrippa, der zwar alles Heil im wahren, reinen Glauben findet, dabei aber doch ein eifriger Bewahrer und Bekenner alchemistischer Lehren ist.[1]

Daß bei Goethe Fausts Thätigkeit als Arzt so stark hervorgehoben wird, könnte ebenfalls auf Agrippa hindeuten, wenn es hier nicht näher läge, an den von dem Dichter genau gekannten und öfters erwähnten Paracelsus zu denken, wie wir denn keineswegs verkennen wollen, daß gerade von Paracelsus, worauf schon Düntzer, Loeper, Schröer und andere aufmerksam gemacht haben, manches auf Faust übergegangen ist.

Und zeigt sich Faust der Teufel als Pudel, so hat andererseits Agrippa einen dienstbaren Geist in Hundegestalt.

Eine Reihe von Berührungspunkten zwischen Faust und Agrippa ergiebt der Tragödie zweiter Teil.

Wir begegnen hier Faust in verschiedenen Lebensstellungen: wir finden ihn bei Hofe, er befreit den Kaiser aus Geldschwierigkeiten (Erfindung des Papiergeldes), er erringt mit Geisterhilfe für ihn den Sieg in der Entscheidungsschlacht, er wird zum Danke dafür vom Kaiser (in einer allerdings nicht ins Gefüge der Dichtung aufgenommenen, in Loepers Ausgabe auf S. 205 abgedruckten) Scene zum Ritter geschlagen.

Halten wir Agrippa daneben: der erste Blick schon zeigt eine Reihe schlagender Analogien. Geschichte und Sage treten hier gleichermaßen ein. Auch Agrippa ist Hofmann. Der geschichtliche Agrippa hat sich vielfach mit Finanzplänen beschäftigt, der Held der Sage will dem Kaiser geheime Schätze verschaffen; auch hält ihn Mit- und Nachwelt für einen Goldmacher. Wie Faust dem Kaiser die Entscheidungsschlacht gewinnt, so werden kriegerische Erfolge Karls V.

[1]) De incertitudine, cap. 90 (de alcumistica): „Permulta adhuc de hac arte, mihi tamen non admodum inimica, dicere possem, nisi iuratum esset, quod facere solent, qui mysteriis initiantur, de silentio.“ Und ebendort: „Denique de illo unico solo, . . . . sacratissimi philosophorum lapidis subiecto videlicet, paene nomen effutivi, . . . . dicam tamen circumlocutione, ut non nisi filii artis et qui huius mysteriis initiati sunt, intellegant“ und a. a. O.

auf Agrippas Rechnung gesetzt. Und nach tapferem Kampfe erhält auch er vom Kaiser den Ritterschlag.

Um nun die gewonnenen Ergebnisse zusammenzufassen: zugestanden sogar, mehr als einer der hier aufgeführten Parallelzüge wird auch anderen von der Sage gefeierten geschichtlichen Persönlichkeiten nachgesagt — aber wohl gemerkt, immer nur ein oder der andere vereinzelte Zug — so giebt es doch keine zweite zum Träger sagenhafter Überlieferung gewordene Gestalt der Reformationsperiode, welche mit Goethes Helden so viele schlagende Ähnlichkeiten zugleich aufzuweisen hätte in ihren wirklichen und in ihren von der Sage erfundenen Schicksalen, wie auch in ihrer ganzen Geistesrichtung als Agrippa.

Auch in der Geistesrichtung: hierfür wäre der Beweis noch zu erbringen — wenigstens im einzelnen.

In der That ist die Zahl der Stellen im „Faust", deren Ähnlichkeit mit Partien Agrippas nicht auf bloßem Zufall beruhen kann, keine unansehnliche.

Kein Gewicht legen wir natürlich darauf, wenn Agrippa in der praefatio[1]) sich prophezeit:

Magnierepi rhetores ..... grandistrepis vocibus ... perduellionatus me accusabunt. Monstrosi memoriographi .... Pugnaces dialectici innumera syllogismorum tela in me conicient ..... Phalaris tauro cruciandum recludet terribilis tyrannus. In exilium agent factiosi oligarchae. Plebs impetuosa et multorum capitum bestia indicta causa rapiet in exitium.

Stellen, die gedanklich anklingen an die Verse (S. 24):

.... die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Wichtiger ist schon die Stelle, in der Faust gegen hohle, tönende Rhetorik loszieht (S. 23):

Doch werdet Ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es Euch nicht von Herzen geht.
. . . . . .
Such' Er den redlichen Gewinn,
Sei Er kein schellenlauter Thor!
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor;
Und wenn's Euch Ernst ist, was zu sagen,
Ist's nöthig, Worten nachzujagen?

[1]) Wir citieren Agrippa nach der Gesamtausgabe seiner Werke (Lyon 1550, apud Beringos fratres); wo nicht ausdrücklich anderes bemerkt ist, stammen die Citate aus de incertitudine, die praefatio der Schrift ist in der genannten Ausgabe nicht paginiert. Die Seitenzahlen der Citate aus „Faust" beziehen sich auf Loepers Ausgabe.

Ja Eure Reden, die so blinkend sind,
Mit denen Ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
Sind unerquicklich wie der Wirbelwind,
Der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt.

Damit vergleiche man die Worte Agrippas:

Non enim in lingua sed in corde veritatis sedes est. Nec interest in dicendis veris, quali sermone utamur: mendacium eloquentia verbisque phaleratis indiget, ut possit hominum mentibus insinuari: veritatis autem sermo ... simplex exsistit non quaerens fucum nec pigmenta.[1])

Ebenso auch:

Semperque vicit sententia rhetorum bene dicendi praecepta hominum vitae plus officere quam prodesse, atque, ut liceat verum fateri, constat totam illam ac omnem rhetoricae disciplinam nihil aliud esse quam assentationis adulationisque — et ut quidam audacius dicunt — mentiendi artificium, ut, quod rei veritate efficere non possit, persuadeat fuco orationis.[2])

Ferner noch:

Hinc apparet rhetoricam non aliam esse quam persuadendi et movendorum affectuum artem subtili eloquio exquisito fuco et subdola verisimilitudine rapientem animos incautorum eosque ducentem in captivitatem erroris pervertendo sensum veritatis. Quodsi naturae beneficio nulla res non vera voce exprimitur, quod pestilentius quam verborum fucatorum studium? Veritatis sermo simplex est sed vivus et penetrans et discretor inventionum cordis et tamquam securis ac gladius anceps omnia artificiosa rhetorum enthymemata facile dissecans et abscindens.[3])

Und endlich noch:

Nihil magis invisum quam curiosum linguae artificium eorum, quibus veritatis proferendae nulla cura est sed, opus modicum proponentes, illud orationis lenociniis et verborum ampullis excolere et dicendi dulcedine decipere animos auditorum.[4])

Wenn weiterhin Faust des Dünkels spottet, der sich in eitler Aufgeblasenheit damit brüstet, „wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht" (S. 24), und verächtlich erwidert: „O ja, bis an die Sterne weit": so tönt es uns ganz ähnlich aus Agrippa entgegen:

Vetus opinio et ferme omnibus philosophantium concors et unanimis sententia, qua opinantur scientiam quamlibet homini ..... nonnihil divinitatis afferre, ita ut saepe ultra humanitatis limites in deorum beatorum choros eos referre possint.[5])

---

[1]) Cap. 2 (de scientiis in generali), S. 1 und 2.
[2]) Cap. 6 (de rhetorica), S. 28 unten.
[3]) Ebendort, S. 31 Mitte.
[4]) Ebendort, S. 32 Anfang.
[5]) Cap. 1 (de scientiis in generali), S. 1.

Und weiterhin, wenn Mephisto höhnt (S. 59):

Setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer, was du bist,

und Faust klagt:

Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
Des Menschengeists auf mich herbeigerafft,
Und wenn ich mich am Ende niedersetze,
Quillt innerlich doch keine neue Kraft,

so finden wir, wenn auch nicht denselben, so doch einen sehr ähnlichen Gedanken wieder in den Worten Agrippas:

Non .... verborum accumulatio disciplinarumque multitudo beatitudo est, quae nec ullum insuper pro rationum ac verborum qualitate accipit incrementum.[1])

Am meisten fordert natürlich die Schülerscene mit ihrer scharfen Kritik der Fakultätswissenschaften zu einer Vergleichung mit den entsprechenden Kapiteln von Agrippas Werk heraus.

Hier trifft nun Mephistos Tadel bei Besprechung der Logik, der Jurisprudenz, der Metaphysik ganz andere Punkte als wir an einschlägiger Stelle bei Agrippa finden.

Der wichtigste Unterschied besteht darin, daß bei Goethe bedauert wird (S. 62), daß das Naturrecht, das Recht, „das mit uns geboren ist'" keine Anerkennung finde, während es bei Agrippa aufs eifrigste bekämpft wird.[2])

Unverkennbare Ähnlichkeit zeigen aber die Urteile Mephistos und Agrippas über die Theologie und die Medizin. Der Teufel rät dem wißbegierigen Jünger für den Fall, daß er Theologie studieren wolle (S. 64):

Am besten ist's auch hier, wenn Ihr nur einen hört
Und auf des Meisters Worte schwört.
Im ganzen — haltet Euch an Worte!
Dann geht Ihr durch die sichre Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein.

Und Agrippa spottet:

Hi (theologi) tunc doctores vocantur, cum id effecerint, ut intelligantur quam minime, his tunc auditorum circumstrepit multitudo, qui quicquid ex istis hauserint, ex intimis theologiae abditis depromptum putant iurantque in verba magistri.[3])

---

[1]) Ebendort, S. 4 unten.

[2]) Cap. 91 (de iure et legibus): „... lex corruptae naturae, quod ius naturale dicunt."

[3]) Cap. 97 (de theologia scholastica), S. 283 Anfang.

Und besonders weiterhin:

. . . . praetendentes studia eorum, quorum opera initiati sunt doctrinis, et iurantes in verba magistri ceteros spernunt non quid sed a quo quid dicatur attendentes.[1])

Die Medizin endlich überschüttet Agrippa mit den Pfeilen seines ichärfsten Spottes, und gar manche Stelle des 83. Kapitels braucht den Vergleich mit den Goetheschen Versen nicht zu scheuen. Man lese:

. . . . medicinarum notitia delectabilis est ut reliquorum omnium, quae arte et regulis constant: operatio autem secundum medicinam a casu est. . . . . Magnae quoque praestantiae medicus est, quem usurpata pomposa vestis et intermicantes crebris hyacinthis digiti commendant, et cui remota patria vel longa peregrinatio . . . . . ad fallendum efficacissima frontis impudentia magnorumque remediorum constans inconcussis mendaciis iactantia auctoritatem famam fidemque conciliant, et cui pertinax contentio ac multa semper in ore cum sint semigraeculae tum barbarae voces et multa auctorum suorum nomina doctrinae fecerunt opinionem: atque sic instructus plus quam plumbea gravitate sed audacia paene militari medendi practicam tunc hac hypocrisi aggreditur.[2])

Mephistos Ratschläge bei Goethe beziehen sich fast ausschließlich auf die Behandlung weiblicher Patienten, daher auch die mannigfachen Abweichungen. Immerhin bleiben der Ähnlichkeiten noch genug. S. 64 ff. lehrt Mephisto:

Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen;
Ihr durchstudiert die groß und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu lassen,
Wie's Gott gefällt.
. . . . . .
Ihr seid noch ziemlich wohlgebaut,
An Kühnheit wird's Euch auch nicht fehlen,
Und wenn Ihr Euch nur selbst vertraut,
Vertrauen Euch die andern Seelen.
Besonders lernt die Weiber führen;
. . . . . .
Und wenn Ihr halbweg ehrbar thut,
Dann habt Ihr sie all' unterm Hut.
Ein Titel muß sie erst vertraulich machen,
Daß Eure Kunst viel' Künste übersteigt.
Zum Willkomm tappt Ihr dann nach allen Siebensachen,
Um die ein andrer viele Jahre streicht,
Versteht das Pülslein wohl zu drücken u. s. w.

Wie bei Agrippa zwar medicinarum notitia delectabilis . . . . . operatio autem secundum medicinam a casu est, so bleibt bei Goethe dem Arzte nichts übrig, als „es am Ende gehn

[1]) Ebendort, S. 284 Mitte.
[2]) Cap. 83 (de medicina operatrice), S. 238 f.

zu lassen, wie's Gott gefällt". Mephisto hält ein stattliches, empfehlen des Äußeres für unerläßlich, bei Agrippa — anders und doch ähn lich — gehören zum Arzte das pomphafte Kleid und die blitzenden Ringe. Dem Selbstvertrauen, das Vertrauen bei andern erweckt, vergleicht sich besonders gut die constans inconcussis mendaciis iactantia, welche Ansehen, Ruf und Vertrauen schafft. Und die Forderung, mit der nötigen Kühnheit den Schein der Ehrbarkeit zu verbinden, findet sich vorgebildet in den beißenden Worten: „Instructus plus quam plumbea gravitate sed audacia paene militari medendi practicam tunc hac hypocrisi aggreditur. Also als Heuchler ist der Arzt gedacht hüben wie drüben.

Die Untersuchung des Patienten thut Goethe zwar kurz ab, erinnert aber doch an den in diesem Stücke ausführlicheren Agrippa: „Primum invisit aegrum, respicit urinam, tangit arteriam";[1] bei Goethe: „Versteht das Pülslein wohl zu drücken." Eben falls an Agrippas Worte: „palpitat latera ..... et si qua secretiora sunt, exquirit" scheinen anzuklingen die Verse:

. . Und fasset sie mit feurig schlauen Blicken
Wohl um die schlanke Hüfte frei,
Zu seh'n, wie fest geschnürt sie sei.

Behaupten möchte ich es aber nicht, obwohl eine spätere Stelle, wo den Ärzten adulteria in principum domibus nachgesagt werden, auch hinter den obigen Worten etwas Mephistos Versen Analoges vermuten läßt.

Bemerkenswert ist endlich noch, daß Agrippa bei seinen satirischen Ausfällen gegen die Medizin dieselbe Reihenfolge einhält wie Goethe.

Zum Abschiede erbittet der Schüler im „Faust" von dem ge lehrten Professor noch einen Vers ins Stammbuch und Mephisto schreibt ihm (mit leichter Änderung: deus statt dii) die Worte ein, durch welche die Schlange im Paradiese das erste Menschenpaar ver lockt hat: Eritis sicut dii, scientes bonum et malum."

Gerade dieser Satz gehört aber zu den immer wiederkehrenden Grundgedanken von de incertitudine, z. B.:

..... scientias tam malas esse quam bonas nec aliam nobis afferre ... deitatis beatitudinem nisi illam forte quam antiquus ille serpens pollicebatur primis parentibus inquiens: ‚Eritis sicut dii, scientes bonum et malum.' In hoc itaque serpente glorietur, qui gloriatur se scire scientiam. Und: ... Adam nunquam e beatitudinis paradiso pulsus fuisset, nisi serpente magistro didicisset scire bonum et malum und a. a. O.[2]

[1]) Ebendort, S. 250 unten.
[2]) Cap. 1 (de scientiis in generali), S. 3 und S. 9 unten.

Auch die Magie wird im „Faust“ so aufgefaßt wie von Agrippa. Bei seinem Zauberstückchen in Auerbachs Keller spricht Mephisto (S. 73):

Ein tiefer Blick in die Natur!
Hier ist ein Wunder, glaubet nur!

Und bei Agrippa[1] heißt es:

Magia naturalis est, quae rerum omnium motuum naturalium atque caelestium vires contemplata earundemque sympathiam curiosa indagine scrutata reconditas ac latentes in natura potestates .. in apertum producit ..... non tam arte quam natura ..... Nam magi ut naturae accuratissimi exploratores conducentes ea, quae a natura praeparata sunt, ..... saepissime ante tempus a natura ordinatum affectum producunt, quae vulgus putat miracula, cum tamen naturalia opera sint, interveniente sola temporis praeventione, ut si quis in mense Martio rosas producat et maturas uvas.[2])

Wenn aber Faust von der Magie Befriedigung seines ungestillten Wissensdurstes erwartet:

.. Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau' alle Wissenskraft und Samen
Und thu' nicht mehr in Worten kramen,

so verrät er damit eine Auffassung der geheimen Wissenschaften, welche kaum von der abweicht, die Agrippa in seiner occulta philosophia vertritt. Statt vieler Belegstellen nur eine! Man halte neben „Faust“ (S. 20):

Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und strebt,
Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen,
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel bis zur Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen,

man halte neben diese Verse Goethes die Prosa Agrippas:

Ea enim est naturae colligantia et continuitas, ut omnis virtus superior per singula inferiora longa et continua serie radios suos dispertiendo usque ad ultima fluat: et inferiora per singula sua superiora ad suprema perveniant. Sic enim inferiora ad superiora invicem connexa sunt, ut influxus ab eorum capite prima causa tamquam chorda quaedam tensa usque ad infima praecedat, cuius si unum extremum tangatur,

[1]) Cap. 42 (de magia naturali). S. 3 und S. 9 unten.

[2]) Könnte dieser Zug wohl den weiteren Verlauf der Goetheschen Scene beeinflußt haben? Man denke an die Trauben, welche Mephisto den Studenten vorgaukelt.

tota subito tremat et tactus eiusmodi usque ad alterum extremum resonet ac moto uno inferiori moveatur et superius, cui illud correspondet, sive nervi in cithara bene concordata.[1])

Hiermit wäre erschöpft, was sich an ähnlichen Gedanken und Parallelstellen zwischen der Tragödie erstem Teil und Schriften Agrippas ausfindig machen ließ; der zweite Teil bot in dieser Hinsicht keine Ausbeute. Denn die Verse im zweiten Akt S. 68):

Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht,

werden wohl nicht auf Agrippa („Terentiana sententia est nihil esse iam dictum prius ita forte nec factum, quod non sit factum prius"),[2]) sondern unmittelbar auf den römischen Komiker zurückgehen.

Auch aus dem „Ur-Faust" und den „Paralipomena" war für unsere Untersuchung nichts zu gewinnen.

Wir wären hiermit am Ziele angelangt. Tieferes Eindringen wird vielleicht noch reiche Nachlese an Analogien zwischen Goethes Faust und Agrippa ergeben. Wäre es nicht auch an der Zeit, zu untersuchen, ob nicht noch andere neulateinische Schriftsteller und Dichter — außer Johannes Secundus — auf Goethe eingewirkt haben?

Vielleicht findet der Verfasser später Muße, dieser Frage näher zu treten.

# Goethe und Diderot: Über Schauspieler und die Kunst des Schauspielers.[3])

Von C. A. Eggert in Vermillion (South Dakota, U. S. A.).

Die Schauspielerlaufbahn Wilhelm Meisters in Goethes Roman bildet in demselben ein so wesentliches Element und giebt Anlaß zu so manchen charakteristischen Bemerkungen über die Kunst des Schauspielers, daß man sich ganz natürlich fragt, wie kam der Dichter dazu, diesen Zug so hervorstechend zu machen? Die gewöhnliche

[1]) De occulta philosophia, lib. I, cap. 37 (S. 66).

[2]) De incertitudine, cap. 100 (de verbo Dei).

[3]) Für seine engeren Landsleute hat der Herr Verfasser denselben Stoff behandelt in dem Aufsatze: „Goethe and Diderot on Actors and Acting." Modern Language Notes 11, 205—220. A. Sauer.

Antwort auf diese Frage ist, daß er sich nicht nur viel als dramatischer Dichter versucht, sondern auch als Theaterdirektor praktische Erfahrungen eingesammelt hatte, so daß er nicht umhin konnte, sich direkt und lebhaft für alles zu interessieren, was auf das Theater und die Kunst des Schauspielers Bezug hatte. Man könnte auch sagen, wie es ja schon geschehen ist, daß er durch Scarron auf diese Idee verfallen sei, aber keine von diesen Erklärungen genügt, meiner Ansicht nach, für die eigentümliche Behandlung, die dem Gegenstand in diesem Roman zu teil geworden ist.

Wilhelm ist kein Schauspieler, wenn er auch einigemale auf der Bühne erscheint; denn die Gesamtheit seiner Erfahrungen als Schauspieler läuft auf eine starke Enttäuschung hinaus. Er macht bald die Entdeckung, daß er sich geirrt und daß die Natur ihn für ein anderes Geschäft bestimmt hat. Er sieht ein, daß seine Erfahrung als Schauspieler einer von den Kinderkrankheiten ähnlich war, die man unversehens bekommt und über welche eine gesunde Natur doch zuletzt noch rechtzeitig hinaushilft.

Man gewahrt leicht, daß Wilhelm, so lange er die Schauspielerkunst als seinen eigentlichen Beruf verfolgte, als ein entschiedener Repräsentant des Dilettantismus erscheint. Als solchen hat ihn R. M. Meyer in seinem interessanten Aufsatz: „Wilhelm Meisters Lehrjahre und der Kampf gegen den Dilettantismus“ (Euphorion 2, 529 ff.) vortrefflich gekennzeichnet.

Er nennt ihn den „geborenen Dilettanten“. Dies ist vielleicht zu viel gesagt, obgleich uns Goethe nicht genügend darüber aufklärt, inwiefern Wilhelm schließlich als Wundarzt seinen wirklichen Beruf gefunden hat. Andrerseits zwingt uns nichts, die Folgerung abzuweisen, daß Wilhelm wohl so wenig ein natürlicher Dilettant war wie der Dichter selbst. Zu dem bekannten Epigramm scherzt Goethe über sich und seine Versuche in vielen Künsten, indem er gesteht, daß er es doch nur in einer der Meisterschaft nahegebracht habe. Mir scheint vielmehr die offenbare Bedeutsamkeit der Laufbahn Wilhelm Meisters darin zu bestehen, daß seine Erziehung von vornherein ein Irrtum war; daß man ihm gestattet hatte, ausschließlich den Eingebungen und Trieben seines Herzens und seiner Leidenschaft zu folgen, statt seine Willenskraft auszubilden und es ihm möglich zu machen, durch eine folgerichtige Verstandesbildung rein impulsives Handeln zu vermeiden. Wilhelm war was die Franzosen „sensible“ nennen, ein Wort, das sich nicht ganz mit dem deutschen „empfindsam“ deckt.

Seine „Sensibilité“ zeigt sich früh, nicht nur in seiner Liebe zu Marianne, sondern auch in seiner Vorliebe für das Bild des kranken Königsohns; später in der lebhaften Sympathie, die er dem

unglücklichen Liebespaar entgegenträgt (Buch I, Kapitel 13), und überall in seinen Beziehungen zu seinem Freunde Werner, so oft des letzteren praktische Art die Sachen zu beurteilen den Widerspruch Wilhelms hervorruft. Sie erscheint in der Folge, und in höherem Grade, als er seine Zärtlichkeit auf Mignon und den alten Harfner überträgt; als er der Vertraute Aureliens wird; in der Bereitwilligkeit, mit welcher er sich Lothario zur Verfügung stellt, nachdem dieser seine Bewunderung und Freundschaft erworben hat, und in der Ausführung des sonderbaren Auftrags, welcher zu seiner Bekanntschaft mit Theresen führt, einem weiblichen Wesen, das in jedem Sinne den geraden Gegensatz zu ihm bildet, besonders darin, daß sie keine Spur von Empfindsamkeit besitzt, die er aber trotzdem heiraten will, da er annimmt, daß die unbekannte Amazone, die sein Herz gewonnen, für ihn unerreichbar ist.

Aber während dies vorgeht, ist Wilhelm immer noch ein sehr junger Mann und es besteht kein Grund anzunehmen, daß ein junger Mann von solcher Begabung in seinen Irrungen und impulsiven Handlungen beharren wird. Diese Irrungen dienen ihm zur Belehrung und er ist ein fähiger Schüler. Wir wissen ja, daß Goethe ihn zuerst als Wilhelm „Schüler" einführen wollte, und Schüler ist und bleibt er bis zuletzt. Auch Dilettant ist er wie jeder Schüler, aber eben nur aus Mangel an geeigneter Erziehung. Sobald er diese Erziehung hat, gewahrt er die Irrtümer, in welche ihn sein impulsiver und empfindsamer Charakter geleitet hat. Er sieht ein, daß sein wirklicher Beruf der eines Wundarztes ist, und mit dieser Entdeckung erreicht der wesentliche Teil der Erzählung seinen berechtigten Schluß.

Wenn wir die empfindsame Natur Wilhelms im Auge behalten und die im Roman eingestreuten Bemerkungen über Schauspieler und die Kunst des Schauspielers aufmerksam prüfen, so dürfte es nicht schwer sein, darin den Einfluß eines Schriftstellers zu entdecken, den Goethe sehr hochschätzte, nämlich Diderots.

Ich setze voraus, daß ich nicht nötig habe, hier im einzelnen zu zeigen, wie genau Goethe mit Diderots Werken bekannt war. Durch Grimms Vermittlung kam er in schnellen Besitz aller Pariser Neuigkeiten auf litterarischem Gebiet,[1] denn Grimm versorgte den Hof von Gotha damit, und wir wissen, daß die beiden Männer sich wiederholt besuchten.

Noch im spätern Alter erkaltete Goethes Bewunderung für Diderot nicht, wie die Stelle in einem seiner Briefe an Zelter beweist:

[1] Über den Einfluß von Grimms Correspondance littéraire auf Goethe vgl. Morsch im Goethe-Jahrbuch 14, 221 ff. A. Sauer.

„Diderot ist Diderot, ein einzig Individuum; wer an ihm oder seinen Sachen mäkelt, ist ein Philister, und deren sind Legionen. Wissen doch die Menschen weder von Gott noch von der Natur, noch von ihresgleichen dankbar zu empfangen, was unschätzbar ist.“ (Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter 6, 161.)

Wir dürfen wohl annehmen, daß Grimm, der es sich angelegentlich sein ließ, Goethen eine Abschrift der Handschrift von Voltaires Pasquill auf Friedrich den Großen zu verschaffen, ehe dasselbe im Druck erschien, als besonderer Vertrauter Diderots es nicht unterlassen haben wird, seinen Weimarer Freund, der sich ja noch dazu viel mit dem Theater beschäftigte, auch mit einem so interessanten und charakteristischen Aufsatz bekannt zu machen, wie Diderots „Paradoxe sur le Comédien“.

Es ist mir freilich nicht möglich gewesen, in den gedruckten Werken Goethes eine spezielle Andeutung zu finden, daß er diesen besonderen Aufsatz gelesen, denn die ganz allgemein gehaltene Bemerkung in der „Campagne in Frankreich“, in der von Diderots Paradoxen die Rede ist, kann nicht als eine solche Andeutung gelten; aber ebensowenig finden wir darin spezielle Vermerke über das Lesen so vieler anderer von Diderots Sachen. Es erschienen deren zu viele und der Umstand, daß sie allgemein verbreitet und gelesen wurden, mochte wohl der Grund sein, daß Goethe es nicht für nöthig fand, eine besondere Notiz davon in seinen Tagebüchern und Heften zu bewahren.[1])

Diderot betitelte seinen Aufsatz „Paradoxe sur le Comédien“. Das Paradoxe besteht in der Behauptung, daß ein Schauspieler in dem Grade wie er „sensible“ ist, kein guter Schauspieler sein kann; und daß der beste Schauspieler der ist, der ganz frei von „Sensibilité“ ist.

Dies ist die These, die er mit großem Geschick und großer Beharrlichkeit durchführt. Ob Goethe hier die Anregung empfangen hat, diese These künstlerisch in dem Charakter Wilhelms zu verwerten, mag schwer zu ermitteln sein, da es uns an dem positiven Beweise fehlt. Daß aber seine Behandlung dieses Charakters thatsächlich darauf hinausläuft, scheint mir nicht zweifelhaft.

[1]) Es mag wünschenswert sein, die folgenden Daten zu beachten. Goethe fing seinen Wilhelm Meister an im Jahre 1777, kam aber nur bis zum Anfang des zweiten Buchs; er überarbeitete das Ganze später. Die Jahre 1787, 1790, 1794 bezeichnen wiederholte Aufnahme und Fortsetzung des Romans; das Jahr 1796 die endliche Veröffentlichung (vgl. Düntzer). Diderots Aufsatz erschien vermutlich zwischen 1775 und 1776. Diderot starb 1784.

Im Jahre 1781, Anfang Oktober, hatte Goethe Grimm auf der Wartburg besucht.

Ehe ich jedoch hier darzulegen suche, was mir als Beweis für diese Ansicht gilt, fühle ich mich genötigt, eine Erklärung zu machen.

Der Einfluß Diderots auf Goethe, den ich besprechen will, ist spezifisch, und streng auf die Frage beschränkt: „Was versteht man unter einem guten Schauspieler?"

Ich erkenne vollkommen an, daß in Goethes Plan diese falsche Richtung Wilhelms recht gut in andrer Form hätte dargestellt werden können; daß, was er über Wilhelms Irrtum sagt, ebensogut für jeden andern Irrtum gelten würde, zum Beispiel, wenn ein geborner Schauspieler es sich einfallen ließe, eine militärische oder kaufmännische Laufbahn zu betreten.

Der wesentliche und Grundirrtum Wilhelms ist nicht, daß er Schauspieler wird, sondern daß er seinem Impulse folgt, einem Zufall gestattet, seine Handlungsweise zu bestimmen, und fortwährend bereit ist, seine Zeit zu vergeuden, wenn er sich gefühlvoll für einen Gegenstand oder eine Person interessiert.

In diesem Sinne ist sein Charakter der Ausdruck der menschlichen Natur, denn dieselbe Schwäche haftet uns allen an und wir haben alle dieselben oder ähnliche Irrtümer begangen wie Wilhelm, und begehen sie vielleicht noch.

Aber Wilhelm ist ein konkretes Individuum, nicht eine allgemeine Kopie oder eine Abstraktion. Deshalb läßt ihn der Dichter eine bestimmte Laufbahn verfolgen, Fehler begehen, die sich aus bestimmten Umständen erklären, und, ohne seinen Charakter zu verleugnen, eine Richtung verfolgen, die ganz besonders seine eigne ist und ganz speziell für ihn paßt.

Mit andern Worten: Wilhelm ist eine kunstgemäße Schöpfung eines der größten Meister, den die Litteraturgeschichte kennt, und die Originalität dieser Schöpfung ist in keiner Hinsicht in Frage gestellt, wenn es sich ergeben sollte, daß einige Ansichten, die im Verlauf des Werks zur Sprache kommen, sich schon bei einem Vorgänger finden, und deshalb volle Originalität nicht beanspruchen dürfen.

Ich betone also: Indem Goethe „Wilhelm Meister" schrieb, war seine Absicht nicht sowohl, das Publikum mit seinen Gedanken über Schauspielerei und Schauspieler vertraut zu machen, als vielmehr die Laufbahn und die Eigenschaften eines Schauspielers als ein Mittel zu gebrauchen, um eine Grundwahrheit in einer lebensvollen und kunstgemäßen Form zum Ausdruck zu bringen.

Der Schlüssel des ganzen Werks findet sich, wie ich glaube, in den Bemerkungen des Fremden im ersten Buch (Kapitel 17). Der Fremde hatte die Bildergallerie von Wilhelms Großvater erwähnt, welche Wilhelm, wegen seiner Jugend, nicht zu schätzen verstand, als

sie verkauft wurde. Er erinnert sich jedoch eines ziemlich unbedeutenden Bildes wegen des dargestellten Gegenstandes. Hierauf sagt nun der Fremde:

„Diese Gefühle sind freilich sehr weit von jenen Betrachtungen entfernt, unter denen ein Kunstliebhaber die Werke großer Meister anzusehen pflegt: wahrscheinlich würde Ihnen aber, wenn das Kabinett ein Eigentum Ihres Hauses geblieben wäre, nach und nach der Sinn für die Werke selbst aufgegangen sein, so daß Sie nicht immer nur Sich selbst und Ihre Neigung in den Kunstwerken gesehen hätten."

„„Gewiß that mir der Verkauf des Kabinetts gleich sehr leid, und ich habe es auch in reifern Jahren öfters vermißt; wenn ich aber bedenke, daß es gleichsam so sein mußte, um eine Liebhaberei, um ein Talent in mir zu entwickeln, die weit mehr auf mein Leben wirken sollten, als jene leblosen Bilder je gethan hätten, so bescheide ich mich dann gern und verehre das Schicksal, das mein Bestes und eines Jeden Bestes einzuleiten weiß.""

„Leider höre ich schon wieder das Wort Schicksal von einem jungen Manne aussprechen, der sich eben in einem Alter befindet, wo man gewöhnlich seinen lebhaften Neigungen den Willen höherer Wesen unterzuschieben pflegt."

„„So glauben Sie kein Schicksal? keine Macht, die über uns waltet und alles zu unserm Besten lenkt?""

„Es ist hier die Rede nicht von einem Glauben, noch der Ort, auszulegen, wie ich mir die Dinge, die uns allen unbegreiflich sind, einigermaßen denkbar zu machen suche: hier ist nur die Frage, welche Vorstellungsart zu unserm Besten gereicht. Das Gewebe dieser Welt ist aus Notwendigkeit und Zufall gebildet; die Vernunft des Menschen stellt sich zwischen beide und weiß sie zu beherrschen; sie behandelt das Notwendige als den Grund ihres Daseins, das Zufällige weiß sie zu lenken, zu leiten und zu nutzen, und nur, indem sie fest und unerschütterlich steht, verdient der Mensch ein Gott der Erde genannt zu werden. Wehe dem, der sich von Jugend auf gewöhnt, in dem Notwendigen etwas Willkürliches finden zu wollen, der dem Zufälligen eine Art von Vernunft zuschreiben möchte, welcher zu folgen sogar eine Religion sei. Heißt das etwas weiter, als seinem eigenen Verstande entsagen und seinen Neigungen unbedingten Raum geben? Wir bilden uns ein, fromm zu sein, indem wir ohne Überlegung hinschlendern, uns durch angenehme Zufälle determinieren lassen und endlich dem Resultate eines solchen schwankenden Lebens den Namen einer göttlichen Führung geben."

Diese Stelle bestätigt, was übrigens wohl nicht bezweifelt wird, daß uns Goethe in Wilhelm einen jungen Mann vorführt, dessen Charakter unter den Begriff eines „coeur sensible" fällt.

Um jedoch die tiefsinnige Idee Goethes in der Darstellung dieses Charakters vollständiger zu würdigen, ist es nötig, mit dem eben gesagten die folgende gedankenvolle Stelle zu vergleichen:

„— — niemand glaube die ersten Eindrücke der Jugend verwinden zu können. Ist er in einer löblichen Freiheit, umgeben von schönen und edlen Gegenständen, in dem Umgange mit guten Menschen aufgewachsen, haben ihn seine Meister das gelehrt, was er zuerst wissen mußte, um das Übrige leichter zu begreifen, hat er gelernt, was er nie zu verlernen braucht, wurden seine ersten Handlungen so geleitet, daß er das Gute künftig leichter und bequemer vollbringen kann, ohne sich irgend etwas abgewöhnen zu müssen, so wird dieser Mensch ein reineres, vollkommneres und glücklicheres Leben führen, als ein anderer, der seine ersten Jugend-

kräfte im Widerstand und im Irrtum zugesetzt hat. Es wird so viel von Erziehung gesprochen und geschrieben, und ich sehe nur wenige Menschen, die den einfachen, aber großen Begriff, den alles andere in sich schließt, fassen und in die Ausführung übertragen können." (Buch II, Kapitel 9.)

Dieser „große Begriff" ist es, unter welchem die besondern Betrachtungen über die Kunst des Schauspielers eine zwar wichtige und interessante, aber trotzdem untergeordnete Stelle einnehmen.

In einer Unterhaltung mit seinem Freunde Werner drückt sich Wilhelm auf eine Weise aus, daß wir fast glauben müssen, er habe seine eigne Schwäche besser erkannt als irgend ein anderer. Er zerstört seine jugendlichen Gedichte und Schriften und sagt zu Werner (Buch II, Kapitel 2): „Ich gebe einen Beweis, daß es mir ernst sei, ein Handwerk aufzugeben, wozu ich nicht geboren ward." — — „Ich sehe nicht ein, wie du zu diesem Extrem kommst," sagte Werner. „Warum sollten denn nun diese Arbeiten, wenn sie nicht vortrefflich sind, gar vernichtet werden?" — „Weil ein Gedicht entweder vortrefflich sein oder gar nicht existieren soll; weil jeder, der keine Anlage hat, das Beste zu leisten, sich der Kunst enthalten und sich vor jeder Verführung dazu ernstlich in Acht nehmen soll." Er fügt hierzu die Bemerkung, daß in jedem Menschen ein unbestimmtes Verlangen sich regt, dasjenige, was er sieht, nachzuahmen, sei es nun die Geschicklichkeit des Seiltänzers oder die Kunst des Violinvirtuosen. „Glücklich, wer den Fehlschluß von seinen Wünschen auf seine Kräfte bald gewahr wird!" — Obgleich er die allgemeine Wahrheit dieses Ausspruchs erkennt, gelingt es ihm doch nicht, die passende Anwendung auf sich selbst zu machen. Das Puppentheater in früher Jugend, seine Neigung für die Schauspielerin Marianne, und eine natürliche Vorliebe für dramatische Vorstellungen haben in ihm den Glauben erweckt und genährt, daß die Bühne sein eigentlicher Beruf sei. Sein Herz erwärmt sich an der großen Idee, seinem Volke ein Wohlthäter zu werden, indem er ihm die erhabenen Werke der dramatischen Dichtung auf eine würdige Art vorstellt. Kurz, er ist ein Gefühlsmensch.

Sehen wir nun wie Diderot von solchen Gefühlsmenschen urteilt, wenn die Frage ist, welche Eigenschaften den großen Schauspieler kennzeichnen. Er sagt in seinem „Paradoxe" (ich citiere aus der Pariser Ausgabe von Firmin-Didot, 1874):

Le Premier. . . . le point important, sur lequel nous avons des opinions tout-à-fait opposées, votre auteur et moi, ce sont les qualités premières d'un grand comédien, Moi, je lui veux beaucoup de jugement; il me faut dans cet homme un spectateur froid et tranquille; j'en exige, par conséquent, de la pénétration et nulle sensibilité, l'art de tout imiter, ou, ce qui revient au même, une égale aptitude à toutes sortes de caracteres et de rôles. (S. 217.)

Man sieht leicht, daß diese Bedingungen bei Serlo erfüllt sind, und daß nicht eine einzige für Wilhelm zutrifft. In Bezug auf des letzteren „jugement" und „pénétration" muß man an Aureliens Urteil über ihn denken:

Denn wahrhaftig, fuhr sie fort, von außen kommt nichts in Sie hinein. Ich habe nicht leicht jemanden gesehen, der die Menschen, mit denen er lebt, so wenig kennt, so von Grund aus verkennt wie Sie. Erlauben Sie mir, es zu sagen: wenn man Sie Ihren Shakespeare erklären hört, glaubt man, Sie kämen eben aus dem Rate der Götter und hätten zugehört, wie man sich daselbst beredet, Menschen zu bilden; wenn Sie dagegen mit Leuten umgehen, seh ich in Ihnen gleichsam das erste, großgeborne Kind der Schöpfung, das mit sonderlicher Verwunderung und erbaulicher Gutmütigkeit Löwen und Affen, Schafe und Elefanten anstaunt und sie treuherzig als seinesgleichen anspricht, weil sie eben auch da sind und sich bewegen.

Wilhelm muß bald bemerken, daß sein Spiel nicht sonderlich fesselt. (Buch III, Kapitel 8.) Trotzdem er seine Rollen „mit Fleiß memorierte und mit Wärme und Lebhaftigkeit vortrug", fand er nicht den gehofften Beifall und die bessere Klasse der Zuschauer, darunter der Prinz selber, blieben schließlich ganz fort.

Diderot sagt (S. 220):

Les hommes chauds, violents, sensibles, sont en scène: ils donnent le spectacle, mais ils n'en jouissent pas. C'est d'après eux que l'homme de génie fait sa copie. Les grands poëtes, les grands acteurs, et peut-être en général tous les grands imitateurs de la nature, quels qu'ils soient, doués d'une belle imagination, d'un grand jugement, d'un tact fin, d'un goût très-sûr, sont les êtres les moins sensibles.

Man erinnert sich hierbei daran, wie Goethe, in seiner sensiblen Periode, den Werther doch erst dann fertig brachte, als seine Leidenschaft für Charlotte Buff eine Sache des Verstandes und der objektiven Betrachtung geworden war. Dies konnten seine Leser lange nicht begreifen. Wilhelm spricht aus seinem Gefühl heraus, nicht aus Beobachtung der Sprache und Gesten eines andern, der von dem besondern Gefühl beherrscht wird, das der Dramatiker in seinen Helden darstellt. Wie Ariosto ruhig beobachtend zuhört, während ihm sein zornerregter Vater die heftigsten Vorwürfe macht, um sich recht scharf einzuprägen, wie ein zorniger Vater aussieht, damit er die Erfahrung später benutzen kann, so wird Serlo von Goethe geschildert, stets beobachtend und nachahmend, als der denkbar größte Kontrast mit Wilhelm.

Wilhelm spielt sich selber, giebt seine eigene Wärme, seine eigene Erregung zum besten. Deshalb gelingt es ihm auf die Dauer nicht, sein Publikum zu befriedigen. Nach der dritten Vorstellung des Hamlet, seiner besten Rolle, muß er es zufällig mit anhören, wie

man ihn mit Laertes verwechselt, dessen Spiel lobt, und von dem seinigen fast mit Achselzucken redet.

Dies ist ganz nach der Idee Diderots. Er sagt (S. 217):

Si le comédien était sensible, de bonne foi lui serait-il permis de jouer deux fois de suite un même rôle avec la même chaleur et le même succès? Très-chaud à la première représentation, il serait épuisé et froid comme un marbre à la troisième.

Wie dies auf Wilhelm paßt, so das folgende auf Serlo:

Au lieu qu'imitateur attentif et disciple réfléchi de la nature, la première fois qu'il se présentera sur la scène . . . . copiste rigoureux de lui-même ou de ses études, et observateur continu de nos sensations, son jeu, loin de s'affaiblir, se fortifiera des réflexions nouvelles qu'il aurait recueillies; il s'exalterera ou se tempérera, et vous en serez de plus en plus satisfait. S'il est lui quand il joue, comment cessera-t-il d'être lui? S'il veut cesser d'être lui, comment saisira-t-il le point juste auquel il faut qu'il se place et s'arrête?

Der Unterschied zwischen Wilhelm und Serlo läßt sich kaum klarer und bezeichnender ausdrücken.

Vergleichen wir, was Goethe über Serlo sagt (Buch IV, Kapitel 15):

Man fühlte bald, daß Serlo die Seele des Ganzen war, und er zeichnete sich sehr zu seinem Vorteil aus. Eine heitere Laune, eine gemäßigte Lebhaftigkeit, ein bestimmtes Gefühl des Schicklichen bei einer großen Gabe der Nachahmung mußte man an ihm, wie er aufs Theater trat, wie er den Mund öffnete, bewundern. Die innere Behaglichkeit seines Daseins schien sich über alle Zuhörer auszubreiten, und die geistreiche Art, mit der er die feinsten Schattierungen der Rollen leicht und gefällig ausdrückte, erweckte um so viel mehr Freude, als er die Kunst zu verbergen wußte, die er sich durch eine anhaltende Übung eigen gemacht hatte.

Das heißt: was Serlo auf der Bühne zeigte, war Nachahmung, Übung, Darstellung von etwas, das nicht in seinen eigenen Gefühlen wurzelte; denn wir erfahren zur Genüge, daß er im Leben ganz anders geartet war.

Diderot, nachdem er auf S. 217/218 von Schauspielern gesprochen, die nur sich selber spielen, woraus sich die Ungleichheit ihres Spiels erklärt (l'inégalité des acteurs qui jouent d'âme), sagt von dem echten Schauspieler:

. . . . le comédien qui jouera de réflexion, d'étude de la nature humaine, d'imitation constante d'après quelques modèle d'ideal, d'imagination, de mémoire, sera un, le même à toutes les représentations, toujours également parfait: tout a été mesuré, combiné, appris, ordonné dans sa tête; . . . . s'il y a quelque différence d'une représentation à l'autre, c'est ordinairement à l'avantage de la dernière . . . . Ainsi que le poète il va sans cesse puiser dans le fonds inépuisable de la nature; au lieu qu'il aurait bientôt vu le terme de sa propre richesse. (S. 218.)

Wenn Goethe die Absicht gehabt hätte, die Wahrheit dieser Bemerkung in einer Charakterstudie zu veranschaulichen, hätte er etwas besseres und schlagenderes ersinnen können als seinen Wilhelm und seinen Serlo? Wie bald war Wilhelm am Ende seines Reichtums! Wie unerschöpflich war Serlo in der Benutzung seiner Hilfsquellen! Und doch war Wilhelm eine unendlich reichere Natur als Serlo.

Goethe sagt von Serlo:

> Durch eine seltsam scheinende, aber ganz natürliche Wirkung und Gegenwirkung stieg durch Einsicht und Übung seine Rezitation, Deklamation und sein Gebärdenspiel zu einer hohen Stufe von Wahrheit, Freiheit und Offenheit, indem er im Leben immer heimlicher, künstlicher, ja verstellt und ängstlich zu werden schien. (Buch IV, Kapitel 18.)

Diderot betont aufs stärkste diesen Unterschied zwischen dem wirklichen Charakter eines Schauspielers und dem Charakter seines Spiels. Er zeigt uns einen Schauspieler und eine Schauspielerin, die miteinander verheiratet sind und auf der Bühne in Molières Dépit amoureux als Liebhaber und Geliebte auftreten. Er schildert, wie sie in der dritten Scene des vierten Akts die Worte Molières sprechen und ihre Rollen vorzüglich spielen, zu gleicher Zeit aber ein Wechselfeuer gehässiger Reden mit leiser Stimme unterhalten, indem der Mann auf die Frau schimpft, während sie ihre Rolle rezitiert, und die Frau ihm antwortet, während er von seiner Rolle in Anspruch genommen wird. Als der Liebhaber schließlich die Geliebte von der Bühne führt, kneift der Gatte die Gattin derartig in den Arm, daß er ihr einen Teil der Haut abreißt S. 227—229).

Daß die vollkommene Leichtigkeit des Spiels eine Folge der Übung ist, scheint selbstverständlich. Warum aber zeigt Goethe in dem Gegensatz zwischen Wilhelm und Serlo, daß des ersteren Spiel durch Wiederholung nicht besser wird, während Serlos immer naturwahrer und freier wird? Goethe muß dieselbe Idee wie Diderot gehabt haben und mehrere Umstände treffen zusammen, um uns glauben zu machen, daß er die eigentümliche Ausführung dieser Idee, wenn nicht die Idee selber, Diderot verdankt.

Dies zeigt sich besonders in der Behandlung Wilhelms. Wilhelms Anstrengungen scheitern, weil er immer fühlte, was er sagte und nicht, wie Serlo, sein Spiel zu einer bloßen Gedächtnissache machte. Wilhelm konnte dies nicht, weil seine Gedächtnisübung sich auf das Memorieren der Rolle beschränkte, und das Nachahmen beobachteter Züge ausschloß. Bei Serlo, wie bei den Schauspielern, die Diderot uns vorführt (so S. 229/230, nach der schon erwähnten Scene S. 227—229), ist die Nachahmung, das heißt das vollkommen eingeübte Gesamtspiel, schließlich eine bloße Gedächtnissache. Sobald

das Resultat erzielt ist, hört die eigentliche Arbeit auf, und die schließliche Ermüdung ist rein physischer Natur.

Wilhelms erste Darstellung des Hamlet war erfolgreich gewesen, weil er in Hamlet so ziemlich sich selber geben konnte. Von der dritten haben wir die Andeutung, daß sie einen Theil der Zuhörer kalt ließ. Was aber am meisten auffallen muß, ist, daß Wilhelm, nach seiner Rückkehr zur Gesellschaft von seinem Ausflug zu Lothario und Therese, die Entdeckung macht, daß Laertes und Horatio, die seine Rollen übernommen hatten, „den Zuschauern einen weit lebhafteren Beifall ablockten, als er jemals hatte erlangen können" (Buch VII, Kapitel 8).

Wir fragen: Wie war das möglich? und finden die Antwort so vollständig bei Diderot, daß Goethe nichts wesentliches hinzufügen konnte.

Diderot macht uns in einer fingierten Unterhaltung mit einem Bekannten (Le Second) mit einer Schauspielerin, Madame Riccoboni, bekannt (S. 239). Sie hat verschiedene Werke verfaßt, die reizend und voll Genie, Dezenz, Zartsinn und Anmut sind. Sie zeigt, sowohl in ihren Schriften wie in ihrem Betragen, daß sie „sensible" ist, das heißt impulsiv und empfindsam. „Ein trauriger Umstand in ihrem Leben hatte sie fast an den Rand des Grabes gebracht. Seit zwanzig Jahren haben ihre Thränen nicht aufgehört zu fließen." — „Gut! Diese Frau, eine der gefühlvollsten (plus sensibles), welche die Natur gebildet, ist eine der schlechtesten Schauspielerinnen gewesen, die je die Bühne betreten haben. Niemand spricht besser über die Kunst, niemand spielt schlechter." — — „Und doch ist sie nicht unschön (elle n'est pas mal de figure); sie besitzt Geist; ihr Auftreten ist dezent; ihre Stimme hat nichts unangenehmes (rien de choquant). Alle guten Eigenschaften, die eine gute Erziehung verleiht (qu'on tient de l'éducation), besaß sie. In ihrem Äußern zeigte sie in der Gesellschaft nichts verletzendes (de choquant). — — Man hört ihr mit dem größten Vergnügen zu." — „Ich kann es nicht begreifen: — alles was ich weiß, ist, daß das Publikum sich nie mit ihr versöhnen konnte, und daß sie zwanzig Jahre hintereinander das Opfer ihres Berufs (profession) war." — — — „Und ihrer Empfindsamkeit („sensibilité"), über die sie sich nie zu erheben verstand. Weil sie fortwährend sie selbst blieb, hat das Publikum sie fortwährend mit Geringschätzung behandelt."

Vergleichen wir hiermit den Charakter Wilhelms, so finden wir eine auffällige Familienähnlichkeit zwischen ihm und der Riccoboni; freilich nicht in ihrem Endschicksal, da Wilhelms Reichtum ihm aus der Verlegenheit half. Wilhelm war empfindsam, gefühlvoll, impulsiv.

Seine Thränen hörten nicht auf zu fließen (man vergleiche Buch VIII, Kapitel 7, auch Buch V, Kapitel 15) wegen seiner schmerzlichen Erfahrung mit Marianne, und das Ereignis, wie wir im ersten Kapitel des zweiten Buchs belehrt werden, brachte ihn an den Rand des Grabes. Er hatte eine angenehme Gestalt, eine gute Stimme, und wenn er sprach, hörte man ihm mit dem größten Vergnügen zu. Er besaß alle Vorzüge, die eine gute Erziehung gewährt; er betrug sich mit Anstand und Anmut — aber er konnte nur sich selbst spielen. Gerade wie Madame Riccoboni spricht er ganz vorzüglich über die Kunst des Schauspielers, aber es war sein Glück, daß er die Geduld des Publikums nicht auf die Probe zu stellen brauchte, es wäre ihm wahrscheinlich nicht besser gegangen als ihr.

Wie sich Diderot bemüht zu zeigen, daß die „Sensibilité" wahre Kunst unmöglich macht, so lehrt Goethe auf die mannigfachste Weise, daß alle Irrtümer Wilhelms ihren Ursprung in derselben Eigenschaft haben. Der tiefe Sinn dieses wunderbaren modernen Epos ist gerade der, daß das Leben uns früher oder später lehrt, daß der Verstand, und nicht die Gefühle, unsere Handlungsweise bestimmen muß, wenn wir in dieser Welt etwas ausrichten wollen, was ein Weiser schätzen kann.

Um jedoch zu unserer engeren Untersuchung zurückzukehren, sei hier noch das Folgende in Bezug auf Wilhelm erwähnt. Es ergiebt sich daraus mit noch größerer Bestimmtheit, daß Goethe im wesentlichen wie Diderot denkt.

Wilhelm teilt Jarno seine Meinung mit über den Eindruck, den seine frühern Kollegen auf ihn gemacht haben (VII, 3). Die Beschreibung ist nicht schmeichelhaft, denn Wilhelm ist voll Unwillen. Jarno unterbricht ihn mit einem unmäßigen Gelächter:

„Die armen Schauspieler!" rief er aus .... „die armen, guten Schauspieler!" „Wissen Sie denn, mein Freund," fuhr er fort, .... „daß Sie nicht das Theater, sondern die Welt beschrieben haben? .... Wahrhaftig, ich verzeihe dem Schauspieler jeden Fehler, der aus dem Selbstbetrug und aus der Begierde zu gefallen entspringt; denn wenn er sich und andern nicht etwas scheint, so ist er nichts. Zum Schein ist er berufen: er muß den augenblicklichen Beifall hoch schätzen; denn er erhält keinen andern Lohn: er muß zu glänzen suchen, denn deswegen ist er da. .... Alle Fehler des Menschen verzeih' ich dem Schauspieler; keine Fehler des Schauspielers verzeih' ich dem Menschen."

Man kann nicht schärfer betonen, was Diderot auf andere Art und mit besonderer Rücksicht auf den Schauspieler sagt, daß nämlich der eigentliche Charakter des ausübenden Künstlers ganz unabhängig von dem von ihm dargestellten Charakter ist, und daß im Auseinanderhalten der beiden eigentlich das Geheimnis der ausübenden Kunst besteht.

Im fünften Kapitel des achten Buchs drückt sich Jarno noch bezeichnender aus.

„Sie haben mich wenig geschont," sagte Wilhelm . . . . „Was ist denn da zu schonen," versetzte Jarno, „wenn ein junger Mensch von mancherlei guten Anlagen eine ganz falsche Richtung nimmt?"

„Verzeihen Sie," sagte Wilhelm, „Sie haben mir streng genug alle Fähigkeit zum Schauspieler abgesprochen; ich gestehe Ihnen, ob ich gleich dieser Kunst ganz entsagt habe, so kann ich mich doch unmöglich bei mir selbst dazu für ganz unfähig erklären."

„Und bei mir," sagte Jarno, „ist es doch so rein entschieden, daß, wer nur sich selbst spielen kann, kein Schauspieler ist. Wer sich nicht dem Sinn und der Gestalt nach in viele Gestalten verwandeln kann, verdient nicht diesen Namen. So haben Sie zum Beispiel den Hamlet und einige andere Rollen recht gut gespielt, bei denen Ihr Charakter, Ihre Gestalt und die Stimmung des Augenblicks Ihnen zu gute kam. Das wäre nun für ein Liebhabertheater und für einen jeden gut genug, der keinen andern Weg vor sich sähe."

Wenn wir in der Riccoboni das Vorbild, in dem engeren und ganz speziellen Sinne, in welchem wir diese Untersuchung führen, von Goethes Wilhelm erblicken dürfen, so kann uns Diderots kurze Kennzeichnung Garricks zu einem Vergleich mit Serlo dienen:

Garrick steckt den Kopf hervor zwischen den zwei Flügeln einer Thür, und in dem Zwischenraum von vier bis fünf Sekunden zeigt sein Gesicht der Reihe nach den Ausdruck einer tollen Freude, dann den der Ruhe, hiernach den der Überraschung, des Erstaunens, der Trauer, der Niedergeschlagenheit, des Schreckens, des Entsetzens, der Verzweiflung, und kehrt dann von diesem letzten Ausdruck in umgekehrter Ordnung zurück bis zu dem, welchen es zuerst angenommen hatte. (S. 231.)

Vergleichen wir hiermit, was Goethe von Serlo sagt (IV, 18):

Er wuchs heran und zeigte außerordentliche Fähigkeiten des Geistes und Fertigkeiten des Körpers, und dabei eine große Biegsamkeit sowohl in seiner Vorstellungsart als in Handlungen und Gebärden. Seine Nachahmungsgabe überstieg allen Glauben. Schon als Knabe ahmte er Personen nach, so daß man sie zu sehen glaubte, ob sie ihm schon an Gestalt, Alter und Wesen völlig unähnlich und untereinander verschieden waren.

On est soi de nature, sagt Diderot (S. 238), on est un autre d'imitation: le coeur qu'on se suppose n'est pas le coeur qu'on a. Qu'est-ce donc que le vrai talent? Celui de bien connaître les symptômes extérieurs de l'âme d'emprunt, de s'adresser à la sensation de ceux qui nous entendent, qui nous voient, et de les tromper par l'imitation de ces symptômes, par une imitation qui agrandisse tout dans leurs têtes, et qui devienne la règle de leur jugement . . . . Celui donc qui connaît le mieux et qui rend le plus parfaitement ces signes extérieurs, d'après le model idéal le mieux conçu est le plus grand comédien.

Und ferner (S. 222):

C'est l'extrême sensibilité qui fait les acteurs médiocres; c'est le sensibilité médiocre qui fait la multitude des mauvais acteurs; et c'est la manque absolu de sensibilité qui prépare les acteurs sublimes.

Von Serlo sagt Goethe:

Bei der innerlichen Kälte seines Gemütes liebte er eigentlich niemanden; bei der Klarheit seines Blicks konnte er niemand achten; denn er sah nur immer die äußern Eigenschaften der Menschen und trug sie in seine mimische Sammlung ein.

Dem, was wir eben von Diderot citierten, können wir wiederholend hinzufügen, daß er von seinem vollkommenen Schauspieler verlangt, er müsse ein kalter und ruhiger Beobachter (spectateur) sein, müsse einen durchdringenden Verstand (de la pénétration), keine Empfindsamkeit (sensibilité), wohl aber Nachahmungsgabe besitzen u. s. w.

Ohne dieselben Worte zu gebrauchen, sagt Goethe in seiner Charakterzeichnung Serlos wesentlich dasselbe wie Diderot.

Wenn Goethe Serlos „heitere Laune, gemäßigte Lebhaftigkeit, ein bestimmtes Gefühl des Schicklichen" lobt, wenn er betont, daß „die geistreiche Art, mit der er die feinsten Schattierungen der Rollen leicht und gefällig ausdrückte, um so mehr Freude erweckte, als er die Kunst zu verbergen wußte, die er sich durch eine anhaltende Übung zu eigen gemacht hatte", so rühmt Diderot an der Schauspielerin Clairon (S. 218) das vollendete Spiel, das ihr nach der sechsten Vorstellung leicht wird, weil sie „alle Einzelheiten ihres Spiels so gut auswendig weiß wie alle Worte ihrer Rolle". „Sans doute, elle s'est fait un modèle . . . . Quand à force de travail, elle a approché de cette idée de plus près qu'elle a pu, tout est fini; se tenir ferme là, c'est une pure affaire d'exercise et de mémoire."

Sowohl Goethe wie Diderot stellen ihre guten Schauspieler in Contrast mit mittelmäßigen und schlechten. Sie beide betonen, daß der gute Schauspieler sich ganz objektiv gegen seine Rolle verhält; daß seine eignen Gefühle gar nichts damit zu thun haben, und daß scharfes Aufmerken, Nachahmung und Wiederholung den Künstler schließlich unabhängig von seiner Rolle machen, dergestalt, daß er während des Spiels seine Eigenheit als Individuum bewahrt und trotzdem für den Zuschauer eine ganz andere Person ist; daß er mit Leichtigkeit eine Rolle gegen eine andere vertauscht und jeder gerecht wird, weil seine persönlichen Gefühle nichts damit zu thun haben, sondern alles das Resultat einer ein- für allemal abgethanen Übung ist.

Diderot macht in diesem Sinne einige fernere Bemerkungen, die es verdienen, ihrer Richtigkeit und originellen Form wegen, citiert zu werden.

„Mai quoi! dira-t-on, ces accents si plaintifs, si douloureux, que cette mère (auf der Bühne) arrache du fond de ces entrailles, et dont les miennes sont si violemment secouées, ce n'est pas le désespoir qui les inspire?"

„Nullement: et la preuve, c'est qu'ils sont mesurés: qu'ils font partie d'un système de déclamation; que, plus bas ou plus aigus de la vingtième partie d'un quart de ton, ils sont faux; qu'ils sont soumis à une loi d'unité; qu'ils sont, comme dans l'harmonie, préparés et sauvés; qu'ils ne satisfont à toutes les conditions requises que par une longue étude; qu'ils concourent à la solution d'un problème proposé; que, pour être poussé justes, ils ont été répétés cent fois, et que malgré ces frequentes répétition, on les manque encore. C'est qu'avant de dire: Zaïre, vous pleurez! ou: vous y serez, ma fille, l'acteur s'est longtemps écouté lui-même; c'est qu'il écoute au moment où il vous trouble, et que tout son talent consiste non pas à sentir, comme vous le supposez, mais à rendre si scrupuleusement les signes extérieurs du sentiment, que vous vous y trompiez."

Diderot begegnet hiermit dem weitverbreiteten Irrtum, daß ein Redner oder Vorleser fühlen muß, was er spricht oder liest. Der vollkommene Redner bereitet seine Rolle vor wie der Schauspieler seine Rolle. Das verhindert nicht, daß der gewöhnliche Mensch, in einer gewissen Lage, unter Umständen durch seinen natürlichen Gefühlsausdruck beredsam sein kann. Aber von dem Berufsredner oder Vorleser zu erwarten, daß er fühlen muß, was er ausspricht, heißt die Kunst des Vortrags verkennen. Das Horazische si vis me flere . . . hat wohl schwerlich den Sinn, den man der Stelle gewöhnlich beilegt; jedenfalls faßt Diderot in seinem „Paradoxe", und nach ihm Goethe in „Wilhelm Meister", die Sache anders auf.

Diderot drückt seine Meinung sehr amüsant aus, indem er zwei Liebhaber vorführt (S. 235/236). Der eine, ganz von seinem Gefühl beherrscht, ist verwirrt; er nähert sich der geliebten Person mit Zittern; das Herz klopft ihm, seine Begriffe verwirren sich, er stottert und bringt alles verkehrt heraus; sagt ja, wo er nein sagen sollte, und umgekehrt, und begeht tausend ungeschickte Handlungen (gaucheries). Sein Nebenbuhler will sich nur amüsieren; seine Gefühle beängstigen ihn nicht, er ist lustig, unterhaltend und leichtfertig, lobt auf eine feine Art, unterhält, amüsiert; nimmt sich allerhand Freiheiten heraus, die ihm gewährt werden, kurz: während der gefühlvolle Liebhaber verlegen in einer Ecke verzweifelt, nimmt der andere vor seinen Augen von der von ihm angebeteten Dame Besitz. An diese Schilderung knüpft der Verfasser folgende Bemerkung, die freilich nun mit anderen Worten wiederholt, was schon gesagt wurde: „Der empfindsame Mensch gehorcht den Eingebungen der Natur und giebt genau nur den Schrei seines Herzens wieder; in dem Augenblick, wo er diesen Schrei mäßigt oder verstärkt, ist er nicht länger er selbst; er ist ein Schauspieler, der spielt." (S. 236.)

Goethe spricht einmal (Dichtung und Wahrheit, Buch III, S. 148 der Weimarer Ausgabe) von einer Zeit, „wo nach Diderots Grundsätzen und Beispielen die natürlichste Natür-

lichkeit auf der Bühne gefordert und eine vollkommene Täuschung als das eigentliche Ziel der theatralischen Kunst angegeben wurde". Es scheint, daß er Diderot Unrecht thut. Man kann kaum schärfer als Diderot es thut hervorheben, wie groß der Unterschied zwischen der Bühnenwahrheit und der Wahrheit des gewöhnlichen Lebens ist. Er wendet sich speziell gegen die falsche Auffassung in der folgenden Stelle (S. 225—226):

Réfléchissez un moment sur ce qu'on appelle au théâtre être vrai. Est-ce y montrer les choses comme elles sont en nature? Aucunement. Le vrai, en ce sens, ne serait que le commun. Qu'est-ce donc que le vrai de la scène? C'est la conformité des actions, des discours, de la figure, de la voix, du mouvement, du geste, avec un modèle idéal imaginé par le poète, et souvent exagéré par le comédien. Voilà le merveilleux. Ce modèle n'influe pas seulement sur le ton: il modifie jusqu'à la démarche, jusqu'au maintien. De là vient que le comédien dans la rue ou sur la scène sont deux personnages si différentes, qu'on a peine à les reconnaître.

Hiermit läßt sich vergleichen, was Goethe in „Dichtung und Wahrheit" im eilften Buche (S. 67 der Weimarer Ausgabe) sagt: „Die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist, durch den Schein die Täuschung einer höhern Wirklichkeit zu geben. Ein falsches Bestreben aber ist, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt." Dies gemeine Wirkliche wäre dann dasselbe wie Diderots „Le vrai, en ce sens, ne serait que le commun."

Daß Goethe Diderots Aufsatz über den Schauspieler gelesen, scheint mir nach dem Gesagten nicht zweifelhaft. Wenn man zusammenhält, was Goethe an verschiedenen Orten über Diderot gesagt hat, in „Wahrheit und Dichtung", in den Anmerkungen zu seiner Übersetzung von Diderots „Rameaus Neffe", in seinen Briefen u. s. w., und dabei die Eingangs erwähnte Bekanntschaft mit Grimm in Betracht zieht, so wird man kaum eines weitern Beweises bedürfen. Goethes Interesse am Theater zu Weimar mußte ihn einen Aufsatz über Schauspieler aus der Feder Diderots wenigstens ebenso schätzen lassen, wie sein Interesse an der Malerei ihn zu einer Übersetzung von Diderots Aufsatz über Malerei anregte. (Vgl. Goethes Werke, Hempel 28, 47—102.) Auch Schiller interessierte sich für Diderot, wie seine Übersetzung einer Episode aus Jaques le fataliste beweist, die er 1785 für seine Rheinische Thalia verfertigte. (Schillers Werke, Hempel 14, 244—277.)

Es versteht sich von selbst, daß von irgend etwas, das wie ein Plagiat aussieht, hier nicht die Rede sein kann. Goethes Charaktere, und was sie über den Gegenstand sagen, machen ein Ganzes aus, das aus vielen Zügen zusammengesetzt ist. In Wilhelm Meister ist

alles organische Entwicklung. Das schließt aber nicht aus, daß der Verfasser sein Eigentum, wie Molière, genommen hat, wo er es fand. Daß Diderot auf eine extreme Art seine These zu beweisen sucht, macht die Wirkung seiner Schrift nicht geringer, ja mag wohl sogar dazu beigetragen haben, daß diese Wirkung besonders nachhaltig wurde. Das oberflächlichste Lesen des Aufsatzes genügt, den Hauptbegriff, um den es dem Verfasser zu thun ist, klar zu machen. Die Lebhaftigkeit des Stils, das Schlagende der gewählten Beispiele und die beharrliche Wiederholung desselben Grundgedanken in verschiedener Form bewirken, daß man sich vollkommen deutlich wird, was Diderot sagen will, und daß man es nicht leicht vergißt. Und man darf nicht außer Acht lassen, daß das, was Diderot sagt, wahr ist, daß er wirklich einen weitverbreiteten Irrtum angriff, ihn auf das klarste und entschiedenste nachwies, und eine wichtige Wahrheit gewandt und siegreich verteidigte.

# Ein Antixenion.

Mitgeteilt von Woldemar Freiherr von Biedermann in Dresden.

Die Zahl der Goethe-Schillerschen Xenien ist mit der Veröffentlichung im achten Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft erschöpft; es bleibt nur noch übrig, die Verfasserschaft der Xenien, bei denen sie noch nicht feststeht, sowie manche noch zweifelhafte Deutung zu erforschen. Dagegen läßt sich erwarten, daß noch mehr Antixenien zu Tage kommen, als Boas und Freiherr von Maltzahn ermittelt haben; denn die durch die Xenien hervorgerufene Erregung schlug Wellen weit über die litterarischen Kreise, auf die jene hauptsächlich berechnet waren, hinaus, so daß nur durch Zufall in abseits gelegenen Gebieten Zeugnisse davon aufzufinden sein werden. So überrascht es, daß ein Xenion den Zorn eines Jägereibeflissenen erwecken und zur Abwehr veranlassen konnte. Ein Neffe von mir, der den Jagdsport pflegt und darüber schreibt, aber auch mit Goethe vertraut ist, machte mich auf den in einem Antixenion gipfelnden Herzenserguß aufmerksam, der sich im „Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber auf das Jahr 1798, herausgegeben von C. C. H. F. von Wildungen, Fürstl. Hess. Regierungsrath — Marburg in der neuen academischen Buchhandlung" S. 177—180 findet und lautet:

## Nothschuß.

Zur Hülfe, zur Hülfe, traute Mitbrüder in Dianen! Unter jenem Rudel von Xenien,* das im letzten Winter durchgebrochen ist und mehr Unfug, als das stärkste Rudel wilder Schweine schon verübt, manchen Ehrenmann umgerennt, verwundet, oder doch wenigstens besudelt hat, war auch eines dieser Unthiere so verwegen, unsere ganze ehrsame Zunft anzufallen! Meisterlich hat es zwar unser Freund **Nicolai**, gleich andere, die ihm auch grimmig zu Leibe giengen, schon abgefangen —**, doch seht! es regt sich noch immer! Was das kleine Monstrum nicht für ein Katzenleben hat. Mit der Schreibfeder allein ist's hier freilich nicht gethan — werden ihm wohl mit der Schweinsfeder† noch den Rest geben müssen! Hier ist es! Wahr zu!

Die Weidtasche.

Reget sich was, gleich schießt der Jäger: ihm scheinet die Schöpfung,
Wie lebendig sie ist, nur für den Schnappsack gemacht!

Mächtige Diana, welche Bosheit! Wie mancherley Feinde haben Deine Auserwählten nicht zu bekämpfen! Dort verwünscht man uns, weil wir nicht genug schießen, **nicht** alles, was sich regt, von der Erde vertilgen wollen. Hier verspottet man uns, daß wir alles morden möchten — die ganze lebendige Schöpfung nur für unsern Schnappsack gemacht glaubten. Welche Widersprüche! Welche schiefe Begriffe von der Natur des wahren Jägers!

Glaubt ihr stolzen Herrn in euern Sopha's denn wirklich, daß wir Weidmänner alles, was nur von Wilde sich noch regt, von Amtswegen morden müßten, oder so gerne mordeten, als Ihr alles, was von andern Schriftstellern, die Euch nicht anbeten, sich regt, gerne morden möchtet? Nein! Beym Apoll und seiner oft sanftern Schwester! Ein Jäger, der durch Mordsucht und Blutdurst unsern edlen Orden entweihet, gehört, wenn er auch ein Diadem trüge, eben so gewiß zum Jägerpöbel, als das erhabenste Genie zum Schriftstellerpöbel herabsinkt, so bald es das Heiligthum der Musen durch eitle Ruhmsucht und Verfolgungswuth entweihet.

Zu ihrem Heil haben brave Weidmänner, die ihr hoher Beruf, die Schöpfung, wie lebendig sie ist, gründlicher als Ihr zu studieren, weit nützlicher beschäftigt, nie üble Laune oder Langweile genug, um auch Xenien zu fertigen.*** Wie leicht würde es sonst manchem seyn, deren einige — nicht minder bissige — Kuppel auf Euch fortzuhetzen. Wie kräftig z. B. würde Euch diese nicht packen:

**An die Xeniendichter, gewisse Journalfabrikanten und dergleichen.**

Uns entzückt die Natur — Euch Stolzen scheinet die Schöpfung,
Wie lebendig sie ist, Euch nur zum Rauchfaß gemacht.

Vom Herausgeber.

---

* Was ist das für ein Wildpret? werden viele unter euch fragen. Nur poetisches! Ganz kleine, aber erzbissige Gedichtchen sind es, die zur niedern Verse Jagd gehören, und womit, wenn eines erjagt ist, manchem ein sehr unverdauliches Küchengeschenk gemacht wird. Siehe Schillers berühmten Musenalmanach für 1797.

** Im Anhang zum erwähnten Musenalmanach, S. 197—198.

*** Das eigentliche Kunstwort. S. Nicolai's erwähnten Nachtrag S. 179.

† Saupieß, Fangeisen.

Es berührt sonderbar, wie der Schreiber — da ihm kein Gott gab, alles, was er litt, zu sagen — den mangelhaften Ausdruck durch Sperrdruck zu ergänzen sucht. Der Jägerzorn gegen Goethe kam aber nach mehreren Jahren nochmals zum Ausbruch. In Wildungens Forst- und Jagdtaschenbuch auf 1803 und 1804, S. 215, bindet wiederum ein Weidmann mit ihm an, und zwar wegen einer Stelle des Aufsatzes über die Weimarische Kunstausstellung von 1801. Es genügt, darauf hinzuweisen; die spöttischen Distichen hier wieder abzudrucken, können wir uns jedoch ersparen.

--

# G. Reinbeck als Vorbild von W. Hauff.

Von Ernst Müller in Tübingen.

Georg Reinbeck, ein geborener Berliner 1766, übernahm 1808 die Mitredaktion am Cottaschen Morgenblatt, wurde später Professor am oberen Gymnasium und am Katharinenstift in Stuttgart. Er ist der Gründer des Stuttgarter Schillervereins und Verfasser von Dramen, Erzählungen, Gedichten und Reiseschilderungen. Er starb 1827, in demselben Jahre wie W. Hauff. Seine Dichtungen sind heutzutage so ziemlich vergessen; aber von seinen Zeitgenossen wurden sie hochgeschätzt. Besonders auch von W. Hauff. Dieser stand Reinbeck zweifellos näher. Bei den gemeinschaftlichen gleichen Bestrebungen und Beziehungen der beiden zum Morgenblatt ist das eigentlich für damals selbstverständlich. Hauff kannte sicherlich Reinbecks Producte sämtlich. Und wenn er sich nun da oder dort an denselben angeschlossen hat, so darf uns das um so weniger wundern, als der lebensfrohe Dichter schon mit 25 Jahren von hinnen scheiden mußte. Hauffs Werke sind freilich nach ihren Quellen noch nicht genauer untersucht. Aber es steht doch z. B. fest, daß er in seinem Lichtenstein sich W. Scott zum Vorbild genommen hat. Bobertag[1] sagt: „Er hat verschiedene Muster oder Vorbilder gehabt, und ist zu einer ihm eigenen Behandlungsweise nicht gelangt." Dann fährt er mit spezieller Beziehung auf zwei Hauffsche Novellen fort: „In der Bettlerin und dem letzten Ritter von Marienburg erkennt man Tieck." In wie weit letzteres der Fall ist, weiß ich nicht; Bobertag giebt darüber keine näheren Angaben. Für die erste der genannten

[1] S. Einleitung zu Hauffs Novellen in Kürschners Deutscher Nationallitteratur.

Novellen, beziehungsweise einen Abschnitt derselben, ist aber eine vielleicht noch näher liegende Quelle vorhanden, die, soviel ich sehe, bis jetzt unbekannt geblieben ist. Ich meine G. Reinbecks Erzählung „Schwärmerei". Dieselbe, etwas breit gehalten, aber nicht ohne Interesse und Spannung hat, wie ich glaube, Hauffs besondere Aufmerksamkeit erregt. Sie erschien zuerst, wenn auch fragmentarisch, im Morgenblatt von 1807, Nr. 101 ff. „Schwärmerei" ist die Erzählung betitelt, weil darin ausgeführt wird, wie ein gebildetes der englischen Hochkirche angehöriges Mädchen durch Schwärmerei für die katholische Kirche zu Fall kommt. Liddy — so heißt das Mädchen — ist die Tochter eines englischen Geistlichen. Sie ist die Braut eines jungen Vetters von ihr. Zu ihrer weiteren Ausbildung kam sie zu Verwandten nach Irland, die insgeheim Katholiken waren. Von diesen wurde auch sie für den Katholizismus gewonnen. Liddy, eine etwas schwärmerische Natur, gab sich mit ganzer Seele ihrem neuen Glauben hin. Natürlich ebenfalls insgeheim und ohne Wissen ihres Vaters. Durch eine „Gespielin" kam sie nun auf Besuch in das Haus eines Barons. Während ihrer Anwesenheit fand sich ein Herzog von Ch. ebendaselbst ein. Ihm gefiel das schöne Mädchen und mit Hilfe eines katholischen Priesters entführte er sie und ließ sie in London hilflos — allerdings nicht absichtlich — zurück. In dieser Not — sie hatte nach eigenem Geständnis zwei Tage nichts gegessen — ging sie nachts auf die Straße, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Sie wußte keinen anderen Ausweg mehr; sie schämte sich, sich ihrem Vater anzuvertrauen. Jetzt traf sie ein junger Deutscher, der von einem seiner Freunde weg, bei dem „ihn ein unterhaltendes Gespräch bei einem Glas Punsch bis gegen 12 Uhr gefesselt hielt", nach Hause ging. Die Straßen waren bereits „ziemlich öde". Bernhard, so hieß der junge Mann, erzählt: „Stille vor sich her ging ein Mädchen von hoher edler Gestalt. Ihr ganzer Anstand trug ebenso sehr das Gepräge der Sittsamkeit als er bei den übrigen Nymphen der Themse das entgegengesetzte Gepräge trug; ihr Anzug war fest und bescheiden. Ihre Erscheinung zog mich unwillkürlich an; ich ging langsamer und erwartete, daß sie mich anreden sollte. Vergebens! Ein schüchterner Blick war alles, was mir zu teil wurde . . . Da redete ich sie an und fragte, ob ich sie nach Hause bringen sollte? Sie schrak zusammen, als sie meine Stimme hörte, und doch schien sie meine Anrede erwartet zu haben; denn sie lispelte mir zu: „Wenn Sie die Güte haben wollen" . . . Ich bot ihr den Arm. Sie lehnte sich so leise darauf, als schiene er ihr eben keine der zuversichtlichsten Stützen, und ich fühlte, wie ihr Arm zitterte. „Ist Ihnen nicht wohl, liebes Kind?" fragte ich besorgt. „Es ist etwas kühl," war ihre ganze Antwort, und kaum daß ich noch die Anzeige ihrer Wohnung

herausbringen konnte." In ihrer Wohnung angelangt, brachte Bernhard von ihr heraus, daß sie die Not, der Hunger, zu diesem Schritt getrieben. Da eilte er fort und holte Lebensmittel und Wein. Dadurch gekräftigt, faßte das Mädchen wieder neuen Lebensmut. Sie entdeckte ihrem Retter ihre Lage, natürlich ohne auf das Einzelne einzugehen. Sie bezeichnete sich als einen Ball des Schicksals; den Namen und Wohnort ihres Vaters verschwieg sie; sie fühlte sich seiner nicht mehr wert. Durch Zufall erfuhr aber Bernhard von ihr, daß sie in Birmingham einen Oheim habe. Er wandte sich nun an ihn, der ebenfalls Geistlicher war, und vertraute ihm Liddys Lage an. Der Oheim nahm sich seiner Nichte an und ging mit ihr nach Schottland zu einer Verwandten. Dort erhielt sie die Nachricht von dem Tode ihres Vaters, dem der Gram um die Einzige das Herz gebrochen hatte, und sank ins Grab. — Damit vergleiche man die eigentliche in Paris spielende Geschichte der Bettlerin vom Pont des arts, Kapitel 22—26. Der Held der Geschichte, Fröben, kommt, wie er selbst erzählt, spät nachts mit seinem Freunde Faldner vom Besuch eines andern Freundes zurück. Es war „nicht mehr viel Leben" auf der Straße. Ihr Weg führte sie über die Brücke. „An die Brücke gelehnt stand eine schlanke, ziemlich hohe weibliche Gestalt" . . . „sie war von feiner schlanker Taille, sie trug ein einfaches . . . sehr reinliches Kleid." „Aus dem Mantel ragte eine kleine Hand hervor, die einen Teller hielt; vor ihr aber stand ein kleines Laternchen" . . . Fröben wurde durch den Anblick „unwiderstehlich gefesselt." Es war kalt. Das Mädchen fror; aber kein Wort der Klage oder Bitte kam über ihre Lippen. Sie „ließ ihr Elend und den kalten Nachtwind für sich reden". Fröben trat näher (Faldner entfernte sich) und redete sie an. Er sagte: „Mein Kind, Sie haben hier einen schlechten Standpunkt gewählt, hier werden heute Abend nicht mehr viele Menschen vorübergehen." Sie erwiderte „nach einer Weile": „Wenn nur diese wenigen Gefühl für Unglück haben!" Auf seine weiteren Fragen erfuhr Fröben von ihr, daß sie eine kranke Mutter habe und daß die Not sie gezwungen habe — heute zum ersten Mal — die Hilfe anderer in Anspruch zu nehmen. Er bat sie, ihn zu ihrer Mutter zu führen. Sie willfuhr ihm. Er bot ihr seinen Arm, sie schlug ihn aber aus. Sie gingen still nebeneinander. Plötzlich bat sie ihn — man sieht allerdings nicht recht ein, weshalb — sie allein zu lassen und von seinem Vorhaben abzustehen. Fröben erfüllte ihren Wunsch. Er verabschiedete sich von ihr, nachdem er ihr „das wenige Gold, das er bei sich trug", gegeben, und nachdem er sie gebeten hatte, acht Tage nachher sich am gleichen Platze wie heute wieder einzufinden. Sie kam und kam wieder. Fröben unterstützte sie und ihre kranke Mutter reichlich jedesmal. Allmählich entwickelt sich ein Liebesverhältnis

zwischen beiden. Doch das weitere ist für unsern Zweck ohne Belang, da es keine Beziehungen mehr auf Reinbecks Erzählung darbietet. Für uns ist wesentlich von Wichtigkeit die Situation im Beginne der Erzählung. Da herrscht eine merkwürdige Übereinstimmung in so manchen Punkten trotz zweifelloser Verschiedenheit in anderem. Schon die Ähnlichkeit der äußeren Lage ist zu bemerken. Beidemal geht die Handlung bei Nacht vor sich, und zwar in kalter Nacht auf einsamer Straße. Sodann beachte man, wie beide, Reinbeck wie Hauff, mit Kontrasten arbeiten. Wie Bernhard, so kommt auch Fröben vom Vergnügen her und stößt auf das bitterste Elend. Beide sind Deutsche. Die Mädchen, den besseren Ständen angehörig, werden durch die äußerste Not zu ihrem verzweifelten Schritt getrieben. Gleich beim ersten Mal findet sich der Retter in der Not. Die Mädchen, still und schweigsam, lassen ihr Elend für sich reden. Erst als sie aufgefordert werden, ergreifen sie das Wort. Dadurch machen sie einen vorzüglichen Eindruck und gewinnen das Vertrauen der beiden Männer. Soweit herrscht Übereinstimmung in beiden Erzählungen. Im folgenden weicht Hauff ab und geht seine eigenen Wege. Er ändert vollkommen, aber seine Darstellung hat dadurch entschieden gewonnen. Seine Überlegenheit zeigt sich indes schon im Anfang. Man erkennt mit Leichtigkeit, wie er arbeitet. Er schafft um, er macht sich den gefundenen Stoff zurecht, ganz so wie er ihn braucht und für gut findet. Er läßt dem ganzen Gang seiner Erzählung entsprechend zwei Freunde auf das unglückliche Mädchen stoßen. Durch die Roheit des einen — man beachte wieder den scharfen Kontrast — wird die Menschenfreundlichkeit des andern desto klarer hervorgehoben. Sodann weiter. Reinbecks Bernhard begleitet das Mädchen nach Haus, Hauff findet in vollem Gegensatz dazu dies nicht passend. Er läßt seinen Fröben das Mädchen nur eine Strecke weit begleiten und dann umkehren. Daß er dies thut, war allerdings an und für sich nicht nötig; aber es liegt auf der Hand, warum er es thut: Die Erzählung hätte sonst einen andern Verlauf nehmen, Hauff hätte ändern müssen. Das Mädchen selbst macht er zu einer Landsmännin ihres Retters. Dadurch gewinnt er an fruchtbaren Motiven für seine Erzählung. So bildet er das ursprüngliche Vorbild weiter um. Im schärfsten Gegensatz zu Reinbeck befindet sich Hauff in der Art, wie er das unglückliche Mädchen seinen Lebensunterhalt suchen läßt. Auch die religiöse Seite ist noch hervorzuheben. Bei Reinbeck ist die Religionsschwärmerei Liddys schuld an ihrem Unglück. Hauff hat dieses Motiv auch herangezogen, aber in ganz anderer Weise. Er hat die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses dazu benutzt, um zu zeigen, daß den Liebenden kein Hindernis zu groß ist, um es zu überwinden.

Die Änderungen, die Hauff vorgenommen hat, sind durchweg Verbesserungen. Daß es aber wirklich Änderungen sind nach Reinbecks Erzählung, diese Annahme scheint mir nicht unbegründet. Ich glaube in der That den Nachweis geliefert zu haben, daß Hauff Reinbecks „Schwärmerei" einige Züge abgelauscht, daß er die dort empfangene Anregung, die dort vorgefundenen Gedanken weiter gebildet und ausgeführt hat. Hauffs Erzählung, „die spannendste seiner Novellen", fand beim Publikum eine gute Aufnahme. Hat er doch „wenig geschrieben, das so unmittelbar packt und fesselt" [1] als die Bettlerin vom Pont des arts. [2]

Zum Schlusse drängt sich noch die Frage auf, ob Hauff nicht auch sonst noch von Reinbeck beeinflußt ist. Ich bin überzeugt, daß weitere Untersuchungen darüber nicht ohne Erfolg sein werden. Es scheint mir ziemlich wahrscheinlich, daß der jüngere Dichter sich auch sonst noch bei dem älteren erfahreneren Reinbeck Rats geholt hat.

Mögen meine Worte die Anregung zu weiteren Studien darüber geben!

---

# Lenaus Gedicht Anna.

Mit Benutzung von Reinhold Köhlers Kollektaneen

von Johannes Bolte in Berlin.

An einem Winterabende des Jahres 1835 fanden sich im silbernen Kaffeehause zu Wien, dem bekannten Sammelpunkte der litterarischen Kreise, zwei junge Schweden, C. W. Böttiger [3] und C. A. Hagberg [4] ein, die auf der Reise nach Italien die Wiener Dichtergenossen begrüßen wollten. Lenau forderte, wie uns sein Freund Frankl [5] berichtet, den fließend deutsch sprechenden Hagberg auf, schauerliche Geschichten aus seiner Heimat zu erzählen. Hagberg schlug vor, aus den hellerleuchteten, menschengefüllten Räumen in eine einsame Weinstube zu gehen, und als dies geschehen war, er-

[1] Worte Ernst Wechslers in seiner „litterarischen Studie" über Wilhelm Hauff; siehe Westermanns Monatshefte 1894, S. 704 ff.

[2] Hauffs Novelle hat auch ihrerseits ein litterarisches Vorbild abgegeben, und zwar, wie ich glaube, keinem Geringeren als Th. Storm in seiner berühmtesten Erzählung „Immensee". Eine genaue Vergleichung der beiden Erzählungen dürfte meine Behauptung leicht bestätigen.

[3] Geboren 1807, später Professor in Upsala und Schwiegersohn Tegnérs.

[4] Geboren 1810, gestorben 1864, Professor in Lund.

[5] Zur Biographie Nicolaus Lenaus, 2. Auflage, 1885, S. 41.

zählte er ein anmutiges Märchen von den Elfen, die nachts Eisblumen an die Fenster der vom Frühling träumenden Menschen zaubern, dann auch Geschichten düsterer Färbung. Eine von diesen Erzählungen ergriff Lenau und seinen Freund Frankl so, daß beide sie in dichterischer Form zu behandeln beschlossen: zuerst Frankl in seiner Ballade „Die Kinderlose",[1] dann Lenau in seinem Gedichte „Anna",[2] dem er die Quellenangabe „Nach einer schwedischen Sage" beifügte.

Eine Vergleichung dieser beiden aus der gleichen Quelle hervorgegangenen Dichtungen bietet manches Interessante für den Litterarhistoriker. Frankl versetzt uns nach Drontheim, wo zur Winterszeit eine frohe Gesellschaft beim Hochzeitsmahle sitzt. Eine Stunde vor Mitternacht erhebt sich die Braut vom Tisch und enteilt insgeheim aus der Stadt zu einer einsamen Windmühle. Dort erwartet ein altes Weib sie zu schauerlichem Werke. Aus Furcht, ihre vielbewunderte Schönheit zu verlieren, will die Braut nie einem Kinde das Leben geben und hat die Alte gebeten, ihren Leib zu feien. Zwölf Weizenkörner muß sie nun unter den Mühlstein legen, während jene dazu dumpfe Beschwörungen murmelt. Als sie das erste Korn hinlegt, erhebt sich plötzlich ein Sturm, der die Mühle in Bewegung setzt, und indem das Korn zermalmt wird, ertönt ein Schrei. Die Braut schaudert, aber auf das Drängen ihrer Beraterin wirft sie auch die übrigen Körner nacheinander zwischen die Steine. Dann eilt sie in den Hochzeitssaal zurück, ehe sie jemand dort vermißt hatte. — Viele Jahre später sitzt sie mit ihrem Manne abends in der halb verschneiten Hütte zusammen. Wie er ihre Einsamkeit und Kinderlosigkeit unmutig grollend erwähnt, schreitet sie trübgestimmt hinaus. Von Mitleid bewegt, folgt er ihr; da gewahrt er im Mondlichte, daß ihre Gestalt auf der weißen Fläche keinen Schatten wirft, und ahnt einen ungeheuren Frevel. Sein Drängen nötigt sie zum Geständnis ihrer That, und ergrimmt verstößt er sie aus seinem Hause:

> So sei verflucht, wie du mich nicht beglückt! . . .
> Geipenst, was willst du meine Knie umschließen!
> Wie du verstießt die menschliche Natur,

[1] Zuerst, wie mir Dr. R. Arnold freundlich nachweist, in der von Witthauer herausgegebenen Wiener Zeitschrift für Kunst, Litteratur, Theater und Mode 1836, Nr. 66—68; dann in seinen gesammelten poetischen Werken 2, 116 (1880) gedruckt.

[2] Neuere Gedichte. Stuttgart 1838, S. 275—301 = Sämtliche Werke, herausgegeben von Anastasius Grün 3, 45 (Stuttgart, um 1886) = Werke, herausgegeben von Max Koch 2, 47 (Berlin und Stuttgart, 1888). — Auch Lenaus Gedicht „Der traurige Mönch" beruht auf einer damals von Hagberg erzählten schwedischen Sage.

Stoß' ich dich fort von mir, und eher sprießen
Des Frühlings Rosen auf aus dürrem Grund,
Eh sich der Gnade Quellen dir ergießen,
Und zwischen mir und dir ist mehr kein Bund.

Wieder sind Jahre verstrichen, da kniet die Büßerin betend in einer Kirche und achtet nicht darauf, daß abends alle Andächtigen heimgehen. Um Mitternacht sieht sie sechs Knaben und sechs Mädchen zum Altare schreiten: sie erkennt in ihnen die Kinder, die sie einst mals zu gebären bestimmt war, fleht sie um Vergebung an und sinkt, nachdem diese ihr gewährt, tot zur Erde. Zur selben Stunde erwacht daheim ihr Gatte aus dem Schlummer, gewahrt auf dem Estrich der Kammer Rosen aufgesproßt und weiß nun, daß die Verstoßene bei Gott Gnade gefunden hat.

Lenaus Gedicht brauche ich hier wohl nicht ausführlich zu analysieren. Während sich Frankl offenbar ziemlich genau an die ihm durch Hagberg mitgeteilte Volkssage hielt, hat Lenau die Handlung aus den bäuerlichen Verhältnissen in die vornehmen Adelskreise, aus dem eisigen Norden in den romantischen Süden verlegt. Eingehender als Frankl, der den Stoff ganz naturgemäß in die drei Akte: Schuld — Entdeckung — Entsühnung[1] gliedert und den Leser gleich in den Hochzeitsjubel hineinführt, motiviert er in drei Gesängen die Entstehung dieser Schuld. Schön Anna, die im See badend verzückt wie Narzissus ihr Spiegelbild bestaunt, empfängt von einer alten Frau die Verheißung, ihre Schönheit von der Entstellung zu schützen, die ein Kindbett mit sich bringe. Als dann Ritter Erich durch nächtlichen Gesang vor ihrem Fenster ihr Herz gewinnt, eilt sie zu der Alten in die Windmühle. Die verhängnisvolle That findet also vor der Hochzeit statt; beim festlichen Mahle aber glaubt die Braut wiederum das leise Wimmern aus der Heidemühle zu vernehmen. Der vierte und fünfte Gesang entsprechen dem zweiten und dritten Abschnitte bei Frankl. Nur findet die Entdeckung in etwas anderer Weise statt. Als Erich und Anna eines Abends von einer Kindtaufe zu ihrem Schlosse zurückreiten, erblickt Erich, in trüben Gedanken hinter seinem Weibe zurückbleibend, im Mondschein „ihres Pferdes Schatten um die Reiterin verkürzt" und verlangt schaudernd Aufklärung dieses Wunders. Die Kirche, in der Anna die Schatten ihrer „ungebornen Waisen" erblickt, ist eine einsame Waldkapelle: dorthin geleitet sie ein ihr begegnender Eremit, der sich zum Schlusse als der Tod, der barmherzige Erlöser von allem Erdenleide, enthüllt. Lenaus Eigentum ist endlich auch die Hervorhebung der mystischen

[1] Er betitelt sie selber: Die Windmühle — Der Schatten — Die Sühne, während Lenau seine fünf Abschnitte nur numeriert

Siebenzahl: sieben Körner wirft Anna durch ihren Verlobungsring auf die Mühlsteine, sieben Jahre lang durchwandert sie als Büßerin die Welt, sieben Kerzen brennen auf dem Altare der Kapelle, in der die sieben Lichtgestalten ihr erscheinen.

Lenaus Dichtung übertrifft durch Glanz und Reinheit der Sprache sowohl, wie durch viele schöne Einzelheiten zweifellos die etwas schwülstige Franklsche Ballade, obschon sie in ihrer lyrischen Weichheit scharfe Umrisse und straffe epische Haltung vermissen läßt. Doch möchte ich nicht auf diese Unterschiede, bei denen auch das Metrum (Terzinen und vierzeilige trochäische Strophen) eine Rolle spielt, näher eingehen, sondern mich der Verbreitung des Sagenstoffes zuwenden, über den sich im Nachlasse Reinhold Köhlers einige wertvolle Notizen vorfanden.[1])

1839, wenige Jahre also, nachdem die schwedische Erzählung in Wien bekannt geworden war, veröffentlichte der dänische Theologe Frederik Hammerich (1809—1877) in seinen „skandinavischen Reiseerinnerungen“[2]) folgende aus dem schwedischen Volksmunde aufgezeichnete Fassung:

Es war ein Mädchen hier in Dalarne, die einen Pfarrer heiraten sollte; aber da ihre Mutter im Kindbett gestorben war, war ihr vor dem gleichen Schicksal sehr angst. Sie ging darum zu einer Wahrsagerin, um sich Rats zu erholen. Die Alte sah ihr in die Hand und sagte ganz bedächtig: „Ja, zwölf Kinder wirst du bekommen; doch komm morgen gleich nach der Trauung mit Kranz und Krone zu mir, und dann will ich sehen, was ich für dich thun kann.“ — Sie that das auch; gleich nach der Trauung schützte sie Unwohlsein vor und hatte so Gelegenheit, zur Hexe zu eilen; die führte sie zu einer Windmühle in der Nähe und gab ihr zwölf Körner. „Schluck diese jedes einzeln hinunter, und dir wird geholfen sein,“ sagte sie. Das that sie, aber vor jedem Korn, das sie hinunterschluckte, jammerte es drinnen in der Mühle. – Darauf lebte sie lange Zeit ruhig mit ihrem Manne. Beide waren alt und grau, als sie einst bei Mondschein von einem Schmause heimkehrten, der Mann zuhinterst. „Aber Mutter,“ rief er mit einem Male, „du hast ja keinen Schatten, seh ich. Was hast du, um Jesu willen, für eine schreckliche Sünde begangen?“ Das Gewissen schlug ihr, sie fiel ihm zu Füßen und erzählte alles; aber dem Pfarrer graute: „Hebe dich aus meinen Augen, du Hexe,“ rief er, „du erhältst nie Vergebung weder hier noch droben, so wahr die zwölf Körner, die du verschlucktest, nie in unsrer Schlafkammer aufsprießen.“ — Sie ging nun mit lauten Klagen fort und eilte von Hof zu Hof zu allen Heiligen, aber keiner von ihnen

[1]) Auf eine jüngst von Hans Müller von der Leppe, dem Sohne Wolfgang Müllers von Königswinter, in seinem Kronberger Liederbuche (Frankfurt a. M. 1895, S. 62: „Fluch der Eitelkeit“) veröffentlichte Behandlung des Stoffes weist mich Herr Dr. Max Friedländer freundlichst hin. Alles Wunderbare ist hier getilgt; als der Prinz auf das Bekenntnis seiner eitlen Gattin sie verflucht, sucht und findet sie im nahen Teiche den Tod.

[2]) Brage og Idun, herausgegeben von Fr. Barfod 2, 409—411 (1839). Die Verdeutschung rührt von mir her, ebenso die der folgenden norwegischen Erzählungen, von denen Köhler durch einen skandinavischen Freund Abschriften erhalten hatte.

konnte ihr helfen. Endlich kam sie zu einem Pfarrer, der wegen seiner Frömmigkeit im ganzen Lande bekannt war; der versprach ihr, das Seine für ihr Seelenheil zu thun. In der nächsten Nacht führte er sie zu einer Kirche. „Nun will ich dich," sagte er, „die zwölf Kinder sehen lassen, die du bekommen solltest. Bitte jedes um Vergebung, und erhältst du sie von ihnen, so bist du gerettet." Damit stellte er sie oben in den Chorraum. Nach einer kleinen Weile kam einer, schwarz gekleidet wie ein Pfarrer, und mehrere folgten ihm. Sie sah nicht, woher sie kamen, sondern still schwebten die Gestalten auf sie zu, im ganzen sechs im Chor und sechs davor, so viel wie sie hatte gebären sollen, und alle Pfarrer. Sie ging zu ihnen und faßte jeden bei der Hand und bat ihn flehentlich um Vergebung. Mit Mienen voll stillen Vorwurfs blickten sie auf sie, allmählich wurden die Mienen freundlicher und zeigten herzliche Liebe, in Jesu Namen versprachen alle ihr Sündenvergebung, und als sie die erhalten hatte, ward es ihr vor den Augen dunkel, sie sank nieder und starb. — In derselben Nacht erwachte ihr Mann, der alte Pfarrer, da drang es zu ihm wie ein Duft von frischen Rosen, er schaute um sich und siehe, zwölf schöne große Rosen sproßten aus dem Fußboden auf. Betend faltete er seine Hände. „Nun ist meine Frau selig," rief er, und damit hauchte der Tod auch ihn an.

Auffallenderweise ist hier der Gatte, den Frankl zu einem Landmanne, Lenau zu einem Ritter macht, ein Pfarrer; auch der Eremit Lenaus hat hier seine genaue Entsprechung in einem protestantischen Landgeistlichen. Viel weiter entfernt sich eine über vierzig Jahre später von O. T. Olsen[1]) im Dunderlandsdal (Nordland) aufgezeichnete norwegische Legende von den deutschen Gedichten:

Die Frau, die keine Kinder gebären wollte; oder Gottes Gnade ist größer als die Sünde.

Es waren einmal vier Schwestern. Drei heirateten und starben, eine nach der andern, im ersten Kindbett. Als die vierte Schwester das sah, ward ihr vor dem gleichen Schicksal bange, und ihr Grauen wuchs von Tag zu Tag. Heiraten wollte sie wohl, aber nicht Kinder bekommen. Als sie eines Tages ihres Weges ging, traf sie einen Mann. Der bemerkte ihre traurige Miene und fragte, warum sie bekümmert sei. Da erzählte sie ihren Kummer und bat um Rat. „Den will ich dir geben," sagte er. „Geh an die Gräber deiner Schwestern und ruf bei jedem Grabe dreimal: Ich will keine Kinder haben!" Und so that sie. — Nach einiger Zeit trat sie bei einem Pfarrer in Dienst, und hier verheiratete sie sich mit dem benachbarten Pfarrer, der Junggeselle war und einmal zu ihrem Herrn auf Besuch kam. Ihr Mann war reich, und sie bekam Geld und Gut und alles, was sie sich wünschen mochte, aber Kinder bekam sie nicht. Da begann sie ihre frühere unbesonnene That zu reuen, und sie ging Tag für Tag hin und grämte sich; aber, was auch ihr Mann, der Pfarrer, ihr sagte, sie wollte ihm nie ihren Kummer offenbaren. Darüber ward er zornig, und als sie eines Tages auf dem Boden ihre Siebensachen in der Lade ordnete, paßte er auf, ließ den Ladendeckel auf ihren Hals fallen und sagte, er werde sie töten, wenn sie nicht sofort bekenne, was sie vor ihm verheimliche. So mußte sie beichten, und als der Pfarrer hörte, was sie gethan, ward er so aufgebracht, daß er sie aus dem Hause jagte und ihr einen alten Schuh mit den Worten nachwarf: „So wenig wie in diesem Schuh Gras und Blumen wachsen werden, so wenig erhältst du Gnade." — Verzweifelt wankte sie hierhin und dorthin und kam endlich zu dem Pfarrer, bei dem sie früher gedient hatte, und trat

[1]) Ny illustreret Tidende 9, Nr. 53, S. 478 (Kristiania, 31. Dezember 1882)

wiederum in seinen Dienst. Tagsüber war sie fleißig und treu, aber wenn die Nacht kam, stahl sie sich fort und schlich in die Kirche. Hier ging sie zum Altare, nahm das Altarbuch, las ein Gebet daraus und zum Schlusse das Vaterunser. Aber wenn sie zur siebenten Bitte kam und sagte: „Erlöse uns von dem Übel," antwortete es immer dreimal in der Kirchenmauer: „Für dich ist keine Gnade, weder hier noch dort." Traurig legte sie dann das Buch hin und ging heim, aber immer kam sie in der folgenden Nacht wieder. — Diese ihre Nachtwanderungen wurden inzwischen von den andern Mägden bemerkt, die darüber zu ihrem Herrn, dem Pfarrer, schwatzten. So ging er hin, verbarg sich in der Kirche und gab auf alles acht, was sie vornahm, und als er bei der siebenten Bitte hörte, wie es in der Kirchenmauer antwortete, trat er vor und sprach mit lauter Stimme: „Ja, wahrlich findet sich Gnade für dich hier und dort." Er befahl ihr, das Altarbuch zu nehmen, damit auf den Turm zu gehen und die Nacht über da zu bleiben; sie dürfe unter keinen Umständen den Turm verlassen, bevor er selbst komme und ihr das Buch abnähme. Ihr Mann, ihre Eltern, Verwandten und Freunde würden, sagte er, im Verlauf der Nacht kommen und sie herauszulocken suchen, aber sie solle ihnen nur das Buch entgegenhalten, dann werde keiner Macht über sie haben. Sie ging in den Turm hinauf, und alles kam, wie der Pfarrer gesagt hatte. Ihre Eltern, Verwandten und Freunde, ihr Mann und ihr Dienstherr, alle kamen sie herauszulocken, aber sie hielt ihnen immer das Buch entgegen, und dann verschwanden sie. Da kam der Böse selber in greulicher Gestalt und suchte sie aus dem Turme zu verscheuchen, um sie zu ergreifen, und zugleich schien es ihr, als ob der Turm über ihr und rings um sie brenne; aber als sie das Buch um sich bewegte, entfloh der Böse und das Feuer erlosch. Als nun der Tag soweit graute, daß sie durch den Turm in die Kirche hinabsehen konnte, sah sie plötzlich eine Quelle am Altar hervorbrechen und durch die Kirche hinfließen. Auf dem Wasser schwamm ein weißes Brett, und auf dem Brette saßen sieben Knaben, die alle ihre Arme nach ihr ausstreckten und „Mutter, Mutter, Mutter" riefen; und als alle sieben sie so angerufen hatten, verschwand die Erscheinung. — Dann kam ihr Herr und nahm sie und das Altarbuch mit sich in die Kirche und zum Altare. Hier sprach er ihre Sündenvergebung aus und segnete sie. Darauf befahl er ihr, sogleich heim zu ihrem Manne zu laufen und vor Sonnenaufgang in sein Haus zu kommen zu suchen. Und sie eilte fort. Als sie aber zum Hofe kam, war die Pforte geschlossen, und der Wächter sagte sie fort. So mußte sie sich unter dem Hause hineingraben und war schon so weit wie zum Backofen gekommen, als die Sonne aufging. Aber bevor sie ganz ins Haus kommen konnte, ward sie von einem Sonnenstrahle getroffen und starb.[1] Bald darauf kam ihr Mann, der Pfarrer, heraus. Er ging trübsinnig umher und blies öfter streben, und als er zum Thore kam, erzählte der Wächter, daß seine Frau dagewesen sei und habe hereinkommen wollen. Zugleich fiel das Auge des Pfarrers auf den Schuh, den er ihr aufs Feld nachgeworfen hatte, und sieh, er stand voll von grünem Grase und schönen Blumen. Erschrocken fragte er den Wächter, wohin die Frau gegangen sei; denn er merkte, daß ihr etwas Wunderbares begegnet sein müsse. Der Wächter wies auf die andere Seite des Hauses, der Pfarrer lief hin und suchte, bis er sie tot im Backofen fand. Sein Gewissen schlug ihm, weil er sie so streng verurteilt hatte, und bitter mußte er es nun bereuen, daß er sein Thor vor ihr verschlossen hielt, während sie das Thor der Gnade offen fand. Aus dem blumengefüllten Schuh nämlich erkannte er, daß, wenn auch ihre Sünde groß gewesen war, die Gnade doch noch größer sei.

Ich reihe eine aus Faaberg im Gudbrandsdal stammende Erzählung aus P. Chr. Asbjörnsens ungedruckten Sammlungen an:

[1] Gleiches wird sonst von den Elben und Zwergen erzählt. Grimm, Deutsche Mythologie 3, 435.

### Die Pfarrersfrau.

Es war einmal ein Pfarrer, der hatte eine Frau, die seufzte, so oft sie sich abends niederlegte. Als er sie fragte, warum sie das thue, antwortete sie: „Ich habe viel zu seufzen über das, was du nicht weißt.“ Als er sie inständig bat, dies zu offenbaren, sagte sie: „Ich habe meine drei Söhne getötet, Gott vergebe mirs.“ Der Pfarrer sagte, sie solle drei Donnerstagsabende hintereinander in der Kirche sitzen und jeden Abend einen der Getöteten fragen, ob sie Vergebung empfangen könne. Am ersten Donnerstagsabend rief sie nach dem Ältesten und fragte ihn, als er zu ihr kam, ob sie Vergebung erhalten könne; aber er spie auf sie mit den Worten: „Pfui, schäme dich“ und verschwand. Das erzählte sie dem Pfarrer; der sagte, sie müsse am zweiten Donnerstagsabend wieder hingehen, um zu sehen, ob es besser ginge; aber es geschah dasselbe wie am ersten Abend, außer daß der Nächste kam. Am dritten Donnerstagsabend ging sie in die Kirche und rief den Jüngsten an und fragte, ob sie Vergebung erhalten könne. Er sprach: „Arme Mutter, deine Sünden sind dir vergeben.“ Damit verschwand er. Als sie heimkam und es ihrem Manne erzählte, sagte er zu ihr sie müsse sich von ihm scheiden und fortgehen und wandern. Sie bekam viel Geld, und bevor sie ging, stieß er mit seinem Stocke an den Schornstein und sprach zu ihr: „So wenig wie aus diesem Steine Lilien wachsen können, so wenig kannst du selig werden.“ — Nach Verlauf vieler Jahre kam sie eines Abends zum Pfarrer, der wieder geheiratet hatte, und fragte, ob sie ins Haus dürfe und ob sie am Schornstein liegen dürfe, mit dem ältesten Rocke des Pfarrers zugedeckt. Das ward ihr erlaubt. Am Morgen lag sie tot da, und aus dem Schornsteine waren um sie herum Lilien gewachsen. Nun erkannte er sie wieder und brach in Thränen aus. Bei ihrem Begräbnis hielt er eine Rede.

In Ringerike hat Moltke Moe 1880 folgende bisher gleichfalls ungedruckte Erzählung gehört:

### Das Mädchen, das sich davor fürchtete, Kinder zu bekommen.

Es war einmal ein Mädchen, das hatte sich vorgenommen, nie zu heiraten. Sie war beides, schön und reich, und Freier hatte sie vollauf, so daß es nicht deswegen war. Aber sie war so bange davor, Kinder zu gebären, und darum wollte sie nicht heiraten, so gern sie auch sonst wollte. Als sie eines Tages ausging, traf sie ein altes Weib, das sie fragte, warum sie so gedankenvoll sei. „Ach, es nützt wenig, dirs zu sagen, Mütter,“ sagte das Mädchen. „es giebt keine Hilfe für das, was mir im Sinne liegt.“ — „Sag das nicht, mein Kind,“ sagte die Frau, „oft ist die Hilfe am nächsten, wenn mans am wenigsten denkt.“ — Ja, sie könne es übrigens auch gern erzählen, sagte das Mädchen. Als die Frau alles gehört hatte, sprach sie: „Ja, einen Rat giebts dafür wohl.“ — „Was für ein Rat ist das?“ fragte das Mädchen. „Du solltest zwölf Kinder bekommen haben; nun mußt du zwölf Äpfel von diesem Baume deines Vaters nehmen und sie in den Brunnen werfen; zugleich mußt du sagen: So unmöglich wie diese Äpfel wieder an ihren Ort kommen und wachsen können, so unmöglich ist, daß ich Kinder gebäre; aber ebenso unmöglich ist auch, daß meine Seele ins Himmelreich kommt.“ Das Mädchen that so. — Bald darauf verheiratete sie sich und lebte gut und glücklich mit ihrem Manne, aber Kinder bekam sie nicht. Das bedauerte der Mann sehr, und er wünschte mit der Zeit, daß sie ein Kind bekämen. Aber die Frau sagte stets: „Wir bekommen keine Kinder.“ Das schien dem Manne sonderbar, und er wollte wissen, warum sie nicht wie andere ein Kind bekommen sollten; aber damit wollte die Frau nicht heraus. So setzte denn der Mann ihr eines Tages guten süßen Wein vor. Der

schmeckte ihr so gut, daß sie etwas berauscht ward, und so entschlüpfte ihr, warum sie keine Kinder bekommen könne. Der Mann erschrak und sagte: „Gott tröste dich, für die Sünde, die du gethan! Da hilft nichts, du mußt eine Wallfahrt nach Rom auf dich nehmen, um von deinen Sünden erlöst zu werden.“ Er glaubte so wenig, daß es Vergebung für sie gäbe, daß er sagte: „Eher werden Rosen und Lilien aus diesem Steinfußboden wachsen, als daß du gerettet wirst und in den Himmel kommst.“ Als der Mann so sprach, ward seiner Frau die schreckliche Sünde klar, und sie nahm mit schwerem Herzen die schwere Wanderung auf sich. Manches Ungemach traf sie, ehe sie gen Rom kam. Da suchte sie den Papst auf und beichtete ihm ihre Sünde. Er betete und redete mit ihr, bis er glaubte, sie sei wohl bereitet; dann nahm er sie mit sich in die Kirche und zog einen Kreis um sie und sagte, sie dürfe nicht heraustreten, was da auch geschehe. „Du mußt hier die ganze Nacht allein bleiben,“ sagte er. „Es werden viele kommen, die dich herauslocken wollen, Engel der Finsternis und des Lichts; aber du mußt sie nur bitten in den Ring zu kommen und das Vaterunser zu lesen.“ Sie that wie der Papst gesagt hatte u. s. w. Auch die Kinder, die sie hatte bekommen sollen, kamen und spien auf sie und schalten sie und sagten: „Wir hätten allesamt Kinder des Lichts sein können, aber nun müssen wir in die Finsternis und um deinetwillen Böses leiden — pfui!“ Aber als die Mutter sie nun bat, in den Ring zu kommen und ein Vaterunser zu lesen, mußten sie weichen. Endlich erschien der Morgen. Als der Papst kam, sagte er, sie sei nun erlöst, obschon es schwer gehalten habe. Nach langer Wanderung kam sie eines Abends heim zu ihres Mannes Hause. Dort war Gesellschaft, und darum wollte sie nicht hineingehen, sondern bat nur die Wirtschafterin um Erlaubnis, sich in der Küche niederzulegen. Da starb sie in der Nacht. Morgens, als der Mann erwachte, waren Rosen und schöne Lilien aus den Steinfliesen vor dem Bette aufgesproßt. „Ja, wo auch meine Frau ist, jetzt ist sie selig und bei Gott im Himmel.“ Und so fand er sie in der Küche.

Andere norwegische Versionen stehen bei K. Janson [= Sörensen], Folke-Eventyr frå Sandeherad (Kristiania 1878) Nr. 9: „Die Frau, die nicht Kinder haben wollte“ und, vermischt mit einem andern Märchen „Grünbart“, das M. Moe in K. A. Winter-Hjelms Aeventyrbog (Kristiania o. J.) S. 167 erzählt hat, in C. Str. Hansens Bygdefortaelling. Optegnelser fra Tydalen. Anneks til Saellbu-Tromsö 1873, S. 117. — Ein dänisches Märchen von der Pfarrersfrau, 1857 in Thy gehört, teilte Grundtvig 1861 (Gamle danske Minder 3, 19) und erweitert unter dem Titel „Sünde und Gnade“ in seinen Danske Folke-aeventyr, Ny Samling 1878, Nr. 17 (= Dänische Volksmärchen, übersetzt von Leo und Strodtmann 2, 258. 1879) mit; vgl. auch die Zeitschrift Skattegraveren 1, 166 und 4, 2. — Eine abgeblaßte schwedische Überlieferung veröffentlichte Frau Eva Wigström 1880 (Folkdiktning samlad i Skåne, S. 194).

Aus all diesen Erzählungen leuchten zwar die gleichen Grundlinien der Handlung deutlich hervor, aber die Ausmalung wechselt mannigfach. Das Zaubermittel besteht bisweilen darin, daß die Braut mehrere Körner verschluckt, mehrere Äpfel, Pflöcke oder Steine in den Brunnen wirft oder auf dem Kirchhofe ihren Wunsch dunklen Gewalten überträgt, oder endlich jährlich einmal um Mitternacht ihre Handmühle viermal verkehrt herumdreht. Die Entdeckung ihrer Schuld

wird nicht immer durch den Verlust des Schattens,[1] dessen Bedeutung ja aus Chamissos Peter Schlemihl jedem geläufig ist, veranlaßt. In der Kirche endlich hat die Büßerin einen Kampf mit feindlichen Geistern zu bestehen, die ihr das schützende Bibelbuch entreißen wollen, und sie findet ihr Ende nicht am selben Orte, sondern vor dem Hause des Gatten, der sie von sich gestoßen hatte.

Den skandinavischen Überlieferungen läßt sich noch eine bretonische Sage[2] zur Seite stellen, in der die Büßerin nach dem Gebote ihres Beichtvaters drei Nächte nackt im Flusse stehen und einen Eichenzweig festhalten muß, den ihr verschiedene Tiere zu entreißen suchen. Auf dem Heimwege begegnen ihr ein Priester, ein Mönch und eine Nonne und grüßen sie freundlich; es sind die Kinder, die ihr bestimmt gewesen waren. Es fehlt hier die Verstoßung durch den Gatten und die an den Stab des Tannhäusers[3] gemahnenden Rosen aus hartem Steine.

In einer andern Gruppe von Sagen erscheint dagegen die Schuld der Sünderin dem Volksgewissen so groß, daß diese selbst beim Papste keine Vergebung erlangt, sondern ein geheimnisvolles, schreckliches Ende erleidet; denn aus sträflicher Weichlichkeit und Selbstsucht hat sie sich dem heiligen Berufe des Weibes entzogen, der in den biblischen Worten ausgedrückt ist: „Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären", und ihrer Nachkommenschaft Leben und Seligkeit vorenthalten. So erzählt man in Süditalien[4] von einem Mädchen, die erst im Alter heiraten wollte, um kinderlos zu bleiben. Der Beichtvater sandte sie zum Papste, der sie in ein Gefängnis einschließen ließ. Dort gewahrte sie nachts zuerst einen jungen Priester, der vergeblich zu beten versuchte, dann eine Nonne, die das Gleiche versuchte, und endlich einen Mönch; dieser packte die, die ihm nicht hatte Mutter sein wollen, an den Haaren und schleppte sie in die Hölle. In Korsika[5] kennt man eine Geschichte von einer solchen Frau, der vom Priester auferlegt wurde, an der von einem siebenköpfigen Drachen bewachten Quelle einen Becher zu füllen. Sie versucht mit einem Schwertschlage den Drachen zu töten, aber

[1] Vgl. darüber Rochholz, Deutscher Brauch und Glaube 1, 59; Gaster, Germania 26, 210; Grimm, Deutsche Mythologie 3, 302.

[2] Luzel, La femme qui ne voulait pas avoir d'enfants. Mélusine 1, 325 (1877) = Luzel, Légendes chrétiennes de la Basse-Bretagne 2, 207 (1881).

[3] Uhland, Schriften 4, 286 zu Nr. 297. [Erich Schmidt „Zum 8. Oktober 1892", S. 85 = „Nord und Süd" 1893, S. 183. A. Sauer.] Ähnlich die schwedische Sage vom Neck und Pfarrer bei Afzelius, Volkssagen und Volkslieder, deutsch von Ungewitter 2, 328 (1842).

[4] Corazzini, I componimenti minori della letteratura popolare italiana 1877, p. 470: „La bigotta" (aus Benevent).

[5] Ortoli, Contes populaires de l'île de Corse 1883, p. 5, nr. 2: „Les trois crapauds"

jedesmal springen drei Kröten dazwischen, und als sie diese erlegt, verschlingt der Drache die Mörderin ihrer Kinder; denn dies waren jene Kröten. Eine Schlange vollzieht auch in einem deutschen Märchen, das in drei Aufzeichnungen aus der Schweiz, aus der Oberpfalz und aus Hessen vorliegt,[1] die Strafe an der durch eigene Schuld kinderlosen Frau, die mit ihrem Manne nach Rom gewallfahrtet war. Gemäß dem Gebote des Papstes küßt sie auf dem Heimwege die ihr entgegenkommende Schlange; diese schlingt sich um ihren Hals und erwürgt sie in der folgenden Nacht in ihrer Schlafkammer, die nach der Weisung des Papstes niemand vor Tagesanbruch betreten sollte.[2])

Es ließen sich noch manche Belege für die Verbreitung der den angeführten Erzählungen zu Grunde liegenden Volksanschauungen beibringen: in einer Erfurter Sage[3]) erscheinen die nicht geborenen Kinder auf der Leiche der Frau in Gestalt von acht Mäuslein, in einer bretonischen Überlieferung[4]) als sieben Schweinchen, in einer indischen[5]) als Fische; anderwärts müssen die Verwandten, welche eine Ehe verhinderten, von den Geistern der nicht zum Dasein gelangten Kinder Vorwürfe hören.[6]) Indes möchten uns solche Streifzüge in das weite Gebiet des Volksglaubens zu weit von unserm litterarhistorischen Thema ablenken. Verweilen wir vielmehr noch einen Augenblick bei einer Tiroler Geschichte,[7]) die uns ein heiteres Gegenstück zu der ganz ähnlich beginnenden, aber tragisch verlaufen

Lütolf, Sagen und Bräuche aus den fünf Orten 1862, S. 538, Nr. 500: „Kinderlosigkeit verschuldet und gesühnt" (aus Hergiswil). Schönwerth, Aus der Oberpfalz 1, 114 (1857). Hoffmeister, Hessische Volksdichtung 1869, S. 50, Nr. 40: „Die Schlange." Eine eigentümliche Verquickung verschiedenartiger Sagenelemente findet sich bei J. N. von Alpenburg, Deutsche Alpensagen 1861, Nr. 91: hier wallfahrtet eine Kindesmörderin mit ihrem Manne zum Papste, wird auf dem Rückwege in eine Kröte verwandelt und erhält schließlich in einer Kirche von den Geistern ihrer ungeborenen Kinder Vergebung und ihre menschliche Gestalt.

[2]) Die gleiche Strafe trifft auf der Heimkehr von Rom einen Burschen, der ein Mädchen verführt und in den Tod getrieben hatte, bei Bladé, Contes populaires recueillis en Agenais 1874, p. 66: „Le jeune homme châtié."

[3]) Witzschel, Beiträge zur deutschen Mythologie aus Thüringen 1, 315 Nr. 330 (1866).

[4]) Caliste de Langle, Le Grillon: légendes bretonnes 1860, p. 139: „La vierge Berhette aux sept petits cochons" = Rolland, Faune populaire de la France 5, 251, nr. 52 (1882). Vgl. Germania 28, 114.

[5]) Stokes, Indian fairy tales 1880, p. 236.

[6]) Tscheinen und Ruppen, Walliser Sagen 1871, S. 193. Kompert, Aus dem Ghetto 1850, S. 367. In dem altindischen Gesetzbuche Yâjnavalkya, herausgegeben von Stenzler 1849, 1, 63, heißt es, daß die Verwandten, die ein mannbares Mädchen nicht zur Ehe geben, bei jeder Menstruation die Schuld einer Tötung der Leibesfrucht auf sich laden.

[7]) Zingerle, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol 1859, S. 159, Nr. 755: „Die Unverehelichte."

den süditalienischen Sage bietet und launig gegen die Überschätzung des freiwilligen Cölibates protestiert. Eine unbescholtene alte Jungfer, der ihr Beichtvater auferlegt hat, drei Nächte betend im Gotteshause zuzubringen, erblickt dort um Mitternacht einen Zug unbekannter Männer, Weiber und Kinder in fremder Tracht vorüberschwebend. Sie glaubt die Seelen Abgeschiedener gesehen zu haben; aber der Geistliche belehrt sie eines Besseren: „Es waren die Nachkommen bis ins dritte und vierte Geschlecht, die du hättest haben können, wenn du einst der Werbung des wackeren Jünglings gefolgt wärest. Aber du bist ehelos geblieben nicht aus reiner Liebe zu Gott, sondern weil dich die Beschwerden des Ehestandes schreckten und du zu gemächlich warest, dich seinen Pflichten zu unterziehen."

Wie eine moderne Parodie der alten skandinavischen Sage nimmt sich endlich ein in der schwedischen Provinz Schonen aufgezeichneter Schwank[1] aus, in dem eine alte Jungfer allnächtlich fünf kleine Kinder vor sich sieht, die ihr zurufen: „Pfui, du hättest unsre Mutter sein können, wenn du gewollt hättest." Auf den Rat des Pfarrers nimmt sie das nächste Mal eine Rute und ruft: „Ich schlage meine Kinder, ich strafe meine Kinder." Und siehe, der Spuk verschwand.

## Miscellen.

### Amor und Tod.

Zwei sehr ausführliche Versionen dieses Stoffes sind R. Köhler und Bolte (Euphorion 3, 354 ff.) entgangen. Sie gehen auf die Lusus poetici allegorici des französischen Jesuiten Pierre Juste Tautel zurück, die nach Gräße 6, 9 und 11 zuerst 1656 erschienen sind, mir aber nur in zwei späteren, durch Druckfehler entstellten Drucken (München 1717, Köln 1752) vorliegen. Ganz neu ist, außer vielen Detailzügen in der eigentlichen Erzählung, die durchgeführte Parallele zwischen der Liebe und dem Tod in der allegorischen Zugabe. Der Text lautet:

**Mortis et Amoris Foedus.**

Lusus Allegoricus.

Elegia sexta.

Dulcia tranquillae pepigerunt foedera pacis.
Et Mors, et penna præpete pulcher Amor,
Ibántque assuetis armis instructus uterque.
Mors sua tela, comes tela gerebat Amor.

[1] Wigström, Folkdiktning samlad i Skåne 1880, S. 193.

Dumque iter accelerant ambo, solantur euntes
Alterna facilem garrulitate viam.
Nam quamquam teneris infans videatur in annis:
Est tamen arguta voce disertus Amor.
Interea clauso Vesper procedit Olympo,
Et placida suadent astra quiete frui.
Divertere via pariter, tectoque sub uno,
Unus, qui geminos excipit, hospes erat.
Mox ubi se modicæ recrearunt mensæ,
Fortuito pharetram deposuere loco.
Inque vicem pariterque data, acceptaque salute,
Compositi thalamis conticuere suis.
Jam medium nox atra polum subvecta tenebat,
Vox hominum auditur nulla, nec ulla canum.
Ecce tibi verso bipatentes cardine valvæ,
Non expectato concrepuere sono.
Exanimes trepidare metu, longa atria circum,
Et ruere ancipiti, qua data porta, via.
Dum fugitant, repetuntque suam sibi quisque pharetram,
Alter in alterius spicula forte ruit.
Mortis Amor pharetram sumsit, Mors sumsit Amoris,
Morsque suam falcem mutat, Amorque facem.
Jamque rubescebat pulsis Amora tenebris,
Mors, et Amor varias corripuere vias.
Et modo mutatis facta in contraria telis,
Sauciat hæc juvenes, sauciat iste senes.
Hinc datur humanæ ludibria cernere vitæ,
Et rerum inversas discere posse vices.
Cur juvenis præreptus obit, florentibus annis,
Cur flagrat infami turpis amore senex.
Scilicet ex illo jam tempore vibrat Amoris
Spicula Mors, vibrat spicula Mortis Amor.

## Apodosis Allegoriae.

Ex illo Cantic. 8. Fortis, ut Mors, Dilectio.

Legerat hæc aliquis, quæ, dulcibus illita chartis,
Scripsimus innocuo carmina lusa joco.
Quam bene, ait, Morti rates sociavit Amorem,
Et junctæ comites tradidit esse viæ.
Mors, et amor similes tenui discrimine distant.
Lumine Mors capta est, lumine captus Amor.
Ambo pares sua tela gerunt, jaculatur uterque,
Nec fera Mors errat; nec ferus errat Amor.
Sceptra pedo, famulosque suis Mors Regibus æquat:
Sceptra pedo, et famulos Regibus æquat Amor.
Mors nuda est; est nudus Amor; pharetratus uterque,
Illa suum jaculum torquet; et iste suum.
Altera magnificos contemnit, et alter honores;
Altera congestas spernit, et alter opes.
Falce senes, juvenesque sua Mors falce trucidat;
Et face Amor juvenes urit, Amorque senes.

Pallescit moriens: pallescit et omnis Amator:
Triste silet moriens; triste silescit amans.
Mors moritur nullo (nam quis queat esse peremtor?)
Sic moritur nullo tempore verus Amor.
Et lacrymæ, et gemitus alimenta feruntur Amoris:
His alitur pariter Mors macilenta cibis.
Nec prece, nec pretio vis vincitur effera Mortis,
Nec prece, nec pretio vincitur acer Amor.
Sed tamen id discrimen habent, Mors omnia vincit,
Virtutem nescit vincere turpis Amor.

Auf dieser lateinischen Version beruht die Erzählung des Wiener Dichters Ratschky (Gedichte von Josef Franz Ratschky, neue, vermehrte und verbesserte Auflage, Wien 1791, S. 228 ff.), der einen burlesken Ton anschlägt und die allegorische Zugabe wieder fallen läßt.

## Amor und der Tod.

Nach dem Lateinischen des Sautel.
Wien im Jänner 1786.

Der Tod, ein alter hagrer Mann,
Trat einst zur Nachtzeit auf der Reise
Den jungen kleinen Amor an.
Ein Regenguß, der eimerweise
Aus einer Wetterwolke drang,
Und Rheens irdenes Gehäuse
Dem Weltmeer ähnlich machte, zwang
Die zween berittnen Bogenschützen
Vor einem Gasthof abzusitzen.
Weil es kein klügres Mittel gab,
Als völlig hier zu übernachten,
So legten sie die Köcher ab,
Und ließen sich ein Ferkel schlachten.

Nachdem ihr kleiner Abendschmaus
Verzehrt war, zogen die zween Gäste,
Vor Schlummer gähnend, die durchnaßte,
Vom Regen schwere Kleidung aus,
Versenkten tief sich in ein niedlich
Bepfülbtes Bett, und pflegten friedlich
Des Schlafes, der mit raschem Flug
Sie bald in's Reich der Träume trug.

Die Wirthin, der der blinde Bube
Samt dem verdorrten Greis, der ihn
Begleitete, verdächtig schien,
Schlich nun aus Neugier in die Stube,
Sie steckte bald in Amors Pack,
Bald in des Todes Mantelsack
Die mit dem feinsten Brillenglase
Zu diesem Zweck verseh'ne Nase,

Und leert', als sie die Köcher fand,
Auf's Tischchen, wo die Lampe stand,
Die Pfeile forschend hin, als plötzlich
Der schelmische Beelzebub
Kupido träumend ein entsetzlich
Gebrüll in seinem Bett erhub.
Betroffen las sie nun in Eile
Die blindlings ausgeleerten Pfeile
Zusammen, die beym matten Schein
Der Lampe sich so arg verwirrten,
Daß in Kupidens Köcherlein
Des Todes Pfeile sich verirrten
Und manches Pfeilchen Amors sich
Mit in des Todes Köcher schlich.

Seit diesem feinen Abenteuer
Sieht man, daß, gleich dem jüngsten Freyer,
Der Grautopf nun um Liebe wirbt,
Und oft zu früh der Jüngling stirbt,
Weil itzt der Tod aus seinem Köcher
Kupidens Pfeil' auf alte Schächer
Aus Irrthum oft zu schleudern pflegt,
Und mit des Knochenmannes Pfeilen
Der kleine blinde Gott zuweilen
Dem Jüngling Todeswunden schlägt.

Auf Alciati geht die Übersetzung von Ernst Friedrich Schmidt, dem früher verstorbenen Sohne des Klamer Schmidt, zurück, die zuerst in Beckers Taschenbuch 1806, S. 301, gedruckt, dann in den „Wehmuthslauten eines Früh Verblichenen" aus Klamer Schmidts litterarischem Nachlasse herausgegeben und mit einer Lebensbeschreibung begleitet von Wilh. Wern. Joh. Schmidt, Braunschweig 1829, S. 364, wieder abgedruckt ist. An dem letzteren Orte findet man eine ganze Sammlung von freien Übersetzungen aus Andreae Alciati Emblemata, die in den Jahren 1803 und 1804 entstanden sind und denen die bei Plantin zu Leyden 1599 erschienene Ausgabe zu Grunde liegt. Hier lautet der Text so:

„Brüderlich wanderten einst der Tod und Amor zusammen:
Jeglicher trug, wie sichs ziemt, Bogen und Köcher und Pfeil.
Beide schwärmten bei Tag'; ein Lager faßte die Müden.
Blind, wie der Papyrier, war selbiger Zeit auch der Tod;
Drum aus Versehen nimmt der Eine die Waffen des Andern:
Amor's Pfeile der Tod, Amor das Todesgeschoß.
Sieh, und der wankende Greis, schon nahe den stygischen Wassern,
Liebt nun jugendlich froh, kränzt sich mit Rosen das Haupt:
Doch ich Getroffener jetzt von Amor's vertauschtem Geschosse,
Welk', und die rasche Begier sehnender Liebe verlischt!
Schon', o Amor! schone, du Tod mit siegendem Pfeil! gebt
Mir die Liebe zurück, sendet zum Orkus den Greis!"

Wien. J. Minor.

## Zu Hoffmannswaldau.

Ettlinger in seiner Monographie über Hoffmannswaldau S. 118 citiert aus der Neukirchschen Sammlung (1, 16) den sinnlosen Vers:

„Es möchte sonst allhier zu viel dergleichen geben"

und läßt dabei offen, ob ein Druckfehler vorliegt. Aber die erste Auflage 1697 giebt den ganz richtigen Text:

„Es möchte sonst allhier zu viel der Leichen geben".

Dagegen ist Ettlinger im Rechte gegenüber Borinski (B. Gracian und die Hoflitteratur in Deutschland, Halle a. S. 1894, der S. 133, Anmerkung 4 die Autorschaftsfrage nur verwirrt, wenn er sagt: „Von C. H. v. H. 1721, natürlich nicht Hoffmannswaldau, obwohl sein Monograph J. Ettlinger sagt, die also bezeichneten Nummern können als zuverlässig gelten. C. H., der beim 4. Bande als Herausgeber zeichnet, könnte Ch. v. Hunold von Hamburg sein. Aufschluß darüber hat Ettlinger nicht erbracht." Aber an dem von Borinski citierten Ort (Neukirchsche Sammlung 7, 164–169) steht gar nicht die Chiffre C. H. v. H., sondern G. C. v. H., die natürlich nicht auf Hoffmannswaldau geht, und auch beim vierten Teil (1725) befindet sich, wenigstens in meinem Exemplar, keine Chiffre eines Herausgebers.

Wien. Minor.

## Schiller und Egmonds letztes Schreiben an Philipp II.

In der ersten der der Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung angefügten Beilagen teilt Schiller das Schreiben Egmonds an Philipp II. vom 5. Juni 1568 mit. Sein Inhalt weicht wesentlich von dem durch den spanischen Hauptmann, Julian, der das Original vor sich gehabt hat, auf uns gebrachten ab. Dieses denkwürdige Schriftstück (königlich sächsisches Hauptstaatsarchiv III, 67 a Fol. 337 b Nr. 10 Bl. 160) lasse ich daher hier folgen:

„Es wissen sich e. k. m. ohn zweifel wol zu erinnern, wasmaassen ich in klein und grossen zugen, scharmutzeln, schlachten, belegerung, anlaufen und stürmen, innemung der stat, vor derselbigen heil und wolfart mein leib und leben nie verschonet, daraus dieselbige leichtlich vernemen können, daß ich auf den itzigen dot gar wenig achte. Dieweil aber ich alhie und bei e. m. in meiner rechtmäßigen sachen zu keiner audienz kommen kann, beruf ich mich deß an den allmechtigen, ewigen gott, doselbst ich auch e. k. m. citire, daß der liebe gott zwischen uns beiden, was recht ist, decidire. Vale."

Blasewitz-Dresden. Theodor Distel.

# Recensionen und Referate.

Wladimir Z. Prior in Deutschland. Grazer Studien zur deutschen Philologie. Herausgegeben von A. E. Schönbach und B. Seuffert. IV. Heft. Graz, „Styria" 1895.

In einer sorgfältig und feinsinnig gearbeiteten Untersuchung behandelt Spiridion Wladimirow den Einfluß eines minder gekannten englischen Dichters, der aber in der Litteratur seines Vaterlandes eines festen Rufes genießt, auf die deutsche Dichtung.

Man begnügt sich oft bei derartigen Untersuchungen mit Nachweisen von Übereinstimmungen, ohne immer danach zu fragen, ob solche Nachweise von irgend welcher Bedeutung sind. So sind gewisse Entlehnungen mehr äußerlicher Art, wie Übernahme unveränderter Stellen, Benutzung von Nebenmotiven der Vorlage, welche bei Feststellung des Einflusses eines Dichters auf den anderen mit Vorliebe aufgesucht werden, nur insofern wichtig, als sie Belege dafür sind, daß der Nachahmer das Original kannte. Auch sind sie es nur dann, wenn außerdem Beeinflussung mehr innerlicher Art stattgefunden hat: etwa Übernahme einer charakteristischen Weltanschauung und Production aus dieser übernommenen Anschauungsweise heraus, Übertragen der Grundstimmung des Vorbildes auf die Nachahmung, eigenartige Auffassung verwickelter ethischer Konflikte — stets eine der tiefsten Aufgaben der Poesie —, neue umgestaltende Auffassung der Charaktere, oft so schroff die Ansichten ändernd, daß bisher verachtete Persönlichkeiten bis zum Heldentum erhoben werden können (Grillparzer: Der arme Spielmann; Banchan), tiefergehende Motivumgestaltungen. In solchen Fällen wird der Entlehner, oft der größere Künstler, zwar sichtlich von seiner Vorlage beeinflußt, wahrt sich aber seine Eigenart derart, daß etwas ganz Neues, oft Bedeutenderes entsteht. Freilich bieten Untersuchungen, die auf mehr äußerliche Erscheinungen basiert sind, den Vorteil, daß diese letzteren gezählt werden können, und werden deshalb nicht selten bevorzugt; doch darf wohl nicht außer Acht gelassen werden, daß die Untersuchung innerlicher Beziehungen an der Logik und Psychologie ebensogut eine wissenschaftliche Begründung finden kann wie jene an der Mathematik. Ja vielleicht ließe sich bei derartigen Forschungen ein ähnliches Gesetz aufstellen wie bei lautlichen und etymologischen Problemen: nicht so sehr äußere Ähnlichkeit als gewisse Verschiedenheiten seien für Zusammengehörigkeit beweisend.

Ein hübscher Beitrag zu dieser Art mehr innerlicher Beeinflussung findet sich in der vorliegenden Arbeit an dem Abschnitte über Wieland: die Beziehungen des

Man vergleiche auch unseren vorläufigen Hinweis auf dieses Buch in Band 2, S. 709. A. Sauer.

deutschen Klassikers zu Prior in seiner Abhängigkeit und gleichzeitigen Originalität sind vom Verfasser in scharfsinniger und treffsicherer Weise beleuchtet.

Gegen die getroffene Anordnung des Stoffes ließe sich einwenden, daß die ersten Abschnitte nach Dichtern und Dichtertreisen geschieden sind, einige der folgenden aber nach Dichtungen und Dichtungsgattungen. Durch diese Änderung des Teilungsgrundes ergiebt sich die logische Unzulänglichkeit, daß später im Zusammenhang betrachtete Dichtungsgattungen schon zum Teil in den Abschnitten über die einzelnen Dichter in Betracht kamen. Ein Abschnitt handelt z. B. von den „Kleineren weltlichen Gedichten". Nun wurden das Epigramm und die komische Erzählung schon im Abschnitt I (Hagedorn, die Bremer Beiträge) in die Untersuchung einbezogen. Auch wird eine scharfe Abgrenzung des „Liedes" (Abschnitt III) von der Anakreontik (Abschnitt II) nicht immer streng durchführbar sein.

Der Verfasser stellt im Eingang seine Arbeit als eine Ergänzung zu dem Vortrag von Max Koch über die Beziehungen der englischen Litteratur zur deutschen im 18. Jahrhundert hin, insofern als sie auch die kürzeren Dichtungsarten: die Lyrik, die Fabel, das didaktische und satirische Gedicht in den Kreis ihrer Betrachtungen zieht. Hierauf wird auf das hohe Ansehen hingewiesen, das Prior seiner Zeit in England genoß.

Bei der Spezialuntersuchung wird Hagedorn als der erste der deutschen Dichter, welche der Muse Priors verwandt sind, an die Spitze gestellt und in einer fein durchgeführten Parallele dem deutschen Dichter bei aller Ähnlichkeit mit Prior mehr Natürlichkeit und Gemüt zugesprochen (Abschnitt I).

Der Verfasser stellt fest, daß erst seit Hagedorns Aufenthalt in England ein Einfluß Priors fühlbar werde, der zunächst für drei Gedichte (1732 in Weichmanns „Poesie der Niedersachsen" erschienen) nachgewiesen wird. Es sind dies die Erzählungen: „Aurelius und Beelzebub", „Paulus Purganti und Agnese" und das Sinngedicht: „Susanne". Nach des Verfassers Darstellung würde das Priorsche in Hagedorns Aurelius und Beelzebub die „humoristisch-satirische Färbung" sein.

Aus der Gegenüberstellung des Hagedornschen Epigrammes „Susanne" und des Priorschen Originals leitet der Verfasser die Überlegenheit des Engländers in Zuspitzung der Pointe ab.

Ein anderes Epigramm Hagedorns „Arist und Zuffen" geht in ähnlicher Weise auf ein Priorsches Sinngedicht zurück. Der Verfasser hätte vielleicht hinzufügen können, daß im englischen Original, wie in dem angezogenen Martialschen Epigramm (III, 45), der Dichter selbst das Opfer der egoistisch geübten Gastfreundschaft ist, da „Mat" in dem englischen Gedichte wie ständig und häufig für Matthew Prior, den Dichter selbst, steht.

Der Einfluß des Engländers auf andere Dichtungen Hagedorns wird aufgedeckt und dabei konstatiert, daß Hagedorn seinem Vorbilde an Gedankenschärfe nachstehe.

Der Verfasser hebt in einer Schlußbemerkung hervor, daß Hagedorn zwar noch auf dem Standpunkt des 17. Jahrhunderts steht, indem er nie frei erfindet, daß er aber seine Vorlage (hier Prior) nach seiner Individualität umgestaltet. Von einer stetigen Entwicklung der Übersetzungskunst Hagedorns könne man nicht sprechen, aber an der Bearbeitung von Priors A lover's anger ersehe man, daß Hagedorn immer mehr einer originellen Behandlung seiner Vorlage zustrebe.

Die Untersuchung des Verhältnisses der Bremer Beiträger zu Prior (S. 19) ergiebt geringe Ausbeute.

In dem Abschnitt über die Hallenser (S. 21) wird zunächst dargelegt, warum Übersetzungen Priors in diesem Dichtertreise selten sind, dann aber aus Briefstellen der Nachweis erbracht, daß Prior den Hallensern trotzdem bekannt war. Wukadinović führt nun zunächst aus, in welcher Weise sich die Welt in Priors Dichtungen wiederspiegelt. Er hebt hervor, daß sich die Schilderung der Natur in konventionellen Bahnen bewegt: Bäume, Blumen, Vögel, Winde erscheinen in stereotypen Vertretern, erhalten bestimmte Beiwörter und werden in feststehende Umschreibungen gekleidet.

Die gesamte Natur stellt sich weichlich und zahm dar, selbst das Meer. Rauhes Unwetter und gewaltiger Sturm werden fast nur zu Vergleichen herangezogen. An Personen und Vertretern des Übersinnlichen findet Wukadinović bei Prior Schäfer, Schäferinnen, Venus, Amor und Liebesgötter. Die Schilderung der Schönen bewegt sich in ähnlichen engen Grenzen wie die der Landschaft. Sie sind lieblich und weichlich, eine gewisse spielerische Sinnlichkeit scheint stark durch. Auch von Geistes- und Gemütseigenschaften wird einseitig das Temperament, Anmut und Gutmütigkeit hervorgehoben. Die Liebe erscheint ebenfalls spielerisch, sehr galant, sehr schwärmerisch und endet leicht in Tod und Verzweiflung. Charakteristisch und komisch zugleich ist die vom Verfasser angezogene Stelle (S. 25): „He bow'd, obey'd and dy'd." (Desp. Shepherd.)

Durch Heranziehung von Parallelstellen aus deutschen Dichtungen, besonders aus denen der Hallenser weist der Verfasser eine ähnliche konventionelle Darstellungsweise nach. Auch Amor, Venus und die Liebesgötter spielen in der Anakreontik der Deutschen eine verwandte Rolle.

Auf Einzelnheiten eingehend, führt er aus Priors „Imitation of Anacreon" 16 Verse an (S. 26), welche vier Hauptmotive der Anakreontik ausführen: Verachtung der Kritik; Beschränkung des Publikums auf Gesinnungsgenossen (und auf die Geliebte); des Gegenstandes auf Liebe und Lust; Verachtung des Ruhms. Übrigens geht die Anakreontik von Italien und Frankreich aus, und auch bei den französischen Anakreontikern finden sich dieselben Züge.

Ferner werden noch als anakreontische Motive hervorgehoben: Abneigung gegen das Feilen der Gedichte; Küssen uns Pfand, das Einschneiden des Namens in Rinde; letztere Motive, der Wirklichkeit und dem geselligen Leben entnommen, dürften aber wohl über den engeren Rahmen der Anakreontik hinausgehen.

Zum Schluß dieses Teiles wird noch Götzens unbedeutende Übersetzung des „Entwaffneten Amor" erwähnt, und daß Uz vielleicht ein Motiv daraus im „Verlohrenen Amor" benutzt habe; ferner Gleims Sinngedicht „Eva", eine ziemlich salzlose Verherrlichung Klopstocks, das eine auffällige Übereinstimmung mit einigen Versen Priors aufweist.

Im Abschnitt III „Kleinere weltliche Gedichte. Heinrich und Emma" (S. 32) wendet sich der Verfasser besonders dem Epigramm, dem Lied und der komischen Erzählung zu.

Die mannigfachen Übertragungen des Liedes „To Cloe weeping", besonders die Herders, sind sehr feinsinnig und eingehend untersucht. Es drängt nur die Frage auf, ob eine eingehendere Behandlung des „Klageliedes" nicht ein lohnendes Ergebnis böte; denn gerade Umgestaltungen wären bei Untersuchung des Einflusses interessanter als Übersetzungen.

Von Übersetzungen komischer Erzählungen wird auf Piderits Übertragung von „The dove" und Löwens „Der Dieb und sein Beichtiger" (Priors „The thief and the cordelier") genauer eingegangen. Erwähnung finden ferner Übersetzungen von „Protogenes and Apelles" und „Love disarmed"; die aufgezählten Prosaübertragungen in den „Neuen Erweiterungen" scheinen von geringer Bedeutung. (S. 41 ff.)

Prior hat die Geschmacklosigkeit begangen, das frische Volkslied „Ballad of the notbrowne mayde" in den verschnörkelten Stil seiner Zeit zu übertragen und es mit Zusätzen zu versehen, die dem Originale die charakteristische Unmittelbarkeit nehmen. Freilich hat die Dichtung in dem modernen Gewande Beifall gefunden, in zwei tüchtigen Übersetzungen auch in Deutschland (S. 43 ff.). Der Verfasser rügt die Wahl des Hexameters für die deutsche Übersetzung wohl mit Unrecht; denn der romanzenhafte Charakter der Originalballade ist schon durch den heroic verse Priors im Englischen zerstört, und bei der Knappheit der englischen Sprache, respektive der Hinneigung derselben zur Einsilbigkeit ist eine Erweiterung der Silbenzahl der Verse bei einer Übertragung ins deutsche fast immer geboten. Recensent glaubt sogar, daß die Genauigkeit der Übertragung, die der Verfasser

an dem Stralsunder Übersetzer (A) rühmt, zum Teil eine Folge der Wahl dieses Versmaßes ist.

Der Vergleich der Übersetzungen untereinander ist genau und scharfsinnig durchgeführt. Ein sprachlicher Irrtum ist bei der sonstigen Verläßlichkeit des Verfassers auffallend. Er vergleicht Vers 227: prying: A: betend, B: neugierig (!) und scheint letztere Übertragung durch das Ausrufungszeichen zu bemängeln. Prying hat nun aber mit praying nichts zu thun und heißt wirklich spähend, also etwa: neugierig. Hier könnte gleich auch eine Ungenauigkeit der Übertragung Erwähnung finden. V. 23 steht für blushing roses, „blühende Rosen".

Von den deutschen Dichtern hat wohl Wieland Prior am meisten zu verdanken gehabt; denn keinem deutschen Dichter von Bedeutung ist das Galant Sinnliche Priors, wie ich es nennen möchte, wenigstens zu Zeiten, so eigen gewesen wie Wieland, obwohl der Einfluß La Fontaines, Boccacios und anderer nicht übersehen werden darf.

Die Ausgabe der Werke Priors von 1751 fand sich — wie Wukadinović anführt — nach Wielands Tod in seiner Bibliothek vor, seit 1758 wendet sich Wieland immer mehr Prior zu.

Überzeugend und geschickt gemacht ist die Zurückführung der Wielandschen „Nadine" auf Motive von Priors „Love disarmed". Das herangezogene Gedicht „The dove", wie auch Song XVIII machen diesen Einfluß noch deutlicher.

Besonders wichtig ist der Einfluß der „Alma" Priors auf Wieland, welcher von Wieland selbst bestätigt wird, und zwar auf seine Musarion, dann auch auf seine Entwürfe: „Adon", „Die Republik der Schatten" oder „Die glückseligen Inseln" und auf „Psyche".

Wieland nennt die „Musarion" in einer von Wukadinović angeführten Briefstelle eine Art von komischem Lehrgedicht, die „Alma" Priors könnte man ähnlich ein „Mock-didactic" nach der Analogie von Mock-heroic nennen.

Überzeugend ist die Ausführung, daß der Streit der Philosophen im zweiten Gesange der Musarion auf die Alma Priors zurückgeht, speziell auf den philosophischen Streit Mats und Dicks, wobei Mat wieder den Dichter Matthew Prior bezeichnet. Doch wahrt Wieland seine Selbständigkeit. Seine Dichtung ist episch: die darin waltende Lebensanschauung wächst aus der Gegenwart heraus; denn ihre Spitze kehrt sich gegen die „feierlich stoischen, moralischen Sauertöpfe" und einer freieren künstlerischen Auffassung der Beziehungen der Geschlechter zu einander wird das Wort geredet. Andererseits ist die Musarion aus Priors übermütiger, paradistisch witziger Auffassung der Philosophie geboren, so daß sie wohl kaum je geschrieben worden wäre, wenn Wieland nicht den Anstoß dazu von dem Engländer erhalten hätte. Der Hergang wäre also etwa der: Wieland lernt von Prior die Wirksamkeit der humoristischen Behandlung philosophischer Gegenstände kennen, der Stoff gewinnt bei ihm Gestaltung, indem er seine Ansichten in eine bestimmte Zeit und auf bestimmte Vorgänge projiziert; endlich hat er aus seiner Persönlichkeit und aus seiner Zeit heraus diese Ansichten selbst verändert, indem er nicht von metaphysischen Wahrheiten, sondern von anmutiger und freier Auffassung der Lebensmoral handelt.

Ferner hebt Wukadinović richtig hervor, daß die Methode, ernste, pedantische Lehren dadurch lächerlich zu machen, daß man sie mit scheinbar strengem Ernst vorträgt, aus Prior herübergenommen ist. Wielands Dichtung wird dadurch noch wirksamer, daß jene Theorien nicht nur durch Beweisgründe, sondern vielmehr durch die Praxis ad absurdum geführt werden.

Treffend führt der Verfasser aus, daß das Motiv des dem Geliebten folgenden Mädchens in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sehr zeitgemäß war, daß der Inhalt der Musarion auf den Lucianischen „Timon" und auf zwei Briefe des Aristänet und des Alkiphron zurückgeht, daß aber Wieland gleichzeitig seine ganze geistige Persönlichkeit in der Heldin Musarion auszugestalten suchte.

Der letzte Abschnitt der Detailuntersuchung ist wieder nach der Dichtungsart überschrieben: Geistliche und didaktische Dichtungen (S. 59 ff.). So viel Talent Prior für die flotte, witzige Manier besitzt, so wenig liegt ihm die ernste, strenge Belehrung. Es ist natürlich, daß Priors geistliche Dichtungen für Deutschland von umso geringerer Bedeutung blieben als, wie Wukadinović richtig hervorhebt, sich die deutsche Litteratur im 18. Jahrhundert immer mehr von dieser Richtung abwendet.

Es kommt hier fast nur Priors Lehrdichtung „Salomon on the vanity of the world" in Betracht. Der Verfasser führt zwei unzulängliche Übersetzungen an und bespricht dann Gleims Nachahmung „Salomo, der Prediger". Das Gedicht Gleims hat mit dem englischen Original das Maskenartige gemeinsam, daß nämlich Salomon redend eingeführt wird; die Dreiteilung, wenn auch mit Umstellung der Dispositionspunkte: Macht, Vergnügen, Weisheit wird beibehalten; Übereinstimmungen im einzelnen sind nachgewiesen. Im ganzen hat man hier ein Beispiel mehr äußerlicher Nachahmung. Nicht ein Meister schafft angeregt Neues, sondern ein Talent zweiten Ranges sucht sich einem Originale, das er für ein Meisterwerk hält, zu nähern.

In einem Schlußabsatz wird einer verspäteten 1783 erschienenen „Gesamtübersetzung", die 46 Gedichte Priors umfaßt, Erwähnung gethan; endlich in einem Schlußworte darauf hingewiesen, daß, wie sich die Geschmacksrichtung in Deutschland von den Franzosen ab und den Engländern zuwendet, Prior ein Vermittlungsglied darstellt, indem er zu jenen englischen Dichtern gehört, die viel Verwandtschaft mit den Franzosen aufweisen; auch pflegte Prior mit Vorliebe das anakreontische Lied und die komische Erzählung, zwei Dichtungsgattungen, die dem damaligen Geschmacke in Deutschland nahestanden.

Richtig wird aufgezeigt, daß die Anakreontik bei all ihrer Geziertheit und Gesuchtheit mehr auf dem Leben und den gesellschaftlichen Formen beruhe als auf der Antike. Die Mode gewordene Anakreontik hatte Priors Einfluß in Deutschland heraufgeführt.

Der Schwerpunkt der an Ergebnissen reichen Arbeit liegt der Ansicht des Recensenten nach in dem zweiten Abschnitt über die Anakreontiker und in dem vierten über Wieland; bei dem ersten über Hagedorn, wie interessant er auch ist, kommen mehr Entlehnungen äußerlicher Natur in Betracht; doch hat der Verfasser auch aus diesen Entlehnungen eine weiter reichende und für die Charakteristik der damaligen Litteratur in Deutschland wichtige Folgerung zu ziehen verstanden.

Am interessantesten erscheint dem Recensenten die Darlegung des Einflusses der „Alma" Priors auf Wielands „Musarion" und „Nadine". Auch die letztgenannte Entlehnung ist ein Fall von schlagender Beweiskraft, in dem ein bedeutender Dichter von einem verwandten Geist beeinflußt wird, Motive übernimmt und doch originell bleibt. Denn obwohl der spielerische Apparat der Priorschen Manier beibehalten ist, so ist Wieland doch kühner und wahrer, stellt ein Motiv dar, das bei all seiner Sinnlichkeit doch ernst bleibt, weil die Ursprünglichkeit der Liebesleidenschaft bis zur letzten Konsequenz geführt wird. Der spielerische Apparat dient hier nur dazu, einen schwierigen Vorwurf mit Schalkheit und Grazie vorzutragen, was bei Prior Gegenstand selbst ist, ist bei Wieland nur Darstellungsmittel.

Wenn schon der Verfasser für den „Neuen Amadis" Priors Einfluß in mehr äußerlichen Dingen feststellt und nachweist, daß Prior bei Abfassung dieser Dichtung eine von Wielands Lieblingslekturen war, so ließe sich vielleicht, ähnlich wie bei der Nadine, auch eine stellenweise tiefergehende Beeinflussung auffinden.

Wien. Ludwig Wyplel.

Devrient H., Johann Friedrich Schönemann und seine Schauspielergesellschaft. Ein Beitrag zur Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß. 1895. (Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann. XI.) 9 M.

Die Schönemannsche Gesellschaft hat in der Geschichte des deutschen Theaters keine eigentlich entscheidende Rolle gespielt. Als sie ins Leben trat, fand sie bereits die Pfade gewiesen, auf welchen die deutsche Schauspielkunst ihrer Zukunft entgegen zugehen hatte, denn die Neuberin, die siegreiche Vorkämpferin für Gottscheds Geschmack, war ihr unmittelbar vorausgegangen; später aber, als die Verhältnisse ein Abweichen von Gottscheds Wege dringend geboten, hat zwar Schönemanns Truppe den ersten Schritt hierzu gewagt, aber es ist ihr nicht vergönnt gewesen mehr zu thun, weil sie schon bald darauf von ihrem Verhängnis ereilt wurde.

Dennoch darf man die Bedeutung der Truppe nicht gering anschlagen. Sie hat längere Zeit hindurch unter Gottscheds persönlichem Schutze das Werk der Neuberin eifrig fortgesetzt, sie hat während der achtzehn Jahre ihres Bestehens (1740 bis 1757) den bedeutendsten Darsteller jener Zeit, Konrad Ekhof, an sich gefesselt, drei namhafte Schauspielerinnen, Dem. Schönemann, Dem. Gerhardt und Dem. Schulz, später als Mad. Löwen, Mad. Starke und Mad. Böt weltberühmt, verdanken ihr die erste Schule, und aus ihr ist der erste Versuch des Schauspielerstandes hervorgegangen, sich durch Selbstzucht künstlerisch und sittlich zu heben. Eine eingehende Darstellung ihrer Schicksale und Leistungen hat sie daher wohl verdient, und die liebevolle und sorgsame Monographie, die Devrient ihr gewidmet hat, ist alles Dankes wert.

Dem Verfasser haben einige vortreffliche und reichlichen Ertrag spendende Quellen zur Verfügung gestanden. Die Briefe Schönemanns und Uhlichs an Gottsched, die teils in der großen Gottschedschen Briefsammlung der Leipziger Universitätsbibliothek, teils in deren Kopie auf der Dresdener Bibliothek erhalten sind; die sorgsamen und unbedingt zuverlässigen Aufzeichnungen Ekhofs über die Aufenthalte der Truppe von 1745—1750, welche F. L. W. Meyer in seinem „Schröder“ (II, 2, S. 37 ff.) mitteilt; eine unschätzbare Sammlung Schönemannscher Zettel auf der Hamburger Stadtbibliothek; das Journal von Ekhofs Schauspielerakademie, von dem die Gothaer Bibliothek eine Abschrift bewahrt; endlich die Vorreden zu den verschiedenen Bänden der Schönemannschen Schaubühne: alles dies erweist sich für die äußere und innere Geschichte der Truppe sehr ergiebig, und auch sonst hat sich hie und da manches Wertvolle finden lassen. Im allgemeinen aber hat Devrient allen Anlaß, über Mangel an Material zu klagen; für ganze Zeiträume ist er auf Mitteilung rein äußerlicher Dinge angewiesen, und wenn von den zahlreichen Archiven, die er befragt hat, einmal ausnahmsweise das eine oder andere etwas von Schönemanns Schicksalen verrät, so steht der gewaltige Umfang seiner Mitteilungen gewiß im umgekehrten Verhältnisse zu ihrem Werte. Devrients Buch hat unter dieser Ungleichmäßigkeit des Materials gelitten, was aber natürlich nicht des Verfassers Schuld ist. Im Gegenteil muß man diesem nachrühmen, daß er sich redlich bemüht hat, die Unterschiede auszugleichen, und wenn dies nicht überall geglückt ist, so ist das bei einem wissenschaftlichen Werke nicht mehr als natürlich.

Verhältnißmäßig lückenlos hat sich die äußere Geschichte der Truppe schildern lassen, was besonders deshalb nicht unwichtig ist, als sich von ihr aus wenigstens mittelbare Schlüsse auf die Bedeutung und die Tendenzen der Gesellschaft ziehen lassen. Unter adeligem Schutze tritt sie 1740 zu Lüneburg ins Leben, besteht in der mecklenburgischen Universität und Residenz die erste Feuerprobe, und holt sich dann (1741) in Leipzig den heißerflehten Segen Gottscheds. In Hamburg tritt sie unmittelbar darauf schon ziemlich sicher auf, wird aber hier von einem bösen Unfall erreicht, indem die begabtesten Mitglieder unter Sophie Schröders und Ackermanns Führung eine eigene Truppe begründen. Mit dem Rest seiner Kräfte zieht Schöne

mann nach Berlin, wo er 1742—1744 verweilt, den „starken Mann" mühelos verdrängt und den Schutz der Gottschedianer genießt. In Breslau, welches er 1744 zum ersten Mal und später oft wieder besucht, hat er sich mit dem berüchtigten Komödiantenhäuptling Franz Schuch dem Älteren auseinanderzusetzen; leider sind wir nur über die materielle Seite dieser Kämpfe unterrichtet. Gottsched weist ihn dann (1744—1745) nach Königsberg und Danzig, und dort führt er, teilweise unter des Meisters eigenen Augen, den reinen Geschmack ein. Schon kurz darauf hört leider der Briefwechsel mit Gottsched auf — warum, ist nicht ersichtlich. Es beginnt nun für Jahre ein Hin und Herwandern, welches für gewöhnlich von Breslau nach Niedersachsen (über Leipzig Halle Braunschweig) und wieder zurück führt, bis die Truppe 1750 am Schweriner Hofe eine feste Stätte und dauernde Subvention findet und von nun ab in der Hauptsache nur noch den Weg von Mecklenburg nach Hamburg zurücklegt. Zwar bezeichnen diese Jahre den Höhepunkt von Schönemanns Thätigkeit und das Jahr 1753 sieht im Schoße seiner Truppe Ekhofs berühmte Schauspielerakademie entstehen, aber auf die Dauer erweist sich die größere Ruhe als verderblich: im Dezember 1757 löst Schönemann seine Gesellschaft in Hamburg auf.

Viel weniger als über das Schicksal der Truppe erfahren wir über das Wie ihrer künstlerischen Leistungen. In der That ist hier Devrients Material sehr dürftig gewesen, ich kann ihn aber auch von dem Vorwurfe nicht ganz freisprechen, es nicht allerwärts genügend ausgenutzt zu haben. Das Buch verspricht auf seinem Titel, nicht nur von der Truppe, sondern auch von ihrem Prinzipal zu handeln, und das wäre ganz richtig gewesen, denn erstens war Schönemann, abgesehen von der letzten Zeit, offenbar nicht nur dem Namen nach der Leiter der Gesellschaft, und zweitens sind wir gerade über seine künstlerischen Leistungen und Bestrebungen verhältnismäßig gut unterrichtet. Das Urteil über ihn hätte dahin zusammengefaßt werden können, daß Schönemann ein geschäftskundiger und geschickter Prinzipal, aber ein Mensch und Künstler von dürftigstem Mittelmaß gewesen sei; auf diese Charakteristik hätte Devrient immer zurückkommen müssen und sie würde vieles erklärt haben. Er hat es versäumt, weil er zu keiner genügend klaren Vorstellung von seinem Helden gelangt ist, den er bald vollkommen richtig beurteilt, bald bedenklich überschätzt. Er hebt ganz richtig hervor, daß Schönemann als Prinzipal keine eigene Meinung hat, sondern sich dem Geschmacke des Publikums fügt (S. 36; 122), er sieht auch, wie geschickt er auf die Neigungen einflußreicher Männer, z. B. Friedrichs des Großen, Rücksicht zu nehmen weiß (S. 64 f.; 81), aber er bemerkt nicht, wie diese Züge mit Schönemanns gemein-praktischer Natur in Zusammenhang stehen, er nimmt die plumpen Schmeicheleien des Komödianten gegen Gottsched (S. 23) für bare Münze, und geht über die gemeinen Verleumdungen, die Schönemann gegen seine Konkurrenten schleudert (S. 70; 76 und öfter), arglos hinweg; auch den Widerspruch zwischen der Frömmelei des alternden Schönemann (S. 260) und dem elenden Egoismus, den er namentlich bei Verabschiedung seiner Truppe (S. 284) bekundet, hat Devrient ungelöst gelassen. Sehr überschätzt hat er vor allem den geistigen Horizont seines Helden. Er beurteilt ihn hauptsächlich nach den Vorreden zu der 1748—1751 erschienenen Schönemannschen Schaubühne, von denen er diejenigen zu Band 2—6 in großen Auszügen mitteilt (S. 147 ff.; 158 ff.; 187 f.; 201 f.). Betrachtet man die Vorreden 3—6, so wird man finden, daß sie in ihrem Stile nicht allzusehr von Schönemanns Briefen abweichen, und daß ihr nüchterner, selbstgefälliger Schein-Idealismus zu Schönemanns Wesen sehr wohl paßt. Wie anders aber steht es mit der Vorrede zum zweiten Bande! Wo hat Schönemann diesen leichten fließenden Stil, diesen eleganten Periodenbau gelernt? Wie kommt er zu dieser ruhigen, klaren, auch im Vorwurf noch milden Vortragsart? Worin soll es seinen Grund haben, daß gerade er mit so besonderem Nachdruck die gemütliche Seite der Kunstwirkung betont, daß er so bescheiden dem französischen Theater vor dem deutschen den Vorrang einräumt, daß er gegen allzu eifrige Theologen die aristotelische Katharsis ins Feld führt? Alles das scheint mir weder seiner gemütlichen noch geistigen Bildung

zu entsprechen, und ich verstehe vollkommen, wie Gottsched im „Nöthigen Vorrath“ (S. 329; Devrient S. 146 Anmerkung) behaupten konnte, die Vorrede sei nur in Schönemanns Namen abgefaßt. Leider hat sich Devrient davon nur insofern beeinflussen lassen, als er (S. 150) einen „intellektuellen Anteil“ Ekhofs an der Vorrede für „nicht unwahrscheinlich“ hält. Ich will mich hier für oder gegen Ekhofs Autorschaft — für die allerdings manches spricht — nicht entscheiden; soviel aber ist sicher: von Schönemann ist diese edle und glänzende Rechtfertigung des Schauspielerstandes nicht verfaßt!

Das beweisen schon die vier übrigen Vorreden. Die zum dritten Bande enthält eine Strafpredigt an das Publikum, die von dem würdigen Tone der früheren Vorrede grell absticht. Mit Ausdrücken wie „Barbarey“, „elender Geschmack“, „Niederträchtigkeit“, „Rhinoceros“, die Schönemann wohl auch im mündlichen Verkehr nicht ungeläufig sein mochten, ist der Verfasser schnell zur Hand. Besonders schlimm ergeht es den Studenten, die „den niedrigsten Pöbel an gemeinen Sitten übertreffen“, weil sie in Schönemanns Theater geraucht haben. Wie viel würdiger wußte Ackermann in Halle (wo wohl auch Schönemann seine bösen Erfahrungen gemacht hatte) dieser Unsitte entgegenzutreten (Litzmann, Schröder 1, 87)! Man thut kaum zu viel, wenn man sagt, daß derjenige, der eine so pöbelhafte Vorrede schreiben konnte, der erlittenen Behandlung vollkommen würdig war. Eitel und selbstgefällig ist auch die Vorrede zum nächsten Bande, welche die Vorurteile gegen den Komödiantenstand bekämpfen soll; an Stelle der Katharsis wird hier die Erheiterung des Publikums als Hauptverdienst des Schauspielers gepriesen, und das Ganze endet mit der Versicherung: „Herr, ich bin ein ehrlicher Mann!“ Die nächste Vorrede — deren Unwert übrigens auch Devrient richtig hervorhebt — handelt denn auch folgerichtig von den minder würdigen Komödianten, natürlich mit den nötigen Seitenblicken auf des Verfassers eigene Vortrefflichkeit, und im sechsten Bande endlich liest man eine Abhandlung über den Zusammenhang zwischen Freibillets, Beifallklatschen und Schauspielerverbildung. — Nach alledem komme ich im Gegensatz zu Devrient zu dem Ergebnis, daß diese Vorreden weder für den Menschen noch für den Künstler Schönemann ehrend sind, und daß es erstaunlich ist, wie aus ein und demselben Kreise zwei so verschiedene Meinungsäußerungen haben hervorgehen können, wie die Vorrede zum zweiten Bande, die in der That ein Meisterstück ist, und die vier übrigen.

Richtig urteilt dagegen meines Erachtens Devrient über Schönemanns schauspielerische Leistungen. Er hebt (S. 12) hervor, wie der Prinzipal an der Aufgabe scheiterte, das brüllende Rezitierpathos der Haupt- und Staatsaktionen der eleganten Schönheit der Franzosen unterzuordnen. Ähnlich äußerte gelegentlich gegen Gottsched, Schönemann schicke sich besser zum Anmelder als zum Cäsar (S. 74), und noch in seiner letzten Zeit erbrachte der Direktor den Beweis, daß er im Laufe der Jahre nichts hinzugelernt habe (S. 248 f.). — Schwieriger war die Frage zu beantworten, was es mit dem vielberufenen gezierten Stil der Schönemannschen Schule auf sich habe. Devrient vertritt den Standpunkt, daß der gezierte Stil durch Eindämmung der alten Spielart in die Regeln des französischen Geschmacks entstanden sei, so daß also Schönemann selbst sein Hauptvertreter wäre. Im Laufe der Zeit habe dann aber, wenigstens im Lustspiel, die Geziertheit größerer Natürlichkeit weichen müssen, und sei nur zur Zeit des Verfalls, wo das Ballet wieder eine Rolle spielte, in stärkerem Maße wieder hervorgetreten (S. 12. 134. 183. 250 f.). Im wesentlichen stimme ich dem durchaus bei: Ekhofs Lehre in der Akademie (namentlich S. 236 f. wie sein ganzes Leben beweisen, daß wenigstens er sich von der gezierten Art frei gehalten oder wahrscheinlicher noch frei gemacht hat, und es ist kaum anzunehmen, daß er mit diesem Bestreben sollte allein gestanden haben. — Ebenso berechtigt finde ich es, daß Devrient das Zeugnis Brandes' für die angebliche Verbildung junger Leute in Schönemanns Truppe für nicht giltig erachtet: was an Brandes in dieser Beziehung gesündigt worden ist, wird er wohl seinem geringen Talente zu verdanken

gehabt haben (S. 277). — Trotz meiner Übereinstimmung mit Devrient in dieser Grundfrage und ihren Einzelheiten hätte ich aber gewünscht, daß Devrient den Erbfehler der Truppe etwas stärker betont hätte. Es waren keineswegs nur der Prinzipal und wenige andere (S. 12), die an gezierter Spielart litten: noch 1767 stellte Lessing in der Dramaturgie (Stück 8; vgl. auch Stück 26) Schönemanns Tochter Mad. Löwen ein Zeugnis aus, das, so ehrenvoll es sein mag, den sichersten Beweis dafür liefert, daß in ihr der Geist der Schönemannschen Schule fortlebte. Ja, selbst Mad. Starke scheint sich nicht ganz frei von diesem Einfluß gehalten zu haben: 1777, also zwanzig Jahre nach ihrem Abgang von Schönemann, findet Schröder (Litzmann, Schröder und Gotter S. 39) noch Dinge an ihr zu rügen, die auf die alte Schule zurückzuweisen scheinen.

Es ist zu bedauern, daß Devrients Quellen über die beiden letztgenannten Künstlerinnen, sowie über Dem. Schulz (Mad. Bök) nicht mehr geboten haben. Daß von den übrigen Mitgliedern — Ekhof ausgenommen — nicht viel in Erfahrung zu bringen war, ist kein Schade: Uhlich und das Ehepaar Koch haben der Truppe nur vorübergehend angehört, Krüger ist früh gestorben, und die andern, an der Spitze Mad. Schönemann, sind offenbar bloße Nullen gewesen. Dagegen empfindet man es wieder sehr schmerzlich, daß über Ekhofs künstlerische Thaten so wenig zu ermitteln gewesen ist. Freilich weiß uns Devrient dafür zu entschädigen durch die reichhaltigen Mitteilungen, die er aus den Akten der sogenannten Theaterakademie macht. Er hat sich dadurch, daß er diese überaus wichtige Quelle allgemein zugänglich gemacht hat (S. 206 ff.), ein außerordentliches Verdienst erworben, welches durch die eingehende und treffende Würdigung des Lederlamm Materials noch wesentlich erhöht wird; was Uhde in seiner Ekhof-Biographie (Gottschalls Neuer Plutarch 4, 1876, S. 142 ff.) über die Akademie mitgeteilt hatte, war gänzlich ungenügend und bewies nur, wie wenig dieser Biograph auf der Höhe seiner Aufgabe stand. Diese Akademie bedeutet in der That einen erhebenden und entscheidenden Wendepunkt in der deutschen Theatergeschichte, denn hier beginnt der Schauspieler, stand, sich seiner äußeren und inneren Würde zum ersten Mal vollauf bewußt zu werden, hier wird zum ersten Mal die Selbstzucht zum Hauptgrundsatz der künstlerischen und menschlichen Ausbildung des Schauspielers erhoben. Allerdings darf man sich nicht verhehlen — und Devrient ist auch weit entfernt davon — daß es sich hier keineswegs um eine allgemeine oder auch nur innerhalb der Truppe allgemeine Bewegung handelt: Ekhof ist nicht nur die Seele des Ganzen, sondern überhaupt der Einzige, in dem die neuen Gedanken lebendig wirken. Mit rührendem Eifer bemüht er sich, die Berufsgenossen für seine Ideale von Kunst und Leben zu begeistern und ihre Verwirklichung kraftvoll anzubahnen. Was konnte er aber von Leuten erwarten, für welche es erst der Vorschriften bedurfte, damit sie nicht betrunken und ungewaschen auf der Bühne erschienen (S. 232. 337)! Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die Akademie nur kurzen Bestand hatte. Ein geringes Maß der Schuld daran scheint mir aber trotzdem auch auf Ekhof zu fallen, der in seinen Akademiereden doch ab und zu etwas vom Selbstherrscher und Schulmeister verrät.

Für einen besonderen Vorzug von Devrients Buch hatte ich die sorgfältige Berücksichtigung von Schönemanns Spielplan. Da sich von den neun Aufenthalten Schönemanns in Hamburg (1741—1757) weitaus die meisten Zettel erhalten haben und andere Quellen wenigstens ab und zu zur Ergänzung herbeigezogen werden konnten, so lag ein zwar durchaus nicht vollständiges, in der Hauptsache aber doch ausreichendes Material vor. Schönemann beginnt mit einem Spielplane, der Staatsaktionen und Harlekinaden in bunter Mischung mit regelmäßigen Stücken bietet (S. 17 ff.); selbst unmittelbar nachdem er sich in Leipzig bei Gottsched persönlich eingeführt hat, tauchen in Hamburg noch Haupt- und Staatsaktionen auf, die auch 1747 noch nicht völlig verschwunden sind (S. 32 f.; 349). Stücke mit dem Harlekin halten sich gleichfalls bis 1747 (S. 136), vereinzelt (De l'Isle Timon. S. 349) sogar bis 1750, obwohl Devrient S. 178 das bestreitet: der verkappte Hans

wurst wird sein Spiel wohl noch beträchtlich länger getrieben haben. — Was die Zufuhr neuer Stücke anbetrifft, so glaubt Devrient großen Nachdruck darauf legen zu müssen, daß Schönemann schon 1741 in Hamburg Molières „Preciöse", Holbergs „Bramarbas" und Bortensteins „Bookesbeutel" aufgeführt habe (S. 35 ff.). Ich gebe zu, daß damit ein Weg eingeschlagen wurde, der schließlich von Gottsched abführen mußte, hätte aber einen nachdrücklicheren Hinweis darauf gewünscht, daß es sich hier nicht im entferntesten um eine bewußte Abkehr von Gottsched handelt. Molière sowohl als Holberg haben in der Schaubühne Gottscheds ihren Platz gefunden, und auf den „Bramarbas" wird Schönemann sogar durch die „Schaubühne" geführt worden sein. Überhaupt wäre es angebracht gewesen, bei der Beurteilung des Verhältnisses zwischen Schönemann und Gottsched den Spielplan des ersteren mehr im Auge zu behalten: von den 37 Stücken der „Schaubühne" hat Schönemann mindestens 26, wahrscheinlich sogar 29, nach und nach zur Aufführung gebracht. In Devrients alphabetischem Verzeichnis, S. 372 ff., vermisse ich Gottscheds „Bluthochzeit" (vgl. S. 356), Holbergs „Kannengießer" (S. 97; 127.) und die, nach S. 90, doch wohl auch zu nennenden Stücke „Dido" von Schlegel, „Mahomet IV." von Krüger und „Elisie" von Uhlich. — Weniger noch als in dem Hamburger Spielplan von 1741 vermag ich in dem von 1747 (S. 123 ff.) eine entscheidende Abkehr von Gottsched zu erkennen. Wenn schon sich unter den Stücken, die hier zum ersten Mal nachweisbar sind, nur drei Tragödien, dagegen 30 Lustspiele (nicht 31; der „Kannengießer" war nach S. 97 schon in Danzig aufgeführt) und zwei Schäferspiele befinden, so darf man nicht übersehen, daß von diesen 32 heiteren Stücken nicht weniger als 20 Einakter sind. Dieses starke Anwachsen der regelmäßigen kleinen Lustspiele — denn um solche handelt es sich meist — scheint mir mit dem offenbaren Rückgang der Harlekinaden und improvisierten Nachspiele im Zusammenhang zu stehen, bedeutet also kein Abweichen von Gottsched, sondern im Gegenteil ein Fortschreiten auf seinen Bahnen. Von den übrigen 12 Lustspielen begegnen wir vieren überhaupt nur in diesem Jahre, drei weitere haben sich nur bis 1751 gehalten: das Lustspiel „Der Wilde", welches längere Zeit beliebt blieb, war allerdings unregelmäßig (S. 128 ff.), aber der Rest, Molières „Geiziger" und „Tartüffe", Regnards „Spieler" und Destouches' „verliebter Philosoph", ist nichts weniger als revolutionär. Wie lange noch zeigt überdies der Inhalt der Schönemannschen Schaubühne den Prinzipal in voller Abhängigkeit von Gottscheds Geschmack! Dagegen stimme ich mit Devrient vollkommen überein, wenn er großes Gewicht auf das immer stärkere Eindringen des rührenden Lustspiels legt. (Seit 1750. S. 178 f.; 221.) Hatte auch die Gottschedin selbst noch die Cénie übersetzt, so führte doch dieser Weg unmittelbar ins feindliche Lager, das heißt für Schönemann zur Aufführung des „Georg Barnwell" von 1754, der ersten in Deutschland (S. 241), welcher Schönemann zwei Jahre später den „Spieler" von Moore und, nach Ackermanns Vorgang, Lessings „Miß Sara" folgen ließ (S. 266 ff.). — Unklar ist nur, wie Devrient (S. 179) Werke von Regnard, Le Grand, de l'Isle, und das „Testament" der Gottschedin zu den rührenden Lustspielen rechnen kann. Verstehe ich etwa die Stelle falsch? — Bemerkenswert ist endlich, wie bei fortschreitendem Verfall der Truppe (1756) neben dem stattlich anwachsenden bürgerlichen Trauerspiel und der Rührkomödie auf einmal wieder Ballet und Pantomime auftauchen (S. 264 ff.). Es ist das auf der Bühne der gleiche Widerspruch, der im Leben in dem Bruch zwischen Schönemann und Ekhof (S. 279 f.) zum Ausdruck kommt.

Im einzelnen lassen sich die Angaben Devrients, namentlich die über den Spielplan, hie und da ergänzen und berichtigen. Das S. 157 und öfter erwähnte Lustspiel „Die Familie" ist identisch mit dem von Lessing im 17. Stück der Dramaturgie besprochenen „Ist er von Familie?" Der Verfasser ist richtiger L'Affichard als La Fichard zu schreiben. Von ihm ging zu seinen Lebzeiten der schöne Vers:

Quand l'afficheur affiche L'Affichard,
L'afficheur affiche le poète sans art.

Wenn S. 194 f. Devrients Quelle der Gottschedin einen „Triumph der guten Frauen" und dem Destouches einen „Spieler" andichtet, so hätte der Verfasser sich nicht verleiten lassen sollen, daraufhin in seinen Tabellen diese beiden Stücke neben den entsprechenden von Schlegel und Regnard besonders anzusetzen; auch sehe ich nicht ein, warum der S. 235 erwähnte „Demokritus" nicht das Stück Regnards sein soll. Ebendort setzt Devrient auf Grund eines offenbaren Schreibfehlers der Akademieakten einen besonderen Dichter Saint Voix neben Saint Foix an, desgleichen in den Tabellen. Der S. 364 (und öfter) erwähnte Dichter des Lustspiels „Der Liebhaber als Schriftsteller" heißt Céron, nicht Céron, wenn schon ihn die älteste deutsche Übersetzung (1755, o. O.) Céron schreibt; Lessing im 14. Stück der Dramaturgie giebt die richtige Form. — Das in der Tabelle S. 359 angeführte Stück „Hamburger Vorzüge" ist nach Devrients eigener früherer Angabe (S. 46) von Drewer: Verfasser der „Grazien" (S. 362 und öfter) ist Saint Foix, des Trauerspiels „Cajus Fabricius" (S. 356. 365) nach Goedeke $3^2$, 359 Müller, der „Pariserischen Bluthochzeit" (S. 356. 367) Gottsched. Die „Insel der Vernunft", die „Sklaveninsel" und „Der andere Betrug der Liebe" (S. 356 f.; 367) sind von Marivaux verfaßt und von Krüger übersetzt, der „Amphitruo" (S. 357. 367) ist von Molière, der „Verläumder" (ebenda) von Destouches. Der an den gleichen Stellen erwähnte „Hulla" wird wohl identisch sein mit dem 1747 in Erfurt erschienenen Einakter: „Die (sollte heißen: Der) vergnügte Hulla oder das verstoßene Eheweib, aus dem Französischen übersetzt" (Goedeke $3^2$, S. 366). Es ist offenbar eine verkürzte Bearbeitung von Gozzis „glücklichen Bettlern". Unter dem „Papinianus" (S. 366. 377), der von der Schauspielerakademie als veraltet kassiert wurde, wird man wohl — trotz der irrtümlichen Bezeichnung „Lustspiel" — die Tragödie des Gryphius zu verstehen haben, und zwar in einer ähnlichen Bearbeitung wie diejenige, die Heine entdeckt hat (Zeitschrift für deutsches Altertum 25, 156). — Zu klagen habe ich über die alphabetische Tabelle S. 372 ff. So fehlen Gottscheds „Bluthochzeit" und Holbergs „Rammengießer", wie ich zufällig gefunden habe, ganz darin; bei andern Stücken fehlt der Verfasser, obwohl Devrient ihn kennt: so S. 374 beim „Neugierigen Ehemann" Allainval, beim „Ehemann durch Betrug" Boissy, S. 377 bei der „Panthea" die Gottschedin. — Die beiden andern Tabellen (S. 358 ff.; 369 ff.) habe ich, abgesehen von den bereits genannten kleinen Irrtümern und Lücken, bewährt gefunden. Aber kann das S. 359 und 372 erwähnte Stück „Der Unempfindliche" von Christian Felix Weiße (S. 372 steht durch Druckfehler Joh. Felix) sein, wenn es nach S. 43 Anmerkung schon 1741 auf Schönemanns Bühne war?

S. 161 finde ich die Angabe, Goethe habe von Wetzlar aus den „Götz" an Gotter nach Gotha gesandt, damit er ihn der Seylerschen Truppe zur Aufführung übergebe. Schon Uhde hat (Reichards Selbstbiographie S. 99 Anmerkung) die Unrichtigkeit dieser Angabe dargethan: die bekannte Epistel Goethes (Hempel 3, 146 ff. bezieht sich ebenso wie Gotters Antwort (ebenda) auf Gotters Privattheater in Gotha; übrigens kann nach der ganzen Haltung der Episteln von einem ernsthaften Plane den „Götz" aufzuführen, gar nicht die Rede sein (vgl. meinen Gotter, S. 65 f.). — S. 170 kommt Devrient auf eine unanständige Hanswurstfarce zu sprechen, die nach Flögels Geschichte des Grotesk Komischen Schönemann sich im Jahre 1749 auf der Breslauer Bühne erlaubt haben soll. Devrient meint, daß sie wohl eher Schuch als Schönemann zuzutrauen sei. Ich stimme nicht nur dieser Vermutung zu, sondern erinnere mich sogar aufs bestimmteste, diese Geschichte irgendwo unter Schuchs Namen gefunden zu haben; leider vermag ich nicht mehr anzugeben, wo? Der unsaubere Scherz selbst ist übrigens alt. Vgl. Zeitschrift für deutsche Philologie 21, 280.

Devrients Werk ist flott und sicher geschrieben. Der Verfasser hält sich von feuilletonistischer Schönrednerei ebenso fern wie vom trockenen Schulmeisterton. Nur wenn er „Splitter aus der Vergangenheit rettet" (S. 102) oder Halle für „das Zanknest zwischen der pietistischen Universität und den Komödiantenbanden" erklärt,

möchte ich gegen den Stil Einspruch erheben; auch anderwärts sind die Bilder nicht immer sorgsam durchgeführt. Doch will ich dem Verfasser darum ebensowenig grollen wie wegen der Druckfehler, die hie und da stehen geblieben sind und von denen ich nur das „Saufspielhaus“ (S. 317) zur Freude harmloser Gemüter mitteilen will.

Zum Schlusse wiederhole ich, daß Devrients Buch eine sehr dankenswerte Leistung ist. Daß es frei von Fehlern sei, wird bei der Schwierigkeit der obendrein nicht einmal allzu dankbaren Aufgabe billigerweise niemand verlangen können. Es verrät, von einigen Ausnahmen abgesehen, ein gereiftes Urteil, und wenn ich ihm außerdem noch Fleiß nachrühme, so geschieht das keineswegs in dem Sinne, in welchem heutzutage jeder Ignorant sich berufen fühlt, über ernsthafte Werke abzurteilen.

Jena. Rudolf Schlösser.

Ellinger G., Friedrich Nicolais Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland. 1755. (Berliner Neudrucke. Herausgegeben von Ludwig Geiger und Georg Ellinger. Dritte Serie. Zweiter Band.) Berlin, Gebrüder Paetel. 1894. 5 M.

Altenkrüger E., Friedrich Nicolais Jugendschriften. Berlin, Heymann. 1894. 2 M.

Nicolais Anfänge entbehrten bisher einer selbständigen Untersuchung. Bloß mit und neben Lessings Thätigkeit geschah ihrer Erwähnung. Wir begrüßen die beiden vorliegenden Arbeiten, die einander gegenseitig ergänzen, mit Freude. Ellingers Neudruck legt diejenige Schrift Nicolais vor, die ganz mit Lessings Art genährt, berechtigt als Vorläuferin der Litteraturbriefe gilt. Ihr Verdienst liegt in dem ernsten Streben, die Keime litterarischen Schaffens durch eine gesunde, über den Parteien stehende Kritik zu befruchten. Daß es zuvor galt, die noch unverwesten Knorren und Gezweige der Leipziger und Züricher Schule auszuroden, entging Nicolai ebensowenig, wie er sich auch darüber klar war, daß an die Stelle des Alten ein Neues treten müsse, dem die Wege zu bahnen und Richtung zu geben die positive Seite der programmatischen Arbeiten sein sollte. Und mit mehr Mut als Kenntnissen ausgerüstet, setzt der Einundzwanzigjährige die scharfe Axt der Dialektik an den Eichenstrunk im Leipziger Poetenwalde und thut seinen Hieb umsonst; denn wohlgeführt treffen die wuchtigen Schläge auch schon beim jedesmaligen Ausholen eine der Dryaden Schönaich, Triller, Naumann und Genossen. Und ehe noch in den Schweizer Bergen ein Lachen des Beifalls vernehmbar wird, trägt schon der Wiederhall die gleichen Klänge des Neutspatens auch von hier aus in die Lüfte. Doch sie verhallen nicht erfolglos, sondern treffen unter vielen anderen eines Lessing Ohr, der von nun ab sich des unbekannten Mitarbeiters zu gemeinsamem Schaffen versgewissert. Wieviele der Hiebe saßen, wo Nicolai über das Ziel traf, und wo er mitunter auch zu rücksichtsvoll vorging, wie gegen Wieland, das rechnet ihm der Herausgeber in der knapp gehaltenen Einleitung gewissenhaft und treffend nach und kann unserer Zustimmung gewiß sein. Seine Ergebnisse verschieben ja auch die geläufigen Lehrsätze der Litteraturgeschichte über diesen Zeitraum nicht, wohl aber haben sie den Wert erneuter Bestätigung.

Die „Briefe über den itzigen Zustand“ zeigen Nicolai einen Schritt hinter Lessing, für einen Augenblick fast neben ihm in einer Reihe, also von der vorteilhaftesten Seite, die sein litterarisches Porträt aufzuweisen hat. Sie bilden demnach ganz naturgemäß den Mittelpunkt von Altenkrügers Schrift über den jungen Nicolai. Und da seine Publikation gleichzeitig mit und unabhängig von der Ellingers entstand, so liegt eine Vergleichung der beiderseitigen Resultate nur allzu nahe. Einig sind sich beide Verfasser über den völligen Mangel an musikalischem Verständnis bei Gottsched, der im III. Briefe sich deswegen eine scharfe Zurechtweisung gefallen

lassen muß. Sie stimmen auch darin überein, daß der Vorwurf des X. Briefes, Gottsched habe um die Veröffentlichung des Neologischen Wörterbuches gewußt und erst nachträglich jede Teilnahme daran abzuleugnen gesucht, berechtigt sei, wenn auch Ellinger (Z. VI) aus Briefen Schönaichs und Reichels an ihren Meister mildernde Umstände für den Beschuldigten geltend zu machen weiß, während Altenkrüger Nicolais schroffer Aburteilung zustimmt. Einig sind sich ferner beide — was für die gewonnenen Resultate am meisten von Bedeutung ist — über das Maß des Lessingschen Einflusses, der sich mehr auf die allgemeinen Gesichtspunkte der Kritik und einzelne Ausdrucksweisen, weniger auf die Stilform der Briefe als solcher kurz bestimmen läßt. Wir haben keinen Grund, an den Worten der Vorrede zu zweifeln, daß die Vollendung der „Briefe" in das Jahr 1754 falle und bloß Umstände halber sich verzögert habe. Dadurch ist eine direkte Einflußnahme Lessings ohne weiteres ausgeschlossen. Der wiederholte Hinweis darauf, „daß die meisten deutschen Schriftsteller aus dem Innersten ihres Kabinetts schreiben, und die Welt wenig oder gar nicht kennen", der unausgesetzte Ruf nach einer selbständigen, unbeeinflußten Kritik und Empfehlung des englischen Schauspiels unter gleichzeitiger Verdammung der französischen Regelmäßigkeit zeigen Nicolai schon auf den Spuren, die nachher ein Lessing als Vorkämpfer unentwegt gewandelt ist. Die Hindeutung darauf hätte sich Altenkrüger nicht entgehen lassen sollen, denn gerade diese Punkte gehören zu den wenigen positiven, aufbauenden Ergebnissen der „Briefe", deren weitaus größere Zahl in der Richtung zerstörenden Negierens liegt. Bei der Besprechung der Übersetzung des Batteux durch Gottsched gehen die Meinungen der Verfasser auseinander. Nicolai bezichtigt den Übersetzer der Fälschung, und zwar der wissentlichen Fälschung. Altenkrüger (Z. 49) schließt sich ihm an und beruft sich darauf, daß „schon eine bloß oberflächliche Vergleichung", die an zwei nicht eben beweiskräftigen Beispielen durchgeführt wird, zu dieser Überzeugung führe. Ellinger dagegen (Z. V) weist die Beschuldigung unter Bezugnahme auf „eine genaue Vergleichung" des Gottschedischen Auszuges mit dem französischen Original zurück und versichert, daß der Unterschied sich nur auf wenige Mißverständnisse des sprachlichen Ausdruckes beschränke oder aus dem Bestreben nach möglichster Kürze entsprungen sei. „Im allgemeinen kann man indessen sagen, daß sich derartige Stellen nicht allzu häufig finden und daß sie fast nirgends prinzipielle Fragen berühren." Ja er findet, der Auszug sei mit unleugbarem Geschick gearbeitet und gebe, wenn auch mannigfache Versehen nicht fehlen, ein zutreffendes Bild des Batteuxschen Systems.

Über die geplante Umarbeitung der „Briefe" durfte Altenkrüger aus einem aufgefundenen Handexemplar des Verfassers Rechenschaft geben. Die Andeutungen sind aber nur spärlich. Es sollte die gezwungene Scheinverteidigung der Schweizer (VI. und XIV. Brief), die Auseinandersetzung über Wernickens und anderer Epigramme (IX. Brief) fallen gelassen werden, desgleichen die Probe der englischen Übersetzung aus Kleists Frühling (im XVI. Briefe), die aus Nicolais Frühzeit herrührt. Dafür waren geplant „Ein Brief, über Patriotismus, oder die Erkenntniß unseres Werthes, besonders gegen die Franz. wie nöthig dieses . . . . . Wie nöthig aber auch Erkenntniß dessen, was uns fehlt." „Ein Brief über die franz. und engl. Lektür, die in Deutschland zunimmt" und „Ein Brief von dem Umgange der Gelehrten mit den Großen". „Zu diesen Titeln", sagt Altenkrüger (Z. 60), „kommen meist weitere skizzierte Ausführungen, die den Gedankengang der Briefe wenigstens teilweise erschließen lassen." Warum thut nun der Verfasser diese Schlüsse nicht oder deutet sie wenigstens nicht an? Ellingers darauf zielende Anmerkung (Z. VI) hatte uns ja schon recht neugierig gemacht darauf.

Altenkrüger hat in seinem ersten Kapitel Nicolais äußeren Lebensgang bis 1765 gezeichnet, im zweiten die litterarischen Anfänge geschildert, worin von zwei bisher unbekannten Jugendversuchen Nicolais Nachricht gegeben wird. Der erste ist der Beginn eines Heldengedichtes auf Klopstock, in nachahmender Manier gehalten, etwa

aus dem Jahre 1748/9 stammend (gedruckt 1752 in G. Nicolais „Sammlung einiger Schriften der Gesellschaft der Freunde der schönen Wissenschaften in Halle ꝛc.“[1]), der andere ein Beitrag von vier Briefen zu J. E. Paskes „Freundschaftlichen Briefen“ (1754), und zwar die Briefe Nr. 38. 39. 40. 77. Für die beiden mittleren ist der Beweis durch Briefstellen Ewalds aus äußeren Merkmalen leicht zu erbringen; für den ersten hat Altenkrüger mit anerkennenswertem Eifer die Zuweisung aus inneren Gründen versucht, für den letzten mit Gewandtheit und Sicherheit durchgeführt. Der positive Gewinn aus den Briefen selbst ist allerdings nicht hoch anzuschlagen. Der dritte Abschnitt ist, wie oben erwähnt wurde, den „Briefen“ gewidmet, die beiden letzten handeln von der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“ und dem Anteil an den „Litteraturbriefen“. Im Verlauf der ganzen Abhandlung ist viel ungedrucktes Briefmaterial mit lobenswerter Zurückhaltung herbeigezogen, die Untersuchung korrekt und angesichts des Lobes, das Nicolai in der ersten Hälfte zu teil wird, maßvoll gerecht, wo es späterhin auch zu tadeln galt. Die Darstellung selbst ist flott, ja manchmal fast zu flott, und ich kann es dem befreundeten Autor nicht ersparen, aus meiner ansehnlichen Sammlung „Sprachliches“ Einiges vorzuführen: S. 25: „ernsthaft gemeintesten“ für „ernsthaftest gemeinten“. S. 37: „seinen Mann stand“ statt „stellte“. S. 52: „Die Briefe enthalten eine poetische Stelle, die Ewald allerdings sehr bewunderte, sc. die] uns aber für den Dichter nicht eben sehr bezeugt.“ S. 73: „wo sie sich einander den Rang streitig machten“ und andere. An Druckfehlern herrscht gerade auch kein Mangel.

Ellingers Neudruck dagegen ist musterhaft gedruckt und hat mit Recht auf die Erneuerung der Epigramme zwischen dem IX. und X. Briefe[2]) verzichtet, desgleichen die langatmige Vorrede von Nicolais Bruder Gottlob Samuel übergangen. Ich möchte ergänzend daraus nur ein treffliches Wort herausheben, das gleichsam als Motto den „Briefen“ vorangestellt zu werden verdiente: „Wir erkennen in dem Reich der Wissenschaften keinen Papst und keinen Monarchen, dessen Machtsprüche wir als Gesetz verehren müssen.“ Ein ähnlicher Gedanke kehrt in Nicolais vorangeschickter „Nachricht“ wieder. — Die Benutzung des Neudrucks wird dadurch sehr erschwert, daß die Seitenzahlen des Originals nicht vermerkt sind, noch mehr durch das Fehlen der Nummern der einzelnen Briefe auf jeder Seite, so daß man gezwungen ist, allemal vor- oder rückwärts zu blättern, bis man sich orientiert hat, um erst von da aus zu dem gesuchten Briefe langsam vorzudringen. Schon ein Inhaltsverzeichnis mit Angabe der Seitenzahlen hätte dem Mangel abgeholfen.

Berlin. Richard Rosenbaum.

Hodermann R., Geschichte des Gothaischen Hoftheaters 1775–1779. Nach den Quellen. Theatergeschichtliche Forschungen herausgegeben von B. Litzmann. IX.) Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1894. 3,50 M.

In diesem IX. Hefte der so verdienstlichen theatergeschichtlichen Forschungen Litzmanns liefert Hodermann, der seine Vertrautheit mit Gothaischen Theaterverhältnissen neuerlich in seiner Gelegenheitsschrift über Georg Benda dargethan hat, eine, wie wir annehmen wollen, gründliche und gewissenhafte archivalische Arbeit: nicht mehr und nicht weniger. Wir werden ganz gut und ausreichend orientiert, wie Gotter den Sinn für theatralische Leistungen in Gotha zu wecken verstand und im richtigen Augenblick Seyler herbeizurufen wußte. Die einzelnen Mitglieder der Seylerschen Gesellschaft, zu der damals noch Ekhof gehörte, werden vorgeführt und ihrer Fähig

[1]) Diese Bemerkungen verfehlen ihren Zweck, da der junge Autor inzwischen einem tückischen Leiden erlegen ist.

[2]) Vgl. Berliner Neudrucke II, 4.

keit und Beliebtheit nach charakterisiert, die wichtigsten auch in knappen Lebensabrissen mit manchem wissenswerten litterarhistorischen Detail dargestellt, das Repertoire wird mitgeteilt und auf die Erstaufführungen mit Recht besonderes Gewicht gelegt. Wir erfahren, wie dann Seyler plötzlich sich seiner Gothaer Verpflichtungen entledigte und wie bei der rasch theaterfreundlich gewordenen Gothaer Gesellschaft der Plan, unter der Leitung Ekhofs und Reichards ein Hoftheater zu gründen, Anklang fand. In etwas weitschweifiger Weise und unter Zuziehung der Originalakten wird sodann die Gründung und Einrichtung des Hoftheaters und die Bildung des neuen Ensembles dargelegt. Hier macht sich die Freude am Stoffe, wie sie Archivforschungen häufig im Gefolge haben, mitunter in einem störenden Überfluß des Details bemerkbar: ist schon die Gewissenhaftigkeit, mit der über die Finanzgebarung des neuen Institutes berichtet wird, etwas ermüdend, so dürfte namentlich die Aufzählung jener Gothaer Familien, die der Eröffnungsvorstellung anwohnten (S. 31), außerhalb Gothas nur sehr geringes Interesse erregen. Mit großer Genauigkeit wird dann eine Art Diarium für dieses erste Theaterjahr entworfen, Premieren, Debuts, auswärtige Besuche, Veränderungen im Ensemble werden verzeichnet, Gagenbücher und sonstige Dokumente abgedruckt, auf die Gründung einer Pensionskassa für Schauspieler wird besonderes Gewicht gelegt, ja der gesamte dieses Institut betreffende Aktenwechsel wird mitgeteilt. Das zweite Theaterjahr wird durch den recht anschaulich geschilderten Besuch des Wiener Hofschauspielers Müller eingeleitet, der über Auftrag des Fürsten Kaunitz eine Reise durch Deutschland unternahm, um frische junge Kräfte für das Wiener Hoftheater zu gewinnen. Nachdem hierauf das Hoftheater durch das gemeinsame Wirken der vortrefflichen Schauspieler Beil, Beck und A. W. Iffland seinen Höhepunkt erreicht hatte, zeigten sich bald die ersten Unzufriedenen. Gehalterhöhung wird verlangt, Änderungen in den Pensionsverhältnissen werden angestrebt. Das dritte Theaterjahr beginnt mit dem vergeblichen Versuche von K. Ph. Moritz, in Gotha ein Engagement zu finden. Einzelne Bühnendichter tieferen Ranges bewerben sich um die Aufführung ihrer Stücke in Gotha. Die Unzufriedenheit unter den Theatermitgliedern nimmt aber immer mehr zu: Gesuche um Begleichung von Schulden, um Vorschüsse mehren sich, der Oberdirektor sieht sich genötigt, in einem eigenen Erlaß die Disciplinarvorschriften zu erläutern. Der Tod Ekhofs trägt wesentlich zur Lockerung aller Bande bei. An Ekhofs Stelle als Unterdirektor tritt mit einem neuen Kontrakte der Schauspieler Boek, der sofort Reformen versucht. Aber unterdessen hatten sich die brauchbarsten Mitglieder der Truppe verlaufen und an ihre Stelle waren nur vereinzelt vollgültige Ersatzmänner getreten. Das Theaterereignis dieses letzten Jahres bildete eine Aufführung des „Hamlet" mit einer Frau – Madame Abt — in der Titelrolle. Kurz darauf — im März des Jahres 1779 — wurde den Theatermitgliedern die für Michaelis festgesetzte Auflösung des Hoftheaters zur Kenntnis gebracht. Die Gründe für diesen Schritt werden nach zeitgenössischen Autoren dargestellt und auf Grund eines Briefes werden die einzelnen Schauspieler nochmals charakterisiert. Viele von ihnen erhielten ein Engagement in Mannheim. Spätere Versuche, das Theater zu reaktivieren, fanden keine Gnade beim Herzog. „Das Hoftheater," so faßt Hodermann die Ergebnisse seiner Forschung zusammen, „besaß gute Mitglieder und bildete sie: es half die dramatische Litteratur erweitern und veredeln und die Pensionskassa hob den Stand der Schauspieler ökonomisch und sittlich." An Hodermanns Darstellung schließt sich ein Anhang, der weiteren theatergeschichtlichen Forschungen sehr zum Nutzen gereichen wird. „Einnahme und Ausgabe in den vier Theaterjahren" wird durch Abdruck der Rechnungsbelege dargethan, das Repertoire wird nach Ekhofs Tagebuch mitgeteilt, das von 1772 (also von Ekhofs Weimarer Zeit) bis 1779 vorliegt. Endlich folgt ein nach Reichards Aufzeichnungen kritisch und selbständig angelegtes alphabetisches Verzeichnis der aufgeführten Stücke nebst dem Datum der Erstaufführung und der Zahl der Wiederholungen und ein ebensolches Verzeichnis der „angestellt gewesenen Schauspieler". Von geringem Belang

sind die dürftigen Auszüge aus den Akten des Oberhofmarschallamtes, dessen Archiv Hodermann übrigens seither in anderer Weise verwertet hat.

So giebt denn, wie gesagt, das Buch Hodermanns ein recht klares Bild von der Gründung, Entwicklung und Auflösung der Gothaer Hofbühne, ein Bild, das durch eins der nächsten Hefte der theatergeschichtlichen Forschungen, Schlößers „Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne", seither noch an Deutlichkeit und Vielseitigkeit gewonnen hat. In der Darstellung wäre, wie bereits bemerkt wurde, eine festere Beschränkung auf das Wesentliche wünschenswert; so konnte manches Aktenstück nach entsprechender Verwertung seines Inhaltes getrost in den Anhang verwiesen werden. Außerdem fällt ein Hang zur Flüchtigkeit allenthalben auf. So wird einmal (S. 35) der Verfasser der „großen Batterie" Ayrenhöfer genannt. Nachlässige Konstruktionen giebts im Überfluß. Es findet sich auf S. 10 eine wunderliche, halb an die Inversion, halb ans Anakoluth gemahnende Spaltung des Subjektes: „Ernst II. gelangte zur Regierung, Seuler kam nach der Residenz. Brandes und seine Frau." Ein völliges Anakoluth bringt S. 37: „Mad. Mecour ging mit einem poetischen Abschiedsgruß von Gotha. Götter und Dauer waren so galant, sie waren auch so galant gewesen, Rollen für die Mecour abzuschreiben." Daß Götter und Dauer offenbar auch so galant waren, für den poetischen Abschiedsgruß zu sorgen, muß der Leser ergänzen, so gut er kann. Ebenso wirr heißt es auf S. 119, als vom Versuche Bellomos, in Gotha ein Theater zu gründen, die Rede ist: „Er bat um die Erlaubniß [was zu thun?] und das Hoftheater und sie [wer?] erhielten nichts als die Erlaubniß." Im schönsten Telegrammstil ist auch der zweite Absatz auf S. 67 abgefaßt. Ziemlich gedankenlos wird auf S. 110 die Qualifikation der Madem. Preising und der Madem. Hartmann zweimal hintereinander gegeben. Vermutlich liegt der Irrtum in der von Hodermann citierten Quelle (Koffka, Ifland und Dalberg). Ab und zu fallen Absonderlichkeiten auf: so S. 117 die schöne puristische Neubildung „er briefwechselt", die im 18. Jahrhundert beliebte italienische Schreibweise „Sinfonie" (während S. 100 das „pinchopathisch" wohl zu den Druckfehlern gehört), das wunderlich fremd anmutende „Ephraim Lessing" auf S. 41 und einiges andere. Eine recht papierene Phrase ist die „noble wissenschaftliche Popularität", die auf S. 86 dem Buche Uhdes über Ethof nachgerühmt wird. Endlich wäre bei dem sichtlichen Streben des Verfassers, sein Buch brauchbar und handlich zu gestalten, ein Register nicht von Nachteil gewesen.

Prag. Rudolf Fürst.

Portig G., Schiller in seinem Verhältnis zur Freundschaft und Liebe, sowie in seinem inneren Verhältnis zu Goethe. Hamburg und Leipzig, Leop. Voß. 1894. 16 M.

Der Verfasser bezeichnet sein Buch als ein geschichtsphilosophisches Werk. Das Grundproblem der heutigen Philosophie, das Verhältnis des unbewußten Geistes zum bewußten, soll darin seiner Lösung näher gebracht werden (710). Die Wichtigkeit, welche Portig diesen beiden Begriffen beilegt, läßt es als rätlich erscheinen, sich mit der Bedeutung, die er mit diesen Ausdrücken verbindet, bekannt zu machen.

Man erwartet zunächst, daß es sich um den Unterschied zweier Arten psychischer Thätigkeit handle, von denen die eine nur ein Bewußtsein von etwas, die andere zugleich ein Bewußtsein von sich selbst ist (vgl. S. 712). Allein der Autor meint etwas anderes. „Alle ursprünglichen Thätigkeiten unseres Geistes müssen zunächst die Form von Anschauungen und Bildern annehmen, damit sie nachher verarbeitet werden können zu reinen Gedanken, reinen Gefühlen und Willensakten" (712). Wir erfahren dann weiterhin, daß die dämmernden Umrisse dieser Anschauungen durch den bewußten Geist zu festen Gestalten durchgebildet werden müssen, um dem Ich als wirkliche Objekte gegenübertreten zu können. Diese Ausführungen legen wiederum

die Vermutung nahe, daß Portig an den Unterschied des anschaulichen und unanschaulichen Vorstellens denke. Dafür spricht eine weitere Äußerung, nach der dasjenige, was im unbewußten Geiste beschlossen bleibt, auch in ihm als Besitztum des einzelnen Menschen verharren muß, während das Eigentum des bewußten Geistes in den Besitz der Menschheit übergehen kann; in der That vermögen wir ja unsere unanschaulichen Begriffe, nicht aber auch unsere anschaulichen Vorstellungen mitzuteilen. Jedoch mit dieser Auffassung stehen andere Ausführungen in Widerspruch. In jeder Thätigkeit des unbewußten Geistes soll das Erkennen vorherrschen (764), er wird mit der theoretischen Vernunft gleichgesetzt (763), ja ihm die Befähigung zugeschrieben, analytische Urteile zu fällen (706). Analytische Urteile aber, so scheint mir es wenigstens, haben Begriffe zu ihrer notwendigen Voraussetzung. Freilich, wenn wir S. 714 belehrt werden, daß eine Erkenntnis des unbewußten Geistes, wozu also auch die analytischen Urteile gehören, nicht wissenschaftlich gesichert sei, dann bleibt uns angesichts der Unmöglichkeit des Verständnisses kaum etwas anderes übrig, als mit Schiller auszurufen: „Kühne Seglerin Phantasie, wirf ein mutloses Anker hie!“ Auch die negative Bestimmung, daß der unbewußte Geist von der Bewußtlosigkeit, dem Gedächtnisse und der Seele zu unterscheiden sei (711), bringt kein Licht in das Dunkel.

Das Wesen des bewußten Geistes soll im Willen bestehen. Er hat die Aufgabe, dem Inhalte des unbewußten Geistes, seiner „schattenhaften Bilderwelt“ (713) feste, bleibende Form zu geben. Er allein vermag dies, da jede Formgebung Begrenzung ist und jede begrenzende Individualisierung nur durch den Willen erfolgen kann. Leider werden wir durch die Erinnerung daran, daß nach S. 711 die Seele dem Menschen die Individualität verleiht, unsanft aus dem dogmatischen Schlummer geweckt, in den uns der Verfasser eingewiegt hat, und sehen uns plötzlich zu unserem Schrecken zwischen zwei individualisierende Prinzipien in drangvoll fürchterliche Enge eingekeilt.

Mit dem Ausdrucke unbewußter Geist gleichbedeutend verwendet Portig die Worte Raum, Vernunft, Denken, Vernunftphantasie und vergleicht dieses Prinzip mit dem Weiblichen, den bewußten Geist nennt er auch Sein, Freiheit oder Willen und betrachtet ihn als etwas dem Männlichen Analoges (VI. 198. 559. 704. 705. 753). Unter Freiheit versteht Portig die Fähigkeit des Geistes, sich rein aus sich selbst denkend und handelnd zu bestimmen, dabei aber auch anders zu können (618), also etwas Irrationales (582), eine Fassung, welche dem Standpunkte des Indeterminismus entspricht. Anderwärts (704) wird die Freiheit als der sich selbst wollende Wille bezeichnet, auch als eine dem bewußten reinen Geiste zukommende Notwendigkeit. Der Verfasser meint damit, daß die Aussprüche des Gewissens uns eine unentrinnbare Nötigung auferlegen, zwingender als alle Folgerichtigkeit des bloß formalen Denkens.

Diese Gedanken vertragen sich weder untereinander noch mit der Erfahrung. Wo bleibt einer unentrinnbaren Nötigung gegenüber die Möglichkeit, bei jeder Selbstbestimmung auch anders zu können? Und von welchem Psychologen hat der Verfasser den Satz entlehnt, daß die Mahnungen des Gewissens zwingende Notwendigkeit für uns haben? Zeigt denn nicht die Erfahrung, daß sie gar oft in den Wind geschlagen werden? Daß sich das Gewissen, wie Portig S. 733 bemerkt, auch in einem dem Willen des Menschen entgegengesetzten Sinn äußert, verleiht ihm weder den Charakter der Notwendigkeit, noch vermag ich etwas ihm allein Eigentümliches darin zu erblicken; auch die „Folgerichtigkeit des bloß formalen Denkens“ drängt uns manches auf, was mit unserem Wünschen und Wollen keineswegs in Einklang steht.

Traten uns schon bei dem Versuche, den Sinn der Ausdrücke bewußter und unbewußter Geist zu ermitteln, unklare Gedanken und offenbare Widersprüche hemmend in den Weg, so befinden wir uns in keiner günstigeren Lage jenen Ausführungen gegenüber, in denen Portig das Verhältnis der beiden zu einander erörtert.

Diese von ihm als Grundproblem der heutigen Philosophie bezeichnete Frage hat, wie er bemerkt, zwei Hauptformen von Lösungsversuchen hervorgerufen, nämlich die monistischen Natursysteme und die dualistischen Freiheitssysteme. Nach den ersteren ist Gott die unbewußte Vernunftseele des Weltalls, eine und dieselbe Ursubstanz kehrt in wechselnden Formen wieder, so bei Schelling, wo Natur und Geist, an Wert und Wirklichkeit einander gleichstehend, ihren gemeinsamen Ursprung aus dem Absoluten nehmen, das weder Geist noch Natur ist (698). Nach der dualistischen Auffassung hingegen, als deren Vertreter neben Kant besonders Schiller genannt wird, bilden Freiheit und Natur, die eine das qualitative, die andere das quantitative Glied eines Gegensatzes, ohne jemals in einem indifferenten Dritten unterschiedslos aufzugehen, Gott ist absoluter Freiheitswille. Unter dem Quantitativen versteht Portig hier das Bedingte, in unsere Erfahrung Fallende, unter dem Qualitativen das Unbedingte, als Ding an sich hinter dem Quantitativen Verborgene. Den Ausdruck Gegensatz gebraucht er in einem von der sonstigen Übung abweichenden Sinne. Er unterscheidet ihn sowohl vom Widerspruch (kontradiktorischer Gegensatz 490), als auch von der realen Entgegensetzung Kants. Nach der Ansicht des Verfassers beruht die reale Entgegensetzung auf der Selbstentzweiung einer und derselben Substanz, ihre Glieder nennt er Gegenstücke oder Gegenbilder. Die Glieder eines Gegensatzes in seinem Sinne hingegen müssen so wesentlich voneinander verschieden sein, daß selbst die Vorstellung sie nicht in die reale Einheit einer Substanz zu bringen vermag und andererseits so zusammengehörig, daß sie unter die Einheit einer Idee gebracht werden können (582).

Portig entscheidet sich für den Dualismus. Es steht ihm von vornherein fest, daß eine bloße Entfaltung der einen Substanz ein Widerspruch in sich selbst wäre (719), weil ein solcher Prozeß immer nur sich selbst, niemals aber ein Ergebnis hervorbringen könnte. Wenn die beiden Grundformen, in welchen uns nach monistischer Auffassung die eine Substanz erscheint, nämlich Vernunft (Ausdehnung) und Wille (696 = Denken, allerdings im Widerspruch mit der sonstigen Terminologie des Buches) nichts anderes sind, als zwei Formen ihrer Thätigkeit, dann kann auch eine Form in die andere und beide in die Ursubstanz übergehen, wodurch sich der Weltprozeß als zwecklos, also als ein Widerspruch in sich selbst darstellen würde. Zur Erläuterung dieses Gedankens sei bemerkt, daß der bloße Formenwechsel nach Portig keinen Wert besitzt, eine Behauptung, die meines Erachtens keineswegs durch sich selbst einleuchtet, sondern gar sehr des Beweises bedarf. Aus dem erwähnten Gedanken folgert Portig nun weiter, der Weltprozeß müsse ein Umbildungsprozeß sein (720) und sich in aufsteigender Richtung bewegen. Kann auch das Quantum der stofflichen Welt nicht erhöht werden, so kann doch die Menge und Beschaffenheit der geistigen Welt eine Steigerung ins Unendliche erfahren. Eine solche Steigerung ist nur darum möglich, weil die Glieder eines Gegensatzes (im Sinne des Verfassers) einander zwar einschränken und dadurch vor dem Schicksale bewahren, in einem indifferenten Dritten unterschiedslos aufzugehen, innerhalb dieser Schranken jedoch und durch dieselben eine Steigerung ihrer Kraft erfahren. Es muß demnach sowohl eine bedingte Ursubstanz geben, welche umgebildet wird, als auch eine unbedingte, welche diesen Prozeß leitet und erfüllt. Die Ursubstanz = Urkraft = unbedingter Geist oder das qualitativ Unbedingte muß das Bedingte = Quantitative als reales gegensätzliches Glied in sich haben (701), Gott muß in sich selbst eine Natur (Welt des unbewußten Geistes oder Vernunftphantasie) als realen Gegensatz haben, seine Freiheit (ethische Notwendigkeit) ist nur dann gewährleistet, wenn ihr eine metaphysische Notwendigkeit als Objekt gegenübersteht (705). Seinen Zweck soll der Weltprozeß darin haben, den werdenden Teil des Absoluten zu einem möglichst seienden oder lebenden zu machen. Eine solche Leistung, das Setzen eines letzten Zweckes kann nicht gedacht werden ohne die Annahme eines bewußten Geistes, während eine einzige Ursubstanz mit zwei Formen der Thätigkeit nur unbewußt wirken kann (701). Nur wenn Denken (Wille) und Ausdehnung (Vernunft) als zwei Faktoren von ungleicher Größe und

Beschaffenheit angesehen werden, die nach einer bestimmten Proportion aneinander gegliedert sind (715), können sie in das Verhältnis der Wechselwirkung zu einander treten; gleichartig dürfen sie nur der Substanz nach sein (491).

Der Umbildungsprozeß, dem die Welt der stofflichen Substanz unterworfen wird, erfolgt dadurch, daß die zwecksetzende geistige Urkraft (= Substanz 701) einen Teil ihres Wesens als unbewußten Geist ausstrahlt und mit ihm die organisierte Materie beseelt (720); zu der bewegenden Substanz kommt noch eine andere höhere, der unbewußte Geist oder die Naturseele 717). So besteht die Welt der Endlichkeit aus zwei wesentlich verschiedenen Substanzen, die organisch als Glieder eines Gegensatzes miteinander verbunden sind, ohne chemisch ineinander zu verfließen. Das quantitativ größere Glied dieses Gegensatzes bildet die Welt der Leiblichkeit, das qualitativ größere und quantitativ nie unmittelbar meßbare die Welt des Geistes: diese Ausstrahlung oder Sendung des göttlichen unbewußten Lebensgeistes ist der erste Akt der Selbsthingabe an die Kreatur.

Soll der Umbildungsprozeß nicht auf den unbewußten Geist beschränkt bleiben, so muß das Gesetz des Gegensatzes auch innerhalb des menschlichen Selbstbewußtseins gelten 723. 759), wie denn überhaupt der Zweck der kreatürlichen Schöpfung kein anderer sein kann, als daß das Verhältnis, welches in Gott ursprünglich zwischen Natur und Freiheit besteht, sich in den endlichen Wesen nachbilde (750). Ebenso wie der absolute Geist sich selbst bestimmt, so besitzt auch der menschliche Geist die Fähigkeit und die Bestimmung, die physische Notwendigkeit zu einer freien sittlichen zu erheben (688). Die ganze Welt des unbewußten Geistes (Natur) bildet nur die Vorbedingung, aus welcher durch ein unvorstellbares Urwunder der reine Geist (Freiheit = der sich selbst wollende Wille) hervorgehen kann, aber nicht hervorgehen muß (687). Der menschliche Wille vermag sich durch freie Entscheidung dem göttlichen Willen zuzuwenden, das heißt ihn zu befolgen und ebenso von ihm abzuwenden. In ersterem Falle wird die ursprüngliche metaphysische Wesenseinheit zwischen Gott und dem Menschen (der menschliche Geist ist eine Teilsubstanz des göttlichen) zu einer frei gewollten, das heißt aus einer naturhaften zu einer sittlichen (618).

Was gut ist, das heißt was den Inhalt des göttlichen Willens ausmacht, darüber belehrt uns teils das Gewissen, welches Portig als die Stimme des absoluten Geistes auffaßt, teils die geschichtliche Offenbarung, eine Reihe von sittlich-religiösen Erscheinungen, durch welche Gott für die Menschen den Inhalt seines Willens darstellt. Ihren Gipfel bildet ein Mensch, in welchem die Idee des Guten persönliches Leben geworden ist. An manchen Stellen tritt die Bedeutung des Gewissens gegen die Offenbarung ganz zurück, so wenn Portig in Bezug auf die fünf Ideen Herbarts bemerkt, sie seien nichts anderes als Aussagen des Christentums über Gott und durch sich allein vermöge die Philosophie nimmermehr auf sie zu kommen (698, vgl. 748).

In seinen philosophischen Anschauungen, die ihren Grundzügen nach hier entwickelt worden sind, bekundet sich der Verfasser als Epigone jener Metaphysik, welche einige Zeit für die Blüte aller Philosophie galt, obwohl schon früh von einzelnen scharfblickenden Männern ihre Unzulänglichkeit erkannt wurde, so von A. von Humboldt, der 1841 an Varnhagen schreibt: „Es ist eine besammernswerthe Epoche gewesen, in der Deutschland hinter England und Frankreich tief hinabgesunken ist." Den einzelnen kritischen Bemerkungen, die in den Verlauf der bisherigen Darstellung eingeflochten wurden, eine ausführliche Widerlegung des Ganzen anzuschließen, scheint mir überflüssig zu sein. Lotze, der durch seinen Bildungsgang mit den verschlungenen Pfaden dieser Art von Spekulation wohl vertraut war, konnte bei aller Behutsamkeit und Zurückhaltung, die in seinem Wesen lag, die Äußerung nicht unterdrücken, daß im Gegensatze zu ihrer phantastischen Manier, die Welt mit einer gewissen poetischen Gerechtigkeit zu konstruieren, erst Herbart wieder die Manier der Untersuchung eingeführt habe, die mit verständlichen Beweisen die Gewißheit

ihrer Behauptungen zu begründen sucht. Es dürfte darum nicht die Metaphysikscheu des philosophischen Publikums, wie ein Recensent des Portigschen Buches vermutet, sondern die weit verbreitete Scheu vor spekulativer Metaphysik den Verfasser bewogen haben, seine philosophischen Anschauungen einem Werke über Schiller einzuverleiben.

Indessen ist die Verbindung der beiden Dichterfürsten mit so viel Metaphysik bei Portig nicht eine rein äußerliche. Goethe und Schiller erscheinen ihm als eine einzig dastehende Verkörperung von Natur und Freiheit, eine Auffassung, mit welcher, wie der Verfasser hervorhebt, Gervinus vorangegangen war (461). Ihre Zusammengehörigkeit stellt sich ihm als die Verwirklichung eines Weltgesetzes dar, welches er das Gesetz des Gegensatzes nennt, in ihrer Einheit findet der Urgegensatz von Natur und Freiheit seine thatsächliche Lösung (VII). Diese Zurückführung der dichterischen Eigenart Schillers auf die Freiheit oder den bewußten Geist und der von Goethe auf die Natur oder den unbewußten Geist klingt ja recht geistreich, eine wahrhafte Belehrung empfangen wir durch sie jedoch ebensowenig als durch die Metaphysik, welche ihre Grundlage bildet. Das Wahre an dieser Gegenüberstellung dürfte darin bestehen, daß Goethe mehr auf die Zugehörigkeit des Menschen zu dem Naturganzen achtete, Schiller hingegen mehr auf den Kampf, den der Mensch zu führen hat, um sich gegenüber den andern Elementen des Naturlaufes zu behaupten. Goethe sieht den Menschen mit dem Auge des Epikers, Schiller mit dem des Dramatikers. Wollte man Goethe darum des Quietismus anklagen, so ließe sich dieser Vorwurf leicht widerlegen. Ich erinnere an seine schöne Bemerkung, „daß dem Menschen in seinem zerbrechlichen Kahn eben deshalb das Ruder in die Hand gegeben ist, damit er nicht der Willkür der Wellen, sondern dem Willen seiner Einsicht Folge leiste“ (Sprüche in Prosa), sowie an die bekannten Worte aus dem west östlichen Diwan, „ich bin ein Mensch gewesen und das heißt ein Kämpfer sein“.

In dem löblichen Bemühen, Schillern gerecht zu werden, wird Portig ungerecht gegen Goethe. So spricht er mit Beziehung auf diesen von kleinen lyrischen Erzeugnissen, die einer kleinen Stimmung Ausdruck verleihen und hebt ihnen gegenüber den Wert der großen Formen hervor (481). Nun bildet ohne Zweifel die Gliederung eines Gedichts ein ästhetisches Moment, doch möge man nicht vergessen, daß es eben jenes ist, welches die Werke der Poesie mit denen der Prosa, ja sogar mit jenen der lehrhaften Prosa gemein haben, während das rein Poetische den ersteren allein zukommt. Wer in der Beherrschung der Form in dem angedeuteten Sinne den entscheidenden Vorzug erblickt, wird nicht vermeiden können, Scribe und Sardou über Shakespeare, Kotzebue und Raupach über Schiller zu stellen.

Auch dem Menschen Goethe spielt Portig mitunter recht übel mit. So heißt es S. 224: „Wie täglich die materiellen Verhältnisse dieser außerordentlichen Professur der Philosophie in Jena waren, ist bekannt. Goethe, welcher Schillern keinen Gegenbesuch machte, überließ diesen seinen aufreibenden Kämpfen um das tägliche Brot, und mag wohl auch im stillen gehofft haben, daß der einzige zu fürchtende Nebenbuhler durch das Studium der Geschichte von seinem eigentlichen Dichterberuf abgelenkt werden würde.“ Wie sagt doch Goethe einmal in den Sprüchen in Reimen? „Und was ich auch für Wege gelossen, auf'm Neidpfad habt ihr mich nie betroffen.“ Seine merkwürdige Voreingenommenheit führt den Verfasser auch dazu, Äußerungen Körners in einem Briefe an Schiller vom 1. Dezember 1797 auf Goethe zu beziehen und darauf eine scharfe Verurteilung von Goethes sittlichem Verhalten zu gründen, obwohl längst festgestellt ist, daß nicht Goethe, sondern ein Graf Geßler gemeint ist. (Vgl. O. Harnacks Besprechung des Portigschen Buches in der Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur 39, 154.)

Zum Schlusse möchte ich noch darauf hinweisen, daß das Verständnis des Buches durch einen unbegreiflichen Fehler in der Anordnung sehr erschwert wird. Der Verfasser wendet nämlich sowohl seine eigentümliche philosophische Terminologie als auch seine Metaphysik bereits an, bevor er noch den Leser mit ihr bekannt ge-

macht hat, während doch wohl das umgekehrte Verfahren am Platze gewesen wäre. Daß er 775 Seiten großen Formates verbraucht hat, um das zu sagen, was sich auf 200 besser sagen ließ, soll ihm in Hinblick auf die Zeitläufte nicht übel vermerkt werden; wird doch bei uns Deutschen von heute nur allzuoft der Mann „gezählt" nach der Menge der Druckbogen und „gewogen" nach dem Papiergewicht. Portig hat sich vor der Gefahr, in dieser Beziehung zu leicht befunden zu werden, ausgiebig geschützt.

Prag. Emil Arleth.

Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode. Briefe und Dichtungen. Herausgegeben von Erwin Rohde. Heidelberg. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1896. 3.50 M.

## 1. Allgemeine Betrachtung.

Mit Schmerz und Teilnahme habe ich die in Rohdes Buche veröffentlichten Briefe und Gedichte gelesen, deren dunkle, gedämpfte Töne uns an all den Erdenjammer gemahnen, der edle Herzen brechen kann. Zwei auf das Höchste, Ewige gerichtete Menschen, Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode, den von dichterischer Phantasie erfüllten Gelehrten und die der Wissenschaft schwärmerisch sich hingebende Dichterin, sehen wir in dem Auf- und Niederwogen eines Verhängnisses, das alle Seligkeit zugleich und alles Elend irdischen Daseins auf sie strömt, ihre Lebenskraft erschöpfen und versinken. Wohlthätig umfängt ihn die Nacht tödtlicher Krankheit, aus der er langsam genesend wie aus dunklem Traume zu einem neuen Leben erwacht, an dessen Schwelle Entsagung gebietet. Die Jungfrau befreit der Tod von ihrem Leid, den sie sich längst ersehnte als den ihr gewissen Eingang zu einer höheren Stufe ihres Daseins, wo kein Schmerz mehr sein werde. Was an menschlichem Verschulden sich in ihr Schicksal mischte, haben Beide menschlich gesühnt. Vor der schweigenden Macht des Todes halten wir den Schritt inne und entblößen in Ehrfurcht unser Haupt.

Ich habe nicht die Absicht, die einzelnen Momente dieser unergründlichen, romangleichen Wirklichkeit hier vorzuführen: es scheint mir auch gegenüber dem gesamten, bis jetzt vorliegenden Materiale, das weder vollständig ist noch seiner Natur nach das verborgene Walten innerster Seelenmächte ersetzen kann, kaum mit einiger Aussicht auf Allgemeinverbindlichkeit möglich zu sein. Die eigene Phantasie und das eigene Gefühl müßte doch das Beste dabei thun. Ich vertraue aber: Creuzer und die Günderode stehen jedem, der deutsche Geistesgeschichte achtet, hoch genug, um davor behütet zu sein, daß eine niedrige Ausdeutung dessen, was das Buch mitteilt, sich vor ein maßgebendes Publikum hervorwagen dürfte. Es ist eine freudige Pflicht für mich zu bekennen, daß Erwin Rohde bei der Herausgabe würdig und menschlichedel verfahren ist.

## 2. Litterarhistorische Betrachtung.

Es war bekannt (vgl. Euphorion 2, 417), daß Creuzers Briefe an die Günderode erhalten seien: nur einzelne sind, wie wir jetzt erfahren, bestimmungsgemäß vernichtet worden. Aus ihnen schöpfte eine von Creuzers Verwandten zur Abwehr veranlaßte Darstellung in dem Frankfurter Conversationsblatt 1862, Nr. 164—166. Die Originale befinden sich jetzt auf der Heidelberger Universitätsbibliothek. Sie enthalten neben der eigentlichen Hauptmasse unter anderm noch eine Reihe für uns sehr wichtiger Ergänzungsberichte Friedrich Creuzers an seinen von Anfang an in das Vertrauen gezogenen Vetter Leonhard Creuzer in Marburg, ein paar Briefbillets der Frau Sophie Creuzer an die Günderode, und wenige Blätter der letzteren an Creuzer. Rohde giebt in seinem Buche ein *ausgewähltes* Material. Je nach seiner Vorstellung von der Bedeutsamkeit desselben bietet er es uns im Wortlaut, in Verkürzung oder in berichtendem Auszug dar. So muß verfahren, wer handschriftliche Massen zu bewältigen hat, und es verschmäht der druckende Sklave ungedruckter Schrift zu sein. Bemerkungen vor, zwischen und unter dem Texte helfen wohl dem Leser weiter, ohne ihm doch ebne Bahn zu schaffen.

Die Briefe fördern kaum erwartete Funde für uns zu Tage und erweitern die litterarhistorische Kenntnis dessen, was zur poetischen Schriftstellerei der Günderode gehört. Ihr Eigentum ist, nach S. 53, die „Tiann“ unterzeichnete „Geschichte eines Brahminen“ in den Herbsttagen der Frau Sophie von Laroche, 1805, S. 24—27.[1] Eine Anmerkung Rohdes auf S. 14 regt die Frage an, ob ihr ein anonymes Gedicht in Bertuchs Journal des Luxus und der Moden, August 1806, zuzuschreiben sei. Was sich sonst an poetischen Beilagen von ihr innerhalb der Briefe selbst erhalten hat, war schon früher anderweitig bekannt geworden. Wenn sich aber Rohde auf S. 57 gegen die Echtheit des Gedichtes „Ist alles stumm und leer“ erklärt, so verweise ich auf Minor (im Oesterreichischen Litteratur-Blatt 1896. 5, 12), der gleich mir (Euphorion 3, 478) die von Helmine von Chézy erhobenen Ansprüche für nicht begründet hält. Dagegen nehmen Creuzers Briefe oft auf Gedichte der Günderode Bezug, die sie ihm, wie sie fertig waren, unverzüglich mitteilte, und die mit Zugaben Creuzers verbunden als ein besonderes Bändchen unter dem Titel „Melete“ bei Mohr und Zimmer in Heidelberg erscheinen sollten. Der Druck war bereits zu dem fünften Bogen vorgerückt, als er nach dem Hinscheiden der Günderode eingestellt wurde. Im Besitze des Freiherrn von Bernus auf Stift Neuburg haben sich nun die vier ersten Korrekturbogen, sowie der fünfte in Abschrift vorgefunden, und in einem

[1] Und es wäre dankenswert, von Hassencamp zu erfahren, ob sich im Nachlaß Sophiens von Laroche vielleicht noch weitere Spuren ihrer durch Bettina ja bekannten Freundschaft für die Günderode finden.

nachträglich von Rohde zugefügten Anhange sind einige Stücke aus diesen Bogen abgedruckt worden. Leider nicht ihr gesamter Inhalt, der denn doch für das volle Verständnis der Briefe nötig wäre. Immer dringender wird jetzt das Bedürfnis nach einer historisch-kritischen Gesamtausgabe der Dichtungen. Ihr müßte auch zu gute kommen, was sich etwa aus der, von Rohde nicht aufgenommenen, Untersuchung ergäbe, ob und inwieweit Gedanken der Günderode sich in Creuzers Schriften nachweisen ließen. Denn das klingt aus manchen seiner Äußerungen heraus, und stimmt merkwürdig genug mit Bettinens Erinnerung (Schwartz bei Ersch und Gruber I 97, 216) zusammen.

Wie ich andeutete, ist es ein Schade für die Publikation und unsere Benutzung derselben, daß Rohde erst nach dem Abschluß seiner Briefausgabe, die er — bis auf Hinzusetzung neuer Fußnoten — unverändert ließ, Kenntnis von dem Vorhandensein der Melete erhielt. Sie hätte ihn z. B. sicherlich vor folgendem, ohnehin vermeidbaren, Irrtum bewahrt. Am 20. November 1804 schrieb Creuzer an die Günderode S. 22: „Ich hab Ihr Gedicht gelesen und zwar in derselben Stunde der Mitternacht, in der sich das Schicksal seines Helden entscheidet. Der Glückliche! — wer doch auch so das Schönste gewönne — ich habe recht mit ihm gelitten — um hernach, ihn beneidend, allein zu leiden. Die Anwendung lag auch gar zu nah, denn ob ich wohl kein Held bin, bin ich doch ein Liebender." Rohde merkt dazu an: „Vielleicht ‚Timur' (Goetz S. 19 ff.)." Nun aber paßt *erstens* die „*Prosa*"-Erzählung, nicht „Gedicht", von Timur überhaupt nicht inhaltlich. König Timur wird von der Geliebten, die sich ihm unerkannt zu nächtlichem Freudenrausche hingegeben hatte, an derselben Stelle, von wo er ihren Vater in das Meer stieß, umschlungen und mit in die Flut hinabgezogen. Wo ist die Stunde der „Mitternacht"? was „leidet" Timur, daß Creuzer mit ihm leiden konnte? wer wollte in der Art der Hingabe der Geliebten überhaupt, wer in der gemeinsamen Vernichtung beider damals schon eine „Anwendung" auf Creuzer und die Günderode sehen? Der von Creuzer mit Ernst bekämpfte Gedanke an freiwilligen Tod tritt seitens der Günderode erst ein halbes Jahr später hervor, S. 33. *Zweitens* war der „Timur" schon seit dem Frühjahr 1804 in ihrem ersten Gedichtbändchen gedruckt, also durchaus *vor* ihrer Liebe zu Creuzer und somit ohne „Anwendung" auf diese entstanden, während doch aus dem ganzen Zusammenhange des Briefes klar ist, daß nur ein neues, frisch in „Anwendung" auf ihn und sie geschriebenes Gedicht gemeint sein kann. Es ist überhaupt mit der veralteten Meinung zu brechen, als bezögen sich einzelne ihrer Gedichte in dem frühesten Bändchen, von 1804, auf das Verhältnis zu Creuzer. Das Gedicht, um welches es sich in der obigen Briefstelle handelt, war also gar nicht in Götz' Sammlung zu suchen, sondern muß, wenn es erhalten ist, in der Melete gefunden werden.

Ich reihe hier gleich weitere Berichtigungen, Zusätze und Bedenken an. Der am „Samstag“ geschriebene Brief Creuzers, S. 17—18, läßt sich genau und sicher auf den 27. Oktober 1804 datieren. Der Schlußsatz lautet nämlich: „Clemens ist heute fort über Würzburg“, und damit ist der Beginn einer Reise bezeichnet, die Brentano im Herbste 1804 zu Arnim nach Berlin unternahm; diese Reise aber trat er am 27. Oktober 1804 über Würzburg an (Arnim und Brentano, S. 117); und so mit wäre auch für die bei Rohde, bis S. 13, vorhergehenden Briefe oder Briefteile, die die Aufschrift „Freitags spät“ oder „Montags ꝛc.“ tragen, ebenso wie für die auf S. 18 nachfolgende „Sonntags“-Mitteilung das bestimmte Datum gegeben, vorausgesetzt, daß diese einzelnen Stücke wie in Rohdes Druck so auch im Original dieselbe lückenlose Aufeinanderfolge haben. — Nach dem Briefe Creuzers vom 17. August 1804 (S. 2) kam „erst Brentano allein . . . . dann vorgestern Brentano mit Weib und Kind“. Rohdes Anmerkung dazu läßt den die Dinge straffer fassenden Hinweis auf Bartsch' „Romantiker und germanistische Studien in Heidelberg“, S. 41, vermissen, wo Kayser am 5. August 1804 meldet, daß Brentano, welcher sich mit seiner Frau in Heidelberg niederlassen wolle, seit acht Tagen bei Creuzer sei, das heißt: bei ihm, mit dem er durch Savigny von Marburg her damals sehr gut bekannt war, abgestiegen sei. — Fast gleichzeitig mit Brentanos erstem Besuche war die Günderode in Heidelberg. Creuzer schreibt seinem Vetter Leonhard über sie als über „eine Poetin, Verfasserin des Tian, den er aus der Jenaischen Litteratur-Zeitung kennen werde“ S. 2). Wiewohl man an der Stelle durchfühlt, daß die Günderode persönlich auf Creuzer Eindruck gemacht hat, so merkt man doch auch, daß er ihr einziges bis dahin erschienenes Gedichtbändchen und die Jenaische Recension desselben kaum anders als vom Hörensagen kannte, ob er schon hinzusetzt: „ihre Gedichte las ich erst nachher.“ Denn diese „Gedichte und Phantasien“ waren von ihr, als von Tian, nicht als „der Tian“ erschienen. So hätte sich der in litteris geübte Mann nicht ausdrücken können, wenn das Büchlein auf seinem Tische lag: wohl aber war dies die im Freundeskreise der Günderode geläufige Ausdrucksweise, der auch Bettina folgte, z. B. in ihrer Günderode 2, 129. Was die anonyme Jenaer Recension anlangt, so habe ich im Euphorion 2, 411 auseinandergesetzt, daß sie wahrscheinlich von Lisette Nees geschrieben sei, und ich freue mich, daß Rohde in der Note auf S. 2 meine Ansicht zu der seinigen macht. Dagegen ist bei Rohde unbemerkt geblieben, daß diese Recension mit dem „Göthischen Urteil über die Günderode“ auf S. 9 und 10 identisch sein müsse. Man sieht also deutlich: Creuzer kannte die betreffende Nummer der Jenaer Litteratur-Zeitung vom Juli inhaltlich nicht, erhielt sie aber von der Günderode später im Oktober geschickt und gab sie Savignys und Brentanos zu lesen, deren Auffassungen er ihr zurückberichtet. Es war ja damals allgemein

öblich, Jenaische Recensionen als Goethesche Recensionen hinzunehmen vgl. auch Neue Heidelberger Jahrbücher 6, 75, ebenso wie von den Heidelbergern, worüber einmal bei anderer Gelegenheit, die Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772 als Goethesche betrachtet wurden. Es ergiebt sich das wunderliche Resultat, daß selbst die Günderode und Creuzer nicht über die eigentliche Herkunft der Jenaischen Recension unterrichtet waren. — Am 9. Mai 1805 schreibt Creuzer der Günderode S. 43: „Das schlechte Gedicht, das schon in seinem Ursprung unpoetisch, sollten Sie nicht begehren. Indessen hier ist's, wie ich's geschwind abgeschrieben, unverändert." Rohde sagt dazu: „Das Creuzersche Gedicht fehlt." Im Gegensatz zu ihm glaube ich, daß es mit dem ihr unter dem 2. Mai in Frankfurt gewidmeten Gedichte S. 36

Ich war in Deinem Garten,
Die Rosen schienen blässer,
Da weint das treue Herz u. s. w.

das er ihr, wie er sogleich gesteht, eigentlich nicht „wegen seines poetischen Unwertes" mitteilen sollte, identisch ist. Darauf bezieht sich auch später die Anspielung „Rosen sterben" und das wörtliche Citat zweier Verse S. 45. 46; und in Creuzers Bericht an seinen Vetter vom selben 2. Mai 1805 S. 41: „hier, in Frankfurt, fand ich auch manche Rosen nicht mehr, die noch im vorigen Herbst blühten; Lina hat das ganze Frühjahr gekränkelt, und wird gewiß einst sterben an kranker Brust," ist der Schlüssel zum Verständnisse des Gedichtes gegeben, ohne den wir nicht zu erkennen vermöchten, wie die Eingangsworte vom Garten und den Rosen gemeint sind. Die Günderode muß also, nach meiner Auffassung, das von ihr vielleicht verlegte Gedicht noch einmal von Creuzer sich ausgebeten haben. — Bedenklich bin ich wegen Rohdes Datierung des S. 35 abgedruckten Briefes auf „den 18. April 1805 Nachmittags". Warum ergänzt er „April"? Ich erkenne in dem Briefe keinen inneren Anhalt, keine innere Nötigung dazu. Nahm Rohde vielleicht seine Gründe aus dem, was er fortgelassen hat? oder sind schon die Originale so aneinander gereiht gewesen? Der von ihm betonte Anklang des Schlusses an das Gedicht der Günderode „Die ! Liebe" hilft gar nicht vorwärts. Denn diese Note zu Creuzers Worten „Muth . . . Zagheit", um die es sich handelt, hätte er ebenso gut zu S. 39 Muth und Zagheit oder zu S. 146 Muth und Zagheit geben können: die Wendung ist eben beiden gemeinsam. — Die Schreibung „Die ! Liebe" deutet mir auch äußerlich auf etwas hin, das ich nach meiner Sinnes- und Arbeitsart wenigstens bei derartigen Publikationen für tadelnswert erachte: daß nämlich Rohde immerfort die wissenschaftlichen Forderungen nicht genügende Götzsche Sammlung der Poesien der Günderode, anstatt der gewiß in Heidelberg leicht zugänglichen Originaldrucke, benutzt. Im Original 1804, S. 128 heißt das Gedicht bloß „Liebe"; auch den

Titel dieses Originals, Gedichte und Phantasien, hat Rohde nicht ohne einen kleinen Fehler auf S. 2[3] hingeschrieben. Eins der beiden Originalbändchen der Günderode, entweder die „Gedichte und Phantasien“ (1804) oder die „Poetischen Fragmente“ (1805), muß nun Creuzer an der Stelle meinen, wo er, S. 41 den 2. Mai 1805, seinem Vetter schreibt: „Diese [beigelegten] Gedichte schenke ich Dir. Lies sie im Stillen mit Deiner Lotte. Ich bin nicht blind, sie haben ihre Mängel. Das erste ist aber auch sechs Jahre alt. Daher die metrische Unvollendung. Metrik und Technik aber ist überhaupt nicht ihre Sache. Laß es Niemand wissen, daß Du diese Gedichte von *mir* hast.“ Ich zweifle nicht, daß es sich um das Bändchen von 1804 handelt, schon wegen der zwiefachen Benennung „Gedichte“: über die Poetischen Fragmente, die der Hauptmasse nach dramatisch und in Prosaform gehalten sind, hätte er so nicht sprechen können. Dann gewinnen wir aber aus der Briefstelle für das erste Gedicht „Darthula, nach Ossian“ ein chronologisches Moment: daß es damals vor sechs Jahren, also etwa 1799, gedichtet wurde. Ich mag diese offenbar doch aus der Erinnerung der Günderode geflossene Angabe nicht als eine unbedingt exakte pressen; doch die in Klang und Sprache unverkennbare Nachahmung des Schillerschen Gedichts „Will sich Hektor ewig von mir wenden“, die noch jeglichen Charakters bare Unselbständigkeit dieser reimenden Nachdichtung Ossians weisen das Stück durchaus ihren jugendlichen Anfängen zu, und dem widerstrebt auch nicht die Art, wie Bettina es, mit *einer* bemerkenswerten Abweichung von der Druckgestalt, in ihrem Buche über die Günderode verwertet und zum Abdruck bringt. — Am 7. Februar 1805 schreibt Creuzer an die Günderode (S. 32): „Clemens, dem ich neulich über seine Faulheit tüchtig ins Gewissen geredet, fängt an zu dichten. Sie kennen die Romanzen; dazu hat er wieder eine neue und zwar sehr schöne gemacht ꝛc.“ Rohde bemerkt dazu: „Die ‚Romanzen vom Rosenkranz‘ waren also bereits damals (1805) im Werk, zum Theil schon ausgeführt. *Das ist meines Wissens sonst nicht bekannt.*“ Dies ist freilich ein Irrtum. Ich brauche Rohde nur auf Goedeke [2]6, 54 zu verweisen, wo ausgesprochen ist, daß diese Romanzen wenigstens schon 1803 in Marburg begonnen wurden. Aber auch das Buch über Arnim und Brentano hätte ihn eines Besseren belehren können; da schreibt Brentano, S. 131, am 15. Februar 1805 Arnim: „Ich habe die bekannten Romanzen wieder vorgenommen und *noch drei* hinzugedichtet ꝛc.“ Wir erhalten hier zugleich ein lehrreiches Beispiel, wie Briefe überhaupt zu lesen und zu verstehen sind. Denn die Vergleichung mit Brentano selbst entzieht der Äußerung Creuzers, ob ihr Kern gleich richtig ist, doch in ihrem vollen Umfange den exakten Wert, den wir heute brieflichen Nachrichten beizulegen gar zu leicht bereit sind.

Ich breche mit derartigen Bemerkungen ab. Es soll doch nicht den Anschein gewinnen, als hätte ich an der Publikation bloß auszusetzen.

Nein, sie enthält auch litterarhistorisch viel Tüchtiges, das ich anerkenne. Ich will wenigstens Einiges davon noch kennzeichnen.

Rohdes Material berührt sich natürlich mit dem 1894 von Geiger veröffentlichten. Die Leser des Euphorion können leicht meine Recension des letzteren nachlesen. Ich sehe jetzt mit Genugthung, daß dem neuesten Material gegenüber die Ergebnisse meiner Kritik bestehen und von Rohde angenommen werden. Er selber betrachtet auch von seinem Standpunkte aus Geigers Arbeit und liefert weitere Berichtigungen. Auch diese muß derjenige kennen, der die in Geigers Buche veröffentlichten Papiere wissenschaftlich benutzen will.

Über diese Dinge darf ich mich um so freier aussprechen, als Rohdes Arbeitsweise mich persönlich nach keiner Richtung hin verpflichtet oder einengt. Ich bin hier durchaus seiner Meinung. Wo die Sache anerkannt wird, ist eine ornamentale Ausstattung des Anerkenntnisses überflüssig und für Männer, die auf sich halten, wertlos. Doch darüber habe ich meine Gedanken, wie Rohde zum ersten Male meinen Namen nennt. Er spricht in seiner Vorrede, S. XV, von dem schon Eingangs erwähnten Frankfurter Zeitungsartikel des Jahres 1862. Dieser wurde, als im Buchhandel und Bibliotheksverkehr nicht erhältlich, im Mai 1895 von dem Heidelberger Universitätsbuchhändler Karl Groos, einem Verwandten Leonhard Creuzers, neu aufgelegt: ich habe ihn mit ganz wenigen Worten im Euphorion 2, 840 angezeigt. Nun kommt jetzt, 1896, im bequemen Besitze des Neudrucks Erwin Rohde und erklärt, diesen Zeitungsartikel hätte Schwartz nicht benutzt, Geiger nicht benutzt: „ebensowenig sein Recensent R. Steig, Euphorion 2, 406—419". Ich führe hier nur allein meine Angelegenheit. In Rohdes Bemerkung kann ein Vorwurf liegen; wenn einer darin liegt, dann ist er leicht zu widerlegen. Als ich meine Recension schrieb, war der Zeitungsartikel im Original für mich nicht da: die Königliche Bibliothek Berlin enthält sogar nicht die heutige Frankfurter Zeitung. Aber sowohl seiner Existenz wie seinem Inhalte nach war mir der Artikel doch bekannt. Seine Existenz, und ein wenig mehr, steht in Adolf Stolls Programmabhandlung über Savignys Sächsische Studienreise (1890, S. 5) vermerkt; eine — früher nicht, jetzt freilich kontrollierbare — Benutzung des, in Heidelberg wahrscheinlich vorhandenen, Originals lag in Georg Webers Heidelberger Erinnerungen (1886, S. 118 ff.) vor. Ein kritisches Mittel für meine Recension floß mir aber nicht zu: offenbar auch Rohde nicht, der es mir sonst gesagt haben würde. Weil aber bei Weber ein Mehr gegenüber der Günderode-Biographie von Schwartz gegeben war, habe ich Weber im Neuen Goedeke (6, 66) seinerzeit citiert. Es entfällt also das litterarische Recht zu einem Monitum.

Andererseits erkläre ich mir nur schwer Rohdes Verhalten zu Geigers Buche. Zwar nicht alles, aber vieles, was er über oder

gegen diesen vorbringt, fühlt sich wattenweich an. S. 75 läßt er ihn sogar einen Brief „richtig auf Ende 1805“ datieren, während dieser thatsächlich ihn schwankend auf „Ende 1805 oder Anfang 1806“ angesetzt hatte. Geiger glaubte daher, Rohde als einen Gesinnungsgenossen von sich betrachten zu können. In diesem Sinne, zugleich in erkennbarem, wenn auch nicht offen ausgesprochenem Gegensatze gegen mich, schrieb er einen Feuilletonartikel über das Rohdesche Buch in die Frankfurter Zeitung 1896, Nr. 222. Mich lassen journalistische Leistungen dieser Art vollständig kalt, solange nicht meine in einem wissenschaftlichen Fachorgan gegebene Recension vor demselben litterarhistorisch maßgebenden Publikum widerlegt ist. Geiger hat geschwiegen. Ich richtete mich gegen die wissenschaftliche Qualität seines Buches und gegen seine Behandlung der beteiligten Personen, namentlich Creuzers. Rohde hat nun Geigers Frankfurter Feuilleton nicht ertragen können und ihm an derselben Stelle, unter dem 12. August 1896, seine Absage gethan. Ich hebe Zweierlei daraus hervor: „Herr Geiger scheint Dem, was sich aus Creuzers Briefen von dem Verhalten und dem ganzen Wesen der beiden Menschen ersehen ließ, nicht unbefangen gegenübergetreten zu sein. Wie hätte sich ihm sonst auf Creuzers Seite Alles, Gedanken, Motive und Handlungen, so gänzlich ins Niedrige und Triviale herabgezogen zeigen können; wie hätte er sonst ihn zum Schluß mit dem Urteil auf rohen Egoismus und Gefühlsheuchelei so schimpflich entlassen mögen? So häßliche und vulgäre Züge trägt Creuzer nur in Geigers subjektiver Auffassung.“ — — und: „Ob es irgendwo Bettinomanen giebt wie die, von denen sich Herr Geiger ungerecht verketzert glaubt, weiß ich nicht. Immer möchte ich noch lieber mit solchen als mit etwaigen Bettinomastiges auf Einer Bank sitzen.“[1]

Und mit Freude habe ich in der Absage weiter gelesen, was Rohde im allgemeinen über Bettina sagt. Es entspricht dies schärfer der Gründlichkeit, mit der er Bettinens ihrer eigenen Jugendzeit gewidmeten Werke, soweit sie mit seinem Stoffe in Verbindung stehen, beurteilt und auch in der sogenannten Echtheitsfrage gut beobachtete Thatsachen feststellt, die keiner übersehen darf, der sich mit diesen Dingen befassen will; und die mit sehr viel anderen, welche ein jetzt fast überreich zuströmendes Material sonst noch ergeben hat und ergeben wird, sämtlich vorbereitend wirken

[1] (Zusatz vom 21. Dezember 1896:) Geiger hat jetzt über diese Dinge in den Anmerkungen zu den „Dichtern und Frauen“, S. 379, nach seiner Weise geredet. Kein Wort sachlicher Widerlegung. Was er S. 173 f. über ein neu produziertes Briefchen Brentanos sagt, ist wieder Alles wertlos und falsch. Ich stelle einfach das Richtige hin: „Clemens' Brief ist an seine Schwester Gunda (Gundel, Kunigunde) Brentano gerichtet, gehört in den Februar 1801, und stellt sich als eine seiner Antworten auf diejenigen Briefe Gundas dar, aus denen ich das Wichtigere in Arnim und Brentano S. 22 mitgeteilt habe.

auf eine historisch-kritische Ausgabe der Werke Bettinens, die einmal doch hervortreten wird. Rohde bekennt sich frei zu der Anschauung, daß Bettina das Bild ihrer Jugendfreundin im großen Stile lebensvoll und, von unbewußten Verschiebungen chronologischer Art abgesehen, auch wahrheitsgemäß gestaltet habe.

Lassen wir innerhalb der Grenzen des neuen Materials den Blick auch noch auf die Creuzer und Karoline von Günderode umlebenden Personen fallen, so bemerken wir einen sehr geringen Grad von Teilnahme für alles das, was von diesen geistig gethan und angestrebt wird. So ausschließlich sind eben jene beiden Menschen in ihren Briefen auf sich selbst gerichtet. Für die damals jung aufsprießende Heidelberger Litteratur und Poesie ergiebt sich so gut wie kein Gewinn. Das Wunderhorn, das doch in Creuzers unmittelbarer Nähe geschaffen wurde, wird mit keinem Worte erwähnt. Es liegt nicht daran, daß Creuzers Haltung den Brentanos, namentlich Bettinen und Clemens, gegenüber in einem menschlich begreiflichen Streben nach alleinigem Einfluß auf die Günderode immer abdrängender wird. Für Arnims Persönlichkeit aber, als sie ihm in Heidelberg entgegen tritt, hegt er neidlose Bewunderung: „Arnim redet sehr wenig; was er sagt, ist gewöhnlich heiterer Scherz. Aber im Stillen, wenn ich so ihm auf dem Spaziergange seitwärts ging, hab ich mich an seiner Erscheinung geweidet. Zuversicht und Kraft sind ihr aufgeprägt. Es ist doch was Herrliches um dieses kräftige Auftreten auf den Erdboden, um dieses heitere, klare, feste Blicken in die Welt hinaus, wie wenn sie Einem dienen müßte. Sehen Sie, das vermag Arnim, und zwar ohne gesuchte Kraft, ohne Brutalisieren, sondern so, daß die Kraft freundlich ist und gemildert und folglich schön. So soll der Mann sein" S. 48. Tief und herrlich und gerecht ist auch die volle Charakteristik Savignys, S. 26—28, die wie der Sonnenschein alles Trübe, das der vergängliche Unmut des Augenblicks wohl auch gegen ihn und seine mäßigenden Abmahnungen aussprach, leuchtend überwindet. So, wie hier und an vielen anderen Stellen, kann nur ein edel angelegter Mensch denken, empfinden und sich ausdrücken. Ein Mann wie Creuzer konnte wohl irren, denn er war ein Mensch, doch nie sich selbst verlieren. Keiner seiner bedeutenden und großen Zeitgenossen, deren Namen wir heute mit Achtung und Ehrfurcht nennen, ist an ihm irre geworden, obgleich sie um das schwere Verhängnis seines Lebens sehr wohl wußten. Der alte Voß, sein späterer wissenschaftlicher Gegner, schlang um ihn die Arme, wie er wieder in das Leben eintrat. Daub, Schwarz, Wilken,[1] Leonhard Creuzer, Savigny, Arnim, Görres hielten ihm unentwegt ihre Freundschaft. Und auch Goethe, in dessen Weltanschauung das Symbolische eine mit den Jahren des Alters zunehmende Macht war, hat noch 1815 in Heidelberg

[1]) Siehe Adolf Stolls wichtiges Buch über Wilken. Cassel 1896, S. 37.

Creuzers persönliche Nähe aufgesucht. Diese lebendigen Zeugnisse sprechen eine höhere Sprache für uns, als das lückenhafte Stückwerk papierner Nachrichten. Wer im Sinne Goethes und der Seinigen seine Arbeit thut, wird auch heute und fortan das Andenken Friedrich Creuzers in Ehren halten.

Berlin. Reinhold Steig.

Jaden H. K. Freiherr von, Theodor Körner und seine Braut. Körner in Wien, Antonie Adamberger und ihre Familie. Ein Beitrag zur Körner-Litteratur und zur Geschichte des k. k. Hofburgtheaters in Wien. Mit 16 Illustrationen. Dresden, Verlag des Universum Alfred Hanschild 1896. 3.60 M.

### 1. Bemerkungen zu Jadens Buche.

Für Theodor Körner und seine Braut Antonie Adamberger wird die Bereitwilligkeit, immer neu von ihnen zu hören, bei allen Deutschen fortbestehen. Es liegt in Körners Leben und Dichten zwar nichts Problematisches, das im höheren geistigen Sinne unsre Anteilnahme sich erzwänge, und Toni Adamberger, so liebenswert auch ihre Kunst erscheint, gehört nicht eigentlich in die Zahl der unvergeßlich großen Schauspielerinnen aus dem Anfang des Jahrhunderts. Allein der Glanz der Jugend, der Liebe und des Heldentums umschwebt ihre Gestalten und schenkt ihnen immer frisches Leben. Ist doch Theodor Körner, wie kein anderer, aus Dichtermunde gefeiert worden. Die noch von Körners Vater begonnene und später fortgesetzte Sammlung dieser poetischen Stimmen ließe sich sehr beträchtlich vermehren, zöge man namentlich die Tageslitteratur jener Jahre in weiterem Umfange heran, als bisher geschehen ist. Seine dramatischen Dichtungen wurden nicht nur in Wien, Weimar und Berlin, wo auch das Moment der persönlichen Verehrung für ihn und die Seinigen mitspielte, freundlich aufgenommen, sondern sie fanden selbst frühen Eingang in das südliche Deutschland, dem es damals schwerer werden mochte, sich für den preußischen Freiheitshelden zu begeistern. Mir liegen, während ich diese Betrachtungen niederschreibe, aus der Zeit bald nach den Freiheitskriegen, in einem Journal, das die Charis heißt, eine Masse von Theaterberichten der Mannheimer Bühne vor, auf die noch damals von dem Glanze der Dalberg-Schiller-Iffflandischen Epoche ein Schimmer fiel. Danach wurden Körners Dramen in Mannheim häufig aufgeführt, und in der Charis begegnet man förmlich schon einem Körner-Kult. Als Lyriker wird er neben Ernst Schulze, dem mystisch-liebenden Dichter der bezauberten Rose, genannt, der gleichfalls als freiwilliger Jäger in den Freiheitskampf gezogen war. Als „Nachklänge an Theodor

Körner" erscheint dort (1823) eine Folge von zehn Sonetten, die in Hoffnung für die Zukunft ausklingend schließt:

Längst schläf'st Du unter ihren Schattenzweigen
Im ungestörten, friedensvollen Traume,
Und Schwert und Leier in dem heil'gen Raume
Sind Deines Grabes ewig laute Zeugen.

Hier wollen wir, will uns der Zweifel beugen:
Die Opfer fielen einem leeren Traume —
Den Schwur erneu'n, hier an dem heil'gen Baume,
Dem Vaterlande Gut und Blut zu reichen.

Dies sei nun Deine schönste Todtenfeier,
Dem spät'sten Enkel, unauslöschbar theuer,
Durchglüht von Deiner Lieder heil'gem Feuer.

So schlummre sanft im kühlen Schattenwehen,
Und wenn wir treu, bis in den Tod bestehen,
Blüht uns ein schön'res, ew'ges Wiedersehen.

Die hier ausgesprochene patriotische Gesinnung war es, die Theodor Körner 1863 bei seinem fünfzigsten Todestage in Wort und Schrift und Lied wieder feierte; ging man damals doch nach allgemeinem Gefühle gewaltigeren Ereignissen entgegen, die noch größere Opfer zu fordern, aber auch größere Erfolge zu versprechen schienen. Und abermals erwachte, wenn vielleicht auch mehr litterarisch begrenzt, 1891 das Andenken an ihn, als hundert Jahre seit seiner Geburt verflossen waren. Schriften über Theodor, seine Braut und die Eltern Körner erschienen. Voran Fritz Jonas' die ganze Familie umfassendes Körner-Buch. Latendorfs wichtige Untersuchungen und Liedes- und Liebesgrüße. Dann Rudolf Brockhaus' kostbare Körner-Gabe und Emil Peschels willkommene Veröffentlichung des Kriegstagebuches. Einzelne Aufsätze dazwischen und nebenher. Noch ist die Bewegung nicht zum Stillstand gekommen, und als die jüngste Leistung tritt jetzt das Buch des Freiherrn von Jaden hervor, dessen Sammelbeflissenheit und gutem Willen, wie vorweg erklärt sei, jede Anerkennung von meiner Seite widerfahren soll.

Um indessen als bequeme Lektüre empfohlen zu werden, müßte es viel allgemeiner und weniger im Stile einer alles irgendwo Gefundene mitnehmenden Studienarbeit gehalten sein. Der Verfasser ist Österreicher, und darum sei ihm eine gewisse Freiheit in Bethätigung eines Wiener Lokalpatriotismus gern zugestanden. Ihm schienen die dortigen mit Körner irgendwie in Verbindung stehenden Örtlichkeiten wichtig genug, um genau erforscht und im Bilde reproduziert zu werden. Wenn man jedoch z. B. die beigegebenen Porträts Theodors und Tonis mit den gleichen bei Peschel und Latendorf vergleicht, so wird man sich von der Güte der

16 Illustrationen in dem Buche keine zu günstige Vorstellung bilden dürfen.[1] Den eigentlichen Kern des Buches sollte wohl eine Darstellung von Körners Aufenthalt in Wien, 1811—1813, bilden. Wozu dann eine zwiefache Studie über die Familie und die Bühnenthätigkeit der Toni Adamberger treten konnte. Die ganz lose Komposition ließ die Mitnahme von allerhand Einzelnotizen, Nachrichten von ungedruckten Briefen u. s. w. möglich erscheinen. Meines Erachtens ist der Kern nicht groß genug, das Übrige zu groß geworden. Es gilt dies insbesondere auch von der in das Überlieferungsdetail tief eingehenden Benachrichtigung, die wir über Tonis Eltern Adamberger und ihre Großeltern Jaquet, sämtlich einst der Wiener Bühne angehörig, in dem Buch empfangen.

Es wird sich noch manche Frage an Jadens Aufstellungen knüpfen. Denn was die völlige Durchdringung und innere Verbindung anbelangt, so hätte eine ruhig und geduldig wiederholte Arbeit dem weitschichtigen Stoffe nicht geschadet. Wer derartige Studien treibt, darf doch nicht erklären, daß er ein so wichtiges Hilfsmittel wie Adolf Wolfs vierbändiges Körner-Werk unbenutzt gelassen habe. Ein guter Stern hat ihn vor Irrtum zwar bewahrt, aber manche Beziehung ist ihm doch nicht aufgegangen: er würde z. B. seine Nachrichten über den Tod der Schauspielerin Krüger mit Tonis schmerzlichem Brief an Theodor (Wolf 4, 299) zu verbinden nicht unterlassen haben. Verfehlt scheint mir Jadens Deutung des S. 79 abgedruckten, undatierten Briefes von Theodor an seinen Freund Fritz Henoch zu sein. Mit jugendlicher Überschwenglichkeit spricht Theodor von einem „weiblichen Wesen", in dem „alle Harmonien des Himmels, alle Gestalten der hellenischen Poesie, alles Göttliche, Erhabene, was das Weltall nicht begreifen könne, was nur in der Ideenwelt eines liebenden Herzens sich entfalte, das Unaussprechliche an Gott, mit einem Wort, die Vollendung der „reinen ätherisch poetischen Form" enthalten sei, und „möge auch zwischen ihm und ihr eine Kluft sein, die nur der Tod überspringen könne, so könne er doch fernstehen, sie anbeten, den Staub küssen, den ihr Fuß getreten, und die Luft umfangen, die sie gekühlt habe"; „habe sie ihm doch schwesterlich die Hand gedrückt und ihm, o Seligkeit des unendlichen Gottes, die Wange gereicht zum Kusse". Es hieße doch alle natürliche Erklärung beiseite lassen, wollte man wirklich mit Jaden an Körners Freiberger Studentenliebchen denken. Die „Kluft zwischen ihm und ihr" kann doch wohl nur von einer viel älteren, verheirateten Dame verstanden werden. Nach meinem Dafürhalten würden diese Worte auf die gefeierte Frau Professorin Hendel-Schütz passen, über deren mimisch-

[1] Zu S. 9 sei bemerkt, daß jetzt (1896) auch in dem von der Wiener Gesellschaft für vervielfältigende Kunst herausgegebenen Werke über „Die Theater Wiens", Abschnitt Burgtheater, eine Radierung W. Ungers „Maria Anna Adamberger" enthalten ist, und später gewiß nicht das Portrait Toni Adambergers fehlen wird.

deklamatorische Darstellungen antiker wie neuerer Kunstgebilde und Theodors Sonett an sie 1811 in Berlin ich im Ergänzungsheft des Euphorion 1895, S. 92, gesprochen habe. Er wäre nicht der einzige gewesen, dessen Sinne die klassisch schöne Frau bezaubert hätte. Der merkwürdige Brief gehörte dann nach Berlin in den April 1811, und nicht schäumende Jugendliebe, sondern viel mehr schwärmerische Bewunderung machte seinen Inhalt aus. Seit Wackenroders Tagen waren den Romantikern Wendungen wie „fern stehen und anbeten" oder „auf die Knie des Herzens niederfallen" geläufig, um ihren Kunstempfindungen den höchsten Ausdruck zu geben.

Litterarhistorisch und theatergeschichtlich von Wert ist in Jadens Buch die Liste, die er von den Wiener Aufführungen der dramatischen Dichtungen Körners giebt. Dasselbe gilt von dem Verzeichnis der Rollen, die Toni Adamberger von 1805—1817, wo sie sich mit Ritter von Arneth verheiratete und von der Bühne schied, am Burgtheater spielte. Schon Latendorf hatte, fern von den einschlägigen Wiener Hilfsmitteln, eine genaue Übersicht über das Repertoire der Künstlerin für die Erklärung seiner „Liedes- und Liebesgrüße" Theodors S. 129 sehr vermißt. Gern empfangen wir von Jaden, im Anschluß daran, ihr Bildnis als Emilia Galotti, vielleicht das ähnlichste, das von ihr existiert haben mag. Wenn wir diese regelmäßigen, nicht weichen Züge in dem kräftigen Oval des Gesichtes mit den großen — nach Theodor dunklen — Augen betrachten, so glauben wir willig an „die große Seele, den festen Sinn, den gesetzten, ans Männliche grenzenden Mut und die herzerschütternde Wirkung", womit sie ihre Rolle als Emilia nach dem Zeugnis des Theaterrecensenten durchgeführt habe. Deswegen aber erachte ich das fein und lieblich idealisierte Medaillonporträt von ihr keineswegs für unecht, und Jadens vorläufig ablehnende Bemerkungen gegen dasselbe, auf S. 50, wären besser fortgeblieben, zumal er doch selber eine Nachbildung bringt. Außer Lessing finden wir in ihrem Rollenverzeichnis von den Klassikern noch Goethe und Schiller, von den zeitgenössischen Dramatikern fast alle bedeutenderen Namen vertreten, wie auch solche, die heutigentags vergessen sind. Sie deklamierte 1811 „mit der ihr eigenen Anmuth und Liebenswürdigkeit" vor Napoleon in Schönbrunn Schillers Teilung der Erde. Im folgenden Jahre spielte sie zuerst in einem Stücke Theodor Körners, und zwar im grünen Domino die Rolle der Maria: es ist bekannt, wie ein Vorfall bei der Probe, als sie versicherte, daß sie niemals einem Menschen das Wort brechen würde, ihre und Theodors Liebe entschied.

Mit diesen letzteren rasch hingeworfenen Bemerkungen wollte ich nur zeigen, wie das scheinbar spröde Material bei Jaden uns doch interessante Dinge aus dem Leben der Künstlerin erzählen kann, und wie dankbar wir ihm für die Mühe des Sammelns sein müssen. Es wird jedoch immerhin noch eine lohnende Nachlese und eine größere Auswertung des bereits Ge-

fundenen möglich sein. Latendorf hatte zu Nr. 15 der Liedesgrüße Entzückung bemerkt S. 139 vgl. 131, Toni Adamberger scheine in der von Körner begeistert geschilderten musikalischen Aufführung während der Passionszeit im März 1812 eine hervorragende Solopartie durchgeführt zu haben, Genaueres müsse aus gleichzeitigen Wiener Tagesblättern ermittelt werden: bei Jaden findet man keine Auskunft, obwohl er uns doch S. 39 zu einer Kritik ihres etwas späteren Spiels in Kotzebues Erbschaft darauf, daß „sie auch im Gesange schöne Erfolge errungen", als auf „etwas Neues" hinweist. Ich versuche, von Jadens Liste aus, zwei Sonette der Liedesgrüße näher zu bestimmen.

## 2. Die Sonette 4 und 5 der Liedesgrüße.

Die beiden Sonette „an Toni", von denen ich sprechen will, tragen in Theodors Original den eigenhändigen Vermerk, daß sie am „17. Februar 1812" gedichtet seien. Da in dem ersteren zweimal von „des Britten Liedern", dessen „Riesengeist durch das Haus gehe", die Rede ist, so mußte Latendorf, S. 131, voraussetzen, daß Toni an jenem Abend in einem Stücke Shakespeares aufgetreten sei. In welchem? ließ sich aus dem Sonette selber nicht bestimmen; und diese Unbequemlichkeit für die Interpretation mußte um so verdrießlicher sein, als das folgende fünfte Sonett — das doch Körners Vermerk auf den gleichen Abend datiert — trotz seiner handgreiflichen Anspielungen erst recht nicht auf ein Stück Shakespeares gedeutet werden konnte.

Nun besagt Jadens Liste, daß Toni Adamberger am 17. Februar 1812, und später wiederholt, die Rolle der Julia in Karl Wolfarts Trauerspiel „Die Katakomben" gegeben habe. Wolfart gehörte der Berliner Gesellschaft an, war ein gelehrter Arzt, Musik- und Litteraturfreund; als Mitglied der Zelterschen Liedertafel wohl auch Körner in Person bekannt geworden. Sein Stück behandelt 1810 — natürlich im verhüllten Hinblick auf Napoleon — des entsetzlichen Nero Untergang, den die kleine Christenschar mit herbeiführt, welche sich, geleitet vom edlen Konsul Metellus und gestärkt durch den siegreichen Glauben seiner Tochter Julia, vor Neros Rache in die Katakomben geborgen hat. Ich gestehe nun, daß ich das erstere, vierte Sonett der Liedesgrüße: „Ein Riesengeist geht durch das Haus, es beben ꝛc." mit dem Inhalt des Wolfartschen Trauerspieles nicht zu reimen vermag, soviel halbe Möglichkeiten sich Anfangs auch zu öffnen schienen. Es muß für das Sonett eine Shakespearesche Tragödie, deren Riesengeist Toni durch die Anmut ihres Spieles mildernd bezwungen habe, vorausgesetzt werden. Nach Jadens Liste aber ist sie nur im Othello als Desdemona, und zwar öfters, aufgetreten.[1])

[1]) Nach den Liedesgrüßen auch am 25. Juni 1812, eine Notiz, die in Jadens Liste fehlt oder, wenn irrig, von ihm zu berichtigen war.

Auf diese Rolle werden wir also doch das sehr allgemein gehaltene Sonett beziehen müssen, ungeachtet dessen, daß Körner seine Braut später noch einmal, in Nr. 45 der Liedesgrüße, als Desdemona gefeiert hat. Er hätte sich alsdann bei nachträglicher Fixierung des Sonetts auf den 17. Februar 1812 geirrt.

Dagegen paßt das andere der beiden Sonette auf die Katakomben, und um so stärker tritt die Unmöglichkeit hervor, daß Körner an demselben Abend außerdem noch jenes vierte Sonett an Toni gedichtet haben könne. Ich deute die erste Strophe

Erwartend stand ich vor Thaliens Hallen.
Ich sah ein Bild mit reichem Frühlingsweben
In Scherz und Anmuth zart vorüberschweben,
Ich sah es noch, der Vorhang ist gefallen

als die lebhaft vergegenwärtigte Erinnerung an eine frühere Vorstellung, in der Toni Adamberger Scherz und Anmut entfaltete, während Theodor selber erwartungsvoll im Theater war. Welche Aufführung konnte er damals wohl im Sinne haben? Ich denke: nur die einen Monat früher stattgehabte Aufführung seines grünen Domino, dessen beide Rollen, Maria und Pauline, mit Toni Adamberger und Anna Krüger besetzt gewesen waren. Welche tiefe, ihn aus der natürlichen Spannung, ob sein leichtes Stück bestehen werde, befreiende Empfindung ihm das bezaubernde Spiel der Adamberger gegeben habe, rühmen auch seine Briefe von jenem Abend und aus späterer Zeit an den Vater. Trifft dies zu: so schließt sich unser Sonett, Nr. 5 der Liedesgrüße, unmittelbar an das Sonett Nr. 3 an, welches aus Anlaß der Aufführung des grünen Domino „an Maria und Pauline", das heißt an die beiden genannten Darstellerinnen dieser Rollen, gerichtet ist; und wir müssen glauben, daß das zwischengeschobene Sonett Nr. 4 Ein Riesengeist ꝛc. nicht an der richtigen Stelle steht.

Das heitre Bühnenbild, das Toni im grünen Domino gewährte, nimmt Körner nun als Gegensatz zu der ernsten Rolle, die sie in Erfüllung ihrer strengen Lebenspflicht als Julia in den Katakomben darzustellen hat. Die Aufführung des Trauerspiels nimmt nun ihren Anfang:

Bald aber hör' ich düstre Lieder schallen,
Ich fliege hin, mich faßte tiefes Beben,
Das heitre Bild, besiegt vom strengen Leben,
Geht mit dem Schmuck der Thränen durch die Hallen.

Die „düstren Lieder" sind nämlich die Gesänge, die — bei Eröffnung des Stückes — die Christengemeinde in den Katakomben aus Andacht glühendem Herzen zu Gottes einzigem Sohn emporsendet. Nicht mehr in heitrer Anmut: nein, mit dem Schmuck der Thränen geht Toni jetzt als Julia, die gefangen mit der Mutter vor Nero geführt wird, durch die

Hallen des Cäsarenpalastes. Und, ruft der Dichter bezaubert von der Schönheit ihres Spieles aus:

Und welche Thränen, welche Zaubertöne!
Die heitre Anmuth, diese ernste Schöne:
Ich stamme noch, ich weiß nicht, was ich kröne.

Er weiß nicht, ob er ihrem heitren oder jetzt dem ernsten Spiel den Preis zuerkennen solle. Doch, selig im Besitze der Geliebten,

Der Lieder Ahndung hat mich nicht betrogen.
Hoch über des gesunknen Lebens Wogen
Steht meiner Träume goldner Irisbogen.[1])

### 3. Toni Adamberger und Clemens Brentano.

Jaden hat, wo er es nach seinen Quellen vermochte, jedem Bühnenstücke in der Aufführungsliste den Autornamen beigesetzt. Dieser fehlt jedoch zu der Eintragung, daß Toni Adamberger am 18. Februar 1814 in dem fünfaktigen Lustspiele „Valeria" die Titelrolle gespielt habe. Es mag eine Entschuldigung sein, daß die Valeria als solche nicht im Druck erschienen ist: sie war die Bühnenbearbeitung von Clemens Brentanos Ponce de Leon, die während des Dichters Anwesenheit in Wien gerade an jenem Abend, wie wir schon aus andrer Quelle wußten, am Burgtheater aufgeführt wurde. Das Wichtige und Neue aber für mich war, daß Toni Adamberger in der entscheidenden Rolle mitgewirkt hat, und daß sich daraus ein fest bestimmbares Verhältnis zwischen ihr und diesem Dichter gewinnen ließ.

Wenn die Bühnenbearbeitung des Ponce heute etwa aus dem Aktenmaterial des Burgtheaters auftauchte, so würde sie in mehr als einem Sinne für uns lehrreich sein. Sie würde uns erkennen lassen, worin es lag, daß selbst eine Schauspielerin wie Antonie Adamberger, deren Spiele Theodor Körner doch zumeist seine Erfolge dankte, die Rolle der Valeria nicht retten konnte. Das gedruckte Lustspiel, 1804, wie es vorher noch Goethe zur Beurteilung vorgelegen hatte, war auch nach Brentanos eigner Meinung nicht bühnenfähig. Die innere Einheit mangelte. Die erste Idee war wohl darzustellen, wie der junge Ponce, der mit den Herzen aller Mädchen spielt, selbst der Liebe Pein erfahren muß, als er ernstlich um die edle Isidora wirbt. Die fast traumhafte Anlage seines

[1]) Ich bemerke kurz, daß ich mich in der Frage, ob Toni bei der ersten Aufführung des grünen Domino (17. Januar 1812) die Rolle der Marie oder der Pauline gespielt habe, bei dem Widerspruch der äußeren Zeugnisse aus innern Gründen für die erste Annahme entscheide und bei Körner lieber an eine rasche Verschreibung denke. Meiner Erklärung des Sonetts entsprechend, habe ich hinter „Schöne" ein Kolon anstatt des Punktes gesetzt.

Charakters läßt das unsichtbare Eingreifen Anderer für ihn um so leichter geschehen und Intriguen, Vermummungen, Irrnisse aller Art möglich werden. Gleichsam das Opfer für diesen Gang der Dichtung war die Gestalt der armen Valeria, die schmerzvoll dem Ponce entsagt und sich ihrem treuen Porporino wiedergiebt. Die Scene, wie sie unerkannt dem von Heimweh ergriffenen Vater sein stilles Häuschen zu Sevilla vor die Sinne gaukelt: nicht wo die hohen Prachtgebäude in den breiten Straßen, sondern draußen, wo die letzten Häuser stehen — ist von rührender, doch nicht lustspielmäßiger Wirkung. Und über die ganze Dichtung fliegt ein überschaues Spiel eher befremdenden, als anziehenden Wortwitzes.

Trotzdem war Brentano nur allzu gern bereit, seinen Ponce auf die Bühne zu bringen. Der Verkehr mit den Wiener Schauspielern verführte ihn. Nach vorheriger Verteilung und Besetzung der Rollen arbeitete er in leichtem Einvernehmen mit ihnen den Ponce um. Die Rolle der Valeria erhielt Toni Adamberger, deren „wehmütig-süße" Sprache vortrefflich für sie paßte. Aber dadurch, daß er, nach dem neuen Titel zu schließen, die Gestalt der Valeria jetzt gänzlich in die Mitte rückte, schwächte er noch viel mehr das Lustspielmäßige seines Stückes, und trotz des Spiels der Toni Adamberger fiel es durch. Wiewohl er in Bernards dramaturgischem Beobachter damals bittre Worte gegen die Schauspieler sagte: die Darstellerin der Valeria hielt er außerhalb des Streits, ein Beweis, daß sie in seinen Augen an dem Mißerfolg nicht schuldig war.

Ihrer künstlerischen Bedeutung hat er bei einer anderen Gelegenheit öffentlich gehuldigt. Es war im Januar 1814, als sie die Beatrice in Schillers Braut von Messina spielte: eine Darstellung, die wieder nicht in Jadens Liste verzeichnet ist. Brentano berichtete über die Vorstellung im Dramaturgischen Beobachter. Nachdem er die Leistungen der übrigen Schauspieler einzeln gewürdigt hat, fährt er über Toni Adamberger also fort:[1] „Zuletzt wende ich mich an die liebe, süß flehende, reine, oft ganz zauberisch tönende Beatrice, denn sie ist anders gedacht in diesem Gedicht als alles; die übrigen sind die Säulenhalle, die über dem Schuldlosen, Melodischen, Menschlichen zusammenstürzt, *sie* darf allein ganz Mensch sein, eine Jungfrau, eine Liebende, eine Braut, das ist die Grenze — da sie Tochter, da sie Schwester wird, bricht das Geschick herein, und sie muß kälter, ruhiger werden; dort tritt sie in den Styl des Gedichts, das Haupt der Meduse versteinert die Blume, die sich in dem Schilde des tragischen Schicksals spiegelt. Daß mir nichts bleibe als ihr Lob, daß ich von diesen Zeilen ganz freudig scheide, stehe der Tadel zuerst. In *deklamirten* Stellen ein beinah, sage *beinah* falsches Steigen des Tons am

[1] Ich nehme diese Stelle des Dramaturgischen Beobachters aus *Sauers* mir freundlich anvertrauten Abschriften und verweise zugleich auf seinen Bericht über das Journal im Ergänzungsheft des 2. Bandes des Euphorion.

Schlusse einzelnen Theils im Perioden; in den Erwartung, Ueberraschung bezeichnenden Stellen des Monologs im Garten einigemahl zu schnell, heftig, laut und kühn, und dadurch unwahr. Das ist das Strengste, und alles, was ich tadlen kann, und dieses gilt nur in deklamirten Stellen, wo das Herz nicht spricht. Aber wo dieses spricht, welches Herz, welche Sprache, welcher unendlich kindlich, schuldlos, mild und menschlich rein klingende Ton der Stimme; kein Gesang kann so rühren, und doch spricht sie nur. Das Herzlichste aber ist, wenn ihre Stimme aus dem süßesten Flehen, das je aus einer jungfräulichen Brust hervorgegangen, in einen gewissen leisen, ruhigen Ton der heiligsten Selbstbefriedigung sinkt, die wie der Blick eines Leidenden in sein bescheidenes, ruhiges, reines Herz wirkt. In diesen Momenten ist sie ganz die eigene Natur, da hört alle Kunst auf, da ist der Mensch reicher als die Kunst. Ich habe nie eine Schauspielerin gesehen von solchen herrlichen Gaben. Unter der Leitung der größten Meister könnte sie die größte werden, Sitte und Natur haben ihr alles gegeben, möge es auch die Kunst, denn ich weiß nicht ob sie genial ist . . . Beatrice soll nie eitel werden, so wird sie den Göttern ewig für die freundlichsten Gaben aus goldenen Händen danken können, und auf einer durch Natur und Sitte und Schönheit geheiligten Stufe ihren Gipfel finden. Sie könnte einen Genius spielen, sie ist der ihrige, und wendet sie sich nie von ihm, so wird ihr vielleicht auch der Genius aller, die Kunst erscheinen . . . . ich mußte reden, wenn gleich von solcher Anmuth mit Schweigen mehr gesagt wird; da aber ein klarer Spiegel sich durch jede Rede trübt, so wisse sie, daß dies kein Lob, sondern helle klare Partheilichkeit ist. Lebe wohl Braut von Messina!" — Man darf wohl fragen, ob außer Theodor Körner jemals ein Dichter schöner über Toni Adamberger als Künstlerin gesprochen hat, wie hier Clemens Brentano.

### 4. Theodor Körner und Toni Adamberger in Brentanos klingendem Spiele, 1813.

Also Brentano und Toni Adamberger kannten sich. In Berlin hatte er auch mit Theodor Körner gemeinsam an Zelters Liedertafel gesessen. In Wien, wohin er 1813 nach Körners Fortgang kam, verkehrte er in derselben Gesellschaft, der das Brautpaar in den Tagen des Glückes und der Hoffnung angehört hatte, und die jetzt um das Leben des jungen Kriegers bangte. Da kam die Kunde seines Todes zu den Wiener Freunden; die Trauer um Theodor und die Teilnahme für seine Braut war tief und allgemein.

Brentano, selbst von dieser Stimmung berührt, fand das Wort sie auszusprechen. Er dichtete damals in Wien, zwischen den Siegen bei Culm und Leipzig, sein klingendes Spiel Victoria. Nach Art des Vor-

spiels zum Wallenstein war es als ein großes Lagerbild von Truppen der verbündeten Heere gedacht, und zwar vor und während und nach einer siegreich durchgekämpften Schlacht: Theodor Körner und Toni Adamberger machte er zu Trägern seiner Handlung.

Unter den Soldaten tritt nämlich ein Lützower Jäger auf, mit Namen Siegemuth: er ist der begeisternde Poet des Heeres, der Kampfeslieder für die Kameraden dichtet, sein Herz geteilt in Liebe zu dem Vaterlande und zu seiner treuen Braut. Als er von ihr Abschied nimmt, ist sie sich dessen fromm und stolz bewußt, wie eine deutsche Jungfrau denken müsse:

Soll der Herr den Sieg uns schenken,
So muß auch geopfert werden,
Wär's mein Freund, o theurer Preis!
Wächst ein Lorbeer aus der Erden,
Daß ich ihn zu finden weiß.

Draußen tobt die wilde Schlacht. Am Kopfe verwundet kehrt der Lützower zurück ins Lager. Aber die Liebe zu der Braut vermag ihn nicht daheim zu halten. Er sah ja schon des Sieges Schimmer:

Nein, genesen bin ich wieder,
Und muß wieder in das Feld! — —
Laßt mich, laßt mich, denn mein Heil
Ist in solchen Schicksalsstunden
An des Hauptes leichte Wunden,
An ein Mädchen nicht gebunden.
Meines Deutschlands Blut zu stillen,
Quellend aus der Wunde Schmerz,
Muß ich sie mit Feinden füllen
Oder sinken an sein Herz!

Es ist keine Frage: Die Gestalten Theodors und seiner Braut haben hier Brentano vorgeschwebt. Körners Verwundung an dem Kopfe bei Kitzen an der Elbe, seine Genesung und der Wiedereintritt in das Korps, sehen wir, war ihm bekannt. Und so mut- und liebevoll, wie die Jungfrau in Brentanos Spiel sich zeigt, tritt das Bild der Toni Adamberger aus Briefen und Erinnerungen jener Tage uns heut entgegen.

Aber Brentanos klingendes Festspiel sollte, der ursprünglichen Bestimmung gemäß, ein Spiel der Freude sein. Sein Lützower Jäger durfte nicht bleiben in dem Kampfe, sondern mußte siegreich heimkehren und die Geliebte als Preis erhalten. Wollte der Dichter also Körners Heldentum bis an das Ende feiern, so blieb nichts andres übrig, als seine Person gewissermaßen zu verdoppeln und fortan von Theodor selbst als dem in der Schlacht gefallenen Freunde Siegemuths zu sprechen. Noch während der Lützower draußen kämpft, wird Anne — diesen Namen führt die Braut in dem Spiele — schmerzlich erinnert:

Doch im Krieg kommt Freud' und Leid,
Denkst Du noch an Theodor?

Ja, bestätigt sie,

Siegmuths Freund im heißen Streit!

sie weiß noch nicht, daß er gefallen ist; aber kein trauernder Bescheid wird ihr, sondern die stolz erhebende Tröstung: er

Dichtet nun im hohen Chor,
Vor der Helden Ehrenpforte,

und von droben, heißt es weiter zu Anne gewandt,

Schrieb er an Dich diese Worte,

die nun Anne im Kreise derer, die sie teilnahmsvoll umdrängen, laut und feierlich verliest, die bekannten Verse: „Theodor Körner an Viktoria“: „Ich weiß es wohl, Du hast um mich geweint“ u. s. w.

Man muß das Gedicht nachlesen. Sein inneres Leben ist zu zart, als daß es nicht über dem Versuche eines kürzenden Auszuges vergehen müßte. Der Dichter wendet sich in der Gestalt der Viktoria (Strophe 3) unmittelbar an Körners Braut und deutet zuletzt wieder mit der jungfräulichen Myrthe, die er dem dichterischen Epheu, dem kriegerischen Lorbeer und dem Eichenkranz des Todten zugesellt, gar herzlich auf Toni Adamberger hin. Und wie in ihrem Namen spricht dann Anne über ihn die Weihe:

Schön war sein Tod, ich traure nicht um ihn,
Der Frühling kömmt und macht die Bäume grün,
Der Vogel singt, die grünen Bäume blühn,
Die Blüthe fällt, die reifen Früchte glühn,
Sie bricht der Herbst, die Sänger weiter ziehn:
Still wird die Welt, es neiget sich der Winter,
Und zu des ew'gen Feuers Licht führt Gott die Kinder!

Wahrlich, so echt hat kein Anderer das Jugendlich-Fortwirkende und uns Erhebende von Körners kurzem Erdenleben aufgefaßt, und niemals sonst hat sich so rein verklärend die Dichtung auf seine Liebe zu Toni herabgesenkt. Wenn diese Worte, ihrer ersten Absicht nach, damals in Wien von einer Bühne herab zum Publikum gesprochen worden wären: wie hätten sie lebendig wirken müssen! Welche Liebe aber mußte auch in Wien für Theodor und seine Braut vorhanden sein, wenn ein Dichter mit der Darstellung ihres Geschickes auf ein allgemeines Verständnis und auf allgemeinen Beifall rechnen durfte.

Berlin. Reinhold Steig.

Wilhelm Waiblingers Gedichte aus Italien. Nach den ersten vom Dichter selbst besorgten Drucken, sowie aus dem handschriftlichen Nachlaß herausgegeben von Eduard Grisebach. Zwei Teile. Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Sofort nach dem am 17. Januar 1830 erfolgten Tod Wilhelm Waiblingers traf der junge Philologe Schlottig, der den Dichter in seiner letzten schweren Krankheit zu Rom mit Freundestreue gepflegt hatte, Vorkehrungen, um die Werke des allzu früh aus dem Leben Abgerufenen in einer Sammelausgabe erscheinen zu lassen. Doch das Verhängnis wollte, daß Schlottig noch in demselben Jahr dem Freunde in das Grab nachfolgte. Der Plan wurde später von H. v. Canitz wieder aufgenommen, und im Jahre 1839/40 wurden Waiblingers gesammelte Werke in neun Bändchen der Öffentlichkeit übergeben (Hamburg bei Georg Heubel). Die in jeder Hinsicht ungenügende Art, in der sich der Herausgeber seiner Aufgabe entledigt hatte, veranlaßte Eduard Mörike, den vertrauten Jugendfreund Waiblingers, dessen Schöpfungen wenigstens teilweise in neuer Form dem Publikum zugänglich zu machen. Er besorgte 1844 (Hamburg bei G. Heubel) die Edition eines Bands „Gedichte von Wilhelm Waiblinger". Indessen hatte Mörike bei der Auswahl keine ganz glückliche Hand, und namentlich mußten die Verbesserungen des Texts, die er sich gestattete, schwere Bedenken erregen. Erst Eduard Grisebachs Beschäftigung mit Waiblinger hat uns die Lyrik des Dichters in befriedigenden Ausgaben beschert. Grisebach hat zuerst die „Bilder aus Neapel und Sicilien" (1879 Leipzig bei Richard Schunn) und hernach die „Lieder des Römischen Carnevals und andere Gedichte aus Latium und den Sabinerbergen" 1881 Leipzig bei Philipp Reclam jun. Universalbibliothek Nr. 1470) herausgegeben. Neuestens hat er die „Oden und Elegien aus Rom, Neapel und Sicilien" (1895 ebenda, Universalbibliothek Nr. 3351 und 3352) folgen lassen und dieses Bändchen mit den Liedern des Römischen Carnevals u. s. w., die gleichzeitig in zweiter vermehrter Auflage erschienen, unter dem gemeinsamen Titel „Wilhelm Waiblingers Gedichte aus Italien" zusammengefaßt.

Neben der satirischen Novelle „Die Britten in Rom", die von Waiblingers Erzeugnissen heutzutage noch am meisten gelesen wird, und den „Wanderungen in Italien", die durch frische und kecke Darstellungsweise anziehen, sind es die lyrischen Gedichte, die dem leider nicht zur völligen Reife gediehenen Dichter einen bescheidenen Platz in der deutschen Litteraturgeschichte sichern. Von Matthisson ausgehend, für den er als Knabe geschwärmt hatte, belächelte er bald diese Jugendtorheit. Neben dem bewunderten Goethe waren Byron und Hölderlin fortan seine Vorbilder. Mit zunehmendem Alter huldigte er immer mehr der klassicistischen Richtung, und als es ihm vollends vergönnt war, in Italien, dem Land seiner Träume, zu leben, gab dieses mit seinen vergangenen und gegenwärtigen Herrlichkeiten die einzige Scenerie für seine Poesie ab. Ihm selbst galten seine in Deutschland entstandenen Lieder für nichtig, und in der That darf sein Können nur an seiner italienischen Lyrik gemessen werden. Zum künstlerischen Genießen, wie wenige befähigt, versteht er seine Eindrücke mit großer Anschaulichkeit und Kraft wiederzugeben. Der erhabene und pathetische Stil ist der ihm naturgemäße; nach volkstümlichen Weisen sucht man vergeblich bei ihm. Doch haben das anmutige Olevano und die liebenswürdige Nazarena ihm auch artige Tändeleien entlockt. Leider bringt das Hineinzerren persönlicher Verhältnisse oft in die schönsten poetischen Schilderungen Waiblingers einen Mißklang. Seiner ganzen Lyrik haftet eine gewisse nervöse Unruhe an, die sich aus seinem zerfahrenen Leben und seiner noch unvollendeten inneren Entwicklung erklärt. Hinter dem subjektiv Individuellen tritt das allgemein Menschliche zurück. So wissen diese Lieder wohl für die Person ihres Dichters Teilnahme zu wecken, aber den Leser in der Tiefe der eigenen Seele nur selten zu treffen. In der Form hat Waiblinger die antiken Metren sehr bevorzugt. Mit der Leichtigkeit und Flüssigkeit der

Production halten Sorgfalt in Kleinigkeiten und geläuterter Geschmack nicht gleichen Schritt, was übrigens bei der Jugend des Dichters nicht eben verwunderlich ist.

Die beiden bei Reclam erschienenen Bändchen und die „Bilder aus Neapel und Sicilien" vereinigen zusammen alles in sich, was Waiblinger auf italischem Boden gedichtet hat. Grisebach hat sich nicht damit begnügt, einen Nachdruck der Canitzschen Gesamtausgabe zu liefern, vielmehr ist er überall auf die ersten Drucke, teilweise sogar auf die Originalhandschriften des Dichters zurückgegangen. Überdies hat er eine Anzahl bislang unbekannter Gedichte darbieten können. Der Text ist mit großer Sorgfalt hergestellt, und auch gegen die Anordnung läßt sich nichts einwenden. Anmerkungen, bibliographische Notizen und Beiträge zur Textkritik erhöhen den Wert der Reclamschen Ausgabe, um die es sich hier in erster Linie handelt. Als Anhang zum zweiten Teil hat Grisebach auch eine biographische Skizze Waiblingers gegeben, die auf Vollständigkeit keinerlei Anspruch erhebt, aber einzelne wertvolle Nachrichten und verschiedene interessante unedierte Stücke bietet. Einige unwesentliche Irrtümer sollen im folgenden richtig gestellt werden. Zu S. 179: Den in Tübingen entstandenen Roman Feodor hat Waiblinger selbst vernichtet. Zu S. 185: Nicht Cotta machte Waiblinger den Antrag, in Italien zu reisen, vielmehr hat dieser jenen darum. Ich habe die Beziehungen zwischen Cotta und Waiblinger in einem Aufsatz geschildert, der demnächst in der Deutschen Revue erscheinen wird. Zu S. 206: Joseph Kopf, nicht Theodor Wagner hat das Grabmal des Dichters angefertigt. Aus vertraulichen Briefen von Zeitgenossen, und zwar auch von solchen, die Waiblinger durchaus nicht feindlich gesinnt waren, habe ich den Eindruck gewonnen, daß seine „Unordnung in der Liebe" denn doch weit größer war, als Grisebach annimmt. Im übrigen wäre es eine sehr lohnende Aufgabe, aus dem noch nicht genügend ausgebeuteten reichlichen Briefwechsel, der sich erhalten hat, eine ausführliche Biographie Waiblingers zusammenzustellen. Denn was der genialisch veranlagte Jüngling erlebt hat, ist zum mindesten so interessant wie das, was er gedichtet hat. Die Lebensschilderung, die Canitz seiner Ausgabe vorangestellt hat, fußt zwar auf trefflichem Material, das aber durchaus nicht trefflich verwertet worden ist.

Stuttgart. Rudolf Krauß

## Berichte über neuere litterarhistorische Arbeiten in polnischer Sprache.

1. Matuszewski J., Das Zauberwesen und der Mediumismus. Die Person Fausts im Lichte der neuesten Forschungen. In der Illustrierten Wochenschrift Warschau 1895. Nr. 1—24. (Czarnoksięstwo i medyumizm. Osoba Fausta w świetle najnowszych badań. Tygodnik illustrowany. Warszawa 1895. No 1—24.)

All die Erscheinungen der Magie, Nigromantie, Theurgie, die man nach Voltaires Vorgang als eine Art subjektiven Aberglaubens, vor ihm als eine Teufelserfindung anzusehen pflegte, wurden gewöhnlich nach ihrer historischen oder historisch ethnographischen Bedeutung geprüft und untersucht, ihre naturwissenschaftliche Seite blieb lange unerörtert. Es ließen sich zwar schon frühzeitig Stimmen vernehmen, die die verfolgten Hexen eher einem Arzte als einem Richter überweisen wollten, indem sie statt der dämonischen Einwirkung eine telepathische und telekinetische Wirkung des Willens bei ihnen annahmen. Doch verhallten ihre Stimmen ungehört. Erst die neuesten Zeiten gaben der Sache eine neue Wendung, da die

auffallende Analogie zwischen den Zaubererscheinungen, wie sie uns überliefert wurden und all den spiritistischen hypnotischen und mediumistischen Erscheinungen nicht leicht übersehen werden konnte. Diese Identität einzelner mediumistischer und Zaubererscheinungen nachzuweisen, unternimmt der rühmlichst bekannte Verfasser in der vorliegenden Arbeit. Da seine Arbeit nicht nur die Zauberei im allgemeinen, sondern auch die Person Fausts in neuer Beleuchtung erscheinen läßt, verdient sie in hohem Maße unser Interesse.

Er weist an der Hand zahlreicher Beispiele nach, daß sowohl die Zauberei als auch der Mediumismus in ihren Phänomenen identisch seien. Beide demselben Boden entsprossen, gehen sie dann auseinander, indem die erstere gewisse Erscheinungen praktischer Zwecke wegen, die andere um ihrer selbst willen hervorruft. Alles, was man von Hexen und Dämonen aktenmäßig berichtet, läßt sich auf die mediumistischen Erscheinungen zurückführen, abgesehen höchstens von den Fällen, in denen die Absicht des Betrugs nicht zu verkennen wäre. Natürliche Klänge, Erscheinungen der Dämonen, das Fliegen und Schweben in der Luft, das Bestehen der Feuerprobe erklärt der Verfasser für mediumistische Erscheinungen der Spaltung des Ichs, der Levitation und der künstlich durch magnetische Suggestion hervorgerufenen Schmerzlosigkeit. Was man vom Hexensabbath erzählt, kann der Verfasser nicht umhin, in den meisten Fällen durch Zusammenkünfte der religiösen Sektierer zu erklären, die überlieferten Visionen als die Folgen der genossenen Narkotika anzusehen. Diese Hexenzusammenkünfte können daher nie als mediumistische Erscheinungen aufgefaßt werden. Was man von dem Erscheinen der Hexen an entlegenen Orten erzählt, versucht er auf Grund der telepathischen Wirkung zu erklären, obgleich er selbst zugiebt, daß diese Art von Phänomenen bisher noch zu wenig erforscht sei. Er verweist jedoch auf die zahlreich gesammelten Beispiele in Phantasmes of the Livings by Gurney Podmore et Myers und Hallucinations telepathiques, die ich aber nicht nachschlagen konnte. — Die räumliche Umkehrung in der direkten Schrift der Medien scheint ihn auch zur Auffassung aller Erscheinungen des Satans à rebours auch auf anderen Gebieten geführt zu haben. Deshalb muß alles, was der Satan hervorbringt, das Bestehende verkehren, sein Kultus eine Parodie der heiligen Messe sein. Mit dieser Ausführung glaubt der Verfasser die Identität oder Analogie zwischen dem Mediumismus und der Zauberei genügsam dargethan zu haben. Diese Behauptung scheinen noch zahllose Volkssagen und Legenden zu bestätigen, die eine Fülle von mediumistischen Erscheinungen unter einer oft phantastischen Hülle, die man erst abstreifen muß, bergen, wie der Hinweis auf Yoga Sutra at Patanjali, auf Homer, Vergil, Ovid, auf mittelalterliche Sagen vom Apollonius von Tyana, vom Leben mancher Häresiarchen uns lehrt. Die äußeren Gebräuche der Nekromantiker waren allgemein bekannt. Die Erscheinungen wurden von der Kirche sorgfältig beobachtet und in ihrem Sinne ausgelegt, wenn sie auch die Vorstellungen von einem Bunde des Menschen mit Dämonen vorgefunden hat. Denn diese lassen sich in Zenda Vesta, in Ferdusis Schah Nameh nicht verkennen. Diese Vorstellungen wurden im Mittelalter immer mehr ausgebildet und erhielten einen eigentümlichen Charakter. Die Hexen, die schon im Altertume bekannt waren, trieben im Mittelalter, wenn auch in veränderter Gestalt, ihr Unwesen fort. Diese Art von mediumistisch veranlagten Frauen unterscheidet der Verfasser von denjenigen, die ihre mediumistische Anlage wohl zum Vorteil, aber nie wie die ersteren zum Nachteil der Menschen benutzten. Daß aber mehr Frauen als Männer als Hexen und Zauberinnen verschrien wurden, erklärt der Verfasser durch den Hinweis darauf, daß auch heutzutage weibliche Medien viel häufiger als männliche sind, diese freilich sind dann viel stärker. Deshalb wurden von so vielen Millionen verbrannter Hexen nur wenige Namen uns überliefert, während das Andenken Fausts, eines der stärksten Medien, sich bis heute erhalten hat.

Die Frage, ob Faust wirklich gelebt habe, beantwortet der Verfasser bejahend, indem er sich auf das von Kiesewetter gelieferte Beweismaterial beruft. Er unter

scheidet jedoch an ihm, so wie er vor unseren Augen dasteht, zwei voneinander grundverschiedene Personen, einen poetischen und einen historischen Faust. Mit dem ersteren hat man sich schon weidlich beschäftigt. Der Verfasser will hingegen nur untersuchen, was Faust in der Wirklichkeit war.

Faust war seiner Ansicht nach ein höchst mediumistisch veranlagtes Individuum und außerdem ein gelehrter Theologe und theoretischer und praktischer Okkultist. Doch; dafür, daß er auch ein Abenteurer und Charlatan gewesen wäre, scheinen ihm keine genügenden Beweise vorzuliegen, denn in dieser Hinsicht müßte man über viele Gelehrte des 16. Jahrhunderts ein abfälliges Urteil fällen, wie er an Theophrastus Paracelsus und an Agrippa von Nettesheim zeigt. Daß die mediumistischen Erscheinungen den damaligen Ärzten und Naturforschern bekannt waren, sucht der Verfasser durch Citate aus Paracelsus und Agrippa nachzuweisen. Die theoretische Beschäftigung mit diesen Erscheinungen müsse damals auf der Tagesordnung gestanden haben. Deshalb kann es uns nicht Wunder nehmen, daß auch Faust seine mediumistische Anlage zu prüfen beschloß und diese dann, da sie eine außergewöhnliche war, zu eigenen Zwecken ausbeutete, indem er öffentlich als Zauberer und Wundertäter auftrat. Damit steht seine Gelehrsamkeit nicht im Widerspruche, wenn auch zugegeben werden muß, daß gelehrte Männer viel seltener als ungelehrte auftreten, denn auch an den ersteren fehlt es nicht, wie der Verfasser an den Beispielen von Cardanus, Dee und Swedenborg darthut. Mit Faust verglichen, unterscheidet sich z. B. Dee durch ein idealeres Streben, das tief in seinem Charakter begründet lag und auch in seinen mediumistischen Erscheinungen zu Tage trat. Doch von dieser subjektiven Färbung abgesehen, ist der Mephistophiles Fausts mit den Engeln oder mit den Geistern anderer Medien fast identisch. Seine Disputationen mit Faust ließen sich ebensogut in Ciel et l'enfer Allan Kardecs lesen, wenn er auch sonst in den Volksbüchern als ein dummer geschwätziger Geist erscheint. Seine Gelehrsamkeit, die in den langweiligen moralischen Predigten, die er im Volksbuche hält, unverkennbar ist, erklärt der Verfasser durch den Blick auf Fausts Gelehrsamkeit, der selbst ein gelehrter Theologe war. Man braucht diese gar nicht erst den gelehrten Bearbeitern der Faustsage in die Schuhe zu schieben, sondern kann eher annehmen, daß Faust seinem Interlokutor selbst den Stoff zu Gesprächen lieferte. Sein ganzes Leben glaubte auch Faust an seinen Verkehr mit dem Teufel, und die Furcht vor diesem folterte ihn unausgesetzt. Als Sohn seines Zeitalters schwankt auch Faust zwischen brutalen sinnlichen Ausbrüchen und mystischen Aspirationen, zwischen Leidenschaft und Reue, und dies Schwanken ist es, das den Faust des Volksbuches zu einer psychologisch wahren Figur macht. Alles, was das Volksbuch von ihm bringt, läßt sich auf Grund des Mediumismus vollständig erklären. Die Spaltung des Ichs gehört bei nervösen Personen nicht zu den Seltenheiten, wie von Ribot, Balle, Taine bewiesen wurde. Die eine Hälfte des gespaltenen Ichs hypostasiert sich dann bei Faust als ein spiritus familiaris. Und dazu braucht man sich eine Krankheit nicht erst hinzuzudenken, eine moralische oder physische Erschütterung reicht vollständig aus, um mediumistische Erscheinungen hervorzurufen. Es kann uns auch gar nicht befremden, daß Faust sich sein Wissen von Mephistopheles holt, da auch Cardanus von seinem Familiargeist das Wissen zu erhalten glaubt, Davis und Stainton Moses sich als Organe höherer Intelligenzen betrachteten. Zu den subjektiven mediumistischen Erscheinungen muß auch die Höllenfahrt Fausts im Volksbuch gerechnet werden, wenn sie auch auf den Verfasser eher den Eindruck eines qualvollen Traumes zu machen scheint, trotzdem Kiesewetter diese dem Verfasser des Volksbuches zu schreiben möchte.

Auf der Grenze zwischen subjektiven und objektiven Erscheinungen steht die für die Geister so charakteristische Unsicherheit und Doppelsinnigkeit mancher Antworten von Mephistopheles. (Scheible I, 1, 974: laß mich auch zufrieden mit deinen Fragen.) „Ich darf davon nicht reden; darnach frage mich nicht; dies kann ich nicht beantworten" kehren in den Antworten Mephistopheles' häufig wieder.

Indem er auf analoges Benehmen der Luftgeister von Cardanus, des Engels Uriel von Dee und Kellen verweist, sieht der Verfasser darin nichts anderes als einen Beweis für die Abhängigkeit dieser „Geister" vom Organismus und von den geistigen Kräften der Medien. Nicht anders auch heute, denn diese Geister haben sich in keinem Lande verändert. Vom Harz bis Hellas alles Vetter!

Von diesen Erscheinungen geht der Verfasser zu den objektiven über, die von Faust selbst hervorgerufen wurden. Durch die Krystallomantie suchte er zuerst zu erproben, ob er auch mit den Geistern zu verkehren fähig wäre oder mit anderen Worten, ob er mediumistische Komplexion besitze. Die Beschreibung dieser Vorgänge stimmt mit den sonst bekannten vollkommen überein. Nachdem er die Überzeugung gewonnen, daß er sie besitze, that er alles mögliche, um ihre Entwicklung zu beschleunigen. Endlich schritt er zur Teufelsbeschwörung. Es kann uns zwar die langsame Entwicklung der Phänomene bei dieser auffallend erscheinen, doch spricht dieser Umstand gerade für ihre Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit. Das Gepolter, das Erscheinen der Feuerkugeln, die dann die Umrisse bestimmter Gestalten annehmen, sind nicht selten in der mediumistischen Litteratur, wie beigebrachte analoge Fälle zur Genüge beweisen. So gelang es nach der Ansicht des Verfassers Faust, durch eine lange und systematische Dressur seine psychischen Eigenschaften nicht nur in passiver, sondern auch in aktiver Richtung auszubilden, so daß er sie gewissermaßen zu beherrschen im Stande war. Davon zeugen auch seine Abenteuer und Kunststücke. In ihrer Beschreibung scheint dem Verfasser das Faustbuch gewisse Rücksichten auf das Wahrscheinliche nicht ganz außer acht gelassen zu haben. So findet er analoge Fälle zu Fausts Abenteuern mit den „vollen Bauern" in Charcots, Richets Werken. Die Errichtung eines Zauberschlosses durch Faust gilt auch dem Faustbuche als eine Sinnesverblendung. Was die rein objektiven Phänomene betrifft, wie die in der spiritistischen Litteratur sogenannten Apports, glaubt der Verfasser sich der apodiktischen Behauptung enthalten zu müssen, da die wissenschaftliche Untersuchung ähnlicher Phänomene die Frage noch offen läßt. Wenn auch die im Faustbuche vorgeführten Fälle die Grenze des Wirklichen zu überschreiten scheinen, so erreichen sie noch nicht die phantastische Ausschmückung ähnlicher Fälle in Ariosto, Tasso und in den Märchen von 1001 Nacht.

Dann schließt der Verfasser seine Zusammenstellung mediumistischer Erscheinungen im Faustbuche, soweit sie sich durch analoge Fälle belegen lassen. Von denjenigen, die er übergangen, vermutet er, daß wir so starke Erscheinungen entweder gar nicht hervorzurufen vermöchten oder daß sie vom Faustbuche übertrieben werden. Die letztere Annahme erscheint ihm wahrscheinlicher, da der zweite und dritte Teil des Widmannschen Faustbuches keine Thatsachen aus erster Hand enthält, sondern vieles aus dem anekdotenhaften Stoff, der einen Teil des Zauberinventars ausmachte und im Volksmunde lebte, geschöpft hätte.

Das Leben Fausts, seine Abenteuer erinnern in vielen Zügen an den polnischen Twardowski, doch sieht der Verfasser in ihm lediglich eine phantastisch mythische Figur, da keine Dokumente für eine andere Auffassung vorhanden sind. Er bestreitet jedoch die Möglichkeit nicht, daß eine ähnliche Figur unabhängig von Faust auch auf polnischem Boden gelebt und gewirkt haben mag. Die von ihm überlieferten Züge, die er teils als einheimische, teils als fremde anerkennt, ließen sich jedoch nicht auf mediumistische Erscheinungen zurückführen. Aber erscheint ihm Twardowski wohl als ein glänzender poetischer Typus, doch ohne jeden Wert für die Geschichte der Magie und des Mediumismus.

Man kann zwar zu manchen der vom Verfasser aufgestellten Behauptungen mißtrauisch den Kopf schütteln, diese oder jene Annahme des Verfassers anfechten, doch darf man die wissenschaftliche Methode, mit welcher er zu Werke gegangen, seine Gewissenhaftigkeit und Freiheit von jedem Zelotismus nicht verkennen. Wenn auch seine Arbeit sich in erster Linie an Kiesewetters Faust in der Geschichte und Tradition anschließt, so verfügt er doch über eine ausgedehnte Kenntnis der hierher

gehörigen Litteratur, die nur in einer kleinen galizischen Stadt unmöglich war aufzutreiben. Die Ergebnisse, zu denen er in seiner Arbeit gelangt ist, gehen in mehreren Punkten weit über Kiesewetter hinaus, wie der vorliegende Bericht im einzelnen zu zeigen sich bestrebte.

2. Tarnowski St., O dramatach Schillera. (Über Schillers Dramen.) Kraków. Buchhandlung der polnischen Verlagsgesellschaft. 1896.

Wie der Verfasser, Professor der polnischen Litteraturgeschichte an der Jagellonischen Universität, zu diesem Werke kam, erzählt er ausführlich in seiner Vorrede. Als nämlich nach dem Rücktritt des Prof. Bratranek der Lehrstuhl der deutschen Sprache und Litteratur in Krakau längere Zeit unbesetzt blieb, übertrug die philosophische Fakultät die Aufgabe, Vorlesungen über die deutsche Litteratur zu halten, dem Verfasser. Zu diesen beschäftigte er sich mit den Dramen Schillers, zu denen er sich schon längst hingezogen fühlte. Die Früchte dieser Beschäftigung legte er in einer Reihe von Aufsätzen nieder, die in einzelnen Jahrgängen der „Polnischen Revue" erschienen, jetzt aber in Buchform gesammelt wurden. Mit dem vorliegenden Werke beabsichtigt der Verfasser, wie er selbst versichert, nichts weiter, als eine empfindliche Lücke in der polnischen Litteratur auszufüllen und den deutschen Dichter auch denjenigen näher zu bringen, denen seine Werke in deutscher Sprache unzugänglich sind. Wir hätten also das vorliegende Werk in erster Linie daraufhin zu betrachten, ob es auch geeignet sei, das Verständnis Schillers zu erleichtern. Doch muß hier schon darauf aufmerksam gemacht werden, daß Graf Tarnowski an mehreren Stellen weit über das selbst gestellte Ziel hinausgegangen ist. Die Arbeit verdient eine ausführlichere und eingehendere Besprechung, als der knapp bemessene Raum im Euphorion es sonst zulassen würde, zumal da sie wegen der polnischen Sprache nicht allen Fachgenossen zugänglich sein kann.

Die Arbeit zerfällt in elf Kapitel, von denen jedes eine für sich beinahe abgeschlossene Studie bildet. Im ersten Kapitel bemüht sich der Verfasser, uns einen Überblick des Zustandes der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert zu geben. Die Rücksicht auf den gewählten Gegenstand legte dem Verfasser von vornherein eine gewisse Gedrängtheit und Kürze auf, doch scheint er mir in dieser allzuweit gegangen zu sein, da das vorliegende Kapitel, in allgemeinsten Umrissen gehalten, uns ein übersichtliches Bild der damaligen Litteratur nicht zu geben vermag. Man muß sich im Gegenteil eine unrichtige Vorstellung von der damaligen Litteratur bilden, wenn einerseits Leisings Bedeutung überschätzt, andererseits Herder kaum erwähnt wird. Ohne sich auf den Zusammenhang zwischen der damaligen Zeit, der Litteratur und dem Dichter näher einzulassen, geht der Verfasser zur Darstellung der Entwicklung des Dichters über, die sich leider auf eine trockene Zusammenstellung einzelner Daten aus Schillers Jugend beschränkt. Der Gewährsmann des Verfassers ist Kuno Fischer, und nach dessen Vorgang sucht er auch den Herzog von Württemberg nicht nur zu entschuldigen, sondern ihn zu rühmen.

Vom zweiten Kapitel an unterzieht Tarnowski alle Dramen Schillers einer eingehenden Analyse und hält mit seinem oft sehr strengen Urteile nicht zurück. Dabei geht er vom moralischen und rein ästhetischen Standpunkte aus. Ob und inwiefern der erstere einem Kunstwerke gegenüber berechtigt sei, können wir dahingestellt sein lassen, da die Entscheidung darüber eine zu weit ausholende Auseinandersetzung erfordern würde. Daß er aber eine richtige Wertschätzung und Beurteilung eines Werkes beeinträchtigen und trüben kann, ist meiner Ansicht nach über jeden Zweifel erhaben.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, mußte jedoch dem Verfasser das erste Trauerspiel Schillers widersinnig erscheinen. Auch in ästhetischer Hinsicht erschien es ihm als vollständig verfehlt, wie er in einer sehr eingehenden Analyse zu zeigen sich bemüht. Er sieht in ihm nichts weiter als eine Reihe von verförperten Indigna-

tionen und Aspirationen einer Epoche und vermißt an den handelnden Personen eben das, was eine Grundbedingung des dramatischen ist, ein selbständiges Leben

Auch das nächste Trauerspiel Schillers, Fiesco, konnte keine Gnade von dem Verfasser finden. Man ist auch sonst über die zahlreichen Übertreibungen, Geschraubtheiten, handgreiflichen Fehler gegen die Richtigkeit italienischer Verhältnisse einig, deshalb glaube ich der Mühe überhoben zu sein, sie hier noch einmal aufzuzählen. Von den einzelnen Akten scheint dem Verfasser der erste Akt, von den Personen der Mohr am besten gelungen zu sein. Die Entstehungsgeschichte des Fiesco wird in diesem Kapitel nur flüchtig berührt.

Wonach der Verfasser vergeblich in den Räubern und im Fiesco gesucht zu haben vorgibt, das findet er erst in mehreren Figuren von Kabale und Liebe, nämlich Wahrheit und Empfindung. Daß dieses Trauerspiel nicht allen sympathisch erscheinen kann, erklärt er dadurch, daß es als ein bürgerliches Trauerspiel von vornherein seinen Figuren den Stempel des Alltäglichen und Gewöhnlichen aufdrücken mußte, das weder Interesse erwecken noch unsere Aufmerksamkeit in höherem Grade zu spannen vermag. Dem Verfasser erscheint überhaupt ein bürgerliches Trauerspiel als eine poetische Zwittergattung, als „Poesie ohne Poesie". Wenn man es aber schon gelten lasse, dann behauptet der Verfasser nirgends ein besseres Trauerspiel finden zu können als Schillers Kabale und Liebe, trotzdem es viele keineswegs unerhebliche Fehler sowohl in seiner Komposition, als in der Zeichnung der Charaktere aufweist.

Als das erste eigentliche Trauerspiel Schillers betrachtet der Verfasser den Don Carlos. Denn erst hier entdeckt er jenen hohen poetischen, tragischen Charakter, den er in allen vorhergegangenen vermißte. Ungeachtet dieser Behauptung weist er zahlreiche Fehler dieses Trauerspieles nach, die durch die Entstehungsgeschichte des Dramas sich wohl erklären ließen, von der aber der Verfasser absehen zu können meint. Übrigens ließe sich die Reihe der von dem Verfasser ausgestellten Mängel noch um einige vermehren. Vortrefflich ist in seiner Darstellung die Analyse der Rede des Marquis Posa und die Art, wie er seine Behauptungen widerlegt; er weist nach, daß Marquis Posa und seine Theorie einer vernünftigen Kritik nicht Stand zu halten vermögen, daß er in moralischer und patriotischer Hinsicht keineswegs das Lob verdient, welches ihm gezollt wird. Was den Charakter des Königs betrifft, rechnet es der Verfasser dem Dichter als einen großen Fehler an, daß er zwei so verschiedene Begriffe wie Katholizismus und Despotismus zusammengeworfen, und den König zu einem Werkzeug der Kirche gemacht habe, während das Gegenteil leicht an der Hand der Geschichte bewiesen werden könnte.

In die Zeit, die zwischen Don Carlos und Wallenstein liegt — fällt eine Menge von Anregungen und Einwirkungen im Leben Schillers. Die Betrachtung dieser hätte auch der Analyse seiner Gedichte vorangehen sollen, doch — leider ist sie unterblieben. Statt ihrer haben wir in dem vorliegenden Werke nur eine skizzenhafte Aufzählung biographischer Notizen, von denen manche ganz getrost übergangen werden konnten. Das Urteil des Verfassers über die wissenschaftliche Thätigkeit Schillers scheint mir jedoch zu einseitig ausgefallen zu sein, da er in ihr nur einen unersetzlichen Zeitverlust sieht, obgleich er selbst zugiebt, daß dadurch die Weltkenntnis Schillers vertieft wurde. Das Verhältnis Goethes zu Schiller wird beinahe gar nicht erwähnt. Diese Mängel scheinen mir den Wert der Analyse des Wallenstein herabzusetzen, die als eine der trefflichsten im ganzen Werke angesehen werden muß. Er betrachtet den Wallenstein als das beste historische Trauerspiel, welches die neueren Litteraturen aller Völker aufzuweisen haben. „Alles sei in ihr: der böse Gedanke, das stete Rollen der Handlung wie in einer antiken Tragödie, ein mit moralischem Sinne ausgestattetes Schicksal, eine wichtige Zeit, ein großer Mann." Von den Einwendungen, die man gewöhnlich gegen diese Tragödie erhebt, findet er nur jene berechtigt, welche die Verteilung des Stoffes betrifft, obgleich er diesen Fehler durch die Fülle des dramatischen Stoffes, der in dieser Tragödie un

bedingt unterkommen mußte, zu entschuldigen sucht. Auf die Analyse der Handlung können wir nicht näher eingehen, sondern heben nur die Stellung des Verfassers einzelnen Fragen gegenüber hervor, über die noch keine Einigkeit erzielt wurde. In erster Linie kommt die Auffassung der Schicksalsidee in Betracht. Von einer solchen im Sinne der antiken Tragödie ist im Wallenstein nach der Ansicht des Verfassers keine Rede. Die stete Aufeinanderfolge von Schuld und Sühne könne nichts anderes beweisen, als was sonst in religiösen Rudimenten gegeben ist, daß der Mensch auch cogitatione sündigen kann. Nur sei die Kunst des Dichters zu bewundern, mit welcher er diese Gerechtigkeit übt. Es scheint, als ob er die ganze Macht und Reife seines Genies, die ganze moralische und historische Welt zusammengepreßt hätte, um daraus die Quintessenz der Weltweisheit zu bekommen. Die Auffassung Wallensteins selbst ist dem Helden im ganzen gerecht geworden, doch scheint mir dessen Glaube an die Macht der Gestirne nicht gehörig beleuchtet, die Mischung der allerverschiedensten Charakterzüge nicht streng auseinandergehalten worden zu sein.

Zu Octavio ist der Verfasser weit entfernt, den perfidesten Verräter zu erblicken, sondern sieht in ihm einen treuen Diener seines Herrn, der sich in einer schrecklichen Kollision befindet und selbst nicht wisse, wie er das Vertrauen, das ihm sowohl vom Kaiser als auch von seinem Feldherrn aufgedrängt wird, täusche.

Die Liebesepisode, die der neueren Kritik so viele Sorgen bereitet, erscheint dem Verfasser im Trauerspiele unentbehrlich. Ohne Max würde Wallenstein selbst seine schönsten Seiten einbüßen. Max allein bezeichnet hier den schlichten Weg der Ehre und des Gewissens, er sei der einzige Bürge der guten und liebenswürdigen Seiten in Wallensteins Charakter, er allein vermöge die harten egoistischen Züge des ehrgeizigen Mannes zu mildern. Im allgemeinen aber zeichne sich das Schillersche Trauerspiel durch Maß und Proportion in der Technik, durch den Stil aus und verbinde die Weisheit der antiken Tragödien mit der allgemeinmenschlichen Wahrheit in der Zeichnung der Charaktere.

Einen viel weichlicheren Charakter scheint dem Verfasser Maria Stuart zu besitzen, da sich von den beiden Heldinnen die eine passiv verhalten muß, die andere es zu thun vorgiebt, während von den Männern keiner handelnd auftritt. Man vermisse daher in diesem Trauerspiel das Vorwärtsdrängen zu einer Krise, das den Hauptvorzug des Wallenstein bildet. Die rhetorische Behandlung pathetischer Situationen, die idealisierende Zeichnung der Charaktere, die Aufrechterhaltung der drei Einheiten in Maria Stuart gemahnen den Verfasser an die klassicistische Tragödie Corneilles, obgleich sie nicht so konventionell wie diese ist. Die Einführung Mortimers und Leicesters findet der Verfasser anstößig, da durch diese die Königin in unseren Augen herabgesetzt erscheint und an die Stelle des Antagonismus zweier Völker, zweier Religionen die niedrige Eifersucht zweier Weiber in den Vordergrund gerückt werde. Statt Leicesters hätte der Verfasser Don Juan d'Austria schon lieber im Trauerspiel gesehen, da Leicester in ästhetischer Hinsicht für ihn geradezu abstoßend sei. Die Liebeserklärung Mortimers scheint ihm auch den mächtigen Eindruck, den die vorhergehende Scene in uns zurückgelassen hat, zu schwächen. Von diesen Mängeln abgesehen, scheint ihm jedoch der Dichter in Maria Stuart eine in jeder Richtung klassische Tragödie geschaffen zu haben.

Wie der Dichter von diesem klassischen Trauerspiel zu einem romantischen, wie er die Jungfrau von Orleans genannt hat, überging, erklärt uns der Verfasser nicht. Doch hält er es für eine der schwächsten, widersinnigsten Schöpfungen Schillers, was er durch eine sehr eingehende Analyse zu beweisen sich bestrebt. Nicht nur der Stoff selbst trägt daran schuld, da dieser eher eine epische als eine dramatische Behandlung verträgt, sondern auch der Dichter selbst, da, was er selbständig erdichtete, weder glücklich noch tragisch genannt werden könne. Das Schicksal Johannas muß nach der Ansicht des Verfassers jedes Herz empören, da man sich umsonst bemühen würde, an ihr eine Schuld zu entdecken. Schiller hätte seiner Ansicht nach besser daran gethan, auf dem historischen Boden zu bleiben.

Ablehnend verhält sich der Verfasser auch der Braut von Messina gegenüber. Der speziellen Analyse schickt er eine Erörterung von zwei prinzipiellen Fragen voraus. Die erste betrifft die Einführung des Chors. Ungeachtet der Begründung Schillers hält er den antiken Chor im modernen Trauerspiel für unberechtigt, da er gegen das individuelle und psychologische Element des modernen Dramas verstoße, einem ungebildeten Zuhörer störend und langweilig vorkommen müßte. Anstatt die tragische Wirkung des Trauerspieles zu erhöhen, zerstreuen und foltern daher die Chorgesänge in der Braut von Messina den Zuschauer mehr, als es alle Greuel thun würden. Durch das Übergewicht der Chorlieder büßen auch die handelnden Personen ihre individuelle Freiheit ein. Deshalb erklärt der Verfasser die Einführung des Chors für keinen glücklichen Einfall. Die andere Frage betrifft das Schicksal im Trauerspiele Schillers. Der Verfasser erhebt einen schweren Vorwurf gegen den Dichter, daß er das antike Fatum falsch aufgefaßt und durchgeführt habe. Er habe nämlich übersehen, daß während das antike Fatum schon mit dem mythischen Stoff gegeben war, sein Fatum hingegen in einem frei erfundenen Stoffe willkürlich und grausam erscheinen muß und deshalb nur mit Mißtrauen angesehen werden kann. Während in einer antiken Tragödie das Fatum versöhnt wird, scheiden wir von dem Schillerschen Trauerspiele mit einer gewissen Verstimmung, da das Fatum nicht durch ein neues Verbrechen versöhnt werden kann. Schließlich wäre die Schuld des Fürsten auch an sich selbst nicht so groß, um solche Greuel heraufzubeschwören. Durch diese falsche Auffassung sei auch der ganze Bau des Dramas ins Wanken geraten, das weist der Verfasser im einzelnen nach. Andererseits giebt er zu, daß der von der Antike entlehnte Stil in der Zeichnung der Figuren, die Steigerung in den tragischen Wirkungen diesem Trauerspiel eine unerreichte Schönheit verleihen.

Am richtigen Platze wäre der Chor seiner Ansicht nach nur im Wilhelm Tell gewesen, wo es das ganze Volk zu vertreten gilt. Die Ausstellungen, die der Verfasser an diesem Drama macht, betreffen die Komposition. Der Vergleich des Schillerschen Dramas mit der Rossinischen Oper scheint ihm keineswegs zu Gunsten des deutschen Dichters auszufallen, denn der Stoff verträgt keine dramatische Behandlung. Im einzelnen erscheint ihm das Schweigen der Schweizer während der Apfelschußscene anstößig, der Monolog Tells scheint ihm jedes dramatischen Lebens zu entbehren, die Parricidaescene nur lose angehängt, nicht mit dem Ganzen organisch verwoben zu sein.

Sein letztes Kapitel widmet der Verfasser den Schillerschen Fragmenten und einer kurzen Zusammenfassung der Ergebnisse seiner Untersuchung. Von den ersteren nennt er zwar auch Warbeck, Die Malteser und Die Kinder des Hauses, doch beschäftigt er sich beinahe ausschließlich mit der Analyse des Demetrius. Anstößig für ihn wie für jeden Polen müssen historische Ungenauigkeiten sein, die sich Schiller in der Bearbeitung dieses Stoffes zu schulden kommen ließ, wie die Darstellung des Königs Sigismund III. als eines Greises, daß das liberum veto beinahe ein halbes Jahrhundert zu früh angesetzt wird, der Aufruhr Zebrzydowskis, der vor dem Feldzuge nach Moskau erwähnt wird, der fremdklingende Name des Kosakenhetmans Korella. Diese Details könnten jedoch den Wert der Tragödie noch nicht beeinträchtigen. Insofern ein Urteil auf Grund der vom Dichter hinterlassenen Notizen erlaubt wäre, glaubt der Verfasser, daß das ganze die Schönheit des Wallenstein nicht erreicht hätte. Von den ausgeführten Scenen erscheint ihm die Scene der Marfa am prächtigsten ausgeführt zu sein und diese selbst an Constanze in Shakespeares König Johann zu erinnern.

Die Ergebnisse seiner Untersuchung zusammenfassend, stellt er Schiller der auf dem Gebiete der Kunst gegenwärtig herrschenden Götzendämmerung und Verwirrung der Begriffe gegenüber als ein Vorbild hin, das alle Dichter nachahmen sollten.

Aus dem vorliegenden Bericht kann man die Vorzüge und Fehler des Werkes leicht ersehen. Insofern es sich nicht damit begnügt, Ergebnisse fremder Arbeiten mitzuteilen, sondern eine selbständige Untersuchung bietet, leistet es mehr als es ver-

sprochen; insofern es versäumt, die Dramen Schillers auch vom historischen Standpunkt zu betrachten, leistet es weniger als es versprochen hat. Denn das Urteil, welches vom rein moralischen oder vom rein ästhetischen Standpunkt gefällt wird, muß einseitig erscheinen. Zu bedauern ist es auch, daß der Verfasser, der wie niemand sonst dazu berufen erscheint, keine Silbe vom Einflusse Schillers auf die polnische Litteratur sagt.

Drohobycz. Witold Barewicz.

## Bericht über die während der Jahre 1895—1896 in Amerika veröffentlichten Aufsätze über deutsche Litteratur.

Der zehnte Band der „Publications of the Modern Language Association of America" Baltimore, 1895 enthält nur einen einzigen Aufsatz, der sich mit deutscher Litteratur beschäftigt, K. Frankes „The social aspect of early German Romanticism S. 83—96. Da aber dieser Vortrag sich mit geringen Abweichungen in desselben Verfassers Deutscher Litteraturgeschichte Social Forces in German Literature. New-York 1896, S. 412 ff. wiederfindet, ist es nicht nötig, hier näher darauf einzugehen.

Im elften Jahrgang derselben Zeitschrift in der zweiten Nummer (Baltimore, 1896 erörtert J. T. Hatfield die Beziehungen Wesleys zu Zinzendorf und seiner Gemeinde und vergleicht in eingehender Weise diejenigen Kirchenlieder, die der Stifter der Methodisten aus dem Herrnhutschen Gesangbuch ins Englische übersetzt hat „John Wesley's translations of German Hymns", S. 171—199. Wesley hatte auf seiner Überfahrt nach Amerika die Bekanntschaft von mehreren Mitgliedern der mährischen Brüdergemeinde gemacht, die ihn so interessierten, daß er sich auf der langen Reise eifrig dem Studium der deutschen Sprache widmete und sich mit ihnen, so gut es ging, unterhielt, um mehr von ihren religiösen Ansichten und Einrichtungen zu erfahren. Auch nach seiner Ankunft in Savannah setzte er diese Beziehungen mit den Herrnhutern fort und begann einige ihrer religiösen Lieder ins Englische zu übersetzen. Die ersten fünf erschienen nebst 65 englischen Originalliedern im Jahre 1737 (Collection of Psalms and Hymns. Charles-Town by Lewis Timothy. Fünf andere folgten im nächsten Jahre in einem Gesangbuch, das in London erschien, wohin er mittlerweile wieder zurückgekehrt war. Seine Thätigkeit als Übersetzer reicht bis zum Jahre 1742, während welcher Periode er im ganzen 29 Lieder aus dem Herrnhuter Gesangbuch übersetzt und bearbeitet hat. — Wesleys Autorschaft ist eine Zeitlang bestritten worden, doch giebt Hatfield S. 179 die Gründe an, welche die Frage außer Zweifel stellen. Der Schluß des Aufsatzes beschäftigt sich mit einer eingehenden Vergleichung der Übersetzungen mit den Originalliedern und einer Darlegung der Motive, welche Wesley zu Auslassungen und Änderungen bewogen haben.

In derselben Nummer der „Publications" bespricht G. Gruener in einem „The Nibelungenlied and Sage in Modern Poetry" S. 220 bis 257 betitelten Aufsatze die Neubearbeitungen der Sage in dramatischer und epischer Form. Er beschränkt sich dabei hauptsächlich auf Geibels „Brunhilde", Hebbels „Nibelungen", Wagners „Ring der Nibelungen", Jordans „Die Nibelunge" und Morris' „The story of Sigurd the Volsung and the Fall of the Niblungs". Von den Dramen ausgehend, wirft Gruener die Frage auf, woher es komme, daß es keinem der genannten Dichter gelungen sei, ein Werk zu schaffen, das sich an Beliebtheit dem alten Epos vergleichen lasse. Er erörtert zu dem Zwecke die Schwierigkeiten, die der Stoff der Dramatisierung entgegenstellt, sich hierin den Ansichten von Weitbrecht, Röpe, Prölß, Bulthaupt und anderen anschließend, und weist namentlich darauf hin, daß die Charaktere und Ereignisse des Liedes uns so vertraut geworden sind, daß die geringsten Abweichungen vom Original dem modernen Leser oder Zuschauer sogleich auffallen und ihn im ungehinderten Genusse des Dichtwerkes stören würden. Der Verfasser verfolgt dann weiter diesen Gedanken, der in allgemeinerer Form schon von Kuno Fischer Goethes Faust ausgesprochen ist, und prüft von diesem Standpunkte aus die Königsdramen Shakespeares, Schillers historische Dramen und das griechische Drama. — Auch die Neubearbeitungen des Liedes und der Sage in epischer Form, wie Jordans Nibelunge und The story of Sigurd the Volsung von W. Morris leiden nach Gruener unter derselben Schwierigkeit. Wenn Jordans Epos auch voll poetischer Schönheiten ist, so beweist es doch andererseits die Unmöglichkeit, das alte Lied zu erneuern und zu verbessern. Wo Jordan der Sage folgt, „hat er sie ins Kleinliche herabgezogen und sie ihrer großartigen Einfachheit entkleidet. Alle ihre rauhen heroischen Charaktere hat er in die farblosen, sentimentalen oder intrigierenden Charaktere eines armseligen modernen Romans verändert, obgleich er in ihnen große ethische und moralische Prinzipien zu verkörpern und sinnbildlich darzustellen versucht hat" S. 247. Auch das englische Epos, das Gruener als Dichtung höher stellt als die Jordanschen Nibelungen, kann sich mit dem alten Liede nicht messen. „Es wird stets bleiben, was es sein will, eine ernste würdige poetische Version der Welsungensage und nichts mehr" S. 251. Diese Neubearbeitungen des Nibelungenliedes führen den Verfasser zu einer Besprechung derjenigen modernen englischen Epen, die aus dem Artus-Cyklus geschöpft sind, hauptsächlich der „Idylls of the King" von Tennyson S. 251—256. — In einem Appendix werden dann noch die dichterischen Werke aufgezählt, die auf Lied und Sage basiert sind.

Den Schluß der zweiten Nummer S. 258—274 bildet der Abdruck einer kurzen Erzählung in Versen, die der Herausgeber F. G. G. Schmidt einer noch nicht veröffentlichten Handschrift des 15. Jahrhunderts aus der Öttingen-Wallersteinschen Bibliothek zu Maihingen entnommen

hat. Die Handschrift, die sich mit mehreren anderen zusammengebunden findet, ist katalogisiert als III. Deutsch, 1, 8°, 14; die Erzählung selbst befindet sich Blatt 79 a—95 b. Auf der letzten Seite, 95 b, heißt es: „Das ist ein hwbsche Histori von einem Riter bie er pwsset.“ Hierin wird erzählt, wie ein Ritter, von Reue über seine vielen Sünden überkommen, sich zu einem Einsiedler begiebt, seine Frevelthaten beichtet und als Sühne sieben Jahre lang Buße thun soll. Nach vielem Feilschen und Bitten seitens des Ritters wird die Strafe auf eine Nacht herabgesetzt, die er mit Gebet in einer Kapelle zuzubringen hat. Lucifer, der seine Beute nicht gern fahren lassen will, sendet mehrere seiner Teufel, die in verschiedenartigsten Gestalten den Ritter aus der heiligen Stätte herauszulocken suchen. Ihre Versuchungskünste sind aber vergebens; trotz aller Anfechtungen vollendet der Ritter seine Buße. — Schmidt glaubt, daß diese Geschichte mit einer andern identisch ist, welche nach Keller, Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart 1853, Band 30, in einer Münchener Handschrift enthalten sein soll. Der Schreiber der Maihinger Handschrift ist ein Bayer. Hinsichtlich des Verfassers der Historie ist der Herausgeber über vage Vermutungen nicht hinausgekommen.

Die dritte Nummer der Zeitschrift enthält einen interessanten Beitrag zur Goethe-Litteratur von J. Schipper: „Über Goethes Sonette“ (S. 275 bis 306). Nach einer kurzen Einleitung über die Form des Sonetts und seine Geschichte auf deutschem Boden, geht der Verfasser auf Goethes Stellungnahme in dem Streite ein, der hauptsächlich zwischen Joh. Heinr. Voß und den Romantikern über diese Dichtungsform entbrannt war, und erwähnt dann die beiden Goetheschen Sonette, welche in direkter Beziehung zu diesem Sonettenkrieg stehen. Schipper nimmt an, daß diese beiden Sonette, „Natur und Kunst“ und „Das Sonett“ betitelt, ungefähr zu gleicher Zeit verfaßt sein müssen, da sie sich wie zwei Pendants verhalten, „in denen der Dichter in objektiver Weise zuerst die Schattenseite und dann die Lichtseite der Sonettendichtung vorführt.“ Hervorgerufen seien sie durch A. W. von Schlegels bekanntes Sonett vom Jahre 1800, welches gleichfalls die Überschrift „Das Sonett“ trägt und in welchem das Wesen dieser Dichtungsform charakterisiert wird. Fünf Jahre verflossen, ehe Goethe sich wieder dem Sonett zuwandte; 1807 dichtete er 17 an Zahl, deren äußere Veranlassung eine neue Ausgabe der „Rime di Francesco Petrarca“ durch den Buchhändler Frommann war, in dessen Hause auch Zacharias Werners Sonette vorgelesen wurden, die ihrerseits nicht ohne Einwirkung auf Goethe blieben. (Vgl. Riemer, Mitteilungen 1841, 1, 34—36.) Den innern Anlaß gab des Dichters Verhältnis zu Minna Herzlieb und Bettina Brentano, und Schipper geht dann dazu über, die Liebessonette auf ihre Beziehungen zu diesen beiden Frauen hin in eingehendster Weise zu untersuchen. Er kommt dabei zu dem Resultate, daß das vierte „Das Mädchen spricht“, das siebente „Abschied“, das achte „Die

Liebende schreibt, das neunte Die Liebende abermals, das zehnte Sie kann nicht enden und vielleicht das erste Mächtiges Überraschen von Bettina inspiriert worden, während die übrigen auf Minna Herzliebs Anregung zurückzuführen sind. Verwandtschaft des Stoffes und gemeinsame Angehörigkeit an eine bedeutsame Epoche in Goethes Leben und seiner dichterischen Thätigkeit Entstehungszeit der Wahlverwandtschaften hätten denn nach Schippers Ansicht den Dichter veranlaßt, die beiden Sonettengruppen zu einem Cyklus zu verbinden. Mit einer Würdigung dieser 17 Sonette, sowie einer kurzen Besprechung von drei Gelegenheitssonetten Goethes, den einzigen, die er nachher noch verfaßt hat, schließt der treffliche Aufsatz.

In dieser dritten Nummer befindet sich noch ein Neudruck von Thomas Murners „Antwurt vnd klag mit entschuldigung wider bruder M. Stifel" (S. 336—348). Der Herausgeber Ernst Voß weist darauf hin, daß Goedeke nur ein einziges Exemplar dieses Pamphlets anführe British Museum 3905, d. 106, das aber selbst den Biographen Murners, G. E. Waldau Nachrichten über Thomas Murners Leben und Schriften 1775, Charles Schmidt in seiner Histoire de l'Alsace littéraire und G. E. Kawerau Th. Murner und die Kirche des Mittelalters 1890 und Th. Murner und die deutsche Reformation 1891 und andern Litterarhistorikern nicht zugänglich gewesen sei und welches er deshalb neu abdrucke. In dieser Erwiderungsschrift auf Stifels „Wider doctor Murners falsch erdicht lyed" befindet sich eine Stelle, durch welche die oft umstrittene Frage, aus welchen Gründen der unermüdliche Gegner Luthers des letztern „De Captivitate Babylonica Ecclesiae Praeludium" verdeutscht habe, ins rechte Licht gestellt wird und die von Voß durch gesperrten Druck hervorgehoben ist. Die Stelle lautet: . . . dez bezüg ich mich vff das buch der babilonischen gefencknis / daz ich selbs vertütschet hab / vff das doch der gemein Christ sehe vwer gotz lesterung vnd schendung der heiligen sacrament.

In den „Modern Language Notes" Baltimore, Band X, 1895 weist K. Francke „A parallel to Goethe's Euphorion, S. 129—131 auf eine Stelle in Tiecks Phantasus hin, in welcher der „Scherz" auf eine Weise beschrieben wird, welche lebhaft an Goethes Euphorion erinnert. Die Stelle befindet sich in der Ausgabe von Tiecks Schriften aus dem Jahre 1828 im vierten Bande, S. 139 ff. Francke findet die Ähnlichkeit zwischen beiden Gestalten nicht nur in der allgemeinen Auffassung der Charaktere, sondern sogar in einzelnen Zügen und hält die Annahme nicht für ausgeschlossen, daß Tiecks „Scherz" Goethe vor Augen stand, als er den Euphorion schuf.

Im Anschluß an diesen Artikel lenkt A. Gerber Raphael's Poesy and Poesy in Faust, Modern Language Notes, 11, 111—113 unsere Aufmerksamkeit auf den Vers des Chors in Goethes Faust, Teil 2,

welcher mit den Worten beginnt: „Heilige Poesie, Himmelan steige sie“ (Vers 9863—9869). Im Gegensatz zu Schröer (Anmerkung S. 271) hält Gerber Poesie und Euphorion für identisch und findet eine Erklärung für diese Substituierung des kriegerischen Euphorion durch die Poesie in dem Eindruck, den Raffaels berühmtes vatikanisches Gemälde, die Dichtkunst darstellend, auf Goethe gemacht hat.

In einer eingehenden Untersuchung bespricht C. A. Eggert den Einfluß, den Diderot auf Goethes Ansichten über die Schauspieler und die Schauspielkunst ausgeübt hat (Goethe and Diderot on Actors and Acting, Modern Language Notes, 11, 205—220); vgl. oben S. 301 ff.

Es ist erfreulich zu konstatieren, daß das Interesse des amerikanischen Publikums für die Erzeugnisse der deutschen Litteratur und ihr Studium ein immer regeres wird. Von Franckes Litteraturgeschichte (Social Forces in German Literature, New-York 1896), die an anderer Stelle in dieser Zeitschrift besprochen werden wird, ist bereits eine zweite Auflage in Vorbereitung. Es verlautet, daß der von F. Paulsen gelegentlich der Anzeige dieses Werkes in der Deutschen Litteraturzeitung geäußerte Wunsch, es auch in deutscher Sprache veröffentlicht zu sehen, in Erfüllung gehen wird. Von demselben Verfasser stammen auch drei kleinere Aufsätze, die im Laufe dieses Jahres in der „Nation“ (New-York, Band 52 und 53) erschienen sind und somit Zeugnis für das Interesse ablegen, mit dem auch die weiteren Kreise des Lesepublikums die Erscheinungen auf dem Gebiet der deutschen Litteratur verfolgen. Im ersten dieser Aufsätze, welcher den Titel „Two new German tragedies“ S. 451—452 führt, werden Hauptmanns „Florian Geyer“ und Wildenbruchs „Heinrich und Heinrichs Geschlecht“ einer genauen Analyse unterzogen; in „Johanna Ambrosius: a lyric Sudermann“ S. 155—156 wird uns ein Lebensbild der Dichterin entrollt (eine englische Übersetzung ihrer Gedichte durch Mary J. Safford ist von Roberts Bros., Boston, angezeigt). Der dritte Artikel „A new chapter in German Romanticism“ (S. 248—249) ist durch Erwin Rhodes Herausgabe von den Briefen Friedrich Creuzers und von Karolinens von Günderode (vgl. oben S. 342 ff.) letzten Dichtungen veranlaßt.

M. D. Learned, Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität von Pennsylvanien, wird von nun an eine neue Zeitschrift herausgeben, die ausschließlich den litterarischen, linguistischen und kulturhistorischen Beziehungen Deutschlands zu Amerika gewidmet sein soll. Ihr Name ist: „Americana Germanica“. Sie wird in vierteljährigen Lieferungen bei Macmillan in New-York erscheinen.

Cambridge, Mass. Max Poll.

# Bibliographie.[1])

## 1. Zeitschriften.

**Jahresbericht** über die Erscheinungen auf dem Gebiete der **germanischen Philologie.** Jahrgang 17. 1895. Zweite Abteilung.

IX. Bohm, Recht. — X. Schullerus A. und J. Bolte. Mythologie und Volkskunde. Nr. 53 ff. Sagenkunde. Nr. 149 ff. Märchen. Nr. 168 ff. Legenden. Nr. 173 ff. Tiermärchen. Nr. 180 ff. Volkskunde. Nr. 310 ff. Volkslied. Nr. 403 ff. Volksschauspiel. Nr. 425. Sprüche und Sprichwörter. Nr. 454. Volkswitz. — XV. Bolte, Das 16. Jahrhundert. — XVII. Seelmann, Niederdeutsch. Nr. 64 ff. Neuniederdeutsche Litteratur. — XVIII. Bremer C., Friesisch. Nr. 1 ff. Zeitschriften auch ältere Jahrgänge. — XX. Kaiser, Latein. Nr. 35 ff. Humanisten zeit, spätere Zeit. — XXI. Geschichte der germanischen Philologie. Nr. 6 ff. Biographie. Nr. 47 ff. Bibliographie.

**Jahresberichte** für **neuere deutsche Litteraturgeschichte.** Band 5 Jahr 1894. 2. Abteilung.

II. Von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. II, 1. Osborn M., Allgemeines. — II, 2. Ellinger G., Lyrik. — II, 3. Haussen A., Epos. — II, 4 a. Creizenach W., Drama. — b. Creicher K., Hans Sachs. — II, 5. Hofmeister A., Didaktik. 1893, 1894. — II, 6. Kawerau G., Luther und die Reformation. — II, 7. Ellinger G., Humanisten und Neulateiner. — III. Vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. III, 1. Reifferscheid A., Allgemeines. — III, 2. Pariser L., Lyrik. — III, 3. Reifferscheid A., Epos. — III, 4. Bolte J., Drama. — III, 5. Michels V., Didaktik. — IV, 1 b. Winter G., Allgemeines des 18./19. Jahrhunderts: Politische Geschichte. — IV, 1 c. Münster F., Memoiren, Tagebücher und Briefwechsel. — IV, 1 d. Stern A., Die deutsche Litteratur und das Ausland.

**Biographische Blätter.** Band 2.

Heft 5. Bettelheim A., Neue Beiträge zur Biographie von Ludwig Anzengruber. I. 58 sehr interessante Briefe an seinen Jugendfreund und nachmaligen Schwager Franz Lipka aus seiner Schauspielerzeit 1860—1865. II. Zur Chronologie der Werke Anzengrubers. Eigenhändiges Verzeichnis.

Fuchs E., Denkrede auf Arlt. Gehalten am 9. Juli 1896 bei der Enthüllung seines Denkmals im Arcadenhof der Universität Wien.

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1896 zu ergänzen.

Biese A., Rochus Freiherr von Liliencron. (Zu seinem 75. Geburtstage, den 8. Dezember 1895.) Ein Lebensbild. Nach Liliencrons Erzählung zuerst in der litterarischen Beilage des Hamburgischen Correspondenten von diesem Tage.

Fränkel L., Otto Roquette.

van't Hoff J. H., August Kekulé (wiederholt aus der Nation 1896, Nr. 43).

Grunwald M., Briefe von D. Fr. Strauß (an Prof. Wurm in Hamburg, Heilbronn, 17. Juni 1844; an F. A. Brockhaus, Tübingen, 4. Juli 1840, kurzer Lebensabriß), Gustav Freytag (an Oberregisseur Marr, Breslau, 2. März 1847; an Professor Wurm (?), Siebleben, 8. November 1857; an Holtei, Leipzig, 6. Januar 1850), Friedrich Hebbel (an unbekannte Adresse in Hamburg, Wien, 15. November 1847) und Emanuel Geibel (an Hübbe; an Heinrich Schleiden, Lübeck, 7. November 1847).

Heft 6. Kralik R., Schopenhauer.

Zwiedineck Südenhorst H. von, Heinrich von Treitschke.

Minor J., Adolf Sonnenthal.

Schönbach A. E., Friedrich Zarncke.

Frey A., François Wille. Wiederholt aus der „Neuen Zürcher Zeitung", vom Verfasser durchgesehen und ergänzt.

Kraus R., Peregrina. Eine Episode aus Mörickes Jugendleben nach seinen Briefen.

**Beiträge** zur Kunde der **indogermanischen** Sprachen. Band 22. Heft 1 und 2.

Garbe R., Rudolf Roth †. Verzeichnis von Roths Schriften.

**Indogermanische Forschungen.** Band 7. Anzeiger Heft 1 und 2.

Bibliographie des Jahres 1895. IX. Germanisch. A. Streitberg W., Allgemeines. D. Mentz F., Westgermanisch. Deutsch. 1. Grammatik. a) Im Ganzen. d. Neuhochdeutsch. 2. Zu .... neuhochdeutschen Texten. 3. Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. 4. Dialekte (auch Volkskunde). 5. Namenkunde. a) Ortsnamen. b) Personennamen. 6. Wörterbücher und Behandlung einzelner Wörter und Ausdrücke. 8. Metrik.

**Acta Germanica.**

Band 3. Heft 4. und Band 4. Mayer F. A. und Rietsch H., Die Mondsee-Wiener Lieder-Handschrift und der Mönch von Salzburg.

Band 5. Heft 1. Richter Konrad, Der deutsche S. Christoph. Eine historisch kritische Untersuchung. I. Die Vorgeschichte der Christophlegende. — II. Die Ausbildung der Christophlegende in Deutschland. S. 146—149 Neuere Zeit bis zum 19. Jahrhundert. — III. Die Darstellung der Legende. — IV. Niederschlag der Legende in Volksbrauch und Volksmeinung. S. 221 Wirkung der Reformation; S. 225 Allegorische Umdeutung [S. 228 Andreas Schönwaldt]; S. 233 Reaction; S. 234 Ausdeutungen des 19. Jahrhunderts; S. 236 Versuche mythologischer Anknüpfung.

**Zeitschrift** für **deutsches Altertum** und **deutsche Litteratur.** Band 41. Heft 1.

Zwierzina K., Drei Lieder aus Wiener Handschriften. 1. Carmen. „Ich vorcht kain winter nye so hart." 2. „Wer, Els wer! und prauch guet fleys." „Zwei frische und übermütige Volksliedchen, .. das erste, ein zur Zeit der Türkenkriege des 15. Jahrhunderts in Ungarn entstandenes Soldatenlied, in dem ein Salzburger seinem Unmut über das Lagerleben in der Fremde Luft machte, das andere ein Lotterlied in bekannter Manier, in dem der Mann sich über ehelichen Zwist und üble Hauswirtschaft humorvoll tröstet." 3. Habersack. „Man hat gar lang gesungen vom habersack genant." „Die geistliche Contrafactur eines sehr lockeren Liedchens vom Habersack" (Wunderhorn 1808 2, 392). — Beschreibung und Inhaltsangabe der betreffenden Handschriften.

Krauß R., Zur Biographie einiger Württembergischer Dichter. 3. Kaspar Huber (Huberinus) 1500—1553. — 4. Jakob Frischlin (Nicodemus' Bruder), getauft 1556, gestorben bald nach 1621.

**Anzeiger** für **deutsches Altertum** und **deutsche Litteratur.** Band 23. Heft 1. Franck, Bremer: Beiträge zur Geographie der deutschen Mundarten; Wenker und Wrede: Der Sprachatlas des Deutschen Reiches.

Hoffmann Krayer E., Hauffen: Die deutsche Sprachinsel Gottschee.

Hauffen A., Franzen: Kritische Bemerkungen zu Fischarts Übersetzung von Rabelais Gargantua.

Strauch Ph., Kippenberg: Robinson in Deutschland bis zur Insel Felsenburg (1731—43).

Walzel O. F., Studien zur Litteraturgeschichte. Michael Bernays gewidmet von Schülern und Freunden.

Minor J., Geiger: Berlin 1688—1840.

E. S. (Edward Schröder), Briefe der Brüder Grimm an Albert von Bonneburg 1785—1868. 1. Wilhelm, Cassel 22. Oktober 1816; 2. Jacob, Cassel 8. November 1817; 3. Jacob, Cassel 21. Juni 1827; 4. Jacob, Cassel 16. Juli 1827; 5. Jacob, Cassel 24. September 1828; 6. Wilhelm, Göttingen 3. Dezember 1835. Der litterarische Nachlaß des Freiherrn von Bonneburg ist im Marburger k. Staatsarchiv deponiert; darunter sein Briefwechsel mit J. von Hormayr.

**Zeitschrift** für **deutsche Philologie.** Band 29. Heft 3.

Brunner J. W., Untersuchungen zur Entwicklungsgeschichte des Volksschauspiels vom Dr. Faust. II. Die erste Geisterzitationsscene. III. Die Studenten mit den Zauberbüchern.

Bossert G., Noch einmal zu den „Lutherana" Band 26, 39 ff.

Recensionen. Rachel M., Stiefel: Hans Sachs Forschungen; Goetze: Hans Sachs' sämtliche Fabeln und Schwänke; Keller und Goetze: Hans Sachs Band 22. 23.

Spanier M., Uhl: Thomas Murner, Die Gäuchmatt. Mit bemerkenswerten Nachträgen.

**Zeitschrift** für **vergleichende Litteraturgeschichte.** Band 10. Heft 4.

Wünsche A. und M. Landau, Zu Hans Sachs' Quellen. Für Hans Sachs' 54. Schwank sei gegen Stiefel nicht Agricola, sondern die Anthologie des Stobaios und darin Simonides von Amorgos als Quelle anzunehmen; Hans Sachs habe Stobaios durch Froelichs Übersetzung schon vor der Veröffentlichung gekannt. Das Motiv von Hans Sachs „Rath zwischen einem Alten Mann und Jungen Gesellen" bei Pittakus, Herder, rabbinischen Quellen.)

Biedermann W. Freiherr von, Das Entstehen von Goethes Elpenor dichtung. (Der Brief an Frau von Stein vom 4. August 1750 meine mit dem „neuen Drama" den Elpenor; Neubearbeitung bis Anfang 1783, Niederschrift — 5. März 1783.)

Petzet E., Das Uzische Frühlingsmetrum. (Freies Metrum, das aber zum Hexameter leitet. — Uz' Stellung zum Reim.)

Stilgebauer E., Wieland als Dramatiker. (I. Die Dramen. — Zwei Perioden: 1758—60 und 1773—79, S. 302. — 1. Johanna Gray S. 303. — 2. Clementina von Poretta S. 307; Einfluß Lessings S. 308; Übereinstimmungen zwischen beiden Dramen S. 309. — 3. Alceste S. 311; „Wielands dramatische Dichtung trägt ein entschieden weibliches Gepräge und ist viel mehr lyrisch als dramatisch" S. 312. — 4. Die Wahl des Hercules S. 315; Wieland zeige hier eine eigenartige wuchtige Sprache und habe in Hercules eine Kraftnatur zu zeichnen gewußt — 5. Das Urtheil des Midas S. 316. — 6. Rosemunde S. 317 zeige Fortschritt zum eigentlichen Drama S. 319. — 7. Pandora S. 320.)

Lobeck C., 16 Briefe des Flavius Blondus.

Kluge F., Fausts Zauberroß: „Pfiffering" aus dem Namen des Zauberpferdes für einen Ortsnamen mißverstanden.

Geiger L., Eine deutsche Zeitschrift in Frankreich (1805): Plan einer bibliothèque germanique, von Talberg und angeblich von Napoleon zuerst gefördert, dann aufgegeben; ein anderer Plan sollte von C. B. Haie und Schweighäuser ausgeführt werden.

Besprechungen. Golther W., Parzival translated by Jessie L. Weston. Zahr J., Zur Hans Sachs Litteratur: Bechstein, Kawerau, Schweitzer.

Kurze Anzeigen. Nivelle de la Chaussées „Ecole des Amis" eine Quelle zu „Minna von Barnhelm"? — Sanders Nibelungenlied. R. M. Meyer

**Monatsblätter** für **deutsche Litteraturgeschichte.** Jahrgang 1. Heft 1.

Wilhelm Raabe.

Hermann und Dorothea.

Allerlei Spitz.

**Zeitschrift** für den **deutschen Unterricht.**

Jahrgang 10. Heft 10. Heintze A., Drei Volkslieder. 1. Lied vom Rosengarten. — 2. Das Lied vom Fräulein Isabell. — 3. Auswanderlied. Für Europamüde.

Valentin V., Die Behandlung von Schillers „Jungfrau von Orleans" in Wissenschaft und Schule.

Müller Karl, Zu Schillers Wallensteins Tod. III. 7 und 10.

Tümpel H., Zu Goethes „Paria".

Sprenger R., Zu Schillers Tell I, 3, 70 ff.).

Pick A., Flurgänge. — Flurzugs Lied (gedichtet von Stadtrat Pohl, Erfurt 1832).

Heft 11. Hildebrand R., Maximen und Sentenzen. Aus dem Nachlasse (1885).

Hildebrand R., Vermischte Kleinigkeiten. Aus dem Nachlasse. 1. Die Mode in der Sprache (1884). — 2. Fremdwörter (1884). — 3. Zu Zeitschrift 7, 577 ff. (1884). 4. (1878—1884). 5. Der Humor in der Sprache (1883). — 6. Schulmeisterei in der Sprache (1888).

Glöde O., Mecklenburgische Straßennamen: Sackgassen, Bergstraßen, Diebsstraßen, Hegede, an der Hege.

Hampe Th., Sämtliche Fabeln und Schwänke von Hans Sachs, herausgegeben von E. Goetze. Zu Nr. 280 wird der Spruch des Hans Sachs aus dem 15. Band der Meistergesänge abgedruckt.

Kemmer L., Zu Eichendorffs Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts".

Tümpel H., Der Schlußchor des Goethes „Epimenides". (Zu 9, 785—807.)

Müller Carl, Politisch 9, 26 ff.).

Mönch H. H., Altes Volkslied Tanz Tanz, Quiselchen.

Sprenger R., Zu Rückerts „Der betrogene Teufel".

Heft 12. Franke K., Die Nibelungenliedfrage im Briefwechsel der Gebrüder Grimm mit Lachmann.

Edel A., Über die biblischen Beziehungen in Schillers eleusinischem Feste.

Unruh F., Die Umstimmung des Kurfürsten in H. von Kleists Schauspiel „Der Prinz von Homburg".

Glöde O., Zur niederdeutschen Litteratur im 19. Jahrhundert.

Knötel P., Zur Erklärung von Uhlands „König Karls Meerfahrt".

Jahrgang 11. 1897. Heft 1. Lyon O., Rudolf Hildebrands Beiträge zum deutschen Unterrichte.

Landmann K., Die Fabier in G. Freytags gleichnamigem Trauerspiele.

Gloël H., Die nachgoethische Litteratur in den oberen Klassen.

Kullmann A., Über die Stellung des Deutschen an den höheren Schulen.

Albrecht C., Die Wacht am Rhein. Eine litteratur und textgeschichtliche Betrachtung.

Köchhorn H., Zum Egmont. Parallelstelle aus Diderots Le Père de Famille.

Weise C., Zu Schillers Sprache.

Kern R., Rückerts Spruch aus „den angereihten Perlen" 47 fuße auf Herders Brief an die Gräfin Maria von Schaumburg Lippe (Erinnerungen 1, 375).

**Zeitschrift** für **deutsche Sprache.** Jahrgang 10.

Heft 7–10. Sanders D., Geister und Menschen. Ein Roman von Adolf Wilbrandt.

Heft 7. Oktober. Sanders D., Kohinor. — Mal Vecchio. — Die Trovatella. — Die Holzhauer. Novellen von A. Baron von Roberts. — Haus- und Kindermärchen der Gebrüder Grimm. Abdruck eines älteren Aufsatzes über Kindermärchen im allgemeinen aus der Zeitschrift: Die Frauenarbeit. — Geisterin und Zusammensetzungen. — Frau Hilde. Roman von Georg Hartwig.

Bischoff H., Die deutsche Sprache in Belgien.

Sanders D., Fügung nach dem Sinne.

Heft 8. November. Düntzel F., Joh. Peter Uz. Erinnert im Anschluß an das Referat über Erich Petzets Monographie an den 100. Todestag des Dichters.

Sanders D., Helmholtzens Vater. Hinweis auf Ernst Kuschs Programm: C. G. J. Jacobi und Helmholtz. — Einige Bemerkungen zu einer Kriminalnovelle von H. Rosenthal Bonin: Der große Fall des Assessors Max Fredeborn. — Sächsischer Genetiv. — Stellung von Genetiv und Dativ. — Zwei sprachliche Bemerkungen zu einem Aufsatz von Eugen Zabel: „Zu Schiff nach Italien." — G'wächte [gemin.] = die Gewechte = ein vom Wind zusammengewehter Haufen Schnee und Sand, auch in der Bedeutung: überragender Schnee. — Bombenhaus (= ein bombenvolles Haus). Aus studentischen Ausdrücken, wie Potz Bomben und Granaten sollen sich in der Sprache der Schauspieler eigenartige Bezeichnungen wie die obige entwickelt haben. — Gekentert. Novelle von Celeste von Hippel. — Schuster und Schneider. Erzählung von Isolde Kurz.

Heft 9. Dezember. Sanders D., Kein. — Schule und Politik. Eine Abiturientenentlassungsrede von Otto Kämmel in Leipzig. — Komparation von „leid". Konjunktiv des Imperfekts von „sterben". Vorzuziehen sind die Formen: „mehr leid" vor „leider", „stürbe" vor „stärbe". — Zu einigen Sätzen von Georg Hartwig. — Zu einigen Zeilen Lessings. Gemeint sind die „Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm", 4. Abschnitt „Priapeia". — Der gehörnte Siegfried. Von Fr. Hebbel. — Die Entwicklung des Ausstellungswesens. Von F. Reuleaux. — Zu dem in der Nationalzeitung 49, 190 enthaltenen Bericht über die 63. Sitzung des deutschen Reichstages (18. März 1896). — Schuster, Schusterei. — Einzelne Bemerkungen zu einer Erzählung in der „Illustrierten Zeitung" Nr. 2763, S. 729 ff.

R. Rosenbaum.

**Zeitschrift** des allgemeinen deutschen **Sprachvereins.**

Nr. 11. 12. Heintze A., Die Rechte der deutschen Sprache im Bereich erdkundlicher Eigennamen.

**Wissenschaftliche Beihefte** zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen **Sprachvereins.** Heft 11.

Schrader C., Die Deutschen und das Meer, eine sprachlich geschichtliche Betrachtung. Festvortrag.

Eckhardt E., Die deutsche Sprache in den Ostseeprovinzen.

**Mitteilungen** aus dem **Litteraturarchive** in **Berlin.** 1896.

Jugenderinnerungen von Henriette Herz (1823–1829). Die Handschrift ist von J. Fürst für seine Biographie zwar benutzt, aber nicht nur sind die angeblich wörtlich angeführten Stellen daraus von ihm stilistisch vollständig umgearbeitet worden, sondern sie enthalten auch willkürliche Zusätze und Weglassungen, je nach

dem Belieben des Bearbeiters. Es finden sich aber in dem vollständigen Text auch Episoden, die Fürst nicht benutzt oder gar nicht einmal erwähnt hat und außerdem ist die Niederschrift Henriettens viel anmutiger und für die Schreiberin charakteristischer als die Umarbeitung. S. 170, Z. 27 fehlt „Briefe“!

**Chronik** des **Wiener Goethe-Vereins.** Band 10.

Nr. 8—10. Burkhardt C. A. H., Zur Kenntnis der Goethe Handschriften. Nach den Quellen bearbeitet. Mit Facsimilien von Handschriften Goetheſcher Hilfsarbeiter. Vorwort. 1. Philipp Friedrich Seidel. 2. Christoph Erhard Sutor.

Nr. 8 9. Minor J., Goethe unter Herders Einfluß in Straßburg von weiland Professor Dr. Carl Tomaſchek. Aus den Vorarbeiten zu einem groß angelegten Werk über Goethes äſthetiſchen Entwicklungsgang.

Nr. 10. Arnold R. F., Österreichs Trauer bei Goethes Tod. Skizze eines Vortrags.

Zu Goethes Mondlied. Hinweis auf J. Jelineks Aufſatz in der Chronik 1888, Nr. 3.

**Archiv** für das Studium der **neueren Sprachen** und **Litteraturen.**

Band 96. Meyer Richard M., Studien zu Goethes Wortgebrauch. „Von vornherein“; dumpf, Dumpfheit; Apercu; Mittelpunkt; Folge, Stetigkeit; kryſtalliſieren; Dauer verleihen; „entſtehen“; Gegenwart; Wirkung in die Ferne; Merlin; Freiheit die ganze Kette von Begriffen zuſammengeſtellt; im höchſten Sinne u. dgl.; abſurd; bedeutend; geiſtreich; die Menge; der Kreis; ins Gemeine heben; das Stille; verrucht; Zuſtand, Weſen; Tonne wälzen; flügelmänniſch; „papierne Scheidewand“; „chern“; „Genießen macht gemein“.

Bleich C., Entſtehung und Quellen der Märchen Clemens Brentanos.

Schröder Richard, Thomas Carlyles Abhandlung über den Goetheſchen Fauſt. Abdruck dieſer Abhandlung aus der New Edinburgh Review. Januar - April 1822.

Henkel H., Zur Feſtſtellung des Goetheſchen Anteils an den Xenien des Muſenalmanach für 1797.

Willert H., Zur deutſchen Handwerkerpoeſie. Gruppierung und kritiſche Sichtung der von A. Schmidt Band 95 des Archivs aus dem Meiſterbuch der Frankfurter Goldſchmiede Zunft veröffentlichten poetiſchen Aufzeichnungen.

Band 97. Heft 1 und 2. Schmidt E. und M. Friedländer, Kleine Blumen, kleine Blätter. Verfolgen die Wandlungen, die das Goetheſche Gedicht in Volksmund und Volksgeſang erfahren hat.

**Litteraturblatt** für **germaniſche** und **romaniſche Philologie.**

Nr. 8. Betz L. P., Naſſen: Heinrich Heines Familienleben nebſt einer Heine Litteratur. Mit Ergänzungen zur Bibliographie.

**Revue** de l'enseignement des **langues vivantes** XII. 1—3.

Grucker E, La dramaturgie de Lessing: Voltaire et son théâtre.

**Anglia.**

Band 18. 1895. Wülker R., Julius Zupitza.

Flügel E., The Irreverent Doctor Fawstus.

Borinski K., Dante und Shakespeare. Betrifft das Wort Honorificabilitudinitatibus. Vgl. Euphorion 1, 285.

Band 19. Heft 1. Borinski K., Noch einmal von Honorificabilitudinitatibus.

**Romaniſche Forſchungen.** Band 9. Heft 3.

Vollmöller K., Über Plan und Einrichtung des Romaniſchen Jahresberichtes.

**Zeitſchrift** für **franzöſiſche Sprache** und **Litteratur.** Band 18.

Betz L. P., Kritiſche Betrachtungen über Weſen, Aufgabe und Bedeutung der vergleichenden Litteraturgeſchichte. Giebt eine raſche Überſicht über die bis-

hergen Bestrebungen auf diesem Gebiete und skizziert die wichtigsten zu lösenden Aufgaben.

Förster, Friedrich Diez.

**Revue d'Histoire littéraire de la France.** III. 3.

Joret Ch., J. B. Gaspard d'Ansse de Villoison et la cour de Weimar. (Schluß.)

Betz L., Henri Heine et Eugène Renduel. C. Senil.

**Giornale storico** della **letteratura italiana.** XXVIII. 1 e 2. Fasc. 82 e 83.)

Farinelli, Flamini: Aurelio Bertola e i suoi studi intorno alla litteratura tedesca.

**Giornale Dantesco** IV, 1. 2.

Lettere di Dantisti: Giov. Prati e C. Witte a G. Ferrazzi: a cura di A. Fiammazzo.

**Revista Critica** de **Historia** y **Literatura Espanolas, Portuguesas** é **Hispano-Americanas.** Tomo I, núm. 12.

Farinelli A., Schwering: Zur Geschichte des niederländischen und spanischen Dramas in Deutschland (ablehnend).

**Archiv** für **Slavische Philologie.** Band 18.

Bolte J., Zwei böhmische Flugblätter des 16. Jahrhunderts. 1. Nemo. Freie Nachahmung des deutschen Spruchgedichtes vom Niemand. — 2. Der Altweiberofen. Abdruck eines deutschen Gedichtes nach einem zu Augsburg bei „Anthony Formschneider" um die Mitte des 16. Jahrhunderts hergestellten Blatt. Geschichte des Motivs. Abdruck des böhmischen Gedichtes.

**Zeitschrift** für die **österreichischen Gymnasien.** Jahrgang 47. Heft 10.

Rieh Cl., Regierungsrat Dr. Sigismund Schwandner †.

Gartner Th. und Minor, Entgegnungen.

**Zeitschrift** für das **österreichische Volksschulwesen.** Jahrgang 7.

Heft 2. Schmidhuber J., Hans Sachs, ein Lehrer seines Volkes.

Heft 5. 6. Prosch F., Bemerkungen zur österreichischen Schulorthographie.

Heft 6. Brauty F., Ein Wiener Namenbüchlein, welches etwa dreißig Jahre vor der allgemeinen Schulordnung der Kaiserin Maria Theresia erschienen ist. Beschrieben und besprochen.

Heft 8. 9. Weiß A., Zur Geschichte des österreichischen Elementarunterrichtes. Teilt eine Abschrift von Felbigers verschollenen Buch „Die wahre Saganische Lehrart in den niedrigen Schulen" (Wien 1774) mit.

**Süddeutsche** Blätter für **höhere Unterrichtsanstalten.** Jahrgang 4. Heft 11. 12.

Haag, Die untere Schule zu Bern im 17. Jahrhundert und die Bearbeitung der Janua linguarum reserata des Comenius für dieselbe.

Spieser J., Eine neue und wirkliche Biblia pauperum.

**Bayerische Zeitschrift** für **Realschulwesen.** Band 17. Heft 3.

Englert A., Adolf Pichler.

**Zeitschrift** für das **Gymnasialwesen.** Jahrgang 50. Dezember.

Hannske R., Friedrich Rückert.

**Neue Jahrbücher** für **Philologie** und **Pädagogik.** Jahrgang 46. Band 153 und 154.

Heft 8. Stein F., Mag. Seidenstücker und der Lippstädter Schul und Kirchenstreit von 1797.

Landmann K., Die Behandlung von Goethes Faust in den oberen Klassen höherer Schulen.

Heft 9—11. Müller Carl, Bella grammaticalia. Johannes Spangenberg ist nicht der Verfasser des von ihm 1534 herausgegebenen Bellum grammaticale, eines Werkes, das mindestens bereits seit 1511 die Gelehrten erfreut hatte. Müller vergleicht Spangenbergs Ausgabe mit der Straßburger Ausgabe von 1514, bespricht die Übersetzung von Johannes Buno (Danzig 1540), die Nachahmungen von Harsdörffer und Schottelius (1673) und das Drama von Gilhusius (1597). — S. 519 Anmerkung 19 Zu Goethes Dichtung und Wahrheit.

Heft 9 und 10. Cohen H., Leopold Schmidt, geboren den 29. Mai 1824, gestorben den 6. März 1892.

Scheel W., Fr. Aug. Wolfs Collectaneen zur deutschen Sprache. Ein Beitrag zur Kenntnis neuhochdeutscher Schriftsprache und deutschen Unterrichts am Anfang des 19. Jahrhunderts. Die Collectaneen befinden sich im Nachlaß Wolfs auf der königl. Bibliothek zu Berlin. „Sie zeigen uns eine rege und eindringende Beschäftigung vieler Jahre mit deutschem Stil und deutscher Formenlehre und geben uns die merkwürdige Thatsache kund, daß man viele der Sprachschäden, die heute bekämpft werden, auch schon damals gesehen und zu heilen versucht hat."

Biese A., Zum deutschen Unterricht. Behandelt im Anschluß an die Sammlungen von Rudolf Franz und Carl Lindecke, H. Kluge, A. Puls die Frage, „inwieweit die nachgoethische Litteratur in höherem Maße als bisher für die Schule fruchtbar gemacht werden solle, und zwar nicht nur für die Schülerbibliotheken, sondern auch für den Unterricht selbst."

**Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.** Band 5.

Heft 7 und 8. Spieß B., Sebastion Castellio. Ein Vorkämpfer der Glaubensfreiheit im 16. Jahrhundert.

Begemann W., Zum Gebrauche des Wortes „Pansophia" vor Comenius.

Keller L., Zur Erinnerung an Daniel Sudermann, geboren 1550 Februar 24., gestorben 1632 (?). Über eine Sammlung von Liedern (Spruchgedichten) Sudermanns. „Sicher ist, daß Sudermann Mitglied einer Gemeinde war, die in Schwenckfeld ihren Wortführer erkannt. In der Geschichte der schwenckfeldischen Liederdichter gebührt ihm ein hervorragender Platz."

Neubaur L., Ein Trauergedicht von Comenius. Auf den Tod des präsidierenden Bürgermeisters von Elbing Johann Koy (25. Juni 1647).

Heft 9 und 10. Keller L., Die Anfänge der Reformation und die Ketzerschulen. Untersuchungen zur Geschichte der Waldenser beim Beginn der Reformation.

Zur Haltung Straßburgs in den Religionshändeln des 16. Jahrhunderts.

**Pädagogisches Archiv.** Jahrgang 38.

Nr. 7. 8. 10. 11. Landmann K., Goethe im Lichte der Gegenwart. I. Die neuen Goethe-Biographien. II. Goethe und Gustav Freytag. III. Goethe und Richard Wagner. IV. Goethe und Grillparzer.

Nr. 10. Schoenfeld H., Die Bedeutung der Universität von Pennsylvanien für deutsche Kultur und Geschichte.

**Revue internationale de l'enseignement.** 15 Janvier.

Parmentier J., La vie et les oeuvres du pédagogue allemand Lorenz Viellner (1811—1892). C. Senil.

**Revue des cours et conférences.** Band 4.

Texte J., Les premiers vulgarisateurs de la littérature allemande en France.

Texte J., Les relations littéraires de la France et de l'Allemagne avant le milieu du 18e siècle. C. Senil.

Texte J., Le théâtre de Goethe et de Schiller en France au XVIIIe siècle.

**Archiv** für **Geschichte** der **Philosophie.** Neue Folge. Band 10
Heft 1. Wahle R., Metaphysik und Geschichte der Philosophie.
Gremer T., Der Begriff der Persönlichkeit bei Kant.
Grunwald M., Miscellen. 16. Gerstenberg. An Villers, Altona, 28. August 1801. 17. Suabedissen. Selbstanzeige seines Werkes „Die Betrachtung des Menschen (Cassel und Leipzig 1815 1818) in einem Brief an Villers, Cassel, 31. Dezember 1814. — 18. Volder (Manuskript in Hamburg). — 19. Schwimmer desgleichen). — 20. Boeclet (desgleichen). — 25. Jungius und andere. Manuskripte und Kollegienhefte von Jungius, V. Velthemius, Joh. Vagelius Joh. Vlamius? und anderen.

**Archiv** für **systematische Philosophie.** Neue Folge. Band. 2. Heft 4.
Bergmann J., Wolffs Lehre vom Complementum possibilitatis.

**Vierteljahrschrift** für **wissenschaftliche Philosophie.** Jahrgang 20.
Heft 2. Carstanjen Fr., Entwicklungsfaktoren der niederländischen Frührenaissance. Ein Versuch zur Psychologie des künstlerischen Schaffens. (Zweiter Artikel. Schluß.)
Heft 3. Achelis Th., Adolf Bastian.
Heft 4. Carstanjen F., Nachruf an Richard Avenarius.
Avenarius' Berichtigungen zur „Kritik der reinen Erfahrung".

**Zeitschrift** für **Psychologie** und **Physiologie** der **Sinnesorgane.** Band 11.
Heymans G., Ästhetische Untersuchungen in Anschluß an die Lippssche Theorie des Komischen.
Landmann Z., Zur Diagnose psychischer Vorgänge mit besonderer Bezugnahme auf Hamlets Geisteszustand.

**International Journal Ethics.** 1895 Juli.
Jodl F., Georg von Gizycki and the science of ethics.

---

**Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung.**
Nr. 40. 41. Luthers Verdienste um die Erziehung in der Schule. 8. 9.
Nr. 41 - 44. Zur Charakteristik Albrecht Ritschls

**Kirchliche Monatsschrift.** Jahrgang 16. Heft 3.
Von P., Die Adventslieder der evangelischen Kirche.

**Neue kirchliche Zeitschrift.** Jahrgang 7. Heft 10.
Walther W., Reformierte Taktik im Sacramentsstreit der Reformationszeit.

**Protestantische Kirchenzeitung** für das evangelische Deutschland. Nr. 40.
Sulze E., Joh. Arendt über die Notwendigkeit und Gestalt einer kirchlichen Reform.

**Zeitschrift** für den **evangelischen Religionsunterricht.** Jahrgang 8. Heft 1.
Windel R., zur Würdigung der Lutherischen Bibelübersetzung.
Stoewer, Methodische Bemerkungen zur Behandlung des Kirchenliedes im Unterricht.

**Theologischer Jahresbericht.** 15. Band, enthaltend die Litteratur des Jahres 1895. Zweite Abteilung Historische Theologie.
Böhringer P., Kirchengeschichte des Mittelalters mit Ausschluß der byzantinischen Litteratur.
Loesche G., Kirchengeschichte vom Beginn der Reformation bis 1648
Werner A., Kirchengeschichte von 1648 an und Allgemeines.

**Theologische Studien** und **Kritiken** 1897. Heft 1.

Becker, Des Zerbster Superintendenten Wolfg. Amling Ordinationen (1578 bis 1606).

Knaake, Bemerkungen zu Briefen der Reformatoren.

Enders, War Luther am 24. Februar 1539 in Grimma?

Köstlin, Zur Frage über Luthers Grab.

**Zeitschrift** für **Kirchengeschichte.**

Band 16. Heft 4. Kluckhohn A., Urkundliche Beiträge zur Geschichte der kirchlichen Zustände, insbesondere des sittlichen Lebens der katholischen Geistlichen in der Diöcese Konstanz während des 16. Jahrhunderts.

Haupt H., Zur Geschichte der Kinderwallfahrten der Jahre 1455–1459.

Krüger G., Textkritisches zu Luthers Schrift: An die Pfarrherrn, wider den Wucher zu predigen. 1540.

Band 17. Heft 1 2. Schröder E., Die Tänzer von Kölbigk. Ein Mirakel des 11. Jahrhunderts. Geschichte der Ausbreitung dieser aus den „deutschen Sagen" der Brüder Grimm bekannten Sage.

Brieger Th., Kritische Erörterungen zur neuen Luther-Ausgabe. II. Zu einigen Einleitungen Knaakes in I., II. und VI. Bande. 6. Die Resolutionen von 1518. III. Zur Kritik des Textes der Resolutionen von 1518.

Bossert G., Zangerhausen in dem Brief Luthers vom 19. November 1521.

Meyer Christian, Wiedertäufer in Schwaben.

Kolde Th., Über einen römischen Reunionsversuch vom Jahre 1531.

Heft 3. Albrecht O., Studien zu Luthers Sendschreiben an die Christen zu Riga und in Liefland vom Jahre 1524. 1. Bibliographisches und Textkritisches. 2. Geschichtliche Voraussetzungen, Abfassungszeit.

Tschackert P., Nachträge zur preußischen Reformationsgeschichte. 1. Johann von Schwarzenberg, Landhofmeister des Markgrafen Kasimir von Brandenburg Kulmbach (gestorben 1528), als muthmaßlicher Verfasser der Königsberger Reformationsschrift „Des heiligen Geistes deutlicher Warnungsbrief" vom Jahre 1526. — 2. Paul Speratus, nicht der Verfasser der satirischen Flugschrift „Absag oder vhedschrift des hellischen Fürsten Lucifers u. s. w." vom Jahre 1524.

**Beiträge** zur **bayerischen Kirchengeschichte.** Band 2.

Westermeyer H., Zur Bannangelegenheit Pirkheimers und Spenglers.

Lauter Th., Religions- und Gewissensfreiheit im simultanen Herzogthum Sulzbach.

Kolde Th., Briefwechsel zwischen Urban Rhegius und Markgraf Georg von Brandenburg.

Enders L., Casp. Löners Briefbuch (Fortsetzung).

Herold R., Der Marktbreiter Kalenderstreit a. 1697–1699.

Kolde Th., Markgraf Georg von Brandenburg und das Glaubenslied der Königin Maria von Ungarn.

Bossert G., Caspar Esterer. Ein Charakterbild aus der Zeit der Kelchbewegung im Herzogtum Bayern.

Albrecht, Die Briefe des Wigo. Zur Kirchengeschichte Feuchtwangens.

Kawerau G., Zur Reformationsgeschichte Augsburgs.

Kolde Th., Zum Glaubensliede der Königin Maria von Ungarn.

Hopf, Hans Jacob Wehe, erster lutherischer Pfarrer in Leipheim.

Friedensburg W., Dr. Johann Ecks Denkschriften zur deutschen Kirchenreformation 1523. Aus Vaticanischen Handschriften.

Vogtherr F., Die Verfassung der evangelisch-lutherischen Kirche in den ehemaligen Fürstentümern Ansbach und Bayreuth.

Kolde Th., Zum Gedächtnis D. Wilhelm Pregers.

Jordan, Das Nürnberger Heilig Geist Spital und der Orden der Brüder vom heil. Geist.

Müller G., Zur Geschichte des Wiedertäufers Georg Wagner.

**Deutsche Zeitschrift** für **Kirchenrecht.** Band 6. Heft 2.

Berbig, Zur Komposition der casimirianischen Kirchenordnung vom Jahre 1626.

Tittel Th., Aus kursächsischen Ehesachen (1667, 1729 und 1746 f.).

**Römische Quartalschrift** für **christliche Altertumskunde** und **Kirchengeschichte.** 4. Supplement-Heft.

Finke H., Die kirchenpolitischen und kirchlichen Verhältnisse zu Ende des Mittelalters nach der Darstellung K. Lamprechts. Eine Kritik seiner „Deutschen Geschichte".

**Studien** und **Mitteilungen** aus dem **Benediktiner-** und dem **Cistercienser-Orden.** Jahrgang 17. Heft 3.

Leitle T., Wissenschaftliche und künstlerische Strebsamkeit im St. Magnus-Stifte zu Füssen. 5.

Schneider E., Johannes Bertels, O. S. B., Abt von Münster und Echternach. (Ein Beitrag zur Geschichte des Benediktinerordens auf Luxemburger Boden. Schluß. Gestorben 19. Juni 1607.

**Deutscher Merkur.** Jahrgang 27.

Nr. 38—51. Briefe Adolf Kolpings, des Gründers der Gesellenvereine, an Döllinger.

Nr. 44 und 45. Aus der Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein.

Nr. 47—51. J. v. Döllinger und die neuen Dogmen vom Jahre 1870.

**Raphael.** Band 18. Nr. 42.

A. Kolping als Student.

**Der Beweis des Glaubens.** Neue Folge. Band 17. Heft 11 und 12.

Bendixen, Nachklänge zu Geibels Judas Ischarioth.

---

**Repertorium** für **Kunstwissenschaft.** Band 19.

Heft 4. Schmid Heinrich Alfred, Über objektive Kriterien der Kunstgeschichte. (Zugleich eine Recension.) Im Anschluß an F. Stoedtners Dissertation „Hans Holbein der Ältere", erster Teil. 1473—1504.

Schmidt Wilhelm, Notizen zu deutschen Malern. 1. Jörg Breu. 2. Amberger. 3. Wolf Huber.

Heft 5. Pauli G., Hans Sebald Beham in seiner Entwicklung als Kupferstecher.

Neuwirth J., Ein Nachtrag zu den Copien des Dürerschen Rosenkranzfestes.

Laban F., Bibliographie. Vom 1. Mai bis 31. August 1896.

**Zeitschrift** für **bildende Kunst.** Jahrgang 8. Heft 1 und 2.

Baumgarten Fr., Ölberg und Osterspiel im südwestlichen Deutschland.

---

**Jahrbücher** der königl. Akademie zu **Erfurt.** Neue Folge. Heft 22.

Thiele R., Ein Brief von Eva Lessing. An ihre in Eschweiler lebende Schwägerin Frau Anna Magdalena Stollenhoff, geborene König; Wolfenbüttel, 31. Oktober 1776.

Thiele, Aus eines Dichters Werkstatt: Ein Beitrag zur Charakteristik von Ferdinand Freiligrath. Bespricht acht Gedichte, deren Manuskripte Freiligrath am

30. Juli 1862 an Preuß für die Detmolder Landesbibliothek übersandte (Buchner 2, 343 ff.).

Neubauer, Zur Erinnerung an Gustav Freytag.

**Berichte** des **Freien Deutschen Hochstiftes** zu **Frankfurt am Main.** Neue Folge. Jahrgang 1897. Band 13. Heft 1.

Koch M., Goethe als religiöser Epiker.

Dechent, Die autobiographische Quelle der Bekenntnisse einer schönen Seele. Will insbesondere durch eine eingehende stilistische Untersuchung beweisen, daß dem sechsten Buche von Wilhelm Meisters Lehrjahren die biographischen Aufzeichnungen des Fräuleins von Klettenberg selbst zu Grunde liegen.

Karpeles G., Goethe und der Maler Moritz Oppenheim. Berichte über Oppenheims Besuch in Weimar im Mai 1827 nach seinen eigenen Tagebüchern und Memoiren. Ein Brief (9. Dezember 1826) und zwei Karten (4. und 8. Mai 1827) Goethes, ein Brief des Kanzlers von Müller (28. Oktober 1828) an Oppenheim.

Heuer C., Ein unbekanntes Originalbildnis Goethes. Eine für Lavaters Physiognomik bestimmte, dort aber nicht reproduzierte Tuschzeichnung (Profil) von Lips aus dem November-Dezember 1779 mit einem Begleitspruch Lavaters.

**Nachrichten** von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu **Göttingen.** Philologisch-historische Klasse. 1896. Heft 2.

Lehmann M., Denkwürdigkeiten des Freiherrn vom Stein aus dem Jahre 1812. Manuskript in dem Steinschen Familienarchiv. Die Quelle von Pertz' Darstellung für dieses Jahr.

**Göttingische gelehrte Anzeigen.**

Nr. 8. Von Wilamowitz-Moellendorff, P. V. [P. Louys]: Les chansons de Bilitis traduites du Grec pour la première fois. S. 633, Anmerkung: Über Grillparzers Sappho.

Nr. 9. Kolde Th., Drews P.: Disputationen Dr. Martin Luthers.

**Anzeiger** der Akademie der Wissenschaften in **Krakau.**

April. Dickstein S., Der Briefwechsel zwischen Kochański und Leibniz. Vorläufige Mitteilung.

**Abhandlungen** der philologisch-historischen Klasse der königl. **Sächsischen** Gesellschaft der Wissenschaften zu **Leipzig.** Band XVII. Nr. 5.

Bücher K., Arbeit und Rhythmus. I. Die Arbeitsweise der Naturvölker. II. Rhythmische Gestaltung der Arbeit. III. Arbeitsgesänge. 1. Einzelarbeit und Gesellschaftsarbeit. 2. Arbeiten im Wechseltakt. 3. Arbeiten im Gleichtakt. (Darin auch bisher unbekannte deutsche Lieder. S. 40 ein Flachsreffllied aus Dortmund; S. 46 ein Bastlöselied aus Nassau; S. 47 ein Lied beim Beiern aus Ostfriesland; S. 65 Lied der Bremer Zimmerleute; S. 66 Ostfriesische Rammverse und ein Rammliedchen aus Westpreußen.) — IV. Ursprung der Poesie und Musik. (S. 80 „es ist die energische rhythmische Körperbewegung, die zur Entstehung der Poesie geführt hat, insbesondere diejenige Bewegung, welche wir Arbeit nennen. Es gilt dies ebensowohl von der formellen als von der materiellen Seite der Poesie".) — V. Der Rhythmus als ökonomisches Entwicklungsprincip. — Anhang (Schiffsgesänge).

**Sitzungsberichte** der philosophisch-philologischen und der historischen Klasse der k. **bayerischen** Akademie der Wissenschaften zu **München.** Heft II.

Cornelius A. von, Nekrolog auf Wilhelm Preger.

**Mitteilungen** aus dem germanischen **Nationalmuseum zu Nürnberg.** 1896.

Bauch A., Ein vergessener Schüler Albrecht Dürers (Georg Schlenk).

Hampe Th., Oswald und Kaspar Krell. (Vgl. Dürers Porträt Oswalds in der Münchener Alten Pinakothek.)

Braun E., Zu Baldungs „Madonna mit der Meerkatze".

Bezold G. von, Der Meister der nürnberger Madonna.

Th. H. [Th. Hampe], Das Gedenkbuch des Georg Friedrich Bezold, Pfarrers zu Wildenthierbach im Rothenburgischen. Meist Abschriften aus Zeitungen und Flugschriften des 18. Jahrhunderts, besonders aus der Zeit des siebenjährigen Krieges; Satiren, Epigramme, Gedichte auf Friedrich den Großen ꝛc.

Bauch A., Die letzten Tage des Malers Georg Pentz (gestorben in den Tagen vom 11.—13. Oktober 1550 zu Leipzig).

Hampe Th., Initialen in Holzschnitt von dem Rechenmeister Paulus Frank (um 1600).

Schaefer K., Albrecht Dürer und der Rahmen des Allerheiligenbildes.

Hampe Th., Deutsche Pilgerfahrten nach Santiago de Compostella und das Reisetagebuch des Sebald Örtel (1521—1522).

Hampe Th., Über ein Prosatraktätlein Hans Folzens von der Pestilenz. „Item von der pestilenz ein hübsch nützlich und kurz begriffes tractetlin getruckt im MCCCC vnd in dem IXXXII. iare hans folcz" (1482).

Braun E., Eine Nürnberger Labyrinthdarstellung aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Reproduction eines fliegenden Blattes mit Text von Sebastianus Calcidius, Joannes Stabius, Andreas Kunhofer.

Th. H. [Th. Hampe], Notiz über Dürer aus den Nürnberger Ratsprotokollen

F. [Fuhse], Dürer. Kleine Mitteilungen.

**Sitzungsberichte** der kais. Akademie der Wissenschaften in **Wien.** Philosophisch historische Classe. Band 134.

Heinzel R., Abhandlungen zum altdeutschen Drama. I. Zu den geistlichen Schauspielen des Mittelalters als Texte betrachtet. II. Über die Schauspieler der geistlichen Dramen im Mittelalter. III. Über die Bühne der geistlichen Dramen im Mittelalter. IV. Raum und Zeit auf der alten Bühne. V. Über das Mediensspiel und die lustige Person der alten Bühne. VI. Beziehungen zwischen dem altfranzösischen und dem altdeutschen Drama. VII. Über das Mantellied Magdalenens. VIII. Über die Goliardenverse des altdeutschen Dramas. — Aus der Vorbemerkung: „Seit längerer Zeit mit den Vorarbeiten zu einer Beschreibung des geistlichen Schauspiels im deutschen Mittelalter beschäftigt, habe ich einige Beobachtungen gemacht, welche einerseits über das abgegrenzte Gebiet hinausgehen, sich auf das weltliche Drama des 15. Jahrhunderts oder auf die Bühne des 16. Jahrhunderts beziehen ..... Indem ich sie hier mitteile, habe ich zu bemerken, daß die angeführten Beispiele nur in Bezug auf die dramatische Litteratur Deutschlands bis zum Ende des 16. Jahrhunderts aus zusammenhängender Lectüre hervorgegangen sind, während, was ich aus fremden Litteraturen oder aus der deutschen jenseits dieses Zeitraumes anführe, sich nur zufällig angeschlossen hat." (S. 36 Schillers Wilhelm Tell; S. 38 Wielands Clementina von Poretta; S. 52 Die Piccolomini; Anzengrubers Fleck auf der Ehr; S. 53 Grillparzers Jüdin von Toledo.)

**Kalender** des **Deutschen Schulvereins** auf das Jahr 1897. Jahrgang 11.

Tann Bergler C., Wiener Schubert Häuser.

Freudank Groß R., Annette Freiin von Droste Hülshoff.

Peter J., Wie man im Böhmerwalde lebt. Ein Beitrag zur deutschen Volkskunde.

Foglar A., Über Grillparzers Verhältnis zur Natur.

Knortz K., Deutsch und amerikanisch.

Himmelbauer F., Der Streit zwischen Sommer und Winter. Nach den volkstümlichen Überlieferungen erneuert und erläutert.

Grasberger H., Zur Geschichte vom Weihnachtsbaum.

**Zeitschrift** des Vereins für **Volkskunde.** Band 6.

Heft 3. 4. Lehmann-Filhés M., Kulturgeschichtliches aus Island (zum Fliegen den Holländer S. 383).

Piger F. P., Geburt, Hochzeit und Tod in der Iglauer Sprachinsel in Mähren. (Verbreitung von Gebeten durch Fliegende Blätter S. 252; Hochzeitsverse S. 256; Brautspruch, der mit Adam und Eva beginnt S. 257; Tischgebet S. 260; Brautlieder S. 262 f. Sammlungen von — zum Teil protestantischen — Totenliedern noch im Gebrauch S. 409, Anmerkung; Grabvers S. 411.)

Unger Th., Aus dem deutschen Volks- und Rechtsleben in Altsteiermark.

Rebsener Marie, Das Leben in der Auffassung der Gossenjasser (Grabschrift S. 311; Schlaflied S. 313; Kinderverse S. 314 f. Allerlei Volksverse, Rätsel und Improvisationen S. 404.

Heft 3. Tschiedel J., Italienische Volksrätsel.

Schukowitz H., Kinderreime aus dem Marchfelde.

Englert A., Zum Volkslied, Spruch und Kinderreim (zum Ehezuchtbüchlein und zu der Clara Hätzlerin; Abraham a St. Clara, Rosenblut; zu dem Lied „Gestern Abend in der stillen Ruh; Rosts Schäferspiel; Verse aus einem Lindauer Stammbuch; zu Fischarts Spielverzeichnis.

Kleine Mitteilungen. (Märchen von Hahnreiter. — Steirische Sagen vom Schratel. — Kleine Liedeln aus dem oberen Rainachthal in Steiermark mit Melodien. — Ein Pakt mit dem Teufel.)

Bücheranzeigen. Mythes, Cultes et Religion par A. Lang, traduit par L. Marillier. — Reiser: Sagen, Gebräuche, Sprichwörter des Allgäus. — Knötel: Aus der Franzosenzeit. — Laube: Volkstümliche Überlieferungen aus Teplitz und Umgebung. — Vincke: Die neuesten Rübezahl-Forschungen. — Schneller: Beiträge zur Ortsnamenkunde Tirols. — Mielke: Volkskunst.

Aus den Sitzungsprotokollen des Vereins S. 343: Erich Schmidt über die Aufnahme von Kunstliedern in den volkstümlichen Liederschatz (Goethe, G. Keller, Kotzebue, Klamer Schmidt).

K. W. [K. Weinhold], Zum sogenannten Verwunderungslied und den Liede von den drei Jungfern.

Heft 4. Schröder E., Die Gerichtslinde von Basdorf in der Herrschaft Itte.

Andree R., Volkskundliches aus dem Boldecker und Knesebecker Lande (Volksreim S. 362; Bauernspottverse S. 367; Pfingstgesang S. 370.

Carstens H., Volksrätsel, besonders aus Schleswig-Holstein S. 412

Hartung C., Zur Volkskunde aus Anhalt S. 428. Neujahrsliedchen S. 432; Wanderverschen S. 433. 436.)

Kleine Mitteilungen S. 439. („Blut dicker als Wasser" S. 442.) — Wirtschaftsverse; Gegen Bücherdiebe; Klosterinschrift S. 446; Nekrolog auf F. Staub, den Begründer des Schweizerdeutschen Idiotikons S. 447.

Bücheranzeigen. K. W., Andree: Braunschweiger Volkskunde. (Zum „Erlkönig" S. 454); Deutsche Mundarten, herausgegeben von J. W. Nagl. R. M. Meyer.

**Zeitschrift** für **Ethnologie.** Band 28.

Heft 3. Schulenburg W. von, Volkskundliche Mitteilungen aus der Mark: Frau Harke — ein Brotsegen — Bäume beschenken.

Heft 4. Schwartz W., Volkstümliches aus Lauterberg am Harz. (Sagen — Historische Reminiscenzen: Luther S. 161. — Aberglauben und Gebräuche.)

Schulenburg W. von, Beiträge zur Volkskunde. (Das Vierzeichen; Osterspiel mit Eiern; Kornmutter; Zehe küßen, mit Volksspruch.)

Bartels M., Altes und Neues vom Mitterberge; Treichel A., Über sogenannte Wikingerschiffe; Schulenburg W. von, Buchwerk am Niederrhein (Volksvers S. 342). R. M. Meyer.

**Globus.** Band 70.

Nr. 18. Tittrich P., Schlesischer Hausbau und schlesische Hofanlage.

Nr. 23 und 24. Schultheiß Fr. G., Das Haberfeldtreiben in Ober bayern.

**Zeitschrift für Kulturgeschichte.**

Band 3. Heft 4—6. Adam K., Kulturgeschichtliche Streifzüge durch das Jahr 1848—1849 auf Grund von deutschen Lebensäußerungen und Geisteserzeugnissen aus jener Zeit. Mitteilungen aus pommerischen Zeitungen und dergleichen mit Benutzung der Sammlungen des früheren Abgeordneten Baumstark. — E. M. Arndts Flugblatt gegen den Polenlärm S. 251; der Prozeß Freiligrath S. 254. Übersicht der Parteien in der Paulskirche S. 421 f.; Einzelporträts: von Herzog S. 425; Jahn S. 427; E. M. Arndt S. 428; Raveaux S. 430; die ultra montanen Kritiker S. 429 f., 439; K. Blum S. 431; K. Vogt S. 433; die Hüte in der Paulskirche, der politische Bart S. 434. Eisenmanns Bericht S. 436 f.; andere Parteischriftsteller S. 439 f.; W. Zimmermann S. 442; F. Lichnowsky S. 445; die Zeitungen der Abgeordneten S. 447 f.; die drei deutschen Farben S. 448 f. unter Mitteilung von Versen.

Heft 4—5. Roth F. W. E., Zur Geschichte der Meistersänger zu Mainz und Nürnberg. I. Mainz. Frauenlob S. 263; sociale Kreise der Beteiligung S. 264; Aufführungen S. 265; Singschule S. 269; Anlagen: Ordnung der Singer gesellschaften S. 271; Namensverzeichnis S. 279; Verzeichnis der Töne ebenda. — II. Nürnberg. Alte Schulordnung S. 281.

Tetzner F., Donalitius und Tolminkemen. Bild eines halb deutschen, halb litauischen Dorfes im vorigen Jahrhundert. — Litterarische Thätigkeit des Predigers Donalitius S. 297. 299. 308.

Schönfeldt G., Die „Höge" der Hamburger Brauerknechte.

Bernheim E. und G. Steinhausen, Ein neuer Gegner der Kulturgeschichte (Benedetto Croce).

Miscellen. Schmitt Albert. Zur Geschichte der Universitäten Jena und Halle in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Briefe zwischen dem Professor Reusch in Jena und dem Rektor des Gymnasiums in Weilburg, Cramer, gewechselt, über die Brauchbarkeit beider Hochschulen für Theologen.

Besprechungen. Stieda, Fabricius: Die akademische Deposition; Struck: Die ältesten Zeiten des Theaters zu Stralsund; Schlösser R., Fürst: A. G. Meißner; Steinhausen, Wustmann: Quellen zur Geschichte Leipzigs; Boos: Geschichte der Freimaurerei: „Vollkommen recht hat er mit der Behauptung, daß die Kultur- und Litteraturhistoriker die Wichtigkeit der Freimaurerei als bedeutenden Faktors im geistigen und gesellschaftlichen Leben des vorigen Jahrhunderts nicht genügend erkannt haben"; Geiger: Berlin 1688—1848; Koetschau K., P. Weber: Geistliches Schau spiel und kirchliche Kunst.

Kleinere Notizen. Zur Volkskunde S. 359; Aus Zeitschriften. Biblio graphie (August—Dezember 1895) S. 362 f.

Heft 6. Knörich W., Litterarisch gesellige Bestrebungen, besonders der Damen, und ihr Vorbild, sowie die Frauen Emanzipation in Frankreich während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Eine litterar- und kulturhistorische Studie (sic: dies die Überschrift zu einem Aufsatz von 30 Seiten!). Marquise de Rambouillet S. 387; von Castiglianos Cortigiano beeinflußt S. 388; der Ausdruck „treue Boten" für die Augen sei aus dem Cortigiano entlehnt S. 394; Madame des Loges S. 395; Conrart S. 397; René Barys Esprit de Cour S. 398; Rambouillets Madrigale und anderes S. 403; Aristokratie und Bourgeoisie S. 407; la Précieuse von Abbé de Pure S. 409; Emanzipationsbestrebungen S. 410.

Liebe G., Ritter und Schreiber. Eine kulturgeschichtliche Parallele (ungeordnete Lesefrüchte ohne Kritik, z. B. ist ein spätes Apokryphum S. 457 noch Neidhart zu geschrieben). — Liebesbrief eines bürgerlichen Amtsschreibers zu Seesen am Harz an

ein hessisches Edelfräulein S. 457; krause Worte über den „tugendhaften Schreiber" S. 459; Schreiberverse S. 461.

Miscellen. Wegele Fr. X., Ein Bewerbungsgesuch Friedrich Schlegels. Dieser bittet 1805 den Generallandeskommissär Grafen von Thurheim um Anstellung an der Universität Würzburg. „Die Collegia, welche meine bisherigen Studien mich in Stand setzen zu leisten, würden außer interpretierenden Vorlesungen über alte Autoren und außer allgemeiner und spezieller Litteraturgeschichte noch folgende sein: Universalgeschichte, besonders alte Geschichte der Philosophie und orientalische Sprachen, insofern diejenigen, mit welcher (sic) ich mich beschäftigt habe (die Indische und Persische), dem Bedürfnis und Zweck der Universität angemessen sein oder derselben zur Zierde gereichen können. Sollte zu einem mit der Professur der Philologie zu verbindenden philologischen Seminarium schon ein Plan entworfen sein, so werde ich, sobald mir dieser bekannt ist, mit Gewissenhaftigkeit bestimmen, was ich nach meinen Kräften dafür zu leisten vermag" (S. 466).

Besprechungen. Stieda, P. Gehrke: Danzigs Schützenbrüderschaften; J. Caudreia: Das Bündnerische Zeitungswesen im 18. Jahrhundert (die Beschränkung auf politische Zeitungen wird bedauert); Steinhausen G., Thomasius: Von Nachahmung der Franzosen, herausgegeben von A. Sauer; Schlösser R., Gerhard: Joh. P. de Memels Lustige Gesellschaft (sehr gelobt; die Autorschaft dem Mag. Joh. Praetorius abgestritten); Lokalstudien, angezeigt von G. Liebe.

Band 4. Heft 1—2. Treusch von Buttlar K., Das tägliche Leben an den deutschen Fürstenhöfen des 16. Jahrhunderts. Über Hofordnungen S. 1 f. der Ausdruck „Pagen" und Synonyma S. 8, Anmerkung 1; „Unzucht"; Grobianisches S. 12 f., S. 20 f.; Burgfrieden (vgl. die Herausforderung im „Tasso") S. 14, Tagesverlauf S. 17, das Trinken S. 25 f., Briefe der Hofdamen S. 30.

Hampe Th., Sittenbildliches aus Meisterlieder Handschriften (das Trinken S. 42; Hans Sachs ebenda; Badlieder S. 46.)

Otto E., Die Wehrverfassung einer kleinen deutschen Stadt im späteren Mittelalter Bubach in der Wetterau).

Bömer A., Die deutschen Humanisten und das weibliche Geschlecht (Aeneas Sylvius S. 95; Albrecht von Eyb S. 96; Peter Luder aus Kislau S. 98; Jakob Locher Philomusus S. 99; Heinrich Bebel S. 101; Conrad Celtes S. 103; Wilibald Pirkheimer S. 106; Conrad Peutinger S. 107; Eobanus Hessus S. 108; Crotus Rubianus S. 111).

Miscellen. Neubauer E., Fürst Philipps von Anhalt Mohr. — Tiftel Th., Aus einem Ballette am Dresdener Hofe 1672. R. M. Meyer.

**Historisches Jahrbuch.** Band 17. Heft 4.

Mayerhofer J., Beiträge zur Lebensgeschichte des Hieronymus Bock, genannt Tragus (1498—1554). Neue Mitteilungen aus dem k. Kreisarchiv Speier. Abdruck eines Sendschreibens, „welches Bock unterm 4. November 1550 aus seiner Zufluchtsstätte in Saarbrücken an seine alte, während seiner Abwesenheit wieder katholisch gewordene Pfarrgemeinde Hornbach gerichtet hat, und worin er ausführlich sein religiöses, evangelisch gläubiges Bekenntnis, um dessenwillen er ‚schäden und verfolgung erlitten', darlegt und begründet."

Fijalek J., Über das wahre Jahr der Erstlingsausgabe des großen Katechismus des seligen Petrus Canisius. Sucht das Jahr 1554 als das richtige zu erweisen.

Kaindl R. F., Zwei Urkunden zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Zwei Urkunden des Kaisers Matthias aus dem Jahre 1618.

**Historische Zeitschrift.** Neue Folge.

Band 41. Heft 1—3. Pick A., Briefe des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau an seinen Schwiegersohn Wilhelm von Scharnhorst. Im Auf-

trage von Agnes Freifrau von Münchhausen, geborene von Scharnhorst heraus gegeben. 27 Briefe aus den Jahren 1828—1831.

Heft 1. Koser R., Neue Veröffentlichungen zur Vorgeschichte des Siebenjährigen Krieges (Naudé, Beer).

Meinecke Fr., Heinrich von Treitschke †.

Heft. 2. Goetz W., Der „Kompromiß Katholizismus" und Kaiser Maximilian II.

Meinecke F., Boyen und Roon. Zwei preußische Kriegsminister.

Lamprecht K., Zum Unterschiede der älteren und jüngeren Richtungen der Geschichtswissenschaft.

Meinecke Fr., Erwiderung.

Band 42. Heft 1. Hintze O., Über individualistische und kollektivistische Geschichtsauffassung.

Ritter M., Meine Ansicht der deutschen Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation. (Gegen A. Chroust.)

**Historische Bibliothek.** Herausgegeben von der Redaktion der Historischen Zeitschrift. Band 1.

Schiemann Th., Heinrich von Treitschkes Lehr und Wanderjahre 1834 bis 1866.

**Deutsche Zeitschrift** für **Geschichtswissenschaft.** Monatsblätter Nr. 6—8.

Brenßig K., Über Entwicklungsgeschichte. I. Das Objekt. II. Die Methode.

**Beiträge** zur **deutschen Territorial-** und **Stadtgeschichte.** I. Serie.

Heft 1. Heidrich P., Der geldrische Erbfolgestreit 1537—1543.

Heft 2. Haake P., Brandenburgische Politik und Kriegführung in den Jahren 1688 und 1689.

**Neues Archiv** der **Gesellschaft** für **ältere deutsche Geschichte.** Band 22. Heft 1.

Loserth J., Formularbücher der Grazer Universitätsbibliothek. II. Fortsetzung.

**Geschichtsblätter** des deutschen **Hugenotten-Vereins.**

V. Zehnt. 10. Heft. Tollin, Urkunden zur Geschichte hugenottischer Gemeinden in Deutschland.

VI. Zehnt. 1. und 2. Heft. Brandes, Die Konföderation reformierter Kirchen in Niedersachsen.

**Bismarck-Jahrbuch.** Band 3. Heft 3—5.

I. Urkunden und Briefe (Schluß). 29. Ein Brief des Grafen von der Goltz an Bismarck 1866. — 30. Zwanzig Briefe Albrechts von Roon an Bismarck 1852 bis 1874, 1878. — 31. Achtunddreißig Briefe Bismarcks an Roon 1857—1873. II. Reden, Vorträge, Abhandlungen. 3. Jacobi H., Der Gardejäger von 1838. 4. Gerson, Zwei Erlasse des großen Kurfürsten zu Gunsten Derer von Bismarck Schönhausen 1665. — 5. Vogel Th., Zur Charakteristik der politischen Reden Bismarcks. — 6. Walther E., Von Goethe zu Bismarck. — 7. Schwetschke E., Bismarck und die Dichtkunst. I. — 8. Kohl H., Herr von Bismarck Schönhausen als Mitarbeiter der Kreuzzeitung. — 9. Kohl H., Entwurf zu einer Rede des Abgeordneten von Bismarck Schönhausen.

---

**Jahrbücher** für **Nationalökonomie** und **Statistik.** Dritte Folge. Band 11.

Barth P., Die sogenannte materialistische Geschichtsphilosophie.

**Abhandlungen** aus dem **staatswissenschaftlichen** Seminar zu **Straßburg i. E.** Heft 16.

Ludwig Th., Der Badische Bauer im 18. Jahrhundert.

**Archiv** für **civilistische Praxis.** Band 85. Heft 3.
Kohler J., Autorrechtliche Studien.

**Taschenbuch** der historischen Gesellschaft des Kantons **Aargau** für das Jahr 1896.

Merz W., Joh. Burger, Kupferstecher, geboren 1829. Verzeichnis der Burgerschen Kupferstiche.

Fleiner F., Aargauische Kirchenpolitik in der Restaurationszeit.

Frey A., Sagen und Volkslieder aus dem Wynenthale. 1841. Gesammelt von Jacob Frey (1824—1875). Nr. IX. „Uf em Bergle bin ich g'sesse."

Keller J., Josephs des Zweiten Schweizerreise. Besuch bei Haller S. 85 ff.; bei Pfeffel S. 97; Gespräch mit Lavater und Verse Lavaters S. 98 f.

Wind A., Die Reformation im Kelleramt (Bremgarten, Lunkhofen, Oberwil, Zufikon).

**Alemannia.** Jahrgang 24. Heft 2.

Süttterlin L., Sitten und Gebräuche und abergläubische Vorstellungen aus Baden. I. Aus Buchen, Bodersweier, Distelhausen, Tonaueschingen. Mudau, Nicklashausen, Urloffen, Schluchtern, Schriesheim, Wiesloch, Winzenhofen. — II. Aus Bodersweier, Distelhausen, Eisingen, Gutach, Nicklashausen, Nußloch, Schluchtern, Wiesloch, Urloffen.

Heilig O., Doktor Fraßtus [Theophrastus Paracelsus]. Nach dem Berichte eines Mannes aus Kenzingen.

Beck P. und A. Holder, Eine unbekannte Lesart von Sebastian Sailers „Schöpfung".

Bolte J., Schwäbische Hochzeitsabrede. Ein Kupferstich des 17. Jahrhunderts, die Vorlage für das von Nango Origines Pomeraniae 1684 S. 228 mitgeteilte Bauerngespräch (vgl. Alemannia 8, 84).

Beck P., Der Buchauer Apostel.

Beck P., Eine alte Kirchenbausage.

Unfeld W., Allerlei Reimsprüche aus Schwaben.

Klemm A., Neues über deutsche Baumeister und Bildhauer aus älterer Zeit. (Fortsetzung zu Alemannia 19, 177—183.) 2. Jakob von Schweinfurt in Annaberg 1515—1525.

Bolte J., Zu den Maihinger Handschriften. „An Chr. Weises Verfasserschaft des S. 86 erwähnten Festspieles erlaube ich mir vorläufig zu zweifeln."

Pfaff F., Märchen aus Lobenfeld 7—9 (1—6 in der Festschrift für Weinhold, Straßburg, Trübner 1896, S. 62—83).

Anzeigen und Nachrichten. Kluge F., Borchardt Wustmann: Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde. Mit Nachträgen.

**Altpreußische Monatsschrift.** Neue Folge.

Band 32. Heft 7. 8. 1895. Neubaur L., Leon Gomperz. 1. Biographisches. 2. Verzeichnis seiner Schriften.

Treichel A., Nachtrag zum Liede vom Krambambuli.

Toeppen M., Die Entdeckung von Vogelsang (bei Elbing). Aus Johann Jakob Conventz [geboren 1779, gestorben 1813] Chronik mitgeteilt.

Conrad G., Regesten ausgewählter Urkunden des reichsburggräflich und gräflich Dohnaschen Majoratsarchivs in Lauck (Ostpreußen). Mit Anmerkungen. 1392—1653.

Reicke R., Kant-Bibliographie für die Jahre 1890—1894.

Beilagen. Ehrenberg H., Italienische Beiträge zur Geschichte der Provinz Ostpreußen. Im Auftrage des Provinzialausschusses der Provinz Ostpreußen in

Italienischen Handschriftensammlungen, vornehmlich dem Vatikanischen Archive gesammelt und herausgegeben. Aus den Jahren 1263—1800.

Altpreußische Bibliographie für 1894.

Band 33. Heft 3 und 4. April Juni 1896. Toeppen M., Zwei zeitgenössische Berichte über die Besetzung der Stadt Elbing durch die Brandenburger im Jahre 1698. I. Bericht des Ratsherren Dominic Meyer: Brandenburger Anlauf und nachmalige Eroberung. II. Bericht des Bürgers Friedrich Hertzberg.

Tetzner F., Die Tolmitkemischen Kirchenbauakten aus der Zeit des Christian Donalitius.

Lohmeyer K., Albrecht Bibliographie. Zusammenstellung der auf die Geschichte des Herzogs Albrecht von Preußen, seiner Person und seiner Regierung bezüglichen Schriften. Enthält auch Gedichte, Flugschriften, Briefe der Reformatoren ꝛc.

Schöne G. H., Die Stellung Immanuel Kants innerhalb der geographischen Wissenschaft.

**Alt-Wien.** Monatsschrift für Wiener Art und Sprache. Jahrgang 5.

Nr. 10—12. Newald J., Aus den Briefen des Eipeldauers. Zur Geschichte einer Alt Wiener Zeitung. II. Aus schweren Tagen (1794—1814). III. Eipeldauer und der Wiener Congreß.

Nr. 10. Kars K., Eine sonderbare Exekution in Alt Wien. Verbrennung einer französischen Schmähschrift 1730.

Girbatz Th., Das „Café Grienstеidl".

Nr. 11. 12. Aus Hugo Maretas „Proben eines Wörterbuches der österreichischen Volkssprache".

Nr. 12. Prisching K., Euphorion.

Alt-Wiener Litteraturblatt.

Nr. 10. Aus „Scherz und Ernst" in Liedern. Zweyter Theil. Verfaßt von Philipp Hafner. Wien 1764.

Aus „Briefe eines Eipeldauers". 22. Heft. Wien 1795.

Nr. 11. Aus „Wien und die Wiener" in Bildern aus dem Leben. Pesth 1844.

Aus „Der Humorist". Von M. G. Saphir. 1844.

**Forschungen** zur Cultur- und Litteraturgeschichte **Bayerns.** Buch 4.

Günther S., Jakob Ziegler, ein bayerischer Geograph und Mathematiker.

Reinhardstöttner K. v., Pädagogisches aus der Ritterakademie zu Ettal (1711—1744).

du Moulin Eckart Graf K., Wien und München. Eine Studie zur bayerischen Aufklärungspolitik (1800—1805).

Handschriftliche Münchener und andere lateinische Jesuitendramen der k. Bibliothek zu Petersburg.

Bayern und seine Hauptstadt im Lichte von Reiseschilderungen und fremden Kundgebungen. III.

Register zu Buch III und IV.

**Mitteilungen** und Umfragen zur **bayerischen** Volkskunde. Jahrgang 2.

Nr. 1. Einige Winke für volkskundliche Arbeiten.

Englert A., Zu dem Volkslied „Ufm Bergli bin i gesessе". Eine Umfrage.

Nr. 2. Schmidkonz J., Der Volksliederschatz eines Spessartdorfes. Über die Pflege des Volksgesanges im Dorfe Wiesen nebst der Mitteilung von 47 Anfängen der dort üblichen Lieder.

Beyhl J., „Etwas auf dem Kerbholz haben." H.

**Neujahrsblatt** der litterarischen Gesellschaft in **Bern** für 1896.

Tobler G., Vincenz Bernhard Tscharner (1728—1778). Enthält die Beziehungen Tscharners zu A. v. Haller, Klopstock, Wieland und Zimmermann. R. Willy.

**Mitteilungen** des Vereines für Geschichte der Deutschen in **Böhmen.** Jahrgang 35. Nr. 2.

Horčička A., Die Geschichte der Stadt Aussig von der Gründung bis zum Jahre 1526.

Weber C., Die Entwicklung der keramischen Industrie in Böhmen.

Bachmann A., Über König Georg von Böhmen und Gregor Heimburg.

Mayer W., Ein berühmter Egerer Architekt. Balthasar Neumann (18. Jahrhundert).

Schmidt Valentin, Das Urbar der Herrschaft Rosenberg von 1598.

XXVI.—XXVIII. **Jahresbericht** des Historischen Vereins zu **Brandenburg** a. d. H.

Pomtow P., Gustav Adolf und Kurbrandenburg im dreißigjährigen Kriege.

Tschirch C., Das älteste Bild der Altstadt Brandenburg (von 1582).

**Braunschweigisches Magazin.**

Nr. 15. Zimmermann P., Ein Brief Joh. Arnold Eberts an Lessing.

Nr. 23. Schüddekopf C., Briefe von Schiller (Ludwigsburg, 1. Oktober 1793), Herder (Weimar, 12. Februar 1795) und Wieland (Osmannstätt, 1. September 1799) an Friedrich Vieweg.

**4. Jahresbericht** des Museumsvereins in **Celle.** 1895/96.

Nöldeke, Haus- und Denkinschriften in Celle, gesammelt.

**Beiträge** zur Landes- und Volkskunde von **Elsaß-Lothringen.**

Heft 21. Vulpinus Th., Ritter Friedrich Kappler ein elsässischer Feldhauptmann aus dem 15. Jahrhundert.

Heft 22. Müllenheim und Rechberg H. Freiherr von, Die Annexion des Elsaß durch Frankreich und Rückblicke auf die Verwaltung des Landes vom westphälischen Frieden bis zum Ryswicker Frieden (1648—1697).

**Jahrbuch** für Geschichte, Sprache und Litteratur **Elsaß-Lothringens.** Jahrgang 12.

Walter Th., Die Hexenplätze der Rufacher Hexenurkunden (1585—1627).

Martin E., Briefe von Johann Peter Hebel an Frau Weiler [geborene Schneegans] in Straßburg. „Ihr Sohn Daniel war ein Schüler Hebels in Karlsruhe ... Von seiner Aufnahme in das Karlsruher Gymnasium 1806 handeln wesentlich diese (5) Briefe Hebels. Doch berühren sie auch litterarische Dinge, so die Werke Jean Pauls; selbst die Politik wird gestreift."

E. M. [E. Martin], Gedichte eines Frühvollendeten. „Friedrich Julius Cutmann, geboren 1827 zu Landau, fand im Juli 1849 durch einen Herzschlag einen plötzlichen Tod in den Wellen der Ill zu Straßburg, wo er seinen Studien oblag."

Menges F., Die Rufacher Vornamen. Untersuchung. III.

Spieser J., Münsterthäler Volkslieder. A. Satirisches. B. Melkerlieder.

Spieser, Die Münsterthäler Grußformeln einst und jetzt.

Weiß C. Th., Das Elsässer Judendeutsch. Wörterbuch. Ein Protokoll aus dem Gerichtsbuche des Rabbiners in Mutzig von 1746.

Stehle B., Volkstümliche Feste, Sitten und Gebräuche im Elsaß. 1896.

Erdmann M., Petrus Dasypodius. Mitteilung aus den Straßburger Ratsprotokollen über dessen Berufung als Schullehrer von Frauenfeld nach Straßburg im Jahre 1533, wonach er Petrus Hasenfus geheißen hat.

Übersicht über den Inhalt der Bände I—XII.

**Erzgebirgs-Zeitung.** Jahrgang 17. Heft 12.

Dietel V., Ein Weihnachtsspiel im Erzgebirge. Text und Melodien.

Urban M., Goethes Besuch des Gymnasiums zu Eger und Prämiant Schmid. H.

**Beiträge** zur Geschichte von Stadt und Stift **Essen.** Heft 17.

Schroeder F., Aus dem mittelalterlichen Essen. S. 21 Anmerkung 1 ist eine dramatische Aufführung aus dem Jahre 1504 erwähnt.

Arens F., Das Hospital zum heiligen Geist in Essen. Nach den Urkunden und Akten des Stadt- und Münsterkirchenarchivs.

Arens F., Die Essener Armenordnung vom Jahre 1581.

Arens F., Die Statuten des Gräflichen Damenkapitels des Stiftes Essen.

**Neue Beiträge** zur Geschichte des deutschen Altertums. Herausgegeben von dem **hennebergischen** altertumsforschenden Verein in **Meiningen.** Lieferung 8.

Germann W., Aus Wasungens vergangenen Tagen. 2. Hälfte. Gedenkblätter aus drei Jahrhunderten des herzoglich S. Louisen-Erbl. Marschalkischen Damenstifts Wasungen.

**Sitzungsberichte** der **kurländischen** Gesellschaft für Litteratur und Kunst und Jahresbericht des kurländischen Provinzialmuseums aus dem Jahre 1895

809. Sitzung. H. Diederich, Über den kurländischen Bildhauer Nikolaus Söffrens (gestorben 1710). Nach dem Aufsatz von W. Neumann in den Rigaschen Stadtblättern 1895, Nr. 8.

811. Sitzung. Arbusow L., Beitrag zur Lebensgeschichte des Burkard Waldis. Eine bisher nicht veröffentlichte Stelle aus dessen Brief an seine Schwägerin Ebrosine (Schultze Riga, 31. Mai 1531.

815. Sitzung. Diederichs H., Über das Stammbuch von Friedrich Albers 1773—1825. Der allergrößte Teil der Eintragungen stammt aus den Jahren 1791—1795 und ist in Riga, dann besonders in Jena und auch in Berlin gemacht worden. Zwei vereinzelte Einzeichnungen aus dem Jahre 1817.

Diederichs H., Bruchstück einer Beschreibung kurländischer Zustände am Anfang des 18. Jahrhunderts. Aus einem Manuskript im kurländischen Provinzialmuseum mitgeteilt. (Ein Stück dieser Beschreibung schon von J. H. Woldemar im Inland 1844, Nr. 8 veröffentlicht.)

Seraphim A., Aktenstücke zur liv- und kurländischen Geschichte 1602—1678.

**Neues Lausitzisches Magazin.**

Band 71. Heft 2. Baumgärtel, Geschichte der „Maria Marthenkirche" zu Bautzen.

König Cl., Wann war der Dichter Johann Christian Günther geboren? Sicht den 8. April 1698 als Günthers Geburtstag zu erweisen.

Brückner, Nachrichten über die Besitzer des Rittergutes Gersdorf bei Reichenbach O. L.

Band 72. Heft 1. (Festschrift zum 550. Gedenktage des Oberlausitzer Sechsstädtebündnisses am 21. August 1896.) Arras P., Regestenbeiträge zur Geschichte des Bundes der Sechsstädte der Oberlausitz, zusammengestellt auf Grund der Urkunden, welche sich im Bautzner Ratsarchive (Fund Ermisch) vorfinden. 1356—1515.

Schultze E., Beiträge zur Genealogie des Laubaner Geschlechts der „Zeidler" von Rosenberg. Hauptquelle das handschriftliche „Protocollum domesticum oder Hausbuch" des 1637 als Laubaner Bürgermeister verstorbenen Martin Zeidler S. 228 Verso.

Boetticher W. von, Beiträge zur Geschichte des Franziskaner-Klosters zu Kamenz. 12 Urkunden 1493—1565.

Scheuffler, Die zwei Löbauer Conventbücher. Auch Eintragungen in Versen.

Fecht R., Wie lassen sich die Görlitzer Geschoßbücher für die einheimische Geschichtsschreibung nutzbar machen?

**Schriften** des Vereins für die Geschichte **Leipzigs.** Band 5.

Beck, M. Christian Daum Rektor zu Zwickau und seine Leipziger gelehrten Freunde (Caspar von Barth, Thomas Reinesius, Christof Preibis,

Jacob Thomasius, Marcus Tauscher, Joachim Feller. Vortrag auf Grund seines Briefwechsels.

Kroker E., Leipzig in Liedern und Gedichten des dreißigjährigen Krieges. S. 38 Ein Lied des Druckers Justus Jansonius 1620; S. 41. 45. 46 (?). 51 (?). 68. 76 f. 91 Lieder des Druckers Gregorius Ritzsch (geboren 1584 zu Skitahl in Böhmen, gestorben 1643) 1620. 21; S. 45 Ein Lied von Johann Oepffelbach, Pfarrer in Lößnig 1621; S. 53. 55. 57. 67. Gedichte von Georg Gloger, dem Freunde Flemings 1631; S. 60. 69 ff. 76—79 von Fleming; S. 74 f. von Adam Olearius; S. 75 von David Puschmann 1633; S. 76. 83. 86 ff. von Martin Rinckart; S. 90 von Timotheus Ritzsch 1637; S. 93 von Christian Ulrich Iltenhöfer 1643; S. 96 von Johann Thomasius.

Mangner E., Die Familien Kunze, Körner und Tischbein. Mit Benutzung von urkundlichen Forschungen und Briefen der Familie Körner an Kunze. S. 177 ff. ein Brief von Frau Sophie Tischbein an ihre Tochter Karoline Wilken, Leipzig, 19. November 1813 über die Schlacht bei Leipzig. — Ausführlich über Theodor Körner und sein Ende.

Kroker E., Kleinere Mitteilungen. 1. Historia von Erhart Braunen. Michael Lindener. Valentin Schumann. Abdruck eines Gedichtes nach einer Handschrift aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts: „Historia von Erhart Braunen Burgern alhier vfm alten Neumarck vnd einem Fuhrmann sub annum 1541." Erhart Braun läßt sich urkundlich nachweisen. Auf der Suche nach dem Dichter des Schwankes mustert Kroker Lindeners und Valentin Schumanns Lebensumstände und ergänzt Bolte, indem er den Stoff zu Nr. 32 des Nachtbüchleins in den Acta Rectorum (1545) nachweist. Er ist nicht abgeneigt, Schumann für den Verfasser des Schwankes zu halten. — 2. Gottfried Finckelthaus. Aus einer Grabschrift und anderen Quellen gelingt es Kroker, die wichtigsten Daten für Finckelthaus' Leben zu gewinnen und einen kurzen Stammbaum der Familie aufzustellen. Er wurde am 23. Februar (alten Stils) 1614 in Leipzig geboren und starb am 4. August (neuen Stils) 1648 als Kammerprokurator der Oberlausitz in Bautzen. 1633 wurde er Magister in Leipzig, scheint also Fleming schon während seiner Studienzeit daselbst kennen gelernt zu haben. Mindestens bis 1638 muß er in Leipzig geblieben sein; 16. September 1639 war er in Hamburg, bald darauf muß er seine große Reise durch die Niederlande und Frankreich nach Brasilien angetreten haben. 1642 dürfte er wieder in Leipzig gewesen sein. — 3. Napoleon I. in Leipzig. 1807. Abdruck eines satirischen Gedichtes: „Der Kaiser vor Abderas Thoren."

**Publications de la Section historique** de l'institut grand-ducal de Luxembourg. Volume XLIV. 1895.

Knaff A., Bericht eines Augenzeugen über die Besetzung Luxemburgs durch die Franzosen im Jahre 1684.

Petry H., L'Obituaire de l'église collégiale de Nassogne. Mit Daten von 1303—1610.

De Munser C., Les rues de Luxembourg du 16e siècle par rapport à celles d'aujourd'hui.

Engels M., Hans Lützelburger. Ein kunsthistorisches Gedenkblatt.

**Mansfelder Blätter.** Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld zu **Eisleben.** Jahrgang 10.

Rosenburg H., Johann Agricola von Eisleben. I. Seine Entwicklung zu einem Freunde und Gehülfen Luthers. 1494—1525. II. Als erster Gymnasialrektor in Eisleben. 1525—1536. III. Als erster Sammler deutscher Sprichwörter. IV. Als erster evangelischer Hof- und Domprediger in Berlin. 1540—1566.

Blümel E., D. Martin Luthers Anwesenheit in Eisleben.

Könnecke M., Zwei Hexenprozesse aus der Grafschaft Mansfeld. I. Inquisitionsakten wider die Pfarrwitwe Anna Kluge zu Uhlsdorf in Sachen beschul-

digter Hexerei. 1652 und 1655. II. Inquisitionsakten wider Anna Traute Frohertsin und Marie Größeln in Gerbstedt wegen beschuldigter Hexerei. 1689.

Größler H., Denkwürdigkeiten des Pfarrers Schulze, weiland zu Freist, Böjenburg und Elben im Mansfelder Seekreise. — S. 79 „Verzeichnis derer Prediger zu Freist, wie selbige nach der Reformation auf einander gefolget sind."

C. Th., Zusammenstellung von Mansfelder Urkunden in Lünigs „Deutschem Reichsarchiv" (1295—1696).

Trippenbach M., Die Erlebnisse des Schulzen G. Funke zu Pausfelde (Mansfelder Gebirgskreis) im Jahre 1813. Nach Aufzeichnungen des Berichterstatters mitgeteilt.

Größler H., Sechste Nachlese von Sagen und Gebräuchen der Grafschaft Mansfeld und deren nächster Umgebung. — Schröter C., Dankeröder Sagen. — Oster, Johannis und Herbstfeuer. — Fricke W., Kinderlieder aus Helfta.

**Zeitschrift** des historischen Vereins für den Reg. Bezirk **Marienwerder.** Heft 34.

Flanß R. von, Das ehemalige Amt Marienwerder, insonderheit die Amtsniederung.

Schlake F., Sittengeschichtliches aus Konitzer Gerichtsbüchern. 4. Jesuitenschülerleben (17. Jahrhundert).

**Mitteilungen** des Vereins für Geschichte der Stadt **Meißen.** Band 4. Heft 2.

Buttke R., Eine Beschwerdeschrift der Meißner Innungen von 1500.

Nitzsche H., Nachtrag zur Geschichte des Volksschulwesens der Stadt Meißen.

Kirbach P., Die älteren Meißner Zunftordnungen. 3. Die Fischer. Beilage. Die Elbfische des 16. Jahrhunderts nach einem Verzeichnisse des Fabricius.

Schmidt C. E., Kaiser Joseph II. in Meißen (1766).

Wittich H., Die Erbhuldigung zu Meißen im Jahre 1692.

Lebensläufe verdienter Meißner. 6. Leicht R., Louise Otto Peters (1819 bis 1895). Anhang: Verzeichnis ihrer selbständigen und unter ihrem Namen erschienenen Publikationen (1843—1893).

Markus P., Meißen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Loose W., Der Meißner Domklerus zur Zeit der Reformation.

**Jahrbücher** des Vereins für **meklenburgische** Geschichte und Altertumskunde. Jahrgang 61.

Stieda W., Eine Hugenottenkolonie in Mecklenburg. Aktenstücke 1—36. (1683—1721.)

Dragendorff G., Angelus Sala (gestorben 1637), Leibarzt des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg Güstrow, seine Bedeutung für Medizin und Chemie. Vortrag.

Hofmeister A., Das Lied vom König Anthyrius. Hält es für wahrscheinlich, daß Elias Schede (geboren 1615 zu Naaden in Böhmen, gestorben 1641 auf einer Reise in Warschau) der Verfasser des Liedes sei.

**Quartalberichte** des Vereins für **meklenburgische** Geschichte und Altertumskunde. Jahrgang 61.

Nr. 1. Voß W., Einzeldrucke geistlicher Gedichte des Herzogs Gustav Adolph von Meklenburg. (17. Jahrhundert.)

**Lieder-österreichischer Landesfreund.** Band 5.

Nr. 3. Schukowitz, Proben aus dem Schimpfwörterschatz der Marchfeldbauern.

4. Ein frommer Brauch aus dem Marchfelde.

**Zeitschrift** des Historischen Vereins für **Niedersachsen.** Jahrgang 1896.

Krieg R., Das Alter und der Bestand der Kirchenbücher in der Provinz Hannover.

Krieg R., Alter und Bestand der katholischen Kirchenbücher im Bistum Hildesheim und den Diözesen Osnabrück und Schleswig Holstein.

Jacobs E., Heinrich Winckel und die Einführung der Reformation in den niedersächsischen Städten Halberstadt, Braunschweig, Göttingen, Hannover und Hildesheim. 1. Die nordharzische Familie Winckel. 2. Heinrich Winckel und das Johanniskloster zu Halberstadt. 3. Winckel als Stadtprediger zu Halberstadt und sein Studium in Wittenberg. 4. Winckel als Coadjutor zu Braunschweig. 5. Winckel in Göttingen. 6. Winckel in Hannover. 7. Winckel in Hildesheim. 8. Winckels spätere Lebensjahre. — Ausführungen. — Urkundliche Anlagen. Nr. 1—16 aus den Jahren 1525—1542.

Doebner, Alfelder Statuten und Willküren des 15. und 16. Jahrhunderts.

Doebner, Relation Bischof Franz Egons von Hildesheim an Papst Pius VI. über den Zustand seiner Diözese vom 15. Dezember 1790.

Jürgens O., Die Quellen der stadthannoverschen Geschichte.

Bodemann E., Niedersächsische Litteratur des Jahres 1895.

**I. Bericht** des **nordoberfränkischen** Vereins für Natur-, Geschichts- und Landeskunde (Hof in Bayern) erstattet im Juli 1896.

Schwenk R., Über einige Fichtelgebirgssagen. Zwei Vorträge.

Angerer L., Kulturbilder aus der Bayreuther Geschichte in den letzten Decennien vor der Reformation.

**Oberbayerisches Archiv** für vaterländische Geschichte. Band 49. Heft 2.

Fugger E. Graf von, Schloß Biederstein.

Wiedemann Th., Die Pienzenauer. Eine historisch genealogische Abhandlung. (Schluß.) Oswald von Pienzenau gab 1541 zu Ingolstadt die zweite Ausgabe der Alexandreis von Philippus Gualterus a Castillione heraus S. 355. — Der Benzenauwer des Volksliedes (Hanns von Pienzenau, der Schloßhauptmann von Kufstein) S. 370 ff.

Semper H., Die Sammlung alttirolischer Tafelbilder im erzbischöflichen Klerikalseminar zu Freising. Eine Studie.

**Mitteilungen** des **Oberhessischen** Geschichtsvereins. Neue Folge. Band 6.

Lucius, Zur Geschichte Lisbergs aus der Zeit von 1600—1800. Nach dem Kirchenbuch und den Kastenrechnungen. I. Lisberg im 30jährigen Krieg. II. Die Zeit nach dem 30jährigen Krieg bis 1700. — Lisberg verpfändet. III. Die Zeit von 1700—1745. — IV. Die Zeit von 1745—1800.

Heuser E., Fr. Thom. Chastels Tagebuch über die kriegerischen Ereignisse in und um Gießen vom 6. Juli bis 18. September 1796 (Fortsetzung).

Klewitz E. und K. Ebel, Die Gießener Matrikel. (Fortsetzung) 1608—1683.

Könnecke und Buchner O., Wer war Gießens erster Drucker? Buchners Angabe, daß Paul Egenolph der erste Drucker in Gießen gewesen sei, ist unrichtig; die dafür angezogenen Urkunden beziehen sich vielmehr auf Marburg. In Gießen druckte zuerst Nikolaus Hampel seit 1605.

Klewitz E., Zwei Briefe des Prinzen Georg, nachmaligen Großherzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz aus dem Jahre 1792. An die Frau Pfarrerin Daut zu Schaafheim.

Auszüge aus den gehaltenen Vorträgen: Martinsen, Zur Geschichte der Familie Senkenberg. — Buchner, Aus der hessischen Franzosenzeit. — Knab, Wetterauer Kriegsereignisse und Kriegsleiden im 17. und 18. Jahrhundert. — Buchner, Ein Beitrag zur Geschichte von Laubach nach Akten des Wetzlarer Staatsarchivs (17. Jahrhundert). — Hoffmann, Mitteilungen aus der Geschichte von

Büdinger. — Fritzsche, F. G. Welcker in Gießen. — Bock A., Blücher in Gießen. Ein Stimmungsbild aus den Freiheitskriegen.

**Archiv** für **österreichische** Geschichte. Band 83. Erste Hälfte.

Turba G., Verhaftung und Gefangenschaft des Landgrafen Philipp von Hessen 1547—1550.

**Fontes rerum austriacarum. Österreichische Geschichtsquellen.** Zweite Abteilung. Diplomataria et Acta. Band 48. Zweite Hälfte.

Loserth J., Die Registratur Erzherzog Maximilians (Maximilian II.) aus den Jahren 1547—1551. Aus der Handschrift des Stiftes Reun heraus gegeben. Vorwort. I. Aus dem Feldlager im Feldzuge gegen die Schmalkaldiner. Reise zum Reichstage nach Augsburg. II. Vom Reichstage in Augsburg. III. Die Reise nach Spanien. IV. Die Statthalterschaft in Spanien. V. Heimkehr nach Deutschland. Aufenthalt in Augsburg und Wien. Zweite Reise nach Spanien und Heimkehr. Nicht nur politisch, sondern auch kulturgeschichtlich wertvoll.

**Mitteilungen** des Instituts für **österreichische Geschichtsforschung.** 5. Ergänzungsband. Heft 1.

Schönherr D. v., Ein vergessenes Werk Guido Renis für die Kapuzinerkirche in Breisach.

Hirn J., Archivalische Beiträge zu „Wallenstein".

Mayr Adlwang M., Ein Vorschlag zur Ermordung Wallensteins vom Jahre 1628.

**Zeitschrift** für **österreichische Volkskunde.** Jahrgang 2.

Heft 1. Helfert Frh. v., Volksnachbarliche Wechselseitigkeit. Eine Anregung.

Piger F. P., Das Osterei in der Iglauer Sprachinsel.

Schukowitz H., „Gfatter Bitten".

Heft 2, 3 und 9. Schukowitz H., Mythen und Sagen des Marchfeldes.

Heft 2 und 3. Pobisch V., Volkskundliches von Schiltern in Mähren.

Mose H., Kinderreime beim „Pfeiferlmachen" im n. ö. Schneeberggebiete.

Reiterer R., Alte Volkstänze aus dem steierischen Ennsthale.

Heft 4. Renk A., Kinderreime aus Tirol.

Pick V., Der ausgebrütete Teufel.

Peiter W., Der Tschiroler.

Heft 5—8. Spanitz Maria, „D'Aniweigt" (der Name eines Gespenstes in den Alpen). Eine Gespenstergeschichte.

Heft 5 und 6. Widmann H., Die Tamsweger Prang mit dem „Zamion" im 18. Jahrhundert. Aus der sogenannten „Kapuzinerchronik von Tamsweg", geschrieben von Andrä Kocher, Reiterbauer am Lasaberg († 19. April 1786).

Kraus F., Höhlensagen aus Krain.

Dörler A. F., Zaubersprüche und Sympathiemittel aus Tirol.

Vrbka A., Sitten und Gebräuche im südwestlichen Mähren (Landbezirk Znaim).

Peiter W., Der Berggeist der erzgebirgischen Bergleute.

Schwarzbach J., Todtendichtung.

Heft 7 und 9. Neubauer J., Die Tiere in Sprache, Brauch und Glauben des Egerlandes.

Heft 7. Moser H., Das festliche Jahr im Semmeringgebiete.

Heim A., Ein oberösterreichisches Märchen.

Schukowitz H., 's Ratsch'n. Ein Kinderbrauch aus dem Marchfelde.

Waizer R., Von der Berchta Baba.

Waizer R., Heiligentage in Kärnten.

Heft 8. Mayerhofer J., Die Tracht der Hauer bei Baden.

Heft 9. Meringer R., Das oberdeutsche Bauernhaus und sein Geräthe. Eine Skizze.

Alter E., Heilzauber.

**Blätter** für **Pommersche Volkskunde.** Jahrgang 5.

Nr. 1 und 2. Haas A., Die Eibe in Pommern.

Knoop C., Neue Volkssagen aus Pommern. XX. Wiedererscheinende Tote.

Kummrow F., Schwank und Streich in Pommern.

Knoop C., Allerhand Scherz, Neckereien, Reime und Erzählungen über pommersche Orte und ihre Bewohner. Volkstümliches aus der Tierwelt.

Haas A., Volkstümliche Mittel gegen Zahnschmerzen.

Haas A., Volkstänze in Pommern. 2. Der Webertanz.

Karbe A., Volksmärchen in Pommern. 1.

Wehrmann M., Einige alte Hausmittel.

Haas A., Polnische Bicht. II.

**Deutscher Volkskalender** für 1897. Herausgegeben vom „Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse" in **Prag.** Jahrgang 27

Josef Rank, Der Böhmerwalddichter.

Hauffen A., Die arme und die reiche Braut im Volksliede.

**Rheinische Geschichtsblätter.** Nr. 10.

Veithäuser J., Über die Wuppertaler Mundart.

**Jahrbücher** des Vereines von Altertumsfreunden im **Rheinlande.** Heft 100.

Renard E., Die Bauten der Kurfürsten Joseph Clemens und Clemens August von Köln. Ein Beitrag zur Geschichte des Rococo in Deutschland. 2. Teil.

**Neujahrsblatt** des historisch antiquarischen Vereins und des Kunstvereins in **Schaffhausen.** 1896.

Lebenserinnerungen des Bürgermeisters Franz Anselm von Meyenburg Manich (1785—1859).

**Mitteilungen** der **schlesischen** Gesellschaft für **Volkskunde.** 1896. Heft 3.

Nr. 4. Scholz C., Besprechungsformeln.

Drechsler P., Ich mag sie nicht. Ein Volkslied mit Varianten.

Kühnau, Eine „Bauerhuxt" (Bauernhochzeit) in Woitz bei Neisse ums Jahr 1850

Nr. 5. Vogt F., Vermächtnisse der Vorzeit in Bräuchen, Sagen und Liedern des schlesischen Volks.

Stäsche, Sagen aus der Gegend von Öls.

Warnatsch B., Schlesische Legenden. II.

**Schlesiens Vorzeit** in Bild und Schrift Band 7. Heft 1.

Friedensburg F., Studien zur schlesischen Medaillenkunde. IV. Münzen und Medailleure. „Alphabetische Zusammenstellung aller auf schlesische Münzbeamte und Stempelschneider bezüglichen Daten". — V. Schluß.

Sommerfeldt G., Zur Biographie des Münzmedailleurs Anton Friedrich König (1756—1838).

Schulz H., „Kurtze Verzaichnuß deß Proceß so an dem Fürstlichen Beylager alhier zu Jägerndorff gehaltenn werden soll". Betrifft die Vermählung des Markgrafen Johann Georg von Brandenburg Jägerndorf mit Eva Christine, Tochter des Herzogs Friedrich von Wirtemberg und der Sibylle von Anhalt (14. bis 19. Juni 1610).

**Anzeiger** für **Schweizerische** Geschichte.

Nr. 1 und 2. Zur Geschichte Albrechts von Bonstetten (Briefe aus dem Jahre 1491).

Nr. 3. Fluri A., Zur Biographie des Chronisten Valerius Anshelm.

Büchi A., Ende und Nachlaß des Chronisten Hans Salat. Salat lebte von 1554 bis zu seinem Tode (um den 20. Oktober 1561) „zurückgezogen ohne öffentliches Amt in Freiburg, sich der Heilkunde, den Studien der Alchemie und Astrologie und verwandten Dingen ergebend".

Strickler J., Ein Zeitungsartikel von Minister Stapfer. 1801. April.

Nr. 4. Burckhardt Biedermann Th., Zur Publikation des ersten Basler Glaubensbekenntnisses.

Liebenau Th. v., Aus dem Jahrzeitbuch von Küßnacht. Abschrift aus dem Jahre 1639. Nachschrift 1656.

**Schweizerisches Archiv** für **Volkskunde.** Vierteljahrschrift unter Mitwirkung des Vorstandes herausgegeben von Ed. Hoffmann Krayer. Erster Jahrgang. Heft 1. Zürich 1897.

Zur Einführung.

Hunziker J., Vom Schweizerdorf in der Landesausstellung in Genf.

Martin R., Ziele und Methoden einer Rassenkunde der Schweiz.

Singer S., Karl unter den Weibern. Eine Schweizersage, die uns die in der Kaiserchronik (ed. Schröder 14, 915 ff.) berichtete Erzählung von Karl dem Großen und dem Jungfrauenheer als auf volkstümlicher Überlieferung beruhend nachweist.

Fient G., Begräbnisfeierlichkeiten in Prättigau.

Hoffmann Krayer E., Die Fastnachtsgebräuche in der Schweiz. I. Mit historischen Rückblicken und vergleichenden Bemerkungen.

Ithen Anna, Volkstümliches aus dem Kanton Zug. I.

Miscellen, Totenschau (J. Staub †) und anderes. A. H.

**Korrespondenzblatt** des Vereines für **siebenbürgische** Landeskunde. Jahrgang 19.

Nr. 7—8. H. H., Zunftrecht

Hann J., Der Hexenmeister.

Litteratur. Scheiner A., Kunitzer: Die Leibitzer Mundart.

Winterfeld R., M. Filff, C. Sommitsch, J. Liebhart, G. Brandsch und C. Piringer, Mehrere Fassungen des Kinderspiels „Tame von Ninive".

Nr. 9—12. Meintzel G. und A. Scheiner, Zur Herkunftsfrage der Zipser Sachsen.

Nr. 9. Nössner S., Kinderspiele und Kinderreime. 1—32 aus Scholten.

Theiß M., Hexensage.

Wagner H., Das Märchen von der ga ga gunksam fra.

Nr. 10. F. F., Schwerttanz der Kürschner. Aufzeichnungen im Groß Scheuerner Pfarramtsarchiv (= Archiv, Neue Folge 9, 487 f.).

Schullerus A., Nochmals die Tochter des Kommandanten von Großwardein.

**Zeitschrift** des Ferdinandeums für **Tirol** und **Vorarlberg.** Dritte Folge. Heft 40.

Zemper H., Neues über Alexander Colin.

Fischnaler C., Ein verschollenes Altarwerk des Veit Stoß.

Verzeichnis der vom 30. Mai 1895 bis 22. Mai 1896 erworbenen Gegenstände, sowie der gespendeten Druckwerke. Archivalien und Handschriftliches. 8. Volksschauspiele: a) Agapitus, Martyr. Tragödie b) Das Wunder zu Landeck. Dramatisierte Legende. c) Abschrift des Charfreitagspieles und zweier kleiner Bruchstücke aus dem Palmsonntag und Osteriamstagsspiel aus 2 Bozner Spielhandschriften von 1514. d) Der Landsturm oder die Befreiung Tyrols. Lustspiel. — 10. G. Wirtemberger: Haller Bergbeschreibung vom Jahre 1673. — 14. Autographen: a) Aus dem litterarischen Nachlaß des Dichters Otto Prechtler. b) Brief der Angelica Kaufmann aus Rom, 1790, April 7. c) Brief des Alex. Fürst Hohenlohe an Joh. v. Buol in Bruneck, 1845, Oktober 17.

**Ethnologische Mittheilungen** aus **Ungarn.** Band 5. Heft 1—3.

Thirring Waisbecher Irene, Zur Volkskunde der Hienzen. I. Über die Abstammung und den Namen des Volkes. — II. Volksglauben und Brauch.

Zum Bahrrecht in Siebenbürgen.

Roth J., A. Scheiner, A. Schullerus. Aufruf zur Mitarbeit am siebenbürgisch deutschen Wörterbuch.

Teutsch F., A. Schullerus, Aufnahmen zur Geschichte des siebenbürgisch sächsischen Bauernhauses.

**Archiv** des Historischen Vereins von **Unterfranken** und **Aschaffenburg.** Band 38.

Wieland M., Die Karthause Ostheim und ihre Bewohner. I. Die Karthause Ostheim. II. Die Karthäuser in Ostheim 1413—1790. — Regesten 1413—1608.

Amrhein A., Geschichte des ehemaligen Benediktinerklosters Holzkirchen. Reihenfolge der Pröbste bis 1802. Konventuale (aus den Urkunden) bis 1805.

Göbl S., Zur Geschichte der Presse in Würzburg bis zum Jahre 1815. I. Das Würzburger Intelligenzblatt. A. Entstehung und Fortgang. Plan des Buchhändlers Fuggart oder Fuckert aus Innsbruck im Jahre 1728, die Einrichtung der Kundschaftszettel in Würzburg einzuführen. Gründung der „Hoch-Fürstlich-Würzburgischen Wochentlichen Frag- und Anzeigungs-Nachrichten" durch die jüdischen Verleger Hirsch Schmuhl und Schmuhl Jonas aus Heidingsfeld, sowie Faust Maulbach aus Heidelberg 1749. Als Verleger zeichnen: 1750—1753 Winther, 1753—1761 Johann Michael Stapf, 1761—1762 der Faktor Kohles in der Kleyerschen Buchhandlung, 1762—1767 Stahel, dann Göbhard; später Rinner bis 1801; 1801—1803 Scharold, später Bonitas-Bauer. Der Titel wechselt: von 1786 ab: „Würzburger Intelligenzblatt". — B. Das Intelligenzblatt als Geschichtsquelle. — C. Das Intelligenzblatt unter Censur. II. Die Anfänge der politischen Presse in Würzburg. Pläne von dem Buchdrucker Hans Wilhelm Baumann (1688), von Bonifazius Schampöckhel aus München (1743), von Blanck (1787), von M. Wolf (1795), von dem Universitäts-Buchdrucker Franz Ernst Nitribitt (1795). 1804 wird von Prof. Klebe die „Fränkische Staats und Gelehrten-Zeitung" gegründet, die bald darauf Eigentum des Buchhändlers Stahel wurde und als „Neue Würzburger Zeitung" noch heute besteht. — Beilage I. Avertissement. Die neu aufzulegende sogenannte Fürstl. Wirtsburgische Anfrag und Anzeigungs Nachrichten betreffend. 20. Dezember 1718. (Nach einem gleichzeitigen Drucke im k. Kreisarchive Würzburg.) — Beilage II. Protokoll des Würzburger Gebrechenamts vom 30. Oktober 1792, die Mainzer Zeitung und besonders das neue Nebenblatt, der Bürger Freund, betreffend.

**Westdeutsche Zeitschrift** für Geschichte und Kunst. IX. Ergänzungsheft.

Reich M., Erasmus von Rotterdam. Untersuchungen zu seinem Briefwechsel und Leben in den Jahren 1509—1518.

**Zeitschrift** des **Westpreußischen** Geschichtsvereins. Heft 35.

Inhaltsverzeichnis der Zeitschrift. Heft 1—35.

**Württembergische Neujahrsblätter.** Neue Folge. 2. Blatt. 1897.

Eggert E., Oberamtmann Schäffer von Sulz. Ein Zeit- und Lebensbild aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts.

**Neujahrsblatt** der Stadtbibliothek **Zürich** auf das Jahr 1896.

Escher C., Johann Martin Usteris dichterischer und künstlerischer Nachlaß.

**Deutscher Musen-Almanach** für das Jahr 1897. Blätter neuer deutscher Litteratur und Kunst. Herausgegeben von Wilhelm Arent.

Das Märchen vom Glück. (Aus dem Moskauer Lenz-Nachlaß.) „Lebe wohl, Mansarden-Zimmer."

Julius W. Braun. Ein Nachruf aus der Feder der Gemahlin des verstorbenen Schriftstellers.

Ernst Wilhelm Ackermann. Zwei Bilder. (Aus Maler Dämon.) Novelle und Gedichte. Vgl. Ackermanns Nachlaß. Leipzig 1848. Gebrüder Reichenbach.

Braun Jul. W., Schiller in Bauerbach. Dritter Akt. Vierte Scene.

**Deutsche Rundschau.**

April—Juni. Fontane Th., Der Tunnel über der Spree. Aus dem Berliner litterarischen Leben der vierziger und fünfziger Jahre. 1. Der Tunnel, seine Mitglieder und seine Einrichtungen. — 2. Mein Eintritt in den Tunnel. Graf Moritz Strachwitz. — 3. Franz Kugler. — Paul Heyse. — Friedrich Eggers. — Richard Lucae. — Wollheim da Fonseca. — 4. Theodor Storm. Mit Briefen Storms an Fontane. Husum, 23. März 1853. Über seine Novelle „Das grüne Blatt". „Ich war damit beschäftigt, es in Hexameter umzuschreiben und habe bei diesem schließlich wieder aufgegebenen Umarbeitungsversuch alles Urteil über meine Arbeit verloren." — Husum, Ostermontag 1853. „Das grüne Blatt." Heyses „Francesca von Rimini". Roquette. Kleists Zerbrochener Krug. — Husum, 5. Juni 1853. „Das Pflanzenartige in meiner Natur." — Husum, 25. Juli 1853. „Hiatus." Über seine Stellung zwischen Mörike und Heine. — S. 220 f. Ein undatierter Brief über sein Gedicht „Geschwisterliebe". — 5. Leo Goldammer. Schulrat Methfessel. George Hesekiel.

April. Grimm H., Bettinas letzter Besuch bei Goethe. Ausführlicher Brief Bettinas an ihre Nichte Sophie Brentano nach Frankfurt über ihren Besuch bei Goethe im Juli 1821. Lebendige Schilderung des Goethischen Wesens. Zahlreiche seiner Aussprüche genau wiedergegeben. Wichtig besonders über sein Verhältnis zu Frankfurt. H. Grimm verlegt in die Zeit dieses Besuches die von Rutland publizierte Schmetterische Zeichnung Bettinas.

Mai. Grimm H., Das zweihundertjährige Bestehen der königlichen Akademie der Künste zu Berlin. Kunsthistorische Betrachtungen. I. Griechische Schönheit. II. Französische Eleganz. III. Die heutige deutsche Kunst. IV. Die Zukunft.

Schmidt Erich, Karl Immermann.

Juni. Hausrath A., Luthers erstes Verhör zu Worms.

Meyer R. M., Der Kampf um den Einzelnen.

Juli. August. Friedländer L., Aus Königsberger Gelehrtenkreisen. Im Anschluß an das Buch von Prutz Die königl. Albertus Universität zu Königsberg i. P. im 19. Jahrhundert und an den von A. Ludwich herausgegebenen Ausgewählten Briefwechsel von und an Chr. A. Lobeck und R. Lehrs. Geistreiche Charakteristiken zahlreicher für die Geschichte der Universität und des geistigen Lebens in Königsberg wichtigen Persönlichkeiten; auch mit Benutzung von Familienpapieren, Akten des Montagkränzchens ꝛc. Ein ungedruckter Brief von Bismarck an Professor Neumann, 18. April 1892.

August. Schöne A., Die Einweihung des Goethe Schiller Archivs zu Weimar am 28. Juni 1896.

Grimm H., Ernst Curtius. † 11. Juli 1896. Ein Brief an seine Freunde.

September. Ratzel Fr., Die deutsche Landschaft.

Löbl E., Die Tagespresse in ihren Beziehungen zum geistigen Leben der Gegenwart.

Wegener G., Ein verschollenes Buch. Eliza Willes „Johannes Olaf".

Oktober—Dezember. Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardis I II. I. Im Mai 1866. II. Italien bei Ausbruch des Krieges. III. IV. Im italienischen Hauptquartier (Juni 1866).

Oktober. November. Bailleu P., Heinrich Treitschke. Briefe an G. Freytag, an Jolly, H. v. Sybel, L. v. Ranke, an Frau von Treitschke.

November. Schmidt Erich, Platens Selbstbekenntnisse.

Dezember. Grimm H., Julian Schmidt der Litterarhistoriker.

Suphan B., Von der Grimm Feier zu Hanau. Ein Brief an den Herausgeber der „Deutschen Rundschau".

Generalregister zu Bd. 11—80. (XI.—XX. Jahrgang.

## Nord und Süd.

April. Glücksmann H., Rudolf Lothar.

Mai. Wagner H., Talberg am Hofe Napoleons I.

Juni. Brachvogel U., Oswald Ottendorfer und seine deutsch amerikanische Zeitungs-Schöpfung.

Wolff E., Ein Urbild von Goethes „Wahlverwandtschaften". Von Groos' Schrift „Friedrich Creuzer und Caroline von Günderode" ausgehend, sucht Wolff Caroline als das Urbild der Ottilie in den Wahlverwandtschaften zu erweisen; es seien Berichte über sie an Goethe gelangt.

Juli. Meisner H., Ernst Moritz Arndt und Charlotte Quistorp. Neue biographische Beiträge. Die Geschichte von Arndts erster Ehe auf Grund unbekannter Briefschaften.

Oktober. Kronenberg M., Ludwig Bamberger.

Schjelderup G., Roman, Drama und Musikdrama.

November. Jacobowski L., J. G Fischer. Eine Studie. I. Leben und Werke. II. Der Dichter. III. Sein Stil.

## Deutsche Revue.

April. Epstein S. S., Hermann von Helmholtz als Mensch und Gelehrter.

Schlossar A., Ungedruckte Briefe Anastasius Grüns. Anastasius Grün und Gustav Schwab. II. 1. Wien, 21. Februar 1834. „Fünf Ostern." „Blätter der Liebe." — 2. Thurn am Hart, 2. April 1835. Über den Tod des Kaiser Franz. — 3. Thurn am Hart, 14. November 1836. Beitrag zum Schiller album. Rückerts „Lehrgedicht". — 4. Thurn am Hart, 22. August 1837. Venans Savonarola „Dogmatik in Versen." — 5. Thurn am Hart, 12. Juni 1839. Klage über die Zensurverhältnisse. — 6. Thurn am Hart, 19. April 1840. Über den dritten Band von Schwabs „klassischen" Sagen. — 7. Thurn am Hart, 10. Juli 1843. „Nibelungen im Frack." Über die publizistischen Angriffe wegen seiner angeblichen Gesinnungsänderung.

Juni—September. Poschinger H. von, Fürst Bismarck und der Bundesrat des Norddeutschen Bundes.

Juli—September. Henrici, Aus den Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners.

Juli. Reuß E., Hans von Bülow über den Tannhäuser in Paris.

Herz, Die Poesie im Recht.

August. September. Lemmermeyer F., Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling.

Pfister A., Der Untergang der Lützower bei Kitzen.

August. Wiedemann Th., Leopold von Ranke und Varnhagen von Ense vor Rankes italienischer Reise. Mit Briefen Rankes an Spener und Varnhagen

September. Reinecke E., Erinnerungen an Robert Schumann.

November. Poschinger H. von, Fürst Bismarck und der Bundesrat des deutschen Zollvereins.

Wasielewski W. J. v., Am Rhein. Aus Wasielewskis Lebenserinnerungen. Mit einem Brief von Schumann aus dem Jahre 1852.

Dezember. Meisner H., Ernst Moritz Arndt im Parlament.

## Preußische Jahrbücher.

April. Delbrück H, Friedrich der Große und der Ursprung des siebenjährigen Krieges. Gegen Naudés Buch, Band 1.

Lenz M., Florian Geyer. „Ich beabsichtige nichts weiter als festzustellen, was in den Quellen, soweit sie gedruckt sind, über den fränkischen Ritter überliefert ist, der seit Generationen ein Liebling unserer romantischen Poeten war."

Mai. Künkler H., David Friedrich Strauß' Briefe.

Rößler C., Das Tassorätsel. (Fischer K., Goethes Tasso. Hermann Grimms Aufsatz. [Deutsche Rundschau November 1892.] Bielschowsky: Goethe.)

Juni. Lenz M., Heinrich von Treitschke. Ansprache an die Berliner Studentenschaft bei ihrer Trauerfeier am 17. Mai 1896.

Nachfahl F., Karl Lamprecht: Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft.

Bielschowsky A., Zu Rößlers „Tassorätsel".

Juli—Oktober. Xanthippus, Gute alte deutsche Sprüche. Ausgelesen und erläutert für Schule und Haus.

Juli. Müller H., Erinnerungen an die ältesten Zeiten der königlichen Akademie der Künste zu Berlin.

Oktober. Meinardus C., Die Legenden vom Grafen Schwarzenberg.

Dezember. Broicher Charlotte, Erinnerungen an Ernst Curtius. Mit ungedruckten Gedichten von Curtius.

**Neue deutsche Rundschau.**

November. Servaes Fr., Goethe am Ausgang des Jahrhunderts. Ein Epilog zu den jüngst erschienenen Biographien.

Heckel K., Hans von Bülows Plan eines deutschen Nationaltheaters. Mit Briefen Bülows aus dem Jahre 1872.

**Monatsschrift** für **Neue Litteratur** und **Kunst.** Heft 1. Oktober.

Zur Einführung.

Osborn M., Die neue Kunst.

Düsel F., Detlev von Liliencron I.

Koewenfeld H., Musikwissenschaft und Musikkritik.

Baerwald R., Die Begabung für künstlerische Kritik I.

**Neue Litterarische Blätter.** Monatsschrift für Freunde zeitgenössischer Litteratur und Künste. Jahrgang 5. Heft 1.

Eisler R., Das Wesen der Kunst.

Bleibtreu K., Die deutsche Litteratur in der Gegenwart.

Langguth, Wielands „Goldner Spiegel".

**Westermanns** Illustrierte Deutsche **Monatshefte.**

April. Mai. Tessoir M., Das Kunstgefühl der Gegenwart. 1. Der Naturalismus. 2. Der Umschwung in der Litteratur. 3. Der Fortschritt in den bildenden Künsten und in der Musik. 4. Die neuen Ideale im Zusammenhang des Geisteslebens.

Mai. Bie O., Andreas Schlüter.

Hofäus W., Ein deutscher Liederdichter. Graf Albert von Schlippenbach 1800—1886.

Juli. Schröder H., Goethe in Berlin und Potsdam.

August. September. Meißner F. H., Albrecht Dürer. Ein Künstlerbildnis.

August. Geiger L., Otto Roquette.

September. Polko Elise, Aus Düsseldorfs Glanzzeit. Eine Skizze.

Freudenberg J., Ein märtischer Adept. Leonhard Thurneysser, geboren 1530.

Oktober. November. Blum H., Die Präsidenten des deutschen Reichstags. Erinnerungen und Skizzen.

Oktober. Moldenhauer Fr., Joachim Heinrich Campe.

November. Stamper G., Heinrich von Treitschke.

**Velhagen & Klasings Monatshefte.**

November. Hart H., Alexander von Roberts († den 9. September 1896).

**Vom Fels zum Meer.** Jahrgang 15. Heft 15.

Z., Briefe Verstorbener. Ein Brief Justinus Kerners. An Prälat von Märklen 1837. 2. Über die Seherin von Prevorst.

**Heimgarten.**

April. Mai. Rosegger R., Anna. Ein Andenken aus vergangenen Tagen. Über seine erste Gattin.

April. Reiterer R., Bauernhumor aus dem Ennsthale.

Ein „alter Schutzbrief" für Mariazell (1429).

Mai. R[osegger], Besuch bei einem guten Kameraden. Am Grabe Anzengrubers.

H. Gl—n, Bezeichnungen des Weibes.

Juli. Rabenlechner M. M., Aus Hamerlings Gymnasialzeit. Mitteilungen. Tagebuchnotizen. Gereimte Schulaufsätze.

Neumann-Strela, Goethe im Kreise seiner Familie. (Aus der Täglichen Rundschau.)

Reiterer R., Jugendsprüche. Aus den Ennsthaler Alpen gesammelt.

Schukowitz H., „Gfatter Bitten". (Aus der Zeitschrift für österreichische Volkskunde.) Beisatz von R.

Juni. Rosegger, Wie ich meine Schriften zu verbessern suche. Antwort schreiben an einen Litteraten.

Dezember. Rabenlechner M. M., Von Hamerlings Aufenthalt im Süden. Mitteilungen. Behandelt vorwiegend den Aufenthalt in Triest und Venedig.

Spanier M., Die Jungen. Etwas von Sturm und Drang. („In Reden sächlichem etwas gekürzt" der Zeitschrift „Die Kritik" entnommen.)

**Immergrün.** September.

Bauernhochzeiten in Oberschwaben.

**Österreichisch-Ungarische Revue.** Jahrgang 10. Band 19.

Heft 4. Radics P. von, Johann Weikhard Freiherr von Valvasor.

Heft 5 6. Guglia E., Arneth über Schmerling.

R. R., Ein siebenbürgischer Forscher. Ludwig Reissenberger. 1849–1895.

**Neue Bahnen.** Jahrgang 6 Heft 10.

Hildebrand-Heft. Bearbeitet von R. Dietrich.

**Universum.** Jahrgang 13. Heft 2.

Busse, Platen.

**Das zwanzigste Jahrhundert.** Jahrgang 7. Heft 3.

Naaff A. A., Der Weihnachtsfestkreis in Brauch und Sitte.

**Die Musen.** Monatshefte für Produktion und Kritik.

Heft 5. Tödtliche Triebe. Ein Fragment. Aus dem Nachlaß Grillparzers. [Sinnlose Mystification.]

[Arent W.], Freiherr von Sonnenberg (1779–22. November 1805).

Heft 6. [Arent W.], Verschollene Dichter. Quellenmaterial zu einer Anthologie. August Freienius. J. G. Wetzel, J. M. Freiherr von Sonnenberg.

**Deutsche Dramaturgie.** Jahrgang 2.

Nr. 4 und 5. Kirchbach, Goethebetrachtungen.

Nr. 6. Valentin V., Die Scenerie des Prologs im Himmel in Goethes Faust.

Nr. 7. 8. Bormann W., Der Shakespeareforscher Eduard Wilhelm Sievers.

Nr. 8. 9. Witkowski G., Der tragische Einakter.

Nr. 12. Jolani E., Goethe als Lehrer der Schauspielkunst.

**Cosmopolis.**

Juni. Hobbes J. O., The case against Goethe.

August. Meysenbug Malvida von, Genius und Welt (Briefe von Richard Wagner).

September. Mezières, Lessing.

Oktober. Müller Max, Musical Recollections.
Fontane Th., Der achtzehnte März.
Lenz M., Jahrhunderts Ende vor hundert Jahren und jetzt.
Dezember. Müller Max, Literary Recollections.

**Revue des deux Mondes.**
1 Janvier. Valbert G., David Friedrich Strauss et sa correspondance.
1 Février. Valbert G., La jeunesse de Frédéric Nietzsche.
25 Mai. Thorel J., La poésie et les poètes contemporains en Allemagne.
15 Juin. Goyau G., La Carte religieuse de l'Allemagne contemporaine.
C. Senil.

**Nouvelle Revue.** 15 avril.
Un foyer de réalisme en Allemagne. C. Senil.

**Revue Bleue.** 15 février
Besson P., La jeunesse de Goethe. C. Senil.

**Nuova Antologia.** Anno XXXI.
Gorra E., Un Dramma di Federigo Schlegel (Alarcos).
C. del Lungo, Goethe scienziato.

**La Cultura.** Nuova Serie. Anno XV. Nr. 11.
Rosmini G., A. Faggi: F. A. Lange e il Materialismo.

**The Forum.** 1896.
Mai. Rein W., Pestalozzi and Herbart.
Oktober. Sohn J., Robert Schumann a lyrical poet.
Rance L. H., The study of folklore.

**Sterns Litterarisches Bulletin der Schweiz.** Jahrgang 5.
Nr. 1. 2. Falck P., Eine neue Ausgabe des Pandaemonium Germanicum von J. M. R. Lenz. Eine Ergänzungsstudie.
Nr. 5. Fels F. M., Vom Monolog.
Nr. 6. Ubell H., Platen. Zum hundertsten Geburtstag. (Aus der „Zeit" Nr. 108. 109.)

**Deutsche Dichtung.**
Band 20. Heft 1. 5—12. Band 21. Heft 1—4. 6. 7. Aus ungedruckten Briefen Anastasius Grüns und Ludwig August Frankls.
Band 20. Heft 1. Band 21. Heft 1. Die Geschichte des Erstlingswerks. Roberts A. Baron von, Meine Erstlinge. — Wolzogen E. von, Meine erste Novelle.
Band 20. Heft 1—4. 7. L'Arronge A., Deutsches Theater und deutsche Schauspielkunst.
Heft 1. M. E. Franzos, Nachrufe an Otto Roquette und Hyacinth Wäckerle.
Heft 9. 11. Häcker G. † 14. Juni 1896, Gedichte.
Band 21. Heft 3. Meyer R. M., Vom Schüttelreim.

**Österreichisches Litteraturblatt.** Jahrgang 5.
Nr. 7. Nagl J. W., Pfister: Idiotikon von Hessen.
Nr. 8. Minor, Bamberg: Friedrich Hebbels Briefwechsel. Weist auf die zerstreut gedruckten Briefe hin und zieht auf Grund der Vergleichung einzelner Briefe mit früheren Drucken die Genauigkeit des Textes in Zweifel.
Nr. 9. Minor J., Weinhal: Allgemeine Metrik der indogermanischen und semitischen Völker.
Minor J., Waldmann: Lenz in Briefen.
Nr. 10. Wackernell J. E., Reich: Grillparzers Dramen.
Nr. 11. Minor J., Altenträger: Fr. Nicolais Jugendschriften.

*L., Fischer: Die kirchliche Dichtung, vornehmlich in Deutschland.
Pfiffl R., Lessings Laokoon, herausgegeben von J. Pölzl.
Minor, Erklärung. Gegen M. Herrmann.
Nr. 12. Minor J., Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode; Jeep: Karoline von Günderode.
Nr. 13. Schönbach A. E., Hübner: J. Grimm und das deutsche Recht.
Herrmann M., Erklärung. — Minor J., Entgegnung.
Nr. 16. x, Bernays: Schriften I.
Nagl J. W., Heyne: Deutsches Wörterbuch. III. Band.
Nr. 19. Minor, Devrient: Johann Friedrich Schönemann.
Nr. 20. Nagl J. W., Hörmann: Biographisch kritische Beiträge zur Dialektlitteratur.

**Blätter für litterarische Unterhaltung.**

Nr. 17. Opitz R., Karl Immermann.
Nr. 25. Mogk E., Die Sage von Kaiser Friedrich im Kyffhäuser.
Nr. 38. Opitz R., Adalbert Stifter.
Nr. 40. Heinemann K., Karoline von Günderode.
Nr. 42. Jacobowski L., Karl Spindler.
Nr. 44. Opitz R., August von Platen. (Zum 24. Oktober 1896.)
Nr. 48. Brandt V. C., Friedrich Vist. (Zum 30. November 1896.)

**Die Grenzboten.**

Nr. 12. Heil A., Textbearbeitungen musikalischer Meisterwerke.
Nr. 19. Heinrich von Treitschke.
Nr. 20. Ernst A. W., Lenau und Sophie Schwab. Mit ungedruckten Briefen Lenaus. Wichtige Publication, obgleich einzelne Briefe nur im Auszuge wiedergegeben werden. Lenaus Briefe an die Familie Schwab stammen aus dem Jahre 1831 32; am wichtigsten ein langer Brief aus Heidelberg, 11 12. November 1831 mit einer ausführlichen Selbstcharakteristik („ich halte mich für eine fatale Abnormität der Menschennatur, und darin mag es liegen, daß ich mir meinen Untergang mit einer Art wollüstigen Grauens denke"). Lenaus Briefe werden ergänzt durch ausführliche Berichte von Frau Sophie Schwab an ihre Freundin Lucie Meier in Bremen über Lenaus Aufenthalt im Schwabischen Hause und über sein Verhältnis zu Lotte Gmelin.
Nr. 23. 25. 32. 38. Leipziger Pasquillanten des achtzehnten Jahrhunderts. Mit bemerkenswerten neuen Mitteilungen über Leipziger Litteraten.
Nr. 23. Die Recension über Petzet: Uz und über die Immermann Gedächtnisschrift ergänzt R. M. Meyers Artikel über das Tulifäntchen in einer Kleinigkeit, indem sie einen Gedanken Immermanns in den Epigonen über Lichtenberg auf Justus Möser zurückleitet.
Nr. 31—37. Bartels A., Die Alten und die Jungen. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte der Gegenwart.
Nr. 37. Graffunder P., Ballade und Romanze.
Nr. 38. Elisabeth Charlotte als Philosophin.
Nr. 39. Devrient Louise, Ungedruckte Briefe Seumes.
Albert Dulk.
Nr. 50. Wustmann G., Aus Clara Schumanns Brautzeit. Nach den Akten des gegen Wieck geführten Prozesses mit Briefen von Schumann und seiner Braut.

**Deutsches Wochenblatt.** Jahrgang 9.

Nr. 16. Pröll K., Josef Rank †.
Nr. 21. Matthaei G., Deutsche Sprachreinigung im Jahre 1813. Im Anschluß an die Besprechung des Russisch deutschen Volksblattes.

Nr. 23. Steig R., Ein Schreiben Jacob Grimms über die Frage: was bedeutet: „binnen acht Tagen"? An den Obertribunalrat Blumenthal. Berlin, 29. Juni 1855.

Nr. 26—28. Meisner H., Zwei ungedruckte Vorträge von C. G. Svarez. Aus der Mittwochgesellschaft. I. Vorschläge zu Zensurgesetzen. Vorgelesen am 5. Mai 1784. — II. Über die Befreiung von Staatsabgaben, insofern dieselbe als ein Privilegium gewisser Stände im Staate betrachtet wird. Vorgelesen am 21. Dezember 1792.

Nr. 33. 34. Cornicelius M., Klaus Groth.

Nr. 37. Steig R., Georg Herwegh.

Nr. 39. R. S. [R. Steig], Stoll: Der Geschichtschreiber Friedrich Wilken.

Nr. 40. Steig R., Karl Immermann.

Nr. 47. 48. Cornicelius M., Keller und Böcklin.

Nr. 49. Wolzogen H. von, Gedanken über deutsche Musik und Ballade. Im Anschluß an die Hundertjahrsfeier Karl Löwes.

Nr. 51 52. Kaufmann G., Treitschkes Deutsche Geschichte und der Vorwurf der Tendenz. Vortrag.

Nr. 51. Koch M., Zuschrift. Gegen E. Schmidts Artikel, Gustav Freytag als Privatdocent, oben S. 91 ff.

### Die Nation.

Jahrgang 13. 1895/96. Nr. 25. 26. Kellner L., Goethe und Carlyle.

Nr. 27. 28. Meyer R. M., Der Engländer in der deutschen Litteratur.

Nr. 29. ***, Gustav Freytag und seine Erinnerungen an den Kronprinzen Friedrich nach C. Lorenz. Gegen dessen Artikel in der Allgemeinen Zeitung.

Nr. 31. ***, Heinrich von Treitschke.

Nr. 34. Ziegler Th., Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte.

Jahrgang 14. 1896/97. Nr. 5. Stern A., Zur Geschichte des Philhellenismus. Über Arnolds Aufsatz im zweiten Ergänzungsheft des Euphorion.

Nr. 8. Zewett A., Die Offiziersehre in Lessings Minna von Barnhelm.

Nr. 9. Schleuther P., Trochäen, Trimeter und Lindaus „Abend".

### Das Magazin für Litteratur.

Nr. 12. Bleibtreu K., Das Nationale in der Poesie.

Nr. 13. Spielhagen F., Die Wahlverwandtschaften und Effi Briest. Eine litterarhistorische Studie

F. P., Otto Roquette.

Nr. 19. Falke G., Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyrik (Biese).

Nr. 41. Ring M., Elise Schmidt. Eine Erinnerung.

Bleibtreu K., Die Zukunft des Dramas. (Wolff, Geschichte der deutschen Litteratur in der Gegenwart.)

Nr. 49. Harnack E., Das Problem der Vererbung in Schillers „Braut von Messina".

### Die Gegenwart.

Nr. 12. 13. Kahle A., Der Teufel in der Poesie.

Nr. 15. Büchner L., Otto Roquette.

Nr. 16. Weiß A., Charles Sealsfield Postl und Grillparzer. Teilt die Grillparzer betreffende Stelle aus der Flugschrift Austria as it is mit und weist nach, daß Postl weder mit Grillparzers Verhältnissen näher vertraut war, noch dessen dramatischer Thätigkeit besonderes Verständnis entgegenbrachte.

Nr. 17. Abfällige Recension der „Geschichte der deutschen Litteratur" von M. Koch (Geschenkausgabe).

Nr. 18. Zeuffarth L. W., Pestalozzi über sich selbst. Ungedrucktes. Anfang eines Aufsatzes über seine Wahrnehmungen und Gedanken während seiner Krankheit

1812. Wahrscheinlich ein Bruchstück der lange schon gesuchten Schrift „Der kranke Pestalozzi an das gesunde Publikum".

Nr. 19. 20. Seliger P., Immermanns Bühnenleitung in Düsseldorf. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage.

Nr. 19. Zuppinger K., Gottfried Keller als Maler.

Nr. 23. Trinius A., Gemeinde Gabelbach und ihre Dichter.

Nr. 29. Ein socialpolitisches Gespräch zwischen Goethe und Eckermann (Satire).

Nr. 33. Rein W., Goethe als Erzieher.

Nr. 38. Ernst A. W., Zwei ungedruckte Briefe Lenaus. An Schwab, Heidelberg, Samstag, 5. November 1831. — An Sophie und Gustav Schwab, Heidelberg, angefangen Freitag, am 11. November, geendet Samstag, den 12. November 1831.

Nr. 40. Aus Georg Herweghs Nachlaß. Mitgeteilt von einem Freunde des Dichters. Dichter und Staat (1843). -- Spießbürgers Freiheitslieder I--IV (1843). - Notizen aus den Taschenbüchern (1848). Die deutschen Professoren. Eine zoologische Abhandlung (1839). Polemik (Gedicht) 1850. -- Über Demokratie (1840).

Nr. 41. Berg Y., Einererfolge. Ein Beitrag zur Psychologie des Erfolges.

Ludwig Büchner über sich selbst.

Nr. 42. Niejahr J., Über philologische und psychologische Kritik (Abdruck aus Niejahrs Artikel, Euphorion 3, 652 ff.).

Nr. 43. Zolling Th., Zu Georg Herweghs Ehrenrettung (Im Anschluß an seinen Briefwechsel.)

Nr. 46. Kleinpaul, Fremde Wörter in unserer Sprache.

Herwegh Georg, Zwei Balladen in Prosa. I. Die Reiherbeize. Aus dem Portefeuille eines Freundes. Jugendarbeiten (1838) aus dem ungedruckten Nachlaß des Dichters.

Nr. 50. Zolling Th., Lassalle, Herwegh und die Socialdemokratie. Im Anschluß an das Buch „F. Lassalles Briefe an G. Herwegh" vergleicht Zolling Herweghs „Bundeslied für den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein" mit dessen angeblichem Original, Shelleys Gedicht „An Englands Männer", und weist - auch durch einen Brief von Herweghs Witwe das diesem zugeschriebene Gedicht „Am Grabe Ferdinand Lassalles" („Wohl mag den Blick ein Trauerflor umfangen") als apokryph nach.

**Die Zukunft.** Jahrgang 4.

Nr. 28. M. H. [M. Harden], Hebbels Judith.

Nr. 35. Jodl F., Musik und Metaphysik.

Jahrgang 5. Nr. 1. Nietzsche F., Gedanken aus der Zeit der Morgenröthe (1880).

Nr. 3. Tille A., Karl Adolf Buchheim geboren in Mähren 22 Januar 1828.

Nr. 4. Spielhagen F., Die epische Dichtung im Zeichen des Verkehrs.

Nr. 6. 7. Lamprecht K., Geschichtwissenschaftliche Probleme der Gegenwart.

Nr. 7. M. H. [M. Harden], Theodor Schiemann.

Nr. 8. M. H. [M. Harden], Herr Professor Schiemann.

Nr. 9. Holz Arno, Selbstanzeige seines Dramas Sozialaristokraten. Litterarhistorisch wichtig. Er nimmt die Schaffung des neuen Bühnenspiels für die von ihm und Schlaf herausgegebenen Neuen Gleise in Anspruch.

**Die Zeit.**

Nr. 76. Servaes Fr., Nietzsche, Wagner und Hellas.

Bahr H., Alfred Freiherr von Berger.

Nr. 77. 78. Mutther R., Das geschichtlich „Schöne" in seinen Gegensätzen.

Nr. 83. Tann Bergler C., Josef Rank.

Kauk J., Aus dem Elternhaus, Erinnerungen.

Nr. 92. Anastasius Grün als Politiker. (Ungedruckte Briefe des Grafen Anton Auersperg.) An Frankl.

Nr. 108. 109. Ubell H., Platen. (Zum hundertsten Geburtstag.)

Nr. 112—114. Servaes F., Jung Berlin. Zehn Jahre Litteratur Bewegung.

Nr. 116. Meyer Richard M., Die „Ewige Lampe". Berliner Oppositionsblatt aus dem Jahre 1848 herausgegeben von Dr. Arthur Mueller.

**Neue Revue.** Jahrgang 7.

Nr. 19. Pauli P., Heinrich von Treitschke.

Nr. 41—52. Müller Guttenbrunn A., Das Raimund-Theater. Passionsgeschichte einer deutschen Volksbühne.

**Deutsches Dichterheim** XVI, 20.

Platen Gedichte von K. Beyer, Ella Hruschka und Anderen.

**Ethische Cultur.** Jahrgang 4. Nr. 47 48.

Meyer R. M., Lessings dogmatische Stellung im Fragmentenstreit.

**Die Gartenlaube.**

Nr. 35—38. Proelß J., Fritz Reuters Briefe an seine Braut. Nach den Originalen im Nachlaß der Witwe.

Nr. 45. Ein Künstlerschicksal und seine Sühne. Aus den Papieren eines alten Weimaraners.

Nr. 48. Proelß J., Aus Karl Vogts Jugendzeit.

**Illustrierte Zeitung.**

Band 106. Nr. 2757.

Kohut A., Karl Immermann und die Frauen.

Band 107. Nr. 2781.

Koppel E., August Graf von Platen Hallermund.

**Daheim.** Jahrgang 33. Nr. 3.

Fuchs R., August Graf von Platen. Zur 100jährigen Gedenkfeier seines Geburtstages.

**Das Land.** Jahrgang 5.

Nr. 1. Gillhoff, Das Brot im Volksglauben.

Nr. 2. Reichhardt, Kirchweih in Nordthüringen.

**Aus deutschen Bergen.** Jahrgang 11.

Heft 1—6. Klapper Mirza, Neuschloß und seine Sagen.

Haudeck J., Volkstypen aus dem Erzgebirge.

Heft 7 und 8. Löscher F. H., Reisen und Wandern im deutschen Volksmund. H.

**Die Wacht.** Jahrgang 9. Nr. 15.

Fr. Mosengeil Festrede.

Die Mosengeilfeier in Meiningen.

Wanderlied von Mosengeil.

**Montags-Revue** (Wien). Nr. 14 und 26. 6. April und 29. Juni 1896.

Beer R., Unveröffentlichte Briefe Eckermanns an eine Freundin.

**Tiroler Wochenschrift.** Jahrgang 1.

Nr. 7 (15. November). J[ung], Treitschke.

Nr. 12 (20. Dezember). Pichler A., Das Vogner Burgele. Gedichte von Walburga Schindel, der Tochter des Wirtes von Absam, geboren 1825, gestorben 30. April 1872 zu Kremnitz.

**Litterarisches Centralblatt.**

Nr. 23. Enders: Johann Eberlin von Günzburg, Ausgewählte Schriften. Bd. I. Mit Textverbesserungen.

Nr. 30. Scherer: Karl Müllenhoff.

Nr. 50. C. [Creizenach], Warkentin: Faustdichtungen. Vermißt vor allem die Erwähnung Schmieders.

C. [Creizenach], Michels: Studien über die ältesten deutschen Fastnachtspiele.

**Deutsche Litteraturzeitung.**

Nr. 18. Kawerau G., Enders: Johann Eberlin von Günzburg. Ausgewählte Schriften. Mit Ergänzungen zu dem Texte und zu den Anmerkungen.

Nr. 20. Martin E., Stöber-Mündel: Die Sagen des Elsasses. Über die Sage vom Riesenfräulein auf Niedeck und deren erste dichterische Bearbeitung durch Charlotte Engelhardt.

Nr. 28. Kawerau G., Uhl: Thomas Murner, Die Gäuchmatt.

Nr. 32. Muncker F., Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten. Herausgegeben von Lessing.

Nr. 43. Herrmann M., Schnorr von Carolsfeld: Erasmus Alberus (absprechend).

Pniower O., Wolff: Geschichte der deutschen Litteratur der Gegenwart (ablehnend).

Nr. 45. Minor J., Eisenberg: Adolf Sonnenthal.

Nr. 46. Hirzel L., Goedeke: Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung. 15. Heft.

Nr. 48. Paulsen F., Francke: Social forces in German Litterature.

Nr. 49. Sauer A., Richard M. Meyer: Goethe; Bielschowsky: Goethe.

Nr. 50. Paulsen F., K. A. Schmid: Geschichte der Erziehung. 4. Band. I. Abteilung.

Steig R., Jung: Goethes Briefwechsel mit Antonie Brentano.

Herrmann M., „Unehrliche Fehde". Gegen Minors Aufsatz, Euphorion 3, 692 ff.

Nr. 52. Steig R., Sepp: Görres.

Minor, „Unehrliche Fehde". Antwort auf Herrmanns Erklärung in Nr. 50.

**Revue critique.**

Nr. 22. A. C., Joret: Le comte du Manoir et la cour de Weimar.

Nr. 29. Kont, Grucker: Lessing.

Nr. 39. A. C., Bouvier: Un cahier d'élèves du précepteur Wieland.

**Vossische Zeitung (Berlin).**

9. Mai. [M. Rubensohn], Über Lessings Epigramm „Das Pferd Friedrich Wilhelms (III.) auf der Brücke zu Berlin" und seine Quelle.

Sonntagsbeilage Nr. 23 (7. Juni). Minor J., Das älteste Faustbuch und Hans Sachs.

Sonntagsbeilage Nr. 31 (2. August). Kern R., Gleim über Goethes „Herrmann und Dorothea". Ein Brief der Frau Amalie von Stedern an Gleim, Neinstedt, 8. November 1797, aus dem die Meinung der älteren Dichtergeneration über das Epos deutlich ersichtlich ist.

**Sonntagsblatt des „Bund" (Bern).** 1897. Nr. 1 (2. Januar).

J. B. (J. Baechtold), Eine Selbstbiographie Gottfried Kellers aus dem Jahre 1847. Mit einem Briefe Kellers an Gerold Meyer von Knonau, Hottingen, 22. März 1847.

**Deutsche Wacht (Dresden).** 9. April.

—l—r. Recension von Batka: Altnordische Stoffe und Studien im zweiten Ergänzungsheft des Euphorion. Bemerkt, daß Joh. Elias Schlegel in seiner Kopenhagener Wochenschrift „Der Fremde" sich bereits 1745/46 eingehend

mit dem nordischen Altertum beschäftigt hat. —f—r findet Schlegel an unrichtiger Stelle (S. 46) erwähnt, wo natürlicherweise sein Bruder J. H. Schlegel gemeint ist.

**Kölnische Volkszeitung.** 17. August. Erstes Blatt.

Zeitungs- und Zeitschriftentitel. Schluß: „Einen schönen Namen trägt die von A. Sauer herausgegebene Zeitschrift für Litteraturgeschichte: Euphorion. Wenn es einmal ein Organ für wissenschaftliche Litteraturgeschichte unter den Katholiken deutscher Zunge geben sollte, so würde sich hierfür besonders der Name eignen, der nicht nur schön klingt, sondern durch seine Weihe und sein Vorbild die Sache und die Sachwalter auf dem rechten Wege, im rechten Geiste und im rechten Tone zu halten vermöchte; die Zeitschrift müßte heißen: Eichendorff.

**Hanauer Zeitung.** Beilage zu Nr. 250.

Schröder E., Fest-Vortrag, gehalten zur Feier der Enthüllung des National-Denkmals der Brüder Grimm zu Hanau am 18. Oktober 1896.

**Wissenschaftliche Beilage** der **Leipziger** Zeitung.

Nr. 38. Uhle P., Tafelgespräche Kaiser Ferdinands I.

Nr. 47. Ein Kirchweihfest im Elsaß.

Nr. 48. Theodor Gottlieb von Hippel.

Nr. 49. Lilie M., Der Dichter des Oberhof.

Nr. 50. Johann Friedrich Cotta.

Nr. 51. 95. 130. Haarhaus J. R., Auf Goethes Spuren im Süden.

Nr. 54. Friedrich von Knigge.

Nr. 96. Bruchmüller W., Die Verwaltung der Universitäten Leipzig und Wittenberg nach dem Codex Augusteus.

Nr. 97. Biedermann W. Freiherr von, Theaterzettel für Goethes „Natürliche Tochter".

Nr. 105—111. Gläßer P., Das deutsche Kriegslied seit dem siebenjährigen Kriege.

Kleinpaul, Novalis, ein Frühlingssänger im Garten Gottes.

Kunze F., Das Erntedankfest. Kulturgeschichtliche Skizze.

Albrecht G., Die Rodensteinsage.

Nr. 117. 133. 141. 151. Löhn-Siegel Anna, Aus meinem Tagebuche vom Dresdner Hoftheater.

Nr. 126. Bruchmüller W., Die Universitäten Leipzig und Wittenberg in den ersten Dezennien des 16. Jahrhunderts.

Nr. 127. Rost R., August Graf von Platen. (Zu seinem 100jährigen Geburtstage.)

Nr. 138. Voigt A., Zum Gedächtniß Gustav Theodor Fechners. (Zum 19. November.)

Nr. 139. Krebs K., Das sächsische Landhandwerk zur Zeit Luthers.

Nr. 140. Kunze F., Der Leichen oder Todten Vogel. (Zum Todtenfeste, den 22. November.)

Nr. 143. Krebs K., Der sächsische Pfarrer vor dem Auftreten Luthers.

Nr. 153. Wünsche A., Die Pflanzenfabel im Unterschiede von der Thierfabel.

**Münchener Allgemeine Zeitung.**

21. und 25. April. Morgenblatt. Busse H. H., Karl Immermann zum 100. Geburtstage.

Nr. 185. 186. Morgenblatt. Völderndorff T. Freiherr von, Erinnerungen an Oskar von Redwitz.

20. Oktober. Morgenblatt II., Zwei Erinnerungen an J. V. von Scheffel.

Nr. 294. Morgenblatt. Winterfeld A. von, Graf August von Platen als Kadett, Page und Offizier in München.

**Beilage zur Allgemeinen Zeitung.**

Nr. 63. Cornelius K. A. von, Wilhelm Preger †. Akademischer Nachruf.

Nr. 65. 66. Bechmann A. von, Der churbayerische Kanzler Alois Freiherr von Kreittmayr. Rede.

Nr. 69. 70. Lorenz O., Gustav Freytags politische Thätigkeit.

Nr. 95. Falckenberg R., H. Lotzes Briefe an V. Strümpell. Sieben Briefe aus den Jahren 1871, 1872 und 1876.

Nr. 99. Thimme F., Die Universität Göttingen unter der französisch-westphälischen Herrschaft. 1803—1813.

Nr. 103. 104. Külpe O., Über Richard Wagners Kunsttheorie.

Nr. 104. Geiger V., Zu den Briefen Hubers an Schiller. Ergänzungen zum 4. Band seiner Ausgabe des Schiller-Körnerschen Briefwechsels. Die Briefe vom 11. und 15. Oktober 1785 werden vervollständigt; fast ganz ungedruckt war bisher der Brief vom 3. Oktober 1785. — Eine Notiz aus dem Brief des Kriegsrat Bertram an einen Freund 18. Januar 1783 über die erste Aufführung der Räuber in Berlin.

Nr. 104. 105. Loserth J., Aus den Lehrjahren Kaiser Maximilians II.

Nr. 107. Kilian E., Zur Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts.

Brief von Treitschke an Egelhaaf, Berlin, 7. April 1883, aus dem „Schwäbischen Merkur" abgedruckt.

Nr. 108. Häußner J., Die Kiffhäusersage.

Nr. 112 113. 116 117. Edwin Freiherr von Manteuffel an Leopold von Ranke.

Nr. 115. E. Landsberg, Veit Ludwig von Seckendorff als Publizist.

Nr. 122. Lindner Th., Rede bei der Weihe des Leopold von Ranke in Wiehe errichteten Denkmals. Am 27. Mai gehalten.

Nr. 133. Bettelheim A., Zu den Quellen von Anzengrubers „Pfarrer von Kirchfeld".

Nr. 142. Kohtrausch R., Der Monolog. Dramaturgische Studie.

Nr. 151 153. Schmoller G., Gedächtnisrede auf Heinrich von Sybel und Heinrich von Treitschke.

Nr. 182 184. Fr. W. Rauschenberg, Süddeutsche Architektur und Ornamentik im 18. Jahrhundert.

Nr. 183. Katholische Seelsorge in Schwaben vor 50 Jahren.

Nr. 185. Scherrer H., Joachim Heinrich Campe.

Nr. 188 189. Wagner A., Die Entwickelung der Universität Berlin 1810—1896.

Nr. 207. Krauß R., Ständlin und Schiller.

Nr. 228/229. Geiger V., Zu Goethes Tagebüchern und Briefen. Weist mehrere in den Tagebüchern erwähnte Werke mit genauerem Titel nach; citiert ungedruckte Stellen aus den Briefen Bertuchs an Böttiger über die Allgemeine Litteraturzeitung, über Weimar und Jena; verweist für den Brief an Klein (18, 36) auf Goethe Jahrbuch 8, 278 und 10, 257, wo er als gefälscht nachgewiesen wurde; citiert Briefe von Karl Bertuch dem Sohn und von Rochlitz an Böttiger über Hubers Tod.

Nr. 234 235. Buff A., Ein Augsburger Hexenprozeß.

Nr. 237. Winter, Moritz Wilhelm Drobisch †.

Nr. 238. Tiele H. K. T., Otto Roquette als Lyriker.

Nr. 252. Achelis Th., Gustav Theodor Fechner.

Wegele, Frau Baronin von Obertirch.

Nr. 260. Horner E., Das Melodram „Die Waise und der Mörder" und „Der Traum ein Leben".

Nr. 268 269. Pollak B., Die deutsche Geistesbewegung 1840—1848.

Nr. 271. Ranegg H., Goethes „Märchen".

Nr. 275. Lange K., Musikalisch ornamentale Malerei.

Nr. 282. Wiedemann Th., Leopold von Ranke über die Einteilung der Geschichte.

Nr. 285. Schwering J., Unbekannte Jugendgedichte und Übersetzungen von Ferdinand Freiligrath. Nachlese aus den zu Münster erschienenen „Allgemeinen Unterhaltungsblättern 1829—1832". (Vgl. Euphorion, Ergänzungsheft zum zweiten Bande, S. 122 ff.)

Nr. 286. Gebhardt B., Die Palatina und Heidelberg.

Nr. 288. Ebrard F. C., Die Gustav Freytag Bibliothek in Frankfurt am Main.

Nr. 290. A. B., Jugendbriefe Platens. An Nathanael von Schlichtegroll. 1. Nitry in Burgund, 14. September 1815. — 2. Würzburg, am 16. Wonnemonats 1818. — 3. Würzburg, 19. Januar 1819 (in 2 und 3 Erwähnung des Heldengedichtes „Odoaker" und Mitteilung mehrerer Strophen daraus). — 4. Ansbach, am 31. März 1819. Über seine Gedichte. Über Schulzes bezauberte Rose. — 5. Erlangen, 21. November 1819.

Nr. 294. Knapp G. F., Ernst Engel † 8. Dezember 1896. Erinnerungen eines Schülers aus dem Jahre 1865/66.

Nr. 299/300. Radlkofer M., Die dramatische Thätigkeit des Xystus Betulius.

**Bohemia (Prag).**

20. März. Sauer A., Über Conrad Ferdinand Meyer. Skizze eines Vortrages.

Beilage Nr. 85—88. Vormärz und März. Aus ungedruckten Briefen Anastasius Grüns und Ludwig August Franks.

Beilage. Nr. 112. Zabel E., Karl Immermann. (Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages, 24. April.)

Beilage. Nr. 170. Batka R., Zur Erinnerung an Clara Schumann.

Beilage. Nr. 293. Wolkan R., August Graf von Platen.

**Teplitz-Schönauer Anzeiger.**

Nr. 89. 4. November. Sauer A., Goethe in Böhmen. Skizze eines Vortrags.

Nr. 90. 7. November. Sauer A., Goethe in Teplitz. Nach einem Vortrage.

**Wiener Abendpost.** Nr. 82. 83. 9. 10. April.

Schlossar A., Anastasius Grün. Zu Anastasius Grüns 90. Geburtstage. Ungedruckte Briefe. An G. Schwab. Ergänzung zu den Mitteilungen in der Deutschen Revue. Ein langer inhaltsreicher Brief vom 14. Mai 1832.

**Fremdenblatt (Wien).** Nr. 325. 25. November.

Horner E., Die Pantomime vom König Macbeth. „Aufgeführt im k. k. priv. Theater nächst dem Kärntnerthor von der Mollischen Gesellschaft" (Wien 1777). Bearbeiter war der „Luftspringer Bienfait".

**Neues Wiener Journal.**

1895. Nr. 733. 734. 749. 754. 769. Tann-Bergler O., Aus Friedrich Schlögls Nachlaß. Darin auch Briefe von Anzengruber.

27. Februar 1896. Nr. 842. Aus dem Nachlasse Berlas.

1. April 1896. Nr. 876. O. T. B. [Tann Bergler], Josef Kant als Attentäter. (Nach unveröffentlichten Manuskripten.)

**Neue Freie Presse (Wien).**

Nr. 11210. 8. November 1895. Karpeles G. Neues von und über Heine. Ungedruckte Briefe von Heine an Varnhagen von Ense und Friederike Robert.

Nr. 11211. 9. November 1895. Briefe von F. Lassalle. An Oberst Rüstow, Georg und Emma Herwegh. Zu den Anmerkungen Briefe von Dingelstedt und Herwegh verwertet.

Nr. 11336. 15. März 1896. Grillparzers „Goldenes Vließ". 75 Jahre seit der ersten Aufführung.

18. 19. März. Lützow K. von, Goethes Beziehungen zur Kunst der Renaissance.

Nr. 11355/56. 3. 4. April. Castle E., Briefe eines Wiener Officiosus aus dem Jahre 1848. Ungedruckte Berichte und Briefe von Zedlitz an die Redaktion der Allgemeinen Zeitung. Über Grillparzers Gedicht an Radetzky.

Nr. 11359. 8. April. Thaler K. von, Joseph Rank. (Ein Blatt der Erinnerung.)

Nr. 11379/80. 28. und 29. April. M[oriz] R[ecke]r, Moriz von Schwinds Briefe. Mit drei ungedruckten Briefen. An Bauernfeld. 16. März 1851; 23. April 1866; 15. April 1870.

6. Mai. S. M[ün]z, Briefe von Gregorovius an Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli 1882—1886.

Nr. 11428. 17. Juni. Schlossar A., Aus der Korrespondenz eines österreichischen Diplomaten (Graf Prokesch von Osten).

Nr. 11430. 19. Juni. Abendblatt. Fürst K., Stoffgeschichtliches zur „Jüdin von Toledo". Über Pfeffels gereimte Erzählung „Alphons und Rahel" (1797).

25. Juli. Woerz J. G. von, Am Scheidewege. Jugenderinnerungen eines alten Hofrathes.

Nr. 11467. 27. Juli 1896. Abendblatt. [Castle E.], Eine Einkehr. Pingelstedt in Wien 1842. Zedlitz an Kolb, Königswart, 24. August 1842.

30. Juli. Lorm H., Zedlitz: Über den Neudruck des Waldfräuleins.

Nr. 11567. 5. November. Schütz F., Deutsches Volkstheater. (Grillparzer, seine Zeit und „Die Jüdin von Toledo".) Abdruck einiger Notizen Grillparzers für das Stück. Grillparzers Beziehungen zu Jüdinnen werden verfolgt (Helene Bacher-Wolfram, Rahel, Frau Rothschild, Fräulein Figdor, Geymüller).

Nr. 11558/60. 27. 29. Oktober. Ed. H., Aus Robert Schumanns letzten Tagen. Mit ungedruckten Briefen von ihm. An Clara aus den Jahren 1854 55. Mehrere Briefe an Brahms, einer an Joachim.

Nr. 11560. 29. Oktober. Abendblatt. Ein ungedrucktes Gedicht Theodor Körners („O rufe die Thränen") auf der letzten Seite der geschichtlichen Auszüge für sein Drama Rosamunde (1812).

Nr. 11579. 17. November. Schlossar A., Aus ungedruckten Briefen C. A. Böttigers an Hammer Purgstall. (Ein Gedenkblatt zum 17. November, als dem Todestage Böttigers.) Über Weimarische Verhältnisse 1796—1803.

Nr. 11581. 11604. 11611. Briefe von Anastasius Grün. (An Frankl.)

Nr. 11617. 25. Dezember. Briefe Gustav Freytags an einen jungen Bildhauer (1888—1894).

**Ostdeutsche Rundschau (Wien).**

Nr. 20. 22. 24. Eine Barbarossa-Sage.

Nr. 112. 23. April. Stüber F., Ein Vergessener. (Zu Theodor Gottlieb von Hippels 100. Todestage.)

**Wiener Tagblatt.** Nr. 141. 22. Mai.

Zur Erinnerung an Friedrich Halm. Zum 25. Jahrestage seines Todes, 22. Mai 1871.

**Neues Wiener Tagblatt.**

Nr. 70. 17. März. Kißling H. C. von, Nach fünfzig Jahren. Erinnerungen aus meinem Leben. I. Aus der Studentenzeit: 1844—1848.

Nr. 88. 29. März. Weltner A. J., Das goldene Vließ am Wiener Burgtheater.

Nr. 101. 12. April. Von einem Heimgegangenen (Josef Rank).

Nr. 326. 26. November. Kuh E., Die verstoßene Vibussa

**Deutsches Volksblatt (Wien).** Nr. 2668. 7. Juni.

's Röserl und 's Ringerl. Episode aus dem Leben des österreichischen Dialektdichters Anton Baron von Klesheim.

**Deutsche Zeitung (Wien).**

Nr. 8712. 31. März. H. V—r, Josef Kaut.

Nr. 8713. 1. April. K. P., Ein vergessener Dichter. (Zu Zenns hundertsten Geburtstag.)

Nr. 8789. 18. Juni. Madjera W., Hermann von Gilm.

Nr. 8838. 8839. 8. und 9. August. Vom Böhmerwald zur Paulskirche. Aus Josef Kauks Lebenserinnerungen.

12. Dezember. Nagl J. W., Altdeutsche Zaubersprüche und ihr Fortleben im Volksmunde.

16. Dezember. Wilferth F., Eine Erinnerung an Julius Sturm.

**Wiener Zeitung.**

Nr. 99. 100. 29. 30. April. Dr. G. L, Die Tellsage.

Nr. 118. 21. Mai. Schlitter H., Vor der Kongreßzeit. Aus der Wiener Gesellschaft 1813 und 1814.

Nr. 139. 17. Juni. Hannak, Ein Verein zur Erforschung der Erziehungs- und Schulgeschichte in Oesterreich.

Nr. 149. 28. Juni. Kars R., Leibniz in Wien. Zum 250. Jahrestage seiner Geburt.

Nr. 1. 2. 5. 1. 3. 8. Januar 1897. Jodl Fr., Grillparzer und die Philosophie. (Nach einem in der Grillparzer-Gesellschaft gehaltenen Vortrag

## 2. Bücher.

(Folgt wegen Raummangels im nächsten Heft.)

# Nachrichten.

Die zweite Auflage von K. Krumbachers Byzantinischer Litteraturgeschichte (München 1897, bei Beck) enthält einen reichhaltigen bibliographischen Appendix, worin S. 1138 auch das Gebiet des byzantinischen Folklore, Aberglauben, Sagenkunde, geistliche Lieder, Legenden, Apokryphenlitteratur u. s. w. berücksichtigt sind. S. 1142 ist „Byzanz in der schönen Litteratur" behandelt. Die blutigen und intriguenvollen Staatsaktionen der byzantinischen Geschichte fanden bei den Dichtern der zweiten schlesischen Schule reichliche Bewunderung. So schrieb Andreas Gryphius ein Drama „Leo Armenius". Vgl. A. Heisenberg, die byzantinischen Quellen von Gryphius' „Leo Armenius", Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge. 8 (1895), 439–448. Später wurden in Jesuitenschulen byzantinische Stoffe zu dramatischen Schulaufführungen verarbeitet. Eine Bühnenanweisung für ein solches Stück besitzt die Münchener Staatsbibliothek. Der Titel lautet: Mauritius Orientis imperator. Datus ludis Autumnalibus a Caesareo Archiducali Gymnasio S. J. Oeniponti 4. und 5. September 1725. Mauritius Kayser im Orient zu End des Jahres vorgestellt von dem Kayser

lichen Erz Herzoglichen Gymnasio Soc. Jesu zu Innsprugg, den 4. und 5. Herbst monat 1725. — Auch der Belisarstoff ist schon im 18. Jahrhundert zu einem damals viel gelesenen Romane von J. F. Marmontel (1766) verarbeitet worden; es folgte das Trauerspiel von Ed. von Schenk (1826), dann die Oper von Donizetti (1836). J. Jung.

In Seemanns „Litterarischem Jahresbericht und Weihnachts-Katalog für 1896" (Jahrgang 26) befinden sich folgende Essays: Busse K., Karl Immermann; Weitbrecht R., J. G. Fischer; Necker M., Emil Marriot.

Die Handschriftensammlung des Schwäbischen Schillervereins ist durch eine mehr als 600 Nummern umfassende neue Sammlung vermehrt worden. Darunter befinden sich 20 Briefe Schillers (an Körner, Frau von Imhof und Andere), zahlreiche Briefe der sämtlichen Angehörigen der Familie, mit den Eltern und Geschwistern beginnend, Briefe der Gattin, ihrer Familie und der Familie Wolzogen. Außerdem sind folgende Namen in der neuen Sammlung vertreten: Bertuch, Becker, Beil, von Beulwitz, Conz, Cotta, Dannecker, Dalberg, Erhard, Fichte, Fischenisch, Großmann, Grießbach, Wilhelm und Karoline von Humboldt, Huber, Heideloff, Haug, Herder, Hölderlin, Fr. W. von Hoven, Iffland, J. F. Jünger, Körner, Klopstock, von Kübel, Lampe, Lempp, Sophie Laroche, J. G. von Müller, Nicolai, Reichardt, Reinhart, Reinhold, Streicher, Schubart, Schelling, Chr. Fr. Schwan, Graf und Gräfin Schimmelmann, A. Fr. Christian Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg, Frau von Stein, A. W. und Dorothea von Schlegel, Fr. Leopold von Stolberg, Ständlin, Voigt, Joh. Heinrich Voß, Karl Eugen von Württemberg, Karl August von Weimar, Wieland, Fr. A. Wolf, Weckherlin, Zumsteeg, Zelter. — Ferner wurde dem Verein der litterarische Nachlaß Berthold Auerbachs übergeben, darunter auch einige hundert Briefe des Dichters selbst und gegen 3000 an Auerbach.

Preisaufgaben der Greifswalder Rubenow-Stiftung. 1. Geschichte der öffentlichen Meinung in Preußen und speziell in Berlin während der Jahre 1795—1806. — 2. Die Entwicklung des deutschen Kirchenstaatsrechts im 16. Jahrhundert. — 3. Entwicklung der Landwirtschaft in Pommern nach der Bauernbefreiung. — 4. Eine kritische Untersuchung der Handschriften und Recensionen der sogenannten Pomerania, wie sie W. Böhmer in seinem Buch „Thomas Kantzows Chronik von Pommern in niederdeutscher Mundart" (Einleitung S. 89 ff.) angebahnt hat, soll soweit durchgeführt werden, daß damit die Grundlage für eine künftige kritische Aufgabe gewonnen ist (1. März 1901).

H. Anz in Quedlinburg hat einen alten niederdeutschen Druck vom „Broder Rusche" aufgefunden, den er zur Grundlage einer Neubearbeitung des darin überlieferten Gedichtes machen wird. Voruntersuchungen dazu werden in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift erscheinen.

R. Dissel in Hamburg ist mit den Vorarbeiten zu einer Biographie Philipp Jesens beschäftigt.

Im Verlage dieser Zeitschrift (Carl Fromme in Wien) beginnt demnächst zu erscheinen: Deutsch-Österreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler in Wien. Als Mitarbeiter nennt der Prospekt: Cl. Aigner, H. Grasberger, R. von Kralik, F. Lemmermeyer, E. Luban, A. Matosch, Fr. A. Mayer, R. von Payer, J. Pommer, W. Pötzl, R. Prisching, H. Rietsch und H. Wagner in Wien; A. Bekk in Salzburg; W. Gawalowski und F. Khull in Graz; M. Grolig jun. in Prag-Brünn; F. G. Hann in Klagenfurt; V. von Hörmann in Innsbruck; T. Lehner, F. Mayer und H. Schachner in Kremsmünster; R. Reßler in Brixen; J. Neubauer in Elbogen; K. Petelenz in Stryj; Z. M. Prem in Marburg; T. von Radics in Laibach;

J. Schiepek in Saaz; J. Schlinger in C. Beba; A. Schullerus und C. Wittstock in Hermannstadt; Fr. Streinz in Ung. Hradisch; S. Weber in Szepes-Béla; R. M. Werner in Lemberg und R. Wolkan in Czernowitz.

J. Schick in München und M. Freiherr von Waldberg in Heidelberg geben bei E. Felber in Weimar „Litterarhistorische Forschungen" in zwanglosen Heften heraus, deren erstes: „Machiavelli and the Elizabethan Drama" von Edward Meyer bereits erschienen ist. Aus dem Bereiche der deutschen Litteratur ist für die folgenden Hefte in Aussicht genommen: Über Friedrich Nicolais Roman „Sebaldus Nothanker". Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. Von R. Schwinger. — Benjamin Neukirch, das Haupt der dritten schlesischen Schule. Von Wilhelm Dorn. — Das deutsche Soldatenstück des achtzehnten Jahrhunderts seit Lessings Minna von Barnhelm. Von K. H. von Stockmayer. — Sixt Birck und die dramatische Technik seiner Zeit. Von V. Aubertin. — Die Tobiasdramen des Reformationszeitalters. Von A. Wick. — J. Th. Hermes Roman „La paysanne non parvenue". Herausgegeben und eingeleitet von M. Freiherrn von Waldberg. — Das Iffland'sche Rührstück. Ein Beitrag zur Geschichte der dramatischen Technik. Von A. Stiehler.

F. Muncker in München giebt in dem dortigen Verlag von Franke und Haushalter „Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte" heraus. Erschienen ist bisher Heft I: Warkentin R., „Nachklänge der Sturm und Drang periode in Faustdichtungen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts". Im Verlaufe der nächsten Monate werden folgen: II. Ein ungedrucktes Werk (Patientia) von Moscherosch. Von Ludwig Pariser. — III. Sulzer Gebing E, Die Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel in ihrem Verhältnis zur bildenden Kunst.

Unter dem Titel the American journal of Germanic philology beginnt mit dem Jahre 1897 eine Zeitschrift zu erscheinen, herausgegeben von Gustav E. Karsten, Professor der University of Indiana (Bloomington). Sie soll vor allem die neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen und englischen Philologie durch europäische Gelehrte für Amerika anzeigen, und zwar sowohl in Form eingehender Kritik, wie in der von Referaten. Auch die verwandten Gebiete (Geschichte, vergleichende Sprachwissenschaft, klassische und romanische Philologie, Sprachphilosophie und Phonetik) sollen berücksichtigt werden.

Im März 1897 erscheint, den Jahrgang mit dem Aprilheft beginnend, im Verlage von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig und unter der Leitung von Fedor von Zobeltitz die „Zeitschrift für Bücherfreunde", Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen (jährlich 24 M.).

In Münster i. W. wurde am 9. November 1896 ein Denkmal der Dichterin Annette von Droste Hülshoff enthüllt.

In Bonn soll Karl Simrock ein Denkmal errichtet werden. Beiträge wolle man an den Schatzmeister des geschäftsführenden Ausschusses Herrn Carl Cahn, Bonn, Viereckplatz 10, Anfragen an den Schriftführer Herrn Professor Litzmann, Bonn, Coblenzerstraße 83 a, gelangen lassen.

## Gesellschaft für deutsche Litteratur.

Oktoberversammlung: Richard Rosenbaum analysierte einen von David Schiebeler herausgegebenen Cyklus von sieben Gedichten, die sich auf eine zwölfjährige Komödiantin aus der Truppe eines gewissen Caratta beziehen. Sie hieß

Petronella. In ihr haben wir die Keime zu Goethes Mignon vor uns. Die Untersuchung darüber wird in den Preußischen Jahrbüchern veröffentlicht werden. — Erich Schmidt gedachte des hundertsten Geburtstages Platens, verwies auf die Ausgabe der Tagebücher des Dichters und kennzeichnete seine Arbeitsweise an einem Vergleich beider Fassungen des Gedichtes „Das Grab im Busento". — Albert Cohn legte den einzigen vorhandenen Originalbrief Goethes an Frau von Staël vor. Er stammt aus dem Jahre 1803.

Novemberversammlung: Ludwig Geiger machte auf Grund einer Fülle neuen Briefmaterials höchst interessante Mitteilungen über Therese Huber und den weiten Bekanntenkreis, zu dem sie während ihres langen Lebens in Beziehung stand. — Alois Brandl sprach die Vermutung aus, daß in der Maria aus Laurence Sternes Tristram Shandy und Yoriks Empfindsamer Reise ein litterarisches Vorbild für Goethes Mignon zu erblicken sei. Hierauf verwies er auf die Nachahmungen der Mignonfigur bei Byron und Walter Scott. — Erich Schmidt legte ein neu aufgefundenes Goethesches Jugendgedicht von vier Zeilen vor.

Dezemberversammlung: G. Ponet-Minde berichtigte vorerst einzelne Angaben über H. von Kleists Leben. Die Erzählung „Mord aus Liebe" ist dem Dichter abzusprechen. Aus Anklängen und Parallelstellen läßt sich ein annäherndes Urteil über Kleists Lektüre bilden. Neben der zeitgenössischen und deutschen klassischen Litteratur kommen vornehmlich Shakespeare und die Franzosen in Betracht. — H. Gilow nahm zu H. Gaudigs Schulausgabe von Kleists Werken Stellung. Er empfahl das Buch, polemisierte bloß gegen unbedeutende Einzelheiten. — J. Bolte wies auf die weite Verbreitung des Stoffes hin, der in Fr. Halms Ballade „Die Brautnacht" in Deutschland die endgiltige Ausführung erfahren hat.

Januarversammlung: Max Friedlaender legte ein Heft Compositionen des Weimaraners C. Moltke (eigentlich: Molke, 1781—1831) vor, worin sich zwei Lieder finden, die als von Goethe herrührend bezeichnet werden. Innere Gründe machen es sehr unwahrscheinlich, daß es sich um unbekannte Goethesche Gedichte handelt; die Texte scheinen eher auf Goethes Sohn zurückzugehen. — Otto Puniower entwickelte an der Hand reicher Beispiele Eigentümlichkeiten Goethescher Wortgebrauchs. Es wurden verfolgt die Bedeutungen von: anständig, gelassen, zweifelhaft, bedenklich, sündig, widerwärtig und anderen. — Johannes Bolte deutete kurz auf das Motiv von Hiobs Weib in der Weltlitteratur hin.

R. Rosenbaum

## † J. W. Appell.

Am 8. Januar 1896 starb in einer Vorstadt Londons ein einsamer, in seinem Vaterlande halb verschollener deutscher Gelehrter, J. W. Appell, der Verfasser des allbekannten, eben neu aufgelegten Buches „Werther und seine Zeit". Sein Hinscheiden erinnerte mich schmerzlich an längst vergangene Frühlingstage, die ich 1872 in London zugebracht, da der treffliche feingebildete Mann, an den ich durch seinen Jugendfreund Otto Müller empfohlen war, sich meiner aufs freundlichste angenommen hatte. Damals lebte er in tiefer Trauer um seine Gattin. Seither blieben wir in Verbindung, und nach seinem Tode, von dem die Öffentlichkeit kaum Notiz genommen haben wird, sandte mir die treue Pflegerin des Oheims, der seit Jahren gekränkelt hatte, seine Nichte Fräulein Laura Butler, einige von Appell selbst niedergeschriebene Daten seines Lebens, deren Mitteilung an diesem Orte nicht unerwünscht sein wird.

Johann Wilhelm Appell wurde geboren am 17. April 1829 auf dem alten fürstlich Isenburgischen Schlosse zu Offenbach am Main als Sohn eines Malers, der später eine lithographische Anstalt errichtet hat. Er besuchte erst die Realschule seiner Vaterstadt von 1836—1844. Von 1844—1846 bereitete er sich unter Leitung von Dr. J. Pfeffinger auf die Hochschule vor, bezog dann 1846 die Universität Erlangen, wo er bis 1849 blieb. Mit Vorliebe betrieb er das Englische, dessen er schon mit achtzehn Jahren in dem Grade mächtig war, daß er Brentanos Novelle „Vom braven Casperl" übersetzte und im Druck erscheinen ließ. 1853 leitete er vorübergehend die „Mittelrheinische Zeitung" in Wiesbaden. Sonst hielt er sich bis 1858 meist zu Frankfurt a. M. auf und beteiligte sich an dem dortigen „Conversationsblatt" und dem „Frankfurter Museum" mit Beiträgen aus dem Gebiete der Litteratur und Kunstgeschichte. Sein ältester und nächster Freund war der 1894 verstorbene Romandichter Otto Müller. Von 1858—1860 war Appell Redakteur der Wochenschrift „Recensionen und Mitteilungen über Theater und Musik", die unter den Auspizien der Fürsten Georg und Constantin Czartoryski in Wien erschien.

Mit einer Engländerin verheiratet, siedelte Appell 1860 nach London über. 1862 gehörte er zu den Beamten der königlich Großbritannischen Kommission für die Londoner Weltausstellung; und in Anerkennung der Dienste, die er den fremden Ausstellungskommissionen leistete, wurde ihm das Ritterkreuz des Franz Joseph Ordens verliehen. Im Jahre 1864 wurde Appell Kustos in der Abteilung für Kunst und Wissenschaft am South Kensington Museum; diese Bibliothekarstelle hat er bis zu seiner Pensionierung beibehalten. Er veröffentlichte für das Museum:

„Monuments of Early Christian Art . . . Illustrative Notes, collected in order to promote the reproduction of Remains of Art belonging to the early centuries of the Christian era." 1872.

„Christian Mosaic Pictures. A Catalogue of Reproductions of Christian Mosaics exhibited in the South Kensington Museum." 1877.

1867 wurde er von der englischen Regierungskommission als Berichterstatter zur Weltausstellung nach Paris gesandt. Infolge andauernder Kränklichkeit sah sich Appell im Spätjahre 1893 genötigt, seine Stelle am Kensington Museum niederzulegen. Er zog sich nach dreißig arbeitsvollen und erfahrungsreichen Dienstjahren mit einem knappen Ruhegehalt nach Wandsworth Common, im Südwesten Londons zurück. Seine Wertbersammlung, seltene und kostbare Stücke enthaltend, mußte er verkaufen. Sie kam an die Stadtbibliothek in Bremen. „In einer öden Vorstadt des neuen Babylons" — schrieb er mir im Frühjahre 1895 — „sitze ich nun, und sehe keinen Freund, kein neues Buch, kein deutsches Zeitungsblatt." Als er um dieselbe Zeit Hand an die vierte Auflage seines Wertherbuches legte, besorgte ich ihm einige Litteratur. „Lange, lange ist es her" — dankte er mir am 26. Februar — „daß wir in meinem kleinen Hause Nr. 9 Sussex place, Kensington W., das ich schon Anno 1877 verlassen habe, bis tief in die Nacht freundschaftlich und gemütlich zusammen saßen, aus langen weißen Thonpfeifen, sogenannten Kirchenvorsteherspfeifen schmauchend. — Ich bin indessen ein altersgrauer Invalide geworden und leiblich ein gar schwaches Subjekt. — In den letzten Jahren war ich ganz nahe daran, in den aufgesperrten Rachen jenes bekannten großen Haifisches zu fallen, der im Ozean des Lebens unserem armen Schiffiein beständig folgt. (Ein Lieblingsbild von mir, beiläufig gesagt.) Aber am Ende komme ich doch noch einmal nach Zürich und halte um die Hand Ihrer jüngsten Tochter an." Und am 10. April kamen folgende wehmütige Zeilen: „Der holde Lenz ist erschienen — auch auf der britischen Insel — und die Erde hat sich wahrscheinlich auch verjüngt. Das letztere läßt sich jedoch nicht behaupten von dem melancholischen Einsiedler in Wandsworth Common. Ich will nicht klagen; aber ‚Gott hört mich brummen', wie ein alter ehemaliger Husarenoffizier zu sagen pflegte, den ich in meinen Knabenjahren in Offenbach a. M. gekannt habe. Ich hoffe, das schönste Frühlingswetter hat Sie am Vierwaldstättersee begünstigt. Ich habe diesen See auch einmal besucht. Das war im Jahre 1847.

Damals war ich auch in Zürich und verweilte sogar einige Zeit in dieser schönen Stadt. Der Ütli-Berg steht mir noch vor dem innern Auge; und es ist mir, als sei es gestern gewesen, daß ich in einer mondbeglänzten Sommernacht am Rande des Züricher Sees stand in Gemeinschaft mit Gottfried Keller und einem längst verschollenen deutschen Flüchtling, namens Ludolf. Keller wohnte in Hottingen in demselben Hause mit Wilhelm Schulz, und ich besuchte ihn auf seiner Stube."

Appells Hauptwerke sind:

1. „Der Rhein und die Rheinlande, historisch-topographisch dargestellt von J. W. Appell." Darmstadt: G. G. Lange. 1847—1851. (Wurde auch ins Englische und Französische übersetzt.)

2. „Honor; or, the story of the brave Caspar and the fair Annerl. By Clemens Brentano. With a biographical Notice of the Author, by J. W. Appell. Translated from the German." London: John Chapman. 1847. (Vgl. The Westminster and Foreign Quarterly Review. vol. XLVIII. 1847, p. 587 „Athenaeum", 1847, No. 1049, p. 1243.)

3. „Das Haus mit den drei Lyren und das Goethedenkmal in Frankfurt a. M. von J. W. Appell." Frankfurt a. M.: Friedrich Wilmans. 1849.

4. „Werther und seine Zeit. Zur Goethe Literatur. Von J. W. Appell." Leipzig: Wilhelm Engelmann. 1855. Zweite Auflage Leipzig 1865; dritte Auflage Oldenburg 1882; vierte verbesserte und vermehrte Auflage Oldenburg 1896.

5. „Sophie La Roche. Eine biographisch literarische Skizze von J. W. Appell." (Im „Rheinischen Taschenbuch", Frankfurt a. M.: Sauerländer 1856.)

6. „Die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik. Zur Geschichte der deutschen Unterhaltungs-Literatur. Von J. W. Appell." Leipzig: Wilhelm Engelmann 1859.

7. „Dona Diana. Lustspiel in drei Akten. Nach dem Spanischen des Don Augustin Moreto, von C. A. West. Mit einer Einleitung von J. W. Appell." Wien: J. B. Wallishauser 1862.

8. Emilia Galotti. Mit einer Einleitung: Emilia Galotti auf der Bühne. Stuttgart 1872.

Daneben lieferte Appell zahlreiche Beiträge vornehmlich zur Litteratur- und Kunstgeschichte für das Frankfurter „Konversations-Blatt", das „Frankfurter Museum", den Hamburger „Telegraph", das Bremer „Sonntagsblatt", die „Blätter für litterarische Unterhaltung" und die „Beilage zur Allgemeinen Zeitung".

Auf dem letzten schweren und entbehrungsreichen Krankenlager besorgte Appell noch die Korrekturen seines Lieblingsbuches „Werther" bis auf die letzten zwei Bogen. Seinen Tod erfuhr ich erst im Laufe des letzten Februars durch seine Nichte. Klanglos ist er von hinnen gegangen; aber seinem Namen gebührt ein freundliches Gedächtnis.

Zürich. J. Baechtold.

## Erklärung.

Meine ausführliche Entgegnung auf die Angriffe, die Herr Jakob Minor, Professor an der Wiener Universität, nun auch in dieser Zeitschrift (Band 3, Heft 4) gegen meine persönliche Ehre gerichtet hat, ist in Nr. 50 der Deutschen Litteratur zeitung (vom 12. Dezember 1896) veröffentlicht.

Berlin, 20. Dezember 1896. Max Herrmann.

## Zur Abwehr.

Wir haben uns im Jahre 1894 an der für die Hans Sachs-Festschrift bestimmten Arbeit des Herrn Dr. M. Herrmann: „Stichreim und Treireim bei Hans Sachs ꝛc.“ mit wissenschaftlichen Vorarbeiten beteiligt. Im Verlaufe der an diese Arbeit sich anknüpfenden Polemik zwischen Herrn Professor Minor und Herrn Dr. Herrmann hat uns Herr Professor Minor (Euphorion 3, 703) als „5 saubere Gehülfen“ Dr. Herrmanns bezeichnet, ohne daß wir ihm zu dieser beleidigenden Ausdrucksweise die mindeste Veranlassung gegeben hätten.

Auf eine andere Art der Abwehr verzichtend, begnügen wir uns damit, die Thatsache festzustellen, und überlassen das Urteil über eine derartige Tonart den Lesern des Euphorion.

Carl Alt
cand. phil.

Ernst Cassirer
cand. phil.

Dr. phil. Friedrich Düsel

Rudolf Klahre
cand. phil.

Hermann Stockhausen
cand. phil.

In der Handschrift abgeschlossen am 13. Januar, im Satz am 25. Februar 1897.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

# Sophie Großherzogin von Sachsen

gestorben am 23. März 1897.

Als vor zwölf Jahren der letzte Goethe den treu behüteten Nachlaß des Dichters in die Hände der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen legte, da wurde in den ersten Worten, mit denen die hohe Frau das köstliche Erbe übernahm, allen offenkundig, daß sie, die Gönnerin deutscher Künste, die Beschützerin der Shakespeare-Gesellschaft, gewillt und ohne Zaudern entschlossen war, die Goethe-Forschung in der allumfassenden Weite zu fördern, die sein Name bedeutet.

Wieder wie vor hundert Jahren richteten sich alle Blicke nach Weimar, die Blicke aller, die das Vermächtnis einer wunderbar reichen Zeit als einen Hort deutschen Geistes und deutscher Kunst hoch halten.

Dort waltete eine Fürstin, eingelebt in die das überkommene Ideal wahrenden und fortleitenden Gesinnungen ihres erlauchten Gemahls, durchdrungen wie er von den lebendigen Pflichten der großen Weimarischen Überlieferung, voll des feinsten Verständnisses, der tiefsten Empfindung für das geistig-künstlerische Erbgut, eine Fürstin, der des Herzogs von Ferrara Worte Gesetz waren:

„Und stellen wir denn Welt und Nachwelt vor,
So ziemt es nicht, nur müßig zu empfangen."

Uns Geschichtsschreibern der schönen Litteratur allen ist gegenwärtig, wie sich zu dem Goethischen Nachlaß Edelstein auf Edelstein fügte. Kostbare Handschriften Goethes kehrten von anderen Stätten zu ihrem Ausgangsorte zurück; zu ihnen gesellte sich Schillers Hinterlassenschaft, und Wielands, und ein Teil der Herderischen; jüngere große Tote und jüngere große Lebende reihten sich ins Gefolge der Größten.

Wenn so das Goethische Hausarchiv zum Archive deutscher Nationallitteratur sich ausdehnte, so war es der hohen Fürstin Werk. Sie wußte zu werben, zu erwerben. Sie wußte zu geben, indem sie empfing. Sie dankte mit glücklichem und darum beglückendem Worte; sie lohnte mit reichgefüllter Hand, wenn es die Gelegenheit gebot. Wachsam spähte ihr Blick, begleitet von dem des eifrigsten Teilnehmers ihrer Bestrebungen, des Großherzogs, und haftete unverrückbar auf dem erspähten Gute, bis es in der Schatzkammer geborgen werden konnte.

Sie nahm zu ihren landesmütterlichen Sorgen die neue Aufgabe, nahm sie als liebe und heilige Pflicht, ernster und höher, denn das Vermächtnis Goethes sie ihr auferlegt hatte. Wahrlich, das Vertrauen des Erblassers war „tief begründet": sie rechtfertigte seine Zuversicht vor den Augen der ganzen Welt.

Des sieghaften Erfolges Ursprung war die echte Begeisterung der erhabenen Frau; Begeisterung, die aus inniger und hingebender, reiner und klarer Erkenntnis des unvergänglichen nationalen Wertes der verwahrten Blätter entsprang. Wer immer ihr nahen durfte — und wie zugänglich war die Fürstin allen, welche wahrhafter Sinn für deutsche Dichtung genießend, forschend, schöpferisch erfüllte — wer ihr nahen durfte, jeden begeisterte ihre Begeisterung. Wie glücklich gestimmt sahen wir sie noch im letzten, ach! ihrem letzten Sommer, als sie das stolze neue Archiv-

gebäude eröffnete, das sie als Heimstätte den nationalen Geistesschätzen errichtete: ein fürstlich Haus den Geistesfürsten, die sie bis dahin im Schlosse selbst beherbergt hatte. Auch es ein Zeichen ihrer höchsten Verehrung für die Dichter des deutschen Volkes, ihrer bescheidenen Dankbarkeit für die Spender des Grundstockes dieses Archivs. Deren Namen grub sie in marmorne Tafeln; was sie selbst gethan, dafür durfte kein Merkmal gesetzt werden. Es erzählt aber der stumme Bau davon, es erzählen die reichgefüllten Schreine den Jahrhunderten.

Doch, nicht ruhenden Besitz trachtete die fürstliche Frau aufzuspeichern, nicht nur, die teuern Reste vergangener, die Zeugen neuer Tage ehrfürchtig der Zukunft zu bewahren. Von Anfang an war ihr Absehen darauf gerichtet, das Archiv der gelehrten Arbeit dienstbar und so Allen fruchtbar zu machen. Auch darin groß unter den Großen, daß sie sich von den kundigsten Männern beraten ließ, ordnete sie nach deren Urteil die Ausführung einer wissenschaftlichen Ausgabe der Werke Goethes an und nahm die Darstellung von Goethes Leben im größten Stile in Aussicht. Und wie sie die Bearbeitung dieses ihres eigensten Erbes selbst in die Wege leitete, so öffnete sie den Zugang zu allen andern ihr anvertrauten, von ihr gesammelten Schätzen jedem, den Neigung und Befähigung in die Räume des Archives führte.

So ward sie die Förderin der deutschen Litteraturgeschichte, so ward sie die starke Stütze der Forschung deutschen Geistes- und Kunstlebens. Und darum haben wir ein Recht, in diesen Blättern den Namen der hohen Frau, die uns nun verlassen hat, dankend zu feiern.

Wir feiern ihn voll Trauer, doch ohne Klage. Spricht der Dichter wahr, so mußte sie glücklich sein:

„Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
Wer freudig thut, sich des Gethanen freut."

Freudig that sie, freute sich des Gethanen, und durfte sich freuen.

Und wie im Engen so im Weiten. Es will nicht ziemen hier zu reden von dem, was Sophie von Sachsen ihrem hohen Hause, ihrem Lande, dem Reiche war. Überall gilt das Wort für sie: „Unermüdet schuf sie das Nützliche, Rechte.“ Wir bescheiden uns des uns allein zustehenden Rühmens, daß sie mehr zur Unterstützung der wissenschaftlichen Erforschung deutscher Dichtung gethan als je ein einzelner Mensch, als je eine gelehrte Gemeinschaft.

So wird ihr Andenken unter uns gesegnet fortleben und fortwirken wie ihr fest gegründetes Werk.

# Zur „Inneren Form".

Von Richard M. Meyer in Berlin.

Zu Minors Belegen für die Geschichte dieses wichtigen Schlagworts (oben S. 205 f.), die ja keine Vollständigkeit beanspruchen, möchte ich noch ein zwar spätes, aber charakteristisches Beispiel hinzufügen. Hebbel in seinem Gedicht auf Platen (Werke 8, 143) sagt:

Vieles hast du gethan, man soll es mit Liebe dir danken,
Hast der äußeren Form streng, wie kein Zweiter, genügt,
Hast die inn're erkannt und alle Reifen der Sprache,
Welche der Leichtsinn sprengt, wieder zusammen geschweißt.
Eines fehlt dir jedoch, die sanfte Wallung des Lebens,
Die in ein reizendes Spiel gaukelnder Willkür den Ernst
Des Gesetzes verwandelt und das im tiefsten Gebund'ne
So weit löst, bis es scheint, daß es sich selbst nur gehorcht.
Dennoch verschmilzt nur dies die äußere Form mit der innern,
Und man erreicht es nur so, daß die Gebilde der Kunst
Wirken, wie die der Natur, und daß, wie Blumen und Bäume,
Keiner sich auch ein Gedicht anders noch denkt, als es ist.

Die Stelle ist zunächst interessant, weil sie der von Minor (a. a. O., S. 208) citierten Immermanns widerspricht: dieser spricht Platen nur um die äußere Form ein Verdienst zu, Hebbel um äußere und innere. Freilich, was er ihm schließlich abspricht, das möchte doch etwa dasselbe sein, was auch Immermann vermißte: die innere Einheit von Stoff und Form, die gerade diesem Thema gerade diese Gestaltung mit Notwendigkeit erwachsen läßt. Hebbel beschränkt den Ausdruck „innere Form" auf die Handhabung der Sprache, „äußere Form" auf die des Metrums, während Immermann gerade die grammatische Form für mehr äußerlich erklärt.

Welche Bedeutung der Kunstausdruck für Goethes Technik, insbesondere des Dramas hat, suchte ich 1891 in einem Vortrag zu

erörtern, für den ich auf das Referat der Deutschen Literatur-Zeitung (1892, Nr. 5, S. 170) verweise. Die „innere Form" ist danach die „Seele" des einzelnen Dramas, die Hauptempfindung, die nach Herder jedes Shakespearesche Stück beherrscht und wie eine Weltseele durchströmt. Es ist nun dieser Geist, der sich den Körper baut, dieser „Mittelpunkt", der um sich herum das ganze Werk zu einem „organischen Ganzen" „kristallisieren" läßt (vgl. meine „Studien zu Goethes Wortgebrauch", Herrigs Archiv 96, 7 f., „Mittelpunkt", S. 11 f. „kristallisieren", „organisch").

Diese Lehre ist bekanntlich von den Romantikern weiter ausgebaut worden und aus ihren Zeugnissen will ich nur eins hier beifügen, gerade weil es keiner ästhetischen oder kunstkritischen Schrift angehört. Schleiermacher lehrt in der zweiten seiner Reden über die Religion (herausgegeben von Lommatzsch, S. 157): „Hemme ich in Gedanken den Lauf jenes rastlosen Getriebes, wodurch alles Menschliche ineinander verschlungen und voneinander abhängig gemacht wird, so ist jedes Individuum seinem inneren Wesen nach ein notwendiges Ergänzungsstück zur vollkommenen Anschauung der Menschheit. Der eine zeigt mir, wie jedes abgerissene Teilchen derselben, wenn nur der innere Bildungstrieb, der das Ganze beseelt, ruhig darin fortwirken kann, sich gestaltet in zarte und regelmäßige Formen; der andere, wie aus Mangel an belebender und vereinigender Wärme die Härte des irdischen Stoffs nicht bezwungen werden kann, oder wie in einer zu heftig bewegten Atmosphäre der innerste Geist in seinem Handeln gestört wird, daß alles unscheinbar und unkenntlich ans Licht kommt . . ." Hier treffen wir also Goethes naturwissenschaftlichen Hauptbegriff des „inneren Bildungstriebes" in allgemeinster Verwendung: er wohnt als „innerster Geist" in den Menschen wie in den Kunstwerken, und was er will, das eben ist die „innere Form". Kann er ruhig fortwirken, so kristallisiert sich ein harmonisches Ganze; wird er in seinem Handeln gestört, so kommt alles unscheinbar und unkenntlich ans Licht. Und eben deshalb hat nach Goethes Ausspruch Natur weder Kern noch Schale: Alles ist sie mit einem Male; denn hier ist alles ungestörtes, stetig wirkendes Gesetz und hier ist die äußere Form nothwendiges Abbild der inneren, gesetzmäßiges Ergebnis des Bildungstriebes. Das menschliche Werk aber mißlingt nur zu oft im Guß, und dann bleibt zwischen innerer und äußerer Form jene Kluft, die Hebbel an Platen zeigt und die wir so oft an Hebbel empfinden.

# Zur dramatischen Behandlung der Griseldissage.

Von Wolfgang von Wurzbach in Wien.

Die Griseldissage war in den letzten Jahren wiederholt Gegenstand umfassender Erörterungen. Dr. F. von Westenholz[1]) hat sie in einem besonderen Buche behandelt, und schon vor ihm gruppierte Reinhold Köhler in einem eingehenden Artikel der Realencyklopädie von Ersch und Gruber (I, 91, S. 413) das ganze bekannte Materiale. Der vorliegende Aufsatz hat auch nicht die Absicht, dasselbe — obwohl auch dieses noch lange nicht erschöpft ist — zu vermehren, sondern lediglich die der Sage durch Lope de Vega und Friedrich Halm zu teil gewordene Auffassung näher zu beleuchten.

Die zahllosen Novellen, Fabliaux und Dichtungen, welche die edlen Eigenschaften der Frau durch herbe Prüfungen in der herzgewinnendsten Weise zum Ausdruck bringen, scheinen eine von der anderen inspiriert zu sein. Es ist unmöglich, das erste Urbild derselben zu finden, aber die innere Verwandtschaft der Griseldis, der Genofeva, der Melusine und anderer läßt sich nicht verkennen, wenn auch die Unterschiede deutlicher zu Tage treten, als die Ähnlichkeiten. Sie sind sämtlich auch dramatisch behandelt worden, und Griseldis hat eine gewisse Berühmtheit als Bühnenfigur erlangt. Friedrich Halm bemühte sich, durch die Einfügung fremder Elemente eines anderen Sagenkreises den ursprünglichen, herben Charakter der Dichtung zu mildern, aber es gelang ihm nur, die Motive zu ändern, ohne der Handlung das geringste von ihrer originellen Roheit zu nehmen.

Die bekannteste Fassung der Sage enthält Boccaccios Novelle (Decamerone X, 10), welche folgendes erzählt:

Graf Walther von Saluzzo, ein Mann von schöner Gestalt und in den besten Jahren, hat eine heftige Abneigung gegen die Ehe. Schon lange liegen ihm die um seine Nachfolge und das Schicksal seines Landes besorgten Großen mit der Bitte an, sich zu verheiraten. Allein er, der lediglich seinem Lieblingsvergnügen, der Jagd, nachgeht, kennt keinen widrigeren Gedanken, als den an seine Verheiratung, durch welche er seine Freiheit zu verlieren fürchtet. Endlich giebt er ihrem Drängen nach und verspricht ihnen, sich zu vermählen, aber nur unter der Bedingung, daß sie die, welche er zu

[1]) Die Griseldissage in der Literaturgeschichte. Heidelberg 1888.

seiner Gattin erwählen würde — welchem Stande sie immer an gehörte — als ihre rechtmäßige Fürstin anerkennen wollten. Sie willigen darein. Eines Tages fordert sie der Graf auf, ihm zu folgen, und führt sie zu einem Bauernhause. Hier sehen sie ein schlichtes Mädchen, welches eben, den Krug in der Hand, vom Brunnen kommt. „Wo ist dein Vater, Griseldis?" ruft der Graf das Mädchen an. „Herr, er ist im Hause," antwortete sie erröthend. Der Graf steigt vom Pferde und tritt in die Hütte, wo er den alten Janicula findet, dem er in kurzen Worten erklärt, daß er gekommen sei, seine Tochter zu heiraten. Der alte Bauer kann sich über das Anerbieten des Grafen nicht fassen, giebt ihm aber seine Zustimmung. Walther wendet sich nun an das Mädchen selbst mit der Frage, ob sie ihn heiraten wolle. Als sie darauf mit Ja geantwortet, fragt er sie, ob sie ihm auch in allem gehorsam sein, und alles mit Gleichmut ertragen wolle, was immer er von ihr verlangen würde. Als sie auch dies freudigen Herzens versprochen, stellt sie der Graf den vor der Hütte wartenden Großen als seine Braut vor. Darauf führt er sie auf sein Schloß, und feiert die Hochzeit. Griseldis findet sich leicht in den neuen Stand und erwirbt sich durch ihre Leutseligkeit die Liebe aller ihrer Unterthanen.

So leben Walther und Griseldis ein Jahr in der glücklichsten Ehe. Sie bringt eine Tochter zur Welt, worüber im Lande die größte Freude herrscht. Nur mit Walther selbst scheint eine Veränderung vorgegangen zu sein. Er teilt seiner Frau mit, daß seine Unterthanen über die Geburt der Tochter höchst erzürnt seien, da alle einen Sohn erwartet hätten. Sodann fragt er sie, ob sie noch immer desselben Sinnes sei, wie zu Anfang ihres Ehestandes, da sie ihm versprochen, alles standhaft und geduldig auf sich zu nehmen, was er über sie verhängen würde. Griseldis antwortet ruhig, daß sie sich vollkommen bewußt sei, wieviel sie ihm verdanke, und daß er über sie und ihr Kind zu verfügen das Recht habe.

Bald nach dieser Unterredung sendet der Graf einen Diener zu Griseldis, um ihr das Kind abzunehmen. Sie giebt es ruhig hin, und fügt sich in ihr Geschick. Der Graf läßt das Kind zu einer Verwandten nach Bologna bringen, mit dem Auftrage, es standesgemäß zu erziehen.

Als Griseldis vier Jahre später einem Sohne das Leben schenkt, tritt der Graf in ähnlicher Weise an sie heran. Auch dieses Kind läßt er ihr entreißen, unter dem Vorwande, daß seine Unterthanen nach seinem Tode nicht von dem Enkel des Bauern Janicula regiert werden wollten. Wieder fügt sich Griseldis und trennt sich nun von ihrem Sohne, den der Graf gleichfalls heimlich nach Bologna bringen läßt.

Doch ihrer wartet noch größeres Leid. Der Graf läßt im Lande ausſprengen, daß er in Rom die Trennung ſeiner Ehe durchgeſetzt habe, und er erklärt ſeiner Frau in Gegenwart des ganzen Hofes, daß er ſie mit Zuſtimmung des Papſtes nach Hauſe ſchicken, und an ihrer Stelle eine ſeiner würdige Prinzeſſin ehelichen wolle. Griſeldis gehorcht und Walther ſelbſt, der ſeiner Bewegung nur mit Mühe Herr werden kann, ſieht ſie mit feuchten Augen ſcheiden. Arm, wie ſie in das Schloß gekommen, verläßt ſie es, um in die Hütte ihres Vaters zurückzukehren; der Graf läßt nun alle Vorbereitungen zu ſeiner neuen Vermählung treffen, und benutzt dieſe Gelegenheit, um Griſeldis die ſchwerſte Prüfung aufzuerlegen, indem er ſie aus ihrem Dorfe holen läßt, damit ſie zu den Feſtlichkeiten die Zimmer fege. Auch dies nimmt Griſeldis auf ſich, ja ſie bereitet ſelbſt das Lager für ihre Nachfolgerin.

Als die Braut, die kaum 12 Jahre alt iſt, anlangt, fragt der Graf Griſeldis, ob ihr ſeine zukünftige Gattin gefalle; ſie bejaht die Frage, und fügt den Wunſch bei, der Graf möge mit ihr glücklicher werden, als er es bisher geweſen.

Da endlich wendet ſich der Sinn Walthers. Er führt Griſeldis zu ſeiner vermeintlichen Braut und erklärt ihr, daß es niemand anderer ſei, als ihre eigene Tochter, und daß er alles dies nur gethan habe, um ſie auf die Probe zu ſtellen. Nur ſie allein ſei ſeine rechtmäßige Gattin. Unter Freudenthränen umarmt Griſeldis ihren Gemahl und ihre Kinder — denn mit ihrer Tochter war auch ihr Sohn aus Bologna gekommen. Walther läßt ſich von neuem mit ihr trauen, und lebt von nun an mit ihr in der denkbar glücklichſten Ehe.

Dies die novelliſtiſche Geſtalt der Sage. Ältere Autoren behaupten, daß die Fabel und der Name Griſeldis nicht bloß erfunden ſeien, ſondern daß dieſer Phönix des weiblichen Geſchlechtes wirklich exiſtiert habe, und Jean Bouchet erzählt die Geſchichte wie eine wahre Begebenheit.

Dramatiſch bearbeitet finden wir ſie ſchon zu Ende des XIV. Jahrhunderts in dem Mystère de Griselidis, Marquise de Saluces à 35 personnages (Paris, Bonfons um 1548, 4°), und in alten Fabliaux und Novellen erſcheint ſie unzählige Male unter den Titeln: Miroir des dames, Enseignements des femmes mariées etc. etc.

Welcher Quelle Boccaccio ſeine Novelle entnahm, iſt nicht zu eruieren. Gleichzeitig mit ihm hat Petrarca 1373 — ein Jahr vor ſeinem Tode — dieſelbe Geſchichte in lateiniſche Verſe umgedichtet und ſie dem Boccaccio mit dem Bemerken geſchickt: „Cum et mihi semper ante multos annos placuisset.“ Daß damit nicht die Verſion des Boccaccio gemeint ſein könne, geht aus dem „ante

multos annos" hervor, und es scheint, daß die Quelle Petrarcas eine andere gewesen sei als die, welche Boccaccio vor sich hatte, da der letztere manche Umstände, wie z. B. die zarte und naive Anrede der Vasallen an ihren Herrn, da sie ihn bitten, sich zu vermählen, die Schilderung des Charakters der Griseldis, die Sorgfalt, mit der sie ihren alten Vater pflegte u. a. m. übergangen hat.

Als Komödie behandelte den Stoff zuerst Hans Sachs, dessen Dichtung bereits Westenholz (S. 37 ff.) eingehend darlegte; als der nächste nach ihm, der Zeit nach, Lope de Vega unter dem Titel: El ejemplo de casadas y prueba de paciencia (das Muster der Ehegattinnen oder die Probe der Geduld). Er folgt ziemlich genau dem Gange der Fabel, nur hat er die Handlung auf mannigfache Weise mit neuen Zuthaten dramatisch ausgeschmückt. Da der Inhalt dieser Komödie bisher nur aus den Notizen Grillparzers bekannt ist und diese Komödie Lope de Vegas nur in dem äußerst seltenen fünften Bande seiner dramatischen Werke abgedruckt und daher dem Litterarhistoriker besonders schwer zugänglich ist, erzählen wir den Inhalt eingehender.

Den Grafen Walther von Saluzzo macht Lope zu einem Grafen Enrique aus dem Geschlechte der Moncada, das über Barcelona und Roussillon herrscht. Den alten Janicula nennt er Lauro, die Griseldis Laurencia. Außerdem finden sich noch zahlreiche Nebenpersonen: einige Bauernburschc, die sich vor der Verheiratung Laurencias mit dem Grafen um ihre Gunst bewarben, sorgen für die heiteren Intermezzos. Unter ihnen ragt besonders Belardo hervor. Lope de Vega hatte die Gewohnheit, sich unter dieser stereotypen Figur selbst in seine Stücke einzuführen. Am Schlusse heißt es:

Aqui Belardo da fin (hier endet Belardo die Komödie).

Trotzdem Laurencia aus einer armen Bäuerin zur Gräfin erhoben wurde, vergißt sie ihre Freunde aus dem Dorfe nicht, und Belardo und die übrigen haben freien Zutritt in den Palast. Als jedoch die Prüfungszeit für sie kommt und ihr Gatte ihr beide Kinder schon entreißen ließ, da nimmt er auch an dem Verkehre seiner Gattin mit den Landleuten Anstoß. Da er Griseldis (Laurencia) einmal im Gespräch mit den Bauern trifft, jagt er diese, die er bisher ruhig am Hofe geduldet, aus dem Palaste. Seine Gemahlin beschimpft er in der gröblichsten Weise, indem er ihr sagt, diese bäurische Gesellschaft sei ihrer ganz würdig. In einer Parabel vergleicht er sie mit einer Katze, die in ein Mädchen verwandelt wurde und sich auch als solches ganz menschlich betrug; als sie aber einst eine Maus erblickte, alles vergaß, und auf sie losstürzte: so sei auch bei Laurencia (Griseldis) die alte, unedle Natur zum Durchbruche gekommen.

Nachdem ihm Laurencia in der demüthigsten Weise zugestanden, daß ihr sehr wohl bewußt sei, wieviel sie ihm zu danken habe, antwortet sie ihm auch in einem Gleichnis: Ein Bauer besaß einen Baumstamm, auf dem er zu sitzen pflegte. Seine Gemeinde bat ihn darum, und ein Künstler machte eine Statue des Jupiter daraus, die in der Folge unzählige Wunder wirkte. Das Volk strömte anbetend nach dem Gnadenbilde, nur jener Landmann bezeigte ihm seine Verehrung nicht. Als ihn einst einer um den Grund dieses seines Verhaltens fragte, antwortete er: „Ich verliere die ganze Achtung vor den Wundern dieses Bildes, wenn ich bedenke, daß es vor meiner Thür stand und mir zum Sitzen diente."

Lope de Vega illustriert auch die Abneigung des Grafen Enrique gegen die Ehe. Wir sehen ihn schon am Anfang der Komödie Gericht halten. Unter anderen wird ihm ein Mann vorgeführt, der bereits zum siebentenmal verheiratet ist, und gegen den die Anklage erhoben wird, daß er seine sechs früheren Gemahlinnen durch Gift und Dolch aus dem Wege geschafft habe. So sehr Enrique über die Verbrechen dieses Mannes erzürnt ist, ist er ihm auch in seiner Handlungsweise ein Rätsel, und er läßt ihn durch seinen Hofmaler als ein nie dagewesenes Monstrum porträtieren. Freilich zieht er daraus auch einen Schluß auf die Freuden des ehelichen Lebens, die den Mann bewogen, sich sechsmal seiner Gattinnen zu entledigen, und immer wieder zu heiraten.

Eine der schönsten Scenen der Komödie ist wohl die Anfangsscene des dritten Aktes, da Griseldis, von ihrem Gemahl verstoßen, zu ihrem armen Vater zurückkehrt, der sie weinend empfängt.

Im Gange der Handlung zeigt besonders der Schluß merkliche Abweichungen.

Nachdem der Graf Laurencia ihrem Vater zurückgeschickt hat, nimmt er das Kreuz aus den Händen Richards I. Löwenherz und dessen Schwiegersohnes Don Alfonso VIII. von Castilien, die sich eben zum Zuge in das heilige Land anschicken. Der Dichter gestattet uns hiermit auf die Zeit (1189–1192) zu schließen, in der Lope sich die Handlung seines Dramas dachte. Nun vergehen lange Jahre. Laurencia hat sich durch die Geduld und den Gehorsam, mit dem sie ihr Unglück ertrug, großen Ruhm erworben, so daß man ihr Porträt bei sich trug, so wie man heute von Berühmtheiten eine Photographie besitzt.

Auch zum Herzog Gottfried (Gofredo) von Bearne (Biarne, Vierna), dessen Gattin, die schöne Alfreda, eben gestorben ist, und ihn als kinderlosen Witwer zurückgelassen hat, ist der Ruf ihrer Schönheit und Vortrefflichkeit gedrungen, und er läßt ihr seine Hand antragen. Sein Gesandter weilt noch in ihrer Hütte, als ein

anderer von ihrem Gatten, der indes aus dem heiligen Lande zurückgekehrt ist, anlangt, und sie in dessen Namen auffordert, als Magd in den Palast zu kommen, um zu seiner bevorstehenden Hochzeit mit der Tochter des Königs von Frankreich die Zimmer zu kehren.

Laurencia, das Muster der Ehegattinnen, weist die Werbung des Herzogs von Bearne zurück und folgt dem brutalen Befehle des Gatten. Gleich darauf zeigt sie uns Lope, wie sie den Besen in der Hand, das Schloß fegt.

Der Schluß hält sich wieder an die Erzählung. Die Braut, die auch hier ausdrücklich als Kind (niña) bezeichnet wird, ist Laurencias eigene Tochter Rosimunda; der Brautführer, der sie geleitet, ist ihr Sohn Don Ramon. Mit der Wiedervermählung des Grafen mit Laurencia schließt die Handlung.

Lope benützte als Quelle wahrscheinlich die Novelle Boccaccios, dessen Decamerone bereits 1496 zu Sevilla in spanischer Übersetzung erschien. Gewiß waren ihm aber auch drei spanische Romanzen bekannt, welche, eine ziemlich getreue Versifizierung der Novelle, lange vor seiner Komödie erschienen. Sie führen den Titel: Griselda Romance de la peregrina historia de esta pastorcilla, y de como el marques Gualtero trató en casamiento con ella, y salió el mas singular ejemplo de la obediencia, que deben tener las mujeres casadas á sus maridos (6 Blatt).[1])

Sie weisen noch keine jener Abweichungen auf, welche sich bei Lope finden, aber es genügt den Titel der Comedia Lopes „El ejemplo de casadas y prueba de paciencia" mit dem „mas singular ejemplo de la obediencia que deben tener las mujeres casadas" des Titels der Romanzen, zu vergleichen, um den Gedanken nahezulegen, daß Lope diese Dichtungen gekannt habe.

Die älteste englische Bearbeitung desselben Stoffes ist wahrscheinlich jene, welche Geoffroy Chaucer (1328 bis 1400) in seinen Canterbury Tales unter dem Titel The Clerkes Tale giebt. Der Clerke, dem die Erzählung in den Mund gelegt ist, berichtet im Prolog, daß sie ihm Petrarca, the laureat poete in Padua erzählt habe. Auffallend aber ist es, daß sich Chaucer in seiner Erzählung oft wortgetreu an Boccaccio hält.

Auf Chaucers Gedicht beruht die dramatische Bearbeitung: „The pleasant Comedie of patient Grissel" von Chettle, Decker und Houghton (1603), welche die sämtlichen Roheiten der alten Novelle, die Entführung der Kinder, die Unwahrscheinlichkeit der mehr als zehnjährigen Trennung der Ehegatten wie bei Lope, und die Brutalität der vorgeblichen zweiten Heirat des Grafen aufweist, wofür die herr-

[1]) Abgedruckt im Romancero general von D. Aug. Duran 2, 1273—1275.

lichen Ausbrüche des Mutterschmerzes und die stille Klage der tiefverwundeten Gattin kaum einen Ersatz zu bieten vermögen. Die dichtende Compagnie hat durch eine heitere Nebenhandlung dem Stoff mehr Würze zu verleihen gesucht, jedoch ohne den Zweck zu erreichen. Die Handlungsweise des Grafen ist so feudal-roh, daß sich unsere feinere und bessere gesellschaftliche Anschauung unmöglich mit ihr versöhnen kann.

Die „Patient Grissel" wurde von Collier 1841 für die alte „Shakespeare-Society" publiziert, und erfuhr 1893 eine abermalige Auferstehung in den „Erlanger Beiträgen zur englischen Philologie", woselbst Gottlieb Hübsch in einer eingehenden Vorrede das Quellenmateriale der englischen Komödie erörtert.

Den Deutschen ist die naive, alte Novelle durch das deutsche Volksbuch Griseldis, welches nur eine — stellenweise freie, stellenweise wörtliche — Nachbildung der Erzählung Boccaccios ist, hinreichend bekannt, aber an die dramatische Behandlung wagte sich seit Hans Sachs kein deutscher Dichter. Erst Friedrich Halm machte wieder einen Versuch. Er besaß hinreichend feine Empfindung, um die Widerhaarigkeiten dieses Stoffes zu fühlen, und es kostete ihn wahrlich Mühe, sie zu mildern.

Aus dem Grafen von Saluzzo wird Percival von Wales, ein Ritter der Tafelrunde des Königs Artus — denn die Handlung verlegt der Dichter nach England. Im ersten Akte sehen wir den ganzen Hof bei einem prachtvollen Feste vereinigt. Auch Percival ist erschienen, der während der letzten drei Jahre den Hof gemieden hat. Erstaunt fragt die Königin Ginevra bei seinem Anblicke, warum man den Helden so selten am Hofe sehe. Niemand weiß ihr Auskunft zu geben; ihr geschwätziges Hoffräulein Oriane aber erzählt, Percival habe seit seiner Vermählung seine feste Burg Pendennys nicht verlassen. Dadurch neugierig gemacht, ruft die Königin Percival zu sich und fordert ihn auf, ihr zu berichten, welche Dame er heimgeführt habe. Wie erstaunt jedoch sie und der ganze Hof, als Percival erzählt, daß er Griseldis, die Tochter des armen blinden Köhlers Cedric in Wales, zu seiner Gattin erhoben habe, und daß sein häusliches Glück ihn die Zerstreuungen des Hofes geringschätzen lehre.

Seine unbegrenzte Liebe zu Griseldis, die der Held in den lebhaftesten Farben schildert, kann in den Augen des Hofes diesen Fehltritt nicht entschuldigen, und wenn Ginevra früher darüber erstaunt war, daß Percival seinen alten Adel durch diese Mißheirat schändete, so ist sie im höchsten Grade darüber erzürnt, wenn er sagt, daß er seine Gemahlin, die gleichwohl von niederer Abkunft sei, den Damen des Hofes in jeder Hinsicht vorziehe. Lachend fordert sie ihn auf, die Geschichte seiner Liebe zu erzählen, und die stolze Königin,

sowie die anderen versäumen nicht, während Percivals Rede spöttische Bemerkungen über die Köhlerin fallen zu lassen. Endlich kann sich Percival nicht mehr zurückhalten. Er zieht sein Schwert. Lanzelot, der Galan der Königin, nimmt ihre Partei. Schon stürzen die beiden aufeinander los, als König Artus erscheint, und sie wegen der Störung des Festes zur Rede stellt. Ginevra spielt die Beleidigte, Percival soll widerrufen; er weigert sich jedoch, es zu thun, und bezeichnet den Spott der Königin als die Ursache seines gerechten Zornes. Da ergreift Ginevra selbst das Wort und verpflichtet sich vor dem Köhlerkinde zu knien:

> Wenn Ihr mir Proben gebt, daß Eure Hausfrau
> So tugendreich und treu und liebvoll ist,
> Und Euch und Eurem Wohl so sehr ergeben,
> Daß, ging's auf Erden nach Verdienst und Recht,
> Sie Kön'gin wär', und Englands Krone trüge!
> Erprobt Ihr dies, so will ich vor ihr knieen.

Das Motiv ist hier also eine Wette.

Percival beschließt, seine Frau zu prüfen, um die hochmüthige Königin, die ihrer gespottet, zu strafen und zu beschämen. Ginevra verlangt nun zuerst, daß er ihr den Sohn entreiße. Schwer trennt sich Griseldis von ihrem Kinde; nicht so leicht, nicht mit demselben frohen Gehorsam wie bei Lope de Vega oder bei Boccaccio. Erst als Percival ihr sagt, daß er dem Bann verfalle, wenn er das Kind nicht dem Könige ausliefere, giebt sie es hin, um ihn zu retten. Zweitens muß er sie verstoßen, so hilflos, arm und nackt, wie er sie aufnahm. Die Lehensmannen, in deren Gegenwart sich dieser Akt vollzieht, nehmen zwar in stürmischer Weise für ihre Herrin Partei, doch Percival hält sie in Schranken und Griseldis scheidet betrübt von der Burg.

Zu ihrem Vater heimgekehrt, wird sie von ihm nicht liebevoll empfangen. Cedric ist kein Janicula und kein Lauro. Er hatte alle Beweise, die Griseldis dem Percival bisher von ihrer Gattenliebe gegeben, als Lieblosigkeit gegen ihre Eltern aufgenommen. Sie hatte stumm geduldet, daß Percival ihren Vater von seinem Hofe verbannte; sie hatte versäumt, zu ihrer sterbenden Mutter zu eilen, da sie am Bette ihres gleichfalls schwer erkrankten Gatten ausharrte: Er sah darin nur eine Pietätlosigkeit gegen ihre Mutter, nicht Aufopferung für ihren Gemahl. Nun, da die Tochter sich ihm naht, wendet er sich von ihr ab.

Als dritte Probe hatte Ginevra verlangt, daß Griseldis ihrem Gatten nach all den harten Unbilden, die er ihr zugefügt, noch ihre Liebe bewahren sollte, ohne ihm zu zürnen.

Zu diesem Ende wird fingiert, daß Percival von den Mannen des Königs verfolgt werde. Fliehend kommt er zu Griseldis und fleht sie an, ihn vor seinen Verfolgern in Schutz zu nehmen. Griseldis besteht auch diese Probe. Sie verbirgt ihn in einer Höhle, nahe im Walde. Dann sinkt sie auf die Knie und betet zum Himmel um seine Rettung. Darauf kommt Ginevra, um seine Auslieferung von ihr zu verlangen, da man den Flüchtigen hier habe vorübereilen sehen. Griseldis liefert ihn nicht aus. Vergebens bemüht sich die Königin, ihr vorzustellen, welch undankbarem Manne sie solche Wohlthaten erweise, wie schlecht ihr Percival bis jetzt ihre Liebe gelohnt habe. Er habe ihr ihr Kind geraubt, sie selbst verstoßen — Griseldis verrät ihn nicht.

Damit hat Griseldis alle drei Proben glänzend bestanden. Ginevra ist beschämt und soll der Wette gemäß dem Köhlerkinde kniend Abbitte leisten. Percival jauchzt vor Freude. Der Schwergeprüften erklärt aber König Artus vor dem versammelten Hofe, daß all ihre Qual nur erlogen gewesen, um einer Wette willen. Dies trifft Griseldis schwer. Zwar leistet ihr die Königin kniend Abbitte, aber sie hat nun ihren Sinn gewandt. Enttäuscht wendet sie sich mit bitteren Vorwürfen an ihren Gemahl. Nun kann sie nicht mehr zu ihm zurückkehren, da er mit ihrer Liebe ein so frevelliches Spiel getrieben. Sie kehrt mit ihrem armen alten Vater in die Hütte zurück, wo sie ehedem so zufrieden gelebt. Percival eilt ihr nach, sie zurückzuhalten, aber König Artus heißt ihn bleiben, denn jetzt hat er das Recht verwirkt, sie zu besitzen.

Halms gekünstelte Dichtung erreicht ihren Zweck, die Herbheit der ursprünglichen Form zu mildern, nicht, und bleibt weit hinter Lope zurück, der ihr mit größerer Treue folgt. Den mächtigsten Konflikt, Griseldis Prüfung durch die Vermählung ihres Gatten mit einer anderen, läßt sich Halm vollends entgehen. Das Drama entbehrt nicht der Rührung, nach dem Geschmacke jener Zeit, aber es giebt den gewaltigen Stoff nur verwässert und verzuckert. Das Motiv, die verletzte Eigenliebe der Königin Ginevra, ist aus dem Sagenkreise der Ritter der Tafelrunde, dem Lai de Lanval der Marie de France[1]) entnommen.

Dort heißt der Held Lanval (Percival). Er hält sich, wiewohl von vornehmem Geschlechte, vom Hofe, an dessen Freuden er keinen Anteil nimmt, fern. Er fühlt sich glücklich im heimlichen Besitze einer bezaubernd schönen Fee, welche ihm verspricht, jederzeit auf seinen Wunsch bei ihm zu sein, nur dürfe er niemandem etwas von seinem Glücke mitteilen.

[1]) Legrand d'Aussi I.

Gegen seine Gewohnheit erscheint Lanval eines Tages bei einem Feste, welches König Artus veranstaltet. Königin Ginevra, die eine heftige Neigung zu ihm empfindet, benutzt die Gelegenheit, um ihm dieselbe zu offenbaren. Lanval vergißt in diesem Augenblick sein der Fee gegebenes Versprechen, und sagt der stolzen Königin, daß er bereits liebe, und daß die Dame seines Herzens weit schöner sei, als sie selbst. Damit hat er das geheimnisvolle Band, welches die Fee mit ihm verknüpfte, zerrissen. Ginevra, durch die Zurückweisung Lanvals verletzt, klagt ihrem Gemahl, daß Lanval sie zum Ehebruche verleiten wollte. König Artus läßt ihn auf der Stelle gefangen nehmen, und Lanval soll sein Vergehen gegen Ginevra mit dem Tode büßen. Da die Richter jedoch diesen Spruch für zu streng erachten, einigt man sich dahin, daß er Gnade finden solle, wenn er seine Schöne dem Hofe zeige. Die Fee erscheint wirklich, und von ihrer Schönheit sind alle so entzückt, daß Lanval freigesprochen wird.

Was Halm dem Lai entlehnte, ist deutlich genug. Auch hier ist es die auf jede andere Schönheit und Weiblichkeit eifersüchtige Königin Ginevra, nur heißt der Held statt Lanval Percival, aber auch er hält sich, selbstzufrieden mit seinem Liebesglücke, fern vom Gerüusche des Hofes. Die Königin veranlaßt ihn zur Probe seiner Geliebten, die sich in dem Lai einfacher gestaltet, und mit dem bloßen Erscheinen der Fee vor dem Hofe erledigt ist.

Der Graf Walther-Percival — der in der ursprünglichen Dichtung seine Frau prüft — mit Bezug auf all die Fragen, die er ihr bei seiner Werbung vorgelegt hat, ist ein roher, aber im Geiste seiner Zeit möglicher Charakter; Halm aber macht aus ihm den Spielball einer Weiberlaune, einen Tyrannen, der seine Frau in der abscheulichsten Weise quält, weil eine andere dies wünscht.

Dieser scheinbar höchst dramatische Stoff ist in Wahrheit dramatisch spröde, denn es liegt kein zu entschuldigender Grund für den Grafen vor, seine treue und ihn liebende Gattin in so grausamer Weise zu martern, und er ist ein unsympathischer Bühnencharakter, den wir ohne Teilnahme alleinstehen sehen, wenn Griseldis ihn schließlich verläßt, wie Halm dies im dramatischen Gerechtigkeitsgefühle geschehen läßt. Andere ähnliche Bühnenheldinnen stehen unter dem Verdachte des Ehebruches, auf Griseldis aber fällt kein Verdacht. Sie hat selbst in den Augen ihres Gatten nicht die geringste Schuld auf sich geladen.

All diese Umstände machen den Stoff geeigneter für eine novellistische, als für eine dramatische Behandlung. Halm aber hatte bei der Bearbeitung noch eine andere Fabel im Sinne. Ihm schwebte Massingers Komödie „The picture" vor Augen.

Hier zieht Mathias, ein böhmischer Ritter, unter König Ladislaus von Ungarn in den Krieg gegen die Türken, im unerschütterlichen Vertrauen auf die Treue seiner Gattin Sophia, welche er auf der väterlichen Burg zurückläßt. Die Königin Honoria verliebt sich in den tapferen Ritter, und als sie ihn die Treue seiner Gattin rühmen hört, veranlaßt sie ihn zu einer Wette, auf Grund deren sie die Treue Sophias durch zwei Kavaliere auf die Probe stellen läßt. Die beiden begeben sich auf das Schloß und suchen sie in ihrer Treue wankend zu machen, werden aber von ihr in einen Turm gesperrt und zu weiblichen Arbeiten angehalten, bis endlich der Gatte und mit ihm König Ladislaus und die Königin Honoria erscheinen, bei welcher Gelegenheit Sophiens Treue glänzend dargethan und die Königin, sowie ihre beiden Kavaliere beschämt werden.

Massingers Komödie beruht auf einer Novelle Bandellos [I, 21] und es ist nicht deutlich, ob Halm seine Griseldis auf Grund der Novelle oder auf Grund der Komödie aufbaute. Jedenfalls kannte er die eine oder die andere, denn auch hier spielt die Wette die Hauptrolle, nur der Gegenstand ist ein anderer; bei Bandello und Massinger ist es die eheliche Treue, in Halms Griseldis dagegen die Demut und Unterwürfigkeit; aber die Königin Honoria kann ihre Ähnlichkeit mit der Ginevra bei Halm und der Königin im Lai de Lanval nicht verleugnen. Die Prüfung, welche der treuen Gattin zugedacht wird, ist derart, wie sie einer verheirateten Frau wohl begegnen kann, aber die Prüfung der armen Griseldis ist unmenschliche, mittelalterliche Peinigung. Die Sitten ändern sich und mit ihnen auch die Anschauungen über die Pflichten und Rechte der Frau.

# Der blinde Landsknecht-Dichter Jörg Graff und sein Aufenthalt in Nürnberg (1517–1542).

Von Theodor Hampe in Nürnberg.

Ein Landsknecht zur Zeit Kaiser Maximilians, beseelt von wilder Begeisterung für das freie, verwegene Leben seines Standes, dazu von ursprünglicher dichterischer Begabung, Zeitereignisse und Sitten anschaulich und formgewandt schildernd, Kaiser und Fürsten in kraftvoller Sprache seine Mahnungen, die Wünsche des Volkes zurufend;

dann plötzlich, wie es scheint, durch einen unglücklichen Zufall in folge eines Brandes, des Augenlichts beraubt und dadurch genötigt, dem ungebundenen Landsknechtsleben zu entsagen, in jeder Beziehung von nun an auf die Gutherzigkeit und die milde Hand fremder Leute angewiesen: wie wird ein Hitzkopf und Feuergeist wie Jörg Graff solch raschen Glückswechsel ertragen, wie wird er sich in die gänzlich veränderte Lage gefunden haben?

Wenn die Lösung dieses Problems schon ein rein menschliches, psychologisches Interesse für sich beanspruchen dürfte und, sie zu finden, sich leicht ein Dichter, ein großer Novellist, hätte berufen fühlen können, so ist die Frage doch auch von kulturgeschichtlicher und speziell von litterarhistorischer Bedeutung. Denn Jörg Graff gehört zu jenen verhältnismäßig wenigen Dichtern echter, viel gesungener Volkslieder aus der Blütezeit dieses Zweiges unserer schönen Litteratur, von denen uns der Name bekannt ist, und repräsentiert zugleich, wie bereits angedeutet, ein nicht zu unterschätzendes poetisches Talent. Zudem sind wir über das Leben und Treiben solcher Volksliederdichter bisher so ungenügend unterrichtet, daß auch aus diesem Grunde ausführliche Mitteilungen über Jörg Graff und seinen langjährigen Aufenthalt in Nürnberg vielleicht nicht unwillkommen sein werden. Freilich als typisch für die Lebensverhältnisse der volkstümlichen Sänger des 16. Jahrhunderts überhaupt können die Daten, die ich aus Jörg Graffs Leben beizubringen habe, nur zum kleinsten Teil gelten; dafür aber geben sie in ihrer Gesamtheit eine so vollkommene und, wie wir hinzusetzen müssen, erschütternde Lösung der psychologischen Seite unserer Frage, daß auch dichterische Intuition kaum eine draftischere und spannendere Entwicklung geschaut haben würde. Die auf Jörg Graff bezüglichen Nürnberger Ratsverlässe — dies ist die Quelle, der wir die erweiterte Kenntnis fast ausschließlich verdanken — lesen sich fast wie ein Roman; die großen Umrißlinien wenigstens lassen sie scharf und deutlich hervortreten, wenn auch die Ausführung der feineren Linien innerhalb der Konturen, die innere Verknüpfung der einzelnen Umstände, nach wie vor weniger der verstandesmäßigen Kombination, als dichterischem Einfühlen und Nachschaffen vorbehalten bleibt. Vielleicht findet sich dazu einmal der richtige Meister. Wir haben hier nur von dem Thatsächlichen zu handeln.[1])

[1]) Was man bisher über Jörg Graffs Leben wußte, war aus seinen Liedern geschöpft. Woher er gebürtig war, steht nicht völlig fest und ergiebt sich auch aus den Ratsprotokollen nicht. Oskar Schade (Jörg Graff und Hans Witzstat, zwei Liederdichter aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Weimarischen Jahrbuch 4, 1856, 418) schloß aus verschiedenen Andeutungen, daß er im Öttingischen, im sogenannten Ries, zu Hause gewesen sei. Goedeke (Grundriß 2, 255) dagegen läßt

Zu Anfang des Jahres 1517 ist der Dichter zuerst urkundlich in Nürnberg nachzuweisen. Daß in der That Erblindung der Unfall war, der ihm, wie er in einem wohl ziemlich gleichzeitigen Liede singt, seine Freude gewendet und ihn gezwungen habe, aus „der kriegsleut orden“ auszuscheiden,[1]) geht aus diesem ersten wie aus den folgenden einschlägigen Ratsverlässen, in denen er fast durchweg als blind bezeichnet wird, zur Genüge hervor.

ihn aus dem Württembergischen stammen, indem er ihm das Lied: „Daß ich nit kan sünd lan“ beilegte, das in dem sogenannten Froschower'schen Gesangbüchle (Zürich 1540) steht und hier dem Grafen Jörg von Württemberg zugeschrieben wird. Bartsch (in der Allgemeinen Deutschen Biographie) ist ihm darin gefolgt, während andere Forscher, namentlich Philipp Wackernagel (Das deutsche Kirchenlied 3, 370), mit Recht auf die ungenügende Motivierung dieser Zuschreibung hingewiesen haben. — Die Beziehungen und lokalen Anspielungen auf Nürnberg, die in Jörg Graffs Liedern enthalten sind, hat ebenfalls Schade (a. a. O.) zuerst kräftiger betont. Einige Ergänzungen und nähere Ausführungen dazu brachte Lochner (Erläuterungen zu Jörg Graffs Liedern im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 3, 1856, Spalte 171 f.). Sichergestellt ist ferner bisher ein Aufenthalt des Dichters in Straßburg durch das bei Goedeke unter q aufgeführte Lied, das mit den Worten schließt: „dem löblichen Rhat inn Straßburg zu vnderthon ich Jörg Graff gedichtet“. Es ergiebt sich aber aus dem Citat bei Goedeke nicht, in welche Zeit dieses Gedicht fällt. Ein Aufenthalt in Augsburg ist nicht nachweisbar. Goedeke nimmt einen solchen an, ohne zu sagen, worauf sich diese Annahme stützt. Mit dem Augsburger Kürschner und Meistersinger Jerg Graff (cod. aug. 4° 218, Nr. 24; vgl. Keinz in der Festschrift Hans Sachs-Forschungen, Nürnberg 1894, S. 330) hat unser Landsknecht-Dichter sicherlich gar nichts zu thun. Weder von dem einen noch von dem andern findet sich in den mir bekannten Meisterliederhandschriften irgend ein Gedicht. Um die Herausgabe von Jörg Graffs Liedern haben sich, nachdem eines derselben bereits zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Eggers deutschem Magazin (Altona 1794) 8, 94—100 (vgl. Goedeke a. a. O., S. 255 unter d) publiziert worden war, vor allem Ludwig Uhland (Volkslieder, Stuttgart 1844/45), Oskar Schade (a. a. O.), R. von Liliencron (Historische Volkslieder, 3. Band, Leipzig 1867) und Philipp Wackernagel (Kirchenlied, 3. Band, Leipzig 1870) verdient gemacht. Seitdem aber sind eine ganze Reihe weiterer Lieder Jörg Graffs, namentlich aus alten Einblattdrucken und Flugschriften, bekannt geworden, und es wäre zu wünschen, daß einmal ein Neudruck, eine kritische Ausgabe sämtlicher erhaltener Lieder des in seinem Leben wie im Dichten so eigenartigen deutschen Poeten veranstaltet würde, wozu es freilich noch erneuter Nachforschungen in den größeren Bibliotheken bedürfen würde. Für die Datierung und Anordnung der Lieder bieten die Mitteilungen aus den Ratsprotokollen gleichfalls manchen Anhaltspunkt. So sind die von der Hergotin — ihre Thätigkeit fällt nach Schade (a. a. O., S. 423) zwischen 1528—1537 — gedruckten Lieder Graffs aller Wahrscheinlichkeit nach auch erst in eben dieser Zeit gedichtet. Starb doch der Dichter nicht etwa, wie Schade (a. a. O., S. 420) annimmt, bald nach 1523, oder, wie Bartsch (a. a. O.) meint, bald nach 1525, sondern er lebte noch 1542 (siehe unten).

[1]) Schade a. a. O., S. 422 (in „Ein lied von der kriegsleut orden“):

„Das ist der kriegsleut observanz und rechte,
sang Jörg Graff ein brüder aller landsknechte.
unfal hat im sein freud gewendt:
wer sunst im orden bliben
willig biß an sein end.“

Dazu bieten nun verschiedene handschriftliche Nürnberger Chroniken eine willkommene Ergänzung, indem sie, merkwürdigerweise aber erst zum Jahre 1518, berichten: „Es ist auch diß Jhar daß hauß am Weisen Thurn abgeprunnen vnnd Georg Graff ein Gürtler [in anderen Chroniken: „beitler"] so alda gewohnet, für schreckhen blindt worden."[1] An der Identität unseres Landsknecht-Dichters mit diesem Gürtler oder Beutler kann trotz der abweichenden Jahreszahl nicht wohl gezweifelt werden, und wenn sich auch der Chronist, wie ja leicht geschehen konnte, im Jahr geirrt hat, so läßt doch eine späterhin zu erwähnende, urkundlich bezeugte Beziehung Jörg Graffs zu dem Handwerk der Beutler auf die allgemeine Richtigkeit seiner sonstigen Angaben schließen. Ein gelernter Gürtler, wird Jörg Graff gleichwohl nur die geringste Zeit zu Hause zugebracht haben, meist war er wohl auf Kriegszügen in mancher Herren Ländern abwesend. Dennoch also war es nicht etwa eine Verwundung, die ihn für immer kampfunfähig machte, sondern plötzliche Erblindung beim Brand jenes Hauses am weißen Turm, in dem er sich damals eben aufhielt, das vielleicht auch seiner Familie zur ständigen Wohnung gedient hatte. Auch nach dem schweren Schicksalsschlag scheint er keinen Augenblick daran gedacht zu haben, sein Brot etwa durch Handreichungen in seinem alten Handwerk zu verdienen. Dazu fehlte es ihm wohl an Geduld, Fertigkeiten und zunächst auch an Mitteln. In den Ratsprotokollen wird er daher niemals als Gürtler oder Beutler bezeichnet.

Aus mittellosen Blinden aber haben sich das ganze Mittelalter hindurch namentlich die Bänkelsänger der Städte rekrutiert. In Nürnberg scheinen sie mit den verschiedenen Arten von Spielleuten zusammen unter den Oberbegriff der „Hofierer" gefallen zu sein. Und wie nun die von der Stadt angestellten oder zugelassenen Spielleute, Pfeifer, Lautenschläger und „Portitifer",[2] ein mit dem Stadtwappen geschmücktes Schild tragen mußten,[3] so galt es wohl überhaupt als eine Empfehlung, wenn ein Hofierer, ein fahrender Sänger,

[1] Nach Handschrift 920 der im Germanischen Museum deponierten Merkelschen Sammlung, Blatt 450 b.

[2] Diese drei Arten von Stadtspielleuten werden in den Nürnberger Ratsprotokollen des 15. Jahrhunderts mehrfach namentlich angeführt. Dabei sind ihre Instrumente häufig in flüchtiger Skizze mit abgebildet. Dasjenige der „Portitifer" war das Portativ, eine kleine Handorgel (nicht Drehorgel), wie man sie auch nicht gar selten auf gleichzeitigen Gemälden, Miniaturen, Teppichen 2c. erblicken kann.

[3] Vgl. [Rats-Protokolle] 1449 (Heft) I (Blatt) 1a] 1. Jan. 1449 (der dritte aller in den Nürnberger Ratsprotokollen enthaltenen Einträge):

Item kein außwendigen spil man mer her Biten vnd zu keiner hohezeit keinrlay spillewten mer zu essen geben denn die der stat schilt tragen vnd der fürsten spil lewten.

etwa ein silbernes Schild solcher Art, das ihm von Freunden und Gönnern gestiftet worden war, aufzuweisen hatte.[1] Darauf bezieht sich unsere erste Notiz. Sein Talent hatte den erblindeten Landsknecht auf eben diese Bahn gewiesen, und der Ruf, der ihm als Dichter voraufging,[2] und die Kunde von seinem Mißgeschick mögen dazu beigetragen haben, zahlreiche Personen für ihn zu interessieren. Eine Kollekte ward eröffnet und dem blinden Sänger mit Einwilligung des Rates ein silbernes Schild verehrt.[3] Der Rat that sogar ein Übriges: er erteilte noch im Herbst desselben Jahres dem Dichter ein Privileg, laut dessen den Buchdruckern bei Strafe verboten war, Jörg Graffs Lieder innerhalb eines Vierteljahres nachzudrucken.[4]

Jörg Graff wohnte wahrscheinlich schon damals bei einem Steinmetz namens Hermann Unfug[5] zur Miete — zusammen mit einem gleichfalls blinden Gesellen, so könnte man aus einer Stelle in den

[1] Vgl. [R.-P. 1526, XIII. B, 6b] Secunda 8 Aprilis:
Dem frembden hoferer ablaynen bibal [das ist ein Trinkgeld] zugeben, dieweil er kein silberin schildt hat. Burgermeister.

[2] Von den bisher veröffentlichten Liedern des Dichters kann freilich nur ein einziges mit einiger Wahrscheinlichkeit noch in die Zeit vor seinem „Unfall" gesetzt werden, nämlich das Lied „Von dem kunige Karl, wie im der kunig von Frankreich sein tochter gab und wider nam" (Goedeke 1, 289; Liliencron 3, Nr. 305, in welchem noch Strophe 16 und 17 per „wir lanzknecht" gesprochen wird. Es sind aber ohne Zweifel manche Lieder Jörg Graffs verloren gegangen, beziehungsweise noch nicht wieder aufgetaucht.

[3] Anhang, Nr. 1.

[4] Anhang, Nr. 2. Ein ähnliches Privileg ist uns bereits aus einem der alten Drucke, einem „tractetlin" bekannt, in dem „drey hübsche lieder" Jörg Graffs vereinigt sind (vgl. Goedeke 2, 256 n—p; Schade, S. 441 ff., Nr. 7—9). Sie fallen, wie Schade S. 419 nachgewiesen hat, in die Jahre 1520 und 1521. Nun findet sich aber in den Ratsverlässen keine weitere Notiz der Art mehr und das spätere Verhalten Jörg Graffs mußte ihn auch in den Augen des Nürnberger Rats als einer Erneuerung solcher Begünstigung unwürdig erscheinen lassen. Wir können daher nur annehmen, daß entweder eine andere Obrigkeit jenes zweite Privileg erteilte, oder aber, und das ist wohl das Wahrscheinlichere, daß es überhaupt nicht erteilt worden ist, sondern daß wir es, wie auch aus der Überschrift („new gemacht in Christus namen") hervorzugehen scheint, mit zeitgemäß hergerichteten und erweiterten älteren Liedern Jörg Graffs (vielleicht handelt es sich auch nur um ein Lied, etwa um das erste) zu thun haben, zu denen er sich nun den Zusatz erlaubte: „darumb ich Jörg Graff (nämlich: einst, vor Jahren, im September 1517!) begnad bin mit einem priuilegio solchs mir nit nachzudrucken". Das Wort „solchs" fehlt allerdings in dem von Schade benutzten Drucke, in dem sich anstatt dessen noch der Zusatz findet „wer solchs überfür wolt ich beklagen nach lautung meines priuilegiums". Gleichwohl ist nach der damaligen Lage der Dinge und bei Jörg Graffs Stande schwerlich anzunehmen, daß ein derartiges Privilegium für alle bisherigen und zukünftigen Schriften erteilt worden sei. Es wird sich ohne Zweifel auf bestimmte Lieder bezogen und beschränkt haben.

[5] Wenn er einmal, in Notiz 4 des Anhangs, als „Herman Jörgen" erscheint, so haben wir hier in Jörg wohl den Vornamen seines Vaters zu erkennen.

Ratsprotokollen schließen.[1] Da indessen ein Geselle später nie wieder erwähnt wird und der gedachte Fall doch allzusehr ans Groteske und Fabelhafte streifen würde, so werden wir jene Notiz wohl eher so zu verstehen haben, daß Jörg Graff sich nur vorübergehend zum Zwecke eines Spektakelspieles mit einem andern Blinden zusammengethan hatte. Welcher Art dieses „Spiel mit einer Sau" sein sollte, ist wiederum nicht recht klar. Vermutlich wollten die beiden Blinden zum Gaudium des Volkes öffentlich miteinander um die Sau kämpfen, wie uns denn von rohen Belustigungen dieser Art, die namentlich in Frankreich zu Hause gewesen zu sein scheinen, mittelalterliche Quellen mehrfach berichten. Für Nürnberger Verhältnisse muß das betreffende Gesuch Jörg Graffs — vielleicht eine Frucht seiner Kriegszüge in Frankreich und der dort gesammelten Erfahrungen — jedenfalls etwas ganz Unerhörtes gewesen sein; sonst würde die Verweigerung der Spielerlaubnis von Seiten des Rates gewiß nicht mit der merkwürdigen Begründung, „um einen Aufruhr zu verhüten," erfolgt sein. Zugleich läßt uns dieser ganze Ratsverlaß die ungestüme, bizarre Wildheit des ehemaligen Landsknechtes ahnen, die in verheerende Flammen ausbrechen zu lassen, denn auch ein an sich ganz geringfügiger Umstand hinreichen sollte.

Nach einer geselligen Zusammenkunft in Unfugs Hause mag es gewesen sein, daß sich — sei es durch Zufall, sei es in böswilliger Absicht — trotz des von dem blinden Sänger geäußerten Wunsches niemand bereit finden ließ, ihn fortzuführen.[2] Das wird ihm, wie wir uns denken können, das ganze Elend seiner Existenz aufs neue klar zum Bewußtsein gebracht, wird aber gleichzeitig auch einen lodernden Zorn in seinem Innern entfacht haben. Mit der ersten besten Waffe, die ihm zur Hand war, muß er in einem leidenschaftlichen Ausbruch um sich gehauen und gestoßen haben. Dabei traf er unglücklicherweise seinen Hauswirt Hermann Unfug tödlich. Nachdem der schwer Verwundete noch seine Aussagen vor Gericht hatte machen können, starb er nach längerem Krankenlager, Frau und Sohn zurücklassend, die nun im Verein mit des Entleibten Freundschaft auf strenges Verfahren gegen den Thäter drangen.

Was war inzwischen aus diesem, aus Jörg Graff geworden? Gleich nach der That war er verschwunden und nicht ohne Weiteres aufzufinden, so daß den Stadtknechten ein Trinkgeld versprochen wurde, wenn sie ihn „zu Handen brächten".[3] Da entdeckte man ihn im Augustinerkloster, wo er zuerst Miene gemacht zu haben scheint,

[1] Siehe Anhang, Nr. 3.
[2] Anhang, Nr. 18.
[3] Anhang, Nr. 4.

sich zur Wehr zu setzen.[1]) Als der Rat ihn mit seiner Bitte um freies Geleit abweist[2]) und das Asylrecht des Klosters ihn nicht länger schützen kann, flieht er zu den Karthäusermönchen. Daß diese ihn aufnehmen, ihn bei sich beherbergen und sich beim Rat für ihn verwenden,[3]) hat er wohl hauptsächlich seiner Blindheit, vielleicht aber auch seiner Popularität zu danken. Obgleich ihm nun aber vom Rat auf Drängen der Väter Sicherung für die Dauer eines Tages gewährleistet wurde,[4]) finden wir Jörg Graff einige Monate später wieder an einer dritten Asylstätte, in der St. Kunigundenkapelle, einem Kirchlein, das sich ehemals in unmittelbarer Nähe der Lorenzkirche erhob. Was sich in der Zwischenzeit begeben, ob und welche Verhandlungen gepflogen worden sind, entzieht sich unserer Kenntnis. Erst jetzt, nach Ablauf von beinahe sechs Monaten scheint der Rat Ernst in der Sache gemacht zu haben, die er bisher wohl nur ziemlich lau betrieben hatte. Geht doch auch aus manchem der folgenden Ratsverlässe deutlich hervor, daß sich der Blinde auch hier einiger Sympathien erfreut hat, daß man seiner als eines zornmütigen und unbequemen Menschen zwar ledig zu werden, aber ihm das peinliche Verfahren, das die Freundschaft des getöteten Hermann Unfug gegen den armen Blinden angewandt wissen wollte, auf alle Weise zu ersparen gesucht hat. Man glaubte augenscheinlich nicht an eine Vorsätzlichkeit seiner That.

Am 18. Juni 1519 wurden etliche Schützen zur St. Kunigundenkapelle abgeordnet, um dieselbe zu bewachen und aufzupassen, daß dem in der Kapelle Eingeschlossenen weder Essen noch Trinken zugebracht und er auf diese Weise gezwungen werde, das Asyl zu verlassen und sich dem Gerichte zu stellen.[5]) Die Freunde des Verfolgten scheinen aber doch Mittel und Wege gefunden zu haben, ihn mit Speise zu versorgen. Den Passus in einem Ratsverlaß von der „Unruhe in St. Kunigundenkapellen“[6]) könnte man so deuten. Außerdem befand sich Jörg Graff noch am 22. Juni in der Kapelle. An diesem Tage legte der Probst von St. Lorenz — es war der durch Frömmigkeit und reinen Wandel ausgezeichnete Georg Beheim[7]) —

[1]) Anhang, Nr. 5.

[2]) Anhang, Nr. 7. Der ganze Verlauf der Angelegenheit ist auch rechtsgeschichtlich von Interesse und würde nach dieser Seite noch einiger weiterer Ausführungen bedürfen, auf die ich mich jedoch hier nicht einlassen kann.

[3]) Anhang, Nr. 8.

[4]) Er hätte in dieser Zeit frei hingehen können, wohin er wollte, hätte sich der Gerichtsbarkeit des Nürnberger Rates überhaupt entziehen können. Seine Blindheit und Hilflosigkeit scheint ihn daran gehindert zu haben (siehe unten).

[5]) Anhang, Nr. 9.

[6]) Anhang, Nr. 10.

[7]) Vgl. Hirsch-Würfel, Diptycha Ecclesiae Laurentianae. Nürnberg 1756. S. 37 f.

Fürsprache für ihn ein, der er es zu verdanken hatte, daß ihm der Rat im Einverständnis mit der Freundschaft des Erstochenen[1] die peinliche Bestrafung erließ, ihm aber den Aufenthalt in der Reichsstadt Nürnberg und deren Gebiet für alle Zukunft verbot. Werde er der letzteren Verfügung entgegen handeln, aufs neue herkommen und hier betreten werden, so solle ihn die jetzt gewährte Sicherheit vor peinlicher Strafe nicht schützen können.[2]

Bei jedem andern als einem Jörg Graff wäre damit nun wohl seine Rolle in Nürnberg ausgespielt gewesen; er wäre einfach aus der Stadt und sein Name alsbald aus den Ratsprotokollen verschwunden. Unseren Poeten aber hinderte sein Gebrechen an leichter Beweglichkeit und vielleicht empörte sich auch sein Trotz gegen solche Nachgiebigkeit. Er nahm von dem an ihn ergangenen gnädigen Ratsverlaß gar keine Notiz, sondern blieb ruhig in Nürnberg. Der Rat ließ ihn warnen,[3] fand aber erst nach Ablauf eines Monats Zeit und Lust, sich aufs neue mit der Angelegenheit zu beschäftigen. Am 20. Juli ward Jörg Graff durch die Stadtknechte nächtens in der Vorstadt Gostenhof aufgegriffen und sonderbarerweise gleichzeitig noch ein anderer Blinder wegen eines ganz ähnlichen Vergehens — die Blinden scheinen in jener Zeit überhaupt merkwürdig rabiat gewesen zu sein — in das Lochgefängnis eingeliefert.[4]

Bei den folgenden Verhandlungen ist es wiederum interessant zu beobachten, wie sich der Rat alle Mühe giebt, die Peinlichkeit von dem Arrestanten abzuwenden. Es wird ihm zwar einmal mit der Folter gedroht — vielleicht ein Zeichen, daß er auch im Verhör zunächst ein trotziges und verstocktes Benehmen an den Tag gelegt hat[5] — aber nebenher laufen Unterhandlungen mit des Entleibten Familie und Freundschaft, „ob man Sy zu nachlassung der peinlicheit bewegen könndt,“[6] und es wird schließlich sogar erwogen, ob nicht durch die zweimalige Sicherheitserteilung der Fall bereits als ein solcher anerkannt sei, bei dem den Verklagten eine schwerere Schuld nicht treffe, vielmehr lediglich eine Tötung durch unglücklichen Zufall oder in Notwehr vorliege, und ob, wenn es sich also verhalte, die Anwendung „peinlichen Verfahrens nicht überhaupt unstatthaft sei.[7] Erst solche Überlegungen scheinen die Gegenpartei endlich zum Nachgeben bewogen zu haben. Sie begnügten sich damit, daß Jörg Graff

[1] Anhang, Nr. 10.
[2] Anhang, Nr. 11.
[3] Anhang, Nr. 12.
[4] Anhang, Nr. 14 und 15.
[5] Anhang, Nr. 16.
[6] Anhang, Nr. 17, 18.
[7] Anhang, Nr. 19.

zu einem Jahr Turmhaft verurteilt wurde[1] — abzubüßen in dem „Turme hinter dem Wildbad", den der Dichter mit einem Narren, das heißt einem Verrückten, einen Besessenen, teilen mußte,[2] — und gaben dann auch ihre Einwilligung dazu, daß Jörg Graff bereits vor Ablauf dieses Jahres wieder auf freien Fuß gesetzt wurde. Er mußte aber Urfehde schwören und ward „mit einer Zehrung gen Regensburg gefertigt" mit dem ausdrücklichen Verbot, das „Land über die Donau", das heißt diesseits der Donau, je wieder zu betreten. Das war am 30. Juni 1520.[3]

Genau zwei Jahre lang hören wir hierauf nichts von Jörg Graff. Zum 30. Juni 1522 taucht sein Name aber aufs neue in den Ratsprotokollen auf. Es ist vermutlich eine Geldangelegenheit — vielleicht dieselbe Schuldensache, wegen deren er auch während seiner Gefangenschaft einigemale mit seinem Schwiegersohne Hans Scherlin hatte korrespondieren dürfen[4] — um welche es sich bei dem Ratsverlaß vom 30. Juni 1522 handelt.[5] Daß Jörg Graff damals schon wieder in Nürnberg anwesend war, geht daraus nicht hervor, ist sogar unwahrscheinlich, da keine Verwarnung hinzugefügt wurde. Im übrigen interessieren uns diese zuletztgenannten Notizen lediglich durch den in ihnen gegebenen Anhaltspunkt zur Bestimmung des ungefähren Alters unseres Dichters. Wenn Jörg Graff zu Anfang des Jahres 1520 bereits einen Eidam hatte, muß seine Tochter doch mindestens 1503 und er selbst in der ersten Hälfte der achtziger Jahre des 15. Jahrhunderts, wahrscheinlich aber sogar noch früher, geboren sein, woraus wir wiederum mit ziemlicher Sicherheit schließen dürfen, daß manche gerade seiner frühesten Lieder uns nicht erhalten geblieben oder noch nicht wieder aufgefunden, beziehungsweise als sein Eigentum erkannt worden sind. Denn es ist nicht wohl anzunehmen, daß ein Talent wie Jörg Graff erst in den dreißiger Jahren seines Lebens zum Produzieren sollte gelangt sein.

Daß aber auch seine späteren Lieder nicht sämtlich auf uns gekommen sind, ergiebt sich aus einigen weiteren Notizen, in denen z. B. von einem Gedicht über „das landgräfliche Ausschreiben" die Rede ist,[6] das mit keinem der unter Jörg Graffs Namen erhaltenen Lieder identifiziert werden kann. Fraglich ist auch, ob mit dem „Liede von den Bischöfen", welches erwähnt wird,[7] etwa das erste der in

[1] Anhang, Nr. 20.
[2] Anhang, Nr. 21.
[3] Anhang, Nr. 24.
[4] Anhang, Nr. 22 und 23.
[5] Anhang, Nr. 25.
[6] Anhang, Nr. 33.
[7] Anhang, Nr. 35.

dem „tractetlin" vereinigten „drei hübschen Lieder" oder ein anderes, verloren gegangenes gemeint ist. Diese Frage berührt sich nahe mit den weiteren nach den verschiedenen Ausgaben des betreffenden Traktats, sowie nach der Art des Privilegiums, welches Jörg Graff — doch wohl nur einmal — erteilt worden war.[1]) Bei dem gegenwärtigen Stande der Forschung ist hier eine allseitig befriedigende Lösung noch nicht wohl möglich. Zu den „Schmachliedern" dagegen und „schändlichen Büchlein", wegen deren Jörg Graff mehrfach und einmal außer ihm auch die Hergotin gerügt und verwarnt wird,[2]) mögen unter anderem auch Gedichte wie das im Herzog Ernsts-Ton „von der Buhlerei", das durch seinen ungewöhnlichen Realismus auffällt,[3]) zu rechnen sein.

Seit dem Ende des Jahres 1522 ist Jörg Graff wieder in Nürnberg nachweisbar. Obgleich mehrmals Ausweisungsbefehle gegen ihn ergehen und ihm 1528 sogar, weil er einem ausdrücklichen Verbot zuwider jenes Lied von den Bischöfen gesungen, die Stadt und zehn Meilen im Umkreis auf vier Jahre verboten werden,[4]) scheint er sich doch nie auf längere Zeit wieder aus Nürnberg zu entfernen für nötig befunden zu haben. Alle Bedrohungen und Ausweisungen[5]) fruchteten nur wenig oder gar nichts, und daß der Rat nicht strengere Saiten gegen ihn aufzog, läßt sich wieder kaum anders als durch die große Volkstümlichkeit des blinden Sängers erklären. Eben darin mag auch jene Anmaßung ihren Grund haben, mit der er sich einmal herausnahm, den Rat zu bitten, ein anderes Eheweib nehmen zu dürfen, „derweil die sein an Im prüchig worden" und ihm, Jörg Graff, in dieser Angelegenheit seinen Rat zu erteilen, ein Ansinnen, das von der hohen Obrigkeit, wie billig, mit Entrüstung zurückgewiesen wurde.[6]) Wilden und zügellosen Sinnes blieb er auch nach jenen unglücklichen Zufällen, die am Eingang seiner ersten Nürnberger Epoche stehen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß damit auch die Ablehnung zusammenhängt, welche Jörg Graffs Eidam mit einem Gesuch, in der Kotgasse ein „Bäckenhaus" (Bäckerei oder Bäckerherberge?) zu errichten, erfuhr.[7]) Dieselbe ward mit den Besorgnissen, welche die Nachbarschaft dagegen vorgebracht habe, motiviert. Die Beziehungen des Dichters zu dem

[1]) Siehe S. 461, Anmerkung 4.
[2]) Anhang, Nr. 31, 39, 40 und 41.
[3]) Schade a. a. O., S. 440.
[4]) Anhang, Nr. 35.
[5]) Anhang, Nr. 26, 28, 34, 35, 36, 38.
[6]) Anhang, Nr. 29.
[7]) Anhang, Nr. 30.

Pfalzgrafen-Kurfürsten (Ludwig V.), von denen in einer andern Notiz die Rede ist,[1] bleiben leider ebenfalls dunkel.

Jörg Graffs Ende scheint, wie nach seinem Leben und Charakter zu erwarten war, ein elendes und trauriges gewesen zu sein. Über die Untreue seiner Frau freilich tröstete er sich vermutlich bald. Wenigstens lebte er bereits ein Jahr nach jenem unverschämten Begehren an den Rat zusammen mit einem anderen Frauenzimmer — augenscheinlich einer Dirne niedrigster Sorte, denn der Ausdruck „Trumpelmetze", der in dem betreffenden Ratsverlaß[2] gebraucht wird, ist schwerlich anders zu verstehen. Es wurde ihm damals auch, eben wegen jenes unsittlichen Verhältnisses, das er unterhielt, seine Bitte um ein Almosen abgelehnt. In dieser Bitte selbst haben wir vielleicht ein Anzeichen für die allmähliche Abnahme seiner Energie zum Leben und Wirken, für den beginnenden Verfall, zu erblicken. Seine Kraft erlahmte in dem beständigen Kampf gegen die Widerwärtigkeiten seiner äußeren Lage und gegen den Feind in der eigenen Brust. In den Ausgang der zwanziger Jahre fällt eine Fürbitte seiner alten Handwerksgenossen, der Beutler, die sich wohl auf einen neuen Ausweisungsbefehl gegen Jörg Graff bezog, aber vom Rat abschlägig beschieden wurde.[3] Einige Jahre später suchte Jörg Graff selbst um Aufnahme in das Spital nach, aber auch mit dieser Bitte fand er damals noch beim Rat kein Gehör, er wurde kurzer Hand damit abgewiesen (23. März 1534).[4] Die gänzliche Verlotterung und wüste Verwahrlosung, der Jörg Graff in den letzten Jahren anheimgefallen zu sein scheint, mag ihn jeglicher Sympathien beraubt und auch seiner einstigen Popularität sehr erheblich Abbruch gethan haben. Erst volle acht Jahre später, als er zu allem auch noch krank und bettlägerig geworden war, hat man ihn endlich in das Spital aufgenommen, und da wird er denn auch vermutlich sehr bald gestorben sein. In den Nürnberger Ratsprotokollen wenigstens kommt sein Name fernerhin nicht mehr vor: der Verlaß vom 6. Mai 1542[5] ist die letzte Notiz, die von Jörg Graff handelt.

Überblicken wir nun noch einmal das in Vorstehendem Mitgeteilte und fassen wir ins Auge, was außer der erweiterten Kenntnis von dem Leben unseres Poeten an allgemeinen, litteraturgeschichtlichen Gesichtspunkten daraus zu gewinnen ist, so treten uns Jörg Graff und seine Lieder zunächst als ein beredtes Zeugnis für die Thatsache entgegen, daß die Pflege der eigentlich deutsch-nationalen Poesie sich

[1] Anhang, Nr. 27.
[2] Anhang, Nr. 32.
[3] Anhang, Nr. 37.
[4] Anhang, Nr. 42.
[5] Anhang, Nr. 43.

zu Ausgang des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts aus den oberen Gesellschaftskreisen fast völlig zurückgezogen hatte. Wenig beachtet, ja teilweise sogar verachtet von den Vornehmen wie von den Gelehrten ist die Wunderblume des deutschen Volksliedes erblüht, und eben diese Mißachtung hat wesentlich dazu beigetragen, den Erzeugnissen dieser Poesie jene Herzenstöne unmittelbaren, ureigenen Empfindens zu verleihen, welche sie uns heute nicht nur vom künstlerischen Standpunkt aus so überaus reizvoll, sondern vor allem auch historisch betrachtet so wertvoll für die Erkenntnis der Volksseele in einer der wichtigsten Epochen unserer vaterländischen Geschichte erscheinen lassen.

Aber Jörg Graffs Leben und Wirken lehrt uns auch deutlich genug die Kehrseite der Medaille kennen. Wenn ein fahrender Student, ein frischer, freier Reitersmann mit hellen Augen in den erwachenden Frühling schauend sein Lied jubelnd in die Lüfte sang, so mag es wohl anders geklungen haben als die Worte, die wir aus dem Munde des blinden Jörg, des trotzigen und verbitterten Volkssängers von Profession, vernehmen. Wer aller Sorge ledig in die schöne Gottesnatur hinauszieht, der hat es leicht. Wer aber dazu verdammt ist, sich durch seinen Gesang seinen Lebensunterhalt verdienen zu müssen: ist es ein Wunder, ja liegt es nicht schon in der Natur der Sache, daß dessen Kunst nach Brot geht? Daher der fast gänzliche Mangel an eigentlich lyrischen Elementen in Jörg Graffs Liedern und seine Vorliebe für sensationelle, derb-wirkungsvolle Stoffe nach dem Sinne des Pöbels, aus dem sich doch sein Publikum zum guten Theil zusammensetzte und auf dessen Gunst er daher mit seinem Verdienst vornehmlich angewiesen war. Und dieser Umstand giebt auch seinen Tendenzgedichten und der Rolle, die er als Vorkämpfer der Reformation gespielt hat, einen bitteren Beigeschmack. Ich möchte daher dieser Seite in Jörg Graffs Wirken nicht den moralischen Wert beizulegen wagen, der ihr bisher vielfach beigemessen worden ist. Jetzt, wo wir über den Lebensgang des Poeten besser unterrichtet sind, müssen wir, mögen auch manche Zwischenglieder in der Reihe der Thatsachen und der leitenden Motive fehlen, dennoch zugestehen, daß Jörg Graff zum Sittenprediger und Reformator nur wenig geeignet und berufen war; und wenn man sich dann so manche Ausschreitungen entfesselter Pöbelhaftigkeit vergegenwärtigt, wie sie gerade auch in Nürnberg die ersten Jahre nach dem Beginn der großen Kirchenspaltung gezeitigt haben, so wird man sich sogar der Zweifel an der Echtheit und Tiefe seines religiösen Eifers schwer erwehren können.

Doch die Lösung der Frage, wie weit es Jörg Graff mit seiner Entrüstung über die Schäden der alten Kirche Ernst war, wie weit

er damit lediglich dem Geschmack seines Publikums fröhnen, den Stimmungen, welche damals die große Masse des Volkes beherrschten, entgegenkommen wollte, mag einem eingehenderen Studium des Dichters, das heißt in erster Linie seiner Werke, auf die hier näher einzugehen nicht in meiner Absicht lag, vorbehalten bleiben. Ähnliches wie hier von Jörg Graff gesagt wurde, gilt aber möglicherweise auch von anderen gleichzeitigen Erscheinungen derselben Art. Vielleicht daß dieser Aufsatz Anlaß giebt, weiterhin den noch größtenteils ganz im Dunkel liegenden Lebensumständen solcher Dichter sorgfältiger nachzuforschen: denn zuletzt bleibt doch das Leben des Dichters und seine Schicksale stets der wichtigste und zuverlässigste Kommentar für seine Schöpfungen.

## Anhang.

Auszüge aus den im königl. Kreisarchiv Nürnberg bewahrten Ratsprotokollen.

(Die Interpunktion ist von mir hinzugefügt.)

**1.** [1516, XII, 23 a] Secunda vig. Mathei (23. Februar) 1517:

ein rat hat zugelassen, das dem plindten Jörg grauen ain silberer Schilt gemacht werd, darzu vil personen stewr geben.

**2.** [1517, VI, 6 b] Sexta post nativitatis Marie (11. September) 1517:

Den puchtrückern vnndersagen vnd verpieten, das Sy Jorg grauen dem plindten seiner gedicht kains nachdrucken in ainem viertail Jars, bej ains rats straff.

H[err] W. pirckhamer.

**3.** [1517, XI, 10 b] Quarta Blasij (3. Februar) 1518:

Jörgen grauen vnd sein plindten gesellen ist abgelaint, ain Spil mit ainer Saw ze haben, zuuerhüten ein auffrur.

**4.** [1518, X, 9 b] Quinta post Innocentium (29. Dezember) 1518:

Zu erkundigen, wie die sach zwischen dem plindten Jörg Grauen vnd seinem Haußwirt Herman Jörgen stainmetzen, den er tödtlich verwundt hat, ergangen sey. Vnd darneben vleiß thun lassen, ob man Jörgen grauen mög zu Handen pringen, den knechten darumb ein trinckgelt versprechen.

**5.** [1518, X, 10 b] Sexta vigilia Circumcisionis domini (31. Dezember) 1518:

Dem plindten Jörgen grauen Jm augustiner closter sein wehr nemen lassen.

**6.** [1518, XI, 1 b] Quinta post Erhardj (14. Januar) 1519:

Den verwundten Herman Vufug vnd wer mer darbej gewest, als er von dem plindten Jorg grauen ist gestochen worden, verhören vnd herwiderpringen.

**7.** [1518, XI, 4 a] Sabato post felicis in pincis alias ante Anthony (16. Januar) 1519:

Jörg grauen dem plindten der geuerlichen vnd todtlichen verwundtung halb an Herman Vufug geubt, glayt ablaynen.

**8.** [1518, XIII, 6 a] Quinta post Inuocavit alias in die Gertrudis (17. März) 1519:

auff der väter zu den Carthenſern pittliches anſuchen ſoll man ſy vertröſten, Sonerr Sy den plindten Jörg grauen auß Irem Cloſter füren laſſen werden, das ein rat denſelben tag nicht woll geſtatten, von obrikayt wegen hand an Jne zelegen.

H[err] C. Im Hof
N. Haller.

**9.** [1519, II, 17 b] Sabato post Vitj (18. Juni) 1519:

Jorgen Grauen gleyt ablaynen vnd darzu etlich ſchützen verordnen fur Sannt Kungunden capellen, zuuerhüten, das im weder eſſen oder trincken zugepracht werd, vnd doch nichezit deſtmynder ſoll man ſeine Zeugen hören, welche vormals nicht gehört worden ſein.

**10.** [1519, II, 19 a] Secunda post Trinitatis (20. Juni) 1519:

Mit des entleybten Freuntſchafft handeln vnd vrſach zu bewilligen, das Jörigen grafen dem plindten fur ſeine mißhandlung zu ainer ſtraff die Stat ewigen verpotten werd, damit man ſein vnd der vnruw Jn ſannt Küngund capellen mit dem behawren der ſchützen abkomm.

**11.** [1519, II, 20 b] Quarta post Trinitatis (22. Juni) 1519:

Auff vleiſſig pit des Probſts zu Sannt Lorenzen ſoll man den plindten Jorg grauen von ains erbern. rats wegen ſicherung zuſagen, das er ſich auß Sannt Kungunden capellen von hynnen thun mög, vnd Jne darbey zuuertröſten, ſonerr er diſe Stat vnd annder ains rats Flecken vnd gepiet meyd, das er ſich vor eim Rat nicht dörff beſorgen Wo er aber ſolhs verprechen vnd widerherkommen vnd betretten würd, ſollt Jne diſe ſicherung wider peinlicher ſtraff nicht mer furtragen.

N. Haller.

**12.** [1519, III, 11 b] Quinta Wilibaldi (7. Juli) 1519:

Dem plindten Jörg Grauen laſſen warnen, ſich furderlich hindan zuthun, oder man werd Jn annemen, derweil er ſich der beſchechnen vertroſtung nicht gemeß halt.

Schöpfen.

**13.** [1519, III, 15 a] Secunda post Kilianj (11. Juli) 1519:

Den plindten Jorg grauen anzunemen iſt in rw geſtelt biß die Behmiſch vnd polniſch potſchafft von hynnen kommen.

**14.** [1519, III, 23 a] Tercia post Alexij (19. Juli) 1519:

Zu erkundigen, ob der gefangen puck den peter lincken geſtochen hab.

Schöpfen.

**15.** [1519, III, 23 b] Quarta post Alexij (20. Juli) 1519:

Den plindten pucken Jm loch weytter zu red halten.

Deßgleichen den plindten Jörg grauen, ſo nechtin zu goſtenhof iſt angenommen.

Schöpfen.

**16.** [1519, IV, 1 b] Quinta post Alexij (21. Juli) 1519:

Den plindten Jörg Grauen weyter zu red halten, vnd wo er gutlich nicht ſagen will, Jm wee thun laſſen.

Darneben ſeine angezaigte Zeugen auch verhören.

Schöpfen.

**17.** [1519, IV, 2 b] Sabato post Marie Magdalene (23. Juli) 1519:

Jörg grauen Jn beyſein des richters auff ſein letzere ſag widerumb beſtettigen vnd darzu auch von Jm laſſen auffſchreiben, mit was vorbehaltnus Jm die ſicherheit Jn ſant Kunigunden Capellen durch niclaſen Haller ſey zugeſagt.

Schopfen.

Darneben mit des entleybten Herman Vnfugs Hawsfrawen vnd freuntſchafft handeln, Ob man Sy zu nachlaſſung der peinlicheit bewegen könndt.

Schopfen.

**18.** [1519, IV, 6 a] Sabato post Jacobi (30. Juli) 1519:

Den plinten jorg grauen soll man lenger ligen lassen vnnd mit des abgeleibten freuntschaft nochmalß handeln vnnd im sein entschuldigung furhalten, das er nimanez hab konnen finden, der in wegk hab wollen furen, vnnd herwider pringen.

H[err] endereß tucher
wolff pemer.

**19.** [1519, IV, 10 a] Sabato Sixtj (6. August) 1519:

Des plinten jörgen halben Soll man rat schlagen, ob eß nit von der peinlyckeit kumen sey, die weill man im zwm ersten zwn karttewssern vnnd zwm andern mall zw sant lorenczen hat heissen wegk ziehen, vnnd her wider pringen.

H[err] nicklaß Haller.

**20.** [1519, V, 3 a] Sabato post Sebaldj (20. August) 1519:

Jorg grauen den plindten ein Jar langgk auff ain thurn fengklich enthalten lassen, doch ein offenn Hanndt behalten, wie man es mitler Zeyt oder zu außgangk des Jars mit Jm halten wöll. Schöpfen.

**21.** [1519, V, 4 a] Secunda post Sebaldj (22. August) 1519:

Jorgen grauen vndten Jn den thurn hindter dem Wilpadt vnd den Narren herauff legen lassen.

**22.** [1519, XII, 21 a] Quarta Benedictj (21. März) 1520:

dem plindten Jorg grauen auff dem thurn vergönnen, seinen aiden ein vnnderricht zuschreiben, wie er sich mit bezalung seiner schulden halten soll.

**23.** [1519, XII, 23 a] Sexta post Letare (23. März) 1520:

Des plindten Jorg grauen begern seinem aiden anzaigen vnd beuelhen, darob ze sein, damit der wirt zu Vestenberg entricht werd. E. Coler.

**24.** [1520, II, 19 a] Sabato post Petrj et Paulj (30. Juni) 1520:

Auff bewilligung des entleibten Herman Vnfugs hausfrawen vnd sons soll man den plindten Jörg grauen auff ain vrfehd auß fengknuß lassen vnd Jm das land vber die thünaw ewiglich verpieten vnd darauff mit ainer fart oder Zerung gein regenspurg fertigen.

vnd der obgemelten frawen ir außgeben arcztgelt wider geben. Schöpfen.

**25.** [1522, III, 9 a] Sexta post petrj vnd paulj. Vltima Junij 1522:

Den plindten Jörg graue seins aidens Hanns Scherlins antwurt hören lassen vnd, wo er der nicht gesettigt ist, an das recht weyssen. W. Stomer.

**26.** [1522, IX, 17 b] Tercia post Inocentum 30. Decembris 1522:

Jorg Grauen ze sagen, derweil er wiß, das er ainen posen todschlag geübt hab, so soll er sich furderlich von dannen machen, oder ain Rate wöll zu Jm greiffen vnd ine mit verdienter straff belenen

**27.** [1523, XI, 2 b] Sabato ante Anthony 16 January 1524:

beden personen, Jörg grauen vnd Enndres Hofman, ir pit an den pfalzgrauen Churfürsten laynen mit anzaigung irer verhandlung.

**28.** [1524, IV, 12 a] Quarta post Vdalricj 6 July 1524:

Den plindten Jörg grauen warnen, sich furderlich von hynnen zethun.

**29.** [1525, I, 17 a] Quinta post crucis 4 May 1525:

Dem plindten Jörg grauen auff sein Supliciren vmb rat vnd erlaubnuß, ein annder eerwerb zenemen, derweil die sein an Jm prüchig worden, Sagen, das es eins rats ampt nicht sey, müg sunst rat suchen.

**30.** [1525, VI, 21 a] Tercia post michaelis 3 Octobris 1525:

des plindten Jörg grauen aiden laynen, an der kotgassen ein peckenhaws auffzerichten, derweil die nachparschafft vil ferlichait anzaig vnd des grosse Beswerung haben.

**31.** [1526, VIII, 23 b] Secunda 5 Nouembris 1526:

Dem plynten Jorgen soll man sagen, der schentlichen buchlin mussig zusteen, vnd die buchlin, so bey Jme erfünden, sollen abgethan werden.

**32.** [1526, VIII, 26 a] Tercia 6 Nouembris 1526:

Dem plinten Jorgen ist seiner trumpel metzen halben das almusen zegeben abgelaindt.

**33.** [1528, III, 14 a] Quinta 25 Junj 1528:

Den plinten Jorgen auffs hauß beschicken vnd ze red halten, wie es mit seinem gedicht des landgrefischen ausschreibens gestalt.

**34.** [1528, IV, 20 b] Secunda 27 Julj 1528:

Dem plynnten Jorgen sol man die stat verpieten, doch vor Jns lochlegen zu red halten.

**35.** [1528, IV, 22 b] Quarta 29 Julj 1528:

Dem plinten Jorgen drumb, das er vber das verpieten ein Liede von den vischouen gesungen, Sol man 4 Jar vnd 10 meil hin dan die statt verpieten.

**36.** [1529, VII, 14 a] Dienstag 5 Octobris 1529:

Jorgen grafen mit betrohung wider hynaus weyssen.

**37.** [1529, VII, 16 a] Freitag 8 Octobris 1529:

Jorgen grafen halb den peutlern die furpiet noch ablesnen.

Lazarus Holtschuher.

**38.** [1530, I, 4 b] Freitag 22 Aprilis 1530:

Dem plindten Jorgen sagen, sich von dannen zumachen.

**39.** [1530, XII, 5 b] Freitag 3. März 1531:

Den plindten Jorgen poser red und lieds halben beschicken.

Merten loffelholtz.

**40.** [1530, XII, 7 b] Montag 6. März 1513:

Dem plindten Jorgen ein strefliche red sagen, sich hinfur zu hüten.

Merten Leffelholz.

**41.** [1532, III, 23 b] Quinta 20 Junj 1532:

Dem plinnden Jorgen verpieten, kain schmachlied zu singen, drucken zu lassen oder fail zuhaben, oder ain Rate woll mit straff gegen Jme hanndeln.

Auch die hergottin beschicken vnd Jrs druckens halb zu red hallten.

**42.** [1533, XIII, 4 b] Montag 23 Martij 1534:

Jorgen Grauen ablainen, Jne Jn den Spittal einzunemen.

Hr. C. tetzel.

**43.** [1542, I, 37 a] Samstag 6. May 1542:

Den plinten Jörgen, dweil er legerhafft, Jn Spitl schaffen.

Burgermeister Junior.

# Neue Beiträge zur Geschichte des fünffüßigen Jambus.

Von Rudolf Schlösser in Jena.

## I.

### Reimlose Jamben von 1664.

Die Herzogliche Bibliothek in Gotha besitzt unter der Signatur Poes. et Litt. 2171 zwei starke Sammelbände in Quart, die eine Anzahl Dramen, vorwiegend aus dem 17. Jahrhundert, enthalten. Unter den 17 Stücken des zweiten Bandes befindet sich an sechster Stelle ein Heftchen von zehn Blättern: „Die singenden / AUFTRITTE / und / CHORE / in der Abigail / ANNO 1664 / Hall in Sachsen, / Gedruckt bey Christoph Salfelden." — Aus dem Schlusse des unter anderem darin enthaltenen Prologs erfahren wir, daß die „Abigail" zur Namenstagsfeier der Gattin des Herzogs August von Sachsen, Administrators des Stiftes Magdeburg, aufgeführt wurde.

Der Inhalt des Textbuches belehrt uns schnell darüber, daß das zugehörige Drama eine Tragödie im Renaissancestil war. Abgesehen von dem Prologe enthält das Heft fünf Chöre, die am Schlusse der fünf Akte gesungen wurden, und außerdem zwei, beziehungsweise drei Auftritte des eigentlichen Stückes, in denen Geister und allegorische Figuren auftreten (Akt I. 7; Akt IV. 6—7).

Mit einziger Ausnahme des letzten Chores bestehen alle diese Nummern aus gemischten, drei- und fünffüßigen Jamben, die ausnahmslos klingenden Ausgang haben. In den Chören sind die Verse gereimt und in Strophen von 10 oder 12 Zeilen zusammengefaßt; jeder Chor hat drei Strophen. In dem „Vorredner" dagegen und den beiden Geisterauftritten sind die drei- und fünffüßigen Verse reimlos und willkürlich miteinander vermischt. Ausnahmen von der Reimlosigkeit bilden die letzten Verse jeder Scene; hie und da ist auch das Ende einer Rede gereimt. Eine bemerkenswerte Ausnahme von der willkürlichen Mischung der Verse weist der Schluß des Prologs auf, wo 20 fünffüßige Jamben ohne Unterbrechung aufeinander folgen. Überhaupt bevorzugt der Prolog im Vergleich zu den beiden andern Auftritten den Fünffüßler ziemlich stark. (Prolog: 57 Fünffüßler, 33 Dreifüßler; I. 7: 43 Fünffüßler, 51 Dreifüßler; IV. 6—7: 63 Fünffüßler, 53 Dreifüßler. Außerdem findet

sich in den beiden Geisterscenen — wohl durch Irrtum oder Flüchtigkeit — je ein Vierfüßler.

Fragen wir nach der Herkunft dieser merkwürdigen Verse, so kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß sie, mittelbar oder unmittelbar, aus Italien stammen. Spricht hierfür schon die Mischung von Fünffüßlern und Dreifüßlern überhaupt, besonders wenn sie nur klingenden Ausgang aufweisen, so beseitigt ein Blick auf die Chorstrophen jeden Zweifel: die Abwechslung zwischen fünffüßigen und dreifüßigen Versen ist hier so mannigfaltig, die Stellung der Reime so künstlich, daß nur ein italienisches Vorbild sie zu erklären vermag. Als Beispiel diene die Strophe des dritten Chores: 3 a 5 b 3 b 3 a 3 c 5 d 3 c 3 e 5 d 3 e. — Nur der letzte Chor weist auf die deutsche Oper hin: seine Strophe — sechs vierfüßige Trochäen mit der Reimstellung ababba, wobei b männlich ausgeht und die letzte Verszeile der ersten gleich ist — ist eine Arienform, die man in gleicher oder verwandter Gestalt fast in jeder Oper des 17. Jahrhunderts finden kann. Erwähnt sei auch noch, daß im Recitativ der deutschen Oper frei wechselnde fünf und dreifüßige Jamben eine sehr beliebte Form sind, aber immer gereimt. Übrigens werden auch sie wohl auf italienische Muster zurückgehen.

Um nun zu unseren reimlosen Jamben zurückzukehren, so haben wir über die Anzahl der Verse, die Verteilung der Fünf- und Dreifüßler, sowie über Verse von unregelmäßiger Länge bereits Auskunft gegeben. Sonst läßt sich nur wenig Bemerkenswertes sagen. Der *Versausgang* wird im allgemeinen streng regelrecht gehandhabt: Formen wie „gewöhnet", „ehret", auch „nimmet" können im 17. Jahrhundert kaum auffallen; Wörter mit etwas höher als gewöhnlich betonter Schlußsilbe sind selten: „Verfolgung"; „Thorheit", oder Eigennamen, wie: „David"; „Nabal". — *Anapäste* finden sich zweimal: „Purpur Rose und Weiße Lilje"; „Comete und Blitze". Da mit beiden Fällen Hiaten verbunden sind, die sonst streng vermieden werden, so darf man das Schluß-e in „Rose" und „Comete" wohl unbedenklich elidieren. Im übrigen wird dem Anapäst sorgsam ausgewichen: „Des grimmgen Königs"; „Die Höllsche Fackel"; ja, sogar „Das Hebreesche Reich". — *Enjambement* im eigentlichen Sinne kommt nicht vor: wenn auch das Versende lange nicht in allen Fällen mit dem Satzende zusammenfällt, so doch stets mit dem Ende eines *Satztaktes*. — Trotzdem möchte ich das Vorhandensein sogenannter *rhythmischer Perioden* annehmen in solchen Fällen, wo sich ein Satz auch ohne Beihilfe des Enjambements durch mehrere Verse hinzieht, z. B. „Abigail, die Kluge, / Die hat durch Tugend sich darzu bereitet, / Und ihr großmüthig Hertze / Mit Frömmigkeit geschmücket, / Daß sie dadurch im Schatten dieser Wälder / Die Probe

meiner Lehren / An dem verfolgten David / Genugsam blicken lassen." Längere Perioden als solche zu acht Versen kommen nicht vor; ziemlich häufig sind von ausgedehnteren die zu vier und sechs Versen. — Sogenannte Brechung des Rhythmus (Loslösung eines Versteils und dessen Hinüberziehung zum folgenden oder voraufgehenden Verse) findet sich nicht, teils weil hierzu stärkeres Enjambement notwendig ist, teils weil die Einfügung der Dreifüßler zwischen die Fünffüßler selbst eine Art rhythmischer Brechung ist. — Die Cäsur wird in den fünffüßigen Versen nicht gewahrt. — Auf unregelmäßige Betonung innerhalb des Verses gehe ich nicht näher ein, weil sich der Verfasser der „Abigail" hierin von den reimenden Dichtern seiner Zeit in nichts unterscheidet. — Zum Schlusse lasse ich die reinen Fünffüßler folgen, mit welchen die „Klugheit" als Vorredner ihren Gesang schließt:

„Und, weil, Durchlauchtge Heldin,
Du gleichfals Dein Gemüth hängst an den Himmel,
Und meine Würdigkeit mit Eyfer liebest;
Weil, kluge Fürstin, Du so manche Proben
Nach meinen Wundsch und Willen hast verrichtet,
So soll sich Dir zu unterthängen Ehren
Abigail anitzt noch einmal zeigen.

Dein Namens-Fest, das uns der Himmel machet,
Verdienets wol, ein Muster fürzustellen,
Wie, Hertzogin, Du Deinen Sinn gewöhnet.
Wir wollen künfftig mehr Dich so bedienen
Der ewge Rath des großen Himmels Königs,
Den Deine Gottesfurcht mit Andacht ehret,
Verspricht noch eine Frist von vielen Jahren.
Die Lebens Taffel ist mit Heil erfüllet
Es wündschts Dein gantzes Land: damit dein Leben,
Der Held August und Deine Fürsten-Kinder,
Verstärckte Krafft aus Deinem Leben haben!
GOtt, der erhörts. Dein Fürstlich Wolergehen
Soll keiner Zeiten Leid mit Noth verletzen,
Dieweil ich selbst den Grund halff klüglich setzen."

Ich glaube namentlich für diese Versgruppe einiges Interesse in Anspruch nehmen zu dürfen. Denn wenn auch die „Abigail" den Ruhm, die ältesten fünffüßigen Jamben im deutschen Drama zu besitzen, dem „speculum aistheticum" des Johannes Rhenanus (1618) überlassen muß, so sind doch ihre Jamben unter den bis jetzt bekannten die ersten, welche nach Opitzens Regeln gebaut und wohl nicht minder die ersten, die zum Drucke gelangt sind.

Sehr bedauerlich ist es, daß die gesprochenen Auftritte der „Abigail" nicht erhalten sind. Daß sie in Alexandrinern abgefaßt gewesen seien, möchte ich sehr stark bezweifeln. Waren vielleicht auch

ihre Verse reimlos? Da es möglich war, den gesungenen Auftritten den Reim zu entziehen, so wäre eine solche Annahme durchaus nicht so unerhört wie sie sonst wohl klingen möchte.

## II.

### Löwens Übersetzungen von Voltaires „Mahomet" und „Scythen".

Nach dem Zeugnisse von Chr. H. Schmid in seiner „Chronologie des deutschen Theaters"[1] hat Johann Friedrich Löwen 1768[2] von Voltaires Tragödien „Mahomet" und „Die Scythen" Übersetzungen in fünffüßigen Jamben angefertigt. Diese Übertragungen galten bisher für ungedruckt,[3] jedoch mit Unrecht, denn ich habe im Herbst 1895 bei einem Leipziger Antiquar einen gemeinsamen Druck beider Stücke aufgefunden; er befindet sich jetzt in meinem Besitz. Das Oktavbändchen (2 Bl. + 154 S.) führt den Titel: „Mahomet, / der Prophet, / und / die Scythen. / Zwey Trauerspiele / des Herrn von Voltaire / [Vignette] / Leipzig, / bey Heineck und Faber, / Buchh. in Coppenhagen. / 1768." Löwens Verfasserschaft wird gesichert durch die Jahreszahl, die Verwendung des fünffüßigen Jambus und die Bemerkung des Vorberichtes, daß der „Mahomet" in der vorliegenden Form bereits in Hamburg mit gutem Erfolge zur Aufführung gelangt sei.

Von den beiden Übersetzungen darf wenigstens die des „Mahomet" einige Beachtung beanspruchen, weniger weil sie sich an eine Aufgabe wagt, welche später Goethe glänzend gelöst hat, als weil sie für die Geschichte des reimlosen Jambus auf der deutschen Bühne von Wichtigkeit ist. Als Löwens „Mahomet" am 4. Dezember 1767 auf dem Hamburgischen Nationaltheater zum ersten Mal zur Aufführung gelangte, war der fünffüßige Jambus trotz seiner Verbreitung in der Litteratur auf dem Theater noch so gut wie ganz etwas Neues. Nur zwei Jambenstücke hatten bisher auf deutschen Bühnen das Lampenlicht erblickt: Wielands „Johanna Gray", bei Ackermanns Gesellschaft in Winterthur am 20. Juli 1758[4] und Weißes „Atreus und Thyest", bei Kochs Truppe in Leipzig am 28. Januar 1767.[5]

[1] 1775 (o. O.), S. 276.

[2] Wenigstens für den „Mahomet" trifft diese Angabe nicht ganz zu; er erschien bereits am 4. Dezember 1767 auf der Hamburger Bühne. Vgl. des Verfassers Schrift: „Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne" (Litzmanns Theatergeschichtliche Forschungen XIII, Hamburg 1895), S. 19 und S. 67.

[3] Goedeke[2] 4, S. 28. A. Sauer, „Über den fünffüßigen Jambus vor Lessings Nathan" (Sitzungsberichte der Wiener Akademie, philosophisch-historische Klasse, Band 90, 1878), S. 713.

[4] Litzmann, Fr. L. Schröder, 1 (Hamburg 1890), 157 ff.

[5] Minor, Ch. F. Weiße (Innsbruck 1880), S. 230.

Es war also bei der Aufführung des „Mahomet" das erste Mal, daß Ekhof, Bök, Madam Hensel ihre Deklamationskunst an dem ungewohnten Verse versuchten, es war vor allem auch das erste Mal, daß Lessing, der Dramaturg des Hamburgischen Unternehmens, von der Bühne herab jenen Vers erklingen hörte, für dessen siegreiches Durchdringen sein „Nathan" entscheidend werden sollte.

In Rücksicht hierauf habe ich die Jamben Löwens einer eingehenderen Untersuchung unterzogen, deren Ergebnisse ich im Folgenden mitteilen will. Ich beschränke mich dabei in der Hauptsache auf den „Mahomet", schon weil er das wichtigere Stück ist; auf die „Scythen", welche trotz Löwens bestimmter Erwartung [1]) wohl nie zur Aufführung gelangt sind, gehe ich nur dort ein, wo sie vom „Mahomet" stärker abweichen.

1. Was zunächst die Länge der Verse anbetrifft, so hält sich Löwen im Mahomet ängstlich an den regelmäßigen Fünffüßler. Nur einmal hat sich ein sechsfüßiger Vers eingeschlichen: 39 [2]) „Ich kenne deines Herzens Neigung nun genug." Drei zu kurze Verse mit Anapäst, nämlich 12 „Verdient, sprich, was willst du? Dir verzeihn;" 53 „Sieht unsre Herzen, zählt unsre Seufzer;" 72 „Und lernt endlich euren König kennen," lassen sich leicht verbessern, wenn man „verdienet", „zählet", „lernet" liest. Es handelt sich offenbar um bloße Druckfehler. — Viel freier verfährt Löwen in den „Scythen". Ich zähle daselbst vier Vierfüßler [103; 107; 149; 152] und acht Sechsfüßler [80; 93; 104; 112; 131; 132; 136; 144]. Dazu kommen wieder zwei Verse, die durch Druckfehler unregelmäßig geworden sind [94; 121].

2. Der Versausgang ist gemischt, und zwar bevorzugte der „Mahomet" den stumpfen Ausgang [auf über 1300 Verse rund 700 stumpfe], während die „Scythen" mehr zum klingenden neigen [auf ungefähr gleich viel Verse nur 600 stumpfe]. Die Verteilung der Verse auf die einzelnen Akte ist im „Mahomet" höchst ungeschickt: im ersten Aufzuge bilden die klingenden Verse kaum mehr als ein Viertel, auch im zweiten und dritten wiegen die stumpfen noch vor, während die beiden letzten Akte die klingenden überwiegen lassen. Dieser letzteren Praxis folgen auch die „Scythen" in allen fünf Aufzügen, so daß sie den Vorzug besserer Ausgleichung haben.

Beiden Stücken gemeinsam dagegen ist das unglaubliche Ungeschick in der Mischung der Verse untereinander: Alle Augenblicke finden sich längere Partien mit nur oder doch ganz vorwiegend stumpfem, beziehungsweise klingendem Ausgange; die Behauptung,

[1]) Vorbericht, Bl. 2 b.
[2]) Die Zahlen bezeichnen die Seiten des Druckes.

daß Löwen Abwechslung im Gebrauche des Versausgangs förmlich vermeide, wäre kaum übertrieben. Ich greife, ganz aufs Geratewohl, aus dem „Mahomet" folgende Stellen heraus: 7: Eine Rede mit 9 stumpfen, einem klingenden Verse; 27, V. 6 ff.: 14 Verse, worunter nur 2 stumpfe; 43: 10 Verse hintereinander mit stumpfem Ausgange; 51: Desgleichen 8 Verse mit klingendem Ausgange; 64: Desgleichen 9 stumpfe; 68: Desgleichen 8 klingende. Diese Beispiele ließen sich ohne Schwierigkeit reichlich vermehren.

Beim klingenden Ausgange wiegen die Fälle vor, in denen die letzte Silbe ein unbetontes e hat: 4 dämpfen; 4 mache; 4 Betrüger u. s. w. Auch Worte wie 6 heilig; 6 schimpflich; 16 Königs; oder 37 Ahndung; 20 Liebling; 24 Geständnis bieten nichts Auffallendes. Daneben finden sich aber auch Versausgänge mit mehr oder minder starkem Nebenton auf der letzten Silbe: 26 Kühnheit; 51 Bereitschaft; 46 Abscheu; 57 Unglück; 69 Eindruck; 47 strafbar; 25 Kunstgriff; 29 Blendwerk; 20 einflößt; 36 wohlthut; 28 herrsch ich; 59 ruft mich und viele dieser Art. Im wesentlichen befolgt Löwen hier die gleiche Praxis wie zwölf Jahre später Lessing im Nathan.[1])

Im stumpfen Ausgange finden sich natürlich vorwiegend haupttonige Silben, häufig aber auch solche mit Nebenton: 6 Tugendén; 9 Sterblichén. Auch eigentlich unbetonte sind nicht gerade selten: 16 Wütrichén; 41 Zurüstung. Viersilbige Wörter fallen öfter in gleicher Weise durch unrichtige Betonung wie durch ungenügende Schwere der Schlußsilbe auf: 29 Notwéndigkeit; 51 Unwíssenheit. Noch unleidlicher klingen für unser Ohr Ausgänge wie 26 Familién; 26 Arabién. Doch verfährt Löwen in all diesen Fällen nicht freier wie die meisten seiner Zeitgenossen. Dagegen werden sich Betonungen wie 29 seyn will; 63 eil, únd; und ähnliche wohl nicht so leicht anderwärts finden. Eine besondere Ungezogenheit Löwens ist auch die künstliche Herstellung stumpfen Ausgangs durch Synkope; fast regelmäßig nach eu: 9 Greul; 9 Ungeheur; 21 Feur; dazu 17 befreyn: 9 baun, oder 24 Kriegs; 33 Mords. Seltener kommt Apokope vor: 15 gehorch (Konjunktiv der 3. Person); 21 Zopir (statt Zopire).

3. Besondere Harthörigkeit verrät Löwen da, wo es sich um Hiatus und Elision handelt. Regelmäßig wird nur das e des zugehörigen Verbs vor ich elidiert: 7 verzeih ich; 7 könnt ich u. s. w.: sonst unterbleibt die Elision in massenhaften Fällen, fast auf jeder Seite einmal: 3 Träume ehren; 5 Staate auf; 6 diese Unschuld. Umgekehrt wird kaum minder häufig vor Konsonanten elidiert:

[1]) Zarncke, Über den fünffüßigen Jambus. Leipzig 1865 (Leipziger Universitäts Festschrift), S. 38.

13 kann dich; 15 Ahm nicht; 44 ohn Waffen. Beide Fälle in schöner Vereinigung findet man S. 6: Wär niedre Eifersucht; Falsche und richtige Elision nebeneinander S. 8: Ohn Vaterland, ohn Eltern; 15: theil Gröss und.

4. Enjambement kommt in den verschiedensten Formen vor:

a) Trennung des Subjekts vom Prädikat: α) Das Subjekt geht voraus: 44 Dein Sohn / War schon bestimmt; 70 Des Vaters Schatten / Verfolget dich. – Besonders stark wird das Enjambement, wenn das Subjekt ein Personalpronomen ist: 24 Sie / sind; 64 Ich / Umarme. β) Das Prädikat geht voraus: 9 mich rührt / Dein Herz; 37 gleichwohl bebt / Geheim das bange Herz.

b) Trennung des Objekts vom Verb: α) Das Objekt geht voraus: 19 deine Ketten / Zerbrechen wir; 65 mich / Zu strafen. β) Das Verb geht voraus: 30 willst du / Mein Leben; 60 ich schleifte / Sein graues Haupt.

c) Trennung des Hilfsverbs vom Prädikatsnomen: 31 [ich] werde / Dein Schwiegersohn; 64 Seide ist / Sein Sohn.

d) Trennung eines Genetivs vom zugehörigen Nomen: 20 Liebling / Des furchtbarn Gottes; 59 Töne / Des Schreckens. [In den „Scythen" häufiger als im „Mahomet".]

e) Durchschneidung eines Relativsatzes: 3 woraus / Ich ihn verbannt; 7 die / Der Himmel zu vergießen mich verdammt; 8 von dem / Man mich getrennt.

f) Trennung einer Konjunktion oder eines Adverbs vom zugehörigen Satze: 10 wie / Des Mitleids Zähr' um deinen Irrthum fließt; 15 Vielleicht / Wär er ein Held; 31 oder / Ob ich die Kinder selbst erwürgen soll.

g) Trennung des Verbs vom Hilfsverb: 29 willst du / Dieß schauervolle Band der Freundschaft knüpfen; 45 ich will / Ihn töten.

h) Lostrennung der beweglichen Präposition vom Verb: 4 betet kniend / Die Frevel an; 16 Du verlangst / Palmiren unter sein Gesetz zurück.

i) Trennung des Particips vom Hilfsverb: 9 noch nie hab ich / Dergleichen kühne Lästerung gehört.

k) Trennung des Particips von seiner näheren Bestimmung: 4 Von falschen Wundern / Getäuschet; 8 gewöhnt / Zur Sklaverei.

Alle diese Fälle, d und i ausgenommen, kommen recht häufig vor. Nur selten werden stärkere und auffallendere Arten des Enjambements gebraucht. So

l) Einschnitt vor oder nach „und": 17 Vaterland / Und Welt; 63 Eil, und / Entreiß den Dolch. [In den „Scythen" viel häufiger.]

m) Trennung des Adjektivs vom Substantiv. Nur in den „Scythen“: 106 Ihre zitternden Gefährden; 112 das stolze / Egypten.

n) Trennung einer Präposition vom Substantiv. Nur in den „Scythen“: 95 für / Mein Vaterland.

o) Trennung des Artikels vom Substantiv. Nur im „Mahomet“: 34 die / Religion.

p) Adverbia der Vergleichung stehen am Versende: 26 gleich / Dem Donner; 127 |Scythen| wie / Das dumme Vieh.

q) „Selbst“ wird vom zugehörigen Personalpronomen abgetrennt. Nur im „Mahomet“: 9 Gehör ich mir / Wohl selbst.

r) „Um“ wird vom Infinitiv abgetrennt. Nur in den „Scythen“: 147 um / Sie mehr zu strafen.

Zeigt sich Löwen somit in der Handhabung des Enjambements ziemlich geschickt und nicht allzu ängstlich, so ist es dagegen verwunderlich, wie äußerst sparsam er dieses Kunstmittel verwertet. Ich glaube ziemlich richtig zu schätzen, wenn ich auf je 10 Verse nur ein einziges Enjambement rechne.

5. Infolgedessen ist die Entwicklung der rhythmischen Periode so dürftig wie nur irgend denkbar. In jeder Scene, ja, auf jeder Seite findet man in ganzen Reihen Verse, deren jeder mit einer stärkeren Interpunktion schließt; die Verbindung von auch nur zwei oder drei Versen zu einer Periode ist im Verhältnis zu den massenhaften in sich abgeschlossenen Versen schon als selten zu bezeichnen, Perioden, die über dieses Maß hinausgehen, giebt es eigentlich gar nicht. Denn wenn sich auch zuweilen ein Satz über 6 bis 8 Verse erstreckt, so trifft in diesen Fällen doch immer wenigstens einmal der Versschluß mit dem Ende eines Satzteiles zusammen, während der Begriff der rhythmischen Periode, streng genommen, einen dauernden Widerspruch zwischen Rhythmus und Wortsinn erfordert. Die Jamben Löwens sind infolge dieser Mängel von der größten Eintönigkeit, die auch durch die spärlichen Enjambements nicht beseitigt wird. Überhaupt können diese nur störend wirken, da sie den gewöhnlichen, streng regelrechten Versbau nur in weiten Abständen und daher stets unerwartet unterbrechen.

6. Auch die Brechung des Rhythmus, sonst ein vortreffliches Mittel zur Belebung des Jambus, paßt bei Löwen durchaus nicht in den Stil. Wo der Rhythmus für gewöhnlich so ungestört und ruhig dahinfließt, machen solche Kühnheiten in seiner Hemmung fast den Eindruck von Fehlern. Trotzdem liebt Löwen die Brechungen, wenn auch natürlich ihre Anzahl schon durch die seltene Verwendung des Enjambements beschränkt ist.

a) Mit besonderer Vorliebe wird das Ende eines Verses abgetrennt und mit dem nächsten verbunden: α) Abtrennung einer Hebung: 6 versuche / Die Nacht des düstern Schmerzens zu zerstreun; 7 die / Der Himmel zu vergießen mich verdammt. β) Abtrennung mehrerer Hebungen: 3 Ein standhaft Widerstreben / Reizt nur die Rache, statt sie zu vermeiden. 8 einen Schreckensgott / Glaub ich voll Furcht in Mahomet zu sehn. Diese beiden Fälle sind weitaus die häufigsten, weil sie die bequemste Gelegenheit bieten, sofort nach der Unterbrechung zum regelrechten Rhythmus zurückzukehren.

b) Beträchtlich seltener wird der Anfang eines Verses mit dem vorhergehenden verbunden: α) Abtrennung einer Hebung: 5 Wenn diese Gegenden die Räuberfaust / Verheert; 17 Ich will Gesetz, und Gott und Vaterland / Verfechten. β) Abtrennung mehrerer Hebungen: 4 Fast dreyßig Nationen beten kniend / Die Frevel an. 14 Wie glücklich, wie gerecht und kühn grifft du / Den Wütrich an.

c) Der Fall, daß in mehreren aufeinander folgenden Versen die abgetrennte Schlußhebung die Basis des folgenden Verses abgiebt (Häufung von a), tritt nur ganz ausnahmsweise ein. Die beiden stärksten Beispiele finden sich in den Scythen: 127 hat die Natur, die du beleidigt, uns / So an den Erdenkloß gefesselt, wie / Das dumme Vieh. 152 Ach er ist / Mein König! — ja noch mehr; — ich lieb ihn! — ihn / Allein hab ich geliebet; — und noch itzt / Fühlt dieses Herz für ihn die reinsten Flammen. — Diese letzte Stelle, so wenig verwegen ihr Bau ist, bezeichnet den Gipfel der Kühnheit in Löwens Jamben!

d) Wiederholtes Einschneiden des vorderen Verses in den folgenden (Häufung von b) kommt nicht vor.

e) Dagegen finden sich zuweilen beide Arten von Brechung vereint, so daß also einem Verse je ein Abschnitt voraufgeht und folgt: 10 Kann ich dich / Dem Wütrich, den dein zartes Herz betrog / Wohl wiedergeben; 80 [Scythen] es / Erscheint, den Oelzweig in der Hand, ein Jüngling / Voll Pomp.

f) Nicht selten ist die Vereinigung eines Versschlusses und eines Versanfanges zu einem neuen Ganzen: 9 Gehör ich mir / Wohl selbst; 13 hör itzt / Nur die Vernunft.

Zur Brechung des Rhythmus gehört schließlich auch die Verteilung eines Verses auf mehrere Personen; auch dieses Kunstmittel wendet Löwen spärlich an: im „Mahomet" sind nur 62, in den Scythen 98 Verse geteilt, das heißt rund jeder 21ste, beziehungsweise 13te Vers, während z. B. im „Nathan" ungefähr jeder fünfte, in Gotters „Merope" (erste Ausgabe, 1774) jeder siebente Vers geteilt ist. Eine Teilung in mehr als zwei Glieder wagt Löwen äußerst selten, dreiteilige Verse stehen im „Mahomet" 9mal, in den

„Scythen" 12mal; zu einem fünffach geteilten schwingt sich nur der „Mahomet" ein einzigesmal auf 63. Auch von einer Scene zur andern leitet der geteilte Vers nur selten über: 6mal im „Mahomet" und 9mal in den „Scythen".

γ) Es erübrigt noch auf die Verhältnisse im Versinnern einen Blick zu werfen. Gerade hier ist es, wo Löwens Armut am nacktesten zu Tage tritt. Für eine Reihe von Erscheinungen führe ich im Folgenden Beispiele an, die ausschließlich aus dem ersten und zweiten Aufzuge des „Mahomet" genommen sind. Zunächst unregelmäßige Betonungen: verzeihliche Fälle, wie 3 huldigén, 7 alsó und ähnliche übergehe ich, da an unverzeihlichen kein Mangel ist. So 10 fühlbärsten; 23 Irrthümér; 8 Erbarme dich, Herr; 23 Sie dienen dir blind; 27 so wie du; 28 Médin, und vier Zeilen darauf Medína! Aber auch sonst sind Löwen alle Mittel heilig, um die Worte in den Vers zu zwingen, z. B. starke Synkope: 7 Greul; 9 verblendte; 29 redt. Anderwärts wieder schiebt er das hier verschmähte e ein: 4 Getäuschet; 7 fieleſt; [in der Zeile vorher dagegen: ziert] 15 giebeſt [obwohl in der Zeile vorher giebſt steht]. Paßt ein Name nicht in den Vers, so bekommt er den Artikel: 21 dem Mahomet; 22 den Zopire; oder er wird verstümmelt: 37 Seïd, sonst Seïde. Wo eine Flickſilbe notwendig ist, wird ferner der Genetiv mit „von" umschrieben: 13 Reiz von leeren Träumen; 33 Sohn von deinem stolzen Feind. Zu gleichem Zwecke wird „im" zerdehnt zu „in dem": 20 In dem Rath; 26 mitten in dem Frieden. — Umgekehrt wird, um eine Silbe zu sparen, dem Verb das Personalpronomen genommen: 24 Und haſt dich nicht gerächt? 30 Und goſſeſt deinen Zorn nicht über ſie. [In beiden Fällen ist es nicht möglich, das „du" aus dem Vorhergehenden zu ergänzen.] Bei nebengeordneten Substantiven wird der Artikel einmal gesetzt, das anderemal nicht, je nach dem Versbedürfnis: 24 Trag ich das Rauchfaß, Zepter und die Waffen; 34 [daß] Ich einen Thron, Altar und Opfer ſuche. — Zwecklose Flickworte begegnen massenhaft: 15 Sprich mir nicht mehr von ſeiner Gnade vor; 19 Verzeih mir dieſe ſtolze Hoffnung doch; 26 Willſt du alſo hier einen Gott uns lehren; 26 Von Norden bis zu Süden (!); 29 Eh werden Höll und Himmel ſelbſt vereint; Beispiele hierfür stehen so ziemlich auf jeder Seite.

In Rücksicht auf all die zahlreichen, in die Augen springenden Mängel des Löwenschen Jambus müssen wir das Ergebnis unserer Untersuchung als ein negatives bezeichnen: der Vers des „Mahomet" konnte weder für die Zuhörer noch für die Darsteller von entscheidendem Eindruck sein, von Lessing ganz zu geschweigen. Es ist merkwürdig, daß „Mahomet" es trotzdem in den wenigen Monaten von seinem

ersten Erscheinen bis zum Ende des hamburgischen Unternehmens auf fünf Aufführungen (teils in Hamburg, teils in Hannover) gebracht hat, noch merkwürdiger freilich, daß er allem Anschein nach noch 1779 auf dem Gothaer Hoftheater eine zweimalige Aufwärmung erfuhr.[1])

Was Löwen angeht, so habe ich ihm trotz des erträglich guten Rufes, den er noch immer genießt, von dem Augenblick an, wo ich die erste seiner Romanzen in die Hand bekam, für einen der elendesten Stümper gehalten, die je im deutschen Dichterwalde ihre Stimme haben ertönen lassen. Möge ihm die voraufgehende Untersuchung diesen Ruf endgiltig sichern!

# Zu einer Fabel Willamovs.

Von Daniel Jacoby in Berlin.

In Theodor Echtermeyers vielgelesener „Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen", von der im Jahre 1893 bereits die 31., von H. Masius herausgegebene Auflage erschien, findet sich das Gedicht „Die Sonne und die Tiere" von Joh. Gottl. Willamov (Nr. 54, S. 81, 31. Auflage). Die Tausende, die die schöne Fabel gelesen, haben sicherlich nicht gewußt, daß sie in dieser Form nur zu einem Teil dem Landsmanne Herders angehört. Wer aber hat sie bearbeitet? Weder Echtermeyer noch die folgenden Herausgeber seines Werkes, noch andere, die das Gedicht in ihre Sammlungen aufgenommen, haben meines Wissens angemerkt, daß es Ramler gewesen ist. In der Vorrede zu seiner „Fabellese" (erster Band, Leipzig 1783) sagt Ramler: „Ohne die Freiheit, einige Stellen zu ändern, würde ich an keine Sammlung gedacht haben." Diesen Satz schrieb er wohl in Erinnerung an die vor 22 Jahren mit der Bearbeitung der Fabeln Lichtwers gemachte Erfahrung. Lichtwer hatte sich derb über ihn beklagt, und Mendelssohn hatte im 233. Litteraturbrief betont, daß wir den Schriftsteller samt seinen Fehlern in seinen Werken wiederfinden wollen; eine fremde Hand aber verändere immer seinen Charakter. Verändern und verbessern sei Sache des Kunstrichters und gehöre in eine Kritik.[2]) Weiter äußert Ramler 1783, er habe die Namen nicht unter die Fabeln gesetzt, damit ohne Vorurteil gelesen werde.

Schon der Titel „dialogische Fabeln", den Willamov seinem einst vielgelesenen Werkchen gegeben (Berlin 1765, 93 S., 8.), zeigt,

[1]) Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne, S. 67 und 77. (Vgl. die Berichtigungen am Schlusse.)

[2]) Deutsche Nationallitteratur. 73. Band. Herausgegeben von J. Minor, S. 7—9.

daß die handelnden Wesen bei ihm reden, ohne daß der Dichter erzählend einleitet. Seinen Zeitgenossen war es freilich schon fraglich, „ob diese Art immer angebracht sei, da der Ort der Scene zur Wahrscheinlichkeit viel beiträgt und den Leser nicht selten angenehm vorbereitet.“ [1] Im ganzen hat Ramler in seiner „Fabellese“ achtzehn Fabeln Willamovs aufgenommen; im V. Buch (Band 3, Leipzig 1790) steht unter Nr. 33 [2] unser Gedicht. Seine Änderungen, was den einzelnen Ausdruck wie ganze Wendungen betrifft, zeigen sich am deutlichsten durch folgende Gegenüberstellung:

**Willamov** a. a. O., S. 15 16:

Der Esel. Die Schlange. Die Nachteule. Die Feldmaus. Die Sonne.[3]

1. O Sonne! scheine nicht so heiß!
   Ich werde noch vor Mattigkeit und Schweiß
   Bei meiner Arbeit unterliegen.

   Dank sei dem Zevs für seinen Sonnenschein!
5. Es liegt darin sich mit Vergnügen.

   Du mußt wol ausgelassen seyn.
   Mit deinem mir verhaßten Lichte,

   O Sonne! schone mein Gesichte!
   Ich sitze hier mit allem Fleiß verhüllt
10. In meiner Wohnung tiefsten Gründen,
    Und doch hat sie dein Stral erfüllt.

    Ich werde noch verblinden.

    O sei mir lange so geneigt,

    Wohlthätger Sonnenschein! es reifen meine Aehren.

15. Schweigt, unverständge, schweigt!
16. Ich werde mich an euch nicht kehren.

**Ramler** a. a. O., S. 65 f.:

2. Ich muß vor M. u. S.
3. Bey m. A. schier erliegen.

4. So rief der Esel. „Dank für deinen heitern Schein,
5. O Sonne,“ rief die Schlange. „Mit Vergnügen
6. Leg' ich mich stundenlang hinein.“
7. Die Eule schrie: „Verschone mein Gesicht
8. Mit d. m. verhaßten Licht,
9. O Sonne! kann ich doch kein Schlupfloch finden,
10. Wohin dein Stral nicht dringt; ich werde noch erblinden.“
11. „Wohlthät'ge Sonne, sei mir lange so geneigt,“
12. Hub eine Feldmaus an: „es reifen meine Ähren;
13. Vollauf kann ich mich wieder nähren,“ —
14. Die Sonne hört es an, scheint fort und schweigt.

[1] Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste I, 1, S. 123 f.
[2] Nicht Nr. 38, wie Fördens Lexikon 5, 499 steht.
[3] Im Original lateinischer Druck. In der nach Willamovs Tode erschienenen neuen Ausgabe der Fabeln, Berlin 1791. 8. 86 S. (herausgegeben von K. H. Fördens) sind die Redenden besonders angedeutet; sonst, von Interpunktion und Rechtschreibung abgesehen, keine Änderungen.

Echtermeyer folgte Ramler wörtlich; nur steht Vers 3 „fast“ statt „schier“, Vers 11 „stets“ statt „lange so“, Vers 13 fehlt „wieder“.

---

# Günther und Bürger.

Von Richard M. Meyer in Berlin.

In seiner Abhandlung über Bürgers „Lenore“ (Charakteristiken S. 199 f.), deren Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit immer von neuem überrascht und beschämt, hat Erich Schmidt natürlich nicht übersehen, daß die Heldin ihren Namen der Geliebten J. Ch. Günthers verdankt (S. 230). Wenn er aber ausschließlich auf das leidenschaftliche Abschiedslied (in Fuldas Ausgabe, S. 206 f.) hinweist, das auch die Strophenform für die berühmte Ballade geliefert hat, so möchte ich außerdem noch an das Gedicht „An Leonoren bei Absterben ihres Karl Wilhelms“ (Fulda, S. 157) erinnern. Die stehende Anfangszeile „Eher tot als ungetreu!“ wiederholt sich in der Eingangsstrophe Bürgers: „Bist untreu, Wilhelm, oder todt?“ Nun liegt in dem Stoff ursprünglich kein Schatten von dieser Alternative. Die Geliebte klagt um den verlorenen Liebsten — an seiner Treue zu zweifeln, liegt ihr fern. Die Alternative „lieber tot als ungetreu“ gehört durchaus der Kunstpoesie an. Unter den Themen der provençalischen Tenzonen führt Diez (Poesie der Troubadours, S. 192) sie zwar nicht an; aber sie ist so völlig in deren Charakter, daß Uhland, der große Kenner der mittelalterlichen Liebesdichtung, bei seinem „Sängerstreit“ mit Rückert (Fränkels Ausgabe 1, 447) sofort auf diese Streitfrage geriet:

Sänger, sprecht mir einen Spruch!
Sagt mir, was ist mindre Not:
Der Geliebten Treubruch
Oder der Geliebten Tod?

Nun ist es merkwürdig, daß er als Beispiel für das erste gerade Günther gewählt zu haben scheint. Denn sollte dieser nicht gemeint sein, wenn Uhland singt:

Wenn Verrat — was Gott verhüte! —
Einen edeln Sänger trifft,
Wandelt sich sein Lied in Gift,
Stirbt ihm aller Dichtung Blüte.

Es ist wohl unzweifelhaft, daß die zweite Hälfte der Strophe, das Beispiel für der Geliebten Tod, auf Novalis geht:

Wenn die Braut von reiner Güte,
Hingerafft durch frühen Tod,
Ihm entschwebt ins Morgenroth:
All sein Blick ist dann nach oben,
Und in heil'gem Sang enthoben
Fühlt er sich der ird'schen Noth.

Es entspricht durchaus der Art des schwäbischen Dichters, bestimmte Figuren zu Typen litterarischer Schicksale zu machen; wie er es in der Poesie mit Theodor Körner („Wenn heut ein Geist herniederstiege“) oder Karl Mayer („Merlin der Wilde“) gethan hat, so hat er in seiner litterarhistorischen Darstellung etwa Heine („Stylisticum, herausgegeben von Holland, S. 30. 36. 54“) im Auge, wenn er scheinbar ganz allgemeine Betrachtungen aufstellt. Ich glaube also auch in dem von Verrat betroffenen edlen Sänger ein Porträt suchen zu sollen, und wüßte dann nicht, wem sie eher gelten sollten als Günther: „Mit der Hoffnung auf Leonorens Besitz schwand sein letzter Halt und die letzte Leuchte seines Lebens,“ sagt auch Fulda S. XXIII).

Erich Schmidt hat (a. a. O., S. 221) die Überlieferung, wie Bürger sie vorfand, rekonstruiert: „Das Mädchen weiß nicht, ob der Geliebte, ein Kriegsmann, noch am Leben ist, und erschöpft sich in Klagen.“ Wir glauben für den Moment, wo es sich um den Übergang in Bürgers Kunstdichtung handelt, fortfahren zu dürfen: eine Erinnerung an Günthers leidenschaftliche Poesie bringt das Motiv der Eifersucht hinein. Denn die Strophe, die Bürger an seinen Vorgänger heranzog, war wohl die Schlußstrophe jenes Gedichtes:

Eher tot als ungetreu!
Glaube das, du treue Seele,
In der finstern Grabeshöhle
Schläft mir auch dein Schatten bei.

Also auch hier, wie so oft in der Volksdichtung (Erich Schmidt, S. 223 f.) das Motiv, daß die Liebe, stark wie der Tod, die Pforten des Todes überwindet und die Getrennten zur letzten Vereinigung bringt. Das ganze Gedicht Günthers wird nun aber von dem stehenden Eingangsvers „Lieber tot als ungetreu!“ beherrscht, und von da kam diese Alternative in die Eröffnungsstrophe der „Lenore“, die thatsächlich zuerst entstanden ist (Erich Schmidt, S. 215). Glücklich wirkt sie da nicht; es darf gar kein Zweifel an der gegenseitigen Liebe der Beiden aufkommen. Aber

sie lag Bürgers eigenem Naturell so nahe, daß er späterhin ein Gegenstück zur „Lenore" gedichtet hat gleichsam auf die Moral, es sei sicherer, die verlorene Geliebte nicht wieder zu gewinnen: ihr Verlust sei besser als ihre Untreue. Es ist das „Lied von Treue", das mit seiner grotesken Gegenüberstellung von Hundetreue und Weibersinn wohl ganz besonders dazu beigetragen hat, Schopenhauers übertriebene Vorliebe für Bürger zu erwecken: „Denn es beschämet zu oft leider den Menschen der Hund" (Paralipomena 2, 696). Das Motiv des „Liedes von Treue" hat dann in unseren Tagen Hieronymus Lorm in der witzigen Ballade „Donna Blanca" (Gedichte, S. 186 f.) noch klarer zu einem Gegenbild der „Lenore" verarbeitet: der treue Ramiglio erweckt seine Blanca vom Tode, holt sie auf sein Schloß.

Und wie er schläft, da bringen
Ein prächtig Schiff die Wellen her,
Don Guzman kommt gezogen,
Der schönste Mann zu Land und Meer.

„O süße Donna Blanca,
Ich lieb dich heiß und ewiglich,
Verlaß den blöden Schäfer
Und flieh mit mir, beglücke mich!"

Was sie dann natürlich auch thut, und woraus sich die Moral ergiebt:

Ist dir ein Weib gestorben,
So klage sehr — und laß es ruhn.

Aber daß mit diesem „Bist untreu, Wilhelm?" ein falscher Ton hineingebracht wird, hören wohl nur wenige. Und doch hat das hier leise angeschlagene Motiv die ganze Tendenz des Gedichtes verändert!

Selbst Grisebach, der auch in der Bürgerschwärmerei Schopenhauers getreuer Schüler ist, kann nicht umhin, das zu tadeln, daß der Tod als Bestrafer kommt (Bürgers Werke 1, S. XXX). In der That hätte das den Sängern der Volksballaden sicherlich fern gelegen: ihnen ist die Sehnsucht des Liebenden, die die Pforte des Grabes sprengt, nur ein rühmliches Zeichen der Treue und verschlungen wachsen Blumen aus den Särgen der bei Lebzeit Getrennten hervor. Bürger aber war durch jenen ersten falschen Ton auf eine andere Bahn gerathen: nicht die Treue Lenorens malt er, sondern ihre Leidenschaftlichkeit. Sie ist nicht nur von Liebe erfüllt, sondern auch von Eifersucht; sie ergiebt sich der Verzweiflung und hadert mit Gott. Und deshalb fügte der Dichter jenen unheilvollen

predigenden Schluß bei. Lenore ist eine Liebessünderin und deshalb wird die Vereinigung jenseits des Grabes bei ihr zum Fluch, zur Strafe wie bei Francesca da Rimini und Paolo Malatesta. — Es braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden, daß die ganze Verschiebung nicht bloß auf der Reminiscenz beruht, sondern vielmehr auf Bürgers eigener leidenschaftlicher Natur. Eben dadurch war er mit Günther verwandt, eben dadurch dessen Dichtung mit der seinen — eine Verwandtschaft, die von Franz Horn (Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen 2, 335) bis zu Grisebach (a. a. O., S. XIX) immer wieder betont worden ist. Wenn Mauvillon, wie ich aus Meisters Charakteristik deutscher Dichter (2, 87) entnehme, Günther wie folgt kritisiert: „Alle Ausdrücke sind da gleich gut; kein Unterschied zwischen Prosa und Poesie; man findet oft unter einem Dutzend Verse, die pindarisch klingen, ein pöbelhaftes Sprichwort" — so hätte Schiller in seiner Recension Bürgers sich das wörtlich aneignen mögen. Bürger selbst hat merkwürdigerweise Günther nicht einmal in seinem Lehrbuch der Ästhetik (herausgegeben von Reinhard) erwähnt: wo er vom lyrischen Gedicht spricht (2, 234 f.), hält er sich ängstlich an „klassische" Muster wie Ramler und Uz.

Weil eben die Beziehungen beider Dichter vorzugsweise aus ihrer ganzen Anlage hervorgehen, darf man die äußeren Übereinstimmungen nicht überschätzen. Der Name „Wilhelm" für den Geliebten stammt natürlich nicht aus jener Überschrift „An Leonoren bei Absterben ihres Karl Wilhelms", sondern von „Sweet William's ghost" (Erich Schmidt, S. 230), wobei der kriegerische Klang des deutschen Namens mitwirkte. Aber Bürgers Aneignung hatte die Folge, daß „Wilhelm" der typische Name für den treuen Liebhaber ward, von Goethes „Lehrjahren" und „Geschwistern" bis zu Heines „Wallfahrt nach Kevelaar". Ebenso nahm Boie den Namen Leonore gleich für seine Verdeutschung von Ramsays „Pretty Sally" (Weinhold, Boie, S. 365 f.; Friedländer, Commersbuch, S. 162) auf. Die Verkürzung „Lore" (die auch Günther hat: „Daß Lorchen auf der Erde durch mich zur Witwen werde," bei Fulda, S. 208) forderte der Vers; für die Wahl spielte freilich die Alliteration mit:

Lacht mir die lachende Lore.

Im „Pater Brey" ist der Name schon ein wenig parodistisch für die nach dem fernen Krieger sich sehnende Liebhaberin gewählt (vgl. über andere Einwirkungen der „Lenore" auf Goethe Collin, Goethes Faust in seiner ältesten Gestalt, S. 248).

Die treue Geliebte hat den Bürgerschen Namen dann bis in das Libretto des „Fidelio" hinein behalten; später hat die Pracht des Namens aus dem lautsymbolischen Gefühl heraus den Charakter

der Trägerinnen verändert, wenn etwa Scheffel in seinen „Trompeter“ die stolze „Leanor Montfort du Plessis“ einführt oder Franz Hirsch in der Nachbildung unserer ältesten Minnestrophen den von den Vaganten vermiedenen Namen der Eleonore von Poitou in den Vers bringt. Es ist derselbe Wechsel, wie wenn aus dem „Clärchen“ im Egmont, der hingebenden demütigen Geliebten des vornehmen Herrn, die adelsstolze Lady Clara Vere de Vere bei Tennyson und Spielhagen wird. Selbst Namen klingen verschiedenen Zeiten verschieden; wie viel mehr müssen poetische Motive bei jedem Dichter von ausgesprochenem Charakter eine neue Färbung annehmen!

# Kritische Untersuchungen zu Goethes Faust.

Von Johannes Niejahr in Halle a. S.[1]

## II.

### Das Fragment.

Niemals hat Goethe der jugendlichen Konzeption seines Faust fremder, ratloser gegenübergestanden als damals, wo er zuerst an die Ergänzung und Vollendung des Werkes ging. Es scheint, als wenn die große Wandlung, die damals gerade seine Kunst- und Naturanschauung erfuhr, erst völlig zum Abschluß gelangt sein mußte, ehe er an den Geist der Jahre seiner frühen Gährung wieder anknüpfen konnte. Man hört es förmlich, wie schwer es ihm wird, sich in den alten Plan wieder hineinzufinden, wenn er aus Italien den 1. März 1788 (Italienische Reise, S. 480, Hempel) berichtet, er hoffe, „diese Operation solle ihm geglückt sein“, er glaube „den Faden wieder gefunden zu haben“. Er wollte offenbar keine Änderungen, keine neuen Motive in den ihm entfremdeten Entwurf einführen, sondern lediglich diesen fortsetzen. Aber seine damalige Geistesrichtung widerstrebte auch der besten Absicht, sich „mit Sinnen und Ahnen in eine selbstgelebte Vorzeit wieder zu versetzen“. Nach dem ersten glücklichen Anlauf, bei dem die Hexenküche in einem Wurfe gelang, erlahmte Kraft und Interesse bald wieder, er tastete unsicher herum, suchte durch Zusammenfügung und Ergänzung alter Bruchstücke und

[1] Vgl. oben S. 272 ff.

Skizzen neue Scenen zu bilden, redigierte und erweiterte hier und da, und verbaute sich so unvermerkt immer mehr den Weg zu dem Ziel, dem er zustrebte. Er erkannte endlich die Unmöglichkeit, aus solchen Elementen ein Ganzes zu stande zu bringen und veröffentlichte, was einigermaßen als Skizze des künftigen Werkes bestehen zu können schien, als Fragment. Es ist die dritte Phase in der Faustdichtung, für die Einheit des Stückes die verhängnisvollste von allen. Sie führte fast gewaltsam Widersprüche und Mängel in den Plan, die sich nie wieder gänzlich daraus entfernen ließen.

Die Widersprüche waren zum Theil mit dem vorwiegend subjektiven Charakter des Werkes nothwendig verbunden. War Faust einmal Goethe, so mußte er auch mit dem Dichter ein anderer geworden sein. Sollen wir uns ihn im „Urfaust" zwar nicht als einen Jüngling, aber doch als einen jüngeren Mann vorstellen, der erst zehn Jahr sein Lehramt bekleidet, so steht er jetzt in vorgerückterem Alter und zeigt auch äußerlich die Physiognomie des bejahrteren ernsten Gelehrten. Er trägt wie ein antiker Barbatus den langen Philosophenbart Vers 2055, Weimarer Ausgabe). Natürlich bedarf es nun auch einer Verjüngung, einer Neubelebung, um ihm die 30 Jahre vom Leibe zu schaffen und ihn dem Liebesglück, das ihn erwartet, zugänglich zu machen. Die Scene in der Hexenküche hat weder im Volksbuch noch im Puppenspiel ihr Vorbild, sie hatte natürlich auch im Urfaust keinen Raum, sie ist ganz ein Erzeugnis und eine Erfindung dieser Epoche, und eben das ist wohl der wahre Grund für ihre besondere Abrundung und Vollendung.

An dem Wandel, der sich inzwischen in den Lebensanschauungen, in der Weltbildung, in der sozialen Lage des Dichters vollzogen, hat natürlich auch Faust seinen Antheil erhalten. Er ist aus einer gewissen genialen Ungebundenheit in eine edlere gewähltere Sphäre gerückt. Hatte er sich früher in der Kellerscene selbst mit seinen Zauberkünsten produziert und sich mit der platten Gesellschaft seinen Spaß gemacht, so verbot ihm jetzt eine gemessenere, weltmännischere Lebensart ein solches marktschreierisches Auftreten. Seine Rolle wurde auf Mephisto übertragen, der von nun an allein die ausführende Hand bei allen magischen Veranstaltungen bleibt. Faust selbst hält sich in der vornehmen Reserve des Zuschauers, der sich unterhalten läßt. Ungezwungene, derbe Burschikositäten wie „Stille Mastschwein", würden ihm nun nicht mehr anstehen. Die „Sudelköcherei" erregt ihm Ekel, das „tolle Zauberwesen", die Fratzen der Hexenküche läßt er nur mit abweisendem Widerwillen über sich ergehen.

Einen tieferen Riß zog Goethes veränderte Stellung zur Natur. Jene überschwängliche schwärmerische Wertherstimmung, fühlend und

ahnend in das Herz der Natur einzudringen, hatte sich allmählich abgeklärt zu der stillen Begeisterung des ernsten Forschers, der in der Zucht eines unermüdeten, zur Kunst erhobenen Beobachtens den Weg gefunden hatte, die Fülle der Erscheinungen auf ihre typischen Urformen zurückzuführen. Eben erst in Italien hatte sich ihm so das Geheimnis der Urpflanze enthüllt und schon rang sich ihm die Ahnung eines letzten verborgenen Zusammenhanges alles organischen Lebens dunkel in der Seele empor. Das beseligende Gefühl des neu gewonnenen Einblickes in die Tiefen der Natur strömt nun in feierlichen Tönen in jenem herrlichen Monolog aus, der die Scene „Wald und Höhle" einleitet. Aber wenn der Erdgeist Faust „Alles, Alles" gegeben hat, worum er bat, warum, so fragen wir, hat er ihn dann anfangs von sich gestoßen, warum hat er ihm den Dämon zum „Gefährten" gesandt, der ihn mit teuflischer Bosheit gerade von dem abzulocken trachtet, was er als sein höchstes, sein edelstes Glück empfindet? Hier ist eine der bedenklichsten Verfehlungen, die gerade in das Herz des Urplanes trifft, das Verhältnis Mephistos zum Erdgeist.

Ich muß hier mit Rücksicht auf die spätere Auseinandersetzung meine Stellung zu dieser allmählich brennend gewordenen Frage im Vorübergehen mit einigen Worten darlegen. In der Urkonzeption, die sich noch wesentlich enger an die Sage anschloß, war Mephisto gewiß auch ganz als Teufel gedacht. Faust „fürchtet sich weder vor Hölle noch Teufel", das heißt, er zweifelt nicht an ihrer Existenz, aber der Gedanke an sie hat seine Schrecken für ihn verloren; er würde sich, wenn es ihm sonst gefiele, auch mit dem leibhaftigen Bösen verbinden. Nur dieser Sinn kann in den Worten liegen, anderenfalls hätte es geradezu heißen müssen, Faust *glaube* weder an Hölle noch Teufel. Mephisto war also damals, im Einklang mit dem Volksbuch und dem Puppenspiel, ein Abgesandter des Satans, ein echter Höllensohn.

Aber mit der Einführung des Erdgeistes in die Dichtung mußte naturgemäß auch die Rolle des bösen Geistes wechseln. In dieser, der *zweiten* Phase des Werkes, gab Goethe die christliche Grundlage der Sage völlig auf und schuf sich eine eigene Mythologie, die sich bis zu einem gewissen Grade aus dem Stück selbst rekonstruieren läßt. Den Gedanken eines persönlichen Gottes scheint Vers 163 (Urfaust) anzudeuten. Aber „der Allumfasser, der Allerhalter" in der Beichtscene zeigt rein spinozistische Züge. Jedenfalls, welches auch die Vorstellung von ihr sein mag, steht die Gottheit selbst ganz im Hintergrund der Handlung und greift nirgends selbst in sie ein. Nicht an sie, sondern an den ihr untergeordneten Gott der Erde wendet sich „der Erdensohn" Faust. Über das Wesen dieses Genius kann, da er sich

selbst deutlich genug charakterisiert hat, kein Zweifel obwalten. Er hat mit der mystisch-alchemistischen Vorstellung des „beschriecnen spiritus mundi", wie auch Gwinner („Goethes Faustidee", Frankfurt a. M. 1892, S. 196) in diesem Punkt richtig bemerkt, nichts weiter als den Namen gemein, er ist ganz eine Schöpfung des jungen Goethe. Er ist die irdische Erscheinung der Gottheit, die Personifikation der rastlos schaffenden, zwischen Werden und Vergehen ewig auf- und abwallenden Kraft der Erdnatur, Natur im weitesten, auch das gesamte Menschenleben umspannenden Sinne genommen. Wenn Goethe selbst später ihn einen „Welt- und Thatengenius" genannt hat, so beruht dies auf nachträglicher und zwar mißverständlicher Abstraktion aus Vers 149, die für die Deutung nicht in Betracht kommen kann; denn von dem jugendlichen Ursprung des Paralipomenon 1 wird Manning wohl niemand überzeugen (vgl. Goethe Jahrbuch 17, 209 ff.). Die Wirkung des Naturgeistes auch auf das Reich des Bewußten, das menschliche Handeln und die Geschichte auszudehnen (vgl. Graffunder, Preußische Jahrbücher, Band 68, 707 f.), ist ein Gedanke, der dem jungen Goethe jedenfalls sehr fern gelegen hat.

Dieser Geist also sendet den Mephistopheles. So klar und bestimmt wie möglich hat dies der Dichter ausgesprochen in Fausts klagendem Aufschrei „Großer herrlicher Geist, warum mußtest Du mich an den Schandgesellen schmieden". Stiller („Goethes Entwürfe zum Faust", Programm des Berliner Gymnasiums zum Grauen Kloster 1891, S. 15) und Graffunder (a. a. O., S. 714), die jede Beziehung Mephistos zum Erdgeist leugnen, kommen um diese Stelle nicht herum. Der Ausdruck „anschmieden" kann niemals ein bloßes Zulassen, sondern muß stets ein direktes thätiges Verhalten bezeichnen. Wenn der Erdgeist „den Schandgesellen" wieder in seine Hundsgestalt wandeln soll, so muß er doch unmittelbare Macht über ihn haben. Auch Kögels Ansicht (Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 2, 549, Anmerkung), der Dichter habe ursprünglich wohl die Absicht gehabt, Mephisto vom Erdgeist ausgehen zu lassen, habe sie aber „zweifellos in der Grethchenepisode aufgegeben", ist natürlich unhaltbar. Denn gerade eine Scene der Grethchentragödie („Trüber Tag") ist es ja, aus der wir die Beziehung der beiden Dämonen zu einander kennen lernen.

Was ist nun aber Mephisto? Ist er ein bloßer Naturdämon, wie Kuno Fischer immer noch behauptet? Dem widersprechen, wie oft genug nachgewiesen, die zahlreichen Stellen, wo er sich selbst Teufel, einen Diener des Luzifer nennt oder so genannt wird (Urfaust, Kellerscene 63, Vers 495, 527, 662 und andere). Er muß also von beidem etwas haben, vom Naturgeist und vom Teufel. Wirklich ist

er in keinem Stadium der Dichtung, auch nicht in der letzten Gestalt, weder das eine noch das andere ganz gewesen. Er vereinigt deutlich zwei Naturen in sich, eine physische und eine sittliche. Im Reiche der Natur ist sein Element „die Zerstörung". Er ist der Feind alles Seins und Wirkens, er „weidet sich am Schaden und letzt sich am Verderben". Da nun der Genius alles irdischen Lebens diese beiden Seiten des Naturdaseins, „Geburt und Grab", in seiner Person umspannt, so ist auch Mephisto in den Kreis seiner Kräfte gezogen und seinem unmittelbaren Einfluß untergeben (vgl. Witkowski, „Der Erdgeist im Faust", Goethe-Jahrbuch 17, 124). Aber Mephistos Wirken greift auch auf die Welt des Sittlichen über. Er ist „der Geist, der stets verneint", Alles, was man „Sünde, das Böse" nennt, ist sein eigentliches Element. Er hat seine Freude so gut am moralischen „Schaden und Verderben" wie am physischen. Mit wie satanischer Konsequenz er diesen Charakter gerade im Jugendentwurf, vor allem in der Grethchentragödie, offenbart, hat Graffunder (a. a. O., S. 710) treffend entwickelt. Alle seine Veranstaltungen laufen in gleichmäßiger Folge darauf hinaus, daß Faust Schuld auf Schuld häufe, als Verführer, als doppelter und dreifacher Mörder, daß er Grethchen in Verzweiflung und Verderben stürze. Wir sehen „in der That in einen Abgrund von Bosheit" hinab.

Nach beiden Seiten gehört Mephisto ursprünglich in die Sphäre des Erdgeistes, dem damit zugleich eine sittliche Bedeutung gegeben war, das Wort nur in dem Sinne einer elementaren, an das Naturleben anknüpfenden Tendenz genommen. Aber die Versuchung lag nahe, den bösen Geist nach dieser Seite der Vorstellung des christlichen Teufels anzugleichen, der denn auch schon im Urfaust oft genug durch die Maske des Naturgeistes hindurchblickt. Er spricht von seiner „Muhme, der Schlange" (Vers 2049), er arbeitet für die Hölle (Vers 3361), ja, er nennt sich geradezu einen Diener des Luzifer (Urfaust, Vers 527). Wie vereinigt sich dies, fragen wir, mit seinem Verhältnis zum Erdgeist?

O. Harnack (Preußische Jahrbücher 75, 91 ff.) hat, um den Widerspruch zu lösen, auf die kosmologischen Anschauungen des jungen Goethe hingewiesen (Dichtung und Wahrheit, Buch 8, S. 126, Hempel); er will „die Doppelnatur Luzifers" in den beiden Dämonen des „Faust" wiederfinden, identifiziert aber, wenn ich ihn recht verstehe, im wesentlichen den Erdgeist mit dem Luzifer. Aber dieser ist nicht „der Erdengott", sondern der Urheber der gesamten Schöpfung, ein Unterschied, der gerade in den alten Teilen unserer Dichtung sehr genau zu nehmen ist. Der Erdgeist steht auch nicht wie jener abgefallene Geist in einem feindlichen Verhältnis zur Gottheit, sondern ist selbst nur ihre sichtbare Darstellung

in der irdischen Natur, er „wirkt ihr lebendiges Kleid". Man muß sich überhaupt hüten, jenen jugendlichen Phantasien wegen einiger übereinstimmender Elemente eine besondere Bedeutung für unsere Frage beizulegen; man hat von der Dichtung selbst auszugehen, und man muß sich in unserem Falle leider auch im wesentlichen auf sie beschränken, wenn man zu einigermaßen gesicherten Resultaten gelangen will.

Wir müssen uns bescheiden, die Dichtung giebt keinen Anhalt dafür, wie wir uns das Doppelverhältnis des Mephisto zum Erdgeist und zugleich zu Luzifer zu denken haben. Es ergiebt sich demnach die Alternative: Goethe dachte sich auch Luzifer, den obersten der Teufel, als einen Untergebenen des Erdgeistes, oder aber, es gelang ihm nicht die intendierte Rolle Mephistos fest zu halten, sondern er schwankte zwischen seiner subjektiven freien und der volksthümlichen Vorstellung unwillkürlich und ohne es zu wollen hin und her. Das erste würde eine Systematisierungssucht voraussetzen, die der dichterischen Natur Goethes zu allen Zeiten fremd gewesen ist. Ich zweifle denn auch nicht, daß Mephisto, wie wir ihn haben, im eigentlichsten Sinne zwei verschiedenen Herren dient. Der Erdgeist hat ihn gesandt und ihm ist er anfangs allein unterthan. Aber je mehr im Gange der Handlung der Diener als eine selbständig handelnde Person in den Vordergrund tritt, um so mehr lockert sich das Band zwischen ihm und seinem Auftraggeber. Immer mehr entwickelt Mephisto seine Teufelsnatur und es ist bei der Natur des Stoffes nicht zu verwundern, wenn er unvermerkt dabei sich in den christlichen Vorstellungskreis einschleicht und gelegentlich selbst statt seines eigentlichen Herrn den Erzteufel seinen Gebieter nennt. So ist es im Urfaust. In der späteren Entwickelung der Dichtung wächst dann der Abstand zwischen dem Erdgeist und seinem Sendboten immer mehr, bis endlich der erste ganz aus dem Gesichtskreis entschwindet.

Welches ist nun Mephistos Stellung zu Faust? Er ist Fausts Diener, ihm zur unbedingten Erfüllung all seiner Wünsche beigegeben. Das muß auf einem Vertrage beruhen, denn Faust droht, ihn um Mitternacht zu entlassen, wenn er ihm Gretchen nicht sofort in die Arme schaffe (Vers 2636 f.). Also Mephisto ist durch einen Pakt gebunden, und kann, wenn er ihn bricht, nach Ablauf eines Tages um die nächste Mitternacht verabschiedet werden. Welche Verpflichtung ist Faust dagegen eingegangen? Graffunder (a. a. O., S. 712) behauptet sehr kategorisch, es habe schon im Plan der Jugendkonzeption gelegen, daß er seine Seele dem Teufel verschreiben solle. Er schließt dies besonders aus den Worten (Urfaust, Vers 526 ff.):

Hätt Luzifer so ein Dutzend Prinzen,
Die sollten ihm schon was vermünzen.

Luzifers Prinz könne nur jemand genannt werden, der ihm seine Seele überlassen habe. Graffunder fühlt richtig, daß ein solches Verhältnis zu Luzifer die Entsendung Mephistos vom Erdgeist unmöglich mache, und es ist im Grunde seine Ansicht damit schon widerlegt. Denn an der letzten Thatsache ist nun einmal nicht zu zweifeln. Die Verse 526 f. müssen also eine andere Auslegung gestatten. Unter dem Ausdruck Luzifers „Prinz" ist zu verstehen ein prätentiöser Mensch, für den Luzifer zu sorgen, dessen hochfahrende Forderungen er zu erfüllen hat. Ich kann nach dem vorher Gesagten von der abnormen Rolle, die hier der Beherrscher der Teufel spielt, absehen. Setzen wir statt Luzifer Mephisto ein! Konnte er denn nicht einen solchen Vertrag eingehen auf die bloße Hoffnung hin, durch seine satanischen Künste sich die Seele Fausts zu gewinnen? In Wahrheit ist der Vertrag einseitig. Der Erdgeist hat Mephisto gesandt, nicht um Faust zu strafen oder zu verderben, sondern um sein andringendes Flehen zu erfüllen. Das beweist der enthusiastische Ton, mit dem Faust später von dem „Großen, herrlichen Geist" spricht („Trüber Tag"). Ich lasse es dahingestellt, warum es gerade „der Schandgeselle" sein muß, dem die Aufgabe des Dieners zu teil wird; aber jedenfalls entspringt es nur seinem eigenen teuflischen Instinkt, wenn Mephisto beschließt, seinen neuen Herrn zu grunde zu richten. Er läßt sich eine drückende Bedingung gefallen in dem Bewußtsein, daß er sich an der Person des begünstigten Kontrahenten selbst werde schadlos halten können. Um eine Seele wie diese verlohnt es sich schon einiger Mühe, sie wird ihm so leicht nicht wieder ins Garn laufen. Daher seine rastlose Geschäftigkeit, die immer neuen Intriguen und Anstalten, um sich ein so seltenes Opfer nicht entschlüpfen zu lassen. War ihm Fausts Seele sicher, so bedurfte es ja einer so athemlosen Jagd nach Verderben und Verführung gar nicht. Wir haben demnach in dem Jugendentwurf bereits das spätere Motiv der Wette vorgebildet, und wir begreifen jetzt, wie Goethe in der letzten Phase der Dichtung überhaupt auf diese verfallen konnte. Hier wie dort muß Mephisto erst Fausts Seele fangen, wenn er sie haben will. Aber dort ist durch die Form der Wette die Rettung des Bedrohten von vornherein in Aussicht genommen, hier ist sein Untergang von allem Anfang an sicher. Der Urfaust sollte tragisch enden. „Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen und sie mit mir zu grunde gehen," ruft Faust unter der marternden Last seiner Schuld und in dem Bewußtsein, daß ihm das Verderben gewiß sei: Titanischem Übermut sollte titanischer Fall folgen; auf welche Weise, das läßt sich nicht mehr erkennen. Durch dieses verschiedene Ziel der Handlung ist jener große Riß entstanden, der sich

durch den ersten Teil der Dichtung in ihrer vollendeten Gestalt hindurchzieht. In dem Jugendentwurf ist die Grethchenepisode an ihrer Stelle, sie begründet Fausts Schuld, in der endgiltigen Fassung ist sie ein fortgesetzter Widerspruch, denn fortwährend verliert in ihr Faust seine Wette, ohne daß Mephisto nur einmal daran dächte, von seinem Schein Gebrauch zu machen (vgl. Kuno Fischer a. a. O. 2, 200 ff.).

Ich kehre zu dem „Fragment" zurück. Wieder ist Mephisto ein anderer geworden. Zwar in der Scene „Wald und Höhle", die, wie Scherer gesehen, an das bekannte Motiv „Trüber Tag" anknüpft, ist er noch der Abgesandte des Erdgeistes; aber in der „Hexenküche" ist seine Metamorphose zum christlichen Satan vollzogen. Er wird als solcher angeredet (Vers 2504) und identifiziert sich selbst mit ihm (Vers 2507 ff.), wenn er sich den Namen verbittet. Hier erhält er nun zuerst auch sein Teufelsattribut, den Pferdefuß, das Hinken. Es ist nicht zufällig, wenn im Urfaust nirgends von eigentlicher Teufelserscheinung bei ihm die Rede ist. Man hört von seinen „teuflischen Augen", seinem „grimmigen" Gesicht, seinen „gefräßigen Zähnen", Zügen, die doch nur sehr oberflächlich an den volkstümlichen Gottseibeiuns erinnern. Nirgends ist seines verräterischesten Kennzeichens, des mißgeschaffenen Beines, gedacht, auch in der Kellerscene nicht, wo der Dichter es dem scharfen Blick und dem leichtgeweckten Spott der lustigen Gesellen gewiß nicht hätte entgehen lassen. Es ist beachtenswert, daß nun im Fragment, wie zur Ergänzung, der Vers eingeschoben wurde (Vers 2184)

Was hinkt der Kerl auf Einem Fuß?

Von jetzt an steht nun dieser äußere Mephistotypus fest, zugleich mit der charakteristischen Tracht, dem „rothen Wamms" (Vers 2485), der „Hahnenfeder auf dem Hut", dem „Mäntelchen von starrer Seide" (Vers 1537 f.).

Auch sein Verhältnis zu Faust hat sich geändert. Im „Urfaust" ist er der Diener und wird dementsprechend behandelt. Er selbst nennt Faust „Herr" (Vers 2856), „gnädiger Herr" (Vers 2861) und, allerdings halbironisch, „Herr Doktor" (Vers 3523). Faust seinerseits kehrt den Gebieter durchaus hervor, er fordert und befiehlt, ohne Einwendungen zu dulden, ja er spart gelegentlich nicht die Schimpfworte und Äußerungen des Abscheus, wie „Thier", „Ungeheuer", „Hund" u. s. w. (vgl. Stiller a. a. O., S. 16). Anders im Fragment. Der in eine edlere Lebenssphäre gehobene Faust durfte sich in einem so niederen Ton nicht ergehen, und dem neuen Mephisto stand die Rolle des gemeinen Dieners nicht an. Die geläuterte Kunst des angehenden Klassizisten milderte an beiden die

allzu grellen Züge und näherte sie dadurch. Mephisto wurde von dem Diener der „Gefährte" Fausts (Vers 3243). Der Ausdruck deutet ein neues Verhältnis an, Mephisto ist nicht mehr Diener, sondern Begleiter, Geselle Fausts geworden; er gehorcht weniger, als er führt und bestimmt. Damit haben sich auch die Verkehrsformen zwischen beiden geändert, was sich sogar auf die Anrede erstreckt. Während sich Faust statt einer bestimmteren Rufform in der Regel mit dem bloßen Fürwort begnügt, bedient sich Mephisto fortan gern des vertraulichen „mein Freund" (Vers 2347, 2516, 2559, 2061, vgl. Vers 2528, 2580). Diese scheinbar nebensächliche Thatsache ist für die Kritik von besonderer Wichtigkeit, wie sich zeigen wird; sie ist ein untrügliches Kennzeichen für die Unterscheidung der alten und der jüngeren Bestandtheile der Dichtung. Denn auch in der letzten Fassung ist diese Art der Anrede beibehalten (Vers 1436, 1690, 4055), die allerdings mit „Doktor" (Vers 4024), und einmal sogar wieder mit „Herr Doktor" (Vers 3704) wechselt.[1])

Die Kritik hat es vor allem mit zwei Scenen zu thun, der ersten Unterredung zwischen Faust und Mephisto und „Wald und Höhle". Über die Entstehungszeit der ersten Scene herrscht jetzt wohl ziemliche Übereinstimmung; ein Zweifel kann in der That nicht bestehen. Wir finden Faust ganz in der Stimmung des Sturmes und Dranges. Alle „Schätze des Menschengeistes", die er auf sich „herbeigerafft" hat, können den verzehrenden Durst seiner Seele nicht stillen, er möchte erfahrend und erkennend in seinem „inneren Selbst genießen, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist". So redet der junge Goethe (vgl. Kögel a. a. O., S. 551), so denkt und empfindet auch der junge Faust, wenn er vor dem Zeichen des Erdgeistes Mut fühlt, „all Erden Weh und all ihr Glück zu tragen". Der Faust des Fragments ist über diesen Taumel, über diesen jugendlichen Seelenrausch hinaus, ein so überschwängliches, schwärmendes Verlangen würde dem ruhigen Forscher, dem gefaßten Manne schlecht zu Gesicht stehen. Das Gespräch paßt demnach nur in die Jugendkonzeption hinein, wohin es auch die Anrede „mein guter Herr" (Vers 1816) verweist, die das Dienerverhältnis voraussetzt. Kögel (a. a. O., S. 552) erklärt es mit großer Sicherheit für „eine Frucht des Herbstes 1774", Pniower (Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 2, 151) setzt seine Entstehung um die Wende des Jahres 1774. Mir ist das Vermögen einer solchen Hellsichtigkeit nicht gegeben; ich weiß nur, daß Kögels und Pniowers Parallelstellen gar nichts be-

[1]) Hierdurch wird auch das Paralipomenon 7 „Mein Freund, wenn je der Teufel Dein begehrt" u. s. w. chronologisch bestimmt. Doch ist es nicht „in Italien auf dem alten Blatte nachgetragen" (vgl. Graffunder a. a. O., S. 721), sondern erst bei der letzten Ausarbeitung, da es das Motiv der Wette voraussetzt.

sagen wollen. Diesem Unwesen der chronologischen Analogienjagd hat Erich Schmidt (a. a. O., S. XXII ff.) hoffentlich für immer ein Ende gemacht. Im übrigen wird man eine leichte stilistische Überarbeitung der Scene Pniower gerne zugeben.

Das Gespräch ist ein Fragment, es fehlt der Anfang, es setzt mitten im Satz ein. Die Verse, die die letzte Fassung als Einleitung dazu brachte „Du hörest ja, von Freud ist nicht die Rede" u. s. w., sind erst damals ergänzend hinzugekommen. Sie stehen in geradem Gegensatz zu dem Inhalt des Gesprächs, wie Scherer („Aufsätze über Goethe", S. 288 f.) zuerst nachgewiesen hat. Faust behauptet, sein Busen sei vom Wissensdrang geheilt, er wolle sich fortan „dem Taumel" weihen, er wolle die Widersprüche des Lebens, das Schmerzlichste wie das Erquickendste, wie in einem Zuge genießend durchrasen. Man sieht, Goethe suchte den Anschluß an die Worte „ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen" Vers 1773, wobei er die Worte „mit meinem Geist das Höchst und Tiefste greifen" (Vers 1772) als gleichbedeutend mit diesen nahm. Aber in der folgenden Unterredung handelt es sich für Faust ebenso um das Erkennen wie um das Genießen, Mephisto muß ihm erst das Spekulieren verleiden. Das ist ein Widerspruch, der nicht von Anfang an in der Scene liegen konnte; wir müssen annehmen, der Dichter fand das Gespräch in dem Manuskript so abgerissen einsetzend, wie wir es in dem Fragment haben, vor. Die vorangehende Gedankenreihe zu ergänzen wagte er nicht; es gelang ihm nicht, hier mitten in der großen Lücke den Faden aufzunehmen, er war der Geistes- und Gefühlsrichtung, die sich hier aussprach, zu sehr entfremdet.

Aber der Scene, wie er sie vorfand, fehlte auch der Schluß. Wir erwarten von Faust, bevor er sich zur Weltfahrt entschließt, auf Mephistos Vorschlag doch irgend eine Gegenäußerung, die eine so plötzliche Sinnesänderung motivierte. Statt dessen zieht er, ohne eine Einwendung zu wagen, wie ein verlegener, gestrafter Schüler ab, um sich zur Reise bereit zu machen. Die Scene brach hier offenbar unfertig ab und endete mit den Versen 1840 f.:

Das Beste, was Du wissen kannst,
Darfst Du den Buben doch nicht sagen.

Die darauf folgenden Verse 1842—1850 haben mit dem vorhergehenden Gespräch nichts mehr zu thun. Sie verraten sich durchaus als ein jüngerer Zusatz und haben nur den Zweck, die Verbindung mit der Schülerscene herzustellen. Ihren heterogenen Charakter hat schon Kögel (a. a. O., S. 552) bemerkt. Er macht mit Recht auf den Widerspruch von Vers 1846 und der scenarischen Bemerkung vor der Schülerscene im Urfaust aufmerksam. Dort maskiert sich

Mephisto mit Fausts „Rock und Mütze", hier erscheint er „im Schlafrock, eine große Perrücke auf". Der junge Goethe hatte sich mit echter Künstlernaivetät um das Zeitcolorit sehr wenig gekümmert: sein Stück konnte ebenso gut im 18. wie im 16. Jahrhundert spielen. Er gab Mephisto eine Professorenmaske, wie sie ihm aus seiner Studentenzeit von seinem Besuch bei Gottsched in heiterster Erinnerung war. Jetzt ist er auch hierin sorgfältiger geworden. Faust erscheint als Professor, in der Tracht des 16. Jahrhunderts mit „langem Kleide" und „Mütze" oder Barett, sowie er später für die Weltfahrt nach dem Beispiele Mephistos die vornehmere spanische Kleidung anlegt (Vers 1556 ff.). Dieser Widerspruch schließt also das Stück, Vers 1842—1850, von der Jugenddichtung aus und weist es in die Zeit des Fragments. Die Härte und Äußerlichkeit des Überganges von Vers 1841 zu 1842, sowie der Widerspruch zwischen Vers 1842 „gleich hör' ich einen auf dem Gange" und Vers 1844 „der arme Knabe wartet lange" sei eben nur erwähnt.

Es folgt Mephistos Monolog Vers 1851—1867. Er ist für die ergänzende Rekonstruktion des Jugendplanes von besonderer Wichtigkeit und muß daher aufs genaueste geprüft werden. Wir erkennen zwei Theile: in dem ersten äußert Mephisto die Hoffnung, es werde ihm gelingen, Faust zu verderben; in dem zweiten erklärt er, wie er dabei zu Werke gehen will. Die ersten Verse geben uns deutlich zu verstehen, daß Faust seine Seele dem Teufel nicht verschrieben hat. Sie enthalten in der Form der Aufforderung den Sinn: Wenn Du nur so fortfährst, die Wissenschaft zu verachten und den Teufelskünsten zu trauen, dann bist Du mir verfallen. So kann niemand sprechen, dem das, was er wünscht, schon sicher ist. Damit steht auch nicht in Widerspruch, wenn Mephisto später (Vers 1866) sagt, Faust habe sich „dem Teufel übergeben". Warum muß das gerade heißen, Faust habe ihm seine Seele verschrieben? Kann es nicht ebenso gut bedeuten, er habe sich der Gesellschaft und der Leitung des Teufels überlassen? Und daß es hier thatsächlich so verstanden werden muß, das beweisen eben die ersten Worte. Mephisto also hat keinen „blutgeschriebenen Titel", keine Zusage von Faust: ob er ihn in seine Gewalt bringen wird, hängt erst von seiner eigenen Geschicklichkeit ab. Dieser Punkt steht demnach im genauen Einklang mit dem Jugendentwurf.

Mephisto sieht Fausts Untergang als sicher voraus (Vers 1866 f.), er stellt ihn als eine nothwendige Folge seiner Charakteranlage hin (Vers 1856—1859):

> Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
> Er müßte doch zu grunde gehn.

Es ist der Dichter selbst, der aus der Maske Mephistos so zu uns spricht, der mit deutlichem Fingerzeig auf den geplanten tragischen Ausgang des Stückes hinweist. Auch dies deckt sich mit der Jugendkonzeption.

Mephistos Charakteristik (Vers 1856—1859) zeigt Faust als den „ungebändigt vorwärts dringenden" Geist, dem die beschränkten, irdischen „Freuden" nicht genügen, der im Erkennen und Genießen das Unendliche begehrt. Das ist nicht der Faust des Fragments, sondern der titanische Schwärmer, der sein Ich zu einem Universum erweitern möchte. Mit einem Wort, der Monolog gehört der Epoche der Jugenddichtung an.[1])

Aber war er auch für die Stelle, die er jetzt einnimmt, ursprünglich bestimmt? Mephisto nennt „Vernunft und Wissenschaft des Menschen allerhöchste Kraft". Man könnte Fausts ungeduldiges Hinausstreben über die Grenzen des menschlichen Denkens und Forschens, wie er es im vorigen Gespräch bekundet, an sich wohl als eine Verachtung von Vernunft und Wissenschaft bezeichnen. Aber diese Erklärung wäre hier nach dem Zusammenhang unhaltbar, ganz abgesehen davon, daß die sonstigen Widersprüche damit nicht beseitigt würden. „Vernunft und Wissenschaft" steht hier im Gegensatz zu „Blend- und Zauberwerken" (Vers 1853). Faust, so heißt es, verschmäht es auf dem Wege vernunftgemäßer, wissenschaftlicher Forschung seinen Drang nach Erkenntnis zu befriedigen, er sucht und erwartet Hilfe nur bei der Magie. Er hat sich mit ihr schon abgegeben, denn Mephisto hofft ihn darin zu bestärken. Daß sie nur Blendwerk ist und statt des wahren Wesens der Dinge nur einen täuschenden Schein vorspiegelt, verhehlt natürlich der „Lügengeist" dem gläubigen Adepten. Das ist also etwa der Standpunkt, auf dem wir Faust im Eingangsmonolog treffen. Aber in unserem Gespräch ist sein Sinnen und Verlangen auf ein ganz anderes Ziel gerichtet. Er verachtet nicht die Kraft der Vernunft, sondern er überschätzt sie, er traut ihr die Fähigkeit einer unendlichen Erweiterung zu und glaubt, durch seinen bloßen Willen (vgl. Vers 1785) „in die Adern der Natur fließen" und das Ewige fassen zu können. Von der Magie ist überhaupt nicht die Rede, er denkt nicht einmal an sie. Das ist der Faust, der kühn vor die Erscheinung des Erdgeistes tritt und sich ihm gleichzustellen wagt. Kurz, die ersten fünf Verse sind mit dem vorhergehenden Gespräch nicht zu vereinbaren. Es folgen die Verse:

[1]) Die Reimtechnik spricht nicht, wie Pniower (Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 5, 427) meint, dagegen, sondern eher dafür. Über die Technik und den Ton des Knittelverses hat sich Goethe nirgends freier erhoben als gerade im Urfaust. Mit unserem Monolog mag man vergleichen Urfaust, Vers 547 ff. und besonders Vers 961 ff.

Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit,
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben:
Er wird Erquickung sich umsonst erflehn.

Diese Verse setzen wieder ein neues Motiv, eine vorhergegangene Verabredung voraus. Mephisto muß sich verpflichtet haben, Faust in das Leben zu führen und ihm die Gelegenheit zu schaffen, in seinem „inneren Selbst zu genießen, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist". Dieses Motiv spielt in der That in der vorigen Scene seine Rolle, Mephistos ganze Absicht läuft ja darauf hinaus, Faust in die Welt zu locken. Aber dieser selbst verhält sich dabei ganz passiv. Er giebt endlich halbunschlüssig nach, aber von irgend welchen Bedingungen oder Forderungen hören wir von seiner Seite nichts. Mephisto braucht gar kein unehrliches Spiel zu treiben, wie er es hier im Monolog ankündigt. Faust hat sich ihm ohne Widerspruch, auf Gnade und Ungnade, anvertraut, und er kann sich nicht beklagen, wenn ihm das nicht wird, was er sucht.

Es ist wohl hinlänglich klar, der Monolog paßt in keiner Weise für die Scene, hinter der er steht. Er setzt zweierlei voraus, was diese nicht enthält. Faust muß feierlich der Wissenschaft entsagt und sich der Magie ergeben haben, er muß ferner einen Pakt mit dem Teufel geschlossen haben, der diesen verbindet, ihn auf der Weltfahrt zu begleiten und seinen Drang nach unendlichem Lebensgenuß zu befriedigen. Ist es denkbar, daß unsere Scene von Hause aus so geplant war, daß sie diese Elemente in sich aufnehmen konnte? Goethe hat später, in der letzten Phase der Dichtung, versucht, sie um die erwähnten Motive zu erweitern und sie zu einer wirklichen Vertragsscene zu machen. Aber wie wenig ist das Experiment gelungen. Es ist eine der verwirrtesten Scenen im ganzen Faust geworden. Die Anlage unseres Gesprächs gestattet in der That eine solche Erweiterung nicht. Daraus folgt, es muß unser Monolog ursprünglich als Abschluß für eine Scene bestimmt gewesen sein, die geplant war, aber nicht ausgeführt ist. Goethe erkannte dann bei seiner Einordnung in das Fragment die anfängliche Absicht nicht mehr, er ließ ihn der Scene folgen, hinter der er ihn im Manuskript zunächst las und schuf so einen später fortwirkenden schweren Mißstand.

Diesem Faust, der eben noch so entschlossen das hohe Streben seines Geistes vertreten hat, können wir unmöglich zutrauen, daß er es im Handumdrehen für eitel Dunst erklären und es der Magie zum Opfer bringen werde. Diese Sinnesänderung konnte nur durch

eine neue Scene motiviert werden. Man mag sich die Lücke etwa so ergänzen. Unser Gespräch (Vers 1770—1841) war als ein erster Versuch der Verlockung gedacht, es hatte nur vorbereitende, sondierende Bedeutung, Faust sollte sich durch Mephisto nicht gleich bekehren, sondern nur irremachen lassen. Er hört ja den Vorschlag, das Spekulieren aufzugeben und sich frisch den Freuden der Welt zu widmen, nur mit halber Teilnahme an. Das ist ja gar nicht, was er wünscht, das hat ja für ihn gar keinen Reiz, das Leben wie der erste beste Roué zu durchtoben. Wir sahen schon vorher, wie die Scene in ihrer alten Gestalt mit Vers 1841 unfertig ausging. Wir mögen annehmen, es sollten nach der ersten Absicht danach noch einige Worte gewechselt werden, in denen Faust erklärte, was Mephisto ihm vorgeschlagen, sei nicht nach seinem Sinne. Der Dialog verlief demnach äußerlich für den Teufel resultatlos.

Nun eine andere Scene. Der Versucher tritt von neuem an Faust heran. Diesmal ist er schlauer. Faust besteht immer noch auf seinem Kopf. Mephisto geht zum Schein auf seine Wünsche ein. Er will ihm alles, Naturerkenntnis und Weltgenuß, genau so, wie er es begehrt, verschaffen. Er preist als den einzigen Weg dazu die Magie und diskreditiert die Wissenschaft. Faust läßt sich bethören, die Zauber der Magie umgarnen ihn stärker denn je; er macht sich zur Weltfahrt bereit. Und nun schließt sich unser Monolog an, in dem wir den Lügengeist Triumph rufen hören: die Magie ist nur Blendwerk, auf der Weltfahrt wird Faust nur schaale, gemeine Zerstreuungen finden, dieser hohe Geist ist dem Untergang rettungslos verfallen.

Von dieser nicht zur Ausführung gelangten Scene sind uns vielleicht noch einige Bruchstücke erhalten. In der erweiterten Gestalt der Vertragsscene von 1808 finden sich Elemente, die nach Form und Gedanken jugendlichen Ursprung verraten, die Verse 1639—1648 und Vers 1749—1759. In dem ersten Stück handelt es sich um den Vertrag. Mephisto bietet sich selbst unaufgefordert Faust als Begleiter, „Geselle" an; mache er es ihm als solcher recht, so sei er bereit sein Diener zu werden. Es ist nur ein Mißverständnis, wenn Goethe darauf Vers 1649 ff. Faust fragen läßt, was er ihm dagegen erfüllen solle. Mephisto hat ja seinen Vorschlag freiwillig und bedingungslos gemacht, ihn zunächst auf die Probe, und dann erst, wenn es Faust gefalle, dauernd als Diener anzunehmen. Das stimmt jedenfalls eher zu der einseitigen Verabredung der Jugendkonzeption als zu der späteren Wette. Das andere Stück Vers 1749—1759 zeigt Faust, wie er sich voll „Ekel" von dem „Wissen" lossagt und sich den Wundern der Magie in die Arme wirft; er will sich einem rastlosen, alle Empfindungen umfassenden Lebensgenuß widmen. Das weist

direkt auf unseren Monolog hin. Die Verse bieten freilich andere weitige Schwierigkeiten, die hier nicht berührt werden sollen.

Die zu der Weltfahrt überleitende kurze Scene (Vers 2051—2072) ist natürlich junger Zusatz. Faust ist als Mann in reiferen Jahren gedacht (Vers 2055 ff.), der Zaubermantel ist ein Motiv, das die alte Dichtung noch nicht kennt. Auch die „Feuerluft" (Vers 2069) deutet, nach Kögels Beobachtung (a. a. O., S. 552), auf eine spätere Entstehung, da Goethe „die Montgolfierschen Versuche nicht vor 1783 in den Kreis seiner Interessen gezogen". Mit absoluter Bestimmtheit endlich weist die Anrede „mein guter Freund" (Vers 2061) auf die Zeit des Fragments hin.

„Wald und Höhle" ist von allen Faustscenen am schlimmsten kontaminiert, aber zugleich am leichtesten zu entwirren. Wir haben auf den ersten Blick drei Bestandtheile, den Monolog (Vers 3217—3250), ein mittleres Dialogstück Vers 3251–3341, und endlich ein durch vier Verse erweitertes Dialogfragment aus dem Urfaust Vers 3342—3373. Daß der Monolog nach Sprache, Metrum und Inhalt das Produkt einer neuen Entwicklung, eine Frucht der italienischen Reise ist, mag er während oder nach ihr entstanden sein, darüber kann kein Zweifel bestehen. Wer ihn, wie Koch (Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte 8, 125 ff.), früher, in das Jahr 1783/84, setzt, verzichtet auf jede Berücksichtigung der Beweise, die die einfachste philologische Beobachtung an die Hand giebt. Aber wie verhält es sich mit dem großen mittleren Abschnitt Vers 3251—3341? Erich Schmidt (a. a. O., S. LIX) meint, er setze „unleugbar unseren Monolog und seine Scenerie voraus" und nehme Bezug auf die „Hexenküche", auf die wenigstens der erste Teil des Zwiegesprächs (Vers 3251—3302) ursprünglich auch habe folgen sollen. Nach seiner Ansicht ist danach diese ganze Partie Vers 3251—3341 jungen, das ist italienischen oder nachitalienischen Ursprungs. Aber muß denn wirklich, wer dieses Stück „zurückdatiert, auch ein älteres Zwiegespräch entwerfen"? Könnte nicht umgekehrt der Monolog erst nachträglich aus dem Dialog herausgesponnen sein?

Die Beziehung auf die „Hexenküche" findet Erich Schmidt in dem Verse 3277. Die Worte „dir steckt der Doktor noch im Leib" sollen „die Verjüngung meinen". Ich will nicht erwidern, daß genau genommen der Doktor dem nicht mehr im Leibe stecken kann, dem er eben erst durch einen Zaubertrank förmlich ausgetrieben ist. Aber jener Vers muß aus dem Zusammenhang mit den unmittelbar vorhergehenden Versen erklärt werden. Vers 3268 ff. rühmt sich Mephisto:

Vom Kribskrabs der Imagination
Hab' ich dich doch auf Zeiten lang curiert.

Faust hat demnach der Spekulation Valet gesagt, aber zunächst nur wie auf die Probe. Nachdem er einige Zeit das neue Leben genossen, erfährt er zu Mephistos Verdruß einen Rückschlag in das alte Leiden. Der Doktor kommt wieder zum Vorschein. Diesem Faust merken wir nichts an von einem „wilden Feuer" der Sinnlichkeit, der Verjüngungstrank, das „schöne Bild" müßten ohne alle Wirkung auf ihn geblieben sein. Eine Beziehung des Verses 3277 auf die „Hexenküche" ist danach ausgeschlossen.

Kögel (a. a. O., S. 554) empfindet richtig, wenn er die ganze mittlere Partie Vers 3251—3337 in die vorweimarische Zeit setzen will. Aber die Beweise dafür sind noch erst zu erbringen, und außerdem, „hier gilts zu unterscheiden". Wir haben zunächst bis Vers 3302 eine nach ihrem inhaltlichen wie rhythmischen Charakter einheitliche Partie. Der regelmäßige iambische Gang der Verse wird nur einmal Vers 3287 durch gehäufte Senkungen unterbrochen. In diesem Stück fällt ein scharfer, fast feindseliger Ton zwischen den Unterrednern auf. Faust behandelt Mephisto von oben herab, halb verächtlich fertigt er ihn ab (Vers 3265), „er will noch Dank, daß er mich ennuyirt". Für seine Gemeinheiten hat er nur ein „Pfui" (Vers 3293). Mephisto seinerseits läßt es nicht an den verletzendsten, frechsten Entgegnungen fehlen. Er beklagt sich über Fausts herrische Art (Vers 3259), und nennt ihn einen „Gesellen unhold, barsch und toll". Kurz, wir hören nicht den „Gefährten", sondern den Diener. Er würde nicht wagen, Faust seinen „Freund" zu nennen, er sagt respektvoll „der Herr" (Vers 3263).

Aber weiter. Aus der cynischen Parodie, mit der Mephisto Faust seinen „Wandel in der Öde" verleiden will, klingen uns bekannte Töne entgegen, Faust „durchwühlt der Erde Mark mit Ahnungsdrang", er möchte sich „zu einer Gottheit aufschwellen lassen" und „liebewonniglich in alles überfließen". Das ist der stürmische Standpunkt des jungen Faust, der, statt die Natur denkend zu erfassen, fühlend und ahnend in sie eindringen will. Wie weit ist dieser schwärmerische Drang von der reifen Art der Naturbetrachtung entfernt, die sich im Monolog, den Erich Schmidt schön und treffend paraphrasiert (a. a. O., S. LVII), in Worten lautester Weihe enthüllt! Die reine Wonne, die der Faust des Monologs im Anschauen der vertraut sich ihm erschließenden Natur genießt, ist doch von anderer Art als das Glück, welches das Gefühl einer „neuen Lebenskraft" (Vers 3278) dem Faust des Dialogs bereitet. Jener empfindet im besänftigten Herzen eine stille Seligkeit, die ihn „den Göttern nah und näher bringt", dieser in seinem trotz allem Glück wühlend fort arbeitenden Innern ist, wenn wir Mephisto glauben sollen (Vers 3300 f.), „schon wieder abgetrieben und, währt es länger, aufgerieben

in Tollheit oder Angst und Graus". Das stimmt nicht zusammen, Monolog und Dialog fallen von selbst auseinander, dieser gehört dem Fragment, jener der Jugenddichtung an.

Erich Schmidt (a. a. O., S. LIX) will in den Versen 3294 ff. „ihr habt das Recht gesittet pfui zu sagen" u. s. w. einen „Seitenhieb" sehen auf „die neuerdings gegen Egmonts Clärchen verstimmte Übersittlichkeit und andere frauenzimmerlich-höfische Prüderien". Die Worte mögen immerhin eine persönliche Spitze enthalten, aber auf Goethes nachitalienische Erfahrungen beziehen sie sich nicht. Schon in „Hanswursts Hochzeit" (Der Junge Goethe 3, 498) läßt Goethe Kilian Brustfleck einen verwandten Gedanken aussprechen in der Mahnung:

Daß ihr euch sittlich stellen sollt,
Und thut dann alles, was ihr wollt.
Kein leicht unfertig Wort wird von der Welt vertheidigt,
Doch thut das Niedrigste und sie wird nie beleidigt.

Vor allem aber haben wir einen sprachlichen Anhalt für den vorweimarischen Ursprung der Stelle. Mephisto redet Faust in den unmittelbar folgenden Versen zweimal mit „er" an (Vers 3297, 3299). Diese Art der Anrede war zu der Zeit, wo das Fragment entstand, in den guten Kreisen nicht mehr üblich oder wenigstens stark im Abnehmen begriffen (vgl. Eckstein, „Zur Geschichte der Anrede im Deutschen durch die Fürwörter", Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 100, 477). Dementsprechend findet es sich in den neuen Teilen des Fragments und in der späteren Phase der Dichtung nirgends mehr, dafür nur noch, willkürlich wechselnd, „ihr" und „du". Hingegen im Urfaust ist „er" in der Anrede noch häufig (Urfaust, Vers 195, 196, 486, 487, 767, 893, Keller 163, 185), und ebenso „sie" (Urfaust, Vers 735, 737, 755, 756, 765, 769, 785). Die Stelle Vers 3294—3302 spricht also nicht gegen, sondern für jugendliche Entstehung.

Das Zusammenstimmen all dieser Momente setzt es außer Zweifel, daß das Dialogstück Vers 3251—3302 ein Produkt der Jugendepoche ist, und zwar haben wir es, abgesehen von einer selbstverständlichen leichten stilistischen Redaktion, im wesentlichen so, wie Goethe es in dem alten Manuskript vorfand. Denn gegen die Annahme von inhaltlichen Zusätzen und Erweiterungen spricht sein einheitlicher Charakter. Am wenigsten natürlich kann, wie auch Kögel (a. a. O., S. 554) bemerkt, die Anspielung auf Fausts Selbstmordversuch jetzt erst erfunden und eingefügt sein, da dieses Motiv im Fragment ganz ohne Folge bleibt. Die Scene selbst sollte mit Vers 3251 neu einsetzen, sie exponiert sich so vollkommen, wie es nur geschehen kann, sie orientiert über Schauplatz und Situation.

Aber sie war ohne Schluß, sie brach mit Vers 3302 unfertig ab, gerade da, wo ihre Stellung innerhalb des Gesamtentwurfes erst hätte hervortreten müssen. Es gelang Goethe daher nicht, so wenig wie es uns gelingt, ihre ursprüngliche Bestimmung noch klar zu erkennen, er setzte sie, indem er den Monolog aus ihr entwickelte, in Beziehung zur „Hexenküche". Aber wie wenig sie sich damit verträgt, haben wir vorher gesehen. Ob er wirklich anfangs die Absicht hatte, sie mit dem Monolog vereinigt als eine besondere Scene der Gretchentragödie voranzuschicken, läßt sich nicht mehr erkennen. Jedenfalls gab er diesen Gedanken bald auf und legte sie mit erneutem Widerspruch um einige alte und neue Elemente erweitert mitten in die Liebesepisode hinein.

Mit Vers 3303 folg. ein neuer Abschnitt, der bis Vers 3325 reicht. Er sondert sich durch seinen rhythmischen Charakter deutlich von seiner Umgebung ab. Vorher wie nachher rein iambischer Versbau, hier plötzlich freies Senkungs- und zugleich sehr unregelmäßiges Hebungsprinzip. Schon dieser Umstand würde genügen, das Bruchstück aus der Zeit des Fragments zu verweisen, das in seinen neuen Teilen den Knittelvers nur streng iambisch behandelt. Aber auch inhaltlich geht das Element auf den Jugendentwurf zurück. Es gehört in die Gretchentragödie und schlägt ein Motiv an, das jetzt nicht zu voller Ausgestaltung gelangt ist. Faust hat, von Reue erfaßt, Gretchen verlassen und sich in die Einsamkeit zurückgezogen. Wir finden ihn, wie vorher, „in Wäldern thronen". Mephisto sucht sein Gewissen zum Schweigen zu bringen und seine Leidenschaft für Gretchen neu zu entflammen, indem er ihren Liebesgram schildert. Dies liegt ganz in der ursprünglichen Richtung der Charaktere. Wir können es Faust, der schon nach dem ersten sinnlichen Aufflammen in Gretchens Schlafzimmer (Vers 2730, 2738) halb willens ist umzukehren, wohl zutrauen, wenn er, bevor es zum Äußersten kommt, noch einen letzten Versuch macht, sich loszureißen. Auf der anderen Seite ist Mephisto ganz in seiner Rolle, wenn er alle Künste der Kuppelei spielen läßt, um einen Ausgang zu verhüten, der seine diabolischen Anschläge mit einem Mal zu nichte machen würde. Wir stehen also mit unserem Scenenstück auf dem Boden der Jugenddichtung. Es führt in die Zeit, wo Gretchen noch nicht verführt ist, was Kögel (a. a. O., S. 554, Anmerkung) nicht hätte verkennen sollen; es war demnach ungefähr für die Stelle bestimmt, welche die Scene „Wald und Höhle" später 1808 erhalten hat.

Wie sich die beiden Dialogfragmente Vers 3251—3302 und Vers 3303—3325 zu einander verhalten, ist schwer zu sagen. Trotz der Ähnlichkeit der Situation und der Übereinstimmung des Schauplatzes können sie nicht für ein und dieselbe Scene berechnet gewesen

sein: dagegen spricht schon die ungleiche metrische Form, vor allem aber der Umstand, daß in dem ersten Abschnitt jeder Hinweis auf Grethchen fehlt. Ich begnüge mich, die Thatsache zu konstatieren und enthalte mich jeder weiteren Vermutung.

Erich Schmidt meint, mit dem Vers 3303 habe Goethe die beiden Teile der Mittelpartie durch eine Notbrücke verbunden. Aber die Worte „dein Liebchen sitzt dadrinne" sind alt. Das beweist das halbvulgäre „dadrinne", das dem Stil des Fragments widerstrebt und wohl nur aus Versehen nicht getilgt ist. Aber dies „dadrinne" bietet freilich seine Schwierigkeiten. „Wo drinne? Wo sind wir?" fragt mit Recht Erich Schmidt a. a. O., S. LX. Sind wir vor Grethchens Thür, wohin uns allerdings später Vers 3367 führt? Das kann nicht sein, da Vers 3311 die Scene ja ausdrücklich in den Wald verlegt. Ich weiß hier keine andere Erklärung als diese. Der Schauplatz muß in der Nähe von Grethchens Vaterstadt gedacht werden und diese in der Ferne sichtbar sein. Mephisto weist, indem er die erwähnten Worte spricht, mit einer Handbewegung nach jener Richtung, und „dadrinne" heißt: „dort in ihrer Kammer in der Stadt". An ein nachträgliches Einschieben des Verses 3311 kann ich nicht glauben.

Es folgt Vers 3326—3341. Diese Stelle trägt wieder ein ganz neues Gepräge. Reinster Jambenfluß und eine wohl stilisierte Sprache. Der junge Faust hätte den Teufel nicht abgewiesen mit so gewählten Worten „hebe dich von hinnen" Vers 3326) oder dem matten „entfliehe" Vers 3338), er hätte vor allem das gute Grethchen nimmermehr „das schöne Weib" (Vers 3327 genannt. Hier vernehmen wir den zum Klassizismus bekehrten Dichter, wir spüren den Einfluß Italiens. Auf eine inhaltliche Inkonzinnität hat schon Scherer „Aus Goethes Frühzeit", S. 105) aufmerksam gemacht. Faust läßt Mephisto, der von Grethchens Liebeskummer erzählt, ruhig aussprechen. Er durchschaut die kupplerische Absicht, traut sich aber nicht die Stärke des Widerstandes zu, daher sein gereizter Ruf „Schlange! Schlange!". Das ist durchaus verständlich. Wenn er aber gleich darauf Vers 3327 Mephisto verbietet „das schöne Weib" zu nennen, so ist das in mehr als einer Beziehung auffallend. Denn Mephisto hat inzwischen überhaupt nichts erwidert — die Worte „Gelt! daß ich dich fange" spricht er für sich — und für die Verse 3303 ff. kommt die Unterbrechung zu spät. Die Stelle Vers 3326—3341 fällt also nach Stil und Inhalt aus dem Rahmen, und daß sie in der That erst jetzt hinzugedichtet sein kann, beweist Mephistos vertrauliches „mein Freund" (Vers 3336). Die kleine Partie ist hier bei der Zusammenordnung der Scene eingeleitet, um den Anschluß an das letzte Stück Vers

3342—3369 herzustellen. Dort sehen wir Faust bereits auf dem Wege zu Grethchens „Kammer", dieses Unterliegen des eben noch Widerstrebenden mußte motiviert werden. Die derben Cynismen gegen das Christentum, die dabei unterlaufen, weisen, wie auch Erich Schmidt (a. a. O., S. LX) andeutet, ebenfalls auf nachitalienische Entstehung hin. Übrigens vermag ich mit der Anspielung auf das Abendmahl, das Grethchen „indes" nehmen soll (Vers 3334 f.), nichts anzufangen.

Die letzte Partie Vers 3342—3369 ist gewaltsam aus ihrer ursprünglichen Stellung nach Valentins Monolog hierher übertragen. Die ersten Verse, die einen städtischen Schauplatz in der Nähe von Grethchens Wohnung voraussetzen, mußten hier fortgelassen werden, um die Fiktion, daß wir uns noch im Walde befinden, einigermaßen zu ermöglichen. Aber der Widerspruch ist trotzdem geblieben, denn die Aufforderung Vers 3367 „geh ein" kann nur unmittelbar vor der Thür Grethchens gesprochen werden. Auch Fausts Verzweiflung ist nur recht zu verstehen, wenn er sich noch einer größeren Schuld bewußt ist als der, den Seelenfrieden der Geliebten gestört zu haben. Die Verse, die nach der ersten Absicht zu der Ermordung Valentins überführen sollten, haben die sich fortschleppenden Widersprüche in unserer Scene auf die Spitze getrieben.

Demnach ist die Scene „Wald und Höhle" aus folgenden Elementen zusammengesetzt: Der Monolog Vers 3217—3250 neu, Vers 3251—3302 alt, Vers 3303—3325 alt, Vers 3326—3341 neu, Vers 3342—3369 alt, Vers 3370—3373 neu.

Keine Scene im ganzen Faust ist instruktiver für Goethes Verfahren bei der Komposition der Dichtung als diese. An ihr müssen alle Harmonisierungsversuche kläglich zu Schanden werden.

# Zu Schillers Demetrius.[1]

Von Albert Leitzmann in Jena.

## I. Die Quellen.

1. Über die Hauptquellen, die Schiller für seine dichterische Bearbeitung der Geschichte des falschen Demetrius benutzt hat, sind

[1] Schillers dramatischer Nachlaß, nach den Handschriften herausgegeben von Gustav Kettner. 1. Band: Schillers Demetrius, nach den Handschriften des Goethe und Schillerarchivs. Weimar, Böhlau 1895. Schriften der Goethegesellschaft 9.

wir durch ihn selbst genau unterrichtet. Zu dem, was sich aus den Papieren seines Nachlasses ergiebt, kommen dann bestätigend und erweiternd die Hinweise hinzu, die sein Schwager Wilhelm von Wolzogen dem Dichter brieflich gab.

Schillers Kollektaneen enthalten mehr oder weniger ausführliche Auszüge aus folgenden Werken (vgl. Goedeke, Schillers sämtliche Schriften 15, 2, 324 und Kettner, S. 309):

Treuer, Einleitung zur moskowitischen Historie, Leipzig und Wolfenbüttel 1720;
Connor, Beschreibung des Königreichs Polen, Leipzig 1700;
Levesque, Histoire de Russie, Band 3 und 4, Hamburg und Braunschweig 1800;
Olearius, Vermehrte neue Beschreibung der moskowitischen und persischen Reise, zweite Ausgabe, Schleswig 1656;
Müller, Sammlung russischer Geschichte, Band 4 und 5, Petersburg 1760.

Von diesen Büchern sind Connor, Olearius und Müller sowohl auf der Weimarer als auf der Jenaer Bibliothek vorhanden; Treuer fehlt in Weimar, ist jedoch in Jena vorhanden; der Nachdruck des Levesque fehlt beiden Bibliotheken, weshalb Kettners Vermutung (S. LXV), daß Schiller ihn durch Wolzogen erhielt, sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich hat. Schillers Notizen sind teils historischen Inhalts, indem er sich einzelne Daten oder Charakterzüge zu künftiger Verwertung anmerkte, teils dienen sie dem von ihm stets sehr ernst genommenen Zweck, sich in das Milieu einzuleben, wie wir es heute bezeichnen würden, und Lokalfarben für seine Zeichnung im einzelnen zu gewinnen. Daß derlei Einzelzüge absichtslos in das poetische Ganze verwebt werden müssen und nirgends als Zeugnisse für die historische oder sonstige wissenschaftliche Belesenheit des Dichters anspruchsvoll in den Vordergrund gestellt werden dürfen, darüber war er sich im Unterschiede von vielen modernen Dichtern von vornherein klar. „Alle über Rußland nötige Notizen," heißt es in dem großen Szenar (123, 21), „müssen an den gehörigen Orten verteilt werden, so daß man jedesmal, wo man es braucht, vollkommen unterrichtet ist und daß keine zu große Masse solcher historischer Notizen zusammenkommt; alles, was um des Ganzen willen notwendig wird, muß auch um seiner selbst willen dasein und interessieren." Wilhelm Tell kann uns als Muster dienen, wie er dieser selbstgestellten Forderung gerecht wurde, da uns für dieses Stück die meisten Kollektaneen noch erhalten sind. Daß Levesques Darstellung Schillers leitende Quelle für den Demetrius gewesen ist, hat Kettner in der Einleitung ausführlich dargelegt; auch die Benutzung der übrigen vier Quellenschriften hat er im wesentlichen richtig bestimmt. Doch lassen sich im einzelnen mancherlei Berichtigungen und Ergänzungen zu seiner Darstellung geben.

2. Die Auszüge aus Treuer (S. 244) hat Kettner S. 310 nachgewiesen.

244, 4 „er zerbricht endlich dieses tartarische Joch und bezwingt Kasan" entspricht jedoch nicht S. 9, sondern S. 20 bei Treuer: „er hatte .... Kasan bezwungen."

244, 11. Die czarische Brautlese wird nicht nur S. 49, sondern genauer auch S. 161 erwähnt.

Ich bemerke hier gleich immer, wenn von Schiller aus einer Quelle notierte Dinge auch in andern seiner Quellen vorkommen.

Die eben erwähnte Brautlese (244, 11) kennt auch Levesque (ich citiere nach der hier in Jena allein vorhandenen Ausgabe Pjwerdun 1783) 2, 289. 290. 3, 213. 4, 139.

Zu 245, 6 vgl. die Erzählung von Dmitri Utschinin bei Levesque 3, 147.

Zu 245, 15 „Aprisna" vgl. Levesque 3, 65 „opritchina (exception)."

Den Ritus des Kreuzküssens (245, 18) erwähnt Treuer auch S. 112. 284. 396. 415. 416. 418. 425. 438.

Die Notizen aus Connor (S. 245) und die Bemerkungen über Kiew aus Müller (S. 249) sind von Kettner S. 310 vollständig nachgewiesen.

Von den Kosaken, über die sich Schiller aus Müller Auszüge machte (S. 250, Nachweise bei Kettner, S. 311), besonders von den Saporogern handelt auch Levesque in einem besondern Kapitel (4, 152; vgl. auch S. 46).

Eine besondere Bemerkung erheischt die Notiz „es giebt barbarische Ungeheuer unter ihnen; Stenko Razin" (251, 8). Bei Müller wird diese Persönlichkeit, deren Namen Schiller im Demetrius verwendete, nicht erwähnt; Kettner (S. 311) verweist auf Levesque (4, 66), der ausführlich von Stenka Razin berichtet, und hält Schillers Namensform Stenko für „verschrieben" aus Levesques Stenka. Das ist nicht der Fall, denn Schiller kannte den Räuber aus andern Quellen und entnahm daher auch den Namen Stenko. Die Weimarer Bibliothek besitzt ein Heftchen, Emden 1671 erschienen, das den Titel trägt: „Kurze, doch wahrhaftige Erzählung von der blutigen Rebellion in der Moskau, angerichtet durch den großen Verräter und Betrieger Stenko Razin, donischen Kosacken"; dies kann leicht Schiller einmal in die Hände gefallen sein. Aber auch sonst, ja fast überall begegnet diese Form des Namens: so werden in Bacmeisters Russischer Bibliothek 3, 244. 247 eine „Kurzgefaßte Erzählung von Stenko Razin, Petersburg 1774" und ein Aufsatz über ihn von dem später zu erwähnenden Dichter Sumarokow besprochen. Nur in einem Aufsatze Hases in Büschings Magazin für die neue Historie und Geographie 9, 77 „Nachricht von dem Aufruhr und den Freveltaten des donischen Kosacken Stenka Razin" finde ich Levesques Schreibung.

Für die kurzen Notizen aus Levesque (S. 251) hätte Kettner (S. 311) statt seiner allgemeinen Angabe die genaueren Nachweise Goedekes (S. 334) aufnehmen sollen.

Am eingehendsten hat Schiller Olearius excerpiert (S. 252). Kettners Bemerkung „Schiller excerpiert das ganze dritte Buch . . . . nur zu Anfang blättert er flüchtig in den Schluß des zweiten zurück" (S. 311) trifft nicht das Richtige. Vielmehr beginnen seine Auszüge mit dem Ende des zweiten Buches (für 252, 3 ist nicht S. 144, sondern S. 121 die Quelle) und gehen dann der Reihe nach weiter ins dritte. Schließlich las aber Schiller auch die kurze Durchreise durch Rußland auf der Rückkehr aus Persien am Ende des ganzen Werkes und entnahm hierher (S. 758) die Notiz „Wasserweihe im Januar" (254, 8), wofür Kettner keine Quelle angiebt. — Den Ursprung zweier anderer Bemerkungen, die Kettner ohne Anmerkung gelassen hat, haben wir uns folgendermaßen vorzustellen. 256, 3 „Czare vollziehen oft selbst die Todesurteile" stammt aus Treuer, S. 111 (vgl. auch 245, 13) und ist nicht, wie Kettner zweifelnd meint, eine Reminiszenz aus Voltaire, der dies von Peter dem Großen erzähle; 256, 7 „Ausländer, die ihre Sprache nicht reden, heißen die Stummen, welches das synonyme von étranger ist" entnahm Schiller Levesque 4, 121 „Les Grecs et les Romains appelaient les étrangers barbares, les Russes les appelaient muets". In beiden Fällen fühlte sich Schiller durch die Gedankenverknüpfung im Kontext des Olearius an jene früher anderswo gelesenen Stellen erinnert, wodurch zugleich erwiesen wird, daß er Olearius nach Treuer und Levesque las, wozu das von Kettner (S. LXV) mitgeteilte Datum stimmt.

Die Quelle zu 252, 28 „Gosten oder Kaufleute, auch Gosen" fehlt bei Kettner: Gosten steht S. 219. 268. 269, Gosen S. 32. 148.

Zu 253, 1 „Prikase, Kanzlei" vgl. S. 32. 159. 200. 222. 236. 237. 253. 265. 266—270. 374; zu 253, 2 „Pristaff, Schaffner" vgl. S. 11. 15. 16. 18. 19. 23. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 35. 36. 37. 38. 40. 41. 42. 48. 49. 50. 120. 121. 123. 126. 127. 128. 129. 132. 135. 136. 138. 140. 189. 190. 225. 226. 292. 303. 333. 334. 338. 351. 357. 358. 359. 379. 384. 757. 758. 760.

253, 33 „Sabak, Hund" hat S. 191, nicht S. 198 zur Quelle.

254, 9 „Russen gute Soldaten in Festungen" steht schon S. 15.

254, 13 „Zimmer Zobeln" begegnet auch S. 50. 138. 226.

254, 24 hat S. 234 zur Quelle, 254, 29 S. 247. 249. 250.

Zu 254, 36 vgl. S. 285. 287; zu 255, 6 S. 254; zu 255, 7 S. 23. 125. 254. 298. 334. 337. 345.

255, 9 „Fußeisenlegen ist eine Strafe" ist nicht Mißverständnis von S. 273, wie Kettner annimmt; Quelle ist S. 261 „als die drei ehrbare . . . . Gesandten . . . . ankamen, lässet sie der Weiwode in Fußeisen legen."

255, 34 „Großfürst unterschreibt nie selbst" begegnet schon S. 243.

Die Gebetsformel 256, 10 steht auch S. 20. 247. 294. 310; zu 256, 11 vgl. schon S. 279.

257, 8 „Igumen ist der Prior" steht S. 300. 305.
Zu 257, 10. 12 vgl. S. 302.
258, 1 „an der Hand des Czars sein" begegnet auch S. 134. 760.

Ich füge hier noch an, was auch von andern Quellen berichtet wird.

Von der Glocke des Boris Godunow (252, 21. 256, 19) berichtet auch Levesque 3, 207.
Den Turm Iwan Weliki (252, 22) erwähnt Müller 5, 121. 171; die Prikase (253, 1) 5, 78. 149. 270.
Zur Einrichtung der Pristaffs (253, 2) vgl. Levesque 3, 89. 4, 124 und Müller 5, 130. 145. 146. 168. 169.
Vom Glauben der Russen an Zauberei (253, 26) spricht auch Treuer S. 180. 266.
Von Boris' Ernennung eines Doktors (254, 6) spricht Treuer S. 243 und Müller 5, 91.
Die Butterwoche (254, 7. 257, 31) erwähnt Müller 5, 74; die Festungstüchtigkeit der Russen (254, 9) Treuer S. 34.
Zu „Zimmer Zobeln" (254, 13) vgl. Müller 5, 153. 166.
Von der Antipathie der Russen gegen Kalbfleisch sprechen Levesque 3, 168; Treuer S. 274. 280; Müller 5, 342.
Die Bezeichnung monastir (255, 7) hat auch Levesque 3, 226. 229. 243; die „Patoggen" (255, 10) erwähnt er 3, 165. 172.
Zu ocolnitschei (255, 19) vgl. Levesque 3, 193. 4, 132.
Die Hofämter 255, 26—28 erwähnt Müller 5, 79; 30. 109. 153. 154. 165 (vgl. auch Levesque 3, 224); 79.
Zu 255, 35 roserädni vgl. auch Müller 5, 12.
Den Ausdruck swacha (256, 32) und den Hochzeitsbrauch 256, 34 kennt auch Müller 5, 30. 336.
Das Kloster Troiza (257, 9) erwähnen Levesque 3, 3; Müller 5, 58; Treuer S. 304. 311. 321. 322. 332.
Zum Totenpaß (257, 32) vgl. Levesque 4, 111.
Die 258, 5 bemerkte Sitte kennt auch Treuer S. 336.
Zu 258, 11 vgl. Levesque 3, 142.

Was endlich die Auszüge aus Müller betrifft (S. 199. 227), so hätte Kettner auch für sie (S. 305. 307) die genaueren Angaben Goedekes (S. 330) aufnehmen sollen.

Die durch die Hofetiquette vorgeschriebenen drei Begegnungen (199, 16) werden nicht, wie Kettner angiebt, 5, 130, sondern 5, 97. 149 erwähnt.
Zu 200, 1 „Demetrius im Stand seiner Niedrigkeit will als Czar wenigstens begraben werden" bedurfte es nicht der Heranziehung von Levesque; auch Müller 5, 200 erzählt das.
Zu 200, 6 vgl. 5, 202.
201, 3 stammt aus 5, 242; 201, 27 hat seine Quelle in 5, 280; zu 204, 5 vgl. 5, 323.
204, 1 Einen mit Zobelpelz gefütterten Wagen erwähnt auch Olearius S. 255.

3. Somit dürften wohl ziemlich alle Stellen bezeichnet sein, an denen Schiller seinen fünf Hauptquellen Einzelheiten entnommen hat,

wenigstens soweit er diese systematisch ausgebeutet hat. Anderes mehr Vereinzeltes hat Kettner an verschiedenen Stellen der Einleitung und der Anmerkungen angeführt. Einiges, was ihm entgangen ist, will ich hier zusammenstellen.

Die Sitte des Eintritts Sterbender in den Mönchsstand, die Schiller beim Tode des Boris in sein Stück einführen wollte (vgl. 149, 28. 152, 18. 200, 3), wird in den Quellen häufig erwähnt: vgl. Treuer S. 183. 224; Levesque 2, 288. 312. 3, 131. 243; Olearius S. 313.

Den Eintritt des Frühlings in Rußland, der als stimmender Akkord die große Marfascene eröffnet und der auch in der Scene des Demetrius an der Desna eine wesentliche Rolle spielt, schildert Olearius S. 152: „Obschon die Kälte des Winters so groß, kommen doch die Kräuter und Laub im Frühling geschwinde hervor und giebt an der Zeit des Wachsens und Reifens unserm Deutschland nichts zuvor; dann weil allezeit viel und hoher Schnee fällt, wird Erde und Busch gleich als mit einem Kleide bedecket und vor der scharfen Kälte bewahret."

Zu den Scenen der Marina mit den polnischen Edelleuten und den von ihr zu deren Gewinnung angewandten Praktiken könnte Schiller durch das angeregt sein, was Treuer von ihrem Eintreten für den zweiten falschen Demetrius erzählt: „Diese scheuete sich nicht mitten unter die Soldaten herumzugehen, sie zur Treue zu ermahnen, ihnen viele Versprechungen zu thun und dem Demetrio zu gewinnen, sogar daß sie manchmal den Wohlstand und die Schamhaftigkeit bei Seite setzte, um sich nur einen Anhang zu machen" (S. 331); „diese Marina war eines herrschsüchtigen und ambitieusen Gemüts, das sich guter und böser Mittel zu Erlangung solches Endzwecks zu bedienen wußte; sie ließ sich allen Betrug mit dem andern Demetrio gefallen, überließ sich endlich dem Zarusky, weil sie durch ihn zu herrschen dachte; oft setzte sie sich in Mannskleidern zu Pferde, rief, schalt, ermahnte, strafte und beschenkte die Soldaten, nachdem sie es gut fand, und wußte sich ihrer nach Gefallen zu bemächtigen" (S. 392). Mit derlei Zügen sollte Marina ursprünglich, als sie noch die Scene mit den Piasten in der Trinkstube haben sollte, ausgestattet werden; später hat sie Schiller dann doch etwas aristokratischer und vornehmer gehalten.

Das die Gerechtigkeit des Himmels anrufende Gebet des Demetrius, das Schiller aus Müller sich notierte (200, 33; vgl. Kettner, S. XLV), erwähnt auch Treuer: „Es war sehr merkwürdig, daß Demetrius ein ungemeines Vertrauen auf seine gerechte Sache in allen Fällen blicken ließe, auch als er geschlagen wurde, sich mit der größten Standhaftigkeit tröstete und, wenn es zur Schlacht kam, mit

gefaltenen Händen und gen Himmel geschlagenen Augen meistenteils ein solch Gebet verrichtete: Gerechter Richter, wo du siehest, daß ich unrecht oder aus Geiz und Bosheit dieser Sache mich unterfange, so schlage mich zwar mit deinen Blitzen nieder, vertilg mich von der Erden und schone dieses christlichen Bluts der Soldaten! Aber du weißt meine Unschuld. Stehe meiner gerechten Sache bei! Dir, du Königin der Himmel, empfehle ich mich und meine Soldaten" (S. 252).

Zu Kettners Bemerkung über den ursprünglichen Titel des Stückes „Die Bluthochzeit zu Moskau" (S. LXIV) sei erwähnt, daß auch Treuer (S. 311) von der „blutigen Hochzeit des ersten Demetrii" redet.

4. Ich wende mich zu den Hinweisen auf russische Geschichte und Litteratur, die Schiller für sein geplantes Drama durch Briefe seines Schwagers Wolzogen empfing, der seit dem Sommer 1803 zum dritten Mal in der Angelegenheit der Vermählung des Weimarischen Erbprinzen mit der Großfürstin Maria Paulowna in Petersburg weilte. Schiller selbst ging ihm, da er so gewissermaßen an der Quelle saß, wohl zunächst durch Vermittlung seiner Schwägerin Karoline, gleich nachdem er den Plan zur Ausarbeitung des Demetrius gefaßt hatte, um Litteraturnachweise an und erbat sich dann im Juni 1804 von ihm direkt „Kostümes aus jener Zeit .... Münzen, Prospekte von Städten und dergleichen" (Schillers Briefe 7, 158). Es kommen Stellen aus drei Briefen Wolzogens hier in Betracht, von denen die beiden ersten an Karoline, der letzte an Schiller selbst gerichtet ist.

„Folgendes kann ich vorläufig über Schillers Plan des falschen Demetri sagen. Schiller muß Olearius, Hebenstreit, Coxe u. s. w. über Rußland lesen; in letzterm findet er viel über sein Sujet, erstere reden von den Sitten und Gebräuchen der damaligen Zeiten; Nestor könnte ihm in letzter Hinsicht auch nützlich sein. Müllers und Bacmeisters Sammlung enthalten vielleicht auch Einiges über jenen Gegenstand. Am interessantesten aber sind die Memoires von einem gewissen Marcherais (ich glaube, so ist sein Name): sie sind französisch geschrieben, der Autor war selbst ein Franzose und Hauptmann unter der Leibwache des falschen Demetri; ich habe das Werk nicht gelesen, aber oft davon reden hören" 15. Mai 1804 an Karoline (Schwenke, Kleine Beiträge zur Schillerlitteratur, S. 24). „Ein Russe Sumarokow hat ebenfalls einen falschen Dimitri gefertigt; seine übrigen Schauspiele sind in das Französische übersetzt, aber nicht dieses; vielleicht erfahre ich noch das Moment der Handlung" 25. Mai 1804 an Karoline (ihr Litterarischer Nachlaß[2] 2, 162). „An Karoline

schriebe schon, was ich von Demetri weiß. Ein Franzose war Kapitän in seiner Leibwache; man hat Mémoires von ihm, sie sind aber selten: er hieß, wenn ich mich recht entsinne, Marcheret. Eine russische Beschreibung von Scherbatof unter dem Titel Les imposteurs existiert auch, ferner ein Trauerspiel Der falsche Demetri von Sumarokow: ich werde beide mitbringen und vielleicht einen Auszug daraus machen lassen, wenn ich Zeit und Gelegenheit finde. Überhaupt muß man mehr auf Polen bei dieser Periode hinblicken; denn alles, was in Rußland damals gährte, kam aus jenem Land her. Was ich noch vorfinden kann, bringe ich dir mit" 2. August 1804 an Schiller (Briefe an Schiller, S. 572). Von den hier erwähnten Schriften bedürfen Olearius und Müller keiner weiteren Bemerkung. Die Titel der übrigen mit Ausnahme von Hebenstreit, den ich nicht nachweisen kann, sind folgende:

Coxe, Voyage en Pologne, Russie, Suède, Danemarc, übersetzt von Mallet, Band 1—3, Genf 1786 (auf den Bibliotheken in Weimar und Jena vorhanden; die Weimarische Bibliothek besitzt außerdem eine deutsche Übersetzung von Pezzl, Zürich 1785—86);

Schlözer, Nestor, Russische Annalen, Band 1—4, Göttingen 1802—5 (in Weimar und Jena vorhanden);

Bacmeister, Russische Bibliothek zur Kenntnis des gegenwärtigen Zustandes der Litteratur in Rußland, 12 Bände, Petersburg, Riga und Leipzig 1772—89 (in Weimar, die ersten 11 Bände auch in Jena vorhanden);

Margeret, Estat de l'empire de Russie et grand duché de Moscovie avec ce qui s'est passé de plus mémorable et tragique pendant le regne de quatre empereurs, Paris 1607 (auf beiden Bibliotheken nicht vorhanden);

Sumarokow, Der falsche Dimitri, Tragödie, Petersburg 1771 (russisch); vgl. Bacmeister, Russische Bibliothek 5, 152; auf beiden Bibliotheken nicht vorhanden);

Scherbatow, Kurze Erzählung von den in Rußland gewesenen Amtspersonen, Petersburg 1774 (russisch); vgl. Bacmeister, Russische Bibliothek 3, 244; auf beiden Bibliotheken nicht vorhanden).

Daß Schiller Margerets interessantes Memoirenwerk, auf das ihn Wolzogen in zwei verschiedenen Briefen besonders aufmerksam gemacht hatte, gelesen und benutzt hat, erhellt, meine ich, schon daraus, daß er ihn in der Scene im Kreml selbst handelnd einführen wollte (vgl. im Szenar 161, 29 und Kettner, S. LV). Wenn die Benutzung sich im einzelnen weniger belegen läßt, als man denken sollte, so liegt das wohl vor allem daran, daß Levesque, Schillers Hauptquelle, in seiner Darstellung erheblich von Margeret abhängt. Im ganzen auf steigenden Teile des Dramas aber sollte Demetrius so auftreten, wie ihn Margeret charakterisiert. Das Exemplar des ziemlich seltenen Werkchens, das Schiller benutzte, dürfte ihm Wolzogen bei seiner Heimkehr aus Rußland mitgebracht haben.

Bacmeisters Russische Bibliothek, die ich oben schon an drei Stellen citiert habe, ein ziemlich wüstes Repertorium der gesamten russischen Litteratur der betreffenden Jahre von Werken strengsten wissenschaftlichen Inhalts bis hinab zu ephemerer Tageslitteratur und ABC-Büchern, hat Schiller vielleicht diesen oder jenen Hinweis geliefert und ich werde sie im folgenden noch einmal vermutungsweise als Quelle heranziehen. Indessen ist keiner dieser Anhaltspunkte genügend gesichert, da uns auch andere Möglichkeiten der Herleitung in diesen Fällen offen stehen. Durchaus zweifelhaft ist ebenso die Benutzung der Reisebeschreibung von Coxe. Derselbe giebt am Schlusse seines dritten Buches ausführliche Nachrichten über Leben und Tod des Czaren Boris, an die er eine längere Auseinandersetzung über Demetrius und die Frage seiner Echtheit anknüpft. In Rücksicht auf das inzwischen erschienene Buch Levesques hat der französische Übersetzer Mallet diese ganze Partie ausgelassen (vgl. 1, 325). Etwas wahrscheinlicher ist die Benutzung des Buches von Coxe an einer später zu besprechenden Stelle der Schillerschen Kollektaneen. — Sicher nicht benutzt hat Schiller die Werke von Schlözer und Scherbatow: den ersteren verlangt er noch Ende Februar 1805 von Goethe (Schillers Briefe 7, 216), der letztere ist nichts als eine unselbständige Verwässerung des Petrejus oder eines Petrejaners.

Was endlich das Trauerspiel Sumarokows angeht, aus dem Bacmeister an der oben erwähnten Stelle einen kurzen Auszug giebt, so ist bei einem Demetriusdrama ohne jede psychologische Entwicklung wie dieses, das im Kreml kurz vor der Schlußkatastrophe des Prätendenten anfängt, in dem weder Marina noch Marfa vorkommt, jeder Gedanke an eine Vergleichung mit Schiller von vornherein ausgeschlossen. Nur zu einer chronologischen Bestimmung läßt sich der Hinweis Wolzogens, der das Stück übrigens selbst nicht kannte, verwerten: ehe Schiller von dem Vorhandensein desselben erfuhr, also wohl vor dem Juni 1804 muß derjenige Teil des Studienheftes niedergeschrieben sein, in dem sich die Notiz findet: „Das ganz Neue des Stoffs, welcher noch nie auf der Bühne gewesen, empfiehlt ihn auch“ (220, 7).

5. Kettner sucht in den Anmerkungen zu seiner Einleitung die Benutzung noch folgender weiterer Quellen durch Schiller nachzuweisen:

Grevenbruch, Tragoedia moscovitica sive de vita et morte Demetrii, qui nuper apud Ruthenos imperium tenuit, narratio. Köln 1608;
Larochelle, Czar Demetrius, histoire moscovite. Paris 1714;
Relation curieuse de l'estat présent de la Russie. Paris 1679.

Ich bemerke, daß Grevenbruch und die Relation weder in Weimar noch in Jena, Larochelle nur in Jena auf der Bibliothek vorhanden

ist. Die Benutzung aller drei Werke ist jedoch, wie ich gleich im einzelnen darlegen will, durchaus problematisch, wenn auch kursorische Lektüre oder flüchtige Ansicht der Novelle von Larochelle nicht in Abrede gestellt werden soll. Unbedingt abzuweisen aber ist die allgemeine methodische Bemerkung, die Kettner bei dieser Gelegenheit (S. LXVII) macht: „Im allgemeinen muß man sich eher hüten, das Quellenstudium Schillers, wenigstens in dieser Periode seines Schaffens, zu gering als zu groß anzunehmen.“ Daß Schiller bei den Quellenstudien für seine Dramen irgendwelche Vollständigkeit in der Kenntnis der vorhandenen Litteratur angestrebt habe, habe sie nun abhandelnd wissenschaftliche oder dichterische Form, widerspricht geradezu allem, was wir von seiner Arbeitsweise wissen. Bei allen seinen späteren Dramen sehen wir folgenden Prozeß: aus ein Paar Hauptquellen orientiert er sich über den historischen Stoff; nebenher läuft Studium des Milieus, mit dem er es sehr ernst zu nehmen pflegt, aus andern Quellenschriften; nirgends ist auch nur der Schein einer Absicht wahrnehmbar, alles einschlägliche zu berücksichtigen und etwa an den Quellen verstandesmäßige Kritik zu üben, auf dem Wege reflektierender Betrachtung ein Gesamtbild seines Sujets zu gewinnen; unmittelbar im Anschluß an die historische Orientierung beginnt auch gleich die schöpferische und ordnende Thätigkeit der Phantasie, die den toten Stoff belebt, die freie Ausgestaltung; mit ihren wachsenden Fortschritten verschwindet naturgemäß das Interesse an den Quellen und ihrer größeren oder geringeren Reichhaltigkeit mehr und mehr. Wenn Kettner dann fortfährt: „In welchem Umfange er damals die vorhandene Litteratur über einen dramatischen Stoff heranzog, hat eben erst in überraschender Weise Roethe für den Tell gezeigt“, so muß ich gestehen, daß mich in Roethes Abhandlung, wovon ausführlicher zu reden ich mir ein andermal vorgesetzt habe, vieles nicht überzeugt und daß mir seine negativen Resultate gesicherter scheinen als die positiven. Was ich besonders Kettner gegenüber betonen möchte, ist der mehr oder weniger rein zufällige Charakter von Schillers Quellenstudium, das er wie Roethe mir zu systematisch wissenschaftlich faßt. Dieser Charakter ist schon durch den zufälligen Bestand der ihm für seine Zwecke zugänglichen Büchersammlungen bedingt; denn nur selten hatte er, wie beim Demetrius in Wolzogen, eine direkte außerbibliothekarische Hilfe zur Seite, die systematisch suchen konnte. Ferner scheint es mir methodisch falsch, wenn Kettner die Benutzung entlegenerer, bei der ganzen Anlage des Stücks nicht berücksichtigter Quellen durch Parallelismus einzelner Worte oder Wendungen aus der fertigen Dichtung beweisen will: das heißt doch der gestaltenden Phantasie Schillers und der rhetorischen Fülle seiner Diktion sklavische Fesseln anlegen.

Daß Schiller an Larochelles Novelle nicht achtlos vorübergegangen sein mag, kann man zugeben, ohne mit Kettner (S. XXXIII. LXVII) ihn für die große Reichstagsscene oder für den Abschied des Demetrius von Lodoiska als beeinflußende Quelle heranzuziehen; denn Schiller hätte die dichterische Potenz, den Grad poetischer Intuition nicht besessen, die er besaß, wenn er für die naheliegenden, unmittelbar aus der jedesmaligen Situation fließenden Gedankenreihen jener Scenen einer vorzeichnenden Hand bedurft hätte.

Die Anklänge, die Kettner (S. LXVIII) zwischen Schiller und der Relation curieuse konstatiert haben will, gehören teils zu der eben erwähnten Kategorie gewissermaßen der Situation immanenter Gedanken, deren Parallelismus keinen historischen Zusammenhang bedingt; teils findet man sie, wie Kettner selbst angiebt, auch in seinen Hauptquellen. Fast wie Ironie auf die philologische Methode aber sieht es aus, wenn Kettner das Vorkommen der französischen Worte bonne foi in Schillers deutschem Kontext (168, 24; vgl. aber auch 146, 12. 180, 18. 186, 4. 220, 10. 230, 12) als Beweis für die Benutzung einer Stelle der Relation curieuse anführt, wo dieselben Worte begegnen. Ich gebe hier, ohne Vollständigkeit bezwecken zu wollen, was ich mir von derartigen Fremdworten aus dem Demetrius notiert habe. Französische: suborneur 84, 39; féroce 89, 18; sans aveu 90, 1. 233, 3; dévouement 90, 6. 152, 4. 211, 26. 233, 13; avanturier 93, 10; menées 132, 9 (auch hier wird von Kettner S. 301 Margeret als Quelle für nötig befunden); sous main 136, 16; griefs 136, 31. 137, 7 (vgl. auch Schillers Briefe 7, 171); égards 140, 7; ombrage 147, 34; soulèvement 149, 19; aperçu 156, 34; sinistre 157, 21; ombrageux 161, 20; attent 162, 4; loyauté 162, 19; hautement 169, 34; dupe 171, 9. 173, 35; harangue 193, 28; présomption 195, 5; ressentiment 213, 13; établissement 223, 21; corps de garde 231, 6; foyer 238, 12; point d'honneur 252, 7; dazu die lateinischen: alinea 134, 30; invidia 140, 25. 180, 35; per nefas 150, 16; suspensus 158, 4; actus 161, 27; symbolum 176, 33; sinistra omina 205, 15; fabricator doli 206, 33. 207, 32; fortuna 213, 20; candide 214, 18; doli faber 229, 35; objective 236, 5; fora 239, 32; unanimia 243, 2; literas instructionis 245, 1; comitiolis 247, 24; asylum 249, 11.

Den zwei von Kettner (S. LXVII) behaupteten Anklängen Schillers an Grevenbruch (arx incendio deletur = „die ganze Burg den Flammen übergeben" und abjecto monachali habitu = „das Mönchgewand warf ich entschlossen ab") kann ich keinerlei Beweiskraft zuerkennen.

6. Das große Szenar wird in seiner machtvollen episch-dramatischen Ausführung auf S. 134—137 durch eingehende Notizen über den polnischen Reichstag und den König Sigismund unterbrochen, die sich auf den ersten Blick als Excerpte aus einer historischen Quelle erweisen. Schiller fühlte die Notwendigkeit, den polnischen Verhältnissen und ihrem Zusammenhange mit dem Schicksal des Demetrius genauere Aufmerksamkeit zu widmen; wir erinnern uns, daß ihm auch Wolzogen in einem der oben citierten Briefe geschrieben hatte, man müsse bei Betrachtung dieses Abschnitts der russischen Geschichte mehr auf Polen, von wo die erregenden Momente ausgegangen seien, als auf Rußland hinblicken. Daß Schiller hier einer bestimmten Quelle folgt, hat auch Kettner (S. LXIX) gesehen; er vermutet Benutzung von Solignacs Allgemeiner Geschichte von Polen oder Spittlers Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten, geht aber damit in der Irre. Von einer Seitenzahl aus, die mitten in diesen Excerpten (137, 14) steht, die freilich Goedeke (S. 538), obwohl sie nicht stimmt, unbesehen auf Connor, Schillers sonstige Hauptquelle für polnische Dinge, bezieht, war die richtige Spur unschwer zu gewinnen. Schillers Quelle für diese ganzen vier Seiten des Szenars war Samuel Friedrich Lauterbachs Polnische Chronike oder Historische Nachricht von dem Leben und Thaten aller Herzoge und Könige in Polen, Frankfurt und Leipzig 1727. Hieraus excerpierte er die beiden Kapitel über Sigismund III. und Wladislaus VI. Ich stelle im folgenden die Entsprechungen tabellarisch einander gegenüber.

| Schiller. | Lauterbach. |
|---|---|
| 134, 33 Päpstlicher Nuntius auf dem Reichstag. | S. 490: Dahero wähleten jene .... Sigismundum aus Schweden, die andern aber .... imgleichen der päpstliche Nuntius Franciscus Malaspina .... den Erzherzog Maximilianum (vgl. auch S. 563). |
| 134, 34 Lateinische Sprüche. Haec est dies, quam fecit dominus (vgl. auch 137, 6 Lateinischer Spruch des Erzbischofs). | S. 523: Der Erzbischof von Lemberg .... als damals der Vornehmste im Reichsrat hielte auch eine Rede von der Einigkeit, die er also anfing: haec est dies, quam fecit dominus. |
| 135, 1 Radziwill, Opalinski. | Der Kardinal Radziwill wird S. 499. 507. 540, der Woiwode Opalinsky S. 522 erwähnt. |
| 135, 3 Zwanzigjähriger Friede mit Moskau nach einem dreißigjährigen Kriegselend. | S. 509: Die Moskowiter scheueten auch Sigismundum als einen mächtigen Nachbar und gingen auf sein Anhalten gerne mit Schweden einen Frieden auf zwanzig Jahr ein, dergleichen er diesem Reich die ganze dreißig Jahr |

135, 5 Sigismund hat die schwedische Krone verloren anno 1602 (vgl. auch 135, 33 er selbst hat über dem Wahlreich sein Erbreich verloren).

135, 7 Krieg mit den Schweden in Liefland.

135, 9 Bei versammeltem Reichstag spricht er selbst nie (vgl. auch 136, 1 er ist stumm und zurückhaltend von Natur).

135, 30 Sigismund muß sich vorwerfen hören, daß er in den zwanzig Jahren seiner Regierung seine Kapitulation nicht recht gehalten, daß er seinen Sohn Vladislaus zum Erbkönig zu machen strebe (vgl. auch 136, 31 was für griefs hatte man gegen den König? Bruch seiner Kapitulation; vgl. auch 137, 18).

135, 35 Sigismund kriegt noch immer mit den Schweden in Liefland.

136, 1 Er ist .... ein Feind des Kriegs, ein Freund der Weiber.

136, 21 Kanzler Zamoski (vgl. auch 134, 24).

136, 33 Der König wollte heuraten und zwar eine Österreicherin.

137, 1 Empfiehlt seine Kinder der Republik.

137, 7 Griefs gegen den König: 1) daß er seinen Prinzen Reichsämter gebe, einem Kind das Bistum Ermeland.

her, solange als der Krieg schon gewähret, nicht zusehen wollen.

Wird S. 512 erzählt: doch kam es endlich dahin, daß König Sigismundus sein Erbkönigreich mit dem Rücken ansehen müssen.

S. 512: König Sigismund ließ inzwischen seine Feldherren .... den Krieg in Liefland mit den Schweden führen.

S. 497: Daher kam es, daß sich der König so stumm und wenig redende angewöhnet und auch hernach bei reiferen Jahren, ja gar im Alter, wenn er gleich angeredet worden, lange Zeit stille geschwiegen und allererst nach einer guten Weile etwas geantwortet

S. 522: Doch gaben jene viel Beschwerden wider den König ein, unter denen sie überhaupt klagten, er hätte diese zwanzig Jahr seiner Regierung noch nicht angefangen seine beschworene Reichspunkte zu erfüllen; besonders aber beschuldigten sie den König, er suche hiedurch nichts anders als seinen neunjährigen Prinz krönen zu lassen und sie um ihre Freiheit zu bringen.

Wird ausführlich S. 540 erzählt.

S. 510: Er war auch lieber beim Frauenzimmer als da, wo die Soldaten gemustert werden.

Wird S. 501. 513. 517 erwähnt.

S. 516: Inzwischen diesem allen ging König Sigismundus mit andern Gedanken um, nemlich sich wieder zu verheiraten .... wieder nach Österreich zu gehen und der verstorbenen Königin leibliche Schwester zu heiraten.

S. 551: Endlich hielte der König seinen letzten Reichstag .... da er .... zugleich seine Kinder der Republik aufs beste recommendierte.

S. 539: .... ziemliche Klagen wider ihn selbst aufs Tapet kamen, als daß er das ermländische Bistum seinem Prinzen Johanni Alberto conferieret, so doch wider die Reichsgesetze, welche die Prinzen vom Geblüte von allen Reichsämtern ausschließen, zumalen auch besagter Prinz noch nicht von gebührendem Alter (fast wörtlich ebenso nochmals S. 546).

137, 9 Münzrecht.

S. 551: Der König trat für diesen guten Willen der Republik das Münzrecht ab, welches bishero die Könige nur als ein Regale für sich gehabt.

137, 10 Jesuiten sind vielgewaltig.

S. 553: Der römischen Religion war er eifrigst ergeben, darin ihn die Jesuiten sehr stärkten, die stets um ihn waren; so daß es Piasecius selbst nicht läugnen mag, es wäre alles am Hofe durch diese Patres gegangen und, wer sie zum Freunde gehabt, habe auch alles beim Könige erlangen können.

137, 11 Dissidenten werden sehr zurückgesetzt.

S. 553: Dahero auch die Dissidenten zu keinen großen Ämtern mehr gelassen wurden, viel weniger in den Reichsrat.

137, 12 Lubomirski. Ossolinski.

Der Feldherr Lubomirski wird S. 533. 570, der Gesandte Ossolinski S. 562. 577 erwähnt.

137, 13 Zaporavische Kosaken.

S. 570: Die zaporavienſischen Kosaken; S. 587: insgemein werden sie eingeteilet nach der Gegend, da sie sich aufhalten, in donenſische und zaporovienſische Kosaken.

137, 14 Prachtkleider der Polen 579.

S. 579 werden die Prachtkleider einer polnischen Gesandtschaft nach Rom ausführlich beschrieben.

137, 15 Spion in einen Baum verkleidet (Goedeke wie Kettner lesen „Bauern" für „Baum", die Handschrift hat deutlich „Baum").

S. 580: Es gebrauchte sich der König eines artigen Mittels der Stadt von dem Entsatz Nachricht zu geben. Ein gewisser Soldat verkleidete sich also, daß er seinen ganzen Leib mit grünen Zweigen von Bäumen umwand und einem kleinen Baume ziemlich ähnlich sahe.

137, 16 Sigismund ist für die Deutschen.

S. 509: Die Polen klagten, daß .... nun der Germanismus und die teutsche Gewohnheiten durch die ausländischen Könige und ihre Ministros bei Hofe nach und nach eingeschlichen seien.

137, 17 Einer sagt, sein Kutscher sei auch ein Piast.

S. 499: .... einer .... mächtig höhnisch beantwortete, er befürchte gar sehr, daß auf solche Weise auch sein Kutscher, der auch ein Piastus und Eingeborner, nach der polnischen Krone streben würde.

137, 22 Stanislaus diabolus (wie aus S. 276 hervorgeht, wollte Schiller ihn in der Scene zwischen Marina und den Edelleuten einführen oder doch von ihm reden lassen).

S. 523: Stanislaus Stadnicki, den man wegen seiner boshaftigen Unart insgemein diabolum, den Teufel, zu nennen pflegte.

137, 23 König erkauft Güter wider die Reichsverfassung.

S. 539: Darnach hatte die Königin die Zywiezenſische Grafschaft erkauft, so abermals den Reichsgesetzen zuwider, die den Königen erbeigene Güter an sich zu bringen nicht gestatten.

Nebenbei mag noch erwähnt sein, daß Lauterbach, S. 524 in der Geschichte Sigismunds III. auch einen kurzen Überblick über die Schicksale des falschen Demetrius giebt, der natürlich für Schiller keine weitere Bedeutung gewinnen konnte. Chronologisch dürfte man mit der Annahme schwerlich fehlgehen, daß der Dichter die Chronik Lauterbachs später las als alle seine übrigen Hauptquellen, wahrscheinlich erst während der Arbeit an dem großen Scenar und infolge seines Entschlusses mit der Reichstagsscene und dem Einblick in die polnischen Wirren sein Stück zu eröffnen. Leider scheint keine absolute Zeitbestimmung möglich.

7. Noch an einer andern Stelle von Schillers Nachlaß treffen wir auf eine Spur seiner Lektüre der Lauterbachschen Chronik. Goedeke veröffentlichte (Sämtliche Schriften 11, 416) unter Gedichtentwürfen und -fragmenten Aufzeichnungen für eine Ballade „Herzogin Vanda". Die sagenhafte Geschichte dieser polnischen Herzogin erzählt Lauterbach, S. 21, während strengere Historiker, wie z. B. Lengnich, diese ganze mythische Periode fortlassen, und aus seiner Fassung ist Schillers Entwurf teilweise wörtlich hervorgegangen, wie die folgende Vergleichung lehrt.

| Schiller. | Lauterbach. |
|---|---|
| Herzogin Vanda. | Seitenüberschrift S. 21—28. |
| Vanda heißt die Angel: sie heißt so, weil sie sehr bezaubernd war. | S. 25: Sie soll eine ausbündig schöne und dabei hochverständige Prinzessin gewesen sein, davon sie auch ihren Namen herhaben soll, der so viel heißt als hamus, ein Haken oder Angel, weil sie durch ihre ungemeine Freundlichkeit aller Gemüter an sich gezogen. |
| Sie ist die Tochter von Cracas, des Erbauers von Krakau. Hatte zwei Brüder, davon Lechus der jüngere den älteren ermordet, ihm in der Regierung gefolgt, aber zuletzt vertrieben worden. (Cracas ist wohl für Cracus verlesen.) | S. 25: Denn als sie Lechum um des Bruders Mords willen ins Elend jagten, machten sie dieser beiden leibliche Schwester Vandam . . . . zu ihrer Herzogin (vom Herzog Cracus ist S. 12, von der Erbauung Krakaus S. 15, von Lechus und seinem Brudermord S. 19 die Rede). |
| Sie schlägt den deutschen Fürsten Rüdiger aus, der sie heftig liebt. Er that darauf einen Feldzug gegen sie, wurde aber geschlagen oder auch von seinen Völkern verlassen, worauf er sich selbst entleibt, mehr aus Liebesschmerz als andrer Ursach. Vanda mari, Vanda terrae, Vanda aeri imperat etc. | S. 26: Unter andern soll auch ein gewisser teutscher Fürst mit Namen Rüdiger oder Ritogarus sich um ihre Liebe beworben, aber allezeit eine abschlägichte Antwort erhalten haben . . . . Und als jener mit Gewalt sich holen wollen, was ihm in der Güte versaget würde, auch deswegen wider Polen zu Felde zog, kam ihm die unerschrockene |

Vanda mit ihrem Volke sogleich entgegen und jagte sein ganzes Heer in die Flucht, wie es einige haben. Oder nach anderer Bericht hatten seine eigene Leute keine Lust wider ein solch heroisch Frauenbild zu fechten und legten das Gewehr nieder. Darob sich der Fürst so gegrämet, daß er auch nicht mehr leben mögen und sich angesichts seiner ganzen Armee mit diesen Worten selbst entleibet: Vanda mari, Vanda terrae, Vanda aeri imperat, pro suis victimet et ego pro vobis, o mei proceres, solennem inferis hostiam devoveo.

Auf der Weichselbrücke zeigt sie sich fürstlich geschmückt dem versammelten Volk, welches in sie gedrungen, sich zu vermählen. Man erwartet, daß sie aus den ersten des Landes einen Gemahl wählen werde .... Sie will nichts wissen von Liebe; auf Freiheit und Ruhm ist einzig ihr Sinn geheftet.

S. 26: Nicht längst darauf hat sie die Landstände berufen und auf heidnische Weise ein großes Fest mit Aufopferung vieles Viehes begangen und so denn sich von der Brücke in die Weichsel gestürzet und ertränket. Unwissend, was sie zu dieser Tat beweget, ob, weil sie keine Lust zum Heuraten gehabt, dazu sie doch die Stände nötigen wollen, oder ob sie besorget, ihr Ruhm möchte durch widrige Zufälle vergeringert werden, oder ob sie sich hiemit bei der Nachwelt gar verewigen wollen .... läßt man ununtersuchet.

Die übrigen Sätze: „Sie sitzt auf einem schönen weißen Pferd in jungfräulichem Staat mit Edelsteinen u. s. w. So haranguiert sie das Volk, erzählt von ihrem Vater, von Krakaus Erbauung u. s. w.“ sind schon die Anfänge einer Inventio (vgl. auch Demetrius Vers 756) und haben bei Lauterbach keine Entsprechung. Dlugossus' Historia Poloniae, die Goedeke anführt, kann nach dieser Zusammenstellung Schillers Quelle nicht gewesen sein; zudem bringt sie die lateinischen Worte nicht ganz in der obigen Fassung. Nun wird es auch möglich, die Entstehungszeit des Entwurfs näher zu bestimmen: er gehört in die Zeit der Arbeit am Demetrius, also in den Ausgang 1804 oder Anfang 1805.

8. Es bleiben nun nur noch die Quellen für vier Abschnitte des Studienheftes zu bestimmen, zunächst für die Übersicht über die vier Vorgänger des Boris (S. 213). Kettner bemerkt (S. 306): „Aus welcher Quelle Schiller diese kurze Übersicht schöpfte, weiß ich nicht. Auffallend ist die Zahl der Gemahlinnen Iwans II.“ Eine bestimmte geschichtliche Quelle kann hier schon deshalb nicht zu Grunde liegen, weil Schiller, der die Aufzeichnung wahrscheinlich aus

dem Gedächtnisse machte, hier Iwan Wassiljewitsch II. mit seinem gleichnamigen Großvater verwechselt hat: Sophia Palaeologa, griechische Prinzessin, die er 214, 12 als zweite Gemahlin Iwans des Schrecklichen aufführt, war die Frau Iwans I., wie alle historischen Quellen richtig angeben (vgl. Levesque 2, 284). Ich halte den Überblick im wesentlichen für eine freie Rekapitulation der gelesenen Geschichtswerke Treuer, Müller, Levesque u. s. w.). Auch die Zahl der Gemahlinnen Iwans des Schrecklichen ist nicht auffallend, wie Kettner meint. Schiller schrieb: „Er hat mehrere Gemahlinnen" und verbesserte dann das „mehrere" in „sechs". Levesque giebt an 3, 131: „Les étrangers ont écrit, qu'il avait eu successivement sept femmes: il est certain, qu'il en eut cinq": vgl. ferner 3, 164. 5, 273. Dies letztere nahm Schiller in den Demetrius auf Vers 82; doch vergleiche die Lesarten. Bei Müller 5, 19 heißt es: „verschiedene Gemahlinnen"; doch sagt er später 5, 46, Demetrius sei aus der sechsten Ehe geboren worden. Daß Iwan mancherlei Maximen Peters des Großen hatte 214, 4, erzählt gleichfalls Müller 5, 91; ebenso 5, 19 die Annahme des Czarentitels 214, 34. Die Erzählung von dem dem Gesandten auf den Kopf genagelten Hute 214, 6 konnte Schiller z. B. in Schmidt-Phiseldecks Versuch einer neuen Einleitung in die russische Geschichte 1, 235 lesen; mit diesem früheren Braunschweiger Professor, damaligem Wolfenbütteler Archivar, war Goethe gerade damals im Juli 1804 in briefliche Beziehung getreten (vgl. Goethes Briefe 17, 156).

Woher entnahm Schiller die Polonica (S. 242)? Goedeke S. 335 citiert Parallelstellen aus Connor, Schillers sonstiger Quelle für alles Polnische, soweit es die Reichsverfassung betrifft; doch teils will das, was er anführt, nicht recht stimmen, teils findet er, wie z. B. für 242, 33 „Ausländer können gar nichts darin besitzen", bei ihm nichts entsprechendes. Kettner S. 309 läßt die Schwierigkeit ungelöst und sagt nur: „Jedenfalls nicht Connor, wenn sich bei ihm natürlich auch ähnliche Angaben finden." Meine erste Vermutung ging auf eine der vielen lateinischen Bearbeitungen der polnischen Verfassung, da mir die lateinischen Wendungen wie herübergenommene termini technici erschienen, obwohl mir andererseits der Gesamtinhalt dieser Notizenreihe denn doch zu mager, zusammengewürfelt und unvollständig vorkam, um Benutzung einer so vollkommenen Quelle zuzulassen. Doch sah ich bald, daß z. B. die königlichen Sendbriefe bei keinem Autor literae instructionis heißen, und mußte daher zu einer andern Auffassung kommen. Ich halte auch diesen Abschnitt wie den vorher besprochenen für eine ganz oder teilweise gedächtnismäßige Niederschrift von Bemerkungen über Polen aus verschiedenen gelesenen Quellenschriften und nehme zugleich an, daß

er die früheste Aufzeichnung Schillers über diesen Teil seiner Aufgabe repräsentiert, der ihm in seiner Wichtigkeit und seinem künftigen Umfang noch nicht klar geworden war. Daß vereinzeltes aus Connor stammt, scheint mir doch annehmbar: so z. B. der außer Connor S. 548 nicht vorkommende „Trommelschläger" (242, 29). Für eine Reihe von Gedanken war, wie die wörtliche Übereinstimmung zeigt, Archenholzens im 12. Stück der Horen 1795 erschienenes historisches Fragment „Sobiesky", besonders die allgemeine Einleitung dazu, die Quelle. „Das Lokal und Kostüme ist lebendig und treffend dargestellt," hatte Schiller seiner Zeit dem Verfasser geschrieben (Briefe 4, 380). Ich stelle wieder die Entsprechungen einander gegenüber.

| Schiller. | Archenholz. |
|---|---|
| 242, 28 Polnische Edle können gemeine Dienste verrichten, nur kein Handwerk treiben. Stallknechte .... können zu den höchsten Würden gelangen. | S. 65: Edelleute, die den Handel für entehrend hielten, nicht aber die niedrigsten Dienste und Peitschenhiebe, die sie als Stallknechte empfingen. |
| 242, 32 Der Bauer ist leibeigen in Polen. | S. 64: Der Landmann lebte in der tiefsten Sklaverei; vgl. auch S. 65: Negerartige Sklaverei der bei weitem größeren Anzahl der Einwohner Polens. |
| 242, 34 Auf den Reichstag kommen die Senatoren .... ferner die Nuntien oder Landboten. | S. 67: Innerhalb diesem Wahltheater befanden sich alle Großen des Reichs, die Senatoren und Landboten. |
| 243, 2 Ein Reichsschluß erfordert unanimia, schon ein einziges Veto zerreißt den Reichstag; vgl. auch 243, 12 Ein gemeiner Landbote zerreißt den Reichstag. | S. 65: Und doch war es dem ärmsten Landboten erlaubt durch sein einfaches Veto die durch die ganze gesetzgebende Macht beschlossenen Gesetze zu verwerfen und einen Reichstag zu zerreißen. |

Hier ist der einzige Punkt, wo auch das erste Buch von Coxes Reisebeschreibung benutzt sein könnte. Dort heißt es 1, 64: „aucune résolution n'est valide qu'autant que la diète l'a approuvée unanimément, et chaque nonce a le pouvoir de suspendre toutes les opérations de la diète"; 1, 76: „si les paysans n'étaient pas esclaves et attachés à la terre de leur seigneur"; auch stellt sich sein „officiers de la couronne" (1, 62. 66. 89) zu Schillers „Kronoffiziere" (242, 35). Doch scheint auf Archenholz, S. 65: „Der Landbote Sycinsky war der erste, der auf dem Reichstag zu Warschau 1652 sein Veto aussprach; man wollte ihn dafür in Stücken hauen; er entging den Säbelhieben" auch die Scene im Demetrius zurückgeführt werden zu müssen, wo die über sein Veto wütenden Landboten mit den Säbeln auf Sapieha eindringen (vgl. besonders Vers 471 „Nieder mit ihm! Haut ihn in Stücken!"), wovon keine Quelle sonst berichtet.

Wir kommen zu den „Redensarten, Zügen, Partikularien" (S. 258), die natürlich nicht zur gleichen Zeit aufgezeichnet wurden, uns also einen Schluß gestatten, in welcher Reihenfolge Schiller die Quellen las.

258, 17 Das weiß Gott und der große Fürst; vgl. auch 145, 15.

Olearius S. 221: Das weiß Gott un der große Fürst; Kettner (S. 312 führt nur Levesque an.

258, 18 Muffen statt murren; 19 laustern statt lauern.

Nach den Wörterbüchern sind beide Worte im 16. und 17. Jahrhundert ganz gebräuchlich und bei verschiedenen Schriftstellern belegt. Ich vermute daher, daß sie aus Olearius notiert sind; obwohl sie in dem Rußland betreffenden Teile seiner Reise nicht vorkommen, könnten sie doch in dem Persien betreffenden gebraucht sein, den ich darauf nicht durchgelesen habe. Die Worte lehren uns, daß Schiller die Sprache seiner russischen Bauern durch archaische deutsche Worte charakterisieren wollte.

258, 20 Brod und Salz bedeuten Gnad' und Liebe; vgl. auch 145, 14.

Steht so nirgends in Schillers Quellen; die Sitte erwähnen Müller 5, 277 und Treuer S. 336.

258, 21 Die klaren Augen des Czars erblicken.

Olearius S. 221: Vor dem Großfürsten erscheinen heissen sie ihrer czarischen Majestät klare Augen sehen; ähnlich auch S. 129. 199. 222 (Kettners Zahlen S. 312 sind falsch). Auch Treuer S. 244 braucht die Wendung.

258, 22 Wer kann wider Gott und Großneugart?

Steht außer den von Kettner (S. 312) angeführten Stellen auch bei Treuer S. 12 (vgl. 244, 6) und bei Lauterbach S. 409.

258, 23 Muntere Brüder statt junge Brüder; vgl. auch 145, 14.

Müller 4, 448: Alsdenn fräget der Koschewoi: wie, meine muntere Brüder? (Im Russischen wird allezeit das Wort Molodzi gebrauchet, welches junge Männer bedeutet.)

Die russischen Sprichwörter endlich (S. 258) entnahm Schiller nicht aus Roddes Russischer Sprachlehre oder aus Hupels Nordischen Miscellaneen 8, 232, wo er eine reiche Auswahl ins Deutsche übersetzt finden konnte, sondern aus einem Petersburg 1783 erschienenen, nur einen Bogen starken anonymen Heftchen, das den Titel trägt: „Vybornyja vossijskija poslovicy" („Ausgewählte russische Sprichwörter"; vgl. Bacmeister, Russische Bibliothek 8, 207). Die Reihenfolge erweist die Benutzung. Wolzogen wird das Heftchen aus Rußland mitgebracht und Schiller, der nicht russisch konnte, die Übersetzung von ihm bekommen haben.

**Schiller.**

358, 25 Ein Reich zertrennt nimmt bald ein End; vgl. auch 145, 3.
258, 26 Der Flüchtige hat Einen Weg, wer ihn nachsezt, hundert; vgl. auch 145, 3.
258, 27 Astrachan ist reich an Stören, Sibirien an Zobeln.
259, 1 Die Sach ist recht, nur sieh sie recht.
259, 2 Die grüne Traube ist herb, der Jüngling schwach.
259, 3 Ein Zeitungsträger hat deß wenig Ehre.
259, 4 Bruderliebe ist besser als steinerne Mauern; vgl. auch 145, 4.
259, 5 Der Nacken der Gemeinde ist stark; vgl. auch 145, 5.
259, 6 Verstand beim Jüngling, Eis im Frühling; vgl. auch 145, 10.
259, 7 Das Kätzchen ist stolz worden, es will nicht vom Ofen herab.
259, 8 Wenn kein Pflüger wär, wär auch kein Sammetweber.
259, 9 Du wirst nicht alles auffangen, was auf dem Wasser schwimmt; vgl. auch 145, 6.
259, 10 Der Hund ist rauch, drum friert ihn nicht, der Bauer ist reich, drum klagt er nicht; vgl. auch 145, 7.
259, 12 Gewinn und Verlust wohnen in Einem Hause; vgl. auch 145, 7.
259, 13 Man nimmt dich auf nach deinem Rock, und begleitet dich weg nach deinem Verstand.
259, 15 Die alten Propheten sind todt, die neuen sagen nicht wahr; vgl. auch 145, 8.
259, 16 Mit Stillestehen erobert man kein Schloß.
259, 17 Er zielt nach einem Kranich und traf einen Sperling.
259, 18 Dem Stehenden wirds sauer mit dem Sitzenden zu reden.
259, 19 Das ist wohl wunderbar, was auf dem Eis gesotten war; vgl. auch 145, 10.
259, 20 Der Morgen ist klüger als der Abend; vgl. auch 145, 9.
259, 21 Womit man spielt dran stößt man sich.

**Poslovicy.**

Nr. 1 (S. 3): Ase carstvo razdelitsja, vskore razoritsja.
Nr. 2 (S. 3): Beglomu odna doroga, a pogonsiku sto.

Nr. 19 (S. 5): Dovolna Astrachan osetrami, a Sibir soboljami.
Nr. 24 (S. 5): Delo pravo, tolko razsmatrivaj prjamo.
Nr. 25 (S. 5): Zelen vinograd ne sladok, a mlad tschelovek ne krepok.
Nr. 41 (S. 7): Kto perenosit vesti, tomu ne mnogo tschesti.
Nr. 47 (S. 8): Ljubov bratskaja lutschsche kamennych sten.
Nr. 50 (S. 8): Mirskaja scheja tolsta.

Nr. 51 (S. 8): Molodenkoj umok, tschto veschnej ledok.
Nr. 55 (S. 8): Napala na koschku spes, ne chotschet i su petschi slezt.
Nr. 60 (S. 9): Ne budet pachatnika, ne budet i barchatnika.
Nr. 61 (S. 9): Ne vsju to perenjat, tschto po reke plyvet.

Nr. 76 (S. 11): Pes kosmat, jemu ži teplo; a mužik bogat, jemu ži dobro.
Nr. 80 (S. 11): Pribyl su ubylju na odnom živut dvore.
Nr. 81 (S. 11): Razumnoj vidit, tschto za tschem idet.

Nr. 86 (S. 12): Staryje proroki pomerli, a novyje pravdy ne skazyvajut.
Nr. 87 (S. 12): Stojanjem goroda ne vozmesch.
Nr. 89 (S. 12): Streljal vu žuravlja, a popal vu vorobja.
Nr. 88 (S. 12): Stojatschemu su sidjatschim trudno govorit.
Nr. 96 (S. 13): To mudreno, tschto na ledu svareno.

Nr. 108 (S. 14): Utro vetschera mudreneje.
Nr. 123 (S. 15): Tschem pojigrajesch, tem i zaschibeschsja.

## II. Zur Textkritik.

1. Goedekes Ausgabe des Demetrius und der übrigen nachgelassenen Entwürfe Schillers war wissenschaftlich unbrauchbar vor allem aus dem Grunde, weil er die einzelnen Blätter nicht so abdruckte, wie er sie vorfand, womit der Forschung ein fester Boden dargeboten worden wäre, auf dem sich weiterbauen ließ. Er unterzog vielmehr den dramatischen Nachlaß einer mehr oder weniger gewaltsamen Redaktion, zu der ihn eine vorgefaßte Meinung über Schillers Arbeitsweise bestimmte: „Ich bin bestrebt gewesen, vom Allgemeinen in das Specielle zu führen, um dem Wege zu folgen, den der Dichter gegangen ist", sagt er Schillers sämtliche Schriften 15, 2, VII (vgl. auch Kettner, Schillers Warbeck, S. 4). Für einen neuen Herausgeber war es eine sich von selbst verstehende Forderung, überall auf die Handschriften zurückzugehen und sie mit strengster philologischer Treue zu reproduzieren. So liegt uns denn in Kettners Ausgabe der erste wissenschaftlich brauchbare Abdruck der dramatischen Entwürfe Schillers vor. Was insbesondere den Demetrius betrifft, so treten uns bei Kettner die einzelnen Stufen der Formung und Gestaltung des gewaltigen Stoffes aufs klarste vor Augen. Er läßt in seiner Ausgabe den ausgearbeiteten Torso, die Skizzenblätter und die Vorstudien aufeinander folgen: „aus äußeren Gründen" (S. 261) ist diese dem historischen Gange der Arbeit schnurstracks zuwiderlaufende Anordnung gewählt worden, die ich lieber durch die umgekehrte naturgemäße ersetzt gesehen hätte. Die Lesarten zu den fertig ausgearbeiteten Scenen leiden dadurch an großer Unübersichtlichkeit, daß die der letzten Reinschrift vorhergehenden Redaktionen in sie hineingearbeitet sind. Hier war überall ein vollständiger Abdruck der einzelnen Redaktionen, wenn er auch ein paar Seiten mehr eingenommen hätte, unbedingt vorzuziehen; denn an manchen Stellen ist es für den Leser eine wahre Qual, durch den Wald der Einzellesarten sich zu einem klaren Ausblick auf längere Strecken des fortlaufenden Textes durchzuarbeiten, und man athmet an den wenigen Stellen auf, wo der Herausgeber, von derselben Empfindung geleitet, uns auf kleine Entfernungen ungehindertes Fortlesen vergönnt. Für die Scene des Abschieds des Demetrius von Lodoiska hätten S. 291 neben Suphans Aufsatz auch der erste Druck Minors (Aus dem Schillerarchiv, S. 117) und der Aufsatz Düntzers (Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 4, 173) genannt werden sollen.

An einigen Stellen ist Kettner unnötigerweise von der Lesart der Handschrift abgewichen. Vers 160 ist doch wohl „das Herz" statt „den Wunsch" zu lesen. Vers 216 braucht „Wasili" vor „Philaret" nicht entfernt zu werden: die metrische Form des

Torso ist auch in der sogenannten Reinschrift noch nicht überall endgültig revidiert und auch sonst finden sich mehrfach sechsfüßige Verse (vgl. 113. 570. 822. 955. 1303 und Zarncke, Kleine Schriften 1, 416). Nach Vers 606 ist das Komma zu beseitigen, denn „Iwan Basilowiz" ist der Genetiv; die Stelle liegt nur in Rudolfs Abschrift vor. Vers 684 ist doch vielleicht nur „sprich, Königin" zu lesen; Schiller hat „sprich" irrtümlich doppelt für „gebiete" und für „meine" hineinkorrigiert. Warum ist vor Vers 700 das handschriftliche „was vorgeht" ausgelassen und damit der Sinn des Satzes verstümmelt worden? Nach Vers 769 sind die handschriftlichen Worte „und ich erschrecke, wenn es uns mis" als Variation des Gedankens beizubehalten (vgl. darüber Kettner, S. 262). Vers 1302 ist „so was heucheln, lügnerisch erfinden" mit der Handschrift zu lesen, die so zwei aufeinander folgende Sechsfüßler bietet. Den Hörfehler Lottens „in jeden Zeiten" für „in jenen Zeiten" in der Lodoiskascene Vers 245 durch eine Parallelstelle aus Balthasar Schupp zu retten versuchen scheint mir ein von vornherein unglückliches Unterfangen, zumal auch der Plural „auf jeden Atomen" im „Spaziergang unter den Linden" (Sämtliche Schriften 2, 353, 30) sicher nichts ist als ein Druckfehler, eine Auffassung, auf welche schon der ganze rhetorische Parallelismus der Stelle mit Notwendigkeit hinführt („jeder Tropfe .... jeder wehende Staub .... auf jeden Punkt .... auf jedem Atomen"). Endlich ist 220, 12 „wahrhaftig dramatisch" ohne Grund in „wahrhaft dramatisch" geändert. Kleinere Regulierungen der Interpunktion, die an ein paar Stellen (Vers 22. 83. 287. 462. 1303; ferner 96, 2. 178, 6. 194, 35) trotz des gegenteiligen richtigen Prinzips des Herausgebers (vgl. S. 263) vorgenommen worden sind, will ich hier nur der Vollständigkeit halber mit erwähnt haben.

2. Ich komme zu der Frage der Zuverlässigkeit des Kettnerschen Textes, was die einzelnen Worte anlangt. Selbstverständlich habe ich nicht seinen ganzen Text nach den Handschriften des Schillerarchivs nachverglichen. Ich that dies jedoch in einer sehr großen Zahl von einzelnen Fällen und wählte dazu alle diejenigen, bei denen ich mir bei einer vollständigen Vergleichung des Kettnerschen Textes mit dem Goedekeschen Diskrepanzen beider notiert hatte. In den weitaus meisten Fällen fand ich die falsche Lesart bei Goedeke, die richtige bei Kettner; in einer nicht geringen Zahl von anderen Fällen stellte sich jedoch heraus, daß Goedeke die Handschrift genauer gelesen hat und gegen Kettner im Rechte ist; an ein paar vereinzelten Stellen endlich fand ich, daß sie beide anders lesen als Schillers deutliche Handschrift, die Kettner (Schillers Warbeck, S. 4) mit Recht „sehr klar" nennt.

Die Fälle der ersten Art führe ich selbstverständlich hier nicht auf, gebe dagegen ein vollständiges Verzeichnis derjenigen der zweiten und dritten Art.

In der folgenden Tabelle steht Goedekes mit der Handschrift übereinstimmende Lesart immer in der linken, Kettners falsche Lesart in der rechten Kolumne.

| | |
|---|---|
| Lesart zu Vers 44 würd | Lesart zu Vers 40 nur d |
| Lesart zu Vers 44 ein erlaucht | Lesart zu Vers 41 nie erlaucht |
| Lesart zu Vers 67 Erbes | Lesart zu Vers 58 Habes |
| Lesart zu Vers 106 Bette | Lesart zu Vers 95 Bett |
| Lesart zu Vers 189 Hofgesinds | Lesart zu Vers 174 Hofgesindes |
| Vers 420 anders? | Vers 406 anders! |
| Lesart zu Vers 438 Im | Lesart zu Vers 423 In |
| Lesart zu Vers 459 Hört | Lesart zu Vers 445 Höret |
| Lesart zu Vers 496 vergeß | Lesart zu Vers 488 vergesse |
| Lesart zu Vers 547 Mög ichs | Lesart zu Vers 531 Mag ichs |
| Vers 662 Er | Vers 645 Er |
| Vers 670 Du | Vers 653 Du |
| Lesart zu Vers 672 besitzen | Lesart zu Vers 655 besizen |
| Lesart zu Vers 672 besitzen | Lesart zu Vers 658 besitzen |
| 590, 14 3. Marina | S. 275 4. Marina |
| Vers 780 Hülfsheer | Vers 713 Hilfsheer |
| Vers 757 schießt .... her („her" korrigiert aus „von") | Vers 720 schießt .... vor |
| Vers 761 jezt | Vers 724 jetzt |
| Vers 727 Moscowitischen | Vers 735 Moskowitischen |
| Vers 734 schlecht! | Vers 742 schlecht |
| Vers 787 Vanda (nach Lauterbachs Schreibung, wie auch in dem Balladenentwurf) | Vers 757 Wanda (auch S. 276 in der bei Goedeke fehlenden Stelle ist „Wanda" in „Vanda" zu bessern) |
| Vers 745 Händ | Lesart zu Vers 742 Hände |
| Vers 840 vertrauen die | Vers 806 vertrauen, die |
| Vers 60 Eispol, wo | Vers 912 Eispol wo |
| Lesart zu Vers 275 Ausschäumen | Lesart zu Vers 1112 Ausströmen |
| Lesart zu Vers 291 knirrschte | Lesart zu Vers 1123 knirschte |
| Vers 302 jezt | Vers 1131 jetzt |
| Vers 319 Jahr | Vers 1147 Jahr, |
| Vers 391 hinunter ziehn | Vers 1207 hinunterziehn |
| Lesart zu Vers 413 furchtbarn | Lesart zu Vers 1230 furchtbaren |
| Lesart zu Vers 417 lezte | Lesart zu Vers 1234 letzte |
| Lesart zu Vers 430 lauft | Lesart zu Vers 1247 läuft |
| Lesart zu Vers 431 her? | Lesart zu Vers 1247 her |
| Lesart zu Vers 431 da vom | Lesart zu Vers 1247 da von |
| Vor Vers 441 entgegengesezten | Vor Vers 1258 entgegengesetzten |
| Vers 485 Treu | Vers 1300 Treue |
| Vers 491 ziehn | Vers 1305 ziehn? |
| 408, 23 nuzte | 64, 72 nüzte |
| 411, 92 dieses (Lesarten) | 68, 139 dies |
| 412, 95 Vorsicht? | 68, 141 Vorsicht! |
| Lesart zu 412, 107 Götterstimme | Lesart zu 6*, 153 Götterstimmen |
| 413, 120 unbegriffnes | 69, 166 unbegrifnes |
| 414, 132 Grischka vergeßt | 70, 177 Grischka, vergeßt |

S. 486 Feodor
S. 486 gegeben,
S. 486 Hiebei
S. 486 seinen Mord
Lesart zu 484, 20 versagen,
513, 19 soweit
578, 14 Manifest
578, 19 glücklich
387, 33 Man erfährt nicht wie er
579, 18 Moscowitischen
401, 34 diß
390, 12 Marina kommt nun und Lodoiska zeigt ihr das Kleinod
393, 18 äuserste
Lesart zu 394, 25 unschmacktes
398, 2 äusre
477, 28 außer der Marfa
516, 8 executieren
520, 9 treflich
521, 17 Zusky oder dieser
524, 30 Redet?
527, 13 andre, nebst
535, 10 20jährige
535, 27 30jährigen
535, 29 ano
538, 12 unterdrücke
541, 10 Vorgeben
547, 12 wiederhohlt
547, 24 100
557, 33 schaden; daher
560, 14 dieß
560, 22 iezt
563, 22 draußen, mit
564, 30 Frechheit
565, 32 andres
566, 25 Mittagschlafs
570, 35 2ten
417, 28 Landleute
420, 17 Grenzen
478, 27 abgeschieden war!
481, 5 entseztlich
356, 3 Glücksgöttinn
362, 1 ist aber keineswegs
362, 29 Eröfnung
362, 32 Czaarowiz
584, 10 Solticov
379, 17 an daß
380, 1 Zuski
Lesart zu 555, 24 oder dort sich
326, 24 Maria
364, 4 vorausgesezt
364, 10. 374, 16 vis a vis
365, 22 unterstüzt
590, 2 Sophie

79, 62 Fedor
79, 63 gegeben
79, 77 Hierbei
79, 78 einen Mord
S. 295 versagen
83, 26 so weit
88, 32 Das Manifest
88, 38 glückhaft
90, 9 Man erfährt nicht, wie er
92, 11 Moskowitischen
93, 18 dieß
Fehlt nach 96, 8

104, 10 äußerste
105, 13 unschmackhaftes
106, 8 äußre
113, 11 außer Marfa
115, 34 exekutieren
120, 8 trefflich
121, 20 Zusky, oder dieser
124, 34 Redet!
127, 10 andre nebst
134, 20 zwanzigjährige
135, 3 dreißigjährigen
135, 5 anno
137, 20 unterdrückte
140, 18 Vorgehen
144, 29 wiederholt
145, 4 hundert
154, 18 schaden, daher
157, 1 dies
157, 9 jetzt
160, 6 draußen mit
161, 13 Freiheit
162, 16 anderes
163, 9 Mittagsschlafs
167, 20 zweiten
171, 26 Landsleute
173, 31 Grenze
191, 11 abgeschieden war
194, 18 entsetzlich
199, 4 Glücksgöttin
205, 34 ist keineswegs
206, 13 Eröffnung
206, 15 Caarowiz
208, 31 Soltikow
211, 5 an, daß
211, 18 Zusky
Lesart zu 212, 22 oder sich
214, 13 Marina
215, 32 vorausgesetzt
215, 15. 225, 13 vis à vis
216, 24 unterstützt
219, 10 Sophia

| | |
|---|---|
| 367, 24 hervor der | 219, 30 hervor, der |
| 369, 19 entgegengesezteſten | 221, 23 entgegengesetzten |
| 370, 6 Ruſſen | 222, 10 Ruſſen? |
| 370, 9 vom Demetrius | 222, 13 von Demetrius |
| 371, 23 Hauß (vielleicht Hauſſe) | 222, 28 Hauſe |
| 374, 18 im Hauß | 225, 15 im Haus |
| 375, 1 Schweſtern | 226, 4 Schweſter |
| 333, 5 Sieger ſchickt | 230, 17 Sieger, ſchickt |
| 376, 10 Lohns | 231, 20 Lebens |
| 377, 3 von ihm und unterſchrieben | 231, 23 von ihm unterſchrieben |
| 581, 18 Tod | 234, 4 Tode |
| 382, 5 zur Marina | 237, 2 zu Marina |
| 576, 9 zeigt | 240, 33 zeigte |
| 576, 28 Arme | 241, 25 Arm |
| 576, 30 Moscowitiſchen | 241, 29 Moskowitiſchen |
| 328, 30 Moskowiter | 245, 5 Moscowiter |
| 346, 5 darinn | 250, 31 darin |
| 334, 9 4tenmal | 251, 13 viertenmal |
| 334, 10 5mal | 251, 14 fünfmal |
| 334, 26 ehmalige | 251, 28 ehemalige |
| 329, 33 Czar | 254, 29 Czars |
| 345, 8 20jährigen | 258, 14 zwanzigjährigen |
| 326, 30 ihm nachſezt | 258, 26 ihn nachſezt. |

Es bleiben endlich noch die zehn Stellen, an welchen Schillers Handſchrift deutlich anderes bietet, als beide Herausgeber geleſen haben.

Goedeke Lesart zu Vers 496 „An eurer Bruſt vergeß ich jedes Leids:“ Kettner Lesart zu Vers 488 „An eurer Bruſt vergeß ich jedes Leides.“ Die Handſchrift hat „Leiden“.

Goedeke Lesart zu Vers 536 „Weil nur die Volksregung zuwider iſt:“ Kettner Lesart zu Vers 521 „Weil mir die Volksneigung (-regung?) zuwider iſt.“ Der Vers verlangt ein auf der letzten Silbe betontes Wort, die Handſchrift hat „Volksreligion“. König Sigismund war katholiſch und verlor ſein Erbland Schweden hauptſächlich deshalb, weil er dort Verſuche machte, die lutheriſche Konfeſſion durch die katholiſche zu verdrängen (vgl. Lauterbach, S. 504).

Goedeke Lesart zu Vers 821 und Kettner Lesart zu Vers 788 „nachſchauen“; die Handſchrift hat „noch ſchauen“. Die beabſichtigte Änderung des Satzes iſt nicht vollendet: „Wer kann noch ſchauen“.

Goedeke 528, 16 und Kettner 128, 14 „dieſer antwortet ihm, daß er ſein Herr und Fürſt ſei“; die Handſchrift hat „daß er hier Herr und Fürſt ſei“.

Goedeke 538, 7 und Kettner 137, 15 „Spion in einen Bauern verkleidet“; die Handſchrift hat „Baum“, was, wie ſchon oben bemerkt, zur Quelle (Lauterbach, S. 580) ſtimmt.

Goedeke 563, 8 und Kettner 159, 28 „Bin ich dein Sohn nicht, ſo bin ich der Czar“; die Handſchrift hat „ſo bin ich dein Czar“.

Goedeke 326, 26 und Kettner 214, 15 „Fedor Iwanowiz, vermählt mit Anna oder Irene“; die Handſchrift hat „Arina oder Irene“ richtig nach Müller 5, 26.

Goedeke 363, 15 und Kettner 214, 20 „ſein“; die Handſchrift hat „ſeyn“.

Goedeke 343, 33 „Es beliebt einer nicht"; Kettner 248, 25 „Es beliebt einem nicht". Die Handschrift hat „Es beliebt mir nicht". Schillers Quelle Connor führt (S. 526) die Formel des Veto in der Gestalt „Es beliebt mir dieses nicht" an.

Goedeke 334, 6 und Kettner 255, 28 „Sträzzi, reisige Hofjunker"; die Handschrift hat „Sträpzi". Schiller hat aus seiner Quelle (Olearius, S. 265) richtig abgeschrieben.

## III. Bemerkungen zu Kettners Einleitung.

Die Skizze der äußeren und inneren Geschichte des Schillerschen Demetrius, die Kettner in der Einleitung zu seiner Ausgabe entwirft, kann man im ganzen und einzelnen als wohlgelungen bezeichnen. Auch das maßvolle und besonnene Urteil, mit dem er die Entwicklungsgeschichte des Stückes und Schillers Arbeit an vielen Stellen begleitet, kann wohl meist auf allgemeine Zustimmung rechnen. Einspruch möchte ich nur gegen den Anfang des fünften Abschnitts erheben: den Einblick in die Mühen der Arbeit an der Exposition findet Kettner hier (S. XXXII) „mitunter fast peinlich"; das ändere sich von der großen Reichstagsscene an, wo die Skizzierung aufhöre. Es scheint mir eine vorgefaßte und unbeweisbare Ansicht, daß uns jedes Blatt der Vorarbeiten erhalten sein soll: die Skizzen zu dieser Scene, die ausgearbeitet fertig vorliegt, können vernichtet sein. Mir beweisen die vielen Skizzen zu dem leider dann ganz gestrichenen Samborvorspiel in erster Linie nicht so sehr die Schwierigkeit der Arbeit, als das liebevolle intensive Interesse, das Schiller dieser psychologischen Exposition des Demetriuscharakters widmete, die in dem späteren Drama entschieden zu kurz kommt. Daß die überall die notwendigen Grenzen einer geschlossenen dramatischen Handlung überflutende Stoffmasse in ihrem mannigfach epischen und episodenhaften Charakter vielfach beschnitten werden mußte, sagte sich Schiller bei seiner dramatisch-technischen Routine selbst. Daß er den reizvoll angelegten, psychologisch eigentlich unentbehrlichen Samborakt seiner Vorliebe für ein gewaltiges Expositionsgemälde mit der Weite historischer Perspektive opferte, ist und bleibt bedauerlich; auch hierin kann ich Kettners Ansicht (S. XXXIII) nicht teilen. Wie Schiller etwa dem Demetrius in späteren Monologen oder Scenen Gelegenheit zur Selbstcharakteristik geben und damit für das ausgefallene Vorspiel gewissermaßen Ersatz leisten wollte, wer kann das wissen?

Ich schließe mit einigen Bemerkungen zu einzelnen Stellen der Einleitung.

S. XVI. Daß Schiller den im Oktoberheft 1789 der Archenholzschen Zeitschrift „Neue Litteratur und Völkerkunde" erschienenen Aufsatz über den falschen Demetrius gelesen haben muß, läßt sich

nicht mit Sicherheit behaupten. Daß er die Zeitschrift regelmäßig las, dafür haben wir kein Zeugnis. Das Mai- und Septemberheft desselben Jahrgangs, in denen Forsters und Benkowitzens Aufsätze über die „Götter Griechenlands“ stehen, kann er sehr wohl einzeln, vielleicht durch Körner (vgl. Briefwechsel 2, 109. 130) erhalten haben, wenn er sie überhaupt sah; beide Anregungen Körners erfahren in Schillers Briefen keine Antwort.

S. XVII. LXIV. Es berechtigt uns nichts, die Erwähnung des Entschlusses, den Warbeck zu bearbeiten, in Schillers Billet an Böttiger (Briefe 7, 123) und seine Antwort auf die Fragen der Frau von Staël mit Kettner „humoristisch“ aufzufassen, als ob er spottend auf einen schon halb aufgegebenen Stoff hinweise; auch Kettner selbst that dies früher (Schillers Warbeck, S. 11) nicht. Wie uns zwei Briefe an Iffland (Briefe 7, 35. 99) beweisen, sollte Warbeck im Sommer 1803 ausgeführt werden, wurde dann aber dem Tell nachgesetzt und für Frühjahr und Sommer 1804 in Aussicht genommen. Die letzte Bemerkung ist vom 5. Dezember 1803, das Billet an Böttiger vom 10. Februar 1804, Frau von Staël war vom Dezember 1803 bis Februar 1804 in Weimar, den Entschluß zum Demetrius verzeichnet der Kalender (S. 159) unter dem 10. März 1804. Nehmen wir die Abwägung der Vor- und Nachteile des Warbeckstoffes im Eingang zum Scenar des Demetrius (S. 115; vgl. auch Minor, Aus dem Schillerarchiv, S. 118) noch hinzu, so kann über die absolute Glaubwürdigkeit der obigen Äußerungen und die Irrigkeit der neueren Ansicht Kettners kein Zweifel mehr obwalten.

S. XVII. LXIV. An den Titel „Bluthochzeit zu Moskau“ unter den dramatischen Plänen von 1802 (Sämtliche Schriften 15, 2, 594) knüpft Kettner die Bemerkung: „Der ursprüngliche Titel beweist am besten, wie fern dem Dichter bei der Konzeption seines Dramas jede äußere Rücksicht auf die Verbindung der beiden Fürstenhöfe lag.“ In der Anmerkung zu dieser Stelle polemisiert er dann gegen Grillparzers Worte: „Schiller faßte den Stoff vielleicht nur an, um das Haus Romanow zu verherrlichen, weil er dorther Unterstützung für Weib und Kind hoffen durfte“ (Frankl, Zur Lebensgeschichte Grillparzers, S. 34). Daß Schiller bei der ersten Konzeption des Stoffes, bei seiner Einzeichnung in das Planverzeichnis an die künftigen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Weimar und Petersburg gedacht habe, hat niemand behauptet. Daß er jedoch bei der schließlichen Wahl seines nächsten Dramas nach dem Tell sich für den Demetrius, nicht für den eigentlich in Aussicht genommenen Warbeck entschied, that er mit Rücksicht auf jene Beziehungen und bezeugt uns das selbst im Scenar, wo er unter den Vorzügen dieses Stoffes vor

Warbeck „Beziehung auf Rußland“ besonders mit aufführt (vgl. 115, 30). Er erwog also doch diesen Umstand mit, wie dies auch Kettner selbst früher (Schillers Warbeck, S. 13) behauptete. Wenn dieser dann weiter in dieser Annahme eine Taktlosigkeit sieht, so gestehe ich das nicht zu begreifen; denn mit Goethes Elpenor, den er als Parallele anführt, war es doch ein ganz anderer Fall. In der Person des jungen Romanow, dem eine himmlische Erscheinung seine künftige Thronbesteigung voraussagen sollte, eröffnete sich dem Zuschauer aus den Greueln der Tragödie und der politischen Verwirrung ein versöhnlicher Ausblick auf eine kommende reinere und bessere Zeit, ein Abschluß, wie ihn Shakespeare liebt, und darin lag allerdings eine, wenn auch nur indirekte „Verherrlichung“ auch des Hauses Romanow, des regierenden Kaiserstammes. Will man dem Dichter idealer Gesinnung, der Schiller zweifellos ebenso sehr war wie ein sparsamer rechnender Haus- und Familienvater, jede nebenherlaufende Rücksicht auf etwaige materielle Vorteile, die doch auch der edle Körner in seinem Briefe vom 25. September 1803 (Briefwechsel 4, 339) ihm nahelegte, zum moralischen Verbrechen anrechnen? Nichts anderes als eine solche weder taktlose noch moralisch verwerfliche Nebenrücksicht hat Grillparzer behauptet. Wenn Schiller, wie Karoline von Wolzogen (Schillers Leben, S. 258) berichtet, um die Dichtung ganz rein zu halten, die Gelegenheit in der Person Romanows der Kaiserfamilie viel schönes zu sagen nicht benutzen zu wollen erklärte, so wollte er damit wohl nur eine ausgeführtere vaticinatio ex eventu als für ihn unmöglich von der Hand weisen. Am kräftigsten beweist uns aber sein eigenes, oben angeführtes Zeugnis, daß eine Rücksicht auf die russischen Beziehungen zu Weimar bei der endgiltigen Wahl des Stoffes mitsprach.

S. XVIII. LXIV. „Bei einer Fahrt nach Jena sucht er auf der dortigen Bibliothek sich die Litteratur über die Zeit des Demetrius zusammen.“ Das ist Vermutung, was gesagt werden mußte. Der Kalender (S. 166) giebt zum 18. Juni 1804 nur an: „Nach Jena gefahren und zurück.“ Über den Zweck dieser Reise fehlt jede Notiz; ob sie den von Kettner angenommenen thatsächlich hatte, wissen wir nicht.

S. XXI. LXVI. Es mag sein, daß Goethes vieleitierte Mitteilungen über Schillers ständige Besprechung seines Demetrius mit ihm in den Annalen von 1805 (Werke 35, 190 Weimarische Ausgabe) in chronologischer Beziehung auf etwas unsicher gewordener Erinnerung beruhen. Dem Inhalte nach stimmen sie ganz zu den erhaltenen Nachlaßpapieren: mein Eindruck ist darin von dem Kettners, der dies nur teilweise zugiebt, verschieden. Ferner nimmt Kettner an Goethes Worten Anstoß, Schiller habe die Exposition in einem Vor-

spiel bald dem Wallensteinischen („?!“ Kettner), bald dem Orleanischen ähnlich ausbilden wollen. Dieser Vergleich kann nur bedeuten, daß Schiller, wie wir ja auch wissen, zwischen einer Exposition in einem großen historisch-dekorativen Gemälde mit vielen Personen (hier die Reichstagsscene, im Wallenstein das Lager) und einer solchen mit idyllisch-einfachem Hintergrund, bei der nur wenige Personen beteiligt waren (hier der Samborakt, in der Jungfrau das Vorspiel), schwankte. Das Tertium des Vergleiches, der natürlich nicht ins einzelne geführt werden darf, sehe ich in der in dem einen Falle mehr indirekten, in dem anderen mehr direkten Charakteristik des Helden. — An der Wahrheit des Goetheschen Berichtes, daß Schiller „von dem Vorsatz an bis in die letzte Zeit“ den Plan mit ihm öfters durchgesprochen habe, dürfen wir keinen Augenblick zweifeln. Ja die Phraseologie der Schillerschen Entwürfe erlaubt uns sogar an einem Punkte eine deutliche Spur Goetheschen Ausdrucksweise, einen im Anfang des Jahrhunderts ihm charakteristisch eigenen Terminus zu erkennen. Ich hatte mir bei Bearbeitung der Briefe Goethes aus den Jahren 1804 und 1805 den häufigen Gebrauch des Wortes „Wesen“ in Wendungen wie „Polygnotisches, Winckelmannisches, Pestalozzisches Wesen“ notiert; jetzt hat Richard M. Meyer in seinen vorzüglichen „Studien zu Goethes Wortgebrauch“ in größerem Zusammenhange auch diese Erscheinung eingehend besprochen (vgl. Archiv für neuere Sprachen 96, 37). Dieser Schiller sonst nicht eigene Ausdruck nun begegnet an einer Reihe von Stellen in den Demetriusplänen und wir dürfen ihn wohl mit Sicherheit auf Gespräche mit Goethe zurückführen. Die Belege sind folgende: „Polnischer Reichstag und anderes polnisches Wesen“ 84, 34 (vgl. auch 168, 4. 254, 21); „Kosackenwesen“ 84, 35. 115, 19. 185, 34; „Moskau und russisches Wesen“ 84, 36. 115, 20; „das eigene Woiwodenwesen“ 122, 17 (vgl. auch 241, 12); „Exposition des moskowitischen Wesens“ 123, 2; „das .... abgezogene Klosterwesen“ 138, 3. — Zufall ist natürlich der Faustanklang in Vers 972 „Meine Ruh ist hin“ (vgl. auch 191, 16).

S. XXXII. Woher hatte Schiller den Namen der Lodoiska, den seine Quellen wie die ganze Figur nicht kennen? „In die Maske der Lodoiska hüllt sich eine auch im Namen nur leicht polonisierte Lotte,“ sagt Kettner, ohne damit, wie er (S. XII) vorsichtshalber bemerkt, die Identität beider Namen behaupten zu wollen. Die ganze Parallele Lodoiskas mit Lotte scheint mir ganz abgesehen vom Namen gesucht und unglaubhaft. Ursprünglich hatte Lodoiska in Schillers Aufzeichnungen noch gar keinen Namen: im Anfang des Studienheftes nennt er sie die „liebende Polin“ (207, 18), des Demetrius „erste Geliebte“ (208, 22), die „gemeine Polin“ (209, 35), das „unschuldige Mädchen“ (210, 4), das „arme Mädchen“ (221, 3).

Dann scheint er Martha (207, 12), vielleicht auch Paulina (208, 33) als Namen in Aussicht genommen zu haben, bis endlich in der zweiten Hälfte des Studienheftes und in Randbemerkungen der ersten (z. B. 210, 31) der Name Lodoiska eintritt. Dieser Umstand läßt sich zur relativen Chronologie einzelner Blätter verwerten: so bestätigt sich Kettners Vermutung (S. 306), daß S. 130 im Studienheft späterer Einschub zwischen S. 129 und S. 131 ist, da 211, 30 Lodoiska genannt wird, während die umgebenden Seiten noch keinen Namen kennen. Woher stammt aber der Name Lodoiska? Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich ihn auf den Titel von Cherubinis Oper zurückführe, deren Inhalt und Personal freilich außer diesem einen Namen keinerlei Berührung mit dem Demetrius aufweist. In Weimar kam Lodoiska, zuerst 1791 in Paris aufgeführt, freilich erst nach Schillers Tode am 26. Oktober 1805 zum ersten Mal auf die Bühne (vgl. Burkhardt, Das Repertoir des weimarischen Theaters unter Goethes Leitung, S. 57; spätere Aufführungen S. 58. 60. 61). Doch war im Dezember 1803 und während des Jahres 1804 der „Wasserträger" desselben Komponisten achtmal aufgeführt worden (vgl. Burkhardt, S. 50. 51. 52. 53. 54), den Schiller wiederholt sah (vgl. Kalender, S. 155. 156. 159. 177. 178). Vielleicht wurde auch Lodoiska damals schon vorbereitet oder Schiller hörte doch den Namen der düsteren Polenoper nennen und eignete sich den echter als Martha oder Paulina klingenden Frauennamen an. Vgl. jetzt auch Köster im Anzeiger für deutsches Altertum 23, 188 Anmerkung. 191.

S. LXIII. Den Ausdruck „homme de néant" (237, 14) konnte Schiller auch bei Levesque 3, 169 lesen. Eine Quellenbeziehung kann man aber durch das Vorkommen dieses im Französischen allgemein gebräuchlichen Ausdrucks bei Schiller nicht beweisen.

---

# Zu Heinrich von Kleist.

Von Georg Minde-Pouet in Berlin.

## I. Kleists Dienstzeit.

Die folgenden genauen Angaben und Daten über Kleists Dienstzeit erheben nicht den Anspruch darauf, der Kleistforschung einen besonderen Gewinn zuzuführen, sondern sollen nur dazu dienen, die

von Wilbrandt, Brahm und Zolling gemachten Angaben über des Dichters Eintritt in die preußische Armee, über sein Avancement und seinen Abschied aus dem Heere zu ergänzen und teilweise zu berichtigen. Diese hier gegebenen Mitteilungen sind der Geheimen Kriegskanzlei des Kriegsministeriums entnommen.

In die „Rang und Quartier Liste der Officiere von dem Kgl. Preußischen 2. und 3. Bataillon Garde Nr. 15", Juni 1792 ist als 5. Gefreiter Korporal eingetragen: Heinr. Bernt Wilhelm Dietrich von Kleist. Das Alter ist fälschlich mit 16 Jahren, als Vaterland die Mittelmark angegeben. Da die Listen von Monat zu Monat erschienen, und außerdem die Rubrik für die Dauer der Dienstzeit unausgefüllt geblieben ist, muß Kleist Juni 1792 in das Heer eingetreten sein. Der Vorname Dietrich findet sich nur in der ersten Liste vom Juni und verschwindet später, ist also wohl auf einen Irrtum des Ausstellers dieser Listen zurückzuführen. Die Rangliste vom Juli 1792 giebt richtiger, aber immer noch falsch, das Alter mit 14 Jahren 4 Monaten an. Bis zum Dezember 1792 gehen diese Listen weiter. Von da ab fehlen sie. Der Rheinfeldzug ist daran schuld. Diese Zeit ist ja überhaupt für Kleists Leben in Dunkel gehüllt. Ein Versuch, Licht hineinzubringen, bestände darin, die Geschichte des Regiments einzusehen, um auf diese Weise Genaueres über die Beteiligung des Regiments an den Kämpfen jener Tage zu erfahren. Hiermit wären dann eventuell die Angaben Fouqués in seinem Aufsatz: „Die drei Kleiste" in der Zeitung für die elegante Welt vom 24. Dezember 1821 und in seiner militärischen Biographie des Generals Rüchel zu vergleichen. Ein paar Notizen über das Regiment während des Feldzuges geben schon die Akten der Geheimen Kriegskanzlei. Das Regiment stand bereits vor dem März 1793 in der Armee. Eine Rangliste vom 28. Januar 1794 nennt Frankfurt am Main als Kantonnementsquartier. Und in dieser Liste erscheint auch Kleist wieder. Er ist unterdessen avanciert; denn hier wird er geführt als 5. Portepee-Fähnrich. Das Datum des Patents lautet ebenfalls auf den 28. Januar 1794. Die Dauer der Dienstzeit ist, mit dem Juni 1792 als Diensteintritt genau übereinstimmend, auf 1 Jahr 7 Monate angegeben. Juli 1794 hatte sodann Kleists Korps, nach Fouqués Bericht, bei Trippstadt in der bayerischen Pfalz einen Angriff der Franzosen abzuschlagen. Den 25. Februar 1795 war Kleist in Eschborn im nassauischen Amte Höchst. Von hier ist der erste uns erhaltene Brief an Ulrike datiert. Die hier ausgesprochene Hoffnung, der Schwester bald Nachricht von seinem Avancement schicken zu können, war berechtigt, wenn sie sich auch nicht sogleich erfüllte. Erst am 7. Mai 1795 wurde Kleist durch den Generalmajor und Kommandeur der beiden Bataillone von Roeder zum

wirklichen Fähnrich vorgeschlagen. Das Regiment stand damals, wie aus diesem Schreiben hervorgeht, in der Komthurei Lage. Das Patent erhielt er am 14. Mai. Aus den Akten ist dann nur noch ersichtlich, daß das Regiment vor Juni 1796 wieder in Potsdam war.

Für die Beförderung Kleists zum Sekondelieutenant geben die Akten folgendes an die Hand. Der damalige Oberst und Kommandeur der beiden Bataillone Garde, Schwerin, teilt dem derzeitigen Direktor der Geheimen Kriegskanzlei in einem Schreiben vom 24. Februar 1797 unter anderen Beförderungen diejenige Kleists zum Sekondelieutenant mit. Kleist war also am 24. Februar bereits zum Sekondelieutenant vorgerückt. Ein am 7. März ausgefertigtes Patent zählt alle Veränderungen im Regiment seit dem 6. Februar auf, darunter die Beförderung Kleists. Er ist also in der Zeit vom 6. bis zum 24. Februar zum Sekondelieutenant avanciert.

Die Dimission ist Kleist am 4. April 1799 erteilt und, nachdem er am 17. April den üblichen Revers ausgestellt hatte, am 26. April an ihn nach Frankfurt an der Oder gesandt worden.

Dieser Revers, ein loses Quartblatt, in dem übrigens der sehr sorgfältig und schön geschriebene Name auffällt, wird in der Geheimen Kriegskanzlei aufbewahrt und hat folgenden Wortlaut:

Nachdem Sr. Königlichen Majestät von Preußen mir Endesunterschriebenem den aus freier Entschließung u aus eignem Antriebe um meine Studia zu vollenden allerunterthänigst nachgesuchten Abschied aus Höchst Dero Kriegsdiensten in Gnaden bewilliget: so reversire ich mich hierdurch auf Höchst Dero ausdrücklichen Befehl: daß ich weder ohne Dero allerhöchsten Consens jemals in auswärtige Krieges- oder Civil-Dienste treten, noch in Höchstdero Staaten wiederum in Königl. Kriegsdienste aufgenommen zu werden, anhalten will; dagegen ich mir vorbehalte, nach Abfolvirung meiner Studia Sr. Majestät dem Könige und dem Vaterlande im Civilstande zu dienen. Diesen wohlüberdachten Revers habe ich eigenhändig ge- und unterschrieben. So geschehen Francfurt a Oder den 17ten Aprill 1799.

Heinrich v. Kleist
vormals Lieut. im Regt. Garde.

## II. Mord aus Liebe.

Rudolf Köpke hat 1862 Kleists politische Schriften und andere Nachträge zu seinen Werken veröffentlicht. Jene anderen Nachträge schöpfte er aus den seit dem 1. Oktober 1810 von Kleist herausgegebenen „Berliner Abendblättern". Ihm lag aber nur ein unvollständiges Exemplar dieser jetzt so überaus seltenen Zeitschrift vor, und zwar nur das erste Quartal vom 1. Oktober bis 28. Dezember, und auch dieses noch lückenhaft. Es fehlen das Extrablatt zum 14. Blatt vom 16. Oktober, Blatt 22 vom 25. Oktober, Blatt 54 vom 1. Dezember, Blatt 61 vom 10. Dezember. Köpke erhielt dieses

Exemplar aus dem Besitze W. von Maltzahns. Jetzt bewahrt es die Kgl. Bibliothek in Berlin als ein Unikum. Zum 72. Blatt ist die Erklärung des Verlegers Hitzig in Abschrift von Maltzahn beigeheftet. Ein glücklicher Zufall hat Reinhold Steig in Wiepersdorf einige dieser fehlenden Stücke des ersten Quartals finden lassen. Steig hat Abschriften davon genommen und diese ebenfalls dem Maltzahnschen Exemplar beiheften lassen, so daß die Lücken nun zum Teil ausgefüllt sind.

Von den „Abendblättern" existiert noch ein zweites Exemplar, welches die York-Wartenburgsche Majoratsbibliothek in Klein-Öls in Schlesien besitzt. Es enthält auch das zweite Quartal, ist aber ebenfalls unvollständig, und beide Exemplare ergänzen sich leider nicht. Zolling hat dieses Yorksche Exemplar für seine Kleist-Ausgabe benutzen dürfen und ihm mehrere bisher unbekannte Stücke entnommen, als deren Autor er Kleist ohne Zweifel ansieht. Zu diesen Stücken gehört „Mord aus Liebe", jene kleine Erzählung von dem Doppelselbstmord zweier Liebenden. Zolling sagt darüber (4, 266): „Endlich ist Mord aus Liebe, eine angebliche Übersetzung einer französischen Zeitungsnotiz, nicht nur um zahlreicher Wendungen (auf . . . gestützt, hierauf, indem, sogleich, indessen, darauf), sondern auch um des Inhalts willen unserem Dichter zuzuschreiben. Der Tod des, wie Adolfine Vogel, unheilbar kranken und daher lebensmüden Fechtmeisters und seiner Geliebten hat eine erschütternde Ähnlichkeit mit Kleists und seiner Todesgefährtin tragischem Ende."

Die Erzählung beginnt: „Man hat vor einiger Zeit in den öffentlichen Blättern gelesen, daß ein Paar Liebende sich gegenseitig aus Verzweiflung in einem Augenblicke getödtet hatten. Ein ganz gleicher Vorfall ereignete sich im Jahre 1770 zu Lyon. Die Erzählung desselben findet sich in dem Journal Encyclopédique von diesem Jahre." Wenn Zolling diese Erzählung eine „angebliche" Übersetzung einer französischen Zeitungsnotiz nennt, so will er damit sagen, daß sie in Wahrheit keine Übersetzung ist, sondern daß Kleist, wie öfters, wieder das beliebte Versteckspielen mit dem Leser treibe, und wir daher die Erzählung als ein ureignes Geistesprodukt des Dichters betrachten müssen. Das ist aber nicht der Fall. Wenn Zolling sich der Mühe unterzogen hätte, die acht Bände des Journal Encyclopédique von 1770 zu durchblättern, hätte er im 4. Bande, S. 453 ff. folgendes gefunden:

Lettre de Lyon, du 31 Mai, au sujet d'un double meurtre entre amant et maitresse. — Il vient de se passer ici une scene affreuse. Un Italien, nommé Faldoni, Maitre en fait d'armes, ayant fait un violent effort dans un de ses exercices, les Chirurgiens lui annoncerent de se préparer à une mort qui ne pouvoit être éloignée. Ce malheureux étoit depuis quelque tems

passionné pour une demoiselle qui l'aimoit avec une égale ardeur. L'avis des Chirurgiens fit d'abord naitre entre ces deux amans les transports du désespoir. L'Italien, jaloux, ne pouvoit se resoudre à laisser son amante après lui; et celle-ci protestoit qu'elle ne pourroit lui survivre. Sur ces assurances, Faldoni roule dans sa tête l'idée la plus funeste: mais avant de l'exécuter, il veut éprouver la sincérité des sentimens de sa maitresse. Dans un moment de tendresse et de douleur, il lui fait repeter plusieurs fois, que sans lui la vie lui est odieuse; alors tirant de sa poche un flacon: c'est du poison, dit-il, et à l'instant il l'avale. Son amante éperdue lui arrache le reste, et le boit avec avidité; mais il lui avoue qu'il n'a voulu qu'eprouver son amour et son courage. Cruellement satisfait, il communique à un ami l'epreuve qu'il vient de faire. Cet ami lui enleve ses armes, et tâche de le détourner des sombres idées qui l'agitoient; mais ce forcené affectant d'être rendu a lui-même, comme s'il espéroit, contre l'avi- des Chirurgiens, de survivre a son accident, feint un voyage dans une ville du Forêt, où un Chirurgien, dit-il, lui promet de conserver sa vie. Quelques jours après la demoiselle demande à ses parens, témoins de son douloureux état, d'aller prendre l'air dans leur maison de campagne au village d'Ivigny, sur les bords du Rhône, à 2 lieues d'ici; l'Italien ne tarde pas à s'y rendre muni de deux pistolets, et de concert avec lui, elle écrit à sa mere pour lui faire de funestes adieux. Après avoir écarté les domestiques, ils se renferment dans la chapelle de la maison. Là, ces deux amans assis au pied de l'autel, se sont liés ensemble par le bras gauche avec un ruban, de maniere qu'ils avoient chacun un pistolet appuyé contre le cœur, et en s'écartant un peu, le ruban a fait partir les détentes; ils se sont tués tous les deux au même instant. Cependant la mere s'étoit hatée pour prévenir cet affreux projet; mais elle ne trouve plus que les deux cadavres. Sa fille avoit les yeux bandés avec un mouchoir, et Faldoni la tête couverte du coin de sa redingote. Ce miserable qui a entrainé à un si cruel sacrifice une victime digne d'un meilleur sort, avoit 30 ans, et son amante à peine 20. Cette scene tragique a transpiré, et la justice a envoyé sur les lieux pour faire exhumer ces deux cadavres.

Ein Vergleich dieſes Berichtes mit unſerer Erzählung lehrt, daß dieſe nicht eine angebliche, ſondern die wortgetreue Überſetzung dieſer franzöſiſchen Journalnotiz iſt.

Nun iſt aber unſere Erzählung nicht nur nicht ein Geiſtesprodukt Kleiſts, ſondern auch die Überſetzung darf, meiner Anſicht nach, nicht als des Dichters Werk gelten. „Aus inneren Gründen und da nichts im Stil der Art Kleiſts widerſpricht," weiſt Zolling dieſe Erzählung unſerem Dichter zu. Das ſagt gar nichts. Viel wichtiger iſt, daß nichts im Stil für die Art Kleiſts ſpricht. Die Autorſchaft unſeres Dichters damit begründen zu wollen, daß die Participialwendung auf . . . geſtützt, die Konjunktionen hierauf, indem, ſogleich, indeſſen, darauf begegnen, iſt zum mindeſten ſehr gewagt. Jede dieſer Konjunktionen erſcheint ein einziges Mal, und zwar nicht in einer beſonders auffälligen und ungewöhnlichen Verwendung, wie Kleiſt ſie zu gebrauchen pflegt, ſondern wie jeder Menſch ſich ihrer in der Erzählung bedient. Der Stil verrät Kleiſts Verfaſſerſchaft keineswegs.

Viel überzeugender spricht aber ein anderer Umstand gegen Kleists Autorschaft. „Mord aus Liebe" ist in den Abendblättern vom 7. Januar 1811 gedruckt. Ungefähr drei Wochen früher finden wir dieselbe Erzählung mit derselben Überschrift und demselben Wortlaut in der Zeitung für die elegante Welt vom 18. Dezember 1810. Abgesehen von der Interpunktion und zwei ganz nichtssagenden Varianten (381, 18 den] verschiedenen. 382, 38 Geliebte 20] Geliebte kaum 20) stimmt der Inhalt in beiden Drucken Wort für Wort überein. Hätte Kleist die Übersetzung dieser beim Publikum doch immerhin Interesse erregenden Erzählung selbst angefertigt, dann wird niemand annehmen wollen, daß er diese in einer Zeit, wo er selbst für eine Zeitung sorgen mußte, erst einer anderen Zeitung überlassen und dann in seiner eigenen gedruckt haben sollte. Folglich ist „Mord aus Liebe" ein Nachdruck aus der Zeitung für die elegante Welt und aus der Zahl der Kleistschen Erzählungen und Anekdoten zu streichen.

## III. Zur Marquise von O....

Xavier Marmier sagt in seinem Aufsatz über Heinrich von Kleist in der „Nouvelle revue germanique" 1833, Tome 14e, p. 118: „La Marquise de O. est, à très-peu de détails près, le même sujet que M. de Kératry a développé plus au large dans son Dernier des Beaumanoirs. Je ne sais lequel des deux écrivains a emprunté l'idée de l'autre."

Es ist wunderbar, daß Marmier das Erscheinungsjahr von Kératrys Roman nicht gewußt haben soll, oder dasselbe zu ermitteln sich nicht bemüht hat, um auf diese Weise die von ihm aufgeworfene Frage zu entscheiden. Kératrys Roman, dessen genauer Titel lautet: „Les Derniers des Beaumanoir ou la Tour d'Helvin," erschien, meines Wissens, erst 1825 (Paris. 4 Tomes. 8° min.). Falls eine Entlehnung stattgefunden hat, kann also nur Kératry aus Kleist entlehnt haben. Der Roman ist ein neues Beispiel für die große Verbreitung des Stoffes der Kleistischen Novelle. Sein Inhalt hat übrigens ganz auffallende Ähnlichkeit mit dem Prozeß, den Pitaval in seinen „Causes célèbres" erzählt, und nicht minder zahlreiche Berührungspunkte mit der Novelle der Frau von Gomez „L'Amant Rival et Confident de Lui Mesme". Über diese Dinge hat bekanntlich Richard Maria Werner in seiner Untersuchung über die Quelle der Marquise von O.... sehr ausführlich und gründlich berichtet (Seufferts Vierteljahrschrift 3, 483 ff.). Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß Kératry diese Erzählungen kannte. Ob er auch Kleists Novelle kannte, ist schwer zu beweisen. Auffällig ist es nur, daß wir den bei Kleist so beliebten und in verschiedenen Variationen

wiederkehrenden Vergleich vom übellaunigen Kinde auch bei Kératry wiederfinden. Kleist schreibt in dem erschütternden Briefe aus St. Omer vom 26. Oktober 1803 an seine Schwester Ulrike: „Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensinniges Kind, alle übrigen hin." Ähnlich sagt Agnes in der „Familie Schroffenstein":

Die Krone sank ins Meer,
Gleich einem nackten Fürsten werf' ich ihr
Das Leben nach.

Hiermit sind noch zwei Stellen aus der „Penthesilea" zu vergleichen Penthesilea zu sich selbst:

Warum auch wie ein Kind gleich,
Weil sich ein flücht'ger Wunsch mir nicht gewährt,
Mit meinen Göttern brechen?

Und Prothoe zu Penthesilea:

Weil unerfüllt ein Wunsch, ich weiß nicht welcher,
Dir im geheimen Herzen blieb, den Segen,
Gleich einem übellaunigen Kind, hinweg,
Der deines Volks Gebete krönte, werfen?

Bei Kératry heißt es an einer Stelle (1, 116): „Me souvenant toutefois qu'il me restait une amie, et que je ne devais pas ressembler à l'enfant qui, de dépit de se voir arracher un objet précieux, rejette avec dédain tous les autres . . ." —

Der Hinweis Marmiers auf Kératrys Roman ist noch in anderer Hinsicht wertvoll für mich geworden. Er hat mich wieder zu Montaigne geführt, dessen Anekdote von der Bäuerin, die sich als Witwe schwanger fühlt, ohne sich einer Schuld bewußt zu sein (Essais 1793. 2, 15), Otto Brahm als Quelle der Kleistschen Novelle genannt hat. Am Schlusse des französischen Romans wird nämlich erzählt, wie der junge Geistliche, Jonathas Dermot, nach den langen Irrfahrten einer freiwilligen Verbannung, die eine Sühne für sein unentdeckt gebliebenes Verbrechen sein sollte, in sein Vaterhaus zurückkehrt. Der Vater ist tot. Er hat aber für seinen Sohn ein Buch zurückgelegt, das sich in einem Umschlage befindet. „Le papier est bientôt déchiré, le livre est feuilleté; c'était un volume des Essais de Michel Montaigne: au chapitre V du livre III, en regard de la page où il est parlé du roi Périander et de son épouse Mélissa, se présente un billet . . . ." (4, 217). An der bezeichneten Stelle nun (Essais 3, 153) erzählt Montaigne über Periander, den Tyrann von Korinth, wie er seine eheliche Liebe auf seine verstorbene Frau ausdehnte: „. . . estendit l'affection conjugale, plus reiglée

et légitime, à la jouyssance de Melissa sa femme trespassée." Wer die von Brahm herangezogene Anekdote als Quelle der Kleistischen Novelle annimmt und damit die Kenntnis von Montaignes Essais für unseren Dichter behauptet, darf nicht zögern, auch die Erzählung von Periander und Melissa als Kleist bekannt anzunehmen. Andererseits könnte umgekehrt ein Hinweis auf Kleists Bekanntschaft mit dieser Anekdote als Stütze für die Ansicht Brahms dienen. Meines Erachtens ist der richtigste Hinweis der von Brahm. Aber ich bin durchaus dagegen, daß man danach strebt, eine ganz bestimmte und nur eine Erzählung als Kleists Quelle zu bezeichnen. Warum soll er nicht auch Madame de Gomez und Pitaval gekannt haben? Ja, noch aus anderen Quellen ist seiner Novelle zugeflossen. Den Hintergrund gab die Zeit. Madame de Gomez, Montaigne, Rousseau mit seiner „Héloise", Tieck mit seinem „William Lovell" lieferten Scenen und Motive; auch Cervantes Novelle „De la fuerça de la sangre" stellt ähnliche Verhältnisse dar. Und alles das Überkommene wurde von Kleist variiert und individualisiert. Er eignete sich an, was ihm zusagte. Mit der ihm eigenen Kunst der Detailschilderung malte er eine Fülle kleiner Züge hinein. Ohne Bedenken entnimmt er fremden Dichterwerken in der Anlage der Handlung Züge und Motive. In der Gestaltung der Charaktere bleibt er immer selbständig. Was er Fremden entlehnt hat, wird doch bei ihm wieder ganz Kleistisch und erweckt den Eindruck des Originals.

Daß Kleist Montaigne gelesen hat, wird wohl niemand ernstlich bezweifeln wollen. Unser Dichter wird mit seinem Wissensdrang und seinem regen Interesse für französische Sprache und Litteratur schwerlich an dem bedeutenden Schriftsteller vorübergegangen sein, dessen „Essais" zu den gelesensten moralistischen Werken gehörten. Noch 1793 sind sie in erweiterter Gestalt erschienen und wurden in demselben Jahre von J. J. Ch. Bode ins Deutsche übersetzt. Ein gründliches Studium der „Essais" dürfte für manche Kleistische Motive die Quelle erschließen. Bamberg sagt in der „Allgemeinen Deutschen Biographie", Kleists Brief an seine Braut Wilhelmine von Zenge aus Paris vom 15. August 1801 laufe in eine scharfsinnige philosophische Abhandlung aus, die an Geist und Form eine auffallende Ähnlichkeit mit einem Essay von Montaigne habe. Er nennt merkwürdigerweise diesen Essay nicht, und ich weiß nicht, welchen er dabei im Auge hatte. Aber ich halte es z. B. nicht für ausgeschlossen, daß in der „Verlobung" die Erzählung Gustavs von jener pestkranken Negerin, die eingedenk der Mißhandlungen, die sie einst von einem weißen Pflanzer, dessen Wünschen sie sich nicht willfährig zeigen wollte, erfahren hatte, diesen dennoch, scheinbar um ihn vor Verfolgung zu retten, bei sich übernachten läßt und in ihre Arme schließt,

um so das gelbe Fieber auf ihn zu übertragen, auf Montaigne zurückgeht, der bald nach der Geschichte von Periander und Melissa darüber handelt, daß es nicht immer Liebe zu sein braucht, aus der uns die Damen die höchste Gunst gewähren; es kann auch Verräterei dabei mit unterlaufen: „Comment? avons-nous pas veu quelqu'un en nos jours, s'estre servy de cette action, à l'usage d'une horrible vengeance: pour tuer par là, et empoisonner, comme il feit, une honneste femme?"

Herr Professor Dr. Richard Maria Werner in Lemberg teilt mir mit, daß auch Mickiewicz dieses Verrätermotiv höchst merkwürdig in einer Ballade „Alpujarras" benutzt hat. Da küßt ein Christ die Mauren in scheinbarer Freundschaft, aber nur um ihnen die Pest einzuimpfen. Genaueres darüber wird Herr Professor Werner im nächsten Mickiewicz-Jahrbuch bringen.

# Zu Goethes „neugriechisch-epirotischen Heldenliedern".

Von Robert F. Arnold in Wien.

In den Lesarten zum 3. Bande der Sophienausgabe hat G. von Loeper zuerst einiges Licht über die Herkunft jener sieben halbepischen Gedichte, welche Goethe 1823 in „Kunst und Altertum" als Übertragungen aus dem Neugriechischen veröffentlichte, verbreitet. Ich habe sodann im 2. Ergänzungshefte (1895) dieser Zeitschrift, S. 108 ff., auf Loepers (wie sich nun zeigt, nicht sehr genauen) Mitteilungen fußend, versucht, den Entstehungsprozeß jener Lieder als einen interlitterarisch sehr interessanten völlig klarzulegen; indes bin ich erst jetzt, nach einem Besuche im gastfreundlichen Goethe-Schiller-Archive, in der Lage, diese Frage ihrer endgiltigen Erledigung zuzuführen, indem ich Loepers und meine Irrtümer berichtige. Die Gedichte bezeichne ich nach wie vor mit den Ziffern ihrer Reihenfolge.

Das Goethe-Archiv bewahrt die Nummer vom 23. August 1821 des Pariser „Constitutionnel", eines angesehenen Oppositionsblattes,[1])

[1]) In derselben Nummer eine beifällige Notiz über Prof. Krugi's philhellenische Bestrebungen. Gemeint ist Wilhelm Traugott Krug, vgl. Euphorion a. a. O., S. 99 und Prantls Artikel in der Allgemeinen Deutschen Biographie.

in welcher Jean Alexandre Buchon, Mitredakteur der Zeitung,[1] auf die „poésies nationales des Grecs modernes" aufmerksam macht. „L'Allemand Goethe," heißt es, „qui a imité avec tant de charmes quelques odes sanscrites,[2] a déclaré souvent, qu'aucune nation moderne n'a possédé de ballades historiques aussi heureusement inspirées." Im weiteren Verlaufe des sehr gut geschriebenen Aufsatzes beschäftigt sich der kenntnisreiche Franzose mit englischen, französischen und autochthonen Stimmen über Land und Leute des neuen Hellas: Hauptquelle ist natürlich die Bibel des Philhellenismus, Pouquevilles „Voyage en Grèce", damals eben mitten im Erscheinen begriffen. Der „Constitutionnel" vom 1. Oktober 1821, ebenfalls im Goethe-Archiv, enthält die Gedichte 1., 3. und 6. in französischer Übersetzung; Loepers Angaben (3, 430 ff.) erfahren somit eine Korrektur.

Woher wußte Buchon 1821 von Goethes Bewunderung der neugriechischen Volkslieder, da dieser doch erst ein Jahr später sich öffentlich über sie äußerte?[3] Buchon selbst teilt es uns mit, in einem Briefe vom 3. Februar 1822 an Goethe, welchem eben jene beiden Nummern des „Constitutionnel" beilagen; ich lasse ihn hier auszugsweise und mit berichtigter Orthographie folgen:

Monsieur,

Mr. Cousin[4] . . . m'a dit que vous étiez occupé de réunir les chants des cleftes de la Thessalie et de l'Épire. Depuis quelque temps j'étais occupé du même projet, et j'avais écrit à quelques amis grecs de ce pays pour les prier de me faire passer tout ce qu'ils pourroient réunir dans ce genre. Je n'ai pu toutefois jusque ici en obtenir qu'environ une douzaine . . . . . (Plan einer Übersetzung dieser Lieder.) Je ne connais que deux hommes capables d'entreprendre avec succès cette tache difficile. Le premier est le célèbre Goethe, qui a su dans tous ses ouvrages s'emparer tellement de l'esprit du spectateur ou du lecteur, qu'il le forçait à sentir comme lui et le rendait à son gré l'habitant de son univers. (Der andere sei der Buchon persönlich bekannte Thomas Moore. Er habe ihm ebenfalls einige der charakteristischesten Stücke geschickt.) Je les ai fait copier et traduire littéralement par un Grec pour qu'ils fussent plus lisibles. (Spricht von seinen Artikeln im „Constitutionnel"): Les ciseaux de la censure française les ont mutilés . . . .

[1] 1791–1846; unter dem Julikönigtum mit einer Mission nach Griechenland betraut (1843 „La Grèce continentale et la Morée"); in seinen wissenschaftlichen Interessen merkwürdig verwandt mit Fauriel, der Quelle Wilh. Müllers.

[2] Hier wird (mißverständlich) auf „Der Gott und die Bajadere" hingewiesen 1797 gedruckt); was den Paria Cyklus anlangt, kann der Plan zu demselben freilich (vgl. Hempel 1, 267) sehr wohl vor 1821 zurückreichen und z. B. durch Cousin (siehe unten) Buchon bekannt geworden sein.

[3] Vgl. Euphorion a. a. O., S. 107.

[4] Victor Cousin war Herbst 1817 zum erstenmale Goethes Gast gewesen. In seinem Berichte über die Begegnung (= Gespräche 3, 288 ff.) geschieht der griechischen Volkspoesie keine Erwähnung.

An diesen Brief und seine Beilagen schließt sich ergänzend ein Steifband von mäßiger Größe, gleichfalls im Besitze des Archivs; auf der ersten weißen Seite von Johns Hand „Originale Neugriechisch epirotischer Heldenlieder. Mit französischer Übersetzung. Erhalten von Paris 1822", das heißt als weitere Beilage zu jenem Briefe Buchons.[1] Er enthält die Texte der Gedichte von 1 bis 6, dann noch ein Lied aus Pouquevilles „Voyage en Grèce" 3, 16 f., beginnend „*Μπουκοβάλας ὡ μωρέ*", eine Variante zum Gedichte 4. Jedem Texte folgt die französische Übersetzung; zum Schlusse einzelne Worterklärungen, meist aus Pouqueville, in französischer, neugriechischer, auch deutscher Sprache, eine von der Hand Riemers. Die französische Version hat, wie ich Euphorion a. a. O., S. 110 vermutete, manche Irrtümer Goethes zu verantworten. Gedicht 1, Vers 1 überträgt sie *δερβένια* (Engpässe) irrig mit „prévôtés" (Goethe „Gefilde"); dahingegen ist sie an Goethes Mißverständnis in der zweiten Hälfte dieses Verses unschuldig. Vers 7 giebt sie *λιμερίαξωμεν* (lagern wir) falsch wieder durch „plaçons nos avant-postes" (Goethe „Setzet eure Vorhut dahin"). Das zweite Gedicht hat Goethe, wie wir nun sehen, nicht selbständig erweitert. Im Gedichte 5 wird *μαθαίνειν* (melden) richtig und einfach durch „avertir" übersetzt: Goethe hat, zu Wilhelm Müllers Verdruß, die Nachtigall an dieser Stelle „Aller lieblichstes berichten" lassen.[2]

Um somit eine kurze Darlegung kurz zusammenzufassen: Goethe wird 1815 durch Werner von Haxthausen auf das neugriechische Volkslied hingewiesen, erhält jedenfalls den Text des Gedichtes 7 von ihm;[3] 1817 erzählt er Victor Cousin von seinen Arbeiten auf diesem Gebiet, dieser berichtet darüber nach der Heimkehr an J. A. Buchon, welcher 1822 die Texte 1—6 mit einer nicht ganz fehlerfreien Übersetzung, dem Werke eines Neugriechen, übersendet. Die Übersetzungsarbeit Goethes fällt 1822—1823;[4] die Übersetzungen erscheinen im Drucke 1823 im 4. Bande von „Kunst und Altertum".

---

[1] Das betreffende Bändchen scheint von Loeper ganz übersehen worden zu sein.

[2] Bei dieser Gelegenheit sei der Interessent auf einen allgemein zugänglichen Ort der Originale zu den Heldenliedern verwiesen: Passow, Popularia carmina Graeciae recentis. Gedicht 1. = LIV, 2. = XIV, 3. = LXXXVIII, 4. = II, 5. = CV, 6. = CXXXI, 7. = CCCCIX bei Passow, woselbst weitere Litteratur.

[3] Vgl. oben und Euphorion a. a. O., S. 106. 108.

[4] Vgl. jetzt auch Sophienausgabe III 8, S. 181. 199. 210.

# Miscellen.

## Zur Geschichte der Tellsage.

In einem mir gehörenden Exemplare des berühmten — oder berüchtigten — Buches: „Malleorum quorundam maleficarum, tam veterum quam recentiorum authorum, tomi duo. Quorum primus continet: I. Malleum maleficarum Fr. Jacobi Sprenger etc. etc. Francofurti ad Moenum, 1582. 8.“ wird 1, 367 f. von Leuten gesprochen, die sich durch Eingehen eines Bündnisses mit dem Teufel große Fertigkeit im Schießen mit der Armbrust erworben. Es werden dann einige Proben der übernatürlichen Kunst, die ein gewisser Puncker, der unter Eberhard mit dem Barte von Württemberg lebte, besaß, berichtet. Daran schließt sich folgender Bericht, der in getreuer Abschrift des Originaltextes mitgeteilt wird:

Hoc vergit in ignominiam Wilhelmi Tell, Helveticae libertatis assertori, quasi quoque Magus fuisset.

Fertur denique de ipso, quod quidam de optimatibus, dum artis suae experientiam certam capere voluisset eidem proprium filium parvulum ad metam posuit, et pro signo super biretum pueri denarium, ipsique mandavit, ut denarium sine bireto per sagittam amoveret. Cum autem Maleficus id se facturum, sed cum difficultate, assereret, libentius abstinere, ne per Diabolum seduceretur in sui interitum: verbis tamen principis inductus sagittam unam collari suo circa collum immisit, et alteram ballistae supponens, denarium bireto pueri sine omni nocumento excussit. Quo viso, dum ille Maleficum interrogasset, cur sagittam collari imposuisset? respondit: Si deceptus, per Diabolum puerum occidissem, cum me mori necesse fuisset, subito cum sagitta altera vos transfixissem, ut vel sic mortem meam vindicassem.

Ich begnüge mich mit dieser Mitteilung, Berufeneren es überlassend, die Fragen, zu denen sie anregen mag, weiter zu verfolgen.

Chemnitz. H. H.

## Fidibus. Runda.

Welche Rolle in den „frölichen Zusammenkunfften“ der Pleißenschäfer der Tabak spielte, wird ein Blick in die Sammlungen der hervorragendsten Mitglieder dieses Dichtervereins, David Schirmer und Johann Georg Schoch (Filidor), jedem zeigen;[1]) ein von mir jüngst entdecktes kleines Epos „Rauch- und Schnupff-Tabacca“ (o. O. 1642), das ich dem Leipziger G. Finckelthaus zuweisen möchte, ist sicherlich die erste poetische Verherrlichung dieses edlen Krautes in Deutschland.

Die Lieder jener beiden Dichter sind meist kurz vor 1650 oder wenige Jahre später entstanden, so auch Schochs „Tauff-Lied“ (das LXXXV. seiner „Hundert Schäffer Hirten- Liebes- und Tugend-Lieder“, der I. Abteilung seines „Poetischen Lust- und Blumen-Gartens“, Leipzig 1660). Hier lautet die 4. Strophe:

[1]) Vergleiche z. B. aus Schirmers Liede: „Lieber treue Freundschafft, als falsche Bulschafft“ Strophe 9:

Wer kan doch einander, laß spüren,
Pravieren
Berieren.
Wer macht doch das beste Gelack,
Schneidt Loth-Taback.
Steckt alle die Pfeiffen und[1] Fidibus an,
Wie ich gethan,
So lang der Hahn
Noch lauffen kann.

Die vier letzten Zeilen stehen auch im Grimmschen Wörterbuch als Belegstelle für Fidibus, aber ohne Angabe des Verfassers,[2] vielmehr aus einer mir sonst nicht bekannten Schrift vom Jahre 1673 entnommen („Der pedantische Irrthum des ... Schulfuchses", S. 205). Gehören sie aber einem um 1650 entstandenen Gedichte an, so sind sie unzweifelhaft das erste Beispiel der Verwendung des vielumstrittenen Wortes und geben zugleich, da Schoch, wie die anderen Mitglieder jenes poetischen Vereins (auch Kaspar Stieler, der „Erfforder" Filidor, Köster, S. 90) Studenten waren, einen deutlichen Fingerzeig, in welchen Kreisen der Ausdruck aufgekommen ist.

Die Vorzüge des Leipziger Filidors liegen, wie ich an anderer Stelle nachweise, in dem Genreartigen, Realistischen der Ausführung. Mit wenigen Strichen weiß er eine Situation zu schildern. So zeigt er in zwei Versen desselben „Sauff-Liedes" aufs kürzeste und doch anschaulichste, wann und zu welchem Zweck damals in Leipzig die „Runda" gesungen wurde (Strophe 2):

Ich bring dir drey Gläser auff: Du!
Runda darzu.

Die auf die beiden genannten noch folgenden Verse derselben Strophe:

Ihr Brüder, so wäre verrichtet die Zahl
Auff diesesmal.
Schenck ein Penal,
Steh nicht so kahl.

womit der Dichter doch nur seine (übrigens ganz respektable) Leistung bezeichnen kann, zeigen deutlich, daß es sich hier nicht um einen Umtrunk handelt, der Refrain also nicht beim Rundgehen des Bechers angestimmt wurde, sondern beim einfachen Zutrunk. Damit stimmt die Situation überein, die das im Grimmschen

Nim ingleichen den Tabac,
Das Gelag,
Muß beschlossen werden.
Blase von dir einen Schmauch,
Dampf und Rauch
Bleiben doch auff Erden.
Bruder, frisch daran,
Weil er glimmen kan,
Wird ihr Athem mir
Gar nicht kommen für
Mit Liebs-Geberden.

[1] „Mit"?
[2] Auch nicht als Verse abgesetzt.

Wörterbuch citierte Runda von H. Lustig vorausgesetzt (Dunger, Rundäs und Reimsprüche aus dem Vogtland, Plauen 1876, Nr. XVI):

Er zog das Gläslein wieder herfür,
Runda dinellula!
Mein guter Gesell, das bring' ich dir!
Runda dinellula!

Umso bedauerlicher ist es, daß auch diese Strophe des Schochschen „Sauff-Liedes" bei Grimm nicht angeführt ist.

Berlin. M. Rubensohn.

## Nachträge zu J. G. Zimmermann.

Zu meinem Buche „Johann Georg Zimmermanns Leben und Werke", Bern 1893, habe ich S. 9—23 eine vollständige Bibliographie zu geben versucht. Dieselbe ist noch um folgende Nummern zu vermehren:

Bei Zimmermanns Werken ist zu dem Buch „Über die Einsamkeit" beizufügen: Recension in der Allgemeinen deutschen Bibliothek, Band 61, S. 141—157. Der Recensent war Mutzenbecher, Generalsuperintendent in Oldenburg. Zu den Schriften über Zimmermann:

1799 erschien eine englische Übersetzung des Werkes „Über die Einsamkeit" unter dem Titel: Solitude, written originally by J. G. Zimmermann. To which are added the life of the author: notes historical and explanatory etc. London: printed for Vernor and Hood.

Der Inhalt ist folgendermaßen eingeteilt:

Kapitel I. Einführung.
Kapitel II. Einfluß der Einsamkeit auf den Geist.
Kapitel III. Einfluß der Einsamkeit auf das Herz.
Kapitel IV. Allgemeine Vorteile der Einsamkeit.
Kapitel V. Betrachtung der Frage: Wo ist es leichter, tugendhaft zu sein, in der Einsamkeit oder in der Welt?
Kapitel VI. Vorteile der Einsamkeit in der Verbannung.
Kapitel VII. Vorteile der Einsamkeit im hohen Alter und auf dem Totenbette.

Ich füge Anfang und Schluß der Vorrede in deutscher Übersetzung bei:

„Weiche und zarte Gemüter mögen vielleicht durch den Titel dieses Werkes allarmiert werden. Das Wort Einsamkeit mag vielleicht melancholische Ideen erwecken. Aber man braucht nur einige Seiten zu lesen, um anderer Meinung zu werden. Der Autor ist keiner von den extravaganten Misanthropen, die erwarten, daß der Mensch, welcher von Natur für die Freuden der Geselligkeit geschaffen ist und unaufhörlich dazu angetrieben wird durch eine Menge von kräftigen und unüberwindlichen Neigungen, sich in Wälder und traurige Höhlen zurückziehen oder einsame Zellen bewohnen soll: er ist ein Freund dieser Ideen, ein vernünftiger Philosoph und ein tüchtiger Bürger, der, ermutigt durch die Achtung seines Herrn, sich bestrebt, den Geist seiner Mitmenschen zu erleuchten über einen Gegenstand von unendlicher Wichtigkeit für sie, die Erreichung des wahren Glückes.

Kein Schriftsteller scheint vollständiger davon überzeugt als Zimmermann, daß der Mensch für die Gesellschaft geboren ist, oder fühlt seine Pflichten mit reinerer Empfänglichkeit. Die Natur der menschlichen Gesellschaft und ihre entsprechenden Pflichten, das ist's, was er hier zu untersuchen unternimmt." — — —

Der Schluß lautet: „Das Originalwerk, aus dem die folgenden Seiten ausgewählt sind, besteht aus vier umfangreichen Bänden, welche sich den allgemeinen Beifall des Deutschen Reiches und die Stimme einer Kaiserin gewonnen haben, die wegen ihres glänzenden Geistes gefeiert wird und ihre Billigung auf die schmeichelhafteste Art kundgegeben hat.

Am 26. Januar 1785 stellte sich ein Courier, geschickt von der russischen Gesandtschaft in Hamburg, Herrn Zimmermann vor im Namen ihrer Majestät, der russischen Kaiserin, mit einem kleinen Kästchen. Dieses Kästchen enthielt einen Ring, rund besetzt mit Diamanten von außerordentlicher Größe und besonderem Glanz, und eine goldene Medaille, welche auf der einen Seite das Bild der Kaiserin und auf der andern das Datum der glücklichen Umgestaltung (reformation) des russischen Reiches trug. Dieses Geschenk begleitete die Kaiserin mit einem eigenhändigen Briefe, welcher die bemerkenswerten Worte enthielt: An Herrn Zimmermann, Staatsrat und Arzt ihrer großbritt. Majestät, zum Dank für die ausgezeichneten Recepte, die er der Menschheit in seiner Abhandlung über die Einsamkeit gegeben hat."

Soweit die englische Vorrede. Zimmermann selbst schreibt in der Vorrede zum 4. Bande seines Werkes: — — — „Ein Ring lag in dem Kästchen, mit einem einzigen Brillanten von ungewöhnlicher Größe und Schönheit. Auch eine goldene Medaille mit dem schönen kaiserlichen Bildniß auf der einen Seite, und auf der andern mit dem Denkmal der Vermehrung der Russischen Monarchie durch ein neues Königreich; und dann, was ich kaum glauben konnte, als ich es sah, ein eigenhändiges Billet der Kaiserinn, das diese unsterbliche Worte enthält: An den königlich Großbritannischen Hofrath und Leibarzt, Herrn Zimmermann, aus Dankbarkeit für manche schöne Recepte, die der Menschheit im Buche von der Einsamkeit verordnet werden."

Vergleicht man diese Worte Zimmermanns mit dem, was der englische Übersetzer zu berichten weiß, so erhält man einen Begriff von der Genauigkeit der ganzen Übersetzung.

Es folgt dann: the life of Zimmermann, 36 S. umfassend, hauptsächlich nach Tissot. Das Buch selbst zählt nur 310 S. und ist, wie übrigens der Übersetzer selbst sagt, nur ein Auszug. Weggefallen sind hauptsächlich die umfangreichen Kapitel über das Leben der Mönche und Einsiedler, das Kapitel gegen Obereit und überhaupt so ziemlich alles, was von den Nachteilen der Einsamkeit handelt.

70.) Abeken, Reliquien von Möser. Mösers sämtliche Werke, Berlin 1843, 10, 254. Enthält familiäre Mitteilungen, datiert vom 22. Juli 1790. Antwort auf einen Brief Mösers vom 1. Februar 1789. Er schreibt ziemlich absprechend über die Schrift eines gewissen Fresson, die ihm Möser geliehen, und erinnert an einen Besuch bei Möser im November 1788, auf einer „schrecklichen und angstvollen Reise". Über diese Reise Zimmermanns, wie über seine sonstigen Beziehungen zu Möser ist mir nichts weiteres bekannt geworden, da in der Korrespondenz mit Rengger von 1787—1790 eine Pause eintrat, welche durch keine andern mir bekannten Briefe ausgefüllt werden kann. Zimmermann nennt Möser nur zweimal, „Einsamkeit" 3, 347 und 388.

71.) Schweizerische Nationalbibliothek, herausgegeben von R. Weber, Aarau 1884. Band 4 und 5. Auszüge aus „Nationalstolz" und „Über die Einsamkeit". S. 3—8 biographische Einleitung nach Tissot und Bodemann.

72.) Illustrierte Schweiz, 1873. S. 106 ff. Dr. J. Bäbler: J. G. Zimmermann, „ein Lebensbild aus dem vorigen Jahrhundert". Populäre Darstellung des Lebens, ohne Quellenangabe, circa 17 Seiten Großoktav, hauptsächlich nach Tissot und Rengger, doch frei gestaltet.

73.) Neujahrsblatt für Jung und Alt. Herausgegeben im Auftrag der Lehrerkonferenz und mit Unterstützung der Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg. Brugg 1895. Darin S. 1—12 Dr. J. G. Zimmermann von Brugg (von Dr. Amsler).

74.) Neue Zürcher Zeitung (Montag, 7. Oktober 1895, Morgenblatt. Montag, 7. Oktober. Zweites Abendblatt. Dienstag, 8. Oktober, Morgenblatt). J. G. Zimmermann (von Dr. W. Bolza). Ohne Quellenangabe.

75.) Aargauischer Hausfreund. Brugg, 9. Oktober 1895. Zur Erinnerung an J. G. Zimmermann. Von Samuel Heuberger.

76.) Neujahrsblatt der Litterarischen Gesellschaft Bern auf das Jahr 1896. Bern, K. J. Wyß.

Darin: Tobler: B. B. Tscharner. — Tobler hat 97 Briefe (der königlichen Bibliothek in Hannover) von Tscharner an Zimmermann benutzt, welche indessen für Zimmermann nichts neues bieten. Vgl. insbesondere S. 52 ff. Immerhin ist meine Angabe, daß der Briefwechsel zwischen Tscharner und Zimmermann sich nicht über das Jahr 1763 hinaus erstreckt zu haben scheine, dahin zu berichtigen, daß nun Briefe Tscharners bis 1768 vorliegen.

77.) J. Demole und E. Secretan: Le médecin Zimmermann. Galerie Suisse. Biographies nationales. 2, 33—41 (nach Tissot und Reugger).

78.) Lutz: Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem 18. Jahrhundert, Aarau 1812. Über Zimmermann, S. 591/92.

Die Stadt Brugg hat am 7. Oktober 1895, als am hundertjährigen Todestage des Schriftstellers an Zimmermanns Hause eine einfache Gedenktafel anbringen lassen. Dieses Haus, 1787 von Zimmermann verkauft, stieß „vorne an die vordere Gaß und hinten an die Hofstadt" laut den Fertigungsprotokollen und war „genannt zum Krebs". Meine Angabe, das Haus habe an der Zurzacherstraße gestanden, ist also dahin zu berichtigen.

1779/80 erschien in Darmstadt: „Vademecum für Dichterfreunde" in zwei Teilen, mit Gedichten von Stolberg, Bürger, Pfeffel, Hölty, Gleim, Leffing, Klopstock, Rammler, Schmitt, Claudius, Gotter, Eschenburg, Miller, Blum, Kretschmann, Campe, Goeckingk, Käftner, Thümmel, Heusler, Andre, Gerstenberg, Voß und Ebert.

Herausgeber war ein J. G. Zimmermann, und deshalb wurde die Sammlung irrigerweise immer dem berühmten J. G. Zimmermann zugeschrieben. Goedekes Grundriß (4, 367 und Namenregister) scheint auch auf unsern Zimmermann zu deuten. Die sehr derbe und aggressive Vorrede hat auch viel Ähnlichkeit mit Zimmermanns Stil. Wenn ferner Käftner in seinem „Sendschreiben" verächtlich von Vademecumssammlern spricht, scheint dies die Vermutung noch zu stützen. Aber drei Gründe beweisen, daß nicht unser Zimmermann der Herausgeber ist:

1. Zimmermann erwähnt ein derartiges Unternehmen nie, während er doch sonst von all seinen Schriften selbst zu sprechen pflegt.

2. 1779/80 war Zimmermann mit Käftner in einen heftigen Streit verwickelt, im Vademecum aber finden sich 1, 268 ff. drei Epigramme von Käftner.

3. Die mit J. G. Zimmermann bezeichneten Gedichte im Vademecum sind nach Form und Stil, nach der ganzen Manier zu gut für unsern Zimmermann, der ja in der Poesie ein Stümper war. Der Herausgeber des „Vademecum" ist vielmehr ein J. G. Zimmermann, Gymnasialdirektor in Darmstadt, gestorben 1829, sonst in der Litteratur unbekannt, Vater des Theologen E. Zimmermann, der 1832 starb.

Zimmermann und Lavater. Schon den ersten Anstoß zu seinen physiognomischen Studien verdankt Lavater unserm Zimmermann. Er schreibt darüber Physiognomische Fragmente 1, 10):

„Von ungefähr fügte es sich, daß ich einmal neben Herrn Zimmermann, itzigem königlich großbrittanischem Leibarzt in Hannover, da er noch in Brugg war, am Fenster stand, einem militärischen Zuge zusahe — und durch eine mir völlig unbekannte Physiognomie, meines kurzen Gesichts ungeachtet, von der Gasse herauf gedrungen wurde, ohne die mindeste Überlegung, ohne den mindesten Gedanken, daß ich etwas Merkwürdiges sagte, ein sehr entscheidendes Urtheil zu fällen. Herr

Zimmermann fragte mich mit einigem Erstaunen, worauf sich mein Urtheil gründe? Ich las es aus dem Halse, war meine Antwort. Dieses war eigentlich die Geburtsstunde meines physiognomischen Studiums."

Das große Werk Lavaters giebt auch nähern Aufschluß über den ersten Versuch „Von der Physiognomik", den Zimmermann 1772 im „Hannöverschen Magazin" drucken ließ und noch im nämlichen Jahre in Leipzig gesondert herausgab (vgl. „Zimmermanns Leben und Werke", S. 298). Lavater fährt (a. a. O.) fort:

„Herr Zimmermann versuchte alles, mich aufzumuntern; er zwang mir Urtheile ab. Erbärmlich waren die meisten eben deswegen, weil sie nicht schneller Ausdruck schnellen unstudierten Gefühls waren — und ich kann bis auf den heutigen Tag nicht begreifen, wie dieser große Geist sich nicht dadurch abschrecken ließ, mich immer fort zu nötigen, meine Beobachtungen aufzuschreiben. Ich fing an, mit ihm Briefe zu wechseln, Gesichter aus der Imagination zu zeichnen u. s. w. Aber bald ließ ich es wieder, ließ es Jahre lang liegen, lachte über alle diese Versuche — las nichts und schrieb nicht ein Wort mehr darüber. Auf einmal, da die Reihe mich traf, der naturforschenden Gesellschaft in Zürich eine Vorlesung zu halten, und ich nicht wußte, worüber? — fiel ich wieder auf die Physiognomik und schrieb, Gott weiß, mit welcher Flüchtigkeit, diese Vorlesung; Herr Klockenbring von Hannover bat mich drum für Zimmermann. Ich gab sie ihm in aller der Unvollkommenheit eines unbrauchbaren Manuskriptes. Herr Zimmermann ließ sie ohne mein mindestes Wissen drucken. Und so sah ich mich auf einmal als Verteidiger der Physiognomik in die offene Welt hineingestellt."

Fragmente 1, 146 schreibt Lavater: „Der weiseste Mann sieht gerade aus, wie ein Dummkopf, wenn er Langeweile hat," — sagt Zimmermann, und er mag Recht haben, wenn er sein Augenmerk blos auf die aktuelle Lage der beweglichen und muskulösen Teile eines Angesichts richtet." Diese Stelle ist ein ungenaues Citat aus der kleinen Schrift „Von der Einsamkeit", S. 15 („Ein Mann von Verstand" ꝛc.).

Bei Gelegenheit, da er von den Physiognomisten spricht (Fragmente 1, 183), sagt Lavater: „Von Zimmermann sage ich nichts. So er's sich und der Welt verbergen und mir ableugnen will, es ist nichts gewisser, als daß er's in der Menschenkenntnis vermittelst der Physiognomie auf einen erstaunlich hohen Grad gebracht, und daß ich ihm allein sehr viel mehr hierin zu verdanken habe, als keinem andern, weder mündlichen noch schriftlichen Unterrichte der besten Menschenkenner." Diese Stelle deutet unter anderem direkt auf die Worte des ungedruckten Briefes Zimmermanns an Lavater vom 14. März 1767: „O die verdammten Komplimente! Ich verstehe von der Physiognomik nichts und Du mehr als alle Menschen."

4, 366 der physiognomischen Fragmente ruft Lavater aus: „Eine physiognomische Diätetik, Zimmermann! so ein Werk wäre deiner würdig!" Er verweist dabei auf „Von der Erfahrung" 1, 8 und 2, 11, woraus er Auszüge bringt.

Für die Übersendung von Schattenrissen und physiognomischen Urteilen ein Beispiel Physiognomische Fragmente 2, 194:

„Herr Leibarzt Zimmermann sandte mir die vorüberstehende Silhouette von einem Menschen, dessen Möglichkeit ich mir nie gedacht hätte, und erwartete mit Ungeduld mein Urteil. Das war: das größte, schöpferische Genie, dabei drollig und boshaft witzreich." Zimmermanns Berichtigung ist beigefügt, und der ganze dort folgende Abschnitt rührt von Zimmermann her.

4, 486 dankt Lavater Zimmermann.

Bei der bekannten, oft citierten Charakteristik Zimmermanns durch Lavater (a. a. O. 3, 339) steht ein Bild Zimmermanns. Eine andere Charakteristik findet sich a. a. O. 2, 53:

„Wer sieht nicht . . . . . .

In Zimmermann das seltenste Gemisch der edelsten Feinheit und der zermalmendsten Stärke? — die tiefste Kenntnis der menschlichen Natur unter das

Laubgewand des philosophischen Satyrs verborgen? — so viel warmes Herz mit so viel Weisheitsheiterkeit. — so viel Laune als Ernst und soviel Ernst als Laune?"

Zimmermann und Heinzmann. Ein Beweis für die Verbreitung von Zimmermanns Schriften ist die Thatsache, daß J. G. Heinzmann aus Ulm (1757—1802), jener Buchhändler und Schriftsteller in Bern, der „Kaufmannsdiener", wie ihn Zimmermann verächtlich nennt, in seinen zahlreichen Schriften Zimmermann sehr oft excerpiert und citiert hat.

Aus dem 10. Kapitel des Werkes „Über die Einsamkeit" citiert er in seiner „Beschreibung der Stadt und Republik Bern", Bern 1794, S. 195 die Stelle: „Viele Menschen (sagt Zimmermann sehr treffend) möchten immer nur wichtige Dinge thun, sich nur mit großen Gegenständen beschäftigen, und weil sie dazu die Zeit sich nicht nehmen wollen, so thun sie nichts. Also erreichen sie auch die Vortrefflichkeit nie, wovon sie das Ideal immer im Kopfe behalten, niemals zur Wirklichkeit bringen, und nach demselben doch beinahe alles verschmähen, was in der Welt geschieht. Ich habe in der Schweiz, und nirgends so häufig, wie in Bern, eine Menge fähiger Köpfe dieser Art gekannt. Sie hätten Schriftsteller von der ersten Größe werden können, und ließen nie keine Zeile drucken; blos aus Liebe zur Behaglichkeit, oder aus Furcht, daß man sie alsdann weniger groß finde, als sie wirklich sind." Heinzmann citiert ohne Angabe des Werkes, geschweige denn der Stelle. Die Auffindung derselben kostete daher viel Mühe, besonders da Heinzmann in der 2. Auflage seines Buches, Bern 1796, S. 306, wo er überhaupt offenbar aus dem Gedächtnis citiert, Zimmermann diese Worte schon „vor 30 Jahren" gesagt haben läßt. Die Stelle findet sich „Über die Einsamkeit", Leipzig 1784 85, 3, 344 f. In seiner Schweizerchronik, Bern 1801, S. 941 citiert er aus Zimmermanns „Nationalstolz", S. 86 die Stelle von der Auswanderung: „Die Schweizer werden nun auch bald in den Augen der Spanier Bettler sein; denn mit innigstem Bedauern sehe ich jetzt, da ich dieses schreibe, vor meinem Hause vorbei, täglich ganze Scharen baumstarker katholischer Schweizer ..... aus Hunger nach Spanien ziehen."

In dem Buche „Appell an meine Nation", Bern 1795, übernimmt Heinzmann sogar die Verteidigung Zimmermanns gegen die Berliner Aufklärer. Er schreibt (S. 192):

„Da muß ein Mann auftreten, von kecker Brust und mit herkulischem Arme, der sich lange schon an das tolle Geschrei gewöhnt hat und unter den letzten Mitteln das einzige noch ergreift: Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. So kam Zimmermann: er blitzte mit Jupiters Zorn unter das Gequäke — — da stund der Haufen voller Verwunderung still und konnte sich kaum drein finden, wie ein Menschensohn es wagen durfte, an diese Bretterwand von Papier zu stoßen und den Stall des Augias mit Natzenpulver zu beräuchern, daß der Gestank sich weit umher mitteilte. Aber da stürzten sie denn freilich wie die rasend gewordenen Tiere auf Zimmermann los, stachen, kratzten ihn von hinten und vorn, worüber das Publikum Augen und Ohren aufsperrte; aber dieses Spektakel war des Gegenstandes wohl wert.

„Wer ein auffallendes Beispiel sehen will, wie man aus der Gnade der Recensenten fallen kann, der lese die ältere Recensionen von Zimmermanns Werk von der Einsamkeit und vergleiche sie mit denen seiner spätern Werke in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek. Schon damals ist mir die gesuchte, die hofmachende, durchaus beifallgebende, gar nicht urteilende, sondern alles lobende Sprache des Recensenten aufgefallen; da das Urteil des unparteiischen Publikums über das Werk von der Einsamkeit mit einigen Modifikationen das weit richtigere war. Man hielt es für eine Geniearbeit; die Grundlage war locker, blendend; in den einzelnen Teilen fanden sich freilich viele schöne Gemälde, kecke, aber auch übertriebene Schilderungen; — die Geschichte der Einsiedler, der Gelehrten, der Sekten ward durch Machtsprüche so entstellt, daß es dem wahren Menschenschätzer wehe that, wie Zimmermann sich so hinreißen lassen konnte aus Liebe zum Sonderbaren

und Beißenden. Bei allen diesen Fehlern konnte man das Werk nicht ohne Enthusiasmus lesen; man fühlte sich dabei erwärmt, und es schien, als sollten die großen Schönheiten, die sich auf allen Seiten fanden, für die genialischen Sprünge und Irrtümer die Leser schadlos halten. Ein braver Recensente hätte dies alles bemerken sollen, aber weit davon machte im Gegenteil die Berliner Bibliothek folgende captatio benevolentiae an den Verfasser":

[folgt die Stelle: Fehlerfrei ist kein menschliches Werk .... bis „beschuldigt zu werden" aus der Allgemeinen Deutschen Bibliothek 61, 141—157].

„Und dieser große, bewunderte, ohne alle Rücksicht und Vorbehalt gelobte Schriftsteller konnte bei diesen Kunstrichtern in einem Zeitraume von 3 Jahren später allen seinen Kredit, alle seine Kunst, alle seine Schriftstellerwürde verlieren! Nun ist er der elendeste Anekdotenjäger, der häßlichste Pasquillant, der frecheste Mensch und der unsinnigste Verteidiger der Finsternis, des Aberglaubens und der Tirannei. Sie fanden in den 3 kleinen Bändchen: genannt Fragmente über Friedrich den Großen, so viele Widersprüche, so offenbar falsche Sachen, so erdichtete Schlechtigkeiten, daß sie nur zur Recension eines kleinen Teils dieses Werkchens 2 Bände von beinahe 50 Bögen Berichtigungen und Untersuchungen zu geben sich gezwungen sahen, die sie aus allen Winkeln zusammenjagten, um den Mann odiös zu machen, und ihrer Bibliothek einrückten. Nie ist ein Schriftsteller so plötzlich von seiner Höhe zur tiefsten Verächtlichkeit herabgefallen, als Zimmermann in dem Sinne dieser Menschen! Aber man weiß wohl die unreine Quelle! So wie ihr Lob — so ihr Tadel; dieses gehässige, niedrige Betragen ist niemand befremdend, der diese Waldmenschen kennt, die warm und kalt aus einem Munde blasen. Zimmermann, wofür ihm jeder redliche Mensch dankt, hat den Kolben gegen sie aufgehoben, womit er vorher oft würdige Männer fällte, und damit hat er viele Schriftsteller-Sünden gut gemacht, und Deutschland und die Schweiz dankt ihm dafür. Hier gegen diese große Despoten konnte er sich nicht verfehlen, denn es ist noch jede Art mit ihnen zu verfahren unendlich offener, und edler, als sie es sich erlauben! Da können sich denn diese Großhansen gar nicht darein finden, wenn ihnen mit dem Maße gemessen wird, womit sie andern messen; aber nicht heimlich, sondern mit offener Brust und mit freier Stirne trat Zimmermann auf, er nannte sich zu seinem Buche, sie nicht also! Er hat auch, welches viele Leute sehr loben, auf alle Beschuldigungen mit Stillschweigen geantwortet. Die Anekdoten, welche Friedrich den Großen betreffen, können falsch sein, aber falsch ist es nicht, wie er gegen die Aufklärerbande, gegen die Weltilluminaten in diesem Buche sprach. Dazu hat er die größte Stimmenmehrheit von Deutschland und von Europa überhaupt."

Die Stelle beweist auch, wie sehr Heinzmann seinen Stil demjenigen Zimmermanns nachbildet: ein gewisses Haschen nach Kraftausdrücken ist unverkennbar.

S. 529 desselben Buches citiert Heinzmann: „Welcher vernünftige Mann, welcher Deutsche, der im Ernst dem denkenden und edlern Teil seiner Nation gehören will, kann sich vor solchen Schreiern bücken?" ꝛc. ꝛc. Die Stelle stammt aus Fragment 3, 302 f.

In dem 4. Bande der „Feierstunden der Grazien", Bern 1786—92, wo Heinzmann ärztliche Ratschläge erteilt, hat er Zimmermanns „Erfahrung" benützt, woraus er wenigstens eine Stelle mit Zimmermanns Namen citiert (S. 286 aus Erfahrung 2, 358).

In der „Neuen Berner-Zeitung" 1798—99, S. 345 spricht Heinzmann von dem Heimweh der Schweizer und fügt bei: „Nur Ausnahmen machen Männer von hellem Kopf und wahrer Kultur und Weltkenntnis ..... Beweis dessen Zimmermann, Sulzer" ꝛc.

„Gemälde aus dem aufgeklärten 18. Jahrhundert", Bern 1786, 2, 91 wird Zimmermanns „Einsamkeit", 2, 497 citiert. („Toben gegen die Ketzer war freilich ächter katholischer Geist" ꝛc.)

„Bürger-Journal", Bern 1790—92 (3 Bände), enthält mehrere Citate und Auszüge. 2, 387 wird „Nationalstolz" (1768), S. 124 citiert (Brief des Xerxes an den Berg Athos).

2, 548 desselben Werkes: „Da es bei gewissen Leuten Entschuldigung bedarf, wenn man frei von der Brust spricht, so mag ein geistvoller Schweizer und großer Weltkenner meine Vertheidigung über sich nehmen, denn ich bin ein Deutscher. Zimmermann sagt: ‚Seinem Leser Gesellschaft machen, ist weiter nichts, als in Schriften rund und frei, wie unter vier Augen herausjagen, was man im allgemeinen Umgang mit Anstand und Glück so nicht sagen kann' u. s. w." (Einsamkeit 3, 421 f. und 508 f.).

2, 628—663 ist ein Auszug aus Zimmermanns „Vom Nationalstolze" unter dem Titel: „Beispiele aus der Geschichte des Stolzes, der wahren und falschen Nationalehre, der Nationalsucht, des Nationalwahns und der Nationalnarrheit. Vorgetragen von Herrn Zimmermann aus Brugg, in seinem Buche über den Nationalstolz." Dazu setzt Heinzmann die Anmerkung: „Wer selbst viel Stolz hat, kann am besten über den Stolz schreiben. Man findet auch wirklich Seele und Thatkraft in dem Vortrage des Verfassers, dies müssen ihm auch alle seine Feinde bekennen." Bei Gelegenheit des Lobes, das Zimmermann den „freien Seelen" der Franzosen erteilt, bemerkt Heinzmann: „Herr Zimmermann schrieb dies vor 30 Jahren. Noch lebhafter wird er heute sprechen." Heinzmann scheint damals noch nicht gewußt zu haben, daß Zimmermann seit der Revolution in den Franzosen nur die Feinde aller Ordnung sah.

In demselben Buche 3, 99—108 giebt Heinzmann Auszüge aus Zimmermanns Fragmenten über Friedrich den Großen (3, 252—328) mit der Einleitung: „Zimmermann in Hannover, der das Schwerd gegen die Berliner Aufklärer nicht immer im blauen Dunste führt, sondern oft nur gar zu sicher und derb den rechten Fleck trifft, den er treffen will, sagt unter anderem in seinem Buche über Friedrich den Großen" ꝛc. Das Kapitel ist überschrieben: „Bild der Berliner und Potsdamer Aufklärung."

3, 203 des Bürger-Journals sagt Heinzmann: „Zimmermann, den ich immer gern nenne, weil er bei uns wohlbekannt ist, und seine Weltkenntnis offen und ungeheuchelt ist, sagt" . . . . . Es folgt das Citat: „Falsch ist es, daß man nur in Republiken Herz und Seele habe" ꝛc. aus „Einsamkeit" 3, 511 und 514.

3, 429—440: „Lebens- und Denkungsweise in kleinen, zuweilen auch in großen Städten, geschildert von J. G. Zimmermann aus Brugg, jetzt Ritter und Leibarzt in Hannover." Es sind Auszüge aus dem 7. und 10. Kapitel der „Einsamkeit". Heinzmann leitet das Kapitel ein mit den Worten, es sei ein „moralisches Medicament von einem bekannten Leib- und Geistesarzt, der Landsmännische Gebrechen wohl einsieht und selbst zum Theil damit behaftet ist".

In dem gleichen Buche wird Zimmermann noch citiert 3, 479 und 486, wo sich Heinzmann auf das Buch „Von der Erfahrung in der Arzneikunst" beruft, ferner S. 505 und 658, wo Zimmermanns „Einsamkeit", die bekannte Stelle über die Mystiker Fénelon und Muralt (4, 388 ff.) citiert wird.

Das Buch „Beschäftigungen für Kranke", Basel 1795, enthält S. 146—154 Auszüge aus Zimmermanns Einsamkeit 3, 173—180, 183—186 und 187—191.

„Meine Frühstunden in Paris", Basel 1800, hat S. 169 ff. die Stelle: „Mir fiel eine Stelle aus Zimmermann ein, obgleich er über die Revolution mißvergnügt, doch schon vor dreißig Jahren den ächten Republikanerton in der Franken Munde zu hören glaubte und ihre öffentlichen Redner als Muster anpries" (sic). Es folgt Citat aus „Nationalstolz" (1768), S. 267 und 271 f. Ebenda in den Beilagen, S. 132 findet sich ein Citat aus „Einsamkeit" 4, 156 f., die Stelle über den Landprediger.

Man sieht, wie vielfach Heinzmann die Werke Zimmermanns benutzt hat. Aber er citiert immer ungenau, ändert willkürlich und giebt nie Seitenzahl, selten das Werk an, so daß der Nachweis mühevoll ist.

„Dem Ritter von Zimmermann, Präsidenten von Kotzebue und Exprofessor Hofmann“ ist als den Gegnern der Aufklärung in einer ironischen, in Versen abgefaßten Vorrede gewidmet das Buch: „Visionen, Dialogen und Erzälungen. Vom Verfasser der Scenen aus Fausts Leben. Odi profanum vulgus et arceo. Horat. Bremen bei Friedrich Wilmans 1795.“ Das Buch wurde mir von Herrn Professor L. Hirzel mitgeteilt. Kotzebue wird darin hergenommen wegen seines Ausspruchs, daß die Menschen nicht zu bessern seien. Die Schrift „Bahrdt mit der eisernen Stirn“ wird eine „Kloake“ genannt. Hofmann wird als Spion bezeichnet. Auf Zimmermann selbst geht die Stelle: „So — si parvis licet componere magna! — stand der Ritter von Zimmermann vor dem Spiegel, als zum ersten Male der St. Wladimirorden der dritten Klasse in seinem Knopfloche hing, und beantlitzte sein wertes Selbst“ (S. 28[0]). Der Verfasser ist Aloys Wilhelm Schreiber (vgl. Goedeke 4, 229 und 5, 367/68).

Einige Citate seien hier noch angeführt. Heinrich Zschokke in dem Aufsatz: „Über die Ursachen des Kretinismus“, Ausgewählte Schriften, Aarau 1825, 10, 257: „Wie übertrieben und unzuverlässig selbst Schweizer in diesen Dingen geurteilt haben, mag Zimmermann zum Beispiel dienen. Er sagt in seinem Buch von der Erfahrung, 2, S. 150: „In unserm Walliserland müssen die Einwohner im Sommer ihre Kinder auf die hohen Gebirge verschicken, damit sie nicht in den zwischen hohen Marmorwänden liegenden Thälern ihr Gedächtnis verlieren oder wahnwitzig werden.“

In seiner Vorrede zu Lavaters kleiner Schrift „Von der Physiognomik“ 1772 schreibt Zimmermann unter anderem: „Eine Physiognomanie ist durch die Bekanntmachung dieser Blätter nicht leicht zu befürchten, wenn man erwäget, was mir neulich ein Philosoph ohne Bildsäule, Mantel und Bart, aber ein eben so großer Philosoph als irgend einer aus dem Altertume (Herr Sulzer in Berlin) geschrieben hat: in Lavaters Physiognomik sind wirklich tiefsinnige Einsichten“ 2c. Goethe in seiner abschätzigen Kritik über Sulzers Theorie der schönen Künste, speciell über den Aufsatz: „Die schönen Künste in ihrem Ursprunge“ 2c., Leipzig 1772, citiert (was bisher unbemerkt geblieben ist) diese Benennung Sulzers durch Zimmermann ziemlich höhnisch mit den Worten: „Herr Sulzer, der nach dem Zeugnis eines unserer berühmten Männer ein eben so großer Philosoph ist, als irgend einer aus dem Alterthum, scheint in seiner Theorie, nach Art der Alten, mit einer exoterischen Lehre das arme Publikum abzuspeisen, und diese Bogen sind, womöglich, unbedeutender als alles andere.“ Die Recension erschien in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen 1772. Vgl. Sämtliche Werke, Ausgabe letzter Hand, Stuttgart 1830, 33, 24. [Weimarische Ausgabe 37, 206.]

Wie nachhaltig Zimmermann doch gewirkt hat und wie viel Anklang einzelne seiner Schlagworte fanden, das beweist der Umstand, daß L. Börne in seinen „Fragmenten und Aphorismen“ (Reklam 2, 560) noch auf Nicolais „Jesuitenriecherei“ anspielt mit den Worten: „Nikolai, der in jedem Veilchen einen Jesuiten roch“ 2c.

Auch sonst citiert Börne Zimmermanns Namen als einen allbekannten. Vgl. Schilderungen aus Paris (1822 23. Reklam 1, 432): „Man kann dort (in den Tuilerien) fangen: Habsucht, Unduldsamkeit, Gottlosigkeit, feinen Geschmack, und des verstorbenen Ritters von Zimmermann Personal- und Nationalstolz.“

In seinem Roman „Der grüne Heinrich“ erzählt G. Keller (1, 289 ff.), wie ein Freund den jungen Heinrich zu einem immer höher gesteigerten Briefwechsel veranlaßt, indem dieser Freund Zimmermanns „Einsamkeit“ ausschreibt und dadurch Heinrich in Erstaunen setzt, der in gutem Glauben an die Originalität seines Freundes sich aufs höchste anstrengt. Dieser Zug ist faktisch. Der betreffende Freund Kellers war J. Müller aus Frauenfeld. Vgl. Bächtold, Keller (Berlin, Hertz 1894) 1, 60. 62. 68 ff. — ein Beweis, wie lange Zimmermann noch gewirkt hat.

Bern. Rudolf Fischer.

## Zu Goethes Mignon.

Da gegenwärtig wieder von den Vorbildern zu Goethes Mignonfigur gesprochen wird, sei aus einem ungedruckten Briefe Johann Christian August Grohmanns (vgl. über ihn Prantl, Allgemeine deutsche Biographie 9, 709 ff.) an Nicolai, Wittenberg den 24. April 1805 folgende Stelle mitgeteilt: „Ich wurde vor einigen Tagen sehr lebhaft an Sie erinnert, da ich in der Berliner Monat-Schrift Ihre Berichtigung der Lebensumstände der berühmten Mara laß (vgl. Über einige Nachrichten von dem verstorbenen Tonkünstler Hiller. Berlinische Monatsschrift, 1805 Januar, S. 3—31 Goedeke², 174, 30⁵). Wie oft hat mir nicht der bekannte Deklamator Schocher in Naumburg erzählt, daß die Mara von Hiller zur Sängerin sey gebildet, ja von ihm erzogen worden, daß sie als ein armes Mädchen mit ihrem Vater, der die Harfe gespielt habe, in Leipzig herumgezogen sey, und daß er selbst oft, oft ihr einen Sechser auf das Notenblatt (!) gelegt habe. Es freute mich, eine solche Berichtigung zu lesen, aber ich staunte zugleich auch, wie Lebens Umstände können verdrehet werden."

Natürlich läßt sich nicht behaupten, daß auch Goethe trotz seiner Bewunderung für die Mara von diesem Gerüchte zu Leipzig gehört haben müsse, da jedoch in Rosenbaums schönem Nachweis der Harfner fehlt, mag die Parallele wenigstens verzeichnet werden. Dem Dichter fliegen ja Motive von verschiedenen Seiten zu, verbinden und beeinflußen sich, ehe sie feste Gestalt in seiner Phantasie gewinnen.

Lemberg. Richard Maria Werner.

---

## Ein Heinesches Plagiat.

In einem in den Münchner Neuesten Nachrichten (6. Februar 1896, Nr. 61) veröffentlichten Aufsatze über „Plagiate" weist T. Hack darauf hin, daß der folgende Heinesche Vierzeiler, welcher zuerst in Engels „Memoiren" mitgeteilt wurde und dort die Aufschrift trägt „Bei Gelegenheit eines Besuches in Batignolles (2. Januar 1845)", eine zum Teil wörtliche Wiedergabe des Logauschen Sinngedichtes „Geschminkte Freundschaft" ist:

Hände küssen, Hüte rücken,
Kniee beugen, Häupter bücken;
Kind, das ist nur Gaukelei,
Denn das Herz denkt nichts dabei.

Der Wortlaut des Epigrammes von Logau ist nach der Eitnerschen Ausgabe von Logaus sämtlichen Werken, Stuttgart 1872, S. 122, folgender:

Geschmünckte Freundschafft.

Hände küssen, Hüte rücken,
Knie beugen, Häupter bücken,
Worte schrauben, Rede schmücken,
Wer, daß diese Gaukeleu,
Meinet, rechte Freundschaft sey,
Kennet nicht Betriegerey.

Die beiden ersten Verszeilen des Logauschen Spruches hat Heine wörtlich benutzt. Den Inhalt der zweiten Hälfte des Epigrammes hat er in eine Zeile zu-

sammengefaßt. Nur die 4. Zeile bei Heine erscheint als eigener Zusatz des Dichters. Allein auch hiezu ist er wahrscheinlich durch einen fremden, wenn auch nicht Logauschen Vers angeregt worden.

In einer zu Anfang des letzten Jahrhunderts unter dem Titel „Schola Curiositatis sive Antitodum [sic] Melancholiae Joco-Serium . . . Authore Germano Warheit, Veritatis Studioso" (3. Auflage, o. O. u. J.) erschienenen Sammlung von allerlei Anekdoten, Schnurren, Sprüchen, Epigrammen ꝛc. findet sich unter dem Artikel „De Politicis", S. 206 f. das Logausche Epigramm ohne Nennung des Verfassers in folgendem Zusammenhang:

Katzen, die vornen lecken und hinten kratzen,
Hände küssen, Hüte rucken,
Knye bügen, Häupter bucken,
Worte schrauben, Rede schmucken,
Wer, daß diese Gaucklerey,
Meynet, rechte Freundschafft sey,
Kennet nicht Betrügerey.
Judas-Kuß ist worden neu?
Gute Wort und falsche Treu,
Laß mich an, und gib mich hin,
Ist jetzund der Welt ihr Sinn.

Darauf folgen noch auf S. 207 zwei denselben Gegenstand betreffende Denksprüche in Prosa, sowie ein lateinisches Distichon gleichen Inhalts, und darnach auf der nämlichen Seite die nachstehenden Verse:

Was ist mit Complementen prachen,
Und viel unnütze Worte machen,
Davon das Hertz doch nicht viel weiß,
Nur Falschheit und zerschmoltzen Eyß ....

Bei der auffallenden Ähnlichkeit der letzten Zeile des Heineschen Spruches mit dem gesperrt gedruckten Verse liegt es sehr nahe anzunehmen, daß Heine den fraglichen Passus der Schola Curiositatis gekannt und außer den dort angeführten Versen Logaus auch den eben genannten Vers benutzt hat.

München. Anton Englert.

# Recenſionen und Referate.

Francke Kuno, Social forces in German Literature. A Study in the history of civilisation. New York, Henry Noll and Co. 1896.

Francke beabſichtigt mit dieſem Werk, wie ſchon Titel und Untertitel zeigen, die Geſchichte der deutſchen Litteratur als ein Profilbild der deutſchen Geiſtesgeſchichte und der Kulturgeſchichte überhaupt zu zeichnen. Die kurze Einleitung (S. 1—6) erläutert dies weiter dahin, daß die periodiſchen Ablöſungen der individualiſtiſchen und kollektiviſtiſchen Tendenz, die für die Entwicklung germaniſchen Weſens bezeichnend ſeien, an der Geſchichte unſerer Litteratur gezeigt werden ſollen. Jene Antitheſe wird ferner gleichgeſetzt mit einer ganzen Reihe von andern Gegenſätzen: Menſch und Geſellſchaft, Freiheit und Einheit, Weltbürgertum und Nationalgefühl, Idealismus und Realismus. Daß in beſtimmten Epochen eine Verſöhnung der kämpfenden Tendenzen erreicht wurde, wird nicht abgeleugnet, ſonſt aber jeder Periode die beſtimmte Vorherrſchaft der einen Richtung zugeſchrieben. Einen ähnlichen Verſuch machte, was Francke unbekannt geblieben zu ſein ſcheint, vor ſchon zehn Jahren Posnett in ſeiner „Comperative Literature"; es iſt bezeichnend, daß der erſte Verſuch, die Litteraturgeſchichte auf eine ſoziologiſche Baſis zu ſtellen, aus Auſtralien kam, der zweite aus Amerika. Posnett hält ſich völlig an die Stufen Sir Henry Sumner Maines.

Müſſen wir geſtehen, daß uns die Summierung all der aufgezählten ethiſchen, politiſchen, äſthetiſchen Kontraſte in eine Formel gewagt erſcheint, ſo räumen wir doch ein, daß ſie völlig mit der jetzt herrſchenden Geſchichtsauffaſſung übereinſtimmt. Methodologiſch-kritiſche Aufſätze der jüngeren hiſtoriſchen Schule wie Lamprechts ausgezeichnete Unterſuchung „Was iſt Kulturgeſchichte?" (Deutſche Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft 1896/97, S. 75 f.) und Breyſigs Eſſay über „Die ſoziale Entwicklung der führenden Völker Europas in der neueren und neueſten Zeit" (Schmol-

lers Jahrbuch 20, 1091 f.) arbeiten mit ähnlicher oder auch ganz derselben Formel. Der Versuch, sie auf die Litteraturgeschichte anzuwenden, ist gewiß berechtigt; und geht es nicht ohne allen Zwang, so kann man erwidern, das sei bei Scherers Wechsel von männlichen und frauenhaften Perioden oder bei A. W. Schlegels vier Epochen, die Francke (S. 459 Anmerkung) mit Unrecht als die seitdem vorwaltend angenommenen bezeichnet, auch der Fall. Nur freilich ist die Gefahr, daß der Charakter einer Zeit dem Systemzwang zu Liebe mißdeutet wird, noch größer, wenn die Kriterien aus einer fremden oder doch aus einer allgemeineren Entwicklung geholt sind statt aus der specifisch litterarischen. Man wird denn auch nicht bestreiten können, daß bei Francke nicht selten die Charakteristik unter der vorgefaßten Meinung leidet, diese oder jene Tendenz sei nun gerade an der Reihe. Darf man behaupten, Gottfried von Straßburg bedeute die Auflösung der ritterlichen Gesellschaft: Leidenschaft renne alle Schranken der Sitte nieder und vernichte den Sinn der alten Ideale (S. 99)? ist wirklich Liebe und Minne so durchgängig entgegengesetzt, wie (S. 69) allerdings hübsch auseinandergesetzt wird, so daß der Sieg der Liebe den Tod der Minne bedeuten könnte? Kann man Spee und Angelus Silesius (S. 193) der „individualistischen Unterströmung" (S. 187) zurechnen — sie, die so leidenschaftlich nach Ruhe vor der eigenen Seele, nach Unterdrückung der eigenen Individualität ringen? Würde in ähnlicher Weise nicht auch für Kant (S. 328 f.) der Titel eines „Klassikers des Individualismus" (S. 318) anzuzweifeln sein? Man kann erwidern, in Gottfried, in Spee und Scheffler, in Kant rege sich eine starke Individualität — ganz gewiß; aber in diesem Sinn bedarf man nicht des Hinweises auf periodischen Ausbruch des Realismus (S. 128) oder des Individualismus (S. 187); dann genügt es zu erwähnen, daß Epochen, in denen große Männer auftreten, mit solchen wechseln, denen sie fehlen. Soll der große Mann aber durch die Stellung, die er zu der eigenen Individualität einnimmt, für die Tendenzen der Zeit ein Merkmal bilden, so würde ich jene vier insgesamt nur der „kollektivistischen" Richtung zuweisen können.

Ich glaube aber, selbst wenn die Rollenverteilung allgemein gebilligt würde, könnten wir aus dieser Zurückführung der großen Zeitbewegungen auf je zwei Tendenzen nicht allzu viel lernen. Gewiß ist es lehrreich, den Dichter mit andern Leistungen seiner Zeit zu vergleichen. Sehr hübsch werden so (S. 125) Meister Wilhelm von Köln, (S. 136) Dürer und Brüggemann oder (S. 484) Memling zur Erläuterung der poetischen Fortschritte herangezogen. Überall wird auf die politischen Strömungen Rücksicht genommen und vielleicht läßt Francke sich hier von seiner eigenen, amerikanisch-liberalen Parteistellung selbst zu sehr beeinflussen, wenn dem schönen Nachruf auf Platen (S. 506) oder der Rechtfertigung Heines und Börnes (S. 514) die Verbannung der großen Annette von Droste

in eine Anmerkung (S. 513) gegenübersteht. Nur kommen bei dieser ausschließlichen Berücksichtigung der allgemeinen Strömungen die spezifisch-litterarischen zu kurz: die Wirkungen der poetischen Tradition, die Stoffwahl, die Formgebung werden, weil sie einer direkten Zurückführung auf jene Haupttendenzen nicht fähig sind, beinahe ganz verschwiegen.

Sieht man von diesem großen Mangel ab, den aber Franckes Werk mit vielen teilt, denen seine Entschuldigung fehlt, so kann man es als eine vortreffliche Darstellung der deutschen Litteraturgeschichte bezeichnen. Für das amerikanische Publikum sind Proben eingestreut, die mit sehr großem Geschick und entschiedenster Selbständigkeit (z. B. bei Klopstock, S. 236 f.) ausgewählt sind; für diese Leser würde das Buch an Brauchbarkeit noch gewinnen, wenn das Biographische nicht immer vorausgesetzt würde. Oft gelingen dem Verfasser treffende Charakteristiken, so für das Rolandslied (S. 56) und für das Redentiner Osterspiel (S. 135), für Lessings Typen (S. 282 f.) und R. Wagners Sozialphilosophie (S. 549 f.). Auch lehrreiche Vergleiche fehlen nicht, wie zwischen Meister Eckharts und Schillers moralisch-ästhetischem Ideal (S. 111), zwischen Parcival und Simplicissimus (S. 204), zwischen dem wahren Mittelalter und der falschen Vorstellung der Romantiker davon (S. 424. 446) und, besonders glücklich, zwischen Schillers und Goethes Jugendwerken (S. 341). Vielfach sind diese Parallelen schon von andern gezogen, zum Teil auch weiter geführt als von Francke, z. B. die zwischen der jüngsten Richtung und Sturm und Drang (S. 554), die neuerdings Vollmöller in einem unerlaubt schlechten Hefte totgehetzt hat; aber immer hat Francke sie klar und verständig nachgezeichnet. Zuweilen natürlich müssen wir auch opponieren. Francke wird (S. 115 Anmerkung) den eigentümlichen Reizen der Imitatio nicht gerecht, er wirft (S. 185) Romane von recht verschiedener Art und Güte durcheinander; er giebt von J. Paul (S. 409) ein ganz verzeichnetes Bild und behandelt (S. 413 f.) die Romantik viel zu schlecht; wobei den Verehrern der Romantiker, die immer die „Berliner Aufklärung" als Feind dieser Richtung verketzern, der Tort geschieht, daß (S. 452, Anmerkung 82) Tieck selbst als unheilbar aufgeklärter Berliner charakterisiert wird. Ganz falsch ist es zu behaupten, Luther habe sich je zu der Lehre bekannt „cuius regio eius et religio" (S. 140) und die Schilderung des „typischen Menschen" bei Goethe und Schiller (S. 335) paßt viel eher auf Wieland oder Grillparzer, während er für die beiden Dioskuren nur etwa auf den aus Goethes beeinflußter Jugend stammenden „Faust" und auf die romantisierende „Jungfrau" Schillers anwendbar ist; wie gewaltsam, als Motiv der „Maria Stuart" (S. 385) ihren Kampf zwischen irdischer Leidenschaft und aufopfernder Resignation anzugeben! Wirkliche Unrichtigkeiten[1] sind

[1] Einiges ist in der inzwischen erschienenen, sonst unveränderten zweiten Auflage bereits berichtigt worden. A. Sauer.

dagegen sehr selten (Angelus Silesius war nicht Jesuit S. 193, sondern Minorit; S. 90 Freiberg Druckfehler für Freiburg). Der kurze Epilog, der die neueste Litteratur mustert, strebt (S. 548—559) Objektivität an und beschränkt sich in lobenswerter Weise auf die bedeutendsten Erscheinungen; R. Wagners Name beherrscht für den Verfasser die neuere Entwicklung aller deutschen Kunst. — Neu ist der Hinweis auf die rasche Wirkung des deutschen Pietismus auf Nordamerika im Beginn des 18. Jahrhunderts (S. 175 Anmerkung), beachtenswert auch der auf den Einfluß deutscher Auswanderer auf die nordamerikanischen Universitäten (S. 496 Anmerkung). Möge dies gute Buch (das uns freilich da am besten scheint, wo es nicht durchaus neu sein will) die Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und der größten germanischen Kolonie, die es so hübsch ausdrückt, verstärken und vertiefen!

Berlin. Richard M. Meyer.

Schmidt Julian, Geschichte der Deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit. V. Band. 1814—1866. Berlin. Wilhelm Hertz. 1896. 8 M.

H. Grimm hat vor kurzem (in der Deutschen Rundschau) geäußert, daß mit Julian Schmidts Werk die Ära der Litteraturgeschichten gleichsam für immer abgeschlossen sei. Man wird zu dieser Behauptung nur verwundert den Kopf schütteln können; richtig aber bleibt, daß eine bestimmte Epoche der deutschen Litteraturgeschichtschreibung in J. Schmidts Buch ihren abschließenden Ausdruck gefunden hat. Jene stark subjektive Richtung, für die alle Litteratur im Grunde lediglich als Bekundung bestimmter politischer, religiöser, ethischer Richtungen Bedeutung hat, fand hier noch stärkere Bekundung als bei Gervinus oder Vilmar. Es ist bezeichnend, daß alle drei nicht von Beruf Litterarhistoriker waren wie Koberstein, Goedeke, Scherer. Es sind Litteraturgeschichten, von eifrigen Lesern geschrieben. Der Historiker, der Theolog, der kämpfende Journalist suchen und finden auch bei Wolfram und Goethe mehr noch Unterstützung für ihre mit Leidenschaft gepredigten Programme als reinen Genuß oder „zwecklose Erkenntnis". Eben dies giebt aber ihren Darstellungen auch eine Wärme, die der kühleren Betrachtung des lange Entwicklungsreihen überschauenden Forschers leicht abgeht. Julian Schmidt insbesondere ist recht eigentlich ein Vorleser in jedem Sinne des Worts; mit dem Buch in der Hand sitzt er vor uns, greift Stellen heraus, demonstriert lebhaft mit erhobener Hand und schleudert dann das Buch in die Ecke.

Wie nun dies Mitleben des Kritikers mit den besprochenen Büchern Vorteile und Nachteile mit sich bringt, so auch ein anderer Punkt, der damit eng zusammenhängt. Das Bedürfnis entschiedener Parteinahme drängte überall Freund und Feind aufeinander, und recht im Gegensatz zu den

schlanken Konstruktionen der Hegelischen Schule ward man überall der Breite der Wirklichkeit gewahr. Gutzkow erfand den „Roman des Nebeneinander", oder doch den Titel, mit dem „Middlemarch" und selbst „Notre Dame de Paris" treffender bezeichnet werden können als die „Ritter vom Geist". Kaulbach wandelte die zeitlosen Geschichtsbilder Rafaels (denn muß man nicht die „Schule von Athen" und die „Disputa" mit diesem scheinbar paradoxen Namen belegen?) in synchronistische Portraitgruppen; und wie er im „Zeitalter der Reformation", so suchten Rauch und Rietschel die ganze Zeitgenossenschaft Luthers oder Friedrich des Großen monumental um die zu versammeln. Die Dichter waren nicht glücklicher, als wenn sie den Tektosagen der Griechin von Massilia den Hof machen, den Irokesen aus Schwarzwälder Krügen trinken oder allermindestens den schwäbischen Oberamtmann eine westphälische Bauernhochzeit feiern lassen konnten. In diesen Zusammenhang einer Neuentdeckung der historischen Breite gehört nun vor allem auch Julian Schmidts Werk; es ist so recht eigentlich die „Litteraturgeschichte des Nebeneinander". Zu zeigen, wie in einem bestimmten Zeitabschnitt verwandte Tendenzen aus weiter Ferne sich begegnen, Gegensätze in dichtester Nachbarschaft sich aufthun, das ist seine Hauptfreude; das ist auch sein Hauptverdienst. Wer sich in die litterarische, ja überhaupt in die geistige Atmosphäre eines bestimmten engeren Zeitabschnitts versetzen will, wird nicht leicht einen besseren Führer finden als Julian Schmidt; denn was von seinen Einseitigkeiten abzuziehen ist, lernt man schnell genug. Nur freilich geht einem über dieser Fülle und Breite die großartige Einheitlichkeit der Entwicklung verloren, die Gervinus und Scherer aus all der Buntheit der Erscheinungen herausfühlen; zu der Gründlichkeit eines Goedeke, zu der Vielseitigkeit eines Koberstein, zu der meisterhaften Durcharbeitung eines Hettner bleibt dem sich leidenschaftlich durch das Büchermeer hindurch ringenden tapferen Schwimmer keine Zeit. Hat man das Werk beendet, so hat man die Empfindung, als habe man eine starke Bibliothek durchgelesen, und nun möchte man gern eine Litteraturgeschichte dazu schreiben.

Aus all dem erklärt sich leicht die geringe Beachtung, die J. Schmidts Werk bei den heut Lernenden zu finden pflegt; aber aus all dem ersieht man auch, daß sie bedauerlich ist. Die großen Mängel des Buches — häufige Oberflächlichkeit, beständige Einseitigkeit, mangelhafte Durcharbeitung, gewaltsame Verbindungen — sieht man auf den ersten Blick; die bedeutenden Vorzüge muß man erst kennen lernen. Ich habe das an mir selbst erfahren. Als ich vor nun bald zwanzig Jahren das Buch zuerst in die Hand nahm, fühlte ich mich so abgestoßen, daß ich lange mich nicht entschließen konnte, es wieder anzusehen; und dabei hatte ich Scherers Bewunderung für Julian Schmidt zu überwinden, da sein Urteil mir fast unbedingt maßgebend war. Dann später kehrte ich zu dem Werk zurück, kam öfter wieder, und möchte es jetzt in dem reichhaltigen Kreis unserer

„großen Litteraturgeschichten“ keinesfalls entbehren. Es wird Andern ähnlich gehen; und das entschuldige mich.

Die neue Ausgabe ist nun durchaus dazu angethan, die Fehler des Werkes zurücktreten, seine Vorzüge ins Licht kommen zu lassen. Mit größter Sorgfalt hat die Witwe des Verfassers den Text und besonders die Citate durchgesehen; und mit rühmenswertem Anteil hat der Verleger das traurig blasse Grau des alten Grunowschen Drucks durch schöne, kräftig schwarze Schrift ersetzt. Vor allem aber zeigt sich im Text selbst die unermüdliche Thätigkeit des Verfassers. Ich habe einen der wichtigsten Abschnitte des Bandes, die Dichtung von 1840—48 (S. 393—459) Zeile für Zeile mit der fünften Auflage verglichen, in der die beiden Stücke „Politische Lyrik“ und „Roman und Drama der vierziger Jahre“ noch ohne selbständige Abgrenzung in dem „Zeitalter Friedrich Wilhelms IV.“ (S. 316—400, speziell S. 377) enthalten sind. Der Vergleich ergab ebenso viel Änderungen im einzelnen, in Ausdruck und Gliederung, als er im ganzen, in Anschauung und Konstruktion, wenig Unterschiede zwischen beiden Auflagen zeigte.

Besonders charakteristisch ist die Umgestaltung des Passus über R. Wagner. Wo V (S. 332) mit entschiedener Abneigung gegen den Komponisten über die schwüle Sinnlichkeit seiner Poesie und seiner Musik spricht (gelegentlich erinnern die Ausdrücke an den „Fall Wagner“), da begiebt sich VI (S. 424—425) kühl des Urteils und zieht sich auf die Unbehaglichkeit des Eindrucks zurück. Kapitulierte der Verfasser vor dem Erfolg? war ihm die Musik gleichgiltiger geworden? Den Eindruck hat man jedenfalls nicht, als sei von der tiefgreifenden Bedeutung Wagners dem J. Schmidt der letzten Jahre eine Ahnung aufgegangen. Neu ist dagegen ein längerer Einschub (VI 404—412), der in der Revolutionslyrik ein berechtigtes Bedürfnis nach Bewegung aufzeigt und sie mit analogen Forderungen ihrer schroffsten Gegner, wie H. Leo, in treffende Verbindung stellt. Dabei wird Freiligraths Entwicklung mit neuen Beobachtungen nachgetragen, hierbei übrigens (S. 411) Herweghs Reiterlied Freiligrath zugeschoben. Die Besprechung Hebbels (V 335 f., VI 428 f.) ist durch Umstellungen und Zusätze, namentlich aber durch die Nachstellung des ursprünglich episodisch eingeflickten Stückes über H. Laube (V 338, VI 437. 439 f.) abgerundet; an ihrer Schärfe hat Julian Schmidt nichts gemildert, so viel Angriffe ihm auch gerade diese herbe Kritik (in der mir vieles ganz ausgezeichnet scheint, so der Satz V 336: „Hebbel denkt und empfindet in Epigrammen“) zugezogen hatte. Heines Atta Troll und Wintermärchen (V 367 f., VI 413 f.) sind an eine andere Stelle gerückt, wobei die Betrachtungen über das Romantisch-Abenteuerliche (V 369) gestrichen, dafür aber die über seinen politischen Dualismus (VI 416 f.) vervollständigt sind. Auch Wilibald Alexis (V 376, VI 453) ist an einen andern Platz gekommen, von Hebbels Nachbarschaft zu der Auerbachs,

wobei seine Mitarbeiterschaft am Neuen Pitaval und was daraus folgt (V 377) übergangen wurde. Dagegen wurde eine raisonnierende Analyse des „Uriel Acosta“ (VI 444—46) neu in den Zusammenhang eingefügt. Überflüssige Citate (V 327 aus Goethe, 316 aus Strauß' Frischlin) wurden getilgt, die Übersicht über Friedrich Wilhelm IV. und seine Umgebung (V 353 f.) an bessere Stelle in ein anders Kapitel versetzt und den Abschnitten ein wirksamerer Schluß gegeben. Noch hebe ich von Kleinigkeiten hervor, wie (VI 402 = V 323) an Annettens „Sterbendem General“ die Humanität neu herausgehoben wird.

Faßt man alles zusammen, so wird man unser vorausgeschicktes Urteil bestätigt finden. J. Schmidt war redlich bemüht, die Willkür seiner synchronistischen Gliederung durch Einfügen gelegentlicher Entwicklungsbilder zu mildern; er suchte ihm unsympathischen Gestalten bessere Seiten abzugewinnen; er strebte von dem Zusammentragen politischer und litterarischer Momente, von dem Anbringen entbehrlicher Citate, von der Sucht, alles zu berücksichtigen zu energischer Konzentration auf das Litterarhistorische hin. In seinen Grundanschauungen umzulernen war er zu alt, empfand auch wohl so wenig wie die meisten seiner Zeitgenossen ein Bedürfnis dazu.

Natürlich gesellen sich Änderungen dieser Art noch manche von rein zeitlicher Bedingtheit; die lange Besprechung des „Eritis sicut deus“ (V 444—448) z. B., welche schon damals, als dieser Nachfahr Pustkuchens noch „aktuelles Interesse“ besaß, Erstaunen erregte, ist nun (VI 504—505) stark gekürzt, seit jenes „ewige Werk“ längst vergessen ist. Aber das wesentliche Gepräge geben der neuen Ausgabe doch jene Versuche, die Manier der älteren zu lindern, der allgemeinen Auffassung sich in Einzelheiten wenigstens anzunähern. Von der Art sind sie nicht, daß das eigenartige Verdienst des Werkes darunter litte; sie machen es brauchbarer, ohne es weniger individuell zu machen. Nichts günstigeres war dem doch immer bedeutsamen Buch zu wünschen. Einer Zeit, die all seine bêtes noires auf das Schild erhoben hat, R. Wagner und Hebbel und neuerdings beinah auch Gutzkow, tritt der alte Kämpfer neu ausgerüstet entgegen; seine Einseitigkeit ist geistreich genug, um mit der modernsten Einseitigkeit wieder ein Tänzchen wagen zu können.

Berlin. Richard M. Meyer.

Bernays M., Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Erster Band. Zur neueren Litteraturgeschichte. Stuttgart. Göschen. 1895. 9 M.

Wenn ein Autor seine bisher veröffentlichten, zerstreuten Schriften sammelt und sie dabei vielleicht noch um einige gleich geartete bereichert, so muß er entweder sein Lebenswerk schon als vollendet betrachten, oder er wird fühlen, daß er vorläufig, wie Lessing um die Mitte der

fünfziger, Goethe um die Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, an einem Meilenstein angelangt sei, wo es gut thue, einmal Rück- und Umschau zu halten, um dann mit neuer Kraft weiteren Zielen zuzustreben. In dieser Weise abrechnend gewahren wir Bernays. Die Aufgabe des Lehramts, die Übersiedelung nach Karlsruhe bildet eine Epoche in seinem Leben. Und die erste Publikation des gelehrten Forschers, der nun wieder ein freier Schriftsteller geworden, ist begreiflicherweise das Werk einer Übergangszeit. Mit älteren Aufsätzen verbinden sich zwei bisher unbekannte Abhandlungen, die aber stofflich mit jenen so eng zusammenhangen, daß sie, ob auch spät vollendet und scheinbar zufällig entstanden, ihrer Konzeption nach doch wohl noch in Bernays' Münchener Zeit zurückreichen.

Ein Aufsatz von Bernays ist niemals bloß um der Mitteilung gelehrter Thatsachen willen geschrieben, sondern ist stets bis zu einem gewissen Grade ein Bekenntnis. Nicht nur der Forscher, sondern der ganze Mensch hat uns etwas zu sagen. Und nicht an ein beliebiges, gleichgültiges Publikum wendet er sich, sondern versetzt sich in Austausch mit der vielleicht nicht allzu großen Gruppe derer, die ihn verstehen wollen und können. In Austausch! Denn obwohl er der zehnfach reicher Gebende ist, so muß doch der Leser, um den Sinn mancher Sätze und den Wert mancher Ausführung zu begreifen, auch aus Eigenem Manches hinzuthun. Wer bloß empfangen will, etwa Exzerpte für seine Sammelhefte, der findet bei Bernays seine Rechnung nicht und läßt das Beste, was dieser Mann zu bieten vermag, unberührt. Es gehört eine eigene Kunst des Lesens dazu, um aus Bernays' Arbeiten rechten Gewinn zu ziehen, eine Kunst, die Bernays selbst reichlich geübt hat und für die — das ist zwischen den Zeilen zu lesen — Goethe der Lehrer gewesen ist. Bernays hat nie im Leben seine Lektüre bloß unter dem Gesichtspunkt einer möglichen litterarischen Verwertung begonnen und erweitert; vielmehr ist die ganze ungeheure Masse des Gelesenen ihm immer nur Mittel zum Zweck einer harmonischen Ausbildung seiner Persönlichkeit. Und wenn er nun erlesene Früchte jener jahrzehntelangen Lebensstudien darbietet, so erwartet er von seinem Leser nicht kalt staunenden Besuch, sondern Mitarbeit, Hingabe und ein Gefühl dafür, daß wohl ein Buch, aber in dem Buche auch ein Mensch hier rede.

Bei solcher Beschaffenheit des Autors wird es klar, daß es ihm reichlich so sehr auf den Vortrag wie auf den Gewinn neuer Thatsachen ankommt. Die Art der Betrachtung ist ihm die Hauptsache: Ruhe, Sammlung, Gründlichkeit ist ihm da vonnöten. Er läßt sich Zeit. Der gerade Weg ist zwar der kürzeste, aber die köstlichsten Ausblicke gewähren dem Wanderer die Umwege. Bernays bezeichnet selbst einmal (S. 123) sein Verfahren als eine „weit umherschweifende und doch immer auf einen bestimmten Punkt zurückgeführte Erörterung". In der That, Geduld muß

man oft bei ihm haben. Er sagt uns nicht gleich im Anfang, wohin er uns geleiten will; aber wir folgen ihm dennoch freudig; wissen wir doch, er führt uns gut.

Ein echtes Musterstück Bernaysschen Vortrags ist der Aufsatz über Goethe und Walter Scott. Geiger hat im 14. Band des Goethe-Jahrbuchs Briefe von Varnhagen veröffentlicht, in denen dieser sich als Vermittler zwischen Goethe und dem Publikum, das der in „Kunst und Alterthum" niedergelegten Greisenweisheit schwer zugänglich war, darstellt. Die Geigerschen Anmerkungen zu den interessanten Briefen erforderten von Bernays' Seite ein paar geringfügige Korrekturen. Dabei fällt des Forschers Blick auf jene Stelle, wo Varnhagen sich Goethe gegenüber wegen seiner absprechenden Kritik über Walter Scotts Buonaparte entschuldigt; und sogleich sieht Bernays sich aufgefordert, die Notwendigkeit einer solchen Entschuldigung nachzuweisen. Sie beruht auf Goethes persönlichen Beziehungen zu dem großen britischen Schriftsteller, Beziehungen, die leider nur durch zwei zwischen ihnen gewechselte Briefe bezeugt sind. Um aber an diesen Briefen alles, Schreiber und Empfänger, Inhalt, Stimmung, Stil und Wirkung zu begreifen, ist es nötig, weiter auszuholen. Und nun wächst bei Bernays Eines aus dem Andern organisch heraus; die Stofffülle, die andrängt, scheint zu mächtig zu werden. Aber der Darsteller zwingt sie. Er knüpft die Menge des Details nicht als Kommentar an einzelne Briefstellen an, sondern er erzählt, schlicht, aber umständlich. Und in der Erzählung erst werden jene zwei Briefe, die den Ausgangspunkt bildeten, mehr und mehr Nebensache: Die Menschen, die diese Briefe geschrieben haben, treten in ihr volles Recht. Da erfahren wir von Scotts bedrängter Lage in den Jahren 1826/7, von den Unterbrechungen der Arbeit am Napoleon, von dem Aufsatz über E. T. A. Hoffmann, den Goethe schätzte, aber fälschlich Carlyle zuschrieb, und endlich von der Bedeutung des Briefes, den Scott nach Abschluß des Buonaparte an Goethe richtete. (Daß übrigens Goethe durch den heiteren Ton von Scotts Rückblick auf seine Jugendarbeit, die Götz-Übersetzung, selbst wieder heiter gestimmt worden sei, scheint mir zu viel gesagt. Hat doch Goethe, wie wir wissen, den Brief gar nicht im Original, sondern in Eckermanns humorloser Übersetzung gelesen.) Zwanglos schließt sich der Bericht über Goethes Beschäftigung mit der Napoleon-Biographie des Waverley-Dichters an; der große Überblick über die absprechenden und die verständnisvoll anerkennenden Kritiken, die das Werk fand, dient nur zum Beweise dafür, wie Goethe an Unbefangenheit alle jene Beurteiler überragte, dank seiner großen Kunst zu lesen. Das giebt dann Gelegenheit, Goethes Auffassung der welthistorischen Erscheinung des Korsen kritisch zu würdigen; denn erst dadurch wird es klar, warum und in welchen Punkten das Urteil des Weimarer Lesers und Sir Walters über Buonaparte zusammentreffen mußten. Bei der Darlegung des Schicksals von Walter Scotts Buch steigert

sich Bernays' Vortrag zu großer Wärme und nimmt oft den Ton einer Rettung an. Und doch, bei aller Sympathie für den schottischen Dichter ist Bernays unbefangen genug, weitläufig zu begründen: warum Scott das Lebenswerk des deutschen Meisters nie begriffen hat und begreifen konnte. Und indem nun der Blick vergleichend auf Carlyle fällt, der so tief wie Wenige die Weisheit Goethes erfaßt hat, klingt der Aufsatz in vollen Tönen aus, und man läßt das Buch sinken, um weiter zu sinnen.

Ich bin weitläufig geworden; aber ich mußte einmal zeigen, daß der scheinbar lockere Bau Bernaysscher Abhandlungen sehr wohl neben strenger innerer Einheitlichkeit bestehen kann. Allerdings ist nicht jede Abhandlung so fest gefügt; und ebenso offen wie meine Bewunderung werde ich auch meine Bedenken gegen die gefährliche Form der gelehrten Causerie aussprechen. Hier vorweg das Eine, daß solchen Abhandlungen, in denen tausend Dinge berührt werden, sehr schwer ein einheitlicher Titel gegeben werden kann. So lenkt die Überschrift gleich des ersten Aufsatzes, „Die erste Aufführung des Mahomet", die Erwartung des Lesers in eine ganz verkehrte Richtung. Von der ersten Darstellung des Voltaireschen Dramas in Goethes Übersetzung (30. Januar 1800) ist nur bei Gelegenheit der Berichtigung eines Irrtums von L. Geiger (Goethe-Jahrbuch 14, 111) flüchtig die Rede. Der Essay erörtert vielmehr die Frage, mit welchem Recht Marianne Eybenberg am 10. Dezember 1800 in ihrem Brief an Goethe (Goethe-Jahrbuch 14, 37) von der Wiener Censur aussagen konnte, sie habe in dem Voltaire-Goetheschen Propheten Züge des jungen Bonaparte erkannt und deshalb die Erlaubnis zur Aufführung des Stückes verweigert. Wieder ist es meisterhaft, wie Bernays hier vorgeht, wie er den Umstand benutzt, daß Goethe ja gerade die für diese Frage ausschlaggebende Scene II 5 in den Propyläen isoliert herausgegeben hat, wie Bernays ferner aus dem originalen Wortlaut und den Goetheschen Veränderungen bei der Übersetzung, unter Zuhilfenahme von Äußerungen französischer Kritiker die charakteristischsten Stellen hervorhebt und uns aufmerksam macht, welchen Eindruck solche Wendungen auf jeden aufmerksamen Zeitgenossen Goethes angesichts der Jahre 1799/1800 machen mußten. Nur in einer Kleinigkeit kann ich nicht zustimmen. Die Worte Mariannens „daß mir die Freude nicht werden sollte, Mahomet aus Ihren Händen zu erhalten, ärgert mich rechtschaffen" darf man wohl nicht ganz wörtlich in dem Sinne deuten, als handle es sich hier um ein Manuskript oder einen Druckbogen. Ich möchte sie nur als eine wenig glückliche Umschreibung nehmen für „daß ich den Mahomet nun nicht in Ihrer Übersetzung auf der Bühne sehen und in dieser neuen Gestalt von Ihnen erhalten soll, ärgert mich". Denn das „ärgert mich" durfte sich Marianne doch nur im Hinblick auf die Wiener Censur, nicht gegen Goethe erlauben, selbst wenn er ein Versprechen unerfüllt gelassen hätte.

Der größte, aber nach meiner Meinung nicht der organisch vollendetste Aufsatz handelt von dem französischen und dem deutschen Mahomet. Da er gleichen Charakters ist, wie die kürzeren Essays, so kann man schon von vornherein ahnen, welch eine Fülle von Anregungen und Ausblicken er auf seinen 250 Seiten bringt. Hier ist wirklich manchmal des Details und der Einzelbelehrung etwas zu viel geboten. Nur in der Persönlichkeit Goethes, und mehr noch in derjenigen Voltaires liegt die Einheit. Mit vollem Recht hat daher Bernays seine Aufsätze ganz allgemein „Zur neueren Litteraturgeschichte" betitelt, nicht zur „deutschen". Denn hier wird nicht bloß von unserer Nationallitteratur, auch nicht von dem, was man landläufig vergleichende Litteraturgeschichte nennt, sondern von Weltlitteratur im großen Sinne gehandelt.

Bernays teilt seinen Aufsatz in vier Kapitel ein, und niemand wird verkennen, wie er von einem zum andern sich immer auf einen höheren Standpunkt stellt und dadurch einen immer weiteren Gesichtskreis beherrscht. Dennoch bedeuten die vier Kapitel keine stetige Steigerung des Interesse, weil Bernays nicht überall des buntscheckigen Stoffes in gleichem Maße Herr geworden ist.

Vom Schlußvers zum Schlußakt rückschreitend leitet Bernays im ersten Kapitel die Betrachtung ein. Die Schwächen dieses fünften Aufzuges und Goethes Berechtigung zu selbständigem Eingreifen werden klar; auch einige Stellen aus früheren Akten, die in engem Zusammenhang mit den Schlußscenen stehen, streift der Forscher. Als Resultat tritt unwiderleglich zu Tage, wie die grelle Rhetorik des Franzosen zu reineren poetischen Wirkungen von Goethe gemildert wird. Im Einzelnen freilich denkt dabei Bernays doch wohl von Goethes Veränderungen gelegentlich zu günstig.

Von der im ganzen einheitlichen Wirkung dieses ersten Kapitels ist nun aber leider im zweiten wenig zu spüren. So aufrichtig mein Eifer zu folgen war, hier bin ich doch ermüdet. Oft genug dachte ich bei Bernays' Vortrag an die Katheder lehre Rudolf Hildebrands. Der liebe alte Meister mußte sich auch hundertmal ein Halt zurufen, wenn ihn sein Stoff zu weit fortriß; er lächelte dann gutmütig über sich selbst, kehrte zu seinem Ausgangspunkt zurück und war nach fünf Minuten auf einem anderen anmutigen Nebenweg. Mit Hildebrand teilt Bernays diese Lust zu schweifen und zurückzukehren; aber ich glaube, er lächelt nicht über seine Eigenart. Ihm ist es feierlicher Ernst, gerade in dieser Weise anzuregen; die Kunst eines straff disciplinierten Vortrags überläßt er Anderen, nicht nolens volens, auch nicht mit Humor, sondern offenbar in dem klaren Bewußtsein, hier die Form gefunden zu haben, die seiner Eigenart entspricht. Urteile ich hier aber richtig, ist wirklich die vornehme Ausführlichkeit Bernaysscher Aufsätze nicht Nachgiebigkeit gegenüber den Stoffmassen, sondern Berechnung, hat er absichtlich die einzelnen Teile seiner Aufsätze gelegentlich mehr aneinander als ineinander gearbeitet — dann behält

der Leser auch das Recht zu fordern, daß solche Ausführlichkeit in Einklang stehe mit der Größe des Stoffes und dem Wert der Resultate. Das war in der Abhandlung über Walter Scott der Fall; hier aber in dem zweiten Kapitel des Mahomet liegt das Mißverhältnis klar am Tage: Mehr als 80 Seiten umspannt dieser Abschnitt, ein paar Goethesche Schnitzer fordern zehn Seiten, immer ferner rückt der Mahomet aus unserem Gesichtskreis, 40—50 Seiten handeln von La Harpe, andere von Chateaubriand und Le Maistre; auf ganzen Druckbogen hören wir von Voltaire und Goethe so gut wie nichts mehr, dafür freilich manches andere Belehrende. Und gerade heraus, Bernays selbst hat das Mißverhältnis zwischen Inhalt und Breite der Darstellung empfunden. Auf S. 186 entschuldigt er sich; ein sich selbst rechtfertigendes Verfahren aber hätte der Entschuldigung nicht bedurft.

Erst im dritten Kapitel findet Bernays sich wieder. Bei der Lektüre des zweiten bedauerte ich, ihn die Zeit über solchen Aufgaben verzehren zu sehen, die auch Andere lösen können. Hier aber bietet er uns das, was eben nur er zu bieten hat: nicht Studien, die Einer von heut auf morgen erreichen kann, sondern reiche Früchte eines ganzen Gelehrtenlebens. So hat sich kaum Einer in die französischen Tragiker eingelesen, um solche vergleichenden Charakteristiken Corneilles, Racines und Voltaires geben zu können, wie Bernays S. 256 ff. thut. Sehr fein ist vor allem Racines Sprache gekennzeichnet, S. 243 ff.; zugleich findet sich hier das Vollendetste, was bisher über Schillers Phädra gesagt ist. Das ist alles aus dem Vollen geschöpft.

Und noch einmal erweitert sich, immer um den gleichen Mittelpunkt, der Horizont im vierten Kapitel. Bis zu Euripides richtet sich der Blick zurück. In diesen Partien ist auch die Darstellungsart Bernays' am ungesuchtesten, farbenreich, hinreißend. Es liegt etwas Festliches über dem Abschnitt. Das macht, es redet hier ein Mensch, der zeitlebens nach einem Ausgleich seiner moralischen und seiner wissenschaftlichen Bildung getrachtet hat. Und wenn ich vorhin von Bekenntnissen sprach, so habe ich besonders an das vierte Mahomet-Kapitel gedacht, z. B. an die Seiten 298 ff., 337 und 352.

Ob die beiden älteren Aufsätze, die den Schluß machen [„Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in der Ausgabe von 1881" (1882) und „Die Urschriften der Briefe Schillers an Dalberg" (1887)], im ganzen Umfange wieder abgedruckt werden mußten, bleibe dahingestellt. Die Abschnitte, in denen sehr anregend von dem Briefwechsel großer Dichter gesprochen wird und von den Ausgaben ihrer Briefe, diese Abschnitte waren selbstverständlich aus den Spalten der Tagesblätter herüberzuretten. Aber die langen Paraden über Schreib-, Druck- und Lesefehler, aus denen wir früher dankbar gelernt haben, wie Varianten zu sammeln und zu verwerten seien, sie gehören doch schon der Geschichte an. Verändert ist

an dem früheren Text so gut wie nichts. Soll ich, wenigstens für die Dalberg-Briefe, auch darüber Bericht erstatten, so muß ich schon sehr ins kleine gehen: außer orthographischen Änderungen sind vier Zusätzchen (397, 408, 434 f.), ein verbessertes Citat (428), ein korrekterer Dramentitel (412) u. s. w. zu verzeichnen. Eine kleine Inkonsequenz ist aber zu bemängeln: Schon in der Allgemeinen Zeitung hatte Bernays das Wort „Buchstab" ein einziges Mal stark flektiert (jetzt S. 406, Z. 10); im Neudruck führt er diese Flexion weiter durch (S. 405, Z. 18), aber sein besseres Gefühl sträubt sich doch dagegen, vgl. S. 421, Z. 18. — Und dann ein tragikomischer Fall: Seitenlang müht sich Bernays, eine Briefstelle Schillers (24. August 1784) von Flecken und Fehlern zu säubern; derweil säet der Feind Unkraut unter den Weizen, und jetzt steht bei Bernays (S. 430, Z. 6) statt des alten ein neuer Lapsus, der ein ganz unsinniges Bild ergiebt. —

Wir haben bis hierher uns fast ausschließlich mit dem Inhalt der Aufsätze befaßt. Ein paar Worte über die Form müssen zur Ergänzung hinzutreten. Denn für Bernays ist mit der Erforschung des Thatsächlichen erst die halbe Arbeit gethan. Ihm genügt es nicht, seine Resultate dann in einer nur einigermaßen annehmbaren Fassung vorzulegen. Vielmehr, hat er in der Untersuchung jede wissenschaftliche Strenge gezeigt, so verrät er in der Darstellung ein bewußt künstlerisches Bestreben. Nirgends begegnet ein bloßes Aufzählen und Registrieren; alles roh Stoffliche ist bis zum letzten Rest aufgearbeitet und durch die Form gemeistert. Und ich fürchte fast, diese Formschönheit der tausend Einzelheiten ist es, die den Verfasser hindert, bei einer Schlußredaktion um der Harmonie des Ganzen willen den Rotstift walten zu lassen.

Denn schön sind diese Einzelheiten in der That; als an dem zweiten Mahomet-Kapitel mein Interesse lahm wurde, hat es sich an der Harmonie im Detail für die zeitweilige Disharmonie des Ganzen entschädigt. Es ist in dem stattlichen Buche kein Wort gesucht geistreich, kein rhetorischer Zierat ist aus bloßer Verlegenheit angebracht; wo erhöhte Rede einsetzt, wirkt sie niemals forciert. So oft auch der Verfasser von seinem eigentlichen Stoff abbiegt, so wird doch die Konzentration des Lesers auf das jeweilig behandelte Thema durch keine Anspielung auf entbehrliche, abseits liegende Dinge gestört, womit selbst namhafte Schriftsteller ihren Stil entstellen.

Der umständlichen Erörterung entspricht die Vorsicht des Urteils, die Ruhe des Vortrags und die Fülle des Ausdrucks. Es liegt etwas von Goetheschen Sprechweise im besten und im weniger guten Sinne über den feierlichen Perioden mit ihren reichlichen Umschreibungen, mit den vielen Hülfsverben (besonders „scheinen" ist ein reines Hülfsverb geworden), dem leichten Anklang an französische Syntax, den Konjunktiven in abhängigen Sätzen. Dem Begriff wird durch koordinierte Prädikate und

Attribute möglichste Rundung verliehen, dem Gedanken durch reichliche und gewählte Beiwörter noch eben, ehe man ihn auf den Weg schickt, ein letztes Tüpfchen Farbe gegeben. Ich habe den Eindruck, als seien diese Aufsätze sehr langsam und, auch wenn die Spuren der Mühe vertilgt sind, nicht ganz mühelos geschrieben und als müsse man sie langsam, am liebsten laut lesen. Ja, da es mir kaum möglich scheint, in so vollen Rhythmen zu reden, wenn man nur sein inneres Ohr befragt, so halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß Bernays selbst sich seine Abhandlungen laut vorgelesen hat.

Als ich diese Anzeige schrieb, war Michael Bernays noch unter den Lebenden. Er wußte, daß ich seine „Schriften" besprechen sollte; wenige Wochen vor seinem Tode bat er mich brieflich um ein offenes Urteil. Und so hab ich denn obige Zeilen an ihn selbst gerichtet und jetzt kein Wort daran geändert. Es hätte ja nahe gelegen, in einem letzten Gruß die wenigen Ausstellungen, die zu machen waren, zu tilgen. Aber ich wäre dadurch gegen ihn und mich selbst untreu geworden. Er konnte begründeten Tadel vertragen; nur Misverständnis schmerzte ihn.

Die Erfolge, die Michael Bernays als Mensch und Gelehrter errungen hat, entsprangen daraus, daß er von Anfang an gewußt hat, wo seine Lebensaufgabe lag. Ein Suchen, ein Tasten, wie es zwiespältig veranlagte Menschen hemmt und quält, hat er nicht gekannt. Als er, der am 27. November 1834 in Hamburg geboren war, im Jahre 1853 die Universität bezog, war sein Plan, die Litteratur im weitesten Umfange zu studieren, nicht etwa die eines einzelnen Volkes, hinter dem alle übrigen zurücktreten mußten, sondern die Weltlitteratur, die große Hinterlassenschaft aller Zeitalter und Nationen. Historische, theologische und philosophische Studien traten hinzu, damit der junge Forscher gleich die Bedingungen und Probleme erkannte, die in der Litteratur ihren Niederschlag gefunden hatten. Der Umstand, daß der ältere Bruder, Jacob Bernays, klassischer Philologe war, gab auch Michael die Anregung, sich mit aller Hingabe den Alten zuzuwenden. Und sie sind, Homer an der Spitze, ihm Freunde und Lebensbegleiter geblieben, lebende Gefährten, bei denen er noch in seiner letzten Krankheit Trost fand. In ihm wurzelte fest der Glaube: so lange die Meisterwerke der Antike lebendig blieben, so lange könne der Menschheit ein erfrischendes Jugendgefühl nicht verloren gehen.

Als 1856 die Universitätsstudien beendet waren, hätte Bernays sicherlich durch sein reiches Wissen schon bald eine Habilitation durchsetzen können. Aber er übereilte diesen Schritt nicht; noch mehr als anderthalb Jahrzehnte wandte er an eine Vorbereitung, die sich in stiller ernster Sammlung vollzog. Das Docendo discimus behielt bei Bernays unter allen Umständen und fürs ganze Leben seine innere gewichtige Wahrheit.

Aber er war weit entfernt, es so zu nehmen, wie es leider so oft gefaßt wird, als ein Losungswort der Selbstsucht. Er sagte sich: wenn auch dem voreiligen Docenten vielleicht das Lehren frommen möge, so dürfe doch nie der Studierende dem allzu jugendlichen Lehrer als ein Versuchsobjekt übergeben werden, daran dieser seine unentwickelten Kräfte prüfen solle.

In den sechzehn Jahren, die zwischen der Doktorpromotion und der Habilitation lagen, hat sich Bernays seine wahrhaft verblüffende Litteraturkenntnis erworben. Griechen und Römer, Franzosen, Engländer und Deutsche stehen obenan; aber auch die Italiener, die Spanier und andre Kulturvölker wurden eingehend studiert. Am hellsten leuchten immer zwei Sterne: Shakespeare und Goethe. Schriftstellerisch verwertet aber wurde dies große Wissen fast gar nicht, lieber schon suchte Bernays durch das gesprochene Wort zu wirken, in Vorträgen und Recitationen.

Erst 1872 betrat er das Katheder. Er habilitierte sich in Leipzig und faßte nun schnell in akademischen Kreisen festen Fuß. 1873 wurde er außerordentlicher, 1874 ordentlicher Professor in München. Und damit stand er am rechten Platz. Hier fand er, wonach er lechzte: Wiederhall. Wenn er seinen, oft wörtlich memorierten Vortrag sprach, der reichlich mit Recitationen durchsetzt war, und nun an der lautlosen Stille und den gespannten Mienen den Eindruck seiner Worte spürte, dann fühlte er sich auf der Menschheit Höhen. Er faßte sein Amt in großem Sinne auf. In persönlicher Würde und Würdigkeit das künstlerische Erbe der Vergangenheit zu hüten und eine Ehrfurcht vor der Herrlichkeit dieser Schätze in jungen Seelen zu erwecken, das sah er als seine Aufgabe an, ja, man darf das feierliche Wort wagen: als seine Mission.

Lieber jedoch, als auf dem Katheder, spendete er seine Anregung in privatem Gespräch. Dem Hilfbereiten war das Geben ein Genuß; Stunden und Tage konnte er dem Fragenden widmen, und immer gab er mehr, als man erbeten hatte. Er sah gern Gäste bei sich. Und ihnen stand auch seine Bibliothek zur Benutzung frei, jene reiche Zahl von Bänden, die der Besitzer nicht als Material betrachtete, sondern die er deshalb so liebevoll hegte, weil sie ihm Genossen und Zeugen seiner Lebensbildung waren. Es ist eine schöne Bestimmung der Witwe, daß diese Bibliothek auch in Zukunft dem Litteraturforscher zugänglich bleiben soll. Wie Bernays hier in seinem Studienzimmer von Kunst und Menschen sprach, wie er manchen Unentschiedenen wohl gar erst für seine Studien gewann, das zu schildern muß denen überlassen bleiben, die sich seine Schüler nennen dürfen. Es leben viele, die sich diesen Charakter beilegen, und doch ist gewiß nicht jeder von ihnen dazu berechtigt. Denn wohl gab es in dieser Schule einen Lehrer, der den vertrauensvollen Jünger zur Erkenntnis des Maßes seiner Fähigkeiten zu führen suchte. Schüler aber im Sinne des Meisters wurde nur der, der ihm mit einer kräftig ausgeprägten Eigenart gegenübertrat. Wer im späteren Leben immer nur die spärlichen Zinsen von

des Lehrers geistigem Kapital zurückzahlen konnte, der hatte den Wert Bernaysscher Anregungen nicht begriffen und mußte von den eigentlichen Schülern seitab stehen.

Neben der Wirkung durch das gesprochene Wort spielt die schriftstellerische Thätigkeit von Michael Bernays nur eine untergeordnete Rolle. Die Zahl seiner Werke ist nicht groß; meist sind es kurze, aber inhaltreiche Geleitschriften zu den Werken oder Briefen großer Dichter, zum Briefwechsel Goethes mit Friedrich August Wolf, zur Vossischen Homer-Übersetzung, zum Schlegelschen Shakespeare, zum jungen Goethe. Größere strenge Kompositionen sind Bernays nie gelungen; seine Lebensbeschreibung Gottscheds in der Allgemeinen deutschen Biographie gehört nicht zu seinen reifsten Schöpfungen; und seine Darstellung Goethes am gleichen Orte beginnt zwar verheißungsvoll, hat aber in späteren Partien, wohl unter dem Drängen des Herausgebers und Setzers, Schaden genommen. Ein Werk vollends, das in Bernays' letzten Lebensjahren fast sprichwörtlich geworden war, „Homer in der Weltlitteratur", lag wohl im Bereich seiner Wünsche, aber niemals seiner Kraft. Was oben zur Charakteristik des ersten Bandes der „Schriften" gesagt worden ist, gilt im allgemeinen für alle Werke, die wir aus seiner Feder haben. Seine Schriftstellerei hat keine Geschichte gehabt; sein erstes Werk ist gerade so geartet und so reif wie sein letztes. Nur die Fülle des Wissens hat sich von Jahr zu Jahr gemehrt, die Lektüre sich extensiv und intensiv bereichert. Michael Bernays haßte die Miene des Recensenten, des meisternden Kritikers; nur zur Betrachtung, zum Genuß der hohen Kunst, zum geistigen Verkehr mit den großen Menschen vergangener Zeit will er einladen. Seine Arbeiten haben daher auch nie ein bloßes Tagesinteresse gehabt; allem Parteigetriebe und litterarischen Sektenwesen stand Bernays fern. Und nur ein einziges Mal hat er ein unmittelbares, momentanes Bedürfnis der Wissenschaft im Auge gehabt: in der kleinen Schrift „Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes (1867)", wo er die Editionsmethode, die man den Dichtungen des klassischen Altertums angedeihen ließ, auch für die Werke der Neuzeit forderte.

Was Bernays bei längerem Leben auch als Schriftsteller noch hätte leisten können, entzieht sich unserer Kenntnis. Es drängte ihn nach Aussprache, das ist gewiß. Als er 1890 sein Lehramt niederlegte, begründete er diesen Schritt vor allem mit dem Wunsche, Muße für seine gelehrten Arbeiten zu gewinnen. Und der ermunternde Zuruf, der ihm dafür von seinen Freunden zuteil wurde, ist eine seiner reinsten Lebensfreuden gewesen. Seitdem lebte er in Karlsruhe, stets im Austausch mit gleichstrebenden Vertretern seiner Wissenschaft, gern aufgesucht von der jüngeren Generation. Mit Stolz erfüllte es ihn besonders, daß auch im badischen Herrscherhause seine Vortragskunst gewürdigt wurde. Unvergeßlich sind ihm die stillen Sonntagabendstunden gewesen, an denen er der Urenkelin Carl

Augusts und ihrem edlen Gemahl den Tasso oder die natürliche Tochter vorsprechen durfte.

Dann kränkelte er im letzten Jahre und ist am 25. Februar 1897 entschlafen. Der erste Band der „Schriften“ ist also doch das Ende seines Lebenswerkes geworden. Und wenn wir einen zweiten Band, der in Aussicht steht, auch freudig erwarten, so wissen wir doch voraus: auch er wird nur ein unzulänglicher Ersatz für das sein, was unwiderbringlich ist, für die starke Persönlichkeit, die sich lebendig mitteilen mußte.

Marburg i. H. Albert Köster.

Tropsch St., Flemings Verhältnis zur römischen Dichtung. (Grazer Studien zur deutschen Philologie, III. Heft.) Graz. 1895. 4 M.

Der Verfasser hat sich eine weitschichtige und mühevolle, aber wichtige und ergiebige Aufgabe gestellt. Er hat, was Lappenberg im kleinen, im großen gethan und dadurch einen wertvollen Beitrag zur Geschichte unserer Renaissancelyrik geliefert. Wenn Goethe einst dazu aufforderte, daß „ein junger geistreicher Gelehrter das wahrhaft poetische Verdienst zu würdigen unternähme, welches deutsche Dichter in der lateinischen Sprache seit drei Jahrhunderten an den Tag gegeben“ (Hempel 29, 249), so hat Tropschs Untersuchung, soweit sie dem Neulateiner Fleming gilt, von diesem Ziel sich leiten lassen, aber sie beschreibt einen weiteren Kreis und prüft die ganze Masse der Flemingschen Dichtung auf ihren Gehalt an antiken Elementen, und eben dies, die Anwendung desselben Gesichtspunktes auf die deutschen und die lateinischen Gedichte, die so betrachtet bald zusammen- bald auseinanderrücken, bald in gleichem bald in verschiedenem Verhältnis zu römischen Mustern stehen und wiederum unter sich lehrreiche Beziehungen haben, scheint mir das Originelle und das methodisch Fruchtbare in dieser umsichtigen, gründliche Sorgfalt und tüchtige Schulung erweisenden Schrift. Hätte der Verfasser sich auch im ganzen kürzer fassen und seiner dem Leser nichts übrig lassenden, gelegentlich bis zur Konfrontation eines „ae“ mit einem „und“ herabreichenden Analyse Zügel anlegen sollen, so ist er doch überall bemüht gewesen, für die longueurs, die Stoff oder Behandlung mit sich brachte, durch gehaltvolle Einzelbeobachtungen oder weitere Ausblicke zu entschädigen, den statistischen Parallelenregistern Ergebnisse abzugewinnen und vor allem den auch wo er in Fesseln geht, elastisch beweglichen, auch wo er nachahmt, eigenartigen Poeten selbst, dessen Sprache und Stil, Ideen und Stimmungen er seciert, als lebendige Einheit und individuelle Größe in Sicht zu erhalten. Und auch über das nächste Ziel einer tieferen und genaueren Erkenntnis von Flemings Kunst und Art hinaus bringt die Arbeit Gewinn, insofern sie die formelle Technik, sowie den psychischen Vorgang dichterischen Bildens an einem besonders lehrreichen, ja einem der denkbar lehrreichsten Fälle der Litteraturgeschichte anschaulich macht.

Der Verfasser versteht es, den in ungeschickter Hand meist so leblos starren Begriff des „Einflusses“ oder der „Entlehnung“ in lebendigen Fluß zu bringen und hinter diesen und ähnlichen Worten eine reiche Fülle künstlerischer Verhaltungsweisen aufzuzeigen. Jede mögliche Art und Abwandlung des Begriffs und jedes Maß der Verbindung von Eigenem und Angeeignetem, Überliefertem und Erlebtem begegnet bei Fleming, auch wenn die vergleichende Betrachtung wie in der vorliegenden Schrift sich auf sein Verhältnis zur römischen Dichtung beschränkt und von anderweitigen „niederen“ oder „höheren Beeinflussungen“ des Dichters absieht. Was als Flemings „Eigengut“ bleibt, meint der Verfasser, werde man genau erst bestimmen können, wenn die Untersuchung auch auf sein Verhältnis zu deutschen,

französischen, holländischen und italienischen Dichtern ausgedehnt sein werde. Gewiß, aber irgend wesentliche Züge zu dem Bilde seiner Persönlichkeit und seiner Schaffensweise sind von dorther kaum zu erwarten.

Berlin. J. Imelmann.

Riddershoff K., Sophie von La Roche, die Schülerin Richardsons und Rousseaus. Inaugural-Dissertation. Eimbeck. 1895.

Schon 1875 hat Erich Schmidt in seinem Werke „Wielands Verhältnis zu Richardson, Rousseau und Goethe" den tiefgehenden Einfluß besprochen, den Richardson und Rousseau auf die Schriftstellerei der Frau von La Roche ausgeübt hat; hierbei war er zu dem Resultate gekommen, daß in der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim", dem Erstlingswerke der genannten Dame, vor allem der Einfluß des Engländers Richardson vorwaltet, und daneben auch (freilich in beschränkterer Weise) Rousseaus Vorbild eingewirkt hat, daß dagegen im zweiten Hauptwerke (wir meinen „Rosaliens Briefe an ihre Freundin Mariane von St.", die von 1779—1781 erschienen sind) eine andere Erscheinung zu Tage tritt. Allerdings lehnt sich auch dieses Werk in der Anlage an Richardson an, aber in der Charakteristik der Personen und in der ganzen Darstellung verrät sich die Romanschriftstellerin als begeisterte Verehrerin Rousseaus, und zwar zeigt sich im zweiten Teile des Werkes der Einfluß des Genfer Philosophen noch mehr, wie im ersten Teile. Wenn sich nun unser Verfasser die Aufgabe gestellt hat, auch nach Erich Schmidt das Verhältnis der La Roche zu den beiden Schriftstellern darzustellen, so war dies, trotzdem im allgemeinen an den Resultaten Schmidts festgehalten wird, doch keine nutzlose Arbeit; denn dieser hat die Einwirkung der beiden Ausländer auf die Schriftstellerin nur en passant besprochen, nicht eingehend behandelt. Riddershof analysiert dagegen die beiden ebengenannten Hauptwerke auf das Sorgfältigste und zeigt mit philologischer Genauigkeit, was in dem Aufbau, in der Charakteristik der Personen, in den einzelnen Scenen und Situationen dort dem Engländer, und was dem Franzosen entlehnt ist. So werden die schon von Schmidt gewonnenen Resultate durch diese gründliche Abhandlung befestigt. Da die schriftstellerische Entwicklung der La Roche eigentlich mit den beiden Werken abgeschlossen ist, wie massenhaft auch ihre Feder noch nachher des Broterwerbes wegen produziert hat, so hätte sich der Verfasser auf die Analyse der beiden Romane beschränken können; der Vollständigkeit halber hat er auch die anderen Schriften besprochen und auch hier, ohne sich freilich in Detailuntersuchungen einzulassen, nachzuweisen versucht, wie auch bei den kleineren und schwächeren Schriften die La Roche völlig unter dem Banne von Rousseau und Richardson steht; allerdings ist die Übersicht über die einzelnen Werke unvollständig: So ist z. B. die 1787 zu Mannheim erschienene Nachlese der moralischen Erzählungen unberücksichtigt geblieben,

während die früheren Bändchen der moralischen Erzählungen behandelt werden, auch einige der Reisetagebücher sind übergangen worden.

Der eigentümliche Umstand, daß die Geschichte der Sternheim, die in ihren Grundzügen 1769 entstanden ist, nur eine verhältnismäßig geringe Einwirkung Rousseaus bekundet, dagegen Rosaliens Briefe, die zuerst 1774 im Briefwechsel Goethes erwähnt werden,[1] ganz von den Einflüssen Rousseaus durchdrungen sind, giebt dem Verfasser Anlaß zu einer Untersuchung über die Ursachen dieser Sinnesänderung; hier kommt er zu der Annahme, daß es wesentlich Goethes Verdienst ist, Sophie von La Roche zu einer glühenden Verehrerin Rousseaus gemacht zu haben. Die Haupteinwirkung Rousseaus auf diese Schriftstellerin zeigt sich erst mit dem fünfzigsten Stücke der Briefe Rosaliens, und dieser Abschnitt fällt gerade in die Zeit, als Sophie eben den Werther ihres Freundes empfangen hatte, der seinerseits nicht bloß eine springende Ähnlichkeit mit Rousseaus neuer Heloise bekundet, sondern auch selbst deutlich die Einwirkung des Genfer Philosophen verrät. Dem Einflusse des jungen Goethe ist es aber nach der Mutmaßung Riddershofs wesentlich zuzuschreiben, daß Rousseaus Geist gerade den zweiten Teil des Romanes der La Roche durchweht. Wir wollen nun die von Goethe auf Sophie in diesem Sinne geübte Einwirkung durchaus nicht unterschätzen, meinen indessen, daß auch noch von einer anderen Seite Sophie von La Roche beeinflußt und für Rousseau begeistert worden ist; wir haben Julie von Bondeli im Auge, die ehemalige Geliebte Wielands, die nach ihrer Trennung von dem deutschen Dichter Rousseaus Schriften zu studieren begann; bald hatte dieser Philosoph, der selbst mit Julie in einen Briefwechsel trat, deren hohe geistige Bedeutung erkannt, daß er über sie das Urteil abgab, Fräulein von Bondeli vereinige in einer Person die Feder Voltaires und den Geist Leibnizens.[2] Julie selbst hatte sich schon 1762 an Sophie von La Roche gewandt und sie aufgefordert, ihr von dem gemeinschaftlichen Freunde Wieland Nachricht zu geben. Sophie beantwortete Juliens Schreiben,[3] und so knüpfte sich an diese Anfrage jener Briefwechsel an, der bis zu dem 1778 erfolgten Tode der Bondeli fort dauerte. Diese geistvolle Schweizerin war es nun, welche Sophie zuerst und noch lange vor Goethe für Rousseau zu begeistern wußte. Und zwar geschah dies nicht nur durch die Übersendung eines schon 1761 von der Bondeli angefertigten Aufsatzes über die neue Heloise, sondern auch durch zahlreiche briefliche Mitteilungen über Rousseaus Leben und Schriften. Auf diesen Einfluß hat Riddershof, und

[1] „Briefe Goethes an Sophie von La Roche." Herausgegeben von v. Loeper. Berlin 1879. S. 30.

[2] Bodemann, „Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis". Hannover 1874. S. 12.

[3] Vgl. „Neue Briefe Wielands, vornehmlich an Sophie von La Roche". Herausgegeben von Hassencamp. Stuttgart 1894. S. 14.

dies erscheint als ein Mangel in der sonst so gediegenen Abhandlung, durchaus nicht gebührend geachtet; und doch hätte er mit Leichtigkeit aus den Bondeli-Briefen, die zum großen Teile in dem auch von ihm benutzten Werke „Mein Schreibtisch" abgedruckt sind, diesen Einfluß der Bondeli auf die La Roche feststellen können.

## Anhang.

### Über die Briefe der Julie von Bondeli an Sophie von La Roche.

Im Nachlasse der La Roche findet sich auch eine Sammlung von Briefen der Bondeli, nicht im französischen Originale, sondern in der deutschen Übersetzung, die der Dichter von Goeckingk angefertigt hatte, als er den Briefwechsel der La Roche herauszugeben beabsichtigte. Diese Edition unterblieb aber, und so ist jene Briefsammlung teilweise noch unbekannt. Ein Teil der Briefe deckt sich freilich mit dem in dem La Rocheschen Werke „Mein Schreibtisch" mitgeteilten Auszügen; in einigen Briefen liegt in den Aufzeichnungen Goeckingks der erweiterte Text vor, in anderen Fällen ist die Fassung im „Schreibtische" die ausführlichere; einige Briefe der Goeckingkschen Sammlung sind im Schreibtische gar nicht oder nur höchst unvollständig wiedergegeben; von ihnen wollen wir diejenigen mitteilen, von denen wir annehmen, daß sie ein allgemeineres Interesse beanspruchen können.

#### Brief 1.

Könitz den 14. Jan. 1763.

... Seit Anfang des Winters werden die Nachrichten von Rousseau seltener; von Zeit zu Zeit erfahre ich etwas von ihm aus Genf oder Zürich; Alles läuft darauf hinaus, daß er an seiner Lebensgeschichte[1]) schreibt, die aber erst nach seinem Tode herauskommen soll; daß er einige Beweise für das Christentum blos in der Absicht entkräftet habe, um dem einzigen, der nach seiner Meinung unumstößlich ist, (nemlich die Vortrefflichkeit der christlichen Moral) desto mehr Stärke zu geben. Übrigens verkürzt er sich die Zeit damit, daß er Schnürbänder macht und unter Begleitung des Klaviers Lieder der Savoyarden singt. Er scheint ruhig und zufrieden zu sein, ob er gleich fast ununterbrochen leidet. Diese Nachrichten rühren von zwei Genfern her, die gegen Ende des Oktobers acht Tage bey ihm zugebracht haben.

Jemand, mit dem ich in Verbindung stehe, wünschte Rousseau im November von einem Landhause aus, das 8 Meilen von Motier entfernt ist, zu besuchen; der Mann ist ein Berner und Offizier, — zwei Dinge, um R. zu misfallen. Auch erbielt er auf die schriftliche Bitte um Erlaubnis, ihm auf eine halbe Stunde seine Aufwartung machen zu dürfen, die mündliche kurze und trockne Antwort: „Er kann kommen, wenn er will, aber ich bin krank; ich kann nicht viel sprechen." Dies hätte Herrn Kirchberger[2]) beinahe zurückgehalten, indessen ging er doch nachmittags um 2 Uhr zu ihm, ward gut aufgenommen, und in einer halben Stunde waren sie so gute Freunde, daß R., als er wieder gehen wollte, ihn bat, den Rest des Tages mit ihm zuzubringen, und noch den folgenden Tag vom Morgen bis zum Abend ihm Gesellschaft zu leisten, worin K. gern willigte. R. schenkte ihm in der

[1]) Gemeint sind die „Confessions", die 1770 beendigt wurden.

[2]) Kirchberger Sam., Sohn des Berner Ratschreibers K., Freund von Wieland und der Julie Bondeli; über seine Zusammenkunft mit Rousseau schrieb er am 22. Nov. 1762 einen ausführlichen Brief an Julie, der bei Bodemann a. a. O., S. 244 abgedruckt ist.

nämlichen halben Stunde ein Exemplar von seinem Contrat social, und bald darauf fragte er ihn, ob er mich kenne. Als K. sagte, er kenne mich sehr genau, that jener eine Menge Fragen über mich, daß dies ein neues Mittel wurde, sich einander zu nähern, welches K. um so lieber war, da er nichts von dem Briefe über die Heloise wußte, den R. von mir verlangt hatte.[1] Am folgenden Tage trank ihm K. auf meine Gesundheit zu und trug ihm auf, mir wissen zu lassen, daß er es gethan habe.

Diese beiden Tage vergingen ohnstreitig in wechselseitiger Zufriedenheit, denn R. ging mit Kirchbergern, als wie mit einem alten Bekannten um, erzählte ihm Anekdoten, las ihm aus seinen Handschriften etwas vor, unter anderem eine Fortsetzung des Emil in Briefform. Emil schreibt selbst an seinen ehemaligen Lehrer aus Paris, wo er sich mit seiner Frau aufhielt, und an diesem Orte voller Abscheulichkeit und Verderben gesteht Sophie ihrem Manne, sie sei — raten Sie, was! — Eine Ehebrecherin, ja wirklich eine Ehebrecherin! Diese Stelle ist von solchem Nachdruck, daß Kirchberger, der doch gar nicht weichlich ist, sich der Thränen nicht enthalten konnte, und seine Rührung machte auf Rousseau, ihrer Wahrheit wegen, soviel Eindruck, daß auch er sie mit ihm teilen mußte. Ich vermute, daß R. in der Folge aus Sophien eine recht tugendhafte Frau machen wird, und begreife die mancherlei Absichten, die er gehabt haben mag, sie einen so starken und unerwarteten Fehltritt begehen zu lassen. Aber dennoch söhnt mich alles dies mit der Begebenheit nicht aus, und ich will lieber auf die Fortsetzung des Emil Verzicht thun, als einigen Teil an dem Skandal nehmen, den sie in dieser Art veranlassen wird.

Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen sagen, daß Rousseau noch ein anderes Ärgernis durch seine armenische Kleidung giebt, in die er, um ihrer Bequemlichkeit willen, ganz verliebt ist. Sie kleidet ihn so gut, daß man ihn sogar im Verdacht hat, er bilde sich etwas darauf ein. Eine meiner Freundinnen, die zwei Tage mit ihm bei Lord Marschal[2] gewesen ist, sah ihn zum ersten Male in einem gewöhnlichen Kleide, und er gefiel ihr nicht; als sie ihn aber zum zweiten Male als Armenier sah, gewannen seine sehr schönen Augen durch die Nachbarschaft des Turbans noch so sehr, daß die Dame seitdem behauptet, Rousseau sei St. Preux gewesen.[3] Dies ist auch nach den Anekdoten seines Lebens ziemlich wahrscheinlich, die mir nach der Herausgabe seiner Heloise bekannt geworden sind, und die ich Ihnen ein andermal mitteilen werde, wenn Sie sie zu wissen wünschen.

## 2.

Könitz, d. 4. Nov. 1763.

„Am nämlichen Tage, an dem mein letzter Brief abgegangen war, erhielt ich einen von Rousseau. Er spricht von neuem von einer Reise nach Zürich, die er im künftigen Frühjahre vornehmen will und mir das Vergnügen verschaffen wird, ihn zu sehen. Ich weiß nicht, ob es human ist, ihm ein langes Leben zu wünschen: sonst hatte er jährlich nur ein oder zweimal einen Anfall von dem grausamen Übel, woran er leidet, jetzt aber kommt es alle 14 Tage wieder. Zwei Schweizer, die vor 4 Wochen 8 Tage bei ihm zubrachten, haben mir mehrere interessante Anekdoten von ihm erzählt. Er hat sie wie Freunde behandelt, und das mit Recht. Der eine, obschon ein Geistlicher, verteidigt ihn öffentlich. Ich besitze einen 27 Seiten langen

[1] Gemeint ist jener Brief, der auch im „Schreibtisch" 2, 150—161 mitgeteilt wird.

[2] Lord Georg Marschal Keith war damals der Statthalter des preußischen Fürstentums Neufchatel.

[3] Diese Bemerkung über Rousseaus armenische Kleidung ist der einzige Teil des Briefes, der schon publiziert ist. (Mein Schreibtisch 2, 161.)

Aufsatz über ihn, worin jene ihre Bemerkungen zu Motier aufgezeichnet haben. Ich habe sehr in der Eile eine Abschrift davon genommen, werde sie aber ins Reine schreiben und Ihnen zusenden, damit Sie ihn gemeinschaftlich mit Herrn v. La Roche und Wieland lesen können, doch sonst niemanden daran teil nehmen lassen, denn es ist eine verbotene Frucht, und ich würde mir schlimme Händel zuziehen. Vorläufig will ich Ihnen indessen ein paar Züge daraus mitteilen."

Es folgen nun Mitteilungen über die Beziehungen von Diderot und D'Alembert zu Rousseau, desgleichen über dessen Versuche, den Emil fortzusetzen, die dem Genfer Philosophen von allen Seiten entgegengebrachten Feindseligkeiten, endlich über eine Vergleichung der französischen und englischen Romane; diese Abschnitte sind schon im „Schreibtische"[1] abgedruckt.

3 (fragmentarisch).

Neufchatel den 27. März 1766.

... Rousseau hält sich zwei Meilen von London auf, wo man ihn noch jetzt ebenso aufsucht, als bei seiner Ankunft. Er ist noch unentschlossen, ob er sich nicht in der Provinz Wallis niederlassen wird. Ich schrieb Ihnen schon einmal etwas von seiner Fortsetzung des Emil, und Sie wissen, daß Sophie, hingerissen und verführt von der großen Welt, eine eheliche Untreue begeht, daß sie dies bereut, und daß ihr Mann ihr verzeiht. Soweit ist die Geschichte zwar ausgearbeitet, nicht aber der ganze Plan, den er einem seiner hiesigen Freunde mitgeteilt hat. Emil und seine Frau sollen darnach um ihr Vermögen kommen; er will sie an einer wüsten Insel Schiffbruch leiden lassen. Hier fühlt die schwangere Sophie Lust nach Austern, die sie am Felsen kleben sieht. Der flinke Emil springt vor, um welche zu holen; indessen will Sophie selbst einige los machen, und nähert sich dem Ufer. Der Mann wagt es nicht sie zu rufen; Sophie glitscht aus und fällt und ertrinkt, ehe ihr jener zu Hilfe kommen kann. Grade bei dieser Katastrophe soll sich das Resultat der Erziehung zeigen, die Emil empfangen hat.

4.

Neufchatel d. 24. Apr. 1775.

... Wir haben uns beide nicht recht verstanden, liebe Sophie, ohne Zweifel hat eine nicht recht deutlich ausgedrückte Stelle meines letzten Briefes dazu Veranlassung gegeben. Ich beschwerte mich nicht über Leuchsenrings[2] Stillschweigen, und wünschte nicht, daß er an mich schreiben möchte, sondern meine Meinung war die, daß er mir endlich einmal meine Papiere zurückgäbe, die ich schon so oft, und immer vergeblich, von ihm verlangt habe, besonders Ihre Briefe, über deren Beraubung ich mich gar nicht zufrieden geben kann. Allein grade das Gegenteil von dem, was ich wünschte, ist erfolgt. Er hat zwar an mich geschrieben, aber mir nichts zurückgeschickt. Er schreibt, daß er mir schon gesagt habe, daß er diese Papiere nicht bei sich hätte. Darin irrt er sich indessen, denn dies hat er mir nicht gesagt, und über dies hatte er sie so entschieden zu Paris bei sich, daß er oft einige davon aus seiner Brieftasche genommen und sie unglücklicher Weise Leuten vorgelesen, die mich nachher besucht und mir dieses erzählt haben. In jeder Rücksicht verdrießt mich dies nicht wenig, und wenn er bei seiner Rückkehr von Paris zu Ihnen kommen sollte, so bitte ich inständigst, wenden Sie allen Ihren Einfluß, selbst Ihre Autorität an, daß er meine Papiere und Ihre Briefe herausgebe. Außer Ihren Briefen

[1] Siehe 2, 178—181.

[2] Goecking bemerkt zu dieser Stelle: „Was hier folgt, habe ich um deswillen aufgenommen, weil es das bestätigt, was Goethe in seinem Leben von Leuchsenring und seiner Manie, aus seiner Brieftasche vorzulesen, erzählt."

hat er auch die von Rousseau, meine Antworten darauf, und andere Concepte, unter anderen die einzige in der Schweiz existierende Abschrift meines Briefes über die neue Heloise an sich behalten. Im Falle Sie etwa zufällig von letzterem eine Abschrift besitzen sollten, so würden Sie mich sehr verbinden, sie mir zukommen zu lassen, denn ich bin darum ersucht worden. Ihre Briefe stellte ich ihm im Jahre 1772 zu; er hatte 6 Monate Zeit, sie zu lesen und sie mir zurückzugeben, ehe er die Schweiz verließ; aber er fand es für gut, sie mitzunehmen. Ich verlangte sie hernach mit allen den anderen Papieren zurück, die ich ihm im Jahre 1771 zugestellt hatte. Diese habe er in Darmstadt[1]) gelassen, sagte er, in der Zwischenzeit seiner ersten und zweiten Schweizerreise. Als er zum zweiten Male zurückgekehrt war, erinnerte ich ihn mehrere Male an die Rückgabe, allein auf diesen Punkt antwortete er nie eine Silbe. Hierauf reiste er nach Holland und Paris und las unterwegs jedem, der nur hören wollte, dort vor, was er, wie er sagt, nicht bei sich hat. Vielleicht wollte er gern mein Missionär sein, und allen Nationen, um sie aufzuklären, meine Lehren verkündigen. Sehr verbunden, Herr Apostel! Aber ich habe nun einmal die Manier, daß mir nur der Ruf etwas wert ist, den ich mir selber zu verschaffen suchen würde, wenn es mir darum zu thun wäre. Übrigens möchte ich doch wohl wissen, warum er seine dicke Brieftasche noch mit Ihren und Rousseaus Briefen aufschwellt, die ich doch auf jeden Fall unter keinem anderen Titel ihm gegeben haben konnte, als daß ich sie ihm auf kurze Zeit geliehen hatte.

Goethes Schauspiel[2]) hatte ich lange schon zuvor gelesen, ehe ich mir seinen Roman verschaffen konnte. Bei diesem Drama glaubte ich, Shakespeare sei wieder auferstanden, welche Stücke und Simplicität im Ausdrucke! Welche Bestimmtheit in der Darstellung eines Charakters, der uns so fremd und gleichzeitig in einem Schauspiele so schwer zu zeichnen ist!

Zu dem Romane fand ich einen zweiten Rousseau, nur mit einem stärkeren, vielleicht selbst ein wenig harten Colorit, dies mag nun vom Verfasser, von der Sprache oder vom National-Charakter herrühren. Aber es ist doch immer ein Werk des Genies, daher ich es noch oft lesen und sicher jedes Mal neue Schönheiten finden werde, die ich zuvor nicht bemerkt hatte. Aber — — Schade für dieses „Aber" — Aber doch kann ich es nicht unterdrücken, und es betrifft einigermaßen die moralische Seite des Werks. Bewahre Gott, daß ich darin das geringste von Atheismus gefunden haben sollte! Und Sie haben mich in kein geringes Erstaunen gesetzt, daß Sie mir zwei Personen anführen, die so etwas darin entdeckt hätten. Ich für meinen Teil bin so weit davon entfernt, daß ich darin eine gar zu schwärmerische Religion gefunden habe. Aber man kann fest an Gott glauben und dabei dennoch große Thorheiten begehen. Den Selbstmord predigen, ist gefährlich, wenigstens eine Unschicklichkeit in der bürgerlichen Gesellschaft, zu der man niemand Veranlassung geben sollte[3]) — — Dies ist das Einzige, worüber ich Goethe zu tadeln wage. Ich begreife nicht, wie Jacobi den Frauenzimmern raten kann, dieses Buch mehr als einmal zu lesen. Will er ihnen etwa Leidenschaften und Liebende in Werthers Geschmack vorzüglich empfehlen? Oder sie gegen Leidenschaften und Liebhaber in Werthers Geschmack durch dieses Gemälde verwahren?[4])

[1]) Leuchsenring unterrichtete den hessen darmstädtischen Erbprinzen von Hessen und begleitete diesen nachher auf seinen Reisen.

[2]) Goetz von Berlichingen.

[3]) „Es folgt hier ein Geschichtchen" — diese Notiz macht Goeckingk zu dieser Stelle — „das man Julie erzählt hatte, von einem Frauenzimmer in Berlin, das sich nach dem Lesen der Leiden Werthers selbst das Leben genommen habe. Doch habe ich mich bei mehreren Personen, die damals in Berlin lebten, darnach erkundigt, aber niemand wußte sich dessen zu erinnern."

[4]) Der Passus über Goethes Werther war schon im „Schreibtische" 2, 326—328 abgedruckt.

5.

Auf dem Lande bei Neufchatel d. 17. Aug. 1777.

. . . Ihr Vorschlag, liebe Sophie, würde mich sehr reizen, wenn ich in einem Zustande wäre, daß ich leichter transportiert werden könnte. Aber schon seit zwei Jahren hat man mir die Bäder von Plombières verordnet, ohne daß es mir möglich geworden wäre, wegen der heftigen Erschütterung, die das Fahren meinen Nerven verursacht, dahin zu gehen. Bald leide ich an einem Husten zum Ersticken, bald an solchen Zahnschmerzen, daß ich Krämpfe davon bekomme. Sie sehen selbst ein, daß man in einer solchen Lage wohl nicht an eine Ortsveränderung denken kann.

Ich muß Ihnen doch die weitere Geschichte von den Reflections sur le tact moral, par Mselle B. erzählen. Vor einem halben Jahre bekam ich etwas Wind von der Sache, und ich wandte mich an eine gemeinschaftliche Freundin, an Fräulein von Wangenheim in Gotha, mir blos einige Stellen aus dem erwähnten Aufsatze mitzuteilen. Sie hatte aber die Gefälligkeit, ihn ganz abzuschreiben, und ich kann Ihnen mein Erstaunen nicht ausdrücken, mein eignes Machwerk zu erhalten. Aber was für ein Machwerk! Zum Glücke war ich grade in einem Zustande gänzlicher Erschöpfung; denn sonst glaube ich, daß ich an litterarischer Galle hätte auf der Stelle ersticken können. Ein solcher Mischmasch von Unsinn, von verstümmelten, auf einander gehäuften widersinnigen Phrasen ist mir noch nicht vorgekommen, so daß ich mit dem Correktor wegen seines Verstandes Mitleiden haben muß, geschweige denn mit dem Herausgeber. Man hat z. B. Chatiment statt Sentiment u. s. w. gesetzt. Ich weiß nicht, an wen ich mich wegen dieser Sottise (wenden) halten soll. Der Herausgeber gibt dem Aufsatze die Aufschrift, Reflexions sur . . .: es ist aber nur eine trockene Antwort auf trockene lakonische Fragen, die Zimmermann in seinen Briefen oder in einer Nachschrift an mich gethan hatte. Es war einem Katechismus oder einer Handelskorrespondenz ziemlich ähnlich: denn ich antwortete in eben dem Tone, welchen Z. angestimmt hatte, und ich dachte an weiter nichts, als auf eine kurze Frage eine kurze Antwort zu geben. Ich erinnere mich noch, daß Z. einen Auszug daraus gemacht und diesen ich weiß nicht mehr, wem gezeigt hatte. Als ich dies erfuhr, schmollte ich mit ihm darüber. „Was glauben Sie denn, daß man mit einer Sache machen soll, wovon sie den Faden in der Hand haben? Es sind ja höchstens nur Inhaltsanzeigen einiger Abhandlungen, die über den Gegenstand geschrieben werden könnten; anständiger wäre es noch gewesen, wenn sie mich vermocht hätten, die Abhandlungen selbst zu schreiben, wovon Sie jetzt nur den Titel erhalten haben, und dann hätten Sie allenfalls mit etwas mehr Fug indiskret sein können." Das war es ungefähr, was ich, soviel ich mich erinnere, ihm darüber schrieb. Z. antwortete, das werde keine Folgen haben; ich glaubte ihm auf sein Wort und ließ mich nicht träumen, daß 12 Jahre später diese Inhaltsanzeige von noch zu schreibenden Abhandlungen im Publikum erscheinen würde. Leuchsenring verteidigt sich, daß er nicht schuld daran sei, und doch habe ich nicht daran gedacht, ihn dessen zu beschuldigen. Er wollte, daß ich ihm den von Z. gemachten Auszug, von dem ich damals eine Abschrift genommen hatte, so geben möchte, wie er war, oder er wollte ihn für sein Journal[1]) umarbeiten. Ich hatte aber zu beiden keine Lust, das Umarbeiten würde ihn nur weitschweifig gemacht haben, und dies liebe ich nicht. Am Ende würde man erfahren haben, daß er von mir sei, und dies mag ich noch weniger. Daher habe ich mich auch blos darauf beschränkt, Fräul. v. Wangenheim für ihre Gefälligkeit zu danken, ohne so wenig die widersinnigen Stellen als von den Ursachen, warum ich den Aufsatz zu erhalten wünschte, ein Wort zu erwähnen,

[1]) Die Schreiberin hat das von Leuchsenring begründete „Journal de lecture et de morale" im Auge, das zu Paris von 1775—1779 erschien.

und so hoffe ich, werde diese Thorheit in verdienter Vergessenheit bleiben. Glücklicher Weise weiß Wieland nichts davon, denn der würde noch etwas Schlimmeres davon sagen.

Nach einem Zwischenraume von 12 Jahren sah ich Lavater zu Neufchatel im vorigen Frühjahre wieder. Er war Geschäfte wegen auf einige Tage dahin gekommen. Ganz sicher hat dieser Mann ebensogut zwei Köpfe, als Johann Calvin und ich deren zwei haben. Den einen, oder wenigstens ein Stück von dem einen haben Sie gesehen, weil es durch Exorcisten zum Vorschein zu kommen veranlaßt wurde, die ihm sehr ähnlich waren. Ich hingegen bin in drei langen Abendgesellschaften auch nicht einmal einen Schatten davon gewahr geworden. Wohl aber sah ich einen anderen Kopf, der ersterem so unähnlich war, daß ein Metaphysiker den vollen Beweis hätte führen können, dieser hier schließe den anderen notwendig aus, und so auch umgekehrt. Er war in der That recht liebenswürdig, und dafür hielten ihn alle, die ihn sahen. Besonders wußte man es ihm sehr dank, daß er die Gefälligkeit hatte, französisch zu sprechen, und bewunderte das glückliche Talent, immer das nachdrücklichste Wort zu finden, ob ihm gleich die Sprache nicht geläufig ist. Lavaters zweiten Kopf kannte man hier durch bloße Gerüchte, und diesen gemäß wurde er denn auch beurteilt. Aber als man ihn ganz anders fand, als man erwartet hatte, fing man an zu zweifeln, ob es der nämliche sei, und bald ward behauptet, dies sei an sich unmöglich. Stand ich doch selbst auf dem Punkte, mir einzureden, ich hätte alles das ausgelöscht, was ich glaubte, von ihm gesehen, gelesen und gehört zu haben. Die Generalin Sandoz, die das, was Sie von ihm gesagt haben, gelesen hatte, war höchst neugierig, ihn von Ihnen sprechen zu hören. Ich sagte es ihr vorher, daß er, seiner so oft unüberlegten Freimütigkeit unerachtet, dieser Frage ausweichen würde. Wirklich kannte er auch unsere Verbindung zu gut, als daß er sich hätte fangen lassen sollen, und so antwortete er bloß im allgemeinen.

Ich muß Ihnen doch einige Anekdoten von der Reise Ihres Kaisers[1] mitteilen. Die Gastwirtin in einer kleinen Stadt in Languedoc fragte ihn: „Was macht denn Ihre liebe Mama?“ In Nimes war er ungnädig auf den wachthabenden Offizier, weil dieser vier Herrn auf den Hausflur eingelassen hatte, aber auf der Straße ging es ihm noch schlimmer; denn er mußte sich mit dem Ellbogen Platz machen. In Toulouse[2] verweilte er sich zwei Stunden bei dem Erzbischof, einem geistreichen, verdienstvollen Manne. Auf dessen inständiges Bitten ging der Graf v. Falkenstein in die vier Zimmer, worin sich die schöne Welt aus der Stadt versammelt hatte. Der Erzbischof stellte ihm seine junge hübsche Nichte vor, und setzte hinzu: Sie ist seit zwei Uhr morgens schon auf. „So hat denn, antwortete der Graf, die Neugier die Liebe zur Bequemlichkeit überwunden.“ — „Der Gegenstand verdiente es wohl“ — „Schmeichelhaft, fuhr er fort, ist dies eben nicht: denn man würde eben das thun, um ein 8 Fuß hohes Pferd vorbeygehen zu sehen.“ Beim Weggehen sagte er laut zum Erzbischof: „Erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen gesagt habe: ich empfehle Ihnen meine Schwester, sie bedarf Ihres Rats.“

Durch Ferney ging er grade durch und unterhielt sich mit dem Ingenieur, der den Plan zur Anlage einer Stadt bei Versoix abzeichnet, drei Stunden lang über das Projekt, das man ausführen will, dort eine Handelsstadt oder vielmehr eine Centralniederlage für die aus Frankreich, der Schweiz und Italien kommenden Waren anzulegen. Genf und sein dortiges gutes Quartier ging der Graf von Falkenstein ebenso vorbei, als Ferney und stieg außerhalb der Stadt in einem kleinen schlechten Wirtshause ab. Dies nahm man für Mistrauen oder für Ver-

[1] Joseph II. unternahm im Jahre 1777 incognito unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein eine Reise durch Frankreich und die Schweiz.

[2] Erzbischof von Toulouse war damals Charles Etienne Lomenie de Brienne (seit 1763), der spätere Finanzminister Ludwigs XVI.

achtung, und beiläufig gesagt, die Herrn Genfer besitzen ein wenig viel Stolz. Den Tag darauf ging er indessen in die Stadt und besah das Naturalienkabinet des Herrn v. Saussure.[1]) Hier warteten hübsche Frauenzimmer auf ihn, denen er manche Artigkeit sagte. Er wollte eine Spazierfahrt auf dem See machen; eine Menge zudringlicher Menschen lief vor und hinter ihm auf die Brücke, um ins Schiff zu steigen. Die Brücke gab nach, und mehr als vierzig Personen fielen ins Wasser, und der Graf ward am Beine leicht beschädigt, daher er auf die Spazierfahrt Verzicht that. Das war die erste Probe von schweizerischer Unartigkeit.

Er schlug die Relaispferde aus, die ihm der Staat Bern durch sein ganzes Gebiet in Genf antragen ließ. Sein Agent für Basel und Schaffhausen, (der für die übrige Schweiz mit keinem Beglaubigungsschreiben versehen war) hatte indessen direkt an die Regierung geschrieben und von 4 zu 4 Meilen 36 Pferde, mithin grade noch einmal so viel, als nötig waren, und 14 Tage vor der Zeit verlangt, ein Beweis, daß der Herr Agent nichts von der Sache verstand.

Der Graf von Falkenstein reiste in der Nacht von Genf ab. Als er morgens früh in Nolle ankam, mußten die Thüren des Wirtshauses verrammelt werden. Am Abend dieses Tages traf er in Lausanne ein. Er sagte, hier sei man ihm auf den Füßen herumspaziert; indessen schien er doch auf der Terrasse der Frau von Blaquiere, wohin man ihn der Aussicht wegen geführt hatte, sehr zufrieden. Diese Dame (die, sowie ihre Schwester, Frau v. Friesheim, Herr v. La Roche persönlich kennt) hat einen Sohn in kaiserlichen Diensten, und mit einer hübschen Wendung bat sie den Herrn Grafen, ihn dem Kaiser zu empfehlen, welches so gut aufgenommen wurde, daß er des jungen Mannes Adresse verlangte, und von einer seiner Schwestern bat sich Herr v. Colloredo einen Brief an den Bruder aus, dessen Bestellung er übernahm. Der hohe Reisende ward nach allen Östreichern befragt, die sich in Lausanne aufgehalten hatten, und er gab darüber die genaueste Auskunft. Eine hübsche Frau, die sich auf ihre Schönheit viel einbildete, hatte nichts angelegentlicheres zu thun als ihn zu unterrichten, daß sie schon sieben Kinder gehabt habe, und daß ein gewisser, nach dem sie sich erkundigte, in sie verliebt gewesen sei.

In Moudon sieht ihm kein Mensch zur Last, aber des Gastwirts Tochter, die er freundlich um einen Kuß bat, antwortete ihm: Nein, bei Leibe nicht! Der Graf drang noch weiter in sie; „Nein, nein, sowas durchaus nicht!“ „Ei mir sagte der Vater, thue es nur! Wenn ich dabei bin, wird dir der Herr kein Leid zufügen.“ Und nun gehorchte sie.

In Payerne (Peterlingen) fand er im Wirtshause ein paar hübsche Mädchen, die mit Plätten beschäftigt waren und, ohne sich durch seine Gegenwart stören zu lassen, in ihrer Arbeit fortfuhren. Er nahm ihr Plätteisen in die Hand, fand es aber zu heiß, und als er die kurze Unterhaltung endigte, gab er ihnen einen Louisdor.

Als er durch die Ebene von Avenches (Wiflisburg) fährt, kommt eine Frau spornstreichs quer über Feld bis an den Wagen gelaufen, worin der Graf allein saß. Sie macht einen langen Hals und gleich darauf eine Bewegung, die ihre Verachtung ausdrückt und, etwas für sich murmelnd, kehrt sie ganz sachte wieder um. Der Graf wünschte, daß man ihm dies erklären möchte. Die Frau hatte gesagt: „Dachte ich doch, da gäbe es etwas recht's zu sehen, und es ist ein Mensch, wie man ihrer hier so viele sieht.“ Zu Morat (Murten) ging er zu zwei hübschen Französinnen, die er am Fenster gesehen hatte; sie gebrauchten dort eine vom Arzte in Langnau vorgeschriebene Cur. „Sind Sie, fragte er, mit der Arznei des Quacksalbers Michely zufrieden?“ „Ja, antworteten diese, und in dem Augenblicke, wo wir den Grafen von Falkenstein sehen, befinden wir uns noch besser.“ „Nun, gut!

[1]) Hor. Benedict de Saussure (geb. 1740, gest. 1799 zu Genf), berühmter Geolog, der sich namentlich durch seine barometrischen Höhenmessungen einen Namen gemacht hatte.

So sind Sie dann gewiß eben nicht krank!" Er redete hier bald diesen, bald jenen an, um sich das, was er sah, erklären zu lassen.

Am folgenden Tage, den 17. Julius, kam er in Bern an. Er litt sehr von der Hitze, dem Staube und der Menge Menschen, die er am Eingange des Gasthofes fand. Drei unglückliche Deserteurs lagen auf den Knieen und flehten um Gnade, die der Graf aber zweimal abwies, wie man sagt, deshalb, um sein Incognito nicht zu verletzen. Mir scheint dies aber kein genügender Grund zu sein; denn zu eben der Zeit erteilte er einigen in Bern auf Kosten der Landstände studierenden Ungarn Audienz. Mit Fug lehnte er alle Besuche ab und setzte es bis auf den Nachmittag aus, die Banquiers zu sprechen, von denen einer ihn als Cicerone begleitete, als er die Stadt besah. Es wäre zwar möglich gewesen, ihn des lästigen Zudranges des Volks zu überheben, allein so bald er sah, daß man hierzu Anstalt machte, wollte er es nicht haben. Die Folge davon war, daß er sich durch Menschen und Wagen auf der Straße zuweilen mit Gewalt durchdrängen mußte. Endlich half man ihm, ohne sein Wissen, in der Art, daß einige Offiziers der Garnison ihn als Schutzwache begleiteten. Im Zeughause hielt er sich zwei Stunden auf und fand, man habe einen solchen Überfluß an Kanonen, daß man den Insurgenten welche davon verkaufen könnte. Er berührte den Apfel von Tells Sohn mit dem Finger und sagte: „Das ist der Grundstein der Schweizer Freiheit." Bei Herrn v. Haller brachte er eine Stunde zu und setzte hier einen gewissen Herrn in große Verlegenheit. Als Herr v. Haller aus dem Zimmer gegangen war, fragte der Graf jenen in einem verdrießlichen Tone: „Sind Sie auch ein Arzt," und da dieser keine Silbe antwortete, so sagte der Banquier: „Nein, es ist ein Freund vom Hause."[1]

Düsseldorf. R. Hassencamp.

Collin J., Goethes Faust in seiner ältesten Gestalt. Frankfurt a. M. Litterarische Anstalt. 1896.

Collin hat die in seiner Dissertation und in seiner Habilitationsschrift begonnenen Forschungen zur ältesten Gestalt von Goethes Faust auch auf den noch übrigen Teil der Jugenddichtung ausgedehnt und er hat jetzt die Resultate dieser neuen Untersuchungen mit den früheren zu einem Bande vereinigt der Öffentlichkeit vorgelegt. Wir finden hier zunächst als ersten und zweiten Teil die alten, im wesentlichen unveränderten Betrachtungen über den Eingangsmonolog, die Erdgeistscene und die „satirischen Scenen", neu hinzugekommen ist als dritter Teil die Grethchentragödie.

Der Verfasser gehört jener jungen litterarhistorischen Richtung an, die sich die Bekämpfung der sogenannten kritischen Methode zur Aufgabe gemacht hat und die selbst einen noch nie betretenen Weg sucht, um das Werk des Dichters in seinen Tiefen zu erfassen. Die Kritik, so meinen diese Bekenner einer neuen Schule, vermag nur zu trennen und zu zerstückeln, sie wollen begreifen und erklären, sie ringen nach einer Art von immanenter Analyse, um in das Herz des Kunstwerks selbst einzudringen

[1] Von diesem langen Briefe ist nur ein kleiner Abschnitt über die „Reflexions sur le Tact moral" im Schreibtische 2, 345—347 abgedruckt.

und es im ganzen wie in seinen Teilen aus der schaffenden Dichterseele von neuem erstehen zu lassen. Ein stolzes Ziel, wenn nur erst der Weg, der dahin führt, gefunden wäre!

So will denn auch Collin bei seiner Behandlung des Urfaust von der Scheidekunst der Kritik nichts wissen, zumal es sich hier um das Werk eines Dichters handelt, dem „das Zerteilen und Zerstückeln als einem echten Künstler ganz und gar nicht gemäß war". Überhaupt darf man nach seiner Meinung ein „Kunstwerk nicht bloß mit den Augen des Philologen ansehen", die „philologische Arbeit" ist nur „vorbereitender" Natur. Er selbst stellt sich die Aufgabe, „den ältesten Faust auf seinen Gedankengang zu prüfen, ihn mit den übrigen Werken des Dichters und sonstigen Äußerungen seines Geistes aus jenen Jahren in Verbindung zu bringen, die leitenden Ideen des Jahrhunderts, soweit sie in Betracht kommen, dazu in Beziehung zu setzen und so einen Überblick über die geistige Entwicklung des jungen Goethe zu gewinnen". „Die leitenden Ideen des Jahrhunderts" ist ein großes Wort, das zu der Auffassung verführen könnte, als ob Collin seinen Betrachtungen einen besonders weiten Hintergrund hätte geben wollen. Das ist nicht der Fall. Er beschränkt sich auf das Nächstliegende, hebt gebührend den Einfluß Herders hervor und entwickelt vor allem aus Goethes gleichzeitigem Dichten und Leben die Fäden, die zu dem Faust hinüberführen. Innerhalb dieses Rahmens, man muß es anerkennen, hat Collin mit großem Fleiß und, wenn man es nicht zu genau nimmt, auch mit Umsicht das in Betracht kommende Material zusammengetragen und für das Verständnis der Dichtung manchen beachtenswerten neuen Fingerzeig gegeben. Und hierin besteht ein wirklicher Vorzug seines Buches.

Neu hingegen ist die große Sicherheit, mit welcher der Verfasser, als ob es sich um eine glatte arithmetische Ausrechnung handelte, seine Zeugnisse benutzt, um die Abfassungszeit der einzelnen Scenen zu bestimmen. Er weist mit Recht jene früher grassierende, schon von Erich Schmidt (Urfaust 1894, S. XXII f.) genügend gekennzeichnete Manier zurück, aus einzelnen zufälligen Parallelen von Worten und Gedanken den Ursprung ganzer Scenen zeitlich fixieren zu wollen. Aber er selbst verfällt in einen anderen Fehler. Niemand wird etwas dagegen einwenden, wenn Werke, in denen eine konkrete Gleichheit der gesamten Anschauungen zu Tage tritt, einer und derselben Epoche zugewiesen werden. Aber dieses zeitliche Zusammenfallen auf Monate, ja Tage und Stunden eingrenzen zu wollen, das ist ein Unding; es müßten denn besondere äußere Zeugnisse hinzutreten. Die chronologischen Ansätze Collins sind denn auch in ihrer übergroßen Bestimmtheit fast alle hinfällig, und man wird sich nach wie vor mit der Erkenntnis begnügen müssen, daß der Urfaust, abgesehen von einigen älteren Elementen, ein Produkt der Jahre 1774—1775 ist. Man kann sich auch getrost dabei beruhigen; denn für das Verständnis

einer Dichtung von der Art des Faust, die einen so langen Reifeprozeß durchgemacht hat, ist es wahrlich von geringem Belang, ob eine Scene an diesem oder jenem Tage endlich niedergeschrieben ist.

Schwerer ins Gewicht natürlich fallen die Fehler, die der methodisch einseitige Standpunkt des Verfassers im Gefolge gehabt hat. Zwar spielt die kritische Frage im engeren Sinne nicht die Rolle im Urfaust wie in der ausgeführten Dichtung. Gleichwohl hat sie auch hier ihre Bedeutung. Und überhaupt ist es selbstverständlich ein fundamentaler Irrtum, wenn man glaubt, die litterarhistorische Betrachtung irgendwo von der kritischen trennen zu können. Beide ergänzen sich gegenseitig und können ohne einander nicht bestehen. Jede Behandlung der Faustfrage, die sich in bewußten Gegensatz zur Kritik stellt, ist auf Sand gebaut, und nun und nimmermehr kann sie zu Resultaten führen, die vor einer ernsten, wissenschaftlichen Prüfung Stand halten.

So viel über den Standpunkt des Verfassers im allgemeinen. Im einzelnen sei folgendes bemerkt. Die Analyse des ersten Monologs leidet an großer Unklarheit, und besonders ist die Polemik gegen Scherer kläglich mißlungen, worüber ich im 2. Heft laufenden Jahrgangs dieser Zeitschrift, S. 277 f. gesprochen habe. Collin bestätigt mit seinen Einwendungen lediglich die Bedenken gegen die ursprüngliche Einheit des Monologs. Seine eigenen Lösungsversuche sind außerdem so abstruswunderlicher Natur, daß es schwer fällt, sie überhaupt ernst zu nehmen. — Goethes „Werther" als einen Vorläufer des Faust anzusehen, ist jetzt Modeansicht, der auch Collin huldigt (S. 9 f.). Gewiß sind Werther und Faust Schicksalsbrüder. Trotzdem wie verschieden ist die passive Naturschwärmerei des Helden des Gefühlskultus von dem erkenntnisdurstigen Drang des Magiers, forschend in die Tiefen der Schöpfung einzudringen! Nicht die „allgemeinen Erdenschranken" sind es, in denen sich der vermeintliche andere Faust „unbehaglich" fühlt, die künstlichen, die unnatürlichen Verhältnisse innerhalb des Menschenlebens sind es, die ihm unerträglich werden, und schließlich ist es sein Charakter, nicht das Übermenschliche seines Strebens, an dem er erliegt. Gewiß hat Werther faustische Züge, aber diese würden nie hinreichen, ihn in Wirklichkeit zu einem Faust zu machen, sowenig wie aus den Keimen des Romans sich je der Stoff zu dem Weltbilde unsers Dramas entwickeln ließe.

Eine schiefe Auffassung ist es ferner, daß Faust „nicht Wissensdrang, sondern Schaffensdrang" beseele (S. 12). Was soll es heißen, Faust verlange „lebhaft nach Erkenntnis der Natur und ihrer schöpferischen Kräfte, um so in das Geheimnis lebendiger künstlerischer Darstellung einzudringen"? Wo ist hierfür in der Dichtung der geringste Anhalt gegeben? Faust ist Forscher, nicht Künstler, und sein vermessenes Streben fließt lediglich aus jenem unendlichen Wissensdrange, von dessen Befriedigung er

allerdings eine der göttlichen Schöpferlust verwandte Wonne erwartet (vgl. Faust 620 Weimarer Ausgabe).

Der „Weise" (Vers 89) ist, wie ich nachgewiesen habe (a. a. O., S. 283), kein anderer als Swedenborg, dessen maßgebenden Einfluß auf die erste Faustscene Collin nicht entfernt zu würdigen gewußt hat. Das vielleicht nicht so unergründliche Wesen des Erdgeistes hat Collin nicht aufzuklären vermocht. Am wenigsten kann man dem Naturgott mit Goethes praktischer und sittlicher Lebensanschauung (S. 52 f.) beikommen. Es mag niemals gelingen, die Elemente genau zu bestimmen, aus denen er zusammengesetzt ist, aber jedenfalls ist er ganz eine Schöpfung Goethischen Geistes. Wie sich Collin das Wesen des Mephisto denkt, bleibt unklar. Es soll kein „Unterschied" sein „zwischen dem Abgesandten des Erdgeistes und dem Teufel, auch nicht im Sinne Fausts" (S. 156 Anmerkung). Wenn damit der christliche Teufel gemeint ist, so ist diese Behauptung falsch. Der Sendbote des Erdgeistes ist ein *Naturdämon*, der allerdings dem Bilde des christlichen Teufels angeglichen ist. Denn von vornherein war es wohl nicht des Dichters Absicht, die von ihm selbst geschaffene Geisterwelt allzuweit von dem christlichen Vorstellungskreis zu entfernen. Aber der Diener Luzifers (Vers 527) kann nur in der Sphäre des *christlichen* Teufels gesucht werden. Wir müssen also annehmen, daß Goethe schon im Urfaust die ursprüngliche Rolle des Mephisto nicht festgehalten hat, und ganz verkehrt natürlich ist es, wenn Collin gar annimmt, man hätte es nicht nur im Urfaust, sondern auch noch im Fragment ausschließlich mit dem „Gesellen und Diener des Erdgeistes" zu thun. Und die Hexenküche?

Der Herdersche Einfluß in der Wagnerscene ist gut entwickelt. Das eigentümlich Problematische der Scene ist freilich damit nicht erschöpft und wird sich wohl überhaupt nicht gänzlich lösen lassen. In der Datierung des Auftritts beweist Collin selbst einmal eine Vorsicht, von der man nur wünschen könnte, daß sie auch sonst angewandt wäre.

Die älteste Gestalt der Schülerscene wird man schwerlich von dem Verdacht einer geteilten Entstehung reinigen können; ich persönlich bezweifle nicht, daß wir in der ersten, bis etwa Vers 338 reichenden Partie eines der ältesten Elemente des Faust vor uns haben, wenn ich auch eine Entstehung vor dem Jahr 1772 für ausgeschlossen halte. Was Collin gegen Pniowers und Seufferts Gründe vorbringt, ist ganz ohne Belang. Hans Sachsens Vorbild kann hier gar nichts beweisen, es kommt nicht die „niedrig-derbe", sondern die *unreife* Art des Spottes in Betracht. — Angesichts der Kellerscene hat sich die Datierungslust von je mit besonderer Zuversicht ergangen und man ist sich jetzt so ziemlich einig darin, sie sei „in der Morgenfrühe des 17. September 1775" entstanden. Ich habe darüber eine etwas andere Ansicht, die ich mir aber versagen muß hier zu entwickeln.

Der dritte Teil des Buches, die Analyse der Grethchentragödie, steht hinter den früheren Abschnitten an Fülle des Stoffes zurück. Das ist nicht zu verwundern, da es hier inhaltlich nur wenig zu erklären giebt. Mehrfach beschränkt sich denn auch Collin auf die bloße Paraphrase, die hier eigentlich überflüssig erscheint, zumal sie nicht einmal im Ausdruck immer sehr glücklich ist. Der Mangel an Stoff ist es wohl, der den Verfasser, um nichts schuldig zu bleiben, bisweilen verleitet, auch die natürlichsten und elementarsten Motive an Vorgänge im Leben des Dichters und an Parallelen aus seinen früheren Werken anzuknüpfen. So berührt es doch seltsam, wenn Mephistos Gelegenheitsmacherei oder Fausts Versuche, durch Geschenke Grethchens Gunst zu gewinnen, auf des alten Jugendverderbers Behrisch Unterweisungen in Liebessachen zurückgeführt werden (S. 185). Das Verfahren, ganze Gruppen von Scenen zusammenzufassen und ihnen gemeinsame Entstehung zuzuschreiben, ist völlig willkürlich, die Beweise für die Datierung sind hier noch weniger greifbar als bei den früheren Scenen. Gern aber stimmt man der gelegentlichen Bemerkung zu, daß sich aus der veränderten Fassung des Liedes vom „König von Thule" nichts für eine Redaktion der ältesten Faustgestalt ergiebt (S. 203). Man begreift in der That nicht, wie ein solcher Trugschluß jemals hat Beifall finden können.

In der Erklärung der Zwingerscene finden sich erhebliche Irrtümer. Faust soll Grethchen verlassen haben und diese, wenn ich recht verstehe (S. 220), soll die „ängstliche Furcht" in ihrem Gebet äußern, den Geliebten dauernd zu verlieren. Ich kann davon nichts entdecken und überhaupt halte ich es für unmöglich, daß die Unglückliche in dieser Situation noch mit ihrem Liebesgram beschäftigt sein sollte. Der Tod der Mutter ist freilich nicht eine erlaubte, sondern eine notwendige Voraussetzung für die Scene. Denn wenn Grethchen um Rettung von „Schmach und Tod" betet, so denkt sie bei dem ersten an die Folgen ihres Vergehens, bei dem zweiten an ihre Schuld als Muttermörderin. Das furchtbare Ereignis hat soeben erst stattgefunden, denn die Brunnenscene kennt es noch nicht. Natürlich hängt es zusammen mit Grethchens Liebesverkehr, also kann Faust die Geliebte noch nicht verlassen haben. Er weiß um das Geschehene und ist sich seiner Verantwortung bewußt (Vers 1414 ff.). Die Scene Vers 1398—1435 betrachtet mit Recht auch Collin als Überleitung zu Valentins Tod. Erst nach diesem entfernt Mephisto, um Grethchen gänzlich in Verzweiflung zu stürzen, Faust aus der Stadt. Erst so gewinnen wir in der lakonischen Gedrängtheit der Scenen jene furchtbare tragische Steigerung, die Goethe offenbar in der Grethchentragödie gewollt hat. Er selbst hat später die hier vertretene Auffassung bestätigt, indem er Fausts Flucht vor Grethchens Fall, und die „abgeschmackten Zerstreuungen" nach Valentins Tod verlegte.

Die Frage, welche Stücke der ausgeführten Dichtung dem ursprünglichen Bestande der ältesten Faustgestalt etwa noch angehört haben, hat Collin absichtlich nicht berührt (vgl. S. VI). Er hätte freilich dabei das Gebiet der verhaßten Kritik betreten müssen, die sich ja auch nicht immer ohne Grund spotten läßt.

Ganz verdienstlich sind die hier und da eingestreuten Beobachtungen zum Sprachgebrauch des jungen Goethe. So werden die Ausdrücke „geschäftig" (S. 58), „dumpf" (S. 237), „Verworrenheiten" (S. 246) richtig erklärt oder als Lieblingsworte erwiesen. Auch die S. 115 gegebene Deutung von „Schnitzel kräuseln" genügt immer noch am meisten dem Sinn der Stelle (Vers 201 f.).

Es ist bedauerlich zu sehen, wie ein ernster, gewissenhafter Forscher, durch falsche Voraussetzungen geleitet, in die Irre gerät. Für die Wissenschaft können die Resultate eines so fehlgehenden Strebens immer nur bedingten Wert haben.

Halle a. S. Johannes Niejahr.

Düntzer H., Karl August und Ottokar Lorenz. Ein Denkmal. Dresden 1895. Dresdener Verlagsanstalt (V. W. Esche).

Düntzer wendet sich hier gegen die Schrift von O. Lorenz „Goethes politische Lehrjahre". Der Titel deutet schon an, daß wir es hier mit einer Polemik der schärfsten Art zu thun haben, das Motto läßt uns keinen Zweifel darüber:

Wenn ganz was Unerwartetes begegnet,
Wenn unser Blick was Ungeheures sieht,
Steht unser Geist auf eine Weile still,
Wir wissen nicht, womit wir das vergleichen.

Wirklich wird gleich im Anfang von der „sonderbaren Entdeckung des Jenaer Professors Ottokar Lorenz" gesprochen, dann von einer „willkürlichen Unterlegungsweise", von einem „entschiedenen Mangel an vollständiger Kenntnis", von einer „willkürlichen Auslegung der wirklich benutzten Quellen", von „leichtfertiger Flüchtigkeit und behaglicher Oberflächlichkeit". Und so geht es fort, die bittersten, die härtesten Worte werden nicht gespart, eine Entrüstung, wie sie nur der hegt, dem man an einen heiligen Glauben gegriffen hat, spricht sich fast auf jedem Blatte des Buches aus, zuletzt wird die Schrift von Lorenz ein halt- und bodenloses „Gerede" genannt, „ohne alle nähere Kenntnis eiligst zusammengerafft und mit breitester Selbstgefälligkeit zum besten gegeben".

Es ist nichts seltenes, daß junge Gelehrte sich in Recensionen eines solchen Tones befleißen, man wird ihn vielleicht bisweilen wohl angebracht finden, wenn es sich um das Produkt eines durchaus Unberufenen handelt. Hier aber stimmt der achtzigjährige Nestor der deutschen Goethephilologie

diesen Ton an, er wendet sich damit gegen einen Sechzigjährigen, der mehr als ein Menschenalter zwar nicht unbestrittener, aber doch ganz allgemein als achtenswert, ja bedeutend anerkannter gelehrter Thätigkeit hinter sich hat und der an einer altberühmten deutschen Hochschule Lehrer der Geschichte ist. Es wird dies innerhalb der litterarischen Welt, ja über diese hinaus, im großen Publikum, des peinlichsten Eindrucks nicht verfehlen. Man wird sich sagen: hier muß von einer Seite, von der man es nicht hätte erwarten mögen, ein ungeheurer Verstoß gegen eine schuldige Pietät oder gegen den litterarischen Anstand begangen worden sein.

Aufrichtig gesagt — ich kann diesen Verstoß in der Lorenzschen Schrift nicht finden. Bekanntlich wird darin die Vermutung aufgestellt, daß Goethe in einem Gutachten vom Januar 1779 über die preußischen Werbungen die erste Anregung zum Fürstenbunde vielleicht gegeben habe. Es ist wahr, überzeugend war das nicht, was Lorenz zu Gunsten dieser Hypothese anführte, sie ist auch schon von anderer Seite ruhig zurückgewiesen worden. Ferner hatte Lorenz allerlei Bedenken gegen die herkömmliche Auffassung des Verhältnisses zwischen Goethe und Karl August, vornehmlich in der ersten Zeit ihres Beisammenseins, doch auch für später, vorgebracht: er wollte dieses förmlicher, dienstlicher angesehen haben — vor allem in den politischen Dingen, da sei der um acht Jahre jüngere Herzog von Anfang an der Lehrmeister Goethes gewesen und es auch später geblieben. Von einem erziehlichen Einfluß Goethes auf den Herzog will Lorenz auch in dem eingeschränkten Sinn, an den Suphan in seiner von Lorenz hochgerühmten Interpretation des Gedichtes „Ilmenau" festhält, nichts wissen. Hier konnte man Lorenz freilich nicht recht beistimmen und bisweilen mochte es einem scheinen, als wenn er gegen Windmühlen kämpfe. Denn daß Goethe trotz aller Vertraulichkeit mit dem Herzog nicht auf dem Fuße „einer revolutionären Gleichheit" mit ihm verkehrte und z. B. im Konseil (in dem „Alltagsleben der Geschäfte" wie Lorenz sagt) „die gegebenen Grenzen der Stellungen und Leistungen" außer acht gelassen wurden, ist ja wohl kaum von einem Goethe-Biographen je behauptet worden. Wenn aber Lorenz meinte, daß Goethe, als er nach Weimar kam, „verständigerweise zunächst nichts sein sollen als alles das, wozu ihn sein Fürst machte", so stimmt das doch gar nicht zu den Zeugnissen, die wir in Tagebuchblättern und Briefen über jene erste Weimarer Zeit erhalten haben: Goethe hat sich darnach durchaus eine Selbständigkeit der Stellung, des Urteils und Charakters gewahrt, wie sie in einem bloß dienstlichen Verhältnis zwischen Beamten und Landsherrn, namentlich im 18. Jahrhundert, aber auch heute noch nicht denkbar ist. Goethe trat eben nicht als einfacher Beamter in das Weimarer Staatswesen ein, er stand nicht auf eine Stelle in diesem an, dem Herzog war vielmehr darum zu thun, ihn zu halten. Und wenn es auch sehr wahr ist, daß Goethe während der ersten Weimarer Zeit in politischen Dingen ein Lehrling war, so hat ihm

die vornehmste Lehre wohl nicht der Jüngling Karl August gegeben, sondern die Sachen — die Verhältnisse und die Menschen — in die er nun immer tiefer Einblicke that. Aber Lorenz schränkt am Schluß seines Buches seine etwas gewagten Ausführungen selbst wieder wohlweislich ein: „auf diesem und jenem Gebiet," sagt er, „war bald dieser, bald jener der Meister. Daß in der großen gewaltigen Epoche die staatsmännische bedeutende Auffassung meist mehr auf Seite des fürstlichen Herrn war — wer möchte wohl zweifeln, daß Goethe schon vermöge seiner naturgesetzlichen Anschauungsweise aller Dinge auch darin nur eine Folge angeborner und ererbter Eigenschaften gesehen haben wird." In der „großen gewaltigen Epoche" — damit ist die Zeit der napoleonischen Weltherrschaft und der populären Reaktionen gegen diese gemeint, und für diese Zeit darf man die Behauptung von Lorenz wohl gelten lassen; längst ist sie übrigens aufgestellt, diskutiert und von der Mehrzahl der Beurteiler angenommen worden. Verschiedene andere Ausführungen und mehr oder minder geistvolle Aperçus von Lorenz dürfen wir hier übergehen, da die Gegenschrift sie gleichfalls nicht oder nur ganz obenhin berührt.

In allem dem nun vermag ich wenigstens nichts zu finden, was eine so grobe, so bitterböse Abfertigung, wie Düntzer sie in seinem neuesten Buch Lorenz zu teil werden läßt, rechtfertigen oder auch nur begreiflich machen könnte. Wenn Lorenz dabei irgendwo die Ehrfurcht gegen den großen Menschen und Dichter verletzt hätte, es möchte noch hingehen. Aber davon ist er weit entfernt, selbst wenn er ihn zu einem Schüler des Herzogs zu machen sucht, glaubt er ihn damit zu rühmen — er überschätzt den Herzog, er unterschätzt nicht den Dichter. Indem er diesen zu dem geistigen Urheber des Fürstenbunds macht — „eines der letzten Versuche, der alternden Verfassung des Reichs neues Leben einzuflößen" — glaubt er ihm doch gleichfalls einen neuen Ruhmestitel hinzuzufügen. Und am Schlusse hat er für das Verhältnis des Fürsten und des Dichters so warme Worte, wie nur irgend einer der litterarhistorischen Verherrlicher Goethes. Man könnte auch nicht einmal sagen, daß er das Bild, das wir vom Goethe haben, gefälscht oder verzerrt hätte: wahr ist — und hierauf hat Lorenz, wenn auch nicht zuerst und allein, aber doch nach längerer Zeit wieder einmal und entschieden verwiesen — daß Goethe schon in früher Zeit Interesse und Verständnisse für die Fragen des politischen und historischen Lebens gehabt und beides zu bethätigen wiederholt Gelegenheit gefunden hat. Und das, worüber Düntzer am meisten entrüstet ist — der Versuch des „Jenenser Geschichtsprofessors" das schöne Verhältnis zwischen Karl August und Goethe in ein dienstlich amtliches zu verkehren, wornach der Dichter dem Fürsten gegenüber stets gehorsamst erstorben oder höchstens submissseste Vorstellungen gemacht zu haben gewagt hätte — das, diesen Versuch, finde ich, hat Lorenz doch gar nicht gemacht, so weit geht er nicht: er meint nur, „mit der Erziehung sei es nichts gewesen und in

politischen Dingen, wie gesagt, hätte sich Goethe zuerst lediglich receptiv verhalten." Nein, was man Lorenz vorwerfen konnte, war doch nur ein paar kühne Hypothesen gewagt und dabei den sicheren Boden der Überlieferung verlassen zu haben. Daß Düntzer alles mit Eifer zusammenträgt, was sich gegen die Hypothesen von Lorenz einwenden läßt, ist gewiß dankenswert — er hat ja da fast durchwegs recht — aber mußte er es in der Form eines Pamphletes kleiden, eines Pamphletes mit einem so ironisch-gehässigen Titel? Nein, das verdiente die wohlgemeinte Schrift von Lorenz, die übrigens — man vergesse nicht — eigentlich ein Vortrag ist, und sich auch ganz ohne Prätension giebt — nicht. Schließlich kann man ihr sogar ein gewisses Verdienst nicht abstreiten: sie regte dazu an, die Briefe, die Tagebücher Goethes aufs neue vorzunehmen und von einem neuen Gesichtspunkt aus zu prüfen; sie trug dazu bei, die in weiteren Kreisen noch immer verbreiteten irrigen Ansichten über Goethes politische Apathie im allgemeinen zu berichtigen. Von Düntzers Schrift hingegen wird man kaum sagen können, daß sie anregend wirkt: hat man einmal die ersten Blätter hinter sich, die pikant sind, weil da so viel geschimpft wird, so langweilt man sich bald entsetzlich: es wird einem Goethe und die ganze Goethelitteratur auf lange Zeit hinaus gründlich verleidet.

Wien. E. Guglia.

Historische Bibliothek. Band 1. Schiemann Th., Heinrich von Treitschkes Lehr- und Wanderjahre. München. Oldenbourg 1896. 6. M.

Die Redaktion der historischen Zeitschrift hat den guten Gedanken gehabt, längere Aufsätze, die nur schwer dem Rahmen der Zeitschrift sich hätten einfügen lassen, einer besonderen Sammlung zuzuweisen, als deren erster Band uns Professor Schiemann in Berlin eine überaus fesselnde Darstellung der Jugend- und Entwicklungszeit des großen Geschichtsschreibers der neuen deutschen Geschichte beschert hat.

Schiemann ist in vorliegenden Blättern nicht nur dem Historiker, sondern auch dem Menschen gerecht geworden und es ist schwer zu sagen, welcher von Beiden uns wärmere Sympathie und Bewunderung abgewinnt. Treitschke ward am 15. September 1834 geboren; einer angesehenen Familie entsprossen, wurde er von seinen Eltern — bei denen die sonnige Natur des Vaters gegenüber dem trüben Ernste der Mutter ein Widerspiel zu Goethes Eltern bildete — zu dem herangezogen, was für ihn dann sein ganzes Leben lang Leitstern gewesen: zu Pflichtgefühl und Wahrhaftigkeit. Er war ein selten begabter Knabe, der mit Bedauern den Ausfall von Lehrstunden sah und oft gegen den Wunsch der Eltern in der Schule vorrückte. Verhältnismäßig sehr jung kam er an die Universität, sehr jung verließ er sie; mit $20\frac{1}{2}$ Jahren bereits Doktor, war er —

auch äußerlich — ein fertiger Mann. Ein Gehörleiden, aus einer frühen Krankheit zu ungeahnten Dimensionen, in späteren Jahren zu voller Taubheit sich entwickelnd, warf tiefen Schatten auf dieses sonnige, herrliche Leben. Es zwang ihn zu tief innerer Konzentration zu einer Zeit, wo dies sonst stürmischer Jugend noch ferne liegt; es zwang ihn, auf die Wirkung des gesprochenen Wortes im Hörsaale zu verzichten und nach Kollegienheften und Büchern zu studieren. Er hatte wohl auch nicht das Glück unter seinen Lehrern auf eine großartige, führende Persönlichkeit zu stoßen, er ward sein eigener Lehrer, sein eigener Führer. In vielen Disziplinen war er reiner Autodidakt; was er mühsam sich errungen, hielt er mit Zähigkeit fest (S. 95). Daher dann oft seine leidenschaftliche Überzeugungstreue, der Eigensinn vorgefaßter Meinungen. Nicht aber als ob er dabei eine grüblerische, vergrämte Natur geworden, nichts lag ihm ferner; er konnte heiter, lustig, ausgelassen sein, war ein gewaltiger Zecher vor dem Herrn und konnte, was heißwallend im Herzen ihm aufstieg, seinen Sinn glühend bewegte, in hinreißender Rede äußern. Wie er immer und stets ein glänzender, großartiger Redner gewesen ist, bis in den letzten Jahren die Unfähigkeit sich selbst zu hören, eine gewisse Monotonie des Ausdrucks erzeugt hat. Treitschke hat aber nicht nur nach ernster Wissenschaftlichkeit gestrebt, sondern er fühlte sich auch als Dichter; er hat in seiner Jugend zwei Bände Gedichte veröffentlicht: „Vaterländische Gedichte" und „Studien"; er trug sich mit manchen Plänen für die Ausgestaltung historischer Stoffe zu Dramen. (Im Anhange zu diesem Buche giebt Schiemann ein Paar ungedruckte Lieder und den Entwurf zu einem Trauerspiele, Heinrich von Plauen.)

In vollem Ernste hat Treitschke lange daran gedacht, sich ganz dem dichterischen Berufe, dann eine Zeitlang sich der Journalistik zu widmen, glücklicherweise hielt er bei der Wissenschaft aus. Im Januar 1859 begann er seine Lehrthätigkeit in Leipzig; rasch gewann er durch die Themata seiner Vorlesungen, die meist der neuesten Zeit entnommen waren und durch die großartige Art der Behandlung derselben einen bedeutenden Ruf. Doch konnte er in der Heimat nicht festen Fuß fassen, zu sehr standen seine Ansichten dem „völlig naiven sächsischen Partikularismus" (S. 8) entgegen. Ein einiges großes Deutschland unter Preußens Führung, ohne Österreich, wenn möglich; unter Vernichtung der Mittelstaaten, in denen „köstliche Früchte nutzlos vergeudet wurden" (S. 190), in denen „diplomatische Landsknechte" (S. 190) regierten, war sein Ideal. Schon 1850, noch als Gymnasiast, hat er diesen Gedanken verfochten und sein Lebelang bis zu seiner Verwirklichung dafür gekämpft, am schärfsten wohl in der 1866 erschienenen Schrift „Die Zukunft der deutschen Mittelstaaten". „Dieses (des preußischen) Staates Macht zu mehren halte ich für die erste Pflicht des deutschen Patrioten," (S. 231) äußerte er 1865. Solche Ansichten mußten ihm eine Carriere in einem der deutschen Mittelstaaten, deren Regierung

er brandmarkte, deren Existenzberechtigung er bestritt, unmöglich machen. Zunächst rettete ihn die Berufung in einen anderen Mittelstaat aus der sächsischen Misere; 1863 wurde er Extraordinarius in Freiburg. Als aber in der großen Krise von 1866 Baden auf die Seite Österreichs treten mußte, war auch seines Bleibens hier nicht mehr. Und obwohl er gerade damals daran dachte, sich einen häuslichen Herd zu gründen, er darum an sichere Verhältnisse sich hätte klammern dürfen, ließ er doch seine Überzeugung keinen Augenblick beugen. Eine große Perspektive eröffnete sich ihm damals. Er hatte zunächst als Liberaler (denn Treitschke ist einstmalen liberal gewesen und hat dann die politischen Wandlungen durchgemacht, die keinem Manne erspart bleiben — sollten) Bismarck bekämpft, bis ihn dessen Politik in Schleswig-Holstein bekehrt hat, wenigstens was die äußeren Verhältnisse belangt; noch vor Bismarck hat Treitschke die Annexion dieser Provinzen, das Zurückstehen des augustenburgischen Rechts vor dem Wohle des Vaterlands gefordert (S. 229). Bismarck hat rasch die große Bedeutung dieses Mannes erkannt, ihn nach Berlin zu rufen, an sein System zu fesseln gedacht, zunächst zur publizistischen Verteidigung seiner auswärtigen Politik; aber Treitschke konnte keine solchen Fesseln tragen, auch dieses Anerbieten lehnte er ab, sich dann mit einer bescheidenen Stellung in Kiel begnügend.

Während dieser Wander- und Kampfjahre ist Treitschke unermüdlich mit der Feder thätig gewesen; aber kein großes Geschichtswerk hat er den Deutschen in dieser Zeit geschenkt, sondern eine ganze Reihe tief durchdachter, glänzend gefügter Aufsätze. „Über die Freiheit", „Über das deutsche Ordensland", „Bundesstaat und Einheitsstaat", „Über den Bonapartismus", über Gagern, Wangenheim, Cavour, dann die wichtigen litterarhistorischen Aufsätze, um derentwillen Treitschke in diesen Blättern besonders genannt werden muß, über Kleist, Otto Ludwig, Hebbel, Keller, Milton, Byron. Daß er den ersten, Kleist, eigentlich erst entdeckt habe, wie Schiemann sagt (S. 131), ist historisch nicht ganz richtig.

Früh reifte in Treitschke der Gedanke, eine Geschichte des deutschen Bundes zu schreiben, zunächst ohne Aktenbenutzung nur auf Grund der bestehenden Litteratur; schon 1861 hat er den ersten Vertrag darüber mit dem Verleger Hirzel geschlossen; je weiter er aber in seinen Forschungen vordrang, desto mehr mußte er erkennen, daß eine solche Arbeit unthunlich, ja unmöglich sei, und aus der Geschichte des Bundes wurde seine großartige „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert", deren erster Band 1879 erschien, deren Vollendung er aber nicht erleben sollte — zum größten Schaden der deutschen Historiographie.

Erhalten wir, wie anzudeuten versucht worden ist, durch Schiemann ein vortreffliches Bild von dem litterarischen, wissenschaftlichen und politischen Werdegang Treitschkes, so bekommen wir nicht minder tiefe Einschau in ein reiches, edles Menschenherz. Wohl die schönste Saite menschlichen

Charakters klingt an, wenn wir auf das wunderschöne Verhältnis Treitschkes zu seinem Vater aufmerksam werden. Der Vater — Offizier in hohen und höchsten Stellungen, tief gläubig in dogmatischem Glauben, seinem Königshause bis zum letzten Blutstropfen ergeben, gewiß auch ein Deutscher, aber zunächst doch sächsischer Patriot, mit einem Restchen heimlicher Liebe zum alten Österreich — der Sohn, nicht nur wie wir gesehen in politischer Hinsicht ein überzeugter Gegner, sondern auch in religiöser Beziehung den Formen des Vaters entfremdet, beide dabei Menschen, die hart und fest für ihre Überzeugung einzustehen als Pflicht ansehen und sich nicht scheuen, das öffentlich zu bekennen. Und trotzdem daß tiefe Dissonanzen da erklingen mußten, trotzdem daß sogar der Vater den härtesten Angriff des Sohnes auf den sächsischen Staat und die sächsische Dynastie öffentlich in den Dresdener Zeitungen brandmarkte (1866), so blieben das doch nur vorübergehende Verstimmungen, die sich Beide mannhaft von der Seele sprachen oder schrieben, und in innigem Glücke über den trefflichen Sohn konnte der alte Generallieutenant von Treitschke 1867 aus dem Leben scheiden.

Mit dem großen Schritte, den Preußen auf der ihm vorbestimmten Bahn, Einiger Deutschlands zu werden, vorwärts gethan hat, mit der Übersiedlung Treitschkes nach Kiel, mit dem Tode des Vaters, Ereignisse, die sich in die Spanne weniger Monate eindrängen, schließt das vorliegende Buch. Man kann ihm kein größeres Lob angedeihen lassen, als indem man sagt: es ist seinem großen Gegenstande gerecht geworden und hat dem Andenken Treitschkes Genüge gethan. Man wird es immer wieder lesen und Treitschkes Größe sich zum Vorbilde nehmen wollen. War er doch mit 32 Jahren schon mehr geworden, als mancher in seinem langen biblischen Leben!

Prag. Ottocar Weber.

Krumbach C. J., Geschichte und Kritik der deutschen Schullesebücher. Leipzig, Teubner. 1. Teil, 1894. 1.60 M.

In der „Vorgeschichte" behandelt der Verfasser die bis zum letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts reichende Zeit, in der es keine deutschen Schullesebücher im wahren Sinne des Wortes gab, sondern Bücher vorwiegend religiösen Inhalts deren Stelle vertraten, und verzeichnet die einzelnen Versuche, weltliche Lesestoffe einzuführen. Dieser Abschnitt schließt mit einer Würdigung Basedows, der für das Lesebuch dem nächsten Anschauungskreise der Kinder entnommene Stoffe verlangte. Für die Betrachtung der folgenden Zeit wählt der Verfasser nicht die Abgrenzung von Perioden, sondern beschränkt sich auf die Charakteristik der wichtigsten Repräsentanten der einzelnen Hauptrichtungen. Zunächst beschreibt er Rochows „Kinderfreund" mit besonderem Hinweise auf dessen Tendenz, die Moralität zu fördern und den Verstand zu bilden; sodann charakterisiert er die mehr in das Gebiet der Realienbücher gehörenden, von jeder moralischen Tendenz freien Lesebücher von Hecker und Sulzer, indem er bei dem letzteren den Zusammenhang mit dem herrschenden Rationalismus der Zeit nachweist. Hierauf werden die Leistungen der

Philanthropinisten Salzmann, Guts-Muths und Campe besprochen, und auch die Verirrungen der Basedowschen Schule werden an einem Beispiele gezeigt. Von den Verfassern „gemeinnütziger" Lesebücher erfahren Wilmsen, der es übrigens verstand, in verschiedenen Fahrwassern zu segeln, und Schlez mit seinen auf das Schönlesen gerichteten Bestrebungen entsprechende Würdigung. Im folgenden Abschnitt legt der Verfasser dar, inwiefern Pestalozzi und Herbart die Lesebuchfrage gefördert haben, erörtert die Forderungen der Herbartianer Ziller und Dörpfeld und führt die Versuche an, diese Forderungen praktisch zu verwirklichen. Das Kapitel „Diesterweg und seine Zeit" enthält eine Darlegung der in der behandelten Periode einander kreuzenden verschiedenartigen Richtungen, unter denen Diesterweg der deklamatorischen, der grammatischen und der an „Normalstoffe" sich „anlehnenden" folgte, ohne in der Lesebuchsache etwas Erhebliches zu leisten. Der Verfasser schließt mit den der „litterarischen" Periode angehörenden Lesebüchern von Hiecke und Wackernagel, denen er hohes Lob zu teil werden läßt. Die Folgezeit ist ganz kurz behandelt, da die Geschichte des Lesebuchs in dieser Periode Neues von Bestand nicht aufweist und die neue Zeit wieder zur Richtung Hiecke-Wackernagel zurückgekehrt ist. Die Keime zu einer Weiterentwicklung des Lesebuchs liegen nach der Meinung des Verfassers in den Dörpfeldschen Gedanken.

2. Teil. Mitbearbeitet, nach dem Tode des Verfassers vollendet und herausgegeben von J. G. Sieber. 1896. 1.60 M.

Den Eingang bilden auf drei Kapitel verteilte theoretische Erörterungen, bei denen nur Lesebücher für Volksschulen, für allgemeine Fortbildungsschulen und für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten ins Auge gefaßt worden sind. Nach dem ersten Kapitel, das vom Zweck des deutschen Schullesebuchs handelt, soll das Lesebuch im allgemeinen solche Sprachstücke bieten, welche die Ausgestaltung einer richtigen Weltanschauung und einer idealen Lebensauffassung anbahnen und den Schüler befähigen und geneigt machen, sich zum Selbstunterricht und zur Selbsterziehung des Mittels einer geist- und sprachbildenden Lektüre zu bedienen; das deutsche Lesebuch im besondern soll von den im Bereiche der kindlichen Fassungskraft liegenden und den Bedürfnissen des kindlichen Geistes entsprechenden deutschen Schriftwerken diejenigen darbieten, welche deutsche Sinnes- und Denkweise pflanzen und pflegen und den Schüler befähigen und geneigt machen, sich durch die Lektüre edler und schöner deutscher Sprachschöpfungen weiter zu bilden. Über die Stellung des Lesebuchs zum Sprachunterricht äußern sich die Verfasser im zweiten Kapitel folgendermaßen: „Das Lesebuch erfüllt seine Aufgabe dem Sprachunterricht gegenüber, wenn es nur solche Stücke enthält, die in musterhaftem Deutsch geschrieben sind, und wenn es die Hauptformen sprachlicher Darstellung zur Anschauung bringt. Es widerspricht seinem Zwecke, wenn man Stücke aufnimmt, die für den grammatischen oder den orthographischen Unterricht besonders zurechtgestutzt sind." Hinsichtlich der Stellung des Lesebuchs zum Sachunterricht verteidigen die Verfasser die Ansicht, daß das Lesebuch seinen Zweck in sich selbst hat und den Sachunterricht nur insoweit unterstützen kann, als dies seiner eigentlichen Aufgabe nicht widerspricht; sie wollen daher, daß in das eigentliche, „litterarische" Lesebuch realistische Stücke im Sinne Dörpfelds nicht aufgenommen werden, und entscheiden sich für Benutzung eines besondern „Reallesebuchs". In dem dritten Kapitel, das von der Auswahl der Lesestoffe handelt, wird zunächst Rücksicht auf den Zweck der Erziehung, also eine Auswahl von Lesestücken verlangt, die auf die intellektuelle, ästhetische, moralische und religiöse Auffassung der Welt und des Lebens bildend einwirken, sodann Rücksicht auf die Natur und die Bedürfnisse des kindlichen Geistes; der Erläuterung der vertretenen Grundsätze dient eine Besprechung häufig vorkommender Fehler. Es folgt eine Auseinandersetzung über die Art, wie das Lesebuch der Aufgabe, der Konzentration des Unterrichts zu dienen, gerecht werden

könne; die Verfasser wünschen für jede Stufe einen Centrallesestoff, um den andere Stoffe, die zu ihm in Beziehung stehen, gruppiert werden, und finden, daß, wenn in den verbreiteten Lesebüchern noch nicht in dem erwünschten Maße für eine Verbindung der Sachgebiete gesorgt sei, dies den Lesebuchverfassern nicht ohne weiteres zur Last gelegt werden dürfe, weil es noch keinen allgemein anerkannten Lehrplan gebe, bei dem die nebeneinander zu betreibenden Fächer in innerem Zusammenhange stünden. Beigegeben ist eine für sächsische Gymnasien berechnete Verteilung von realistischen Lesestücken. Die bei der Auswahl der Lesestoffe nötigen Rücksichten auf besondere Schulverhältnisse werden eingehend erörtert: die Verfasser vertreten die Ansicht, bei der Darreichung der Lektüre sei der Unterschied der Geschlechter zu berücksichtigen, dem Lesebuche müsse ferner zwar sein konfessioneller Charakter gewahrt bleiben, es dürfe aber nichts enthalten, was zur Unduldsamkeit oder gar zum Religionshaß führen könnte; auch landschaftlichen Charakter müsse das Lesebuch tragen, da es verkehrt wäre, ein Lesebuch für ganz Deutschland bestimmen zu wollen; die für Fortbildungsschulen und höhere Lehranstalten bestimmten Lesebücher müßten sich den speciellen Bestimmungen anbequemen. Das vierte Kapitel enthält Grundlinien für den Aufbau eines Lesebuchs für eine achtklassige Volksschule und als Anhang einen Kanon poetischer und prosaischer Lesestücke. Daran reiht sich ein Verzeichnis von Stellen, an denen manche Lesebücher von den Quellen abweichen: die meisten dieser Abweichungen werden mit Recht getadelt. Die Verfasser wenden sich auch gegen den Mißbrauch der Anführungszeichen und des Apostrophs. Bezüglich „anstößiger" Stellen bekennen sie, der freieren Richtung anzugehören, die Zimperlichkeiten nicht gelten läßt. In der Fremdwörterfrage stehen sie auf dem Standpunkte des Deutschen Sprachvereins, für altertümliche Ausdrücke dagegen verlangen sie Pflege und Schonung. Willkürliche Änderung von Überschriften erfährt Mißbilligung. Eine große Anzahl aus Lesebüchern ausgehobener Stellen zeigt, daß viele von den der Jugend gebotenen Sprachstücken stilistische und grammatische Mängel, sowie sachliche Unrichtigkeiten enthalten. Der Versuch, auch in der achtklassigen Bürgerschule einige größere Werke unserer Klassiker im Original zu lesen, findet den Beifall der Verfasser; sie machen dann eine Reihe von Gedichten namhaft, denen keine Stelle in deutschen Schullesebüchern einzuräumen sei, und wünschen, daß Sprüche und Sprichwörter in Gruppen dorthin gestellt werden, wo sie ihrem Inhalte nach hingehören. Die Verwendung der Bilder im Lesebuche bildet den Gegenstand der Erörterungen des 6. Kapitels. Im 7. sprechen sich die Verfasser für die Aufnahme von humoristischen Stücken, Volksliedern, Dialogen und dialektischen Stücken aus; das 8. bringt die an Druck und Papier zu stellenden Anforderungen. — Nach den aufgestellten Grundsätzen wird hierauf eine große Reihe von Lesebüchern geprüft.

Da die in dem Buche entwickelten Ansichten zum größten Teile recht gesund sind, so ist zu wünschen, daß es auf die Abfassung von Lesebüchern und Lehrplänen Einfluß gewinne.

Prag. F. Ullsperger.

Wiener Beiträge zur englischen Philologie unter Mitwirkung von R. Luick und A. Pogatscher herausgegeben von J. Schipper. Wien und Leipzig. Braumüller.

1. Wurth L., Das Wortspiel bei Shakspere. 1895. 6 M.

Der Verfasser bietet weit mehr, als man in diesem Buche sucht. Einen flüchtigen Abriß der Geschichte des Wortspiels von den ältesten Zeiten an, eingehende, oft etwas spitzfindige Untersuchungen über das Wesen und die Arten des Wortspiels, die auf Gerbers Buch „Die Sprache als Kunst" aufgebaut sind und in denen neben Schlegel, W. von Humboldt und Jean Paul auch Kuno Fischer

einen Platz hätte finden sollen, eine Übersicht über das Wortspiel bei den Vorgängern und Zeitgenossen Shaksperes und endlich das Wortspiel bei Shakspere selbst. In dem Abschnitte: „Frühere Ansichten über Shaksperes Wortspiele“ (S. 151) vermißt man Wielands charakteristische Äußerungen. Neben Herder und A. W. Schlegel wäre als Verteidiger der Shakspereschen Wortspiele wohl auch Gerstenberg zu nennen gewesen. (Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur. Litteraturdenkmale 29, 126 ff.) Von Engländern vermißt man Home (Elements of criticism. deutsch von Meinhard 1763—1766) und Zacharias Grey (Critical and explanatory notes on Shakespeare. London 1755). Für den zweiten Teil der Arbeit, in welchem „die Wiedergabe der Shakspereschen Wortspiele bei den Übersetzern“ untersucht werden soll (S. VI), darf man nach dem Vorliegenden die besten Erwartungen hegen.

2. Schipper J., Grundriß der englischen Metrik. 1895. 12 M.

Schippers „Grundriß“ ist jene „auszugsweise Bearbeitung des Inhalts“ der „Englischen Metrik“ (Bonn 1881—1888, 2 Teile in 3 Bänden), die der Verfasser bereits in seinem Hauptwerke in Aussicht gestellt hat. Er soll den Lehrern an Mittelschulen eine bequeme Handhabe für den Unterricht bieten, dabei aber auch ein Handbuch für Universitätsvorlesungen bilden, insbesondere auch den Studierenden der englischen Philologie die unbestrittenen Ergebnisse der Wissenschaft, dem gegenwärtigen Stande der Forschung entsprechend, in übersichtlicher Form und möglichst knapper Darstellung vermitteln (S. IX f.). Daher fehlt gegenüber dem früheren Buche nichts Wesentliches, obwohl dessen Umfang hier ungefähr auf den vierten Teil reduciert ist. Im Gegenteil zeigt eine Vergleichung, daß — besonders im ersten, die Verslehre behandelnden Teile — die inzwischen erschienenen neueren Arbeiten auf dem Gebiete der englischen Metrik sorgfältig verwertet worden sind. Die ersten Abschnitte, die unter der Überschrift „Das nationale Metrum“ zusammengefaßt sind, mußten aus diesem Grunde einer gänzlichen Umarbeitung unterzogen werden. Schipper stellt sich hier von vornherein auf den Standpunkt der Zweihebungstheorie, ohne jedoch die abweichenden Ansichten über den Allitterationsvers mit Stillschweigen zu übergehen. Er verfolgt dessen geschichtliche Entwicklung von den ältesten Zeiten bis auf den neuenglischen vierhebigen Vers (bekannt durch die Ballade King John and the abbot of Canterbury und Bürgers deutsche Bearbeitung im gleichen Metrum) und sucht schließlich die Gleichartigkeit des rhythmischen Baues der vierhebigen Langzeile durch eine Reihe von — merkwürdigerweise — rückläufig geordneten Beispielen „von der Gegenwart bis zu den ältesten Denkmälern“ zusammenfassend zu veranschaulichen. Der zweiten Hälfte des ersten Teiles, welche die fremden Metra zum Gegenstande hat, sind die Darlegungen des Verfassers in Pauls „Grundriß“ sichtlich zu gute gekommen. Nach der Ansicht des Referenten wäre aber hier, wie im zweiten Teile, der über den Strophenbau handelt, durch öfteres Verweisen auf das Hauptwerk noch manche ersprießliche Kürzung zu erzielen gewesen. Seinen Vorgängern gegenüber befindet sich Schippers Buch mehrfach im Vorteile. Vor der großen Metrik hat es den Vorzug der größeren Kürze und Übersichtlichkeit voraus, vor der Darstellung in Pauls „Grundriß“ den der Einheitlichkeit und der breiteren Grundlage, da es das gesamte Gebiet der englischen Metrik umfaßt.

E. W.

---

## Litteraturbericht aus Tirol. III.

Im verlaufenen Jahre ist auf dem Gebiete der deutschtirolischen Litteratur wieder mancherlei erschienen. In der „Erwinia“, dem Organe des Alsabundes, ward ein älterer anonymer Aufsatz „Der Stand Walthers von der Vogelweide“ abgedruckt (1896), der die Ansicht verficht, der große Minnesänger sei bürgerlichen

Standes gewesen. J. Seemüller veröffentlichte in der Zeitschrift des Ferdinandeums 3. Folge 40, 199 ein „Pfunderer Bruchstück aus Walthers von Rheinau Marienleben", nach einer guten und darum wichtigen (4.) Handschrift des Gedichts (P). Seit Jahresfrist bereits fertig und ausgedruckt wurden endlich Ende 1896 auch die altdeutschen Passionsspiele aus Tirol von J. E. Wackernell mit einem „neuesten Zuwachs" als 1. Band der Quellen und Forschungen von Hirn und Wackernell (Graz 1897) ausgegeben und in den Buchhandel gebracht, jedenfalls weitaus die größte und wichtigste Arbeit des Berichtsjahres.

Zahlreicher sind die Veröffentlichungen aus der neueren Litteratur. In einem Artikel der Innsbrucker Nachrichten 1896, Nr. 12 „Erbs-Ansprüche nach Patriarchal-Erzbischof J. Bad. Pyrker von Erlau" wurde an die tirolische Abstammung des Dichters erinnert und den tirolischen Seitenverwandten desselben amtlich kundgethan, daß es für sie nichts zu erben gebe. Im abgelaufenen Sommer feierte man in Tirol das Fest des 100jährigen Verlöbnisses zum Herzen Jesu, wozu J. Seeber einen poetischen „Festgruß" und J. E. Bauer Kriegslieder von 1796 und 1797 (Innsbruck, Edlinger 1896) herausgab. Dagegen scheint man von der ursprünglich geplanten Verwendung der zuerst 1799 in Wien aufgeführten Kantate von Josef Franz Ratschky „Der Tiroler Landsturm" (Musik von A. Salieri) bald abgekommen zu sein. Die Dialektgedichte von Karl v. Lutterotti sind 1896 von L. v. Hörmann in durchaus verbesserter 3. Auflage mit einer biographischen Einleitung und dem Bilde Lutterottis herausgegeben worden. Bei dieser Gelegenheit erfuhren auch die Geburtsdaten dieses virtuosen Dialektpoeten eine kleine Berichtigung; dieser wurde nämlich nicht in Saturn am 10., sondern am 17. „Hornung" 1793 in Bozen geboren (Bozner Nachrichten 1895, Nr. 87). Hörmann entschied sich aber für den 16. Februar 1793, weil dieser Tag in der Familie als Geburtstag Lutterottis gefeiert wurde. Die Deutsche Zeitung brachte am 1. April 1896 — leider um vier Jahre zu spät — „zum 100. Geburtstag" einen größeren Aufsatz über Johannes Senn (1792—1857) von K. P. Über Gilm erschien ein ursprünglich in der Marburger Zeitung abgedruckter Vortrag von S. M. Prem „Der Lyriker Hermann v. Gilm" gesondert (1. Auflage Marburg, 2. Auflage Graz 1896, 3. verbesserte Auflage Imst 1897), in dem auch die neueste Litteratur über Gilm und zwei bisher ungedruckte Gedichte zu finden sind. Einige bemerkenswerte Aufsätze erschienen über Adolf Pichler, zunächst ein größerer Artikel von B. Münz im Scheffel-Jahrbuch und ein „Vortrag" von A. Stockmair in der Marburger Zeitung (Dezember 1895 bis Januar 1896), Friedrich Beck hat Pichlers Schaffen in einer Artikelreihe der Wiener Zeitung 1896, Nr. 34—36 verfolgt und gefunden, daß der Tiroler Poet viel zu wenig bekannt und beachtet sei. Er meint: „Es wäre eine traurig-dankbare Aufgabe, einmal zusammenfassend die Lebensgeschichten der deutsch-österreichischen Dichter im Zeitalter Grillparzers zu erzählen." Trauriger aber ist manchmal die Behandlung der österreichischen Dichter in der Litteratur selbst. Eugen Wolff nennt in seiner übrigens unbrauchbaren Geschichte der deutschen Litteratur in der Gegenwart (Leipzig 1896) keinen einzigen tirolischen Dichter außer Pichler — mit einer Zeile S. 319. Dagegen hat A. Biese in seinem Buche über Lyrik und neuere Lyriker (1896) Pichler, Gilm, Vintler, A. von Hörmann und A. von Wallpach berücksichtigt. Beda Weber erfuhr durch W. Bäumker im 41., Hans von Vintler durch A. Schlossar im 40. Band der Allgemeinen deutschen Biographie eine gute Bearbeitung, dagegen hat Pagel von dem weitaus bedeutenderen A. Weissenbach (ebenda 41, 601) nur medizinische Schriften und die Reise zum Kongreß, aber bedauerlicherweise keines seiner poetischen Werke genannt. Ein trefflicher Aufsatz über Weissenbachs Leben und Wirken (chiffriert) erschien dagegen im „Tiroler Boten" 1896, Nr. 258—259. In den „Neuen Tiroler Stimmen" 1896, Nr. 174 wurde Weissenbachs Reise nach Tirol 1816 besprochen.

Eine treffliche Geschichte der inneren Entwicklung Pichlers gab A. Englert, Adolf Pichler, in der Bayerischen Zeitschrift für Realschulwesen 17, 154—167

(1896). Professor A. Brandl in Berlin knüpfte an eine Besprechung der „Spätfrüchte" in der Beilage 21 der Allgemeinen Zeitung 1897 einige sehr wichtige allgemeine Bemerkungen über Pichlers Schriften, namentlich über seine Gedankenlyrik. S. M. Prem erinnerte in einer Anzeige desselben Werkes (im Märzheft 1896 von Roseggers „Heimgarten") an das Erscheinen der „Frühlieder" vor einem halben Jahrhundert und knüpfte daran eine vergleichende Betrachtung Pichlerschen Schaffens.

Mehr in das Gebiet der Kulturgeschichte gehören folgende Abhandlungen und Aufsätze. S. M. Prem, „Der tirolische Freiheitskrieg 1809. Neue Beiträge zur Geschichte der letzten Kämpfe" (Programm der Staatsrealschule in Marburg a. D. 1896) benutzte ungedruckte Kriegstagebücher von 1809 (4 Hefte von Aufzeichnungen des Schützenoffiziers J. Thurnwalder) und bringt gelegentlich auch litterarhistorische Notizen. Im Tiroler Boten 1896, Nr. 289 wurde ein konfuser Brief von Cl. Brentano an Arnim (1813) über Speckbacher aus Steig 1, 330 mit kurzer Bemerkung abgedruckt. Aus dem Werke von Trost und Leist, Pfalzgraf Friedrich Michael von Pfalz-Zweibrücken (1892) wurden die Tirol betreffenden Stellen aus dem Tagebuche des Hoffouriers K. Jörg unter dem Titel „Eine Reise durch Tirol Mitte des vorigen Jahrhunderts" mit Anmerkungen von S. M. Prem im Tiroler Boten 1896, Nr. 232—233 abgedruckt; interessant ist auch hier die Goethe so sehr verübelte Verwechslung des Eisak mit der Etsch. A. Renk berichtete in verschiedenen Blättern über tirolische Bauerntheater (Grinzens, Brixlegg, wo im Sommer 1896 ein Speckbacher-Volksstück von A. Foltin gegeben wurde, Ebbs), S. M. Prem besprach in den Innsbrucker Nachrichten 1897, Nr. 15 die Aufführung des Eustachiusspieles in Inzing (nach dem Texte des Spielbuches von Oberperfuß 1828 im Ferdinandeum zu Innsbruck). Derselbe hat endlich in seinen Briefen über tirolische Litteratur 15—20 („Landzeitung") das litterarische Streben der zeitgenössischen Dichter Tirols verfolgt.

Telfs in Tirol, im Februar 1897. S. M. Prem.

Lothar R., Kritische Studien zur Psychologie der Litteratur. Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottländer. 1895.

Diese Studien beschäftigen sich in Anlehnung an die Werke Brunetières und Tissots mit der Geschichte der Kritik in Frankreich, mit der Bekämpfung des Naturalismus durch den mystischen Symbolismus und mit den hervorragendsten Erscheinungen der Romanlitteratur, wie mit Daudets und Zolas Spätlingen oder mit Lotis exotischen Produkten. Die Betrachtung deutscher Verhältnisse wird durch eine Studie „Die Alten und die Jungen" eingeleitet, der dann Aufsätze über Paul Heyse, Frau von Suttner, Hermann Sudermann, C. F. Meyer, Rosegger und Ferdinand von Saar folgen. Nach einigen mehr ins Weite gehenden Ausführungen über deutschen Humor, über das deutsche Drama und das Geheimnis des dramatischen Schaffens wird die Sammlung mit einigen Gedenkblättern geschlossen, die Otto Ludwig, Bodenstedt, Dingelstedt, Auerbach und Keller gewidmet sind. — Diese Aufsätze stellen die verständigen, nicht sehr selbständigen Meinungen eines vorurteilslosen der modernen Entwicklung geneigten Mannes dar, der viel gelesen hat, viel gereist ist, der mit Zola an einem Tische gesessen und mit mehreren berühmten Leuten Briefe gewechselt hat. Jedermann hat das Recht, seine gesammelten Aufsätze herauszugeben. Damit aber aus einer solchen Sammlung ein Buch werde, dazu gehört entweder ein Vorrat leitender Gedanken, orientierender Ideen, oder eine Persönlichkeit, welche diesen Äußerungen einen individuellen Stempel giebt. Dem Buche von Rudolf Lothar fehlen beide Arten von Charakter.

A. E.

# Bibliographie.

## 2. Bücher.[1])

### Allgemeines. Litteraturgeschichte. Poetik. Sammelwerke.

Baumgartner A. S. J., Geschichte der Weltlitteratur. 1. Lieferung. Freiburg i. B., Herder. 1.20 M.

Das groß angelegte Werk soll in 6 Bänden behandeln: 1. Die Litteraturen Westasiens und der Nilländer. 2. Die Litteraturen Indiens und Ostasiens. 3. Die griechische und lateinische Litteratur des klassischen Altertums und der späteren Zeiten. 4. Die Litteraturen der romanischen Völker. 5. Die Litteraturen der nordgermanischen und slavischen Völker. 6. Die deutsche Litteratur. — Die erste Lieferung enthält: 1. Buch: Die Stammvölker der ältesten Bildung: Israeliten, Babylonier, Assyrer und Ägypter. 1. Bibel und Weltlitteratur. 2. Die geschichtlichen Bücher des Alten Bundes. 3. Die Dichtungen des Alten Bundes. 4. Israels Propheten. 5. Babylonische und assyrische Schriftdenkmäler. — Über den wissenschaftlichen Wert der einzelnen Teile des Werkes werden sich die zuständigen Fachleute zu äußern haben; wir begnügen uns, aus dem einleitenden Essay „Bibel und Weltlitteratur" die bezeichnendste Stelle zu citieren: „Diesen Begriff der Inspiration weiter auszuführen und zu begründen ist Sache des Theologen, nicht des Litteraturhistorikers; allein die Thatsache der Inspiration darf der katholische Litteraturhistoriker nicht verschweigen, noch umgehen, wenn er nicht die gesamte Litteraturgeschichte auf eine falsche und irrige Basis rücken will. Die Bibel ist kein bloßes Menschenwerk, wie die Veden und Purânas der Inder, das Avesta oder der Korân, sie ragt an geistigem Gehalt, sittlicher Fruchtbarkeit und innerer Würde hoch über alle Werke des bloßen Menschengeistes empor; sie ist recht eigentlich der Leuchtthurm und der Mittelpunkt, von dem aus wir die ganze übrige Litteratur zu betrachten haben, wenn wir nicht in die Irre gehen wollen. Sie erst hat, indem sie zum lebendigen Eigentum aller Völker wurde, die schroffen nationalen Gegensätze ausgeglichen und der geschichtlichen Weltbetrachtung jene höhere Einheit verliehen, die Abendland und Morgenland zu einem großen Ganzen verknüpfte und so eine einheitliche Geschichte der Menschheit möglich machte. Sie verkörpert das Göttliche in der Litteratur, das keine menschliche Leistung erreichen oder ersetzen kann. Titanenstolz und künstlerisches Sinnenspiel, Genieüberschätzung und Menschenvergötterung finden hier eine unübersteigliche Schranke."

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1897 zu ergänzen.

Hahn W., Geschichte der poetischen Litteratur der Deutschen. 13. Auflage, herausgegeben von G. Kreyenberg. Berlin, Besser. 3.60 M.

Seit 1860 gehört das Buch von Hahn zu den verbreitetsten Handbüchern und die neue sorgfältige Bearbeitung wird seine Beliebtheit noch erhöhen. Über das Mehr oder Weniger an Namen und Zahlen, das in einem solchen Werke darzubieten ist, dürften die Meinungen allerdings auseinandergehen; auch wäre es endlich einmal an der Zeit, alte Erbübel, wie die Einschachtelung des ganzen Grillparzer in die Schicksalstragödie, auszumerzen; aber im großen und ganzen hat der Bearbeiter auch mit der Forschung gleichen Schritt gehalten. Bedenken habe ich nur gegen den letzten (von Kreyenberg hinzugefügten) Paragraph: „Neuere und neueste Erscheinungen der poetischen Litteratur" in seiner gegenwärtigen Gestalt, weil das Bedeutende vom Unbedeutenden gar nicht geschieden ist und weil die Gruppierung gar zu äußerlich und manchmal direkt unrichtig ist. Gottfried Keller (der, nebenbei gesagt, als noch lebend angeführt ist) steht unter den politischen Lyrikern der vierziger Jahre, ohne daß in dem Abschnitt Epik auch nur auf ihn verwiesen ist, und als Schweizer ist ihm Konrad Ferdinand Meyer ebendort zugesellt! Annette von Droste ist mit Scherenberg, Feuchtersleben, Viktor Strauß und Tornay, Karl Gerok, Julius Sturm, Gottfried und Johanna Kinkel, Emanuel Geibel, Graf Strachwitz, Bodenstedt, Julius Hammer, Wolfgang Müller, Klaus Groth, Otto Roquette, J. G. Fischer, Julius Grosse, Emil Rittershaus, Rudolf Baumbach (!), Hermann Lingg, Friedrich Wilhelm Weber und Julius Wolff (!) in dem Abschnitt: „Lyrik und Epik mit verschiedenen Tendenzen" zusammengekoppelt; während aber Weber wenigstens die Spitzmarke: „katholische Tendenz" angeheftet ist, muß sie sich die unklare und widerspruchsvolle Charakteristik gefallen lassen: „Deutschlands namhafteste Dichterin, wenn auch auf bestimmte Anschauungen beschränkt." Daß der Name Anzengruber fehlt, kann mit berühmten Mustern entschuldigt werden, oder rechnet der Herausgeber dessen Thätigkeit zu den „ungeklärten ästhetischen Kämpfen der Gegenwart, die einem Lehrbuche fern bleiben müssen"? — Die Schreibung „Gargantoa" (S. 101 f. und Register) ist ungewöhnlich.

Leixner O. von, Geschichte der deutschen Litteratur. 4. Auflage. Mit 423 Textabbildungen und 55 teilweise mehrfarbigen Beilagen. Leipzig, Spamer. 16 M.

Möbius P., Deutsche Litteraturgeschichte. 7. Auflage von G. Klee. Leipzig, Weber. 2 M.

Koenig R., Deutsche Litteraturgeschichte. Jubiläums-Ausgabe. 25. Auflage. Mit 126 zum Teil farbigen Beilagen, 2 Lichtdrucken und 434 Abbildungen im Text. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 20 M.

Vogt F. und M. Koch, Geschichte der deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 1.—9. Heft. Leipzig, Bibliographisches Institut. à 1 M.

Scherers Litteraturgeschichte war der letzte auf vollständiger Beherrschung und Durchdringung des weitschichtigen Materials beruhende, ernst zu nehmende und wohlgelungene Versuch eines einzelnen deutschen Gelehrten, die Entwicklung der deutschen Litteratur von ihren Anfängen bis an die Schwelle der Gegenwart heran in einheitlicher Auffassung zu behandeln. Seitdem ist auch die Litteraturgeschichte der Zweiteilung rettungslos verfallen und es soll uns nicht wundern, wenn nächstens ein ganzer Stab von Mitarbeitern zur Bewältigung der gewaltigen Aufgabe aufgeboten wird, wie dies in Frankreich bereits geschehen ist. So hat auch das bibliographische Institut sich veranlaßt gesehen, für die Reihe seiner illustrierten Litteraturgeschichten die Behandlung der deutschen Litteratur zwei Fachmännern anzuvertrauen. Vogts Auffassung der mittelalterlichen Litteraturgeschichte ist aus Pauls Grundriß bekannt. Das 16. Jahrhundert, das hier der älteren Periode zugerechnet wird, steht noch aus. In dem 6. Heft setzt der zweite Bearbeiter mit dem Anfang des 17. Jahrhunderts ein. Mit Wielands Charakteristik bricht das 9. Heft ab. — Die Ausstattung ist glänzend; die Proben aus

mittelalterlichen Handschriften sind Meisterwerke der Technik, auch die Faksimiles moderner Handschriften ausgezeichnet. Dagegen sind die Dichterbildnisse nicht immer nach den Originalen wiedergegeben. Sehr lehrreich finde ich die Zusammenstellung der Hauptvertreter der deutschen Romantik, des jungen Deutschlands und der politischen Lyrik, von Lessing, Herder, Klopstock und Wieland auf je einem Blatte, ebenso das Blatt: „Schiller in verschiedenen Lebensaltern" mit 6 Bildnissen. Das Buch kann den Wettkampf mit den ähnlichen illustrierten Werken getrost aufnehmen.

Bahlmann P., Die Erneuerer des antiken Dramas und ihre ersten dramatischen Versuche. 1314—1478. Eine bio-bibliographische Darstellung der Anfänge der modernen Dramendichtung. Münster, Regensberg. 2 M.

Bartels A., Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Eine litteraturgeschichtliche Studie. Leipzig, Avenarius. 1.50 M.

Inhalt: 1. Einleitung. — 2. Das silberne Zeitalter der deutschen Dichtung. — 3. Friedrich Hebbel und Otto Ludwig. — 4. Die großen Talente der fünfziger und sechziger Jahre. — 5. Die Münchner. — 6. Die Frühdecadence. — 7. Der Krieg von 1871 und die großen Talente der siebziger und achtziger Jahre. — 8. Der Feuilletonismus und die archäologische Dichtung. — 9. Richard Wagner und die Hochdecadence. — 10. Die Herrschaft des Auslandes. — 11. Der Sturm und Drang des jüngsten Deutschlands. — 12. Der konsequente Naturalismus. — 13. Der Symbolismus und die Spätdecadence.

Der Verfasser geht frisch und schneidig ins Zeug, und es ist eine Freude ihm zu folgen, auch wenn man ihm nicht überall zustimmen kann. Der eine der leitenden Gedanken, die hohe Wertschätzung Hebbels und Otto Ludwigs und die Forderung, daß unsere litterarische Produktion an diese beiden Meister anknüpfen soll, darf bedingungslos gutgeheißen werden. Der zweite, daß jedesmal in 15 oder 30 Jahren die Alten und die Jungen in Gegensatz treten, ist eine Übertragung der Lorenzischen Generationenlehre auf die Geschichte der Dichtung, wobei vielleicht nur der Ausgangspunkt der Periodisierung falsch gewählt ist; denn das Jahr 1860 als Höhepunkt eines silbernen Zeitalters anzunehmen, dem widerstrebt alles, was wir bisher von dieser Epoche gehalten haben, und die Aufzählung aller damals noch lebenden — wenn auch geistig bereits abgethanen Größen der Litteratur wird niemanden zu dieser Ansicht bekehren. Immerhin bedeutet es einen großen Fortschritt in der historischen Betrachtung, daß die von den modernsten so übermäßig geschmähte Zeit zwischen 1850—1880 einer vorurteilsfreien, vielfach gerechten Würdigung zugeführt worden ist. Von dem begabten, wohlunterrichteten, feinsinnigen Verfasser dürfen wir größeres und reiferes erwarten.

Bauer J. E., Tiroler Kriegslieder aus den Jahren 1796 und 1797. Gesammelt und zur Jahrhundertfeier herausgegeben. Innsbruck, Edlinger 1896. 3 M.

Im Jahre 1836 begann Anton Emmert die Tiroler Kriegslieder des Jahres 1796 aus den zerstreuten Flugblättern zu sammeln in dem ersten (und einzigen) Jahrgang seines „Almanachs für Geschichte, Kunst und Litteratur von Tirol und Vorarlberg" S. 117—168. Die Fortsetzung unterblieb, da der Almanach einging. Gegenwärtig ist der genaueste Kenner dieser wichtigen provinziellen Litteratur der bekannte Direktor der Innsbrucker Universitätsbibliothek Ludwig von Hörmann. Leider hat seine oft angekündigte (auch als bereits erschienenen angezeigte) Sammlung der Lieder das Tageslicht nicht erblickt. Dagegen hat er sehr ausführlich und lehrreich darüber gehandelt in der „Extra-Beilage" des „Boten für Tirol und Vorarlberg" 1879, Nr. 75—78. 81. 87. 88. 90 und 92. Im nahen Anschluß daran hat J. Feder in dem Programm des Staatsgymnasiums zu Teschen für das Jahr 1881/82 denselben Stoff behandelt. Obwohl diese Arbeit auf Hörmanns Einspruch aus dem Buchhandel zurückgezogen werden mußte, werden Exemplare davon an den Tiroler Bibliotheken gewiß vorhanden sein.

Diese seine Vorläufer ignoriert Bauer gänzlich. Weder sagt er ein Wort über seine Gestaltung des Textes, in der er von Emmert oftmals und sichtlich nicht mit Recht abweicht, noch berücksichtigt er von Hörmanns genaue chronologische Angaben, noch setzt er sich mit Feders beachtenswertem Nachweis auseinander, daß die unter dem Namen Primisser gehenden Lieder sämtlich von Johann Friedrich Primisser und nicht von dessen Vetter Joh. Baptist Primisser herrühren. Auch besitzt von Hörmann einige handschriftliche Lieder, die bei Bauer fehlen. Bedenken erregt ferner seine willkürliche Schreibung des Dialekts und unangenehm berührt uns die Nachlässigkeit, mit der er an den leicht aufzulösenden Chiffern von 1797, Nr. 3 (F. G. = Franz Gaßler) und Nr. 21 (J. v. A. = J. von Alperger) vorbeigeht, die bei Wurzbach bequem zugänglichen Angaben über den Gubernialrat Scherer (S. 146) beiseite läßt und uns über das Verhältnis des Verfassers von 1796, Nr. 23, J. P. von Unterrichter, zu dem bekannten Epiker Franz von Unterrichter von Rechtenthal (Wurzbach 49, 96; Mayrs Tyroler Dichterbuch, S. 96 f.) nicht aufklärt. Das Lied „Waffen für die Töchter Tyrols" (1796, Nr. 11) schreibt von Hörmann nach einer handschriftlichen Notiz auf seinem Exemplar dem Cistercienserpriester Valentin Laubacher (1771—1838), dem Verfasser zahlreicher geistlicher Lieder zu; die „Anrede der Gemeinde Axams" (1797, Nr. 18) rührt nach Feder, S. 41 von dem Schusterdichter Franz Jordan aus Ames her, während beide Gedichte bei Bauer ohne Verfasser bleiben. So ist diese Sammlung, so freudig sie auch begrüßt werden muß, weil sie schwer erreichbares Material endlich allgemein zugänglich macht, dennoch ganz danach angethan, die litterarhistorische Lokal- und Provinzialforschung, von der wir reiche Ernte zu erwarten hätten, in Verruf zu bringen. Hoffentlich dient dies Herrn von Hörmann zum Anlaß, sein lang gehegtes umfassendes Werk endlich der Öffentlichkeit zu übergeben. A. Sauer.

van Duyse Fl., Het eenstemmig fransch en nederlandsch wereldlijk lied in de belgische gewesten van de 11. eeuw tot heden, uit een muzikaal oogpunt beschouwd. Bekroond door de koniklijke belgische akademie. Gent, J. Buylsteke 1896.

Die gründliche, mit vielen Notenbeispielen und Faksimiles geschmückte Arbeit des sorgfältigen belgischen Musikforschers umfaßt folgende Abschnitte: I. Das 11.—13. Jahrhundert: Die Poesie der Trouvères. Die Melodie der Trouvères (Monodisten). Die Trouvères Harmonisten. Die volkstümliche Melodie (Adam de la Halle). Die Form der Melodien. — II. Das 14.—15 Jahrhundert: Die Melodie des niederländischen weltlichen Liedes nach gleichzeitigen Handschriften oder späteren Drucken. Metrik, Notation, Tonart, Form. Das mehrstimmige weltliche Lied mit Bezug auf die Melodie. Die Melodie des weltlichen Liedes im Volksmunde. Lieder in französischer Sprache. — III. Das 16. Jahrhundert: Die Souterliedekens (geistliche Texte zu weltlichen Weisen). Die Melodie bei den Rederijkers. Jan Fruytiers' Ecclesiasticus 1565 (Lieder nach Jesus Sirach mit älteren Volksweisen). Melodien der Geuzenlieder. Melodien fremder Herkunft. Notation, Tonart, Lautenbegleitung. — IV. Das 17. Jahrhundert: Die geistlichen Liedersammlungen als Quellen für die Kenntnis des weltlichen Liedes. Die musikalische Renaissance in Italien, Caccini, italienische Melodien. Französische Weisen. Englische und andre ausländische Weisen. Glöckner lieder. Ursprüngliche Melodien. — V. Das 18. Jahrhundert: Quellen, Liederbücher und Flugblätter, französische Opern, Lieder aus dem Volksmunde aufgezeichnet. Die Flugblätter und die Ausgaben von Willems, Coussemaker, Vootens und Feys. Die Süttichter Cramignons und Volkslieder. Charakter der Melodien des 18. Jahrhunderts. Liedersammlungen mit Bezug auf die französische Oper. — VI. Das 19. Jahrhundert: Das Lied vor 1830 und nach 1830. — Register der Namen und der Liederanfänge. J. B.

Frey K., Der Eros und die Kunst. Ethische Studien. Leipzig, Spohr. 6 M.

Aus dem Inhalt: S. 199. Winckelmann. — S. 235 ff. Zschokke und Hößli. Johannes von Müller. — S. 250 ff. Platen. Der römische Kestner. Diederich Gries. — S. 264 ff. Iffland. Vacano. Holtei. Mosenthal. — S. 278. Grillparzer (vgl. das oben S. 182 Gesagte. Urheber der sonderbaren Behauptung scheint de Joux zu sein). — S. 288 ff. Graf Schack. Schopenhauer. Nietzsche.

Fritz G., Der Spieler im deutschen Drama des 18. Jahrhunderts. Berliner Dissertation. 1896.

Das gewählte Thema ist streng abgegrenzt und erschöpfend behandelt. Die Untersuchung setzt ein mit E. Moores „The Gamester" (1753). Das Stück wird analysiert, seine Geschichte und Entwicklung auf deutschem Boden kurz angedeutet. J. J. Ch. Bodes Übersetzung von 1754 — bei Goedeke nicht verzeichnet — ist die älteste. Die erste Aufführung in Deutschland fand am 1. Oktober 1754 in Breslau statt. Durch Diderot angeregt, nahm Saurin eine Umarbeitung in freien Versen vor, Paris 1768. Der Charakter der Hauptfigur ist darin vertieft worden. Saurins Bearbeitung verdrängte auch in Deutschland das ältere englische Drama. Ein deutscher Anonymus verpflanzte den Stoff auf die Lustspielbühne: „Die Verdächtige Freundschaft", München 1784. Kürzere Besprechungen widmet der Verfasser Regnards Lustspiel „Le Joueur" (1696), von Lessing und Weiße übersetzt; des älteren Riccoboni „Joueur" (1718), von Lessing in der „Theatralischen Bibliothek" (1758) eingehend zergliedert; Goldonis „Il Giacatore"; J. G. Dyks Lustspiel „Das Spielerglück" (1773); den Spielerscenen in Maler Müllers „Fausts Leben" (1778); Klingers fünfaktigem Lustspiel „Die falschen Spieler" (1780 entstanden, 1782 gedruckt, 1815 mit verändertem Ausgang); A. G. Meißners einaktigem Lustspiel „Der Schachspieler" (1782); des Schauspielers David Beil fünfaktigem Schauspiel „Die Spieler" (1785, später „Die Gauner" betitelt); endlich Ifflands „Spieler" (1796, gedruckt 1798) und Kotzebues Lustspielen „Blinde Liebe" (1806) und „Der Gimpel auf der Messe" (1808), das letztere an Holbergs „Elften Junius" sich anlehnend. Ein — wie mir scheint, nur zu kurzer — Seitenblick streift die Verwertung des Spielermotives in der epischen Litteratur, die Loslösung von Erzeugnissen ähnlichen Inhalts in früheren Jahrhunderten geschieht zu gewaltsam. Mit einer zusammenfassenden Betrachtung über die Entwicklung des Motivs und der Charaktere in den behandelten Stücken (S. 38—43) schließt die gut geschriebene Abhandlung ab. R. R.

Haustein A. von, Die soziale Frage in der Poesie. (Erweiterter Abdruck aus der „Akademischen Rundschau".) Leipzig, Akademischer Zeitschriftenverlag. 1.60 M.

Hardwicke H., History of oratory and orators: a study of the influence of oratory upon politics, literature etc. London, Putnam. 10 sh. 6 d.

Herzfeld G., William Taylor von Norwich. Eine Studie über den Einfluß der neueren deutschen Litteratur in England (Studien zur englischen Philologie herausgegeben von Lorenz Morsbach). Halle a. S., Niemeyer.

Kayser Ch. G., Vollständiges Bücher-Lexikon. Sach- und Schlagwortregister zum 27. und 28. Bande. 1891—1894, bearbeitet von A. Dressel und A. Hilbert. 2. Lieferung. 2. Hälfte. Leipzig, Tauchnitz. 5 M.

Mielke H., Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts. 2. Auflage. Braunschweig, Schwetschke & Sohn. 4 M.

Murko M., Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der slavischen Romantik. I. Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik. Mit einem Anhang: Kollár in Jena und beim Wartburgfest. Graz, „Styria". 5 M.

Inhalt. I. Einleitung. — Die ersten Reflexe der deutschen Romantik bei den Südslaven. II. Das Wiederaufleben der böhmischen Sprache und Litteratur. — Dobrovský. III. Jungmann. — Die Folgen der Befreiungskriege. IV. Die erste böhmische romantische Zeitschrift in Wien. — Hanka. — Die Königinhofer

und Grünberger Handschrift. V. Die Gründung des böhmischen Museums. — Die erste romantisch-nationale Streitschrift. VI. Die „patriotische", das ist romantische Schule. — Die neue Poesie. — Celakovský und sein Freundeskreis. VII. Fr. Palacký, der vaterländische Historiker, Organisator der nationalen Arbeit und Politiker. VIII. P. J. Šafařík, der romantische Altertumsforscher, Philologe und Linguist, der bedeutendste Vertreter des wissenschaftlichen Panslavismus. IX. Jan Kollár, der Dichter und philosophische Begründer des litterarischen Panslavismus. X. Schlußbemerkungen. — Die sozialen und politischen Folgen der böhmischen Romantik. — Der Prager Slavenkongreß. — Anhang. Kollár in Jena und beim Wartburgfest. Bruchstück aus dessen Autobiographie: Paměti z mladších let života (Denkwürdigkeiten aus den jüngeren Lebensjahren). Kapitel VIII. Leben auf den deutschen Hochschulen. [Übersetzung.] 1. Reise nach Jena. 2. Die beiden Russen Karasev und ihr Führer. 3. Die Umgebung von Jena. 4. Das akademische oder Burschenleben in Jena. 5. Die Professoren und die Wissenschaften in Jena. Gabler. 6. Harms. Der Kampf der Theologen. 7. Die deutschen Pietisten. 8. Heinrich Luden. 9. Lorenz Oken. 10. Jakob Friedrich Fries. Kleine Ursachen, große Wirkungen. 11. Wolfgang Goethe. 12. Jan Benedikti. Vorbereitung zum Zweikampf. 13. Lichtenhain. Eine Bacchusiade. 14. Erholungsgesellschaft. Louise Brachmann. 15. Wartburg. Das dritte Jubiläum der Reformation. 16. Schnepfenthal. Gotha. Erfurt. Weimar. 17. Das dritte und letzte Semester in Jena. Die philologische Gesellschaft. Ein Preis. 18. Kotzebue und Sand. 19. Botanik. Liebe zu den Blumen. Die Natur. 20. F. G. Marezoll. 21. Winzerle. Lobeda. Wölnitz. 22. Die Reise in die Heimat.

Murkos Buch empfing man mit begreiflichem Interesse. Vom deutschen Einflusse auf das geistige Leben der Böhmen wurde viel und oft gesprochen, oft wurde er konstatiert und oft geleugnet, allein alles das geschah nur im allgemeinen; man war sich bewußt, daß es da einen Einfluß gebe, aber die Frage, worin er sich besonders äußere, blieb mit geringen Ausnahmen unbeantwortet.

Und nun überreicht uns Murko eine Arbeit, in der er sich zur Aufgabe gemacht hat, den deutschen Einfluß in großem Umfange und in der wichtigsten Periode des böhmischen Lebens, in der Periode seiner Wiedergeburt zu untersuchen, und es begreift sich leicht, daß man von seinem Buche einen wichtigen Beitrag zur Lösung der ganzen Frage erwartete. „Romantik" nennt er die Periode der böhmischen „Wiedergeburt", nämlich die Periode der böhmischen Litteratur vom Beginn unseres Jahrhunderts, besonders von den zwanziger Jahren bis zum Jahre 1848, die man sonst „patriotische Schule" zu nennen pflegt, und beweist, daß der bedeutendste litterarische Anstoß zu dieser Bewegung, welche neues Leben unter die Böhmen und alle Slaven überhaupt gebracht hat, von der deutschen Romantik und von der deutschen Litteratur überhaupt ausging.

Der ganze Umschwung im geistigen Leben Deutschlands mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts war für die Slaven bedeutungsvoll. Das deutsche Volk stieg bei ihnen im Ansehen, imponierte durch seine eigenartige Kultur und seine Kämpfe gegen die Napoleonische Weltmonarchie; seine auf das höchste gesteigerte Liebe zum Vaterlande, zur eigenen Nation und allen ihren Eigentümlichkeiten wurde für sie vorbildlich; die österreichischen Slaven wurden durch die patriotische Erregung der Deutschen aufgerüttelt. Es war ein wichtiger Umstand, daß gerade zu dieser Zeit die deutsche Romantik ihren Sitz in Wien hatte und die Slaven daher an dem geistigen Leben der Deutschen teilnahmen. Die Wiener Vorlesungen der Brüder Schlegel mußten auf die österreichischen Slaven mächtig einwirken, indem sie auf die Liebe zum Vaterlande, auf die nationalen Erinnerungen, die Sprache und die große Vergangenheit der Völker, sowie auf ihre eigene Litteratur hinwiesen. Hormayrs Organe förderten den Provinzial- und Lokalpatriotismus, deutsch-österreichische Dichter waren mit der schwäbischen Schule,

die für die Slaven wie geschaffen war, im innigen Zusammenhange und auch die orientalischen Studien fanden in Wien einen Mittelpunkt, in den „Fundgruben des Orients“. Epochemachend war für die deutschen und slavischen Alpenländer die Thätigkeit des Erzherzogs Johann, welcher der geistigen und materiellen Hebung der Länder große Pflege widmete und in dessen Sinne auch die Zeitschriften der südlichen Provinzen redigiert wurden, die auch die slavische Geschichte und das slavische Volkstum liebevoll pflegten. Ein echtes Kind der Romantik war Kopitar, dessen Thätigkeit für alle Slaven so wichtig war; das beweist seine Vorliebe für Dialekte als Schriftsprachen, seine Anhänglichkeit an den Katholicismus, sein westslavischer Patriotismus und sein ganzes Programm, wie er es in seinen „Patriotischen Phantasien eines Slaven“ für das Gebiet der Grammatik, Geschichte und Litteraturgeschichte entwickelt hat. Und ein überaus lehrreiches Beispiel für die Entwicklung der slavischen Romantik bilden die Böhmen (Čechen).

Das Auftreten der böhmischen Romantik setzt man um das Jahr 1820 an. Das Interesse um die böhmische Sprache und Litteratur begann zwar schon in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts und schon in dem Zeitalter des Josefinismus war auf dem Gebiete der Geschichte und Litteratur eine Thätigkeit, allerdings in lateinischer und deutscher Sprache, entwickelt, schon damals trat die ruhmvolle Vergangenheit des Volkes ans Tageslicht und dachte man an deren Wiederbelebung. Aber diese ganze wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit war noch nicht von romantisch-patriotischem Geiste getragen, indem sie mehr praktische Zwecke verfolgte, wie dies auch bei der Gründung der ersten Lehrkanzeln der böhmischen Sprache in Wien (1775) und Prag (1793) der Fall war.

Auch Dobrovský hatte für die romantischen Bestrebungen und Anschauungen noch kein Verständnis und sehnt sich als aufgeklärter Encyklopädist noch im Jahre 1820 nach den „tempora Josephi“ zurück; bei seinem Kriticismus faßte er die ganze Vergangenheit seines Volkes mit einer gewissen Kühle und einem Skepticismus auf, der sich mit der romantischen Begeisterung wenig vertrug. Aber gänzlich entzog er sich dem Geiste der Zeit doch nicht: im „Slavín“ verbreitet er Herders idyllische Schilderung der Slaven; er ist Mitarbeiter der Wiener romantischen Organe, er schreibt seine altslavische Grammatik; auch er glaubt an die große Zukunft der Slaven, und romantisch ist auch sein Interesse für Indien und der Glaube an eine große Verwandtschaft der indischen und slavischen Mythologie.

Die Vorliebe für die indische Poesie, Metrik und Sprache charakterisieren auch den Romantismus bei Jungmann, wozu sich die Nachahmung des Bardentums gesellt. Jungmann war es vor allem um die Bereicherung der böhmischen Sprache zu thun; mit seiner Anthologie (Slovesnost), seiner Litteraturgeschichte und seinem Wörterbuche steht er auf der Höhe der Zeit, und zu diesen Leistungen bekam er die Anregung von den Deutschen; das zeigt eine Stelle in seiner Lob- und Verteidigungsschrift „über die böhmische Sprache“ (geschrieben 1803), wo der über den Verfall seiner Sprache und seines Vaterlandes in der Unterwelt klagende Daniel Adam Veleslavín von einem Deutschen getröstet wird, der ihn auf sein eigenes Volk hinweist und ihm zu Gemüte führt, daß noch nicht alles verloren sei; und in der zweiten Unterredung fordert Slavomil eine solche Emanzipation der Slaven von den Deutschen, wie sie die Deutschen von den Franzosen vollführt hätten. Die Befreiung Deutschlands vom Joche Napoleons, für welche die slavischen Völker mitkämpften, mußte auch für ihre Emanzipation von den Deutschen einen mächtigen Anstoß geben und der Haß der Deutschen gegen alles Französische mußte natürlich bei den Slaven die Abneigung gegen alles ebenso aufgezwungene Deutsche hervorrufen und fördern. Jungmann giebt diesen Anschauungen beredten Ausdruck. Durch ihn bekamen auch die Böhmen fast gleichzeitig mit den Deutschen die Lehren von der Wertlosigkeit eines Staatswesens

ohne Nationalität und die Mahnung zu hören, daß der, der die Geschichte seines Volkes kennt, sie auch schreiben müsse und daß jedes Volk in seiner Sprache sich selbst ehre. Für Jungmann war das Beispiel der Deutschen überhaupt maßgebend.

Die erste Verkündigerin des romantischen Geistes für die Böhmen war Hromádkos Zeitung „Vídenské Noviny" (1812—1816) mit einer litterarischen Beilage „Prvotiny pěkných umění" (1813—1817). Hier wurde zuerst auf die Notwendigkeit hingewiesen, auch böhmische Volkslieder zu sammeln; unterdessen sammelten schon Palacký und Benedikti slovakische Volkslieder und Šafařík veröffentlichte durch den ganzen letzten Jahrgang Volkslieder seiner Heimat; Palacký übersetzte 1817 zwei Gesänge Ossians.

Im Jahre 1813—1814 lebte in Wien auch Hanka, vertraut nicht nur mit den slavistischen Interessen Kopitars, sondern auch mit den Bestrebungen der deutschen Romantiker. Seine Sammlung altböhmischer Gedichte (Starobylá skládanie 1817) stattete er nach dem Vorbilde der Kommentatoren des Nibelungenliedes und der deutschen Minnesänger mit einem möglichst gelehrten Apparat aus, vor allem aber weckte er das Interesse für das Volkslied, wie er denn von den West- und Südslaven überhaupt der erste ist, der die slavische Volkspoesie in seinen Dichtungen bewußt und konsequent nachahmt. Ganz im Nationalgeiste wirkte auch die entdeckte Königinhofer und die Grünberger Handschrift; man kann wirklich sagen, daß in ihnen das Programm der Friedrich Schlegelschen Universalpoesie erfüllt war, zum mindesten waren da Geschichte und Mythologie mit der Poesie ganz vereinigt; in ihnen erblickte man den Beweis einer großen Originalkultur und meinte in ihnen wirkliche Volkspoesie zu besitzen.

Das erste unverfälschte, sichtbare und dauernde Resultat der vaterländischen Gesinnung war die Gründung des Vaterländischen Museums in Böhmen, welches durch seine Einrichtung und seine Zwecke ganz den Bedürfnissen der Zeit entsprach. Es wurde auch die erste wissenschaftliche böhmische Zeitschrift „Krok", an Okens encyklopädische Isis erinnernd, von Presl begründet und in diese Zeit fällt auch die Herausgabe der von Palacký und Šafařík verfaßten Schrift „Počátkové českého básnictví" (1818), auf welche die metrischen Neuerungen Klopstocks wirkten und welche eine nationale, auf dem Zeitmaß beruhende Metrik schaffen wollte. Das Werk verkündete überhaupt nationalpatriotische Tendenzen und man findet da nicht bloß Klopstockische, sondern auch romantische Schlagworte.

Die angesammelten nationalpatriotischen Gefühle kamen nun in einer Fülle von poetischen Ergüssen zum Ausdruck.

Čelakovský vor allem und sein Freundeskreis hielten sich an das Volkslied; er und die ganze „patriotische Schule" schlossen sich an Goethe und an die jüngere deutsche Romantik an. Das Interesse für das Volkslied und dessen Nachahmung in Inhalt und Form ist eine große That der böhmischen Romantik, und diese große That ist mehr als irgend etwas auf das deutsche Muster zurückzuführen; und die neuere böhmische Litteratur setzte eigentlich nur dort ein, wo die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts über Schiller und Goethe hinausgegangen ist.

Ein Beweis dafür, daß das Interesse für das Volkslied durch deutschen Einfluß geweckt wurde, ist der Umstand, daß man auch in Böhmen Volkslieder schon lange von amtswegen sammelte. In Čelakovskýs und Kamarýts Korrespondenz ist von Herders Volksliedern öfters die Rede, beide haben aber schon einen weit vollkommeneren Begriff von dem Volksliede als er, Arnim und Brentano, und da stehen sie bereits auf dem geläuterten Standpunkt J. Grimms; denn die Leistungen beider Brüder kannten sie gewiß direkt und es ist begreiflich, daß sie mit ihnen und mit der ganzen Romantik auch die Fehler bezüglich des Originalcharakters des Volksliedes und des ganzen Volkstums teilen. Als echter Herderianer und Romantiker verpflanzte Čelakovský auch die Lieder anderer Völker auf heimatlichen Boden.

Wie die Begeisterung für das Volkstum hauptsächlich auf deutschen Einfluß zurückzuführen ist, ebenso ist die dadurch bedingte Nachahmung des Volksliedes deutschen Beispielen und Ideen zu verdanken; hier ist sogar jeder slavische Einfluß ursprünglich ausgeschlossen. Der „Nachhall russischer Lieder" machte auch auf deutscher Seite mehr Aufsehen als bei den Stammesgenossen, und der Kritiker Anton Müller mußte bei der Würdigung von Celakovskýs slavischen Volksliedern der jüngeren Generation predigen, sie sollte doch diesem lobenswerten Beispiele folgen, wobei er Bürger und Hölty zu Mustern empfiehlt; und derselbe Müller erweckte in vielen Böhmen das nationale Bewußtsein dadurch, daß er Celakovský für seinen Nachhall russischer Lieder ein begeistertes Lob spendete.

Auf ihre neuen Bahnen wurden Celakovský und seine Freunde von Herder und Goethe geführt. Er weist in der Vorrede zu den slavischen Volksliedern auf ihren nationalen Charakter hin, übersetzt Herders Dichtungen aus der morgenländischen Sage; er und Kamarýt interessieren sich auch für den im Nationalgeist wirkenden Dichter Bürger, aus dem der letztere übersetzt und den Celakovský in seiner Ballade „Die Hochzeit" nachahmt. Und ganz als Romantiker zeigten sich beide durch ihre unbegrenzte Verehrung Goethes; er ist ihnen lieber als Schiller, sie nennen ihn lieb und lieblich, die meisten Citate in ihrer Korrespondenz stammen aus Goethe. Beide nehmen sich ein Muster an seinen Liedern, kennen sein Interesse für das Volkslied und wissen, was er diesem zu verdanken hat. Celakovskýs böhmische Romanzen und Balladen stehen unter Goethes Einfluß, es sind Motive aus dem Erlkönig, dem Fischer, aus der Faustischen Hexenküche, von Celakovskýs Epigrammen ist ein Drittel nach Goethe, er übersetzte „Die Geschwister" und Kamarýt dachte sogar an eine Faustübersetzung. Und so äußert sich Goethes Einfluß auf den Nachhall russischer und böhmischer Lieder und auch auf den Liedercyklus „Ruže stolistá", wie schon sein Nebentitel „Dichtung und Wahrheit" beweist, und auf welche auch E. Schulzes „Bezauberte Rose" eingewirkt hat. Ein Verdienst der Romantik ist es auch, daß Petrarca Celakovskýs Lieblingsdichter wurde und er daher von seiner unglücklichen Liebe in Sonetten singt.

Zur Verbreitung dieser romantischen Form und des romantischen Fühlens und Denkens überhaupt half jedoch Celakovský auch durch seine „Smíšené básně" (1822); er sehnt sich da nach Zeiten, in denen die Phantasie die Welt regierte, möchte von einer Burg zur anderen wandern, schwere Träume verbrennen sein Inneres, hier äußert sich sein Gottvertrauen, seine Mystik, seine Verherrlichung des katholischen Gottesdienstes und seine Sehnsucht nach dem Ideal und der Schönheit. Auch Kamarýt singt das Lied des Schönheitsideals. Alles das sind Nachklänge der deutschen Romantiker, deren Lektüre wir direkt konstatieren können, wie es bei Schulze, Fouqué, Novalis, Stolberg und anderen der Fall ist. Natürlich interessierten sich Celakovský und Kamarýt auch für die Prager deutschen Dichter, welche nationale böhmische Stoffe in romantischer Weise episch bearbeiteten.

Auch in ihrer Weltanschauung berührt sich die neue Schule mit der deutschen Romantik, in welcher das Herz den Verstand überwindet, wie denn zwischen Celakovský, Kamarýt und Chmelenský eine besondere Herzenswärme und Gefühlsschwärmerei überhaupt sich äußerte. Die deutsche Romantik vermittelte bei ihnen auch die Vorliebe für die Spanier und die orientalische Dichtung, für Shakespeare und Walter Scott, sowie eine direkte Ablehnung der Franzosen. Die Deutschen gaben auch das Muster zu der Emanzipation der jüngeren romantischen Generation von den Deutschen, und wenn sich Celakovský mit seinen Freunden in dem Entscheidungskampf zwischen Polen und Russen auf die Seite der Polen stellt, so ist das ein Beweis dafür, wie sehr die deutschen Freiheitsbestrebungen, die namentlich in der Begeisterung für die Polen und Griechen Ausdruck fanden, auch auf ihn übergegangen sind.

Die Wiener romantischen Organe wirkten auch auf Palacký, aber viele neuen Ideen kamen ihm direkt aus Deutschland zu, durch die von dort zurück-

kehrenden Slovaken Fabry, Šimko und besonders durch Šafařík, mit welchem er brieflich und nach seiner Rückkehr aus Jena persönlich viel verkehrte; in seiner Autobiographie bekennt er diesen wohlthuenden Einfluß selbst. Kant und Herder bildeten den Gegenstand seiner Studien und Herders Humanitätsidee fand auch in Palacký einen entschiedenen Anhänger. Den Wunsch, seinem Volke auch durch eine historische Schrift einen Dienst zu erweisen, erregte in ihm Jahns „Deutsches Volkstum". Der Pangermanismus verfehlte auch auf ihn seine Wirkung nicht, er verweist auf die Einheit der Slaven in Abstammung und Sprache, und wenn wir im Nachwort zum ersten Jahrgang der Museumszeitschrift (1817 lesen, daß die Geschichte, Sprache und Litteratur die teuersten Schätze sind, die wir von unseren Ahnen geerbt haben, so ist es ein Satz, der bereits von Fr. Schlegel übernommen werden konnte. Der romantische Nationalgeist durchwebt auch die älteren Partien seiner Geschichte.

Alle bisher genannten Gelehrten und Dichter nahmen an dem gesamten geistigen Leben des deutschen Volkes Anteil, soweit dieses nach Österreich gedrungen war, und das geschah gerade in den Zeiten der Romantik in hervorragendem Maße. Aber zwei Männer haben ihre Bedeutung und ihren Einfluß auf die gesamte Slavenwelt Jena zu verdanken, einer der hervorragendsten deutschen Geistesstätten, dem Hauptsitze der idealistischen Philosophie und dem Mittelpunkte der freiheitlichen und patriotischen Bewegung der deutschen Jugend. Šafařík segnete das Schicksal, welches ihn in diese Stadt brachte, Jena war ihm exilium corporis, paradisus animae. Die größte Wirkung übte auf ihn der Philosoph Fries aus, von dessen religiös-philosophischen Anschauungen er völlig durchdrungen ist. Der Jenaer Studienzeit verdankt Šafařík seinen Universalismus, die alldeutsche, pangermanische Begeisterung der dortigen Professoren und Studenten verfehlten ihre Wirkung auf ihn nicht und erweckten sein nationales Selbstbewußtsein und seinen Panslavismus.

Als Ästhetiker stützt sich Šafařík auf deutsche ästhetische Kompendien. Sein Romantismus äußert sich in der Forderung einer nationalen Prosodie und des Nationalgeistes in der Litteratur und namentlich in der Verehrung der Volkspoesie. In Neusatz blieb er in Fühlung mit dem deutschen wissenschaftlichen Leben, studierte rechtzeitig und gründlich die Schriften Niebuhrs, Grimms, Bopps und W. von Humboldts, und auch indirekt wirkten die Deutschen auf ihn, indem er durch die Polen Linde, Majewski, Potocki, Rakowiecki und andere vielfache Anregung bekam, die selbst in ihren Leistungen unter deutschem Einflusse standen. In seiner „Geschichte der slavischen Sprache und Litteratur nach allen Mundarten" nahm er sich neben Dobrovský die Deutschen Adelung, Vater und Wachter zum Muster; sein erstes und panslavisches Jugendwerk verrät den ausgesprochenen Anhänger der Herderschen Ideen und der Romantik, vor allem den romantischen Nationalpatrioten; echt romantisch ist seine Liebe zur Volkspoesie. In der Frage vom slavischen Nationalcharakter, sowie in der Auffassung der Rolle, welche das Slaventum in der Gegenwart und Zukunft zu spielen habe, übernimmt er die Ideen Herders. Den deutschen Romantiker verrät Šafařík als Historiker, indem er in das graue Altertum flüchtet und Geschichte aus Patriotismus schreibt, und als Archäolog, indem er auch in seinen Altertümern Herders Charakteristik der Slaven übernimmt und bei der Schilderung ihrer Sitten und Kultur sich neben Herder auch auf W. von Humboldt und J. Grimm beruft. Jakob Grimm ist überhaupt sein unzweifelhaftes Muster, dessen gesamte Thätigkeit er bezüglich der Slaven nachzuahmen suchte. Šafařík glaubte im Sinne der Romantiker an die Originalität der Sprachen, an die Ursprünglichkeit der Völker und an einen Nationalgeist, der in grauer Vorzeit die Sprache, die Mythologie, die Poesie und das Recht aus sich selbst geschaffen hat, und fordert eine originelle Nationalkultur auch für die Gegenwart. Echt grimmisch ist sein Urteil über die Dialekte, seine Erforschung des slavischen Rechtes und der nationalen Namen, wie ihm denn überhaupt eine

von der deutschen Romantik geschaffene Philologie vor Augen schwebte, wie sie W. von Humboldt als die Wissenschaft der Nationalität definierte.

Auch Kollár eröffnete sich in Jena eine neue Welt. Er kam dorthin gerade zu der Zeit (1817), als die studentische Bewegung ihren Höhepunkt erreichte, und mit Begeisterung nimmt er an dem Wartburgfeste teil. Wissenschaftlich wirkten auf ihn der Theologe Gabler, der Philosoph Fries, der Naturforscher Oken, der Historiker Luden, der Philologe Hand. Dort verkehrte er mit den ersten Vertretern der Intelligenz, lernte Goethe persönlich kennen, besuchte das Theater in Weimar und die Stätten, welche ihn an Schiller, Wieland und Herder erinnerten. Seine Lektüre bilden Goethe, vor allem Wilhelm Meister und Wahrheit und Dichtung, Ossian, Klopstockische Oden, er interessiert sich für die Minnesänger, Anakreontiker, die Dichter des Hains und die Romantiker. Er studiert die romantische Ästhetik, vor allem Jean Pauls Vorschule, leitet die Sonettenflut nach Böhmen, aus Ludens Ästhetik lernte er das Volkslied schätzen, eignet sich auch Fr. Schlegels und W. von Humboldts ästhetische Lehren an und begeistert sich für die Poesie des christlichen Kultus. Und schon aus Jena holte er sich eine Menge Ideen, die er dann mehr oder weniger glücklich verwirklichte. Ganz und gar sieht man dann den Zögling der deutschen Romantik darin, daß die Umgebung von Jena schmerzliche Gefühle über die Vergangenheit der Slaven in ihm weckte. Und die Reflexe dessen, was er in Jena gelernt und erlebt, finden wir in seinen Werken.

Kollár versuchte in seiner „Slávy Dcera" eine Synthese der Antike und Romantik praktisch zu bethätigen, wie er sie später in seiner Schrift über die litterarische Wechselseitigkeit theoretisch begründete und forderte. Die Slavisierung der klassischen Mythologie ist das Erbe Klopstocks und der Barden, die Göttin Sláva ist dem deutschen Teuto oder Tuisko nachgebildet und im romantischen Geist mit der indischen Mythologie in Zusammenhang gebracht, der slavische Himmel entspricht der Walhalla, romantisch ist die Verklärung der Sláva und ihrer Tochter zur Madonna, sowie die große Vorliebe für das slavische Heidentum. In diesem Werke spiegeln sich die Einheitsbestrebungen der deutschen Jugend wieder.

Kollár selbst gesteht einige Reminiscenzen, sei es aus E. Schulze, Grillparzer oder Goethe. Die meisten Reminiscenzen finden sich in der „Slávy Dcera" aus Herder, und zwar aus seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, IV. Teil, 4. Kapitel. Man kann ruhig sagen, daß eigentlich das ganze Kapitel Herders über die Slaven nebst anderen hierher gehörigen Stellen von Kollár umgedichtet worden ist.

Mit Herder predigt Kollár das Evangelium der Liebe, herderisch ist sein Patriotismus, sein Verhältnis zur Volkspoesie, herderisch ist es, wenn Kollár eine gemeinsame slavische Litteratur fordert, welche einen rein menschlichen Charakter annehmen würde. Phantastische deutsche Romantik äußert sich in den mythologischen Gesängen, romantisch ist Kollárs Subjektivismus. Und unter dem Einflusse der Herderschen Humanität verflüchtigte sich auch Kollárs Jenaer Radikalismus.

Auf Kollárs Schrift „Über die litterarische Wechselseitigkeit" wirkte die deutsche vergleichende Sprachwissenschaft und der wissenschaftliche Pangermanismus. Wenn Kollár die Erforschung und Berechnung der reinen Slavicität und die Schöpfung einer wahren Nationallitteratur fordert, hatte er in der „Deutschheit" das Muster dafür, und er operiert mit herderischen und romantischen Begriffen, wenn er die Mahnung erteilt, alle Slaven sollten sich dazu vereinigen, um ihre große, ihnen von der Vorsehung bestimmte Aufgabe im Dienste der Menschheit zu erfüllen, um eine neue Kulturperiode zu begründen. Und wenn sich Kollár über alle sprachlichen, historischen, religiösen und politischen Unterschiede hinwegsetzte und kein Verständnis für politische Konsequenzen seiner Theorien hatte, so fand er auch dafür würdige Muster an deutschen Lehrern im allgemeinen und seinen Jenaer Professoren insbesondere, die alle eines politischen Vaterlandes entbehrten, namentlich Fries.

Herdern folgt Kollár auch in seinen Predigten, in denen wir denselben Ideen begegnen wie in Slávy Dcera und in der Schrift über die litterarische Wechselseitigkeit.

In seinen Altertumsstudien, Etymologien und in seiner Mythologie hält Kollár an den phantastischen Tollheiten von Creuzer, Görres und Kanne fest, ein besonders schlechtes Beispiel war für ihn der Orientalist Hammer. Und wie die meisten Romantiker endete auch Kollár im Dienste der Reaktion, denn sein Festhalten an der grauen Vorzeit und an einer erträumten Welt entfremdeten ihn den Thatsachen der Gegenwart

So geht denn aus allen Ausführungen Murkos hervor, daß das Hauptverdienst an der Wiedergeburt des böhmischen Volkes deutschen Einflüssen, speciell aber der Romantik und ihrem Vorläufer Herder zu verdanken ist.

Murko hat das unbestreitbare Verdienst, diesen allgemeinen Einfluß im großen Umfange zum ersten Male erforscht und ihn durch litterarhistorische Thatsachen gestützt zu haben; das, was man gleichsam nur geahnt hatte, hat er mit seltener Überredungskunst bewiesen. Und in dieser Beziehung überzeugt er auch. So ist es festgestellt, daß die neuen Strömungen, welche in Deutschland auftauchten, zu den Böhmen und Slaven überhaupt gelangten und auch gelangen mußten; es ist erwiesen, daß Männer wie Šafařík und Kollár aus der vollen Quelle dieser Strömungen schöpften und ihnen ihren Ausblick und neue Weltanschauung verdanken; und es steht namentlich bei Kollár fest, daß er von Herders Ideen völlig durchdrungen ist und ihr Vermittler bei den Böhmen wurde. Und insofern kann von einem Einfluß thatsächlich die Rede sein.

Allein gerade die Art und Weise, in der Murko den Einfluß auffaßt, ist es, worin wir nicht überall mit ihm übereinstimmen können. Auch Murko entging dem verführerischen Fehler nicht, daß er den wahren Einfluß mit bloßer Nachahmung, den prinzipiellen mit reinen Äußerlichkeiten identifiziert, und wo er nur zufällige Ähnlichkeit vorfand, sie für einen Einfluß hält. Unter wahrem Einfluß kann man doch wohl nur solche Einwirkung eines Geistes auf den anderen verstehen, welche in dem letzteren tiefe Spuren hinterläßt, welche in ihm sozusagen eine analoge Thätigkeit hervorruft, analog sowohl der Richtung als auch dem Erfolge nach — und das ist ein wichtiges Moment. So kann man von einem Einflusse Herders auf Kollár reden: er hat Herders Ideen zweifelsohne übernommen, lebte sich in diese Ideen ein, auf ihrer Grundlage entfaltete er seine eigene litterarische Thätigkeit, und diese Thätigkeit wurde von weitgreifendem Erfolge gekrönt. Das ist unserer Meinung nach ein wahrer Einfluß. Aber keinen Einfluß darf man in dem Umstande suchen, daß z. B. Fouqué in den Jahren 1812—1815 in Wien zu den gelesensten Dichtern gehörte; es ist kein Einfluß, wenn Čelakovský seine Sammlung von Volksliedern nach Herders „Stimmen der Völker in Liedern" nennen wollte und es nur deshalb nicht gethan hat, weil ihm der ursprüngliche Herdersche Titel auch nicht unbekannt geblieben sein dürfte; man kann auf keinen Einfluß schließen aus der Übereinstimmung von Titeln, wie E. Schulzes „Die bezauberte Rose" und Čelakovskýs „Růže stolistá". Solche und ähnliche Sachen haben auf das geistige Leben der Böhmen sicher keine Wirkung ausgeübt, das ist ein belangloses Zusammentreffen, an das doch ein anderer Maßstab angelegt werden sollte.

Ich zweifle auch, ob man auch für Čelakovský einen wahren Einfluß Goethes wird annehmen können, durch den er auf neue Bahnen seiner dichterischen Thätigkeit gebracht werden sollte. Seine ganze dichterische Individualität wurzelt in der Volkspoesie, für die er ein angeborenes feines Gefühl hatte, und dies allein leitete ihn auf ihre Bahnen und er brauchte nicht dazu Goethes Lieder nachzuahmen. Der Umstand, daß er sich diesbezüglich auf Goethe beruft, hat wohl andere Bedeutung: er weist bei seiner neuen Richtung auf Goethe als denjenigen Dichter hin, der in derselben Richtung wunderbare Erfolge erzielte, er

zeigt, wie sich der Einfluß der Volkspoesie auch auf ihn bewährte und hoffte das selbe von der Volkspoesie für seine eigene Thätigkeit. Nur so viel kann man sagen: die Volkspoesie wirkte auf Goethe und sie wirkte auch auf Čelakovský, und seine Erfolge in dieser Beziehung verdankt er nicht dem Einflusse Goethes, sondern lediglich der Volkspoesie selbst; denn streng genommen ist es ja anders gar nicht möglich. Im Vergleich mit der eigentlichen Individualität Čelakovskýs treten sonst einige Goethische Motive recht in den Hintergrund und daher ist ein Einfluß Goethes (im wahren Sinne des Wortes) auf ihn sehr fraglich. Ja, ich trage kein Bedenken die Frage aufzuwerfen, ob es in der betreffenden Periode der böhmischen Litteratur überhaupt einen Dichter gab, auf den Goethe einen wahren Einfluß ausgeübt haben könnte; allerdings muß man dabei zwischen Einfluß und Nachahmung streng unterscheiden.

Was Šafařík betrifft, so ist es zweifellos, daß sich ihm eine neue Welt erst durch den Jenaer Aufenthalt eröffnete, daß er von dort Anregung zur Arbeit bekam und dort seine Muster kennen lernte. Aber damit ist auch dieser ganze deutsche Einfluß erschöpft, denn kaum hat sich jemand von diesen Einflüssen so bald emanzipiert, wie gerade Šafařík. Und auf diese Emanzipation von den Deutschen legt Murko doch zu wenig Nachdruck, wohl deshalb, weil er auch die Emanzipation der jüngeren romantischen Schule auf deutsche Muster zurückführt, auf ihre Emanzipation von den Franzosen. Diese Behauptung wird schwerlich Bestand haben, schon deshalb, weil die Grundlage dieser ganzen Emanzipation und ihre Tendenzen bei den Böhmen ganz andere sind als bei den Deutschen; dort legte man doch Grundsteine zu einem neuen Leben, und die Analogie mit der deutschen Bewegung ist zu gering, als daß man auch darin ihren Einfluß finden und behaupten könnte, daß der Haß der Deutschen gegen die Franzosen natürlich auch den der Böhmen gegen die Deutschen wecken mußte. Der Antagonismus der beiden Völker hat weit tiefere Wurzeln — das sind ja bekannte Dinge — und wäre zum Durchbruch auch ohne die Emanzipation der Deutschen gelangt. Und Šafaříks Fühlen und Streben, welches in Jena allerdings aufgemuntert wurde, ging sehr bald seine eigenen Wege. Das äußert sich in seiner ganzen Thätigkeit.

Ich kann bei Šafařík auch darin keinen Einfluß finden, daß er sich in seinen Arbeiten auf deutsche Gelehrte beruft, sei es auf Humboldt, Grimm oder andere. So weist Murko bezüglich der Auffassung des slavischen Nationalcharakters auf Herder hin. Mit vollem Recht kann er dies thun, allein es ist kein Einfluß: hier wie anderwärts ist es nur eine Übereinstimmung in Meinungen, Übereinstimmung von Forschern, und wäre Šafařík bei seinem Kriticismus zu anderen Resultaten gelangt, hätte er sich auf sie auch nicht berufen können. Es ist daher nicht gerade passend zu sagen, daß Šafařík bemüht war, J. Grimm in seiner ganzen Thätigkeit nachzuahmen, denn nachahmen läßt sich ja in der Wissenschaft nichts.

Und so ist es auch kaum richtig zu behaupten, daß Palacký seine Geschichte deshalb nicht über das Jahr 1526 hinausgeführt hat, weil er und seine Zeitgenossen, die ihm in der Sammlung und Bearbeitung von Materialien behilflich waren, für die ältere Zeit der böhmischen Geschichte als Romantiker eine besondere Vorliebe haben mußten. Die Gründe dafür haben mit dem Romantismus nichts zu thun, der sich mit Palackýs Persönlichkeit überhaupt nicht gut verträgt. In solchen und ähnlichen Behauptungen geht Murko zu weit; so namentlich auch da, wo er innige Freundschaftsverhältnisse, die Rechte des Herzens oder politische Gesinnung auf die deutsche Romantik zurückführen will, was doch rein menschliche Dinge sind, die sich schwerlich an etwas ein Muster nehmen können, sondern ganz unabhängig zum Ausdrucke gelangen; aus der Inhaltsangabe, die wir auch deshalb so ausführlich geboten haben, wird ja genügend einleuchten, was alles hierher gehört, und wir brauchen es wohl nicht besonders hervorzuheben.

Es drängt sich auch die Frage auf, ob man berechtigt ist, die böhmische Wiedergeburt Romantik zu nennen? Die Frage ist deshalb wichtig, weil dadurch in die böhmische Litteraturgeschichte insofern ein neuer Gesichtspunkt eingeführt wird, als eine ihrer wichtigsten Perioden im Rahmen der gesamten Weltlitteratur betrachtet wird und ihre engeren Grenzen verläßt, wobei gerade der deutschen Litteratur eine so bedeutende Rolle zukommt. Gewiß kann man sie so nennen, und es bleibt ein Verdienst Murkos, diese neue Auffassung zur Geltung gebracht zu haben. Nur muß dabei berücksichtigt werden, daß der Schwerpunkt dabei auf die wissenschaftliche Seite fällt; denn die wissenschaftlichen Früchte der romantischen Bestrebungen in Böhmen sind ohne Zweifel bedeutender als ihre poetischen Erfolge. Und das hängt eben mit dem Umstande zusammen, daß in mancher Beziehung die böhmischen Bestrebungen dennoch ihren eigenen Weg gingen.

Murkos Buch ist sachlich, streng wissenschaftlich gehalten; er hat darin das Verhältnis der beiden seit jeher so sehr aneinander gewiesenen Nationen in einer der bedeutendsten Perioden des geistigen Lebens ins klare gebracht. Zwar haben wir gesehen und hervorgehoben, daß Murko mitunter etwas übers Ziel geschossen hat, indem er auf Kosten des unbestreitbaren und wahren Einflusses in gewisser Beziehung zu gesuchten und gezwungenen Ausführungen griff. Allein diese betrafen meist prinzipielle Fragen, die sich bei einer vergleichenden literarhistorischen Arbeit leicht erklären lassen, wohl auch dadurch, daß sich Murko auf die deutschen Einflüsse beschränkt und so etwas einseitig wird; seine Ausführungen werden ergänzt und in gewissen Punkten wohl auch modifiziert werden, bis man auch die anderen Einflüsse, die antiken, slavischen, englischen und welche immer sich auffinden lassen, untersucht haben wird. Es ist ein treffliches Buch.

Berlin. Johann Krejčí.

Nagl J. W. und Zeidler J., Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen herausgegeben. Mit circa 200 Abbildungen im Text, 15 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitten und 10 Faksimilebeilagen. 1. und 2. Lieferung. Wien, C. Fromme. à 1 M.

Inhalt: 1. Abschnitt. Von der ältesten Zeit bis zur Reformation. I. Die deutsche Kolonisation in Österreich-Ungarn. 1. Österreich. 2. Ungarn. — II. Das nationale Erbe. 1. Sprache und Glaube. 2. Die Sage und die aus ihr entsprungenen epischen Dichtungen. Die Klage. Das Nibelungenlied. Biterolf und Dietleib. Walther und Hildegunde. Die kleineren Epen über Dietrich von Bern.

An dem 1. Heft haben mitgearbeitet: Nagl, Neßler, Bett, Altinger, Hann, Khull, von Radics, Ebenspanger, Hackel, Wolkan, Grolig, Weber, Schullerus, Schwicker.

Olith E. (Ernst Thilo), Vademekum dramatischer Werke, alphabetisch geordnet mit Angabe der Verleger, Preise und teilweiser Personenangabe. Hannover, Lüdemann. 7.50 M.

Planck E., Die Lyriker des schwäbischen Klassizismus (Ständlin; Conz; Neuffer; Hölderlins Jugenddichtung). Stuttgart, Kohlhammer. 1 M.

Vochhammer P., Dante und die Schweiz. Ein Wort an Einheimische und Fremde. (Mit einer Skizze für Dante-Leser.) Zürich, Raustein. 80 Pf.

Rossel V., Histoire des relations littéraires entre la France et l'Allemagne. Paris, Fischbacher. 7.50 Frcs.

Schultze E., Wege und Ziele deutscher Litteratur und Kunst. Berlin, Duncker. 2.40 M.

Teuber O. und F. Schöchtner, Unser Kaiserlied. Eine Denkschrift zum Centenarium der Volkshymne. Wien, Seidel & Sohn. 1.60 M.

Die Entstehung und die verwickelte Geschichte der österreichischen Volkshymne, des von Haschka herrührenden Textes und der von Haydn stammenden Melodie werden hier von sachkundiger Seite für weitere Kreise erzählt. Die Geschichte

des volkstümlichen Liedes darf an den zahlreichen Umarbeitungen des Textes, die von Dichtern wie Grillparzer, Zedlitz, Holtei, Seidl und anderen herrühren, nicht vorübergehen. Leider sind den Verfassern des Büchleins einige sehr merkwürdige Umarbeitungen entgangen, so die von K. E. Ebert, die ich in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen, Jahrgang 33, S. 354 f. mitgeteilt habe, die beiden von Perthaler in dessen Auserlesenen Schriften 1, 273 und 275 f. mitgeteilten, und die schwungvolle Neudichtung des Erzherzogs Max, die dieser am 17. August 1853 als Befehlshaber der Minerva im Hafen von Durazzo improvisierte, als des Kaisers Geburtsfest gefeiert werden sollte und niemand den Text vollständig hatte (Neue Zeit. Olmützer Zeitung, 19. August 1864). Ergänzt wird diese Schrift durch die gleichzeitig erschienene sorgfältige Studie von V. Böck im Wiener Neujahrs-Almanach 1897, S. 51 ff. — Der Anhang über die Manuskripte und Drucke ist jetzt zu vermehren durch das Programm der „Festvorstellung zur Feier des Centenariums der österreichischen Volkshymne, veranstaltet von der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien im k. k. priv. Carltheater, 12. Februar 1897", dem ein Faksimile der Originalhandschrift beigegeben ist. A. Sauer.

Urban M., Zur Litteratur Westböhmens. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte Deutschböhmens. Plan 1896. Druck und Verlag von Andreas Haßold in Mies. 2 M.

Wackernell J. E., Altdeutsche Passionsspiele aus Tirol mit Abhandlungen über ihre Entwicklung, Komposition, Quellen, Aufführungen und litterarhistorische Stellung (Quellen und Forschungen zur Geschichte, Litteratur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer durch die Leo-Gesellschaft herausgegeben von J. Hirn und J. E. Wackernell). Graz, „Styria" 1897. 13.50 M.

Inhalt: Abhandlungen I. Benedikt Debs, Vigil Raber und ihre Spielsammlungen. II. Der Bozener Passion. III. Der Amerikaner Passion. IV. Die gemeinsame Vorlage des Bozener und Amerikaner Passions. V. Passionsaufführungen in Bozen. VI. Der Sterzinger Passion (St). VII. Der Pfarrkircher (Pf) Passion und sein Verhältnis zum Sterzinger. VIII. Interpolationen und Überarbeitungen in St und Pf und ihre Quellen. IX. Die gemeinsame Vorlage des Sterzinger und Pfarrkircher Passions. X. Passionsaufführungen in Sterzing von 1455—1580. XI. Das Verhältnis der Sterzinger zur Bozener Gruppe. XII. Komposition und Quellen des Tiroler Passions. Sein Einwirken auf andere Spiele. XIII. Der Haller Passion. XIV. Passionsaufführungen in Hall und Schwaz von 1430—1551. XV. Das Vorspiel und seine Aufführung zu Bozen mit dem Passion von 1514. XVI. Die Mischhandschrift. XVII. Der Brixener Passion und seine Quellen. XVIII. Gedächtnismäßige Überlieferung. XIX. Das Nachspiel. XX. Der Verfasser des Tiroler Passions. Ort und Zeit desselben. Zur Chronologie der altdeutschen Spiele. XXI. Stellung des Tiroler Passions im Gesamtzusammenhang der Passionsspiele Deutschlands. XXII. Zur Textbehandlung dieser Ausgabe. XXIII. Neuester Zuwachs. — Texte. — Anmerkungen und Glossar.

Warkentin R., Nachklänge der Sturm- und Drangperiode in Faustdichtungen des 18. und 19. Jahrhunderts. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von F. Muncker.) München, 1896. Franke & Haushalter. 2.40 M.

Inhalt: Einleitung. Das allegorische Drama Paul Weidmanns und die Faustdichtungen der Stürmer und Dränger. — Kapitel I. Faustdichter, welche unmittelbar an die Stürmer und Dränger anknüpfen. Graf Soden. A. von Chamisso. C. E. L. Schöne. A. Klingemann. Braun von Braunthal. — Kapitel II. Faustdichter, welche nur äußerlich an die Stürmer und Dränger anknüpfen und ihren Faustdichtungen einen ganz neuen Inhalt zu geben versuchen. A. W. Schreiber. Joh. Nep. Komareck. K. Fr. Benkowitz. Niklas Vogt. C. D. Grabbe. — Kapitel III. Die Faustdichtungen von Joh. Fr. Schink und

Julius von Voß. — Kapitel IV. Die erste Aufnahme von Goethes Faustfragment und fremde Fortsetzungen seines ersten Teils.

Wrede R. und Hans von Reinfels, Das geistige Berlin. Eine Encyklopädie des geistigen Lebens Berlins. 1. Band: Leben und Wirken der Architekten, Bildhauer, Bühnenkünstler, Journalisten, Maler, Musiker, Schriftsteller, Zeichner. Berlin, Storm. 10 M.

Wolff Eugen, Die bleibenden Ergebnisse der neuern litterarischen Bewegung in Deutschland. Vortrag (Fragen des öffentlichen Lebens. Herausgegeben von R. Wrede, Heft 10). Berlin, Kritik-Verlag. 50 Pf.

Zielinski Th., Cicero im Wandel der Jahrhunderte. Ein Vortrag. Leipzig, Teubner. 2.40 M.

Barthel G. E., Neuer poetischer Hausschatz. Hochdeutsche Gedichte aus der Zeit vom Beginne der Romantik bis auf unsere Tage in systematisch geordneter Auswahl aus den Quellen (Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes Nr. 983—998). Halle, Hendel. à Nr. 25 Pf.

1355 Gedichte von 266 Dichtern, sachlich geordnet. Am Schlusse biographische Nachrichten über die Dichter.

Eichberg F., Märkisches Liederbuch. Im Auftrage des Touristen-Clubs für die Mark Brandenburg zu Berlin gesammelt und herausgegeben. Berlin, Fontane & Co. 50 Pf.

Gundlach F., Italienische Lyrik seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. In deutschen Übertragungen herausgegeben und mit biographischen Notizen versehen. Berlin, Alexander Duncker 1897. 7.50 M.

In sehr verdienstlicher Weise bietet uns ein verständiger Sammler eine Anthologie italienischer Gedichte in deutschen Übersetzungen. Sie umfaßt 298 Gedichte von 128 Dichtern und 52 Volksliedern, von 49 Dichtern übersetzt. Die Mehrzahl der Übersetzer gehört der Gegenwart an; aber auch die Romantiker (Gries, A. W. Schlegel) und Herder sind vertreten. Vielleicht hätte man anhangsweise Proben von Übersetzungen aus früheren Jahrhunderten beifügen können. Goethes Übersetzung der Ode an Napoleon von Manzoni hätte neben der modernen Übertragung nicht fehlen dürfen. Aber unser Schatz an Übersetzungen aus dem Italienischen ist noch viel reicher als diese Anthologie ahnen läßt. Eine Hauptquelle ist dem Herausgeber leider ganz unbekannt geblieben: die 25 Bände des „Litterarischen Jahrbuches des Ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch ungarischen Monarchie Die Dioskuren", worin nach dem Register nicht weniger als 81 italienische Dichter in deutschen Übersetzungen vertreten sind, von denen 41 Namen in unserer Anthologie fehlen. Die meisten dieser Übertragungen rühren von Cajetan Cerri, einem geborenen Italiener, her; einzelnes haben beigesteuert: Louise Breisky, A. Boczek, R. E. Edler, Th. Etze, C. Fidler, F. von Gernerth, H. Grasberger, Freiherr von Kübeck, F. Lentner, W. du Nord und Betty Paoli. — Vermißt habe ich eine Probe aus Gregorovius' Übersetzung der Gedichte Melis. Th. Mommsens Übersetzung des Carducci ist leider nur als Manuskript gedruckt. A. S.

Liederbuch der Getreuen in Jever. Berlin, Mittler & Sohn. 1.20 M.

Deutsches Kommersbuch. Historisch-kritische Bearbeitung, besorgt von R. Reifert. Freiburg i. B., Herder 1896. 4 M.

Tetzner F., Unsere Dichter in Wort und Bild. 6. Band. Leipzig, Claußner 1896. 3.40 M.

Thom H., Deutsche Dichter in Wort und Bild. Poetischer Hausschatz. Leipzig, H. R. Thom. 10 M.

Welichner C., Im Kampf des Lebens. Eine lyrische Anthologie. Nach sittlichen und ästhetischen Grundsätzen zusammengestellt. Stuttgart, Kohlhammer. 3.50 M.

Illustrierte Elzevier-Ausgaben. Nr. 12. Leipzig, Seemann. 2 M.

Inhalt: Religiöse Lyrik. Ausgewählt von R. Weitbrecht. Illustriert von H. Looschen.

Aristoteles' Poetik, übersetzt und eingeleitet von Th. Gomperz. Mit einer Abhandlung: Wahrheit und Irrtum in der Katharsis-Theorie des Aristoteles von Alfred Freiherrn von Berger. Leipzig, Veit & Co. 3 M.

Düsel Fr., Der dramatische Monolog in der Poetik des 17. und 18. Jahrhunderts und in den Dramen Lessings (Sonderabdruck aus „Theatergeschichtliche Forschungen", Band 14). Bonn, Georgi 1896.

Bulthaupt H., Dramaturgie des Schauspiels. 1. Band. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. 6. Auflage. Oldenburg, Schulze. 5 M.

Hausegger F. von, Die künstlerische Persönlichkeit. Wien, Konegen. 1.50 M.

Helwig P. J., Eine Theorie des Schönen. Mathematisch-psychologische Studie. Amsterdam, Delsman & Nolthenius. 3 M.

Hirn Y., Förstudier till en konstfilosofi på psykologisk grundval. Helsingfors, Söderström & K. 1.50 Kr.

Oberländer H., Die Theorie der deutschen Schauspielkunst im 18. Jahrhundert, ihr Ursprung und ihre Entwicklung. Rostocker Dissertation. Bonn 1896.

Inhalt: 1. Die Darstellung der Tragödie im Klassicismus Frankreichs. 2. Dubos und Batteux. 3. Die reine Natur nach ihrem Ursprung aus der Komödie. 4. Das théâtre français und seine Theoretiker in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. 5. Gottsched und die deutsche Schauspielkunst; Johann Elias Schlegel.

Probst H., Deutsche Redelehre (Sammlung Göschen. Bändchen 61). Leipzig, Göschen. 80 Pf.

Rauber A., Der Naturalismus in der Kunst. Akademische Rede. Leipzig, Georgi. 1 M.

Ricardou A., La critique littéraire (étude philosophique). Avec une préface de F. Brunetière. Paris, Hachette et Cie. 3.50 Frcs.

Spitzer H., Kritische Studien zur Ästhetik der Gegenwart. Wien, C. Fromme. 2 M.

Enthält die wichtigen Recensionen Spitzers aus dem Euphorion über die Werke von Th. Alt, A. Biese, M. Dessoir, K. Berger und K. Lange.

Volkelt J., Ästhetik des Tragischen. München, Beck. 8 M.

Zuccaro L., Marinismo, gongorismo, preziosismo. Ravenna. 8.

Allgemeine Deutsche Biographie. 204.—208. Lieferung. (Band XLI, Lieferung 4 und 5, Band XLII, Lieferung 1—3.) Weigl-Weissenberg. Leipzig, Duncker & Humblot 1896.

Wir heben folgende Namen hervor: Johann Wolfgang Weikert, Nürnberger Dichter, geboren 1778 (Mummenhoff). — Josef Weil, Ritter von Weilen, dramatischer Dichter und Schriftsteller 1828—1889 (Alexander von Weilen). — Ludwig Weigand, deutscher Historiker 1841—1895 (J. Schwalm). — Sigismund Weingärtner, Verfasser des 1607 gedruckten Liedes: „Auf Jesum Christ steht all mein Thun" (L. u.). — Hans Weinreich, Buchdrucker des 16. Jahrhunderts (R. Lohmeyer). — Christian Weise, Pädagog und Dichter 1642—1708 (Erich Schmidt und O. Kaemmel). — Karl Weise, Volksdichter 1813—1888 (L. Fränkel). — Adam Weishaupt, Stifter des Illuminatenordens und philosophischer Schriftsteller 1748—1830 (Daniel Jacoby). — Friedrich Wilhelm Weisker n, Schauspieler 1711—1768 (H. A. Lier). — F. B. H. Weismann, Dichter 1808—1890 (R. Jung). — Adam Weiß, Theologe circa 1480—1534 (G. Bossert). — A. Christoph Ph. Weiß, Dichter und Jugendschriftsteller 1813—1883 (F. Brümmer; handschriftliche Mitteilungen). — Gebhard Weiß, Bregenzer Dialektdichter 1800—1874 (H. A. Lier). — G. F. Weiß, Hofopernsänger und Philolog 1822—1893 (H. A. Lier).

— Johannes Weiß, Buchdrucker zu Wittenberg in der Reformationszeit und Prototypograph von Berlin (R. Steiff). — Johann Paul Weiß, Mitarbeiter Zinzendorfs bei der Begründung der Brüdergemeine 1695—1779 (H. A. Lier). — Johann Gottlieb Christian Weiß, Schauspieler 1790—1853 (H. A. Lier). — Joß Weiß, der Reformator Reutlingens, gestorben 1542 (Votteler; aktenmäßig). — Karl Weiß, Direktor des Archivs und der Bibliothek der Stadt Wien 1826—1895 (Uhlirz). — Hermann Weißbach, Buchhändler 1844—1889 (R. Fr. Pfau). — Christian Felix Weiße, Dichter, Redakteur, Übersetzer, Jugendschriftsteller 1726—1804 (Minor). — Christian Hermann Weiße, Philosoph 1801—1866 (Heinze). — Michael Weiße, Kirchenliederdichter des 16. Jahrhunderts (R. Wolkan). — V. F. Weißel, Dichter, Übersetzer und Nachdichter 1841—1886 (V. Fränkel). — Alois Weißenbach, österreichischer Militärarzt und Dichter 1766—1821 (Pagel; ohne Würdigung seiner poetischen Leistungen). — Johann Kaspar Weißenbach, Dichter 1633—1678 (V. Fränkel). — Georg F. V. Weißenborn, Philosoph 1816—1874 (Heinze; Mitteilungen von V. Busse). — Hermann J. Chr. Weißenborn, Philologe 1813—1886 (Vothholz). — Wilhelm Weißenborn, Philolog und Schulmann 1803—1878 (Vothholz). — Weissenhorn, eine Buchdrucker und Buchhändlerfamilie des 16. Jahrhunderts (R. Steiff). — Friedrich Christoph Weisser, Schriftsteller und Dichter 1761—1836 (M. Mendheim). — Christoph Weißgärber, der Dichter eines 1560 gedruckten vierstrophigen Weihnachtsliedes: „Zing, du werthe Christenheit" (l. u.). — Christian Eberhard Weißmann, evangelischer Theologe 1677—1747 (P. Tschackert). — Karl V. Weitzmann, Dialektdichter 1767—1828 (Hermann Fischer). — Julius V. Fr. Weizsäcker, Historiker 1828—1889 (E. Bernheim mit Benutzung von Aufzeichnungen und Familienpapieren). — Wilhelm Ludwig Wekhrlin, süddeutscher Aufklärer und Journalist 1739—1792 (Knoblauch von Hatzbach auf Grund neuer urkundlicher Forschungen). — Friedrich Gottlieb Welcker, Philologe 1784—1868 (A. Baumeister). — Karl Theodor Welcker, Professor der Rechtswissenschaft 1790—1869 (von Weech). — August Wellauer, Philologe 1798—1831 (Leopold Cohn). — Marcus Welser, Geschichtschreiber und Altertumsforscher 1558—1614 (F. Roth). — Oskar W. Welten (Georg Dolezhal), Belletrist 1844—1894 (V. Fränkel). — Helfrich Bernhard Wenck, Schulmann und Historiker 1739—1803 (R. Wenck mit Benutzung handschriftlicher Nachrichten aus Idsteiner und Darmstädter Kirchenbüchern und aus den von H. Heidenheimer für seine Moserbiographie gesammelten Materialien des Darmstädter Archivs). — Johann Martin Wenck, Schulmann 1704—1761 (R. Wenck, mit Benutzung handschriftlicher Nachrichten). — Johann Wencker, Straßburger Chronist 1590—1659 (W. Wiegand). — Gebhard Fr. A. Wendeborn, Prediger und Kulturhistoriker 1742—1811 (G. Frank). — Johann Ernst Wenigk, evangelischer Theolog und geistlicher Liederdichter 1702—1745 (A. Schumann). — Josef Wenzig, deutscher und czechischer Dichter 1807—1876 (A. Hauffen). — Emilie Wepler, hessische Patriotin und Schriftstellerin, 1818—1893 (V. Fränkel auf Grund von Mitteilungen der Familie). — Johann August Weppen, Schriftsteller 1741—1812 (M. Mendheim). — Johann Angelius Werdenhagen, lateinischer Dichter und Schriftsteller 1581—1652 (P. Zimmermann). — Diederich von dem Werder 1584—1657 (G. Witkowski). — Ernst Wechsler, Schriftsteller 1861—1893 (V. Fränkel). — Karl Friedrich Wegener, Schriftsteller, Lehrer, Prediger 1734—1782 (V. Geiger). — Ernestine Wegner, Soubrette 1850—1882 (V. Fränkel). — Karl Weichselbaumer, Dichter 1791—1871 (V. Fränkel). — Christiane Friederike Weidner, verwittwete Huber, geborene Lorenz, Schauspielerin 1730—1799 (H. A. Lier). — Peter Werenfels, Antistes der Kirche und Professor an der Universität zu Basel 1627—1703 (A. von Salis, mit Benutzung von Manuscripten). — Samuel Werenfels, Professor der Theologie zu Basel 1657—1740 (A. von Salis). — Albert Werfer, katholischer Schriftsteller und

Dichter 1815—1885 (P. Beck). — Benedict Maria Leonhard von Werkmeister, katholischer Theolog 1745—1823 (von Schulte). — Veit Werler, Humanist und Philologe, geboren in den achziger Jahren des 15. Jahrhunderts (K. Hartfelder). — Paul Gottlieb Werlhof, Arzt und Dichter 1699—1767 (Pagel). — Adam Werner von Themar, humanistischer Dichter, ungefähr 1470—1537 (K. Hartfelder). — Adam Friedrich Werner, der deutsche Hofpoet König Friedrichs III. von Dänemark, gestorben 1672 (J. Bolte). — Franz von Werner, als Dichter Murad Efendi 1836—1881 (L. Fränkel). — Friedrich Ludwig Zacharias Werner, Dichter 1768—1823 (Sulger-Gebing). — Christian Wernicke, Epigrammatiker 1661—1725 (Erich Schmidt). — Johann Christian Wernsdorf, Philolog 1723—1793 (F. Koldewey). — August von Wersebe, Geschichtsforscher 1751—1831 (F. Frensdorff). — Friedrich August Clemens Werthes, Dichter 1748—1817 (M. Mendheim). — Heinrich Wescht, Verfasser einer verschollenen deutschen Komödie aus dem Jahre 1575 (J. Bolte). — Lorenz von Westenrieder, Historiker 1748—1829 (Heigel). — George Westermann, Verlagsbuchhändler 1810—1879 (Zimmermann, nach Mitteilungen der Familie). — Elisabeth Johanna von Westen, lateinische Dichterin 1582—1612 (L. Fränkel). — Andreas Westphal, Historiker 1685—1747 (Pyl). — Joachim Westphal, lutherischer Theologe 1510 oder 1511—1574 (l. u.). — Rudolf G. H. Westphal, Philologe, besonders Metriker 1826—1892 (A. Roßbach). — Engel Christine Westphalen, Dichterin 1758—1840 (M. Mendheim). — Johann Kaspar Wetzel, Hymnolog 1691—1755 (l. u.). — Friedrich Carl Wex, Schulmann und Philolog 1801—1865 (H. Klenz). — Johann Weyer, Arzt 1515—1588 (C. Binz). — — Albrecht Weyermann, Theolog und Litterarhistoriker 1763—1832 (W. Heyd). — Friedrich Weyermüller, Dichter geistlicher Lieder 1810—1877 (F. Brümmer). — Josef Weyl, Humorist und Übersetzer 1821—1895 (L. Fränkel). — Clemens M. von Weyrother, Schriftsteller 1809—1876 (Rud. Müller). — Johannes Weyssenburger, ein Priester, der in den ersten Dezennien des 16. Jahrhunderts die Buchdruckerkunst ausübte (K. Steiff). — Albert Wichgrevius, neulateinischer Dichter des 16. Jahrhunderts (J. Bolte). — Julius von Wickede, Schriftsteller 1819—1896 (B. Poten). — Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy, Dichterin 1845—1890 (A. Schlossar). — Jörg Wickram, Dichter des 16. Jahrhunderts (Erich Schmidt). — Friedrich Widebram, reformierter Schulmann, lateinischer Dichter und Theologe 1532—1585 (Cuno). — Achilles Jason Widmann, der Bearbeiter des Peter Leu (L. Fränkel). — Georg Rudolf Widmann, der Bearbeiter des Faustbuches (L. Fränkel). — Christian Adolf Friedrich Widmann, Dichter 1818—1878 (H. A. Lier). — Johann Sebastian Wieland, Dichter, geboren 1590, gestorben bald nach dem 9. Oktober 1635 (L. Fränkel). — Christoph Martin Wieland, Dichter 1733—1813 (Max Koch). — Ludolf Christian Wienbarg, Schriftsteller 1802—1872 (Carstens). — Georg Wigand, Buchhändler 1808—1858 (K. Fr. Pfau). — Otto Wigand, Buchhändler 1795—1870 (K. Fr. Pfau). — Ludwig Wihl, Philolog und Litterat 1807—1882 (L. Fränkel). — Christian Ludwig Theodor Wilbrandt, Ästhetiker, Vater des Dichters 1801—1867 (H. Klenz).

Bahr H., Renaissance. Neue Studien zur Kritik der Moderne. Berlin, Fischer. 3.50 M.

Bamberger L., Gesammelte Schriften 5. Band. Politische Schriften von 1879—1892. Berlin, Rosenbaum & Hart. 5 M.

Berger A. Freiherr von, Studien und Kritiken (Publikationen der litterarischen Gesellschaft in Wien. 3. Jahrgang. 3. Band). Wien, Litterarische Gesellschaft 1896. 4.20 M.

Aus dem Inhalt: Der Hamletcharakter ein Erzeugnis der Schauspielkunst. — Der Hamlet Mounet-Sullys. — Otto Ludwig und Friedrich Schiller. — Fiakerideen (Gedanken über Grillparzer). — Burgtheater (Kleists Penthe-

silea. Gelegentlich der Nachricht, daß sie aufgeführt werden soll. — Anzengruber im Burgtheater. — Über den Monolog. — Über Schauspielkunst. — Von italienischer und deutscher Schauspielkunst.

Bonier E. G., Saggi di letterature straniere. Messina, Principato 1896.

Aus dem Inhalt: Natale e Capo d'anno nella letteratura moderna. — L'influenza italiana sulla lingua tedesca.

Foà A., Studi di letteratura tedesca Florenz. Le Monnier. 4 L.

Aus dem Inhalt: L'ideale estetico di Federigo Schiller. — Libertà e Sorte secondo Federigo Schiller. — Dalla Primavera d'Amore di Federigo Rückert.

Fäßler C., Drei Essays. Gottfried Keller. — Nikolaus Lenau. — Der Stil. St. Gallen. Febr. 1 M.

Diese drei flott geschriebenen Essays verdienen es entschieden, auch von anderen als den engeren Landsleuten des Verfassers gelesen zu werden. Die Charakteristik Kellers ist sehr vielseitig und tief, dabei von landsmannschaftlicher Wärme durchzogen. Er sieht die starke Wirkung der Kellerschen Dichtung vor allem in der gesunden, normalen Beziehung zwischen Stoff und Bearbeitung, Ursprung, Verfahren und Ziel seiner künstlerischen Arbeit, „in der künstlerischen Wahrhaftigkeit, welche nur das als Dichtung wiedergiebt, was wirklich eigenstes inneres Erlebnis des Dichters geworden, ihm völlig assimiliert ist in Thema und Stil" und übersieht neben Kellers Phantasie und Humor seinen „Sprachrespekt" und seine „Sprachdurchbildung" nicht. Insofern ist der dritte Essay über den Stil gewissermaßen die theoretische Begründung des ersten, indem er den Stil als den Ausfluß und Abdruck der Individualität des Schriftstellers beredt analysiert. Viel einseitiger ist der Essay über Lenau. Die Briefe an Sophie sind ihm nicht nur die Hauptquelle, sondern fast die einzige Quelle für Lenaus Wesen und der Dichter ist ihm von Anfang an der Kranke, als der er doch erst nach Jahren kräftiger und gesunder Wirksamkeit geendet hat. Aber auch dieser Aufsatz ist mit großer Liebe und Innigkeit geschrieben, voll von feinen Beobachtungen und guten Bemerkungen.

Geiger L., Dichter und Frauen. Vorträge und Abhandlungen. Berlin, Gebrüder Paetel. 7 M.

Aus dem Inhalt: II. Ein lateinisches Epos über die Jungfrau von Orleans (Valerandi Varanii de gestis Joanne virginis 1516). — IV. Goethes Schwester. — V. Charlotte von Schiller. — VI. Dorothea Schlegel. — VII. Karoline von Günderode. — VIII. Fürst und Künstlerin (Herzog August von Sachsen-Gotha und Altenburg und Therese aus dem Winckel). — IX. Johanna Motherby. — X. Deutsche Dichtung in den Befreiungskriegen. — XI. Bettina von Arnim und Moritz Veit. — XII. Heinrich und Charlotte Stieglitz. — XIII. Leopold Schefer und Karl Werder. — XIV. Otto Ludwig. — XV. Fanny Lewald.

Gildemeister C., Essays. Herausgegeben von Freunden. 2 Bände. Berlin, Besser. 12 M.

Aus dem Inhalt: Band 1. Der Kampf gegen die Fremdwörter. — Allerhand Nörgeleien (meist über sprachliche Dinge). — Band 2. Bürgermeister Johann Smidt. Festrede, gehalten bei der Smidtfeier im Künstlerverein zu Bremen am 5. November 1873.

Grimm H., Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte. Berlin, Besser. 7 M.

Inhalt: 1. Heinrich von Treitschkes Deutsche Geschichte. Erinnerungen und Betrachtungen über nationale Geschichtsschreibung. — 2. Leonore von Este. 3. Bettinas letzter Besuch bei Goethe. — 4. Erinnerungen und Ausblicke. — 5. Die Brüder Grimm und die Kinder- und Hausmärchen. — 6. Achim von Arnims Briefwechsel mit Clemens Brentano. — 7. Die Umgestaltung der

Universitätsvorlesungen über Neuere Kunstgeschichte durch die Anwendung des Skioptikons. — 8. Heinrich Brunn †. — 9. Ernst Curtius †. — 10. Das zweihundertjährige Bestehen der königlichen Akademie der Künste zu Berlin.

Der Inhalt dieses neuesten Bandes Grimmscher Essays ist bereits Gemeingut des deutschen Publikums; fast alle Aufsätze sind vorher in der Deutschen Rundschau erschienen. Nr. 4 und 5 sind außerdem als Einleitungen den neuen Auflagen der Vorlesungen über Goethe und der Grimmschen Märchen beigegeben. Nr. 2 ist Grimms Beitrag zu der Festschrift der Redaktoren der Weimarischen Goethe-Ausgabe zur Goldenen Hochzeit des Weimarschen Fürstenpaars („Zum 8. Oktober 1892"). Der warmen Würdigung Treitschkes (Nr. 1) sind einige monumentale Worte: „Nach seinem Tode" hinzugefügt. An den Brief Bettinens über ihren letzten Besuch bei Goethe sind in zwangloser Folge „eine Anzahl von Bemerkungen" angereiht, in denen H. Grimm Goethe Betreffendes gelegentlich ausgesprochen hatte, „im Hinblick auf eine zukünftige Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts, die wohl ungeschrieben bleiben wird" (S. 161), meist Recensionen aus der Deutschen Litteraturzeitung; der Anzeige des Buches „Lebensbilder" von Moriz Carriere ist ein kurzes Nachwort neu hinzugefügt. Die Aufsätze über das Skioptikon leiten von der ersten fast jugendlichen Begeisterung, in der sich H. Grimm bis zur Verurteilung seiner alten vielbewährten Unterrichtsmethode hinreißen ließ, zu gerechterer besonnener Würdigung dieses unvergleichlichen Hilfsmittels beim kunstgeschichtlichen Unterrichte über und zeigen, wie neben der unentbehrlichen Schulung des Fachmannes in Spezialkollegien die allgemeinen Vorlesungen über Kunstwerke und Künstler erhöhten Reiz und Wert gewinnen können. Hermann Grimm scheint eine ähnliche Wandlung auch für den litterarhistorischen Unterricht zu verlangen und zu erwarten: „Litteraturgeschichte, alte und neue, zu lehren, giebt es nur eine rationelle Art: die Kritik eines Werkes erst dann eintreten zu lassen, wenn der Zuhörer es in sich kennt. Das Werk ist ihm erst in seinen Umrissen und in seinem Bau zu zeigen und dann erst kritisch zu erklären. Wenn hier ein sicherer Grund gelegt worden ist, darf auf Einzelheiten eingegangen werden." An diesem richtigen Grundsatze hat für seine Vorlesungen auch Scherer festgehalten und H. Grimms Polemik gegen ihn ist in diesem Zusammenhang kaum berechtigt. Wohl aber regen seine Auseinandersetzungen die Frage an, ob es auch für den Litterarhistoriker ein Mittel gäbe, das im stande wäre, den Nutzen des für ihn leider unverwendbaren Skioptikons zu ersetzen, so daß er sich nicht allein auf die Privatlektüre des Studierenden verlassen müßte; ob ganze Kunstwerke oder einzelne Teile davon noch mehr als es durch den Vortrag eingestreuter Proben, durch Interpretationskollegien, durch Seminarübungen möglich ist, in dem Hörer lebendig gemacht werden könnten. Ein solches Mittel ließe sich in der That finden; man gebe dem Professor der neueren Litteraturgeschichte einen geschulten Recitator zur Seite, der nach dessen Anordnung und Auswahl im Anschluß an das betreffende Kolleg, wenn auch vielleicht zu anderen Stunden, die wichtigsten von ihm behandelten Dichtungen zum Vortrag bringen müßte. Da es sich nicht bloß um dramatische Werke handelt, viele für die Litteraturgeschichte wichtigen Dramen der gegenwärtigen Bühne auch nicht mehr angehören, so wären solche Recitationen auch in Städten mit vielen Theatern wie Wien und Berlin keineswegs überflüssig; der Recitator hätte sich in der Auffassung des Kunstwerkes den Anordnungen und Winken des Fachprofessors zu fügen, auch von der Verwendung zu vieler schauspielerischer Mittel abzusehen. Ganz wohl könnte er aber als Vortragsmeister den deutschen Seminaren ebenso eingefügt werden, wie die Lektoren für moderne Sprachen unserer romanischen und englischen Seminaren. Die Ausbildung der Sprache und des Vortrags wird ja ohnehin bei unserer heutigen Jugend in der traurigsten Weise vernachlässigt. Zu solchen und anderen Gedanken regt Hermann Grimms geistreiches Buch den dankbaren Leser an.

Harden M., Litteratur und Theater. Berlin, Freund & Jeckel. 1896. 3 M.

Aus dem Inhalt: Gottfried Keller. — Paul Heyse. — Meyerbeer. — Klassische und moderne Ausstattungsstücke. — Fontane. — Naturalismus. — Zum hundertsten Male: Der Fliegende Holländer. — Rossi und Sonnenthal. — Hans von Bülow. — Neronismus. Parsifal.

Kobell Louise von, Münchener Porträts nach dem Leben gezeichnet. München 1897, Beck. 2.50 M.

Aus dem Inhalt: Max von Pettenkofer. — Karl von Voit und das Münchener physiologische Institut. — Jakob Heinrich von Hefner-Alteneck. — Franz von Lenbach. — Friedrich August von Kaulbach. — Franz Defregger. — Eduard Grützner. — Hermann von Lingg. — Wilhelm Hertz.

Kraus F. X., Essays. Erste Sammlung. Berlin, Gebrüder Paetel 1896. 10 M. Daraus hier hervorzuheben: Ludwig Spach (1880).

Meyer R. M., Deutsche Charaktere. Berlin, E. Hofmann & Co. 5.50 M.

Inhalt: Vorwort. — 1. Der germanische Nationalcharakter. — 2. Über den Begriff der Individualität. — 3. Tannhäuser. — 4. Der Kampf um den Einzelnen. — 5. Michael Reinh. Lenz. — 6. Friedrich Wilhelm IV. — 7. Karl Immermann. — 8. August Graf von Platen. — 9. Annette von Droste-Hülshoff. — 10. Ferdinand Freiligrath. — 11. Viktor Hehn. — 12. Friedrich Rohmer. — 13. Paul de Lagarde. — 14. Sechzig Selbstporträts. — 15. Die Gerechtigkeit der Nachwelt.

Thorn A., Deutsches Dichterbuch. Lebensbilder aus der deutschen Litteraturgeschichte. Leipzig, Spamer. 6 M.

Schönbach A. E., Über Lesen und Bildung. Umschau und Ratschläge. 5. stark erweiterte Auflage. (7. bis 9. Tausend.) Graz, Leuschner & Lubensky. 3 M.

Das schöne Buch, das in weiten Kreisen schon so vielen Segen gestiftet hat, liegt in fünfter stark erweiterter Auflage vor. Neu eingefügt ist als Kapitel 4 ein lichtvoller begeisterter Essay „Ralph Waldo Emerson und sein Kreis", aus weitläufigen Vorarbeiten des Verfassers zu einer Geschichte der amerikanischen Litteratur des 19. Jahrhunderts hervorgegangen, zu denen er, wie seine Freunde hoffen, eines Tages mit neuer Lust und Kraft wieder zurückkehren wird. Die übrigen Abschnitte sind, soweit es anging, bis zur Gegenwart herauf fortgeführt, dem fünften: „Die neue deutsche Dichtung" ist eine gerecht abwägende Betrachtung über Rosegger hinzugefügt worden. Die Bücherlisten sind durchgesehen und ergänzt, die Zusammenstellung aus der modernen französischen Litteratur zum Teile unter der Mithilfe A. Bettelheims. Wir wünschen dem Buch immer neue dankbare Leser und sehen dem Erscheinen des zehnten Tausends in nicht ferner Zeit mit Sicherheit entgegen.

Segrè Carlo, Saggi critici de Letterature straniere. Florenz, Le Monnier. 3 L.

Aus dem Inhalt: Goethe e l'„Amleto". — Tasso nel pensiero del Goethe e nella Storia. — Goethe e „Le baruffe chiozzotte".

Philologische Studien. Festgabe für Eduard Sievers zum 1. Oktober 1896. Halle a. S. Niemeyer 1896. 10 M.

Aus dem Inhalt: Karsten G. E., Fauststudien. 1. Das Vorspiel auf dem Theater. 2. Bemerkungen zu einzelnen Stellen, Vers 67—74; 193; 447—453; 1742—3; 1744—7; Paralipomenon 54; Vers 5441. — Veitmann A., Die Widmung von Georg Forsters „Ansichten vom Niederrhein". — Stickelberger H., Die Deminutiva in der Berner Mundart. — Scheiner A., Die siebenbürgische Vokalkürzung. — Wittstock O., Über den Schwerttanz der Siebenbürger Sachsen. — Bohnenberger K., Zu den Flurnamen. — Kehrbach K., Deutsche Sprache und Litteratur am Philanthropin zu Dessau (1775—1793). — Meier John, Eine populäre Synonymik des 16. Jahrhunderts.

Festschrift des deutschen akademischen Philologen-Vereins in Graz. Ausgegeben zur 20. Stiftungsfeier im Sommersemester 1896. Graz, Leuschner & Lubensky. 3.50 M.

Aus dem Inhalt: Huber A., Friedrich Schlegels „Romanze vom Licht". — Wilhelm G., Die zwei ersten Ausgaben von Wielands Agathon, verglichen.

---

## Geschichte der Wissenschaften. Gelehrtengeschichte.

Billroth Th., Briefe. 3. Auflage. Hannover, Hahn. 12 M.

Stölzle R., Karl Ernst von Baer und seine Weltanschauung. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt. 9 M.

Geiger Th., Conrad Celtis in seinen Beziehungen zur Geographie (Münchener geographische Studien. Herausgegeben von S. Günther. 2. Stück). München, Ackermann. 60 Pf.

Kohlschütter V., Ernst Florens Friedrich Chladni (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge, 261 und 262 Heft). Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 80 Pf.

Sir Joseph Crowe, Lebenserinnerungen eines Journalisten, Staatsmannes und Kunstforschers 1825—1860. Ins Deutsche übertragen von A. von Holtzendorff. Eingeleitet von M. Jordan. Berlin, Mittler. 7.50 M.

Baer K. E. von, Lebensgeschichte Cuviers. Herausgegeben von Ludwig Stieda. Braunschweig, Vieweg.

Cohn Hermann, Dreißig Jahre augenärztlicher und akademischer Lehrthätigkeit. Rückblicke. Breslau, Wohlfarth. 1 M.

Carnap Anna, geborene Dörpfeld, Friedrich Wilhelm Dörpfeld. Aus seinem Leben und Wirken. Von seiner Tochter. Gütersloh, Bertelsmann. 5.40 M.

Heinze M., Moritz Wilhelm Drobisch. Gedächtnisrede. Leipzig, Hirzel. 60 Pf.

Falke J. von, Lebenserinnerungen. Mit dem Bildnis des Verfassers. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 7.50 M.

Inhalt: 1. Ein Jugendidyll. — 2. Erlangen. — 3. Göttingen. — 4. Die Lehrzeit. — 5. Wie ich zur Kunst kam. — 6. Nürnberg und das germanische Museum. — 7. Kultur, Kunst, Kostüm. — 8. Erste Jahre in Wien. — 9. Österreichisches Museum. — 10. Reform des Kunstgewerbes. — 11. Von den Ausstellungen. — 12. Erinnerungen an Irland. — 13. Eine Schwedenfahrt. — 14. Verschiedene Erinnerungen von der Lebensreise. — 15. Ein Besuch in Rumänien. — 16. Litterarisches. Ein Frauenbild.

Deussen P., Zur Erinnerung an Gustav Glogau, geboren am 6. Juni 1844 zu Laukischken (Ostpreußen), gestorben als Professor der Philosophie an der Universität Kiel am 22. März 1895 zu Laurion (Attika). Kiel 1895.

Dierauer J., Ernst Götzinger. Ein Lebensbild. Herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen. St. Gallen, Fehr. 2.40 M.

Münz S., Ferdinand Gregorovius und seine Briefe an Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli. Berlin, Gebrüder Paetel 1896. 4 M.

Inhalt: An Donna Ersilia Caetani Lovatelli in Rom. — I. Erinnerungen an Gregorovius. (Mit Briefen an den Verfasser.) (Mai 1891.) — II. Ferdinand Gregorovius. Eine biographisch-litterarische Skizze (1892). — III. Das Haus Caetani, Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli und Gregorovius (1896). — IV. Briefe von Gregorovius an Gräfin Caetani Lovatelli. (Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert.) (1866—1891.) — V. Briefe an Marie Rückert. — VI. Amor und Psyche von Ersilia Caetani Lovatelli. — Register.

Schmidt F., Festschrift zur Feier der Enthüllung des Nationaldenkmals der Brüder Grimm in ihrer Vaterstadt Hanau am 18. Oktober 1896. Inhalt: I. Leben und Wirken der Brüder Grimm. II. Geschichte des Denkmals. III. Notizen über das Denkmal und den Schöpfer desselben. Im Auftrage des Komitees verfaßt. Hanau, Druck von Lechleder & Stroh.

Schell H. und A. Ehrhard, Gedenk Blätter zu Ehren des hochw. geistlichen Rates Dr. Joseph Grimm, weil. Professor der neutestamentlichen Exegese an der Universität Würzburg. Zum 1. Jahrestag seines Todes gewidmet. Würzburg, Göbel. 1.20 M.

August Hagen, Eine Gedächtnisschrift zu seinem 100. Geburtstage 12. IV. 1897. Berlin, Mittler & Sohn. 4.50 M.

Looser H., Entwicklung und System der politischen Anschauungen Karl Ludwig von Hallers. Dissertation. Bern 1896.

Hase K. von, Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte. 3. Abdruck. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 4 M.

du Bois-Reymond E., Gedächtnisrede auf Hermann von Helmholtz. Berlin.

Hausrath A., Karl Holsten, Worte der Erinnerung. Heidelberg, Petters. 50 Pf.

Graf J. H., Jacob Steiner und Ludwig Schläfli, Briefwechsel. Festgabe der Bernischen Naturforschenden Gesellschaft anläßlich der Feier des 150jährigen Bestehens der letzteren, August 1896. Bern, Wyß 1896. 2.60 M.

Stenzel K. G. W., Gustav Adolf Harald Stenzels Leben. Mit Porträt. Gotha, Perthes. 9 M.

Inhalt: Eltern. Jugendjahre 1792—1810. Universitätsjahre 1810—1813. Jugendfreunde. Feldzug 1813. Leipzig 1814—1817. Berlin 1817—1820. Breslau 1820—1827. — Wissenschaftliche Arbeiten. — Vorlesungen an der Universität. Wissenschaftliche Prüfungskommission. Häusliches Leben 1828—1845. Germanistentage. Zweite Verheiratung. Nationalversammlung zu Frankfurt am Main. Erfurter Reichstag. Zweite Kammer in Berlin. Letzte Lebenszeit. — Beilagen. A. Stenzels Schriften nach dem Inhalt geordnet. B. Seine wichtigeren Schriften nach der Zeitfolge. C. Briefe an Stenzel von Fr. v. Raumer (15. Januar 1851) und Fr. Chr. Schlosser (6 Briefe 1828—1850).

Lampe E., Karl Weierstraß. Gedächtnisrede. Leipzig, J. A. Barth. 60 Pf.

Binz C., Doktor Johann Weyer, ein rheinischer Arzt, der erste Bekämpfer des Hexenwahns. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung und der Heilkunde. 2. Auflage. Mit dem Bildnisse Johann Weyers. Berlin, Hirschwald. 3.60 M.

## Historiographie. Politische und Kulturgeschichte.

Finke H., Genetische und klerikale Geschichtsauffassung. Eine Antwort an Professor Dr. Karl Lamprecht. Münster, Regensberg. 80 Pf.

Lamprecht K., Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft. I. Über geschichtliche Auffassung und geschichtliche Methode. II. Rankes Ideenlehre und die Jungrankianer. Berlin, Gaertner 1896. 1.50 M.

Lorenz Ottomar, Die materialistische Geschichtsauffassung, zum ersten Male systematisch dargestellt und kritisch beleuchtet. Leipzig, Buchhandlung des Evangelischen Bundes von C. Braun. 1.50 M.

Bibliothek deutscher Geschichte ..... Herausgegeben von H. v. Zwiedineck Südenhorst. Lieferung 107—111. Stuttgart, Cotta. à 1 M.

Inhalt: Heigel K. Th., Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reichs. V. — Zwiedineck-Südenhorst H., Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Gründung des neuen Reiches. III—VI.

Günther R., Deutsche Kulturgeschichte (Sammlung Göschen. 56. Bändchen). Leipzig, Göschen. 80 Pf.

Heigel K. Th., Geschichtliche Bilder und Skizzen. München, J. F. Lehmann. 6 M.

Inhalt: Hippolyte Taine. — Der geweihte Degen des Marschalls Daun. — Ein osmanischer Abenteurer am kurpfälzischen Hofe. — Die deutsche Politik während des Krimkrieges. — Zur Charakteristik Kaiser Leopolds I. — Ein deutscher Bericht über den Hof Peter des Großen. — Die Ehescheidung Napoleons I. und Josephinens. — Die Wittelsbachische Hausunion von 1724. — Archivwesen und Geschichtsforschung. — Der angebliche Mannheimer Verrat von 1791. — Erinnerungen eines alten Soldaten aus den Feldzügen von 1809—1815. — Die französische Revolution und die bildende Kunst. — Das Grabmal Kaiser Ludwigs des Bayern in der Münchener Frauenkirche. — Die Bavaria auf der Hofgartenrotunde zu München. — Der Grabstein des Orlando Lasso. — Ein Reich — ein Recht.

Aus dem reichen und bunten Inhalt dieses anregend geschriebenen Buches fesseln uns Litterarhistoriker vor allem die (mehr referierende als kritisierende) Rede auf Taine und der an Löhers und anderer Vorschläge anknüpfende Essay über Archivwesen und Geschichtsforschung. Für die möglichste Freiheit in der Benutzung der Archive uns einzusetzen, haben wir alle Ursache. Die Geschichte des geistigen Lebens, der Journalistik, insbesondere der Censur kann ohne gründliche und systematische Durchforschung der Archive nicht geschrieben werden. Und zwar würden wir umfassender Publikationen bedürfen, wie die Archivverwaltungen und historischen Kommissionen sie für politische, sozialpolitische, kirchengeschichtliche Zwecke aller Orten mit großem Aufwand von Geld, Zeit und Mühe veranstalten. Diese Einsicht scheint noch nicht überall an maßgebender Stelle durchgedrungen zu sein. Unsere neu entstandenen Litteraturarchive haben uns außerordentliche Förderung gebracht; aber ohne die Zuhilfenahme der großen staatlichen Archive genügen sie unseren Anforderungen nicht. Ich habe Gelegenheit gehabt, in die reiche Ausbeute, die eine mehr als dezennienlange Durchforschung aller in Betracht kommenden Wiener Archive für die Litteraturgeschichte zu Tage gefördert hat, Einblick zu nehmen und ich kann nur wünschen, daß dieses wichtige Material nicht verzettelt und auch nicht bloß in verarbeiteter Form uns vorgelegt werde, sondern daß ein groß angelegtes Regestenwerk diese Schätze in ungemünzter Gestalt, wenn auch in wohlüberlegter Auswahl und Anordnung, allgemein zugänglich mache. Für solche Zwecke müßten aber die Grenzen viel weiter gezogen werden, als sie die Leitungen der Archive der politischen und besonders der rechts- und vermögensgeschichtlichen Forschung im staatlichen Interesse abzustecken gezwungen sind und in diesem Sinne sähe ich Heigels verständige und klare Auseinandersetzungen bei gebotener Gelegenheit gerne erweitert und ergänzt. A. S.

Hölscher K., Die öffentliche Meinung in Deutschland über den Fall Straßburgs während der Jahre 1681—1684. Nach Druckwerken und Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München. München, Kaiser 1896. 3.60 M.

Lorenz O., Staatsmänner und Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts. Ausgewählte Bilder. Berlin, Besser. 6 M.

Aus dem Inhalt: I. Fürst Metternich. Vorbemerkung. 1. Beim Erscheinen von Metternichs nachgelassenen Papieren. 2. Eigene Aufzeichnungen und Versuche. 3. Sturz und Ruhestand. 4. Metternich, Bismarck und Prokesch. 5. Metternich und Gentz. — II. Aus der österreichischen Revolutionszeit. — III. Friedrich Wilhelm IV. 1. Neue Beurteiler 1884. 2. Aus Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen. 3. Der General-Adjutant Leopold von Gerlach. — IV. Sächsische Erinnerungen. 1. Freiherr von Friesen, Graf Beust und Graf Vitzthum. 2. Neue Denkwürdigkeiten von Graf Vitzthum. 3. Zur Erinnerung an Graf K. F. Vitzthum von Eckstädt, gestorben 1895. — V. Ein Lebenslauf von Julius Fröbel. — VI. Charakterskizzen. 1. Kaiser

Wilhelms erste Liebe. 2. König Ludwig II. von Baiern. 5. Eine fürstliche Stammmutter (Herzogin Auguste von Coburg, geborene Prinzessin von Reuß-Ebersdorff). 6. Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha, gestorben 1893. 7. Gustav Freytags politische Thätigkeit.

Ausgewählte Selbstbiographien aus dem 15. bis 18. Jahrhundert. Herausgegeben von Christian Meyer. Leipzig, J. J. Weber. 5 M.

Inhalt: I. Die Selbstbiographie des Burkhart Zink (Chroniken der deutschen Städte. Band 5. 1865). — II. Chronik der Familie Dürer (Campes „Reliquien" Nürnberg 1828). — III. Aus der Selbstbiographie von Thomas und Felix Platter (Fechters Ausgabe 1840). — IV. Aus der Selbstbiographie des Bartholomäus Sastrow (Mohnikes Ausgabe 1823/24). — V. Aus der Selbstbiographie des Lukas Geizkofler (Ausgabe von A. Wolf 1873). — VI. Aus der Selbstbiographie des Elias Holl (Chr. Meyers Ausgabe 1873). — VII. Aus dem Lebensgang eines evangelischen Geistlichen und Gelehrten im 17. und 18. Jahrhundert (Johann Ludwig Hockers Selbstbiographie, Meyers Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Neue Folge. Band 3. 1893).

Diese geschickt getroffene Auswahl aus deutschen Selbstbiographien, die einen rein populären Zweck verfolgt, ist, wie die Vorrede angiebt, nach einem doppelten Gesichtspunkt getroffen worden: nach einem zeitlichen und einem örtlichen. „Der Zeit nach umfaßt die Sammlung das 15. bis 18. Jahrhundert, der Örtlichkeit nach, der die einzelnen Autoren angehören, sind fast alle Landschaften .... von der Ostsee im Norden bis in das Schweizer Hochland im Süden vertreten. Daneben kommen auch noch die verschiedensten Berufsstände zum Worte: der Kaufmann, der Künstler, der Gelehrte, der mitten im praktischen Leben stehende und wirkende gereifte Bürger wie der junge, wandernde und sich bildende Schüler." Kurze Einleitungen vor jedem Stück klären den Leser über alles Wissenswerte auf. Gegen eine leise Modernisierung der Texte wird man mit Rücksicht auf den Zweck des Buches nichts einzuwenden haben. Wohl aber steigt angesichts dieser Auswahl der Wunsch in mir auf, es möchte sich ein thatkräftiger Verleger finden, der die bekannten deutschen Selbstbiographien, durch ungedruckte vermehrt, in einer einheitlichen Sammlung ungekürzt und unverändert vereinigen möchte. Ich habe einen Plan dazu, den er ohne weitere Hilfe eines Herausgebers hätte durchführen können, einmal einem deutschen Verleger unterbreitet, aber keinen Anklang damit gefunden. Vielleicht ist ein anderer Fachgenosse in der Lage, die Anregung zur Durchführung zu bringen. A. S.

Richter P. E., Bibliotheca geographica Germaniae. Litteratur der Landes und Volkskunde des Deutschen Reichs. Leipzig, Engelmann. 22 M.

Treitschke H. von, Historische und politische Aufsätze. 4. (Schluß-)Band. Biographische und historische Abhandlungen, vornehmlich aus der neueren deutschen Geschichte. Leipzig, Hirzel. 8 M.

Aus dem Inhalt: Gottfried Keller. — Kaiser Franz und Rotteck. — Stein. — Kanzleistil aus den Napoleonischen Tagen. — A. v. von Rochau. — Samuel Pufendorf. — Pufendorfiana. — Kuneseck und Schön. — Aus den Papieren des Staatsministers von Motz. — Erinnerung an Alphons Oppenheim. — Luther und die deutsche Nation. — Max Duncker. — Adresse an Gustav Freytag zum 30. Juni 1888. — Die Aufgabe des Geschichtsschreibers.

Treitschke H. von, Deutsche Kämpfe. Neue Folge. Schriften zur Tagespolitik. Leipzig, Hirzel. 6 M.

Aus dem Inhalt: Die Universitäten und die Presse (1882). — Einige Bemerkungen über unser Gymnasialwesen (1883). — Die königliche Bibliothek in Berlin (1884). — Die Zukunft des deutschen Gymnasiums (1890). — Der Entwurf des Preußischen Volksschulgesetzes (1892).

Politische Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden 1783—1806. Hrsg. von der badischen historischen Kommission, bearbeitet von B. Erdmannsdörffer und K. Obser. 4. Band (1801—1804). Bearbeitet von K. Obser. Heidelberg, Winter 1896. 20 M.

Briefe und Akten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Bayerns Fürstenhaus. 4. Band. Herausgegeben durch die historische Kommission bei der königl. Akademie der Wissenschaften. München, Rieger 1896. 20 M.

Inhalt: Beiträge zur Reichsgeschichte 1553—1555 von A. v. Druffel, ergänzt und bearbeitet von K. Brandi.

Neudegger M. J., Geschichte der bayerischen und Pfalz-bayerischen Archive der Wittelsbacher. V. Das herzogliche Archiv zu Zweybrücken mit seinen Nebenarchiven Veldenz, Sponheim und Rappoltstein. München, Ackermann. 3.50 M.

Riezler S., Geschichte der Hexenprozesse in Bayern. Im Lichte der allgemeinen Entwicklung dargestellt. Stuttgart, Cotta. 6 M.

Inventare hansischer Archive des 16. Jahrhunderts. Herausgegeben vom Verein für hansische Geschichte. Band 1. Leipzig, Duncker & Humblot 1896. 22 M.

Inhalt: Kölner Inventare. 1. Band. 1531—1571. Bearbeitet von R. Höhlbaum unter Mitwirkung von H. Keussen. Mit einem Akten-Anhang.

Grebe E. R., Der hessische Volkscharakter im Lichte der Vergangenheit und Gegenwart. Vortrag. Melsungen, Hopf. 30 Pf.

Ackermann K., Bibliotheca hassiaca. Repertorium der landeskundlichen Litteratur für den preußischen Reg.-Bez. Kassel, das ehemalige Kurfürstentum Hessen. 7. Nachtrag. Selbstverlag 1896. 40 Pf.

Riemann F. W., Geschichte des Jeverlands. 1. Band. Jever, Mettcker & Söhne. 7 M.

Riemann F. W., Die chronica Jeuerensis. Geschreuen tho Varel dorch Eilerdt Springer Anno 1592. Programm. Jever 1896.

Poelchau A., Die livländische Geschichtslitteratur im Jahre 1895. Riga, Kymmel 1896. 1 M.

Beidtel J., Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung 1740—1848. Mit einer Biographie desselben aus seinem Nachlasse herausgegeben von A. Huber. I. Band (1740—1792). Innsbruck, Wagner. 4 fl.

Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen. Band 23. Berlin, Duncker. 14 M.

Linz F., Friedrich der Große und Voltaire (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge. 263. Heft). Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 60 Pf.

Die Geschichte der persönlichen Beziehungen beider Männer wird an der Hand des Briefwechsels und der sonstigen landläufigen Quellen erzählt. Eine Darstellung des inneren Einflusses Voltaires auf den König und seine Schriftstellerei vermißt man.

Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete. Herausgegeben von der historischen Kommission der Provinz Sachsen. Halle, Hendel.

Band 28. Hertel G., Urkundenbuch der Stadt Magdeburg. 3. Band (1465—1513). 12 M.

Band 35. Reiche R., Die Chronik Hartung Cammermeisters. 4 M.

Obert F., Sächsische Lebensbilder. Mit dem Porträt Franz Gebbels. Wien, Graeser. 2.50 M.

Inhalt: Im Weinland (1856). — Michael Ballmann (1867). — Die Herrnhuterei im Sachsenland (1870). — Aus den Papieren eines Landpredigers (1865/66). — Zur Erntezeit (1893). — Johann Friedrich Geltsch (1892). —

Die Magranten (1858). — Therese Jikeli (1894). — Zur Einweihung des Franz Gebbel-Denkmals (1880). — Traugott Teutsch (1891).

Hundert Jahre sächsischer Kämpfe. Zehn Vorträge aus der Geschichte der Siebenbürger Sachsen im letzten Jahrhundert. Hermannstadt, Krafft 1896. 3 M.

Inhalt: Schuller Fr., Die Reaktion gegen die Josefinischen Reformen und die Regulation 1790—1805. — Teutsch Fr., Stille Jahre 1805—1830. — Schuller A., Neues Leben 1830—1848. — Wittstock O., Das litterarische Leben der vierziger Jahre. — Schiller W., Die Revolution von 1848 49. — Teutsch Fr., Die Sachsen im Jahre 1848 49. — Briebrecher R., Unter dem Absolutismus 1850—1860. — Bruckner W., Die politische Entwickelung von 1860—1876. — Schullerus A., Unsere geistige Entwickelung seit den 50er Jahren. — Teutsch Fr., Um- und Vorschau.

Sach A., Das Herzogtum Schleswig in seiner ethnographischen und nationalen Entwicklung. 1. Abteilung. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1896. 2.80 M.

Frölich W., Geschichte Schleswig-Holsteins von der ältesten Zeit bis zum Wiener Frieden. Flensburg, Huwald. 2 M.

Jansen K., Schleswig-Holsteins Befreiung. Herausgegeben aus dem Nachlaß und ergänzt von K. Samwer. Mit einem Bilde des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein und zahlreichen Urkunden. Wiesbaden, Bergmann. 9 M.

Bibliographie der schweizerischen Landeskunde. Unter Mitwirkung der hohen Bundesbehörden, eidgenössischer und kantonaler Amtsstellen und zahlreicher Gelehrter herausgegeben von der Centralkommission für schweizerische Landeskunde. Fascikel I b und II d. Bern, Wyß.

I b. Brandstetter J. L., Bibliographie der Gesellschaftsschriften, Zeitungen und Kalender in der Schweiz. 3 M.

II d. Generalregister, Ergänzungen und Nachträge zu den Fascikeln II a—c, enthaltend Landesvermessung, Kataloge der Kartensammlungen, Karten, Pläne, Reliefs und Panoramen. Herausgegeben vom eidgenössischen topographischen Bureau (Chef: Oberst J. J. Lochmann). Red. von J. H. Graf. 3 M.

Zahn J. v., Styriaca. Gedrucktes und Ungedrucktes zur steiermärkischen Geschichte und Kulturgeschichte. Neue Folge. Graz, Moser 1896. 3.60 M.

Daraus für uns hervorzuheben: „Buchdruckernöthe" (Wiener Zeitung 1894, 36—44); Martin Zeiller aus Ranten (Montags-Revue 1895, 24—26).

Müller Guttenbrunn A., Deutsche Kulturbilder aus Ungarn. 1. und 2. Auflage. Leipzig, H. H. Meyer 1896. 3 M.

Inhalt: Vorwort. — Die Deutschen und das Temescher Banat. — Deutsches Dorfleben im Banat: 1. Der Schnitt. 2. Die „Kirchweih". 3. Die Spinnreih'. 4. Weihnacht, Neujahr und Dreikönig. 5. Die „große" Hochzeit. — Gestalten und Erinnerungen: 1. In der Dorfschule. 2. Unsere Fraala. 3. Die Macht der Heimat. 4. Im Geburtsorte Lenaus. — Die Nachbarn der Deutschen: 1. Die Walachen im Banat. 2. Die Serben im Banat.

Württembergische Geschichtsquellen. Herausgegeben von D. Schäfer. 3. Band. Stuttgart, Kohlhammer. 6 M.

Inhalt: Urkundenbuch der Stadt Rottweil. 1. Band. Bearbeitet von H. Günter. 6 M.

Grohmann M., Festschrift zur 400jährigen Jubelfeier der Stadt Annaberg. 1496—1896. Im Auftrage des Stadtrats herausgegeben. Annaberg 1896. 2 M.

Die Chroniken der schwäbischen Städte. Augsburg. 5. Band (die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis 16. Jahrhundert. Herausgegeben durch die historische Kommission bei der königl. Akademie der Wissenschaften. 25. Band). Leipzig, Hirzel. 14 M.

Urkundenbuch der Stadt Aussig bis zum Jahre 1526. Begonnen von W. Hicke. Vollendet von A. Horčička. (Herausgegeben vom Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.) Prag, Dominicus 1896. 2 M.

Pufahl Katharina, Berliner Patrioten während der Franzosenzeit von 1806 bis 1808. Programm. Berlin, Gärtner 1896. 1 M.

Trautenberger G., Die Chronik der Landeshauptstadt Brünn. Im Verein mit mehreren Geschichtsfreunden zusammengestellt. IV. Band. (Vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zur Auflösung des römischen Reichs deutscher Nation.) Brünn, Verein „Deutsches Haus".

Grupe E., Aus Buchsweilers Geschichte zu Ende des vorigen Jahrhunderts. 1788—1795. Programm. Buchsweiler 1896.

Auermann G., Beitrag zur Geschichte Erfurts zur Zeit der Fürstenrevolution. (Sechs Briefe des Lazarus Freiherrn von Schwendi.) Programm. Erfurt 1896.

Lucas H., Erfurt in den Tagen vom 27. September bis zum 14. Oktober 1808. Ein Beitrag zur Geschichte der Erfurter Fürstenversammlung. Programm. Rheine 1896.

Dietz A., Frankfurter Bürgerbuch. Geschichtliche Mitteilungen über 600 bekannte Frankfurter Familien aus der Zeit von 1806. Frankfurt a. M., Osterrieth. 8 M.

Gurnit A., Die Urkunden des Stadt-Archivs zu Frankfurt a. d. O. II. (1377—1512). Programm. Frankfurt a. d. O.

Jung R., Das historische Archiv der Stadt Frankfurt am Main, seine Bestände und seine Geschichte. Herausgegeben von dem Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Frankfurt am Main. Frankfurt a. M., Völcker. 4 M.

Reiffenstein C. Th., Frankfurt am Main, die freie Stadt, in Bauwerken und Straßenbildern. Nach des Künstlers Aquarellen und Zeichnungen aus dem städtischen historischen Museum und aus Privatbesitz. 3. Heft. Frankfurt a. M., Jügel. 12 M.

Ziegler J., Geschichte der Stadt Greifswald. Greifswald, J. Abel. 6 M.

Bock A., Aus einer kleinen Universitätsstadt. Kulturgeschichtliche Bilder I. Gießen, E. Roth. 1.50 M.

Aus dem Inhalt: Goethe und Professor Hoepfner in Gießen. Klinger auf der Universität. Börne als Gießener Student. Goethe und Professor Wilbrand. Fichte, Schleiermacher und Professor Schmidt in Gießen. Karl Vogt im Jahre 1848.

Ein liebenswürdiger und wohlunterrichteter Lokalforscher teilt uns hier die vorläufigen Ergebnisse seiner Bemühungen mit. Am bemerkenswertesten sind die Aufsätze über Goethe, besonders der bisher ungedruckte Brief von Professor Wilbrand an Goethe über die Farbenlehre und die Briefe von Fichte und Schleiermacher an den ausgezeichneten Gießener Theologieprofessor Johann Ernst Christian Schmidt, dessen Berufung an die neugegründete Berliner Universität leider nicht gelang. Wir sehen der Fortsetzung dieser Studien mit Freuden entgegen.

Harkensee H., Beiträge zur Geschichte der Emigranten in Hamburg. I. Das französische Theater. Programm. Hamburg. 2.40 M.

Henning Brandis' Diarium. Hildesheimische Geschichten aus den Jahren 1471—1528, herausgegeben von L. Haenselmann. Hildesheim, Gerstenberg. 13.50 M.

Quellen zur Geschichte der Stadt Hof. Neue Folge. Herausgegeben von Chr. Meyer. Hof, Lion 1896. 11 M.

Reuter Ch., Das Kieler Erbebuch (1411—1604). Im Auftrage der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte bearbeitet und herausgegeben. Kiel, Eckardt. 8 M.

Laible J., Geschichte der Stadt Konstanz und ihrer nächsten Umgebung. Konstanz, E. Ackermann. 4 M.

Ruppert Ph., Konstanzer geschichtliche Beiträge. Heft 4. Konstanz, Selbstverlag 1895.

Aus dem Inhalt: Die erste städtische Volksschule in Konstanz (Städtische Schulordnung von 1540). — Konstanzer Biographieen. Dr. Ulrich Molitoris gestorben 1508). — Konstanz vor hundert Jahren. — Konstanzer Kulturskizzen. — Ritter Sebastian Schärtlin von Burtenbach. — Nachträge zur Konstanzer Glasmalerei und Malerei. — Konstanzer Baumeister und Bildhauer. I. Die Steinmetze. — Ein Brief aus schlimmer Zeit. 30. September 1689.

Runhardt Wwe., Frau Pastorin J., geborene Avé-Lallement, Lübecks Vorstädte vor siebenzig Jahren. Erinnerungen einer alten Frau. Lübeck, Lübcke & Hartmann. 50 Pf.

Volk C. L., Alt-Mainzer Erinnerungen. Bilder aus dem Mainzer Leben um die Mitte unseres Jahrhunderts. Illustriert von C. Kissel. Mainz, Wilckens. 1.50 M.

Perthen E. und H. R. Kreibich, Der Hutberg bei Mertendorf und dessen Umgebung. Touristisches, Geschichtliches und Heiteres aus dem Hutberggebiete. Mertendorf 1896. Verlag der Vereinigung der Naturfreunde in Mertendorf.

Aus dem Inhalt: Mertendorf und dessen kulturelle Verhältnisse von einst und jetzt. — Zur Entwicklung des lokalen Schulwesens. — Zur Geschichte der Gemeinde Mertendorf. Nach den Aufzeichnungen des Herrn Professors A. Paudler. — Der Hahn (Hön) und das „Gärtlein der weißen Frau".

Müller Rudolf, Reichenberger Leben und Weben vor siebzig Jahren (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 214—216). Prag, Härpfer 1896. 30 kr.

Inhalt: I. Das Tuchmachergewerbe. Familienleben und Familienfeste. — II. Volkstümliche Bräuche an den kirchlichen Festtagen.

Hansen G. von, Katalog des Revaler Stadtarchivs. Reval, Kluge. 5 M.

Rheidter Chronik. Geschichte der Herrschaft und Stadt Rheydt. 2. Band. Rheydt, Langewiesche. 4.50 M.

Inhalt: Strauß W., Geschichte der Stadt Rheydt.

St. Gallische Gemeinde-Archive. Herausgegeben vom historischen Verein des Kantons St. Gallen. St. Gallen, Fehr. 5 M.

Inhalt: Göldi J., Der Hof Bernang.

Lorentzen Th., Aus Schleusingens Vergangenheit, vornehmlich im 17. Jahrhundert. Schleusingen, Adler. 90 Pf.

Heinekamp R., Siegburgs Vergangenheit und Gegenwart. Siegburg, Dietzgen. 6 M

Spielmann C., Geschichte der Stadt und Herrschaft Weilburg von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Weilburg, Tiesterweg 1896. 3 M.

Habernal M., Unser Wien in alter und neuer Zeit. Topographisch-historisches Handbuch. Mit 31 Abbildungen und 2 Plänen. Wien, Freiburg i./B., Herder. 2.50 M.

Zergiebel E., Chronik von Zeitz und den Dörfern des Zeitzer Kreises, nach Urkunden und Akten aus den Jahren 968 bis 1895 herausgegeben. 3 Bände. Zeitz, Nonneburger 1896. 9 M.

Gundlach C., Bibliotheca familiarum nobilium. Repertorium gedruckter Familiengeschichten und Familiennachrichten. 3. Auflage. Neustrelitz, Barnewitz. 28.50 M.

Feilitzsch H. E. F. von, Zur Familiengeschichte des deutschen insonderheit des Meißnischen Adels von 1570 bis circa 1820. Kirchenbuchauszüge der ganzen Ephorie Großenhain, sowie der Orte Annaburg, Boritz, Canitz ꝛc. Großenhain, H. Starke. 12 M.

Schön Th., Geschichte und Stammreihe des Reutlinger Bürgergeschlechts Kurtz. (Aus Reutlinger Geschichtsblätter.) Stuttgart, Lindemann. 4 M.

Müllenheim von Rechberg Freiherr H. von, Familienbuch der Freiherren von Müllenheim-Rechberg. Straßburg, Heitz. 25 M.

von Alefeldt D., Memoiren aus den Jahren 1617—1659, nach der Originalhandschrift im Haseldorfer Archiv herausgegeben von L. Bobé. Kopenhagen, Höst 1896. 4 kr. 50 ö.

Behrend R., Aus dem Tagebuch meines Vaters Theodor Behrend in Danzig. Königsberg, Bon. 1896. 2 M.

Aus dem Leben Theodor von Bernhardis. 6. Teil: Aus den letzten Tagen des deutschen Bundes. Tagebuchblätter aus den Jahren 1864—1866. Leipzig, Hirzel. 7 M.

Bismarcks Briefe an den General Leopold von Gerlach. Mit Genehmigung Sr. Durchlaucht des Fürsten von Bismarck neu herausgegeben von H. Kohl. Berlin, Häring. 6 M.

Busch W., Bismarck und die politischen Anschauungen in Deutschland von 1847 bis 1862. Akademische Antrittsrede. Tübingen, Laupp. 60 Pf.

Poschinger H. von, Fürst Bismarck und der Bundesrat. 2. Band. Der Bundesrat des Zollvereins (1868—1870) und der Bundesrat des Deutschen Reichs (1871—1873). Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8 M.

Müller Willibald, Josef von Engel. Ein Lebensbild. Zugleich Erinnerungsblatt an seine Thätigkeit als Stadtverordneter und Bürgermeister der königl. Hauptstadt Olmütz. Wien, Graeser 1896. 1.40 M.

Khull F., Des Pfarrers von Öttingen Wolfgang Gebhardt Reisetagebuch von 1569 und 1570. Sprachlich erneuert herausgegeben. Graz, „Styria". 1 M.

Köhler J. E., Traugott von Gersdorffs Reise durch das Erzgebirge im Jahre 1765. Nach dem dabei geführten Tagebuche bearbeitet. [Aus „Glückauf".] Schneeberg, Goedsche. 40 Pf.

Henrici, Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 3 M.

Khull F., Des Ritters Hans von Hirnheim Reisetagebuch aus dem Jahre 1569 Programm. Graz 1896.

Gebhardt B., Wilhelm von Humboldt als Staatsmann. 1. Band. Bis zum Ausgang des Prager Kongresses. Stuttgart, Cotta 1896. 10 M.

Ich habe nicht den Eindruck, daß durch diesen stattlichen Band, dem wohl noch ein gleich starker folgen soll, das Gesamtbild, das wir von der Persönlichkeit und Thätigkeit W. von Humboldts bis jetzt haben, in irgend einem Zuge modificiert werden könnte. Die Einleitung, die über die Vorbereitung Humboldts zu einer staatsmännischen Wirksamkeit und über die historisch-politischen Schriften seiner Frühzeit handelt, giebt keinen neuen Gesichtspunkt und ist deshalb — 31 Seiten! — meiner Empfindung nach viel zu breit. Auf 61 Seiten sind dann die römischen Jahre 1802—1806 geschildert. Auch hier ist das neue Material, das Gebhardt benutzen konnte, nicht darnach, um den Mann von einer neuen Seite kennen lernen zu lassen, historische Details zur Geschichte der Beziehungen des preußischen Staats zur Kurie mögen ja manche daraus gezogen werden. Am bedeutendsten erscheint mir das zweite Buch, die Humboldtsche Unterrichtsverwaltung schildernd. Auch hier ist der Verfasser sehr breit (S. 95–368), aber hier mag ihm auch der Litterarhistoriker Dank dafür wissen, da ja nun einmal in Deutschland, und besonders in jener Zeit, Schule und Litteratur in so engen Beziehungen stehen. Freilich sind hier einige gute Vorarbeiten da: Rönnes und Wieses Bücher über das höhere Schulwesen in Preußen, die Monographie von Rethwisch über Zedlitz und die Universitätsgeschichten von Köpke, Prutz, Roepell: Gebhardt citiert sie alle. Wie weit er diesen Werken gegenüber eine Erweiterung unseres Wissens über die Sache bedeutet, kann ich nicht beurteilen, aber wir erfahren von allen Detailfragen, mit denen sich Humboldt befaßt und seine Meinung über eine jede und häufig auch seine Entscheidungen. Wie gesagt, das Gesamtbild

seines Wesens, wie es uns Haym (in einem Band!) vorgeführt hat, wird dadurch nicht alteriert, aber es mag hier doch alles von Wert sein. Das dritte Buch — Humboldts diplomatische Thätigkeit in Wien und Prag umfassend — berührt uns hier nicht, für die Wiener Gesellschaftsgeschichte fällt wider Erwarten dabei nichts ab. Übrigens blieb hier Gebhardt nach Häusser, der schon Humboldts Wiener Berichte für seine Deutsche Geschichte benutzen konnte, und Ducken auch im Politischen nur eine Nachlese übrig.

Eine überaus fleißige Arbeit, die vieles Aktenmaterial benutzt: darüber ist kein Zweifel. Zu loben ist auch, daß der Verfasser keinen Augenblick den Gegenstand seiner Arbeit aus den Augen verliert, alles in seinem Buch hat wirklich Beziehung zu Humboldt. E. Guglia.

Spielmann C., Karl von Ibell. Lebensbild eines deutschen Staatsmanns. 1780—1834. Mit zahlreichen urkundlichen und brieflichen Beilagen, 1 Stammtafel und 1 Bildnisse in Heliograv. Wiesbaden, Kreidel. 4 M.

Jentsch C., Wandlungen. Lebenserinnerungen. Leipzig, Grunow 1896. 4 M.

Inhalt: 1. Vaterhaus, Familie und Schule. 2. Die erste religiöse Krisis. 3. Das Gymnasium. Die Überbürdungsfrage. 4. Die Universität. Professoren. Unstudentisches. Studentenleben. 5. Das Alumnat. Familiensachen. 6. In Pfarrhäusern. 7. Das Jahr 1870. 8. Ein idyllisches Ruheplätzchen. 9. Die Exkommunikation.

Ilwof F., Franz Freiherr von Kalchberg (1807—1890). Sein Leben und Wirken im Ständewesen der Steiermark und im Dienste des Staates. Graz, Moser 1896. 1.80 M.

Kerschbaumer A., Ein Pilgerleben. Memoiren. Wien, Kirsch. 2.40 M.

Bechmann A. von, Der churbayerische Kanzler Alois Freiherr von Kreittmayr. Festrede. München, Franz 1896. 1 M.

Aus den Briefen des Grafen Prokesch von Osten, k. u. k. österreichischen Botschafters und Feldzeugmeisters (1849—1855). Wien, Gerold 1896. 9 M.

Ringseis Emilie, Erinnerungsblätter. Mit Ergänzungen von Bettina Ringseis. Freiburg i. B., Herder. 2 M.

Geyer M., Christoph Friedrich Rinck, Hof- und Stadtvikarius zu Karlsruhe, Studienreise 1783 84, unternommen im Auftrage des Markgrafen Karl Friedrich von Baden. Nach dem Tagebuch des Verfassers herausgegeben. Altenburg, Geibel. 3.50 M.

Zunächst eine wertvolle Quelle für Geschichte der Prediger und Predigt jener Zeit, aber auch litterarhistorisch interessant. In Zürich lernt Rinck während eines monatlichen Aufenthaltes insbesondere Lavater genauer kennen; die Auszüge, die er aus dessen handschriftlichem Werk „Einmaleins der menschlichen Kenntnisse" seinem Tagebuch anvertrauen darf, hat der Herausgeber nur zum kleinsten Teil abdrucken lassen. In Weimar hört der junge Vikarius wiederholt Herder predigen und besucht ihn; „von Lavater denkt Herder gut, besonders wegen seinem warmen Eifer für die Ehre Gottes und das Glück der Menschen, er freute sich, von mir gute Nachrichten von ihm zu vernehmen," schreibt Rinck zu einer Zeit, da das Freundschaftsverhältnis der beiden berühmten Gottesgelehrten sich schon getrübt hatte. Über Herder, sowie über Goethe und den Herzog läßt sich Rinck von dem Geheimen Kanzlisten Roth allerlei Klatsch zutragen; er selbst urteilt über Goethe nach einem kurzen Besuch bei ihm: „Sein Ansehen ist gar nicht einnehmend, seine Miene mehr fein und listig, als leutselig." In Leipzig macht unser Theologe dem Schauspieldichter Weiße seine Aufwartung, den er bezeichnenderweise über Goethe stellt: „Der Eine (Goethe) schreibt witzig, aber ohne Herz; will er gut schreiben, so ists gezwungen, ihm fließt nur Spott über Religion und Tugend leicht. Der andere (Weiße) nicht weniger mit Witz und Geistes Kraft begabt, und dies veredelt mit dem besten Herzen." In Dessau findet er Basedow das eine Mal „ziemlich benebelt", das andere Mal „tout

besoffen", das dritte Mal endlich „wirklich nüchtern". „In meinem Leben sah ich keine so fürchterlichen Augenbrauen, als die seinen; wie ein Wald über einen Hohlweg hängen sie über die Augen fürchterlich herunter." In Hamburg fand er „an Klopstock wirklich den großen Mann, dessen Name schon eine große Idee erregt"; doch muß er von dessen äußerer Erscheinung bekennen: „Er ist im Haus sehr schlecht gekleidet, hatte 2 Schlafröcke übereinander an, eine weiße, ganz schmutzige Mütze auf." Klopstock behauptete gegen Rinck, seine Messiade, sowie seine Lieder und Oden seien populärer als die entsprechenden Dichtungen des „guten" Lavater, und die Gellertschen Lieder enthielten mehr dunkle Stellen als seine. — In Weimar hatte Rinck noch mit Wieland, Bode und Bertuch verkehrt, in Berlin machte er mit Nicolai, Ramler, Mendelssohn, in Göttingen mit Michaelis, Feder, Lichtenberg, Meiners und anderen Bekanntschaft. Auch wurden Ebert in Braunschweig, Claudius in Wandsbeck und Zimmermann in Hannover von ihm aufgesucht. — Der Herzogin Luise von Weimar mußte er „einiges aus der Schweiz, besonders von Lavater erzählen". Die Fürstin von Dessau sagte zu ihm, „Herder sei ein schöner, aber kein guter Prediger"; sie las ihm ein großes Stück von Lavaters Messiade aus einem Manuskripte vor, das jener ihr bei ihrer Abreise von Zürich mitgegeben hatte.

Gernsbach (Murgthal). Heinrich Funk.

Ebert F., Stephan Ludwig Roth. Sein Leben und seine Schriften. 2 Bände. Wien, Graeser. 7 M.

1. Band: Roths Leben. 2. Band: Roths Schriften.

Schön von, Zur Knaben- und Jünglingszeit Theodor von Schöns nach dessen Papieren. Zusammengestellt von seinem Sohne. Berlin, Simion. 2 M.

Briefwechsel des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön mit G. H. Pertz und J. G. Droysen. Herausgegeben von Franz Rühl. (Publikation des Vereins für Geschichte von Ost- und Westpreußen.) Leipzig, Duncker & Humblot 1896. 5.60 M.

Unter den 106 Nummern, welche diese Publikation bringt, sind 55 Briefe Schöns zumeist aus den Jahren 1840—1855; daneben eine Reihe von Briefen Pertz' und Droysens, endlich noch eine Anzahl von anderen Korrespondenten herrührend (Briefe von Schön an Bunsen, Friccius, Graf Kielmansegge, Geh. Kabinetsrat Müller und Schwink; Briefe an Schön von Bunsen, Friccius, Gersdorff, Graf Kielmansegge, Müller, von Nordenflycht, Reusch, Schubert; von Niebuhr an Bunsen; von Droysen an General von Below und Magnus von Brünneck) und einige andere Stücke, die sich aber alle dem Hauptgegenstande trefflich angliedern. Man wird dem Herausgeber aufrichtigen Dank sagen dürfen für die Edition dieser Briefe; er hat uns damit nicht nur einen interessanten Beitrag zur Kenntnis von Schön, Pertz und Droysen gegeben: es fallen dabei auch manche Streiflichter auf die große Zeit von Preußens Erhebung, über die ja dieser Briefwechsel vor allem handelt. Pertz und Droysen, mit der Abfassung der Biographien über Stein und York beschäftigt, wandten sich beide an den alten Schön, um von ihm, der Schulter an Schulter mit jenen Männern gekämpft und geraten hatte, Thatsachen, Aufklärungen, Berichtigungen über diese wichtigste Periode aus ihrer Thätigkeit zu erhalten. Schön entzog sich dieser Anforderung keineswegs. Mit freigebiger Hand eröffnet er den Fragestellern die reichen Schätze seiner Erinnerung und schenkt ihnen wertvolles Materiale. Aber er schenkt es mit bestimmter Absicht. Er ist im Laufe seines an Freuden (er sagt selbst S. 81: mein Jubiläum war wie mein Leben in seiner Art absonderlich schön) und Enttäuschungen reichen Lebens zu einer ganz bestimmten Auffassung über Stein und York gekommen, einer Auffassung, die durchaus nicht frei ist von Verkleinerungssucht zu Gunsten der eigenen Größe. Mit der ganzen Zähigkeit einer groß angelegten, reichen, äußerst impulsiven Natur hält er an dem geistigen Bilde, das er sich von ihnen geschaffen, fest und sucht nun die Bio-

graphen in seinem Sinne zu beeinflußen. Erst vorsichtig, dann immer deutlicher; am Widerspruch erstarkt seine Meinung noch mehr; sein Zorn über die vermeintliche Überschätzung der anderen wächst (vergleiche die verschiedenen immer böseren Urteile über Stein auf S. 19, 103, 117 oder die boshafte Änderung in der Darstellung der Frage, ob York seine deutsche Abstammung gekannt hatte S. 120 und 182). Aber weder Pertz noch Droysen lassen sich durch Schön beeinflußen, da wird der alte Herr unwillig und bricht die Korrespondenz mit beiden ab.

Sein Verhältnis zu Pertz war ein kühles, äußerliches geblieben; dafür hatte er an Droysen lebhaftes Gefallen gefunden, sie lernten sich auch persönlich kennen und Schön war von dem jungen Professor ganz entzückt, als dieser, offenbar unter der Einwirkung von Schöns merkwürdiger Persönlichkeit stehend, das Urteil fällte: York würde wohl ein Räuber geworden sein, wenn er nicht preußischer Offizier gewesen wäre (S. 243). Schön denkt bereits daran, dem sympathischen Gelehrten seine eigene Biographie anzuvertrauen; da erscheint der zweite Band der Droysenschen Biographie und bringt Schön eine solche Enttäuschung, daß er nach kühlem Dankesbriefe die Verbindung kurz abreißt. Droysen meinte darüber (S. 233): „Der Alte hatte nun einmal in Betreff Yorks sich eingeredet, daß er gar nichts tauge; und weil ich nicht geneigt war, die Biographie auf seine Mahnung hin so zu färben, so tauge ich natürlich auch nichts." Und der „Alte" urteilt über das Buch Droysens (S. 243), „es ist ein schlechter Roman, ohne Konstruktion und Konsequenz."

Weitaus richtiger hat Schön über das Werk Pertz' geurteilt, das sich ja wirklich nur als eine große, freilich wertvolle Materialiensammlung präsentiert. Interessant ist es aber dabei die Briefe zu vergleichen, die er an Pertz selbst über sein Buch schreibt (über den 4. Band S. 36: ich habe auch diesen Band mit hohem Interesse gelesen, ja! er wurde mir dadurch noch wichtiger, als es die früheren waren, weil er das Bild vollkommen bestätigt, welches ich von Stein habe) mit den Äußerungen darüber an Droysen (S. 209: der 4. Teil von Stein liefert allerdings eine Menge Notizen, wären sie nur nicht so durch und durch schlecht).

Der Herausgeber wendet sich im Vorworte gegen die scharfe Auffassung Treitschkes über Schön: es kann wirklich sein, daß da Treitschke dem alten Burggrafen von Marienburg bitter Unrecht gethan hat, wenn er seine Wahrheitsliebe in Abrede gestellt hat; man gewinnt oft den Eindruck, als sei Schöns lebhafte, starkgefärbte Phantasie mit seiner Feder durchgegangen, als belüge er sich selbst, ohne es zu empfinden; ein reines, ganz wohlthuendes Charakterbild wird sich aber von Schön niemals konstruieren lassen.

Der Briefwechsel bringt in seinem Verlaufe viele überaus interessante und schätzenswerte Bemerkungen, so über das Verhältnis Steins zum preußischen Königspaare (S. 16; obwohl eine andere diesbezügliche Stelle: Stein habe niemand so stark gehaßt wie Friedrich Wilhelm III., sicherlich weit über das Ziel hinausschießt S. 53), über den Gegensatz zwischen militärischer und politischer Geschicklichkeit bei großen Männern (S. 56), das Urteil über die heutigen (1853) Pietisten (S. 95), die Bemerkung über Biographien im allgemeinen (S. 99), seine sonderbare Ansicht über Deutschlands Einheit (S. 140), ebenso die über Schleswig-Holstein (S. 148), über die Sendung des unfähigsten preußischen Diplomaten nach Frankfurt 1816 (S. 159), über die so verhängnisvolle Verwechslung zweier ostpreußischer Orte seitens der russischen Heeresleitung beim Rückzuge der Franzosen 1812 13 (S. 181). Die Leser dieser Zeitschrift wird noch besonders eine Stelle über Stein interessieren (S. 111). Schön schildert darin dessen Stellung zu Goethe: „seine poetische Bildung war dermaßen vernachlässigt (wie es überhaupt ein Axiom Schöns ist, daß Steins philosophische und politische Bildung durchaus ungenügend gewesen sei), daß es Mühe machte, ihn im Jahre 1808 dahin zu bringen, daß er Faust von Goethe las, und er las ihn

nur als Geschichtsbuch, hintereinander fort, ärgerte sich über die darin vorkommenden zweideutigen Scenen, welche einen widrigen Eindruck auf ihn gemacht hatten, und schickte das Buch zurück, ohne sonst etwas von Goethe noch lesen zu wollen." [1])

Daß Schön zu wiederholten Malen auf die Autorschaft des sogenannten politischen Testaments von Stein zu reden kommt und dabei seine eigene Mitwirkung, die ja wohl jetzt außer Frage ist, in hellstes Licht rückt, ist begreiflich. Hand in Hand mit der Unterstützung Steins geht dann die Überschätzung Hardenbergs, den er für den größten Politiker seiner Zeit hält, während auf ihn Droysen das schöne Wort von der „Mechanisierung des Staatswesens" (S. 170) anwendet.

Vieles kehrt in diesen Briefen wieder, was bereits in den „Papieren" enthalten ist, aber in durchaus lebensvollerer Darstellung; während dort, dank der Sorglosigkeit der Herausgeber, die Farben wüst durcheinanderlaufen, so fügt sich hier ein wenn auch nicht immer ansprechendes, so doch stets fesselndes Bild von Schön vor den Augen des Lesers zusammen. Die Herausgabe ist den gegenwärtigen Anforderungen entsprechend, das Vorwort genügt vollauf seinem Zwecke, die Anmerkungen sind sorgfältig und mit großer Zurückhaltung beigegeben, keinesfalls sind ihrer zu viele. Ein Register schließt sich an. Alles in allem ein Buch, dem man weite Verbreitung wünschen möchte. Ottocar Weber.

Rottmanner M., Thaddäus Sibers Selbstbiographie bis zum Jahre 1803. Herausgegeben. München, Lentner. 1.20 M.

Erzherzog Stephan: Briefe an Wilhelm Haidinger, Direktor der k. k. geologischen Reichsanstalt. 1850—66. Mit einer Einleitung und einem Porträt des Erzherzogs Wien, Kende. 6 M.

Struve Heinrich von, Ein Lebensbild. Erinnerungen aus dem Leben eines Zweiundachtzigjährigen in der alten und neuen Welt. 2. Auflage. Leipzig, Ungleich. 3.50 M.

Treitschke H. von, Reden im deutschen Reichstage 1871—1884. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von O. Mittelstädt. Leipzig, S. Hirzel. 2.40 M.

## Kirchengeschichte. Theologie.

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Begründet von J. J. Herzog. In 3. Auflage herausgegeben von A. Hauck. 2. Band. Leipzig, Hinrichs.

S. 225—241. Der Artikel: Aufklärung von Troeltsch, eine knappe aber alles Wesentliche berücksichtigende Darstellung dieser Bewegung in ihrer politischen, wirtschaftlichen, socialen, wissenschaftlichen und litterarischen Entwicklung. M. v. Waldberg.

Beiträge zur Reformationsgeschichte. Herrn Oberkonsistorialrat Professor D. Köstlin bei der Feier seines siebzigsten Geburtstages ehrerbietigst gewidmet. Gotha, Perthes 1896. 5 M.

1. Albrecht O., Beiträge zum Verständnis des Briefwechsels Luthers im Jahre 1524. — 2. Brieger Th., Über die handschriftlichen Protokolle der Leipziger Disputation. — 3. Buchwald G., Die letzten Wittenberger Katechismuspredigten vor dem Erscheinen des kleinen Katechismus Luthers. — 4. Kawerau

[1]) In der Parallelstelle aus der älteren Sammlung Schönscher Schriften „Aus den Papieren" ꝛc., die der Herausgeber dazu anzieht 1, 52, heißt es freilich, daß Stein mehr von Goethe haben wollte, aber es scheint da ein „nichts" ausgefallen zu sein, der Sinn ist offenbar derselbe wie oben.

G., Beiträge zur Geschichte des antinomistischen Streites. — 5. Koffmane G., Zu Luthers Arbeiten an den Psalmen. — 6. Kolde Th., Der Tag von Schleiz und die Entstehung der Schwabacher Artikel. — 7. Müller Nikol., Zur Chronologie und Bibliographie der Reden Melanchthons (1545—1560). — 8. Rietschel G., Luthers Lehre von der Kindertaufe und das lutherische Taufformular. — 9. Schubert H. von, Zwei Predigten Martin Bucers.

Ritschl A., Gesammelte Aufsätze. Neue Folge. Freiburg i. B. Mohr. 5.40 M.

Rocholl R., Geschichte der evangelischen Kirche in Deutschland. Leipzig, Deichert. 8.50 M.

Schellhorn R., Über das Verhältnis der Freiberger und Tepler Bibelhandschrift zu einander und zum ersten vorlutherischen Bibeldrucke. I. Programm. Freiburg. 1896.

Smend J., Die evangelischen deutschen Messen bis zu Luthers deutscher Messe. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 8 M.

Thudichum F., Die Einführung der Reformation und die Religionsfrieden von 1552, 1555 und 1648. Tübingen, Heckenhauer. 1.20 M.

Stark K. F., Die Reformation im unteren Allgäu: in Memmingen und dessen Umgebung (Schriften für das deutsche Volk, herausgegeben vom Verein für Reformationsgeschichte Nr. 27). Halle, Niemeyer 1896. 15 Pf.

Minges P., Geschichte der Franziskaner in Bayern. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen bearbeitet. München, Lentner 1896. 5 M.

Quellenschriften der elsässischen Kirchengeschichte. Band 3 und 4. Straßburg, Le Roux & Co. 1896. 12 M.

Inhalt: Gény J., Jahrbücher der Jesuiten zu Schlettstadt und Rufach 1615—1762. 2. Band.

Wiese H. von, Der Kampf um Glatz. Aus der Geschichte der Gegenreformation in der Grafschaft Glatz. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Nr. 54.) Halle, Niemeyer 1896. 1.20 M.

Diehl W., Zur Geschichte der Konfirmation. Beiträge aus der hessischen Kirchengeschichte. Giessen, Ricker. 2.60 M.

Jacobs E., Heinrich Winckel und die Reformation im südlichen Niedersachsen. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Nr. 53.) Halle, Niemeyer 1896. 1.20 M.

Hansen J., Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 1542—1582 (Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde XIV). Bonn, Behrendt. 20 M.

Katzer E., Das evangelisch-lutherische Kirchenwesen der sächsischen Oberlausitz. Leipzig, Wigand. 9 M.

Mayer F. M., Eine salzburgische Visitationsreise in Steiermark und Kärnten im Jahre 1657. Programm. Graz 1896.

Soffner, Die Altranstädtische Konvention (1707) und die Kaiser Josephinische Pfarrfundation für Schlesien (1710). [Aus: „Schlesisches Pastoralblatt".] Breslau, Aderholz. 80 Pf.

Neckermann G., Geschichte des Simultaneum Religionis Exercitium im vormaligen Herzogtum Sulzbach. Regensburg, Habbel. 2 M.

Kayser K., Die reformatorischen Kirchenvisitationen in den welfischen Landen 1542—1544. Instruktionen, Protokolle, Abschiede und Berichte der Reformatoren, herausgegeben und mit zahlreichen Anmerkungen versehen. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 12 M.

Steck R., Die Piskatorbibel und ihre Einführung in Bern im Jahre 1684. Eine Studie zur Vorgeschichte der Schweizer Bibelübersetzung. Rektoratsrede. Mit 1 Bildnis Piskators und einem Anhang von Aktenstücken aus dem bernischen Staatsarchiv. Bern, Wyß 1896. 1 M.

Weiß B., Bilder aus der Bremischen Kirchengeschichte um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Bremen, Nößler 1896. 80 Pf.

Pröll L., Die Gegenreformation in der l.-f. Stadt Bruck a. d. L., ein typisches Bild, nach den Aufzeichnungen des Stadtschreibers Georg Khirmeir entworfen. Wien, Mayer & Co. 2.20 M.

Illigens E., Geschichte der lübeckischen Kirche von 1530—1896, das ist Geschichte des ehemals katholischen Bistums und der nunmehr katholischen Gemeinde, sowie der katholischen Bischöfe, Domherren und Seelsorger zu Lübeck von 1530—1896. Paderborn, Schöningh. 3 M.

Richter P., Die Benediktinerabtei Maria-Laach. Ein geschichtlicher Rückblick auf acht Jahrhunderte (1093—1893). (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Nr. 254. 255.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 1.60 M.

Albrecht O., Die evangelische Gemeinde Miltenberg und ihr erster Prediger. Ein Zeitbild aus dem 16. Jahrhundert (Schriften für das deutsche Volk. Herausgegeben vom Verein für Reformationsgeschichte. Nr. 28). Halle, Niemeyer. 15 Pf.

Geyer Chr., Die Nördlinger evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts. Ein Beitrag zu der Geschichte des protestantischen Kirchenwesens. München, Beck. 1.60 M.

Hittmair R., Die Lehre von der unbefleckten Empfängnis an der Universität Salzburg. Linz, Ebenhöch 1896. 5 M.

Schlumberger J. von, Seraphin Dietlers Chronik des Klosters Schönensteinbach. Gebweiler, Boltze. 10 M.

Herold M., Kultusbilder aus vier Jahrhunderten. Eine Jubiläumsgabe. Mit dem Text beigedruckten Musiknoten und einer Ansicht der Pfarrkirche St. Johannis in Schwabach. Erlangen, Junge 1896. 2.80 M.

Delvos Ch. H. Th., Geschichte der Pfarreien des Dekanates Siegburg (Geschichte der Pfarreien der Erzdiöcese Köln. Herausgegeben von K. Th. Dumont. Nach den einzelnen Dekanaten geordnet. XXXIX). Köln, Bachem. 5.25 M.

Binhack F., Geschichte des Cisterzienser-Stiftes Waldsassen unter dem Abte Wigand von Deltsch (1756—1792) nach handschriftlichen Quellen bearbeitet. Programm. Eichstätt 1896.

Hillmann J., Die evangelische Gemeinde Wesel und ihre Willibrordkirche. Beiträge zur Geschichte derselben. Düsseldorf, Bagel 1896. 2.25 M.

De Loe Fr. P. M. O. Pr., Die Dominikaner zu Wesel. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen geschildert. (Bausteine zur Geschichte des Predigerordens in Deutschland. I.) Köln, Klöckner & Mausberg 1896. 1 M.

Brendler A., Das Wirken der P. P. Piaristen seit ihrer Ansiedelung in Wien im Kollegium in der Josefstadt, zu St. Thekla auf der Wieden und im Löwenburgschen Konvikte. Wien, Kirsch. 6 M.

Sickel W., Geschichte der St. Trinitatis-Kirche zu Zerbst. Festschrift zur zweihundertjährigen Jubelfeier der Einweihung am 16. Oktober 1696. Zerbst, Gast. 1.25 M.

Ammendorf Ph. J., Vorlesungen, an der Universität Duisburg gehalten, über die Reformationsversuche der Herzöge von Kleve, Jülich, Berg, Mark und Ravensberg, nebst Vorwort und Schlußwort. Herausgegeben von H. J. Graeber. Duisburg, Ewich. 75 Pf.

Beyschlag W., Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen der jüngeren Jahre. Halle, Strien. 7.50 M.

Graepp L. W., Johannes Bugenhagen. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit, nach historischen Quellen zusammengestellt und neu bearbeitet. Gütersloh, Bertelsmann. 1.60 M.

Joa. Calvini opera quae supersunt omnia. Edd. G. Baum, E. Cunitz, E. Reuss. Vol. 55. 56 (Corpus Reformatorum. Vol. 83. 84). Braunschweig, Schwetschke & Sohn 1896. à 12 M.

Canisii Beati Petri, S. J., epistulae et acta. Collegit et adnotationibus illustravit O. Braunsberger, S. J. Vol. I. 1541—1556. Freiburg i. B., Herder 1896. 14 M.

Berbig G. C. B., D. Johann Gerhards Visitationswerk in Thüringen und Franken. Dissertation. Leipzig 1896.

Bunz P., Johann Ludwig Hager. Ein Lebensbild aus den Papieren meines Großvaters. Mit 3 Ansichten von Mühlhausen. Stuttgart, Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft. 25 Pf.

Höchsmann J., Johannes Honter, der Reformator Siebenbürgens und des sächsischen Volkes. Ein Lebensbild aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Wien, Graeser. 2 M.

Winter F. J., Karl Friedrich August Kahnis. Ein theologisches Lebens- und Charakterbild, seinen ehemaligen Schülern dargeboten. Leipzig, Dörffling & Franke 1896. 1.50 M.

Luther's Primary Works together with his shorter and larger Catechism translated into English. Edited with Theological and Historical Essays, by Henry Wace, and C. H. Buchheim. London 1896. Hodder and Stoughton.

Luther M., Enchiridion. Geistliker Leder vnde Psalmen / na ordeninge der Jartydt vppet nye mit velen schönen Gesengen / gebetert vnde vormehret. Gedrücket tho Magdeborch. (Reproduktion der Ausgabe von 1596.) Magdeburg, Faber. 14 M.

Disputationen Dr. Martin Luthers, in den Jahren 1535—1545 an der Universität Wittenberg gehalten. Zum ersten Male herausgegeben von P. Drews. 2. Hälfte. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1896. 23 M.

Köhler W. E., Die Quellen zu Luthers Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation". Ein Beitrag zum Verständnis dieser Schrift Luthers. Dissertation. Heidelberg 1896.

Morgenroth T., Martinus Luther quomodo initio theologiae suae interpretatus sit Psalmos. Jena 1896.

Paulus N., Luthers Lebensende und der Eislebener Apotheker Johann Landau. Mainz, Kirchheim. 60 Pf.

Schäfer E., Luther als Kirchenhistoriker. Ein Beitrag zur Geschichte der Wissenschaft. Gütersloh, Bertelsmann. 9 M.

Beyschlag W., Philipp Melanchthon und sein Anteil an der deutschen Reformation. Festschrift zum 400jährigen Geburtstag des Reformators.[1]) Freiburg i. B., Waetzel. 1 M.

Bornemann, Melanchthon als Schulmann. Rede. Magdeburg, Creutz. 50 Pf.

Cohrs F., Philipp Melanchthon. Deutschlands Lehrer. Ein Beitrag zur Feier des 16. II. 1897. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Nr. 55.) Halle, Niemeyer. 1.20 M.

Dorner A., Festrede zur 400jährigen Geburtstagsfeier Melanchthons. Königsberg, Hartung. 50 Pf.

Evers G., Einige Kapitel aus dem Leben Philipp Melanchthons. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt. 1 M.

Haußleiter J., Aus der Schule Melanchthons. Theologische Disputationen und Promotionen zu Wittenberg in den Jahren 1546—1560. Festschrift der

[1]) Im folgenden nur eine kleine Auswahl aus der massenhaften, zu dieser Feier erschienenen Flugschriftenlitteratur.

königl. Universität Greifswald zu Melanchthons 400jährigem Geburtstag. Greifswald, Abel. 2.80 M.

Harnack A., Philipp Melanchthon. Akademische Festrede. Berlin, Vecker. 75 Pf.

Kirn O., Melanchthons Verdienst um die Reformation. Rede. Leipzig, Dörffling & Franke. 50 Pf.

Krizko P., Ein Brief Philipp Melanchthons. Eigenhändig geschrieben an den Magistrat der königl. Bergstadt Kremnitz im Jahre 1553 nach Christo. Entdeckt und mitgeteilt. (XXVII. Edition der Luther-Gesellschaft in Budapest.) Budapest, Kókai. 25 Pf.

Neubert K. H., Philippus Melanchthons Beziehungen zu Dresden. Ein Beitrag zur 400jährigen Wiederkehr seines Geburtstages am 16. II. Dresden, J. Naumann. 30 Pf.

Rinn H., Melanchthons Beziehungen zu Hamburg. Hamburg, Gräfe & Sillem 60 Pf.

Rogge B., Melanchthon-Büchlein. Zur 400jährigen Gedächtnisfeier des Geburtstages Philipp Melanchthons am 16. Februar 1897 herausgegeben. Hannover, C. Meyer. 25 Pf.

Schaefer R., Philipp Melanchthons Leben, aus den Quellen dargestellt. Gütersloh, Bertelsmann. 3.60 M.

Sell K., Philipp Melanchthon, der Lehrmeister des protestantischen Deutschland. Rede. Freiburg i. B., Mohr. 70 Pf.

Sell K., Philipp Melanchthon und die deutsche Reformation bis 1531 (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Nr. 56). Halle, Niemeyer. 1.20 M.

Simons, Melanchthon in Bonn. Vortrag. Bonn, Röhrscheid & Ebbecke. 60 Pf.

Spanuth-Pöhlde, Philipp Melanchthon und seine Wirksamkeit in der Reformation. Zum 400jährigen Geburtstag (Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Heft 161). Stuttgart, Belser. 1 M.

Stein A., Philipp Melanchthon. Ein Lebensbild. Dem deutschen Volk vor die Augen gemalt. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 50 Pf.

Zahn A., Philipp Melanchthon und das Gesetz Moses. Auch ein Wort zum 16. II. 1897. Gütersloh, Bertelsmann. 30 Pf.

Ziegler Th., Philipp Melanchthon, der humanistische Genosse Luthers. Vortrag. Straßburg, C. F. Schmidt. 50 Pf.

Kalkoff P., Pirkheimers und Spenglers Lösung vom Banne 1521. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte Nürnbergs. Programm. Breslau.

Rogge B., Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen aus meinem Leben. 1. Band. Von 1831—1862. Hannover, C. Meyer. 4 M.

Kalthoff A., Schleiermachers Vermächtnis an unsere Zeit. Religiöse Reden. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 2.50 M.

Bowinckel E., Religion und Religionen bei Schleiermacher und Hegel. Eine Verhältnisbestimmung. Erlangen, Merkel. 1.60 M.

Behrmann, Pastor Heinrich Matthias Sengelmann Dr. Eine biographische Skizze. Hamburg, Gräfe & Sillem. 3 M.

Fieger H., Pater Don Ferdinand Sterzingers Leben und Schriften. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärungsepoche in Bayern. Programm. München 1896.

Dr. Albert Stöckl, Domkapitular und Lyceal-professor in Eichstätt. Eine Lebensskizze, verfaßt von einem seiner Schüler. Mainz, Kirchheim. 1.20 M.

Krieg C., Ferdinand Geminian Wanker, Professor zur Freiburg 1788—1824. Lebensbild eines Theologen der Übergangszeit. Festschrift. Freiburg 1896.

Finsler G., Zwingli-Bibliographie. Verzeichnis der gedruckten Schriften von und über Ulrich Zwingli. Herausgegeben durch die Stiftung Schnyder von Wartensee Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 4 M.

Nagel E., Zwinglis Stellung zur Schrift. Freiburg i. B., Mohr 1896. 1.80 M.
Wunderli G., Huldrych Zwingli und die Reformation in Zürich nach den Tagsatzungs-Protokollen und zürcherischen-obrigkeitlichen Erlassen. Zürich, Selbstverlag. 4 M.

## Buchdruck und Buchhandel. Bibliothekswesen.

Weisbach W., Der Meister der Bergmannschen Offizin. Ein Beitrag zur Geschichte der Baseler Buchillustration. Dissertation. Leipzig 1896.
Historischer Kalender oder der Hinkende Bot. Seine Entstehung und Geschichte. Ein Beitrag zur bernischen Buchdrucker- und Kalendergeschichte. Herausgegeben von der Stämpflischen Buchdruckerei. Mit mehreren Tafeln und vielen Illustrationen im Text. Bern 1896. 5.25 M.
Heitz P., Der Initialschmuck in den elsässischen Drucken des 15. und 16. Jahrhunderts. 2. Reihe. Straßburg, Heitz.
Inhalt: Zierinitialen in Drucken des Johann Grüninger, 1. Teil (Straßburg 1483—1531) und des Johann Herwagen (Straßburg 1522—1528).
Angermayer jun. C., Die Geschichte der „Preßburger Zeitung". (Ungarisch und deutsch.) Nebst Faksimiledruck der 1. Nr. vom 14. Juli 1764. Preßburg, Heckenast. 75 Pf.
Die schweizerische Presse. Herausgegeben vom Verein der schweizerischen Presse. — La presse suisse. Publié par la société de la presse suisse. Bern, Haller. 10 M.
Schmidt Ch., Répertoire bibliographique Strasbourgeois jusque vers 1530. VIII. Matthias Schürer 1508—1520. Straßburg, J. H. E. Heitz. 15 M.
Berdrow O., Friedrich Perthes, ein deutscher Buchhändler. Dem Volke und der reiferen Jugend dargestellt. Gotha, Perthes. 3 M.
Leitschuh F., Katalog der Handschriften der königl. Bibliothek zu Bamberg. I. Band. 2. Abteilung. II. Lieferung (Historische Handschriften). Bamberg, C. C. Buchner. 4 M.
Bücherverzeichnis der Stadtbibliothek Coblenz, aufgenommen durch Alb. Marhoffer 1896. Coblenz, F. Hölscher. 2 M.
Reifenkugel K., Die k. k. Universitätsbibliothek in Czernowitz 1885—1895. Czernowitz, Pardini. 60 Pf.
Die Handschriften der großherzoglich badischen Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe. IV. Die Karlsruher Handschriften. Karlsruhe, Groos. 5 M.
Grupp G., Oettingen-Wallersteinische Sammlungen in Maihingen. I. Hälfte. Nördlingen, Reischle. 1 M.

## Theater- und Musikgeschichte.

Léon V., Regie. Notizen zu einem Handbuch. Mit einem Geleitwort von H. Bahr. München, Brakls Rubin-Verlag. 1 M.
Opet O., Deutsches Theaterrecht. Unter Berücksichtigung der fremden Rechte systematisch dargestellt. Berlin, Calvary. 10 M.
Crüwell C., Das Stadttheater zu Annaberg im Erzgebirge. Ein Gedenkblatt zum Tage der 400jährigen Jubelfeier der Gründung der Stadt Annaberg. Annaberg, Graeser. 2 M.
Genée R., Ifflands Berliner Theaterleitung 1796—1814. Mit Benutzung handschriftlicher Dokumente. (Aus der „National-Zeitung".) Berlin, Bloch. 1.20 M.

Die Theater Wiens 10. und 11. Heft. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. à 6 M.

Inhalt: Bayer J., Das neue k. k. Hofburgtheater als Bauwerk mit seinem Skulpturen- und Bilderschmuck. 7. und 8. Heft (Schluß).

Hennig C. R., Die Ästhetik der Tonkunst. Leipzig, Barth. 4 M.

Krome F., Die Anfänge des musikalischen Journalismus in Deutschland. Dissertation. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1.50 M.

Nef K., Die Collegia musica in der deutschen reformierten Schweiz von ihrer Entstehung bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Mit einer Einleitung über den reformierten Kirchengesang und die Pflege der Profanmusik in der Schweiz in den frühern Zeiten. St. Gallen, Fehr. 2 M.

Pfordten H. Freiherr v. d., Musikalische Essays. München, Beck. 4.50 M.

Inhalt: Kunst und Dilettantismus. — Grundlagen der Gesangskunst. — Leonore im „Fidelio" und Elsa im „Lohengrin". — Weber und Schumann als Schriftsteller.

Polko Elise, Meister der Tonkunst. Ein Stück Musikgeschichte in Biographien. Wiesbaden, Lützenkirchen & Bröcking. 5 M.

Procházka R. Freiherr, Arpeggien. Musikalisches aus alten und neuen Tagen. Dresden, O. Damm. 3 M.

Müsiol R., Hugo Brückler. Ein Beitrag zur Geschichte des musikalisch-deutschen Liedes. Dresden, Hoffarth. 75 Pf.

Bülow H. von, Briefe und Schriften. II. Ausgewählte Schriften 1850—1892 herausgegeben von Marie von Bülow. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1896. 6 M.

Aus den zahlreichen chronologisch geordneten Aufsätzen und Kritiken seien hier nur einige litterarischen und allgemeinen Inhalts hervorgehoben: „Der Proceß." Bruchstück aus der Besprechung eines Lustspiels von Roderich Benedix (7. Juni 1850). — Das musikalische Leipzig in seinem Verhalten zu Richard Wagner I. (Manuskript.) II. Entgegnung auf die in Nr. 24 der „Grenzboten" erschienene Beurteilung Richard Wagners (10. und 17. Oktober 1851). — Henriette Sontag. Ein Minoritätsgutachten. — Friedrich Hebbel. Agnes Bernauer, Trauerspiel in 5 Akten I. II. (24. und 26. September 1852). — Robert Volkmann (3. Juli 1853). — Die Opposition in Süddeutschland I—V. (November, Dezember 1853). — Theater- und Konzertberichte aus der „Berliner Feuerspritze" (September—November 1853). — Über Richard Wagners Faust-Ouvertüre. Eine erläuternde Mitteilung an die Dirigenten, Spieler und Hörer dieses Werkes (1. und 8. August 1856). — Das Litteratentum „mit Gewalt" in der Musik (4. Dezember 1857). — Karl G. Ritter. Ein Schüler Robert Schumanns (5. März 1858). — Epigonen und Progonen. Zur Situation (12. Januar 1859). — Eduard Fischel. Zum Gedächtnis eines Freundes. Ein Stück musikalischer Zeitgeschichte (25. September 1863). — Karl Tausig (22. August 1871). — Lohengrin in Bologna. Kein Leitartikel, sondern ein vertrauliches Gespräch (im australischen Stile) (Januar 1872). — Publikum und Kritik (19. Januar 1890). — Aphorismen.

Rösch F., Musik-ästhetische Streitfragen. Streiflichter und Schlagschatten zu den ausgewählten Schriften von Hans von Bülow. Ein kritischer Waffengang. Leipzig, Hofmeister. 3 M.

Göhler G., Cornelius Freund. Ein Beitrag zur Geschichte der evangelischen Kirchenmusik, insbesondere der sächsischen Kantoreien in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Dissertation. Leipzig 1896.

Wendschuh L., Über Jos. Haydns Opern. Dissertation. Rostock 1896.

Ritter H., Franz Schubert (geboren 31. Januar 1797). Gedenkschrift zur 100. Geburtstagsfeier. Bamberg, Handelsdruckerei. 60 Pf.

(Glossy K.), Schubert-Ausstellung der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, verbunden mit einer Ausstellung von Werken der Maler Moriz

von Schwind, Josef Danhauser und Leopold Kupelwieser. Wien (Leipzig, A. Schulze). 1 M.

Die Ausstellung, von der der vorliegende Katalog dauernde Kunde giebt, ist eine jener großartigen Leistungen, wie sie der Direktor des Museums und Bibliothek der Stadt Wien mit bewunderswerter Umsicht und Geschicklichkeit in der kürzesten Zeit aus dem Nichts hervorzuzaubern versteht. Mit großer Vollständigkeit wurde alles herbeigeschafft, was ein möglichst anschauliches Bild von Schuberts Persönlichkeit und Wirksamkeit, von dem Milieu, in dem er lebte, von seinen Zeitgenossen und Freunden zu geben im stande war: vor allem andern zahlreiche Abbildungen, dann Handschriften, Noten und Andenken der verschiedensten Art. In glücklicher Weise wurde gleichzeitig mit dem Andenken an Schubert die Erinnerung an seine Freunde Schwind und Kupelwieser und an den zeitgenössischen Maler Danhauser erneuert, so daß Altwien in Tönen und Farben vor uns auferstand. Der Katalog liefert nicht nur ein genaues Verzeichnis aller Ausstellungsgegenstände, sondern enthält wertvolle Daten über alle berührten Persönlichkeiten, auch Mitteilungen aus handschriftlichen Quellen (Akten, Briefen ꝛc.), besonders aus den Aufzeichnungen eines der nächsten Freunde Schuberts, des Freiherrn Josef von Spaun und ist mit ausgezeichneten Reproduktionen mehrerer Zeichnungen geschmückt, unter denen hier die Bildnisse von F. von Schober (nach einer Zeichnung von Kupelwieser 1821), von Grillparzer, Bauernfeld und Raimund (alle drei nach Zeichnungen von Schwind) hervorgehoben seien.

Kastner E., Briefe von Richard Wagner an seine Zeitgenossen 1830—1883. Zusammengestellt, chronologisch geordnet, mit biographischen Notizen über die Adressaten. Berlin, Liepmannssohn. 10 M.

Wolzogen H. von, Richard Wagners Heldengestalten. Erläutert. Hannover, Oertel. 1.50 M.

Pfohl F., Die Nibelungen in Bayreuth. Neue Bayreuther Fanfaren. Mit einem Anhang: Bayreuther Fanfaren (1891). Dresden, Reißner. 1.50 M.

Motta J. V. da, Zur Einführung in Richard Wagners Bühnenweihfestspiel Parsifal. Übersicht des Sagenstoffes, Geschichte der Entstehung des Dramas, Erläuterung der Dichtung. Bayreuth, Niehrenheim & Bayerlein. 60 Pf.

Wasielewski W. J. von, Aus siebzig Jahren. Lebenserinnerungen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 5 M.

## Kunstgeschichte.

Schmarsow A., Beiträge zur Ästhetik der bildenden Künste. II. Barock und Rokoko. Eine kritische Auseinandersetzung über das Malerische in der Architektur. Leipzig, Hirzel. 6 M.

Boettger G., Die chalkographische Gesellschaft in Dessau. Eine Erinnerungsschrift an die 100jährige Gründung am 1. Oktober 1796. Dessau, Baumann. 50 Pf.

Schneeli G., Renaissance in der Schweiz. Studien über das Eindringen der Renaissance in die Kunst diesseits der Alpen. München, Bruckmann. 10 M.

Halm P. M., Die Künstlerfamilie der Asam. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Süddeutschlands im 17. und 18. Jahrhundert. Dissertation. München 1896.

Conr. Fiedlers Schriften über Kunst. Herausgegeben von H. Marbach. Leipzig, Hirzel. 6 M.

Goette A., Holbeins Todtentanz und seine Vorbilder. Mit 95 Abbildungen im Text, 2 Beilagen und 9 Tafeln Straßburg, Trübner. 20 M.

Daun B., Adam Krafft und die Künstler seiner Zeit. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Nürnbergs. Berlin, Besser. 7 M.

Kirschner A., Raphael Mengs. Selbstverlag. Aussig a. d. Elbe 1896.
Keller P. J., Balthasar Neumann. Eine Studie zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts. Dissertation. Würzburg 1896.

---

## Geschichte der Philosophie.

Eucken R., Die Lebensanschauungen der großen Denker. Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart 2. Auflage. Leipzig, Veit & Co. 10 M.
Haas A., Über den Einfluß der epikureischen Staats- und Rechtsphilosophie auf die Philosophie des 16. und 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der Lehre vom Staatsvertrag. Dissertation. Berlin, Mayer & Müller. 2 M.
Mayer M. E., Das Verhältnis des Sigismund Beck zu Kant. Heidelberg, Winter 1896. 2 M.
Laßwitz K., Gustav Theodor Fechner (Frommanns Klassiker der Philosophie, herausgegeben von R. Falckenberg. Band 1). Stuttgart, Frommann. 1.75 M.
Wotschke Th., Fichte und Erigena. Darstellung und Kritik zweier verwandter Typen eines idealistischen Pantheismus. Halle, Krause 1896. 1.50 M.
Brahn M., Die Entwicklung des Seelenbegriffes bei Kant. Dissertation. Leipzig, Fock 1896. 1 M.
Eleutheropulos A., Kritik der reinen rechtlichgesetzgebenden Vernunft oder Kants Rechtsphilosophie. Leipzig, Strübigs Verlag 1896. 2.50 M.
Greiner D., Der Begriff der Persönlichkeit bei Kant. Dissertation. Gießen 1896.
Hacks J., Über Kants synthetische Urteile a priori. II. Teil. Programm. Kattowitz 1896.
Kinkel W., Die Idealität und Apriorität des Raumes und der Zeit, nach Kant. Dissertation. Jena 1896.
Kronenberg M., Kant. Sein Leben und seine Lehre. München, Beck. 4.50 M.
Inhalt: I. Kants Leben, Charakter und geistige Entwicklung. 1. Kants geschichtliche Stellung. 2. Kants Jugendentwicklung und äußerer Lebensgang. 3. Kants Charakter und Geistesart. 4. Entwicklung Kants bis zur Kritik der reinen Vernunft. — II. Kants philosophisches System. 5. Erkenntnislehre. 6. Ethik. 7. Religionsphilosophie. 8. Ästhetik. 9. Fortwirkung Kants bis zur Gegenwart. — Anhang. Anmerkungen. Chronologie für Kants Leben und Schriften.
Kügelgen C. W. von, Immanuel Kants Auffassung von der Bibel und seine Auslegung derselben. Ein Kompendium Kantscher Theologie. Leipzig, Deichert. 1.60 M.
Neumark D., Die Freiheitslehre bei Kant und Schopenhauer. Hamburg, Voß. 2 M.
Schöne G. H., Die Stellung Immanuel Kants innerhalb der geographischen Wissenschaft. Dissertation. Leipzig 1896.
Schöngut L., Über Kants mathematische Hypothese. Programm. Reichenberg 1896.
Stehr H., Über Immanuel Kant. Der Mensch hat keine Vernunft im Sinne Kants. Eine Abhandlung über den Geist unter Berücksichtigung einer der neuesten Metaphysiken und der Vernunft-Kritik Kants für die Gebildeten jedes Standes. Leipzig, Friedrich. 2 M.
Wallenberg G., Kants Zeitlehre. Programm. Berlin, Gaertner 1896. 1 M.
Krause K. Ch. F., Grundriß der historischen Logik für Vorlesungen. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. 2. Auflage. Weimar, Felber 1896. 8.50 M.

Krause K. Ch. F., Fragmente und Aphorismen zum analytischen Teile des Systems der Philosophie. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. Weimar, Felber. 5 M.

Lange P., Die Lehre vom Instinkte bei Lotze und Darwin. Programm. Berlin, Gaertner 1896. 1 M.

Tienes A., Lotzes Gedanken zu den Prinzipienfragen der Ethik. Heidelberg, Hörning 1896. 1 M.

Förster-Nietzsche Elisabeth, Das Leben Friedrich Nietzsches. Zweiter Band. Erste Abteilung. Leipzig, C. G. Naumann. 8 M.

Inhalt: Im Banne der Freundschaft. 1. Basel. 2. Tribschen. 3. Kriegsjahre (1870—71). 4. Die Ursachen der Krankheit. 5. Die Entstehung der „Geburt der Tragödie". 6. Das erste Buch. 7. Freund und Feind. 8. Selbstkritiken über die Geburt der Tragödie. 9. Im Lande der Bildung. 10. Der Bildungsphilister. 11. Die zweite „Unzeitgemäße Betrachtung". 12. Schopenhauer als Erzieher. 13. Lebenspläne. 14. Richard Wagner in Bayreuth. — 15. Der Ring des Nibelungen. 16. Menschliches, Allzumenschliches. 17. Krisis und Trennung. 18. Der Abschied.

Dieser Band erzählt Nietzsches Leben von 1869—1880 und gipfelt in der aktenmäßigen Darstellung seines Freundschaftsverhältnisses zu Richard Wagner, einem der denkwürdigsten Kapitel unserer neueren Kunstgeschichte. Zahlreiche Briefe von Wagner (S. 15. 21. 23. 68. 85. 130. 144. 229. 234. 238. 241; auch eine versificierte Widmung der Gesamtausgabe seiner Werke S. 228) und Frau Cosima (S. 21. 23. 26. 68. 312) werden mitgeteilt. Nietzsches Briefe an Wagner scheinen verloren zu sein (S. 22); nur einige Entwürfe zu solchen Briefen haben sich erhalten (S. 249. 293). Außerdem Briefe von Nietzsche an Erwin Rohde, Freiherrn von Gersdorff, Fräulein von Meysenbug, Engelmann, Liszt, Professor Hagen aus Bern, Freiherrn von Seydlitz, Th. Opitz, Peter Gast, Fräulein Lou Salomé, Frau Marie Baumgartner, Professor Riedel in Leipzig und an die Familie; Briefe an ihn von Hans von Bülow, Jakob Burckhardt und Ritschl.

Duboc J., Anti-Nietzsche. Erweiterter Separatabdruck aus des Verfassers „Jenseits vom Wirklichen". Dresden, Henkler. 1 M.

Kaftan J., Das Christentum und Nietzsches Herrenmoral. Vortrag. Berlin, Rauck. 50 Pf.

Ritschl O., Nietzsches Welt- und Lebensanschauung in ihrer Entstehung und Entwicklung dargestellt und beurteilt. Freiburg i. B., Mohr. 1 M.

Tönnies F., Der Nietzsche-Kultus. Eine Kritik. Leipzig, Reisland. 2 M.

Schmidt, Das Lebensideal Karl Christian Plancks (Philosophische Vorträge, herausgegeben von der philosophischen Gesellschaft zu Berlin. 3. Folge. 5. Heft) Berlin, Gaertner. 1 M.

Bowinckel E., Das Verhältnis des einheitlichen Wesens der Religion zur historischen Mannigfaltigkeit der Religionen bei Schleiermacher und Hegel. Dissertation. Erlangen 1896.

Arth. Schopenhauers sämtliche Werke in 12 Bänden. Mit Einleitung von R. Steiner. 12. Band (Cottasche Bibliothek der Weltlitteratur. Band 271). Stuttgart, Cotta. 1 M.

Fischer Kuno, Der Philosoph des Pessimismus. Ein Charakterproblem (Kleine Schriften 7). Heidelberg, Winter. 1.20 M.

Griesebach E., Schopenhauer. Geschichte seines Lebens (Geistesheiden — Führende Geister — Eine Sammlung von Biographien. Herausgegeben von A. Bettelheim. 25. und 26. Band. Der 5. Sammlung 1. und 2. Band.) Berlin, E. Hofmann & Co. 4.80 M.

Hecker M. F., Schopenhauer und die indische Philosophie. Köln, Hübner & Teufel. 3.60 M.

Joseph M., Die psychologische Grundanschauung Schopenhauers. Eine kritische Untersuchung. Berlin, Mayer & Müller. 3.60 M.
Stein E., Philosophische Studien. Entwürfe, Skizzen und Aphorismen aus dem Nachlasse. Leipzig, Friedrich. 1.50 M.
Arnsperger W., Christian Wolfs Verhältnis zu Leibniz. Heidelberg.

## Pädagogik. Geschichte des Unterrichts.

Brunner H., Der Anteil des deutschen Rechtes an der Entwicklung der Universitäten. Rektoratsrede. Berlin, Becker. 60 Pf.
Duhr B. S. J., Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu, mit einer Einleitung. Freiburg, Herder 1896. 3 M.

Das Verdienst der Arbeit liegt in der Einleitung (S. 1—174). Sie giebt eine kurze systematische Darstellung alles dessen, was die 4 Bände der ratio studiorum S. J. in den monumenta Germaniae paedagogica an Quellenmaterial liefern. Für die deutsche Litteratur sind insbesondere die Kapitel „Muttersprache", „Deklamation", „Akademie" und „Theater" von größerer Bedeutung. Durch die Schrift wird ein rascher und sicherer Aufschluß über die einzelnen Einrichtungen der alten Jesuitenschulen ermöglicht.

Frisch F., Biographien österreichischer Schulmänner. Als Beitrag zur Schulgeschichte der letzten 100 Jahre herausgegeben. Wien, A. Pichlers Witwe. 4 M.
Horn E., Kolleg und Honorar. Ein Beitrag zur Verfassungsgeschichte der deutschen Universitäten. Akademischer Verlag. München. 2.50 M.

Inhalt: 1. Der politische und der wissenschaftliche Charakter der deutschen Universitäten, besonders seit dem 16. Jahrhundert. — 2. Die Ursachen des Niederganges der öffentlichen Lektionen und die Gründe für den Aufgang der Privatkollegia. — 3. Die geschichtliche Entwicklung der öffentlichen und der privaten Vorlesungen bei einzelnen deutschen Universitäten. — 4. Überblick über die Honorargesetzgebung. Beilagen. — A. Hauß und Tisch-Leges. Von Professor Math. Jobus Ludolff in Erfurt um 1697. B. Erster regelmäßiger Jenaer Lektionskatalog für das Winterhalbjahr 1591/2. C. Jena. Tabula ingratorum 1745.

Kaufmann G., Die Geschichte der deutschen Universitäten. 2. Band: Entstehung und Entwicklung der deutschen Universitäten bis zum Ausgang des Mittelalters. Stuttgart, Cotta. 12 M.

Inhalt: Verzeichnis der deutschen Universitäten mit Angaben über die Jahre der Gründung, die Stiftungsbriefe, die Matrikel, die Statuten, den Kanzler und den Patron, der die Oberleitung ausübte. I. Die Gründung der deutschen Universitäten von Prag bis Wittenberg und Frankfurt a./O. II. Die Verfassung. III. Die Organe der Verfassung. IV. Die Studienordnung. V. Die Entwicklung der deutschen Universitäten im Laufe der Periode. — Anhang: I. und I a. Kaiserliche Stiftungsbriefe für Tübingen und Lüneburg. II. Königlicher Stiftungsbrief für Breslau. III. Ernennung des Kanzlers von Breslau. IV. Beispiel eines Beschlusses und einer Einladung zur Generalversammlung der Universität in Prag. V. Ein Beschluß der Wiener Universität von 1429. VI. Zwei Vorlesungen von Baccalaren der juristischen Fakultät. VII. Ein Doktordiplom und ein Vorlesungsverzeichnis von Wittenberg. VIII. Aus den Acta facultatis medicae Vindobonensis. IX. Denkschrift des Kölner Universitätspedellen. X. Instruktion der Heidelberger Universität für ihren Gesandten an den Papst.

Rohle E., Geschichte des deutschen Schulwesens im Umriß (Aus: Reins encyklopädischem Handbuch der Pädagogik). Langensalza, Beyer & Söhne. 1.20 M.
Langermann J., Stein — Pestalozzi — Fichte in ihrer Beziehung zur socialen Frage der Gegenwart. Barmen, Steinborn & Co. 80 Pf.

Paulsen F., Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht. 2. Auflage. 4. (Schluß-)Halbband. Leipzig, Veit & Co. 9 M.

Raumer K. von, Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. Fortgeführt und ergänzt von G. Lothholz. 5. Teil. Gütersloh, Bertelsmann. 8 M.

Inhalt: Lothholz G., Pädagogik der Neuzeit in Lebensbildern.

Zupprian K., Frauengestalten in der Geschichte der Pädagogik. Kulturgeschichtliche Skizzen zur Frauenfrage. Leipzig, Dürr. 4 M.

Hanschmann B., Pädagogische Strömungen an der Wende des Jahrhunderts im Gebiete der Volksschule. Eine Würdigung Pestalozzis, Fröbels, Zillers. Festschrift im Pestalozzijahr. 1896. Leipzig, Wunderlich. 60 Pf.

Scherer H., Die Pädagogik in ihrer Entwicklung im Zusammenhange mit dem Kultur- und Geistesleben und ihrem Einfluß auf die Gestaltung des Erziehungs- und Bildungswesens mit besonderer Berücksichtigung der Volksschulpädagogik und des Volksschulwesens. 1. Band: Die Pädagogik vor Pestalozzi. Leipzig, Brandstetter. 8 M.

Schmid K. A., Geschichte der Erziehung vom Anfang an bis auf unsere Zeit, bearbeitet in Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern. Fortgeführt von G. Schmid. Vierter Band. Erste Abteilung. Stuttgart, Cotta 1896.

Aus dem Inhalt: Brügel J., Bildungsbestrebungen in Deutschland während des Dreißigjährigen Krieges: Die Reform im Herzogtum Gotha. V. L. von Seckendorff. J. M. Dilherr. J. M. Moscherosch. J. B. Schupp. — Der Pietismus, seine Pädagogik und seine Schulen: A., A. H. Francke und die Halleschen Schulen. — Schmid G., J. Bengel. — Gundert E., F. Chr. Oetinger — Gundert E., J. Fr. Flattich.

Wendt G., Didaktik und Methodik des deutschen Unterrichts und der philosophischen Propädeutik. (Aus „A. Baumeisters Handbuch" der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen.) München, Beck. 3.50 M.

Künoldt E., Caradeux de La Chalotais und sein Verhältnis zu Basedow. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik im 18. Jahrhundert. Oldenburg, Schulze 1 M.

Nesemann F., Comenii Panegyricus Carolo Gustavo. Programm. Lissa 1896.

Bibliothek der katholischen Pädagogik. Begründet unter Mitwirkung von V. Kellner, Knecht, H. Rolfus und herausgegeben von F. X. Kunz. Band 8. Freiburg i. B., Herder. 5 M.

Aus dem Inhalt: Ausgewählte pädagogische Schriften des Desiderius Erasmus. Allgemeine Einleitung, Biographie, Übersetzung und Erläuterungen von D. Reichling.

Vögel H., Die pädagogischen Anschauungen des Erasmus in ihrer psychologischen Begründung. Dresden, Bleyl und Kaemmerer 1896. 1.80 M.

Neudrucke pädagogischer Schriften. Herausgegeben von A. Richter. Band 15 Leipzig, R. Richter.

Inhalt: Die allgemeine Schulordnung der Kaiserin Maria Theresia und J. J. Felbigers Forderungen an Schulmeister und Lehrer. Herausgegeben von A. Weiß.

Friedrich J., Jakob Frohschammer. Ein Pädagoge unter den modernen Philosophen. Einführung in das philosophisch-pädagogische System Frohschammers Fürth, Rosenberg. 1.50 M.

Jaunmüller J., Kritik des Herbartschen Unterrichtssystemes, enthaltend die Widerlegung dieses und die Grundlegung eines neuen Systems. Programm Freistadt 1896.

J. F. Herbarts pädagogische Schriften. Mit Herbarts Biographie herausgegeben von F. Bartholomäi. 6. Auflage, neu bearbeitet und mit erläuternden Anmerkungen versehen von E. von Sallwürk. 2. Band (Bibliothek pädagogischer Klassiker. Eine Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften älterer und neuerer Zeit, herausgegeben von F. Mann. 9. Band). Langensalza, Beyer & Söhne. 3 M.

Wenkel, Zur Erinnerung an den Geheimen Schulrat Dr. Wilh. Kieser. Programm. Sondershausen 1896.

Beck W., Dr. K. J. Lorinser, Regierungs- und Geheimer Medizinal-Rat. Sein Leben und seine Verdienste um das Turnen. Zur 100jährigen Wiederkehr seines Geburtstages bearbeitet. Oppeln, Maske. 50 Pf.

Eskuche G., Melanchthon und das Siegener Realgymnasium. Zu Melanchthons 400jährigem Geburtstage. Ein Gedenkblatt. Siegen, H. Montanus. 40 Pf.

Riehm G., Otto Nasemann, der erste Direktor des Stadtgymnasiums zu Halle a. S. Programm. Halle 1896.

Freyer P., Michael Neanders Carmen scholasticum. Ilfeld 1896.

Baumgarten F., Friedrich August Nüßlin. Freiburg i. B. 1 M.

Knöppel A., Bernhard Heinrich Overberg, der Lehrer des Münsterlandes (Lebensbilder katholischer Erzieher. Herausgegeben von W. E. Hubert. Band 5). Mainz, Kirchheim. 1.60 M.

Pestalozzis sämtliche Werke. Unter Mitwirkung von H. Morf und O. Hunziker herausgegeben von L. W. Seyffarth. 19. und 20. Band. Liegnitz, Seyffarth.

Inhalt: Pestalozzi und Anna Schultheß. Briefe aus der Zeit ihrer Verlobung. Herausgegeben von H. Morf und L. W. Seyffarth.

Bulkley J. E., Der Einfluß Pestalozzis auf Herbart. Dissertation. Zürich 1896.

Dierauer J., Heinrich Pestalozzi. Vortrag. St. Gallen, Huber & Co. 40 Pf.

Greyerz O. von, Heinrich Pestalozzi. Programm. Bern 1896.

Seyffarth L. W., Pestalozzi in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Nach Vorträgen zur Feier des 150. Geburtstages Pestalozzis. Liegnitz, C. Seyffarth 1896. 50 Pf.

Waldmann F., Pestalozzi und Muralt. Yverdon und St. Petersburg. Ein Beitrag zum 150. Geburtstage Pestalozzis den 12. Januar 1896 (mit bisher noch ungedruckten Briefen Pestalozzis). (Aus: „St. Petersburger Zeitung".) Schaffhausen, Schoch 1896. 80 Pf.

Balsiger E., Hans Rudolf Rüegg. Lebensbild eines schweizerischen Schulmannes und Patrioten, zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Volksschulwesens. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 2.50 M.

Schreck E., Heinrich Schaumberger, ein deutscher Volksschriftsteller aus dem Lehrerstande. (Sammlung pädagogischer Vorträge. Herausgegeben von W. Meyer Markau. Band 8.) Bielefeld, Helmich. 50 Pf.

Sachse R., Das Tagebuch des Rektors Jakob Thomasius. Programm. Leipzig, Hinrichs 1896. 1.20 M.

Brußkern J. C., Zwei Einladungsschriften des Gymnasiums zu Attendorn aus dem 18. Jahrhundert. Programm. Attendorn 1896.

Heynacher M., Festschrift zu der 250jährigen Stiftungsfeier des königl. Gymnasiums zu Aurich am 17. September 1896. Aurich, Friemann. 1.50 M.

Zohren F., Das ehemalige Augustiner-Gymnasium zu Bedburg. Programm. Bedburg 1896.

Fischer G., Geschichte des Bistritzer evangelischen Gymnasiums A. B. bis zum Jahre 1762. Programm. Bistritz 1896.

Hellmann W., Über die Anfänge des mathematischen Unterrichts an den Erfurter evangelischen Schulen im 16. und 17. Jahrhundert und bis etwa 1774. Teil II. Programm. Erfurt 1896.

Thiele R., Die Gründung des evangelischen Ratsgymnasiums zu Erfurt (1561) und die ersten Schicksale desselben. Ein Beitrag zur Schul- und Gelehrtengeschichte des 16. Jahrhunderts. Mit urkundlichen Beilagen und Quellenauszügen, nebst einer Abbildung des ehemaligen Augustinerklosters. Erfurt, Neumann 1896. 2 M.

Ribbeck K., Geschichte des Essener Gymnasiums. I. Teil bis 1564. Programm. Essen 1896.

Besler, Beiträge zur Geschichte der höheren Schule zu Forbach. Programm. Forbach 1896.

Heinemann F., Das sogenannte Katharinenbuch vom Jahre 1577. Im Auftrage und auf Kosten der Freiburgischen Schulherrenkammer zum ersten Male herausgegeben. Mit historisch-kritischer Einleitung, einem Glossar und 6 artistischen Beilagen. Freiburg (Schweiz), Veit 1896. 7.50 M.

Festschrift zu der am 7. Januar 1897 stattfindenden Einweihung des Goethe-Gymnasiums in Frankfurt a. M. Herausgegeben vom Lehrer-Kollegium. Frankfurt a. M., Knauer. 3 M.

Aus dem Inhalt: Reinhardt K., Goethe-Gymnasium. — Reinhardt K., Amos Comenius und das Goethe-Gymnasium. — Liermann C., Ein Beitrag zur Geschichte des Gymnasiums und zur Frankfurter Gelehrtengeschichte. — Ziehen J., Studien zur Geschichte des Philhellenismus in der französischen Litteratur.

Braun P., Illustris scholae Hanoviensis leges et album civium academicorum inde ab anno 1665 usque ad annum 1812. II. 1724—1812. Programm. Hanau 1896.

Festschrift zu der am 24. und 25. Oktober 1896 stattfindenden 350jährigen Jubelfeier des großherzoglichen Gymnasiums in Heidelberg. Heidelberg, Winter. 1.60 M.

Albrich C. sen., Geschichte des evangelischen Gymnasiums A. B. in Hermannstadt. Hermannstadt 1896.

Dietsch K., Beiträge zur Geschichte des Gymnasiums in Hof. I. Teil. Aus Anlaß der 350jährigen Jubelfeier des Gymnasiums. Programm. Hof 1896.

Festschrift der im Jahre 1546 gegründeten und am 3. Juli 1896 ihr 350jähriges Bestehen feiernden königl. Klosterschule Ilfeld. Nordhausen, Kirchners Buchdruckerei.

Aus dem Inhalt: Freyer P., Michael Leanders carmen scholasticum. — Tüselmann C., Eine Studienreise durch Italien im Jahre 1562. Nach Briefen des Johann Caselius aus einer Ilfelder Handschrift. — Drei Urkunden.

Seitz, Aktenstücke zur Geschichte der früheren lateinischen Schule zu Itzehoe. VII. (Schluß-)Programm. Itzehoe 1896.

Zahlfeldt F., Beiträge zur Geschichte des höheren Schulwesens in Kirn an der Nahe. Festschrift zur Feier des 75jährigen Bestehens der höheren Stadtschule zu Kirn am 26. November 1896. Kirn, Schleich. 50 Pf.

Zahlfeldt F., Verzeichnis der Rektoren, ordentlichen Lehrer und Schüler an der höheren Stadtschule zu Kirn an der Nahe in den Jahren 1821—1896. Bei Gelegenheit der Feier des 75jährigen Bestehens der Anstalt zusammengestellt. Kirn, Schleich. 50 Pf.

Klimesch J. M., Zur Geschichte des Laibacher Gymnasiums. Programm. Laibach 1896.

Bischoff E. F., Das Lehrerkollegium des Nicolaigymnasiums in Leipzig 1816—1896/97. Biographisch-bibliographische Beiträge zur Schulgeschichte. Programm. Leipzig, Dürr. 1.50 M.

Waßner J., Geschichte der ersten 50 Jahre der Lauenburgischen Gelehrtenschule zu Ratzeburg. Programm. Lauenburg.

Schriever, Geschichte der Schulen und des Schulwesens im Dekanate und Kreise Lingen. Festschrift zum 50jährigen Priesterjubiläum des hochwürdigsten Herrn Bischofs Bernard Höting zu Osnabrück. Lingen, van Acken. 2 M.

Schuller G. F., Geschichte des evangelischen Gymnasiums A. B. in Mediasch. Programm. Mediasch 1896.

Baumann F., Geschichte des evangelischen Gymnasiums A. B. in Mühlbach. I. Programm. Mühlbach 1896.

Jordan R., Beiträge zur Geschichte des städtischen Gymnasiums in Mühlhausen i. Thür. Programm. Mühlhausen 1896.

Gebele J., Das Schulwesen der königl. bayerischen Haupt- und Residenzstadt München in seiner geschichtlichen Entwicklung und unter Berücksichtigung der älteren bayerischen Schulzustände. München, Kellerer 1896. 2.50 M.

Schroeter G., Beiträge zur Geschichte des Neisser Gymnasiums. Programm. Neisse 1896.

Beyer Th., Die ältesten Schüler des Neustettiner Gymnasiums. III. Teil. Neustettin, Eckstein 1896.

Matthes, Aktenstücke zur Geschichte der Schule und Kirche Kloster Roßleben. III. Programm. Roßleben 1896.

Renouard M. von, Erinnerungen eines alten Roßlebers aus den Jahren 1838—1842. Berlin, Schall & Grund. 1 M.

Lang R., Das Collegium humanitatis in Schaffhausen. Ein Beitrag zur Schulgeschichte. II. Teil: 1727—1851. Vereinsgabe des historisch-antiquarischen Vereins des Kantons Schaffhausen. Leipzig, Fock 1896. 2 M.

Schuller R., Geschichte des Schäßburger Gymnasiums. Programm. Schäßburg 1896.

Jung R., Beitrag zur Geschichte der evangelischen Volksschulen des Siegerlandes. (Aus „Sieg-Bahn Zeitung".) Siegen, Montanus. 75 Pf.

Gutsche, Urkunden zur Geschichte des Gymnasiums zu Stendal. I. Progymnasmata Elarina. Neudruck von dem Programm des Gymnasiums zu Stendal aus dem Jahre 1606. Programm. Stendal 1896.

Krimmel C., Beiträge zur Beurteilung der hohen Karls-Schule in Stuttgart. Programm. Cannstatt 1896.

Das Schulwesen der Stadt Zürich in seiner geschichtlichen Entwicklung. Auf Anordnung des Schulvorstandes bearbeitet für die schweizerische Landesausstellung in Genf 1896. Zürich, Kaustein. 1.60 M.

Teichmann A., Die Universität Basel in ihrer Entwicklung in den Jahren 1885—1895. Aus Anlaß der Schweizerischen Landesausstellung in Genf. Programm. Basel 1896.

Wagner A., Die Entwicklung der Universität Berlin 1810—1896. Rektoratsrede. Mit Noten und statistischem Anhang. Berlin, Becker 1896. 1.50 M.

Bienemann-Freiburg Fr., Dorpater Sängerbünde 1812—1816. Lieder aus der Jugendzeit der alma mater Dorpatensis. Herausgegeben und eingeleitet. Reval, Kluge. 2.50 M.

In der Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen zu Riga fand Bienemann die Akten zweier Dorpater Studentenverbindungen aus den Jahren 1812—1816, die sich bisher den Blicken der Lokalforscher entzogen hatten und die neben den Statuten und Personalien auch die poetischen Erzeugnisse der Mitglieder enthielten. Bienemann wählte 63 Gedichte als die besten und bezeichnetsten aus, erzählte in der Vorrede die Geschichte der beiden Bünde und stellte die Personalien der einzelnen Dichter fest. Er wollte weniger der Litteratur- als der Lokalgeschichte dienen. Die Gedichte, sagt er selbst, „bezwecken nicht den Stand des poetischen Schaffens, den Grad dichterischer Leistungsfähigkeit unserer Heimat in den Jahren 1812—1816 zu kennzeichnen. Sie wollen nur Nachricht geben vom geistigen Gehalt, vom ästhetischen und sitt-

lichen Streben der akademischen Jugend im zweiten Decennium unserer Hochschule". Bienemann selbst giebt als die Vorbilder der Gedichte an: Bürger in den Balladen, Klopstock in den Oden, Matthisson, Geßner, Schiller in den philosophischen Gedichten, Goethe (zwei Parodien des Mignonliedes: Nr. 6 „Kennst du den Ort, der öde, still und düster Dem Wandrer dennoch Hoffnung winkt", Nr. 17 „Kennst du das Eiland, wo die Freude thront"; Nr. 53 Das Blümlein Weibertreu); Schlegel im Sonnett, Krummacher in der Parabel. Er hätte den Kreis der Vorbilder noch weiter ziehen müssen bis auf Lessing (Nr. 1 „Höret, was mich gestern Nacht Traurig und auch froh gemacht") und die Anakreontiker zurück und hätte auf die zahlreichen Anklänge an die Dichter des Hains (z. B. Nr. 7 „Mein Herz hat Mut, mein Arm ist stark"), der das Muster für diese Sängerbünde war, hinweisen sollen. Merkwürdig ist die Verehrung für Opitz, dessen Geburtstag als Stiftungstag des jüngeren Bundes gefeiert wird; bedeutsam die Mischung von deutschem und estnischem Nationalgefühl; auch Übersetzungen finden sich: Nr. 38 „Das Lied der Meise. Freie Übersetzung aus dem Lettischen"; Nr. 45 „Trinklied. Nach einer Übersetzung aus dem Arabischen". Von den Dichtern sind die wenigsten später noch litterarisch aufgetreten, nur die folgenden: K. E. Raupach 1794—1882; A. H. Neus 1798—1876; Karl Bursy 1791—1870; K. K. Kraukling 1792—1873, kurze Zeit Mitherausgeber der Dresdner Morgenzeitung; K. F. von der Borg 1794—1848 und W. J. K. von Ditmar 1794—1826. Die begabtesten: A. G. Bosse, L. K. F. Kolbe, K. J. Korb und H. Trey verschwinden später aus der Litteratur.

Reuter F., Die Erlanger Burschenschaft 1816–1833. Ein Beitrag zur inneren Geschichte der Restaurationszeit. Erlangen, Mencke. 6 M.

---

## Die Litteratur in der Schule.

Brugier G., Abriß der Geschichte der deutschen National-Litteratur. Nach Brugier zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung bearbeitet von E. M. Harms. 2. Auflage. Freiburg i./B., Herder. 2.20 M.

Ich habe eine Stichprobe gemacht. S. 260 wird Grillparzer für den Privatsekretär der Kaiserin ausgegeben und wird von ihm gesagt, der erschütternde Tod der Mutter habe ihn [1819] nach Italien, dann [1843!!] nach Griechenland getrieben, wo ihm die Revolution den Aufenthalt verleidet hätte; später [also nach 1843] sei er bei seinem Fürsten in Ungnade gefallen. Dergleichen Unrichtigkeiten sollte man doch heute in einem Handbuche nicht mehr darbieten dürfen. Der Schluß desselben Absatzes: „In der Litteratur wie im Volke steht Grillparzers eigenartiger, selbständiger Charakter da wie eine Gestalt von Granit; fest und dauerhaft, dem Anpralle der verschiedensten Strömungen gewachsen", ist eine freie Wiedergabe des Schlusses der Laubeschen Einleitung zu Grillparzers Werken: „Eigen und selbständig war er durchweg, eigen und selbständig wird er in unsrer Litteratur dastehen, eine Gestalt von Granit. Sie schimmert nicht, aber sie ist fest, sie dauert." Aber warum fehlt dann Laubes Name unter den Quellen, wo als Grillparzers Biographen neben Fäulhammer und Goedeke: Litzmann und Waetzoldt verzeichnet sind? Möchten Andere bessere Erfahrungen mit dem Buche machen! A. S.

W. Herbsts Hilfsbuch für die deutsche Litteraturgeschichte. 7. Auflage von Emil Brenning. Gotha, F. A. Perthes. 2 M.

Kinzel K., Gedichte des 18. und 19. Jahrhunderts, ausgewählt und erläutert. I. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1.20 M

Inhalt: Gedichte des 18 Jahrhunderts.

Xanthippus (F. Sandvoß), Gute alte deutsche Sprüche, ausgelesen und erläutert für Schule und Haus. Berlin, Stilke. 1.50 M.

Heinze H. und W. Schröder, Aufgaben aus deutschen Dramen und Epen. Leipzig, Engelmann. 1 M.

8. Schröder, Aufgaben aus „Die Braut von Messina".

9. Heinze, Aufgaben aus Scheffels und Freytags Romanen.

W. Königs Erläuterungen zu den Klassikern für den Schul- und Hausgebrauch. Leipzig, H. Beyer.

3. 4. Stecher M. R., Erläuterungen zu Schillers Wallenstein.

5. Stecher M. R., Erläuterungen zu Schillers Maria Stuart.

7. Dingeldein O., Erläuterungen zu Goethes Hermann und Dorothea.

11. Böhme W., Erläuterungen zu Uhlands Ernst, Herzog von Schwaben.

Deutsche Schulausgaben von H. Schiller und V. Valentin. Dresden, Ehlermann. à 50 Pf.

19. Ziehen J., Die Dichtung der Befreiungskriege (Auswahl).

20. Schiller, Die Braut von Messina . . . Herausgegeben von V. Valentin.

23. Goethe, Hermann und Dorothea. Herausgegeben von V. Valentin.

24. Luthers deutsche Schriften (Auswahl). Herausgegeben von E. Schlee

Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit ausführlichen Erläuterungen. Paderborn, F. Schöningh.

23. Schillers ausgewählte Gedichte. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von A. Weinstock. 1.40 M.

1. Ergänzungsband. Hense J., Sammlung deutscher Musterdichtungen für Schule und Haus. Methodisch geordnet. 1 M.

Schulausgaben pädagogischer Klassiker. Herausgegeben von Th. Tupetz. 5. Heft Wien und Prag, Tempsky. — Leipzig, G. Freytag.

5. Comenius A., Orbis pictus.

Sammlung deutscher Dichtungen und Prosawerke für den Schulgebrauch, herausgegeben von A. Brunner. Bamberg, Buchner. 1 M.

XX. Goethe. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Ausgewählt und erläutert von J. Kamann. 1. Bändchen.

Goethe W. von, Clavigo. Ein Trauerspiel. Für den Schulgebrauch herausgegeben von G. Böttticher. Leipzig, Freytag. 50 Pf.

Goethe W. von, Kleinere Schriften zur Kunst und Litteratur. Für den Schulgebrauch herausgegeben von G. Böttticher. Leipzig, Freytag. 80 Pf.

Große E., Zusätze zu Herders Nemesis, ein lehrendes Sinnbild aus Lehrs populären Aufsätzen und Bunsen: Gott in der Geschichte. Zum Schulgebrauch zusammengestellt. Programm. Königsberg 1896.

Körner Th., Zrinyi. Ein Trauerspiel. Für den Schulgebrauch herausgegeben von K. Ludwig. Leipzig, Freytag. 70 Pf.

Rückert F., Gedichte (Auswahl). Für den Schulgebrauch herausgegeben von H. Fiekau. 2 Bände. Leipzig, Freytag. 1.50 M.

1. Gedichte deutscher Art. — 2. Aus dem Morgenlande.

Rückert F., Gedichte. Für Haus und Schule ausgewählt und erläutert von B. Kuttner. Mit einem Lebensabriß und dem Bildnis des Dichters. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1.50 M.

Schiller, Philosophische Schriften (Auswahl). Für den Schulgebrauch herausgegeben von G. Böttticher. Leipzig, Freytag. 80 Pf.

Schiller, Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht. Für den Schulgebrauch herausgegeben von F. Ullsperger. Leipzig, G. Freytag. 1.25 M.

Wegener Fr., Schillers Lied von der Glocke. Für den Schulgebrauch bearbeitet. Gotha, Perthes. 80 Pf.

## Stoffgeschichte. Volkskunde.

Arfert P., Das Motiv von der unter[ge]schobenen Braut in der internationalen Erzählungslitteratur, mit einem Anhang: Über den Ursprung und die Entwicklung der Bertasage. Rostocker Dissertation. Schwerin.

Carsted A., Unsere Vögel in Sage, Geschichte und Leben. Jung und alt zur Unterhaltung und Belehrung dargeboten. Mit vielen Abbildungen nach Zeichnungen von F. Flinzer. Leipzig, Hirt & Sohn. 6 M.

Eichelbach H., Über die poetischen Bearbeitungen der Sage vom ewigen Juden. Litterarhistorische Studie. Baden-Baden, Weber. 1 M.

Cohn E., Zur litterarischen Geschichte des Einhorns. Programm. 2 Teile. Berlin, Gaertner. 1 M.

Graffunder P., Die Rose in Sage und Dichtung. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag Nr. 217.) Prag, Härpfner 1896.

Kampers F., Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage. München, Lüneburg 1896. 5 M.

Wulf H., De fabellis cum collegii septem sapientium memoria conjunctis quaestiones criticae. Dissertation Halle 1896.

Bancalari G., Forschungen und Studien über das Haus. I. Rauchhaus, Herd, Ofen, Rauchfang, Kamin. [Aus „Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien".] Wien, A. Hölder. 4 M.

Plaut M., Deutsches Land und Volk im Volksmund. Eine Sammlung von Sprichwörtern, Sprüchen und Redensarten als Beitrag zur Kunde des deutschen Landes und Volkes. Breslau, Hirt. 2 M.

Pommer J., Wegweiser durch die Litteratur des deutschen Volksliedes. (Flugschriften herausgegeben von dem deutschen Volksgesangvereine in Wien. Heft 5.) Wien, Vereinsverlag 1896.

Wie die gesamte eben genannte Flugschriftenreihe, so verfolgt auch die vorliegende empfehlenswerte Veröffentlichung den löblichen Zweck, die Kenntnis der Pflege des deutschen Volksliedes in den weitesten Kreisen zu fördern. Die Einleitung erläutert den Begriff des echten Volksliedes, dieses vom Bänkelsange, den volkstümlichen Liedern und den künstlichen Bearbeitungen und Fälschungen scharf sondernd. Die angeschlossene Übersicht über die Volksliedlitteratur will nicht eine wissenschaftliche, vollständige Bibliographie sein, sondern eine Auswahl der empfehlenswertesten Ausgaben und Schriften, und zwar im Gegensatz zu den bisherigen Zusammenstellungen mit besonderer Berücksichtigung der Melodien. Verzeichnet finden wir zahlreiche Ausgaben von Volksliedern mit vier (und mehr) stimmigen Weisen, Liedsammlungen mit einstimmigen oder ohne Weisen, Schnadahüpfeln, Jodler und Juchezer, Volkstänze, Kommersbücher und endlich einige Schriften über das deutsche Volkslied. A. H.

Pommer J., Vierundzwanzig Volkslieder für gemischten Chor. (Flugschriften herausgegeben von dem deutschen Volksgesangvereine in Wien. Nr. 4.) Wien, Vereinsverlag 1896.

Pommer J., Über das älplerische Volkslied und wie man es findet. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins. Band 27, S. 89—131.)

Eine unterhaltende und zugleich belehrende Plauderei über das Wesen des Volks- und des volkstümlichen Liedes, über Jodler und Juchezer, über Tänze, Schnadahüpfel und Liebeslieder der Alpenwelt mit Mitteilung von schönen neuen Texten und Melodien. Gelegentlich werden die süßlichen Bearbeitungen Koschats, sowie die vielen erkünstelten unechten Nummern der Tiroler Volksliedersammlung von Greinz und Kapferer kritisiert. A. H.

Ziecke E., Über die Bedeutung der Grimmschen Märchen für unser Volkstum. Rede. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge. Heft 253.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 80 Pf.

Die Grimmschen Märchen werden hier ziemlich einseitig dazu mißbraucht, um im Sinne einiger mythologischer Lieblingsideen des Verfassers, wie er sie in seinem Buche „Die Liebesgeschichte des Himmels (Straßburg 1892) niedergelegt hat, aus- und umgedeutet zu werden. Es hätte dies auch im Titel des Vortrags zum Ausdruck kommen sollen, der dem Inhalt keineswegs entspricht.

Thimme A., Lied und Märe. Studien zur Charakteristik der deutschen Volkspoesie. Gütersloh, Bertelsmann. 2 M.

Inhalt: Zur Geschichte der Volkspoesie. — Zur Charakteristik des Volksliedes. — Blumen und Bäume im Volksliede. — Land und Leute im Märchen. — Geburt, Hochzeit, Tod und Ewigkeit. — Fabel- und Wunderwesen. — Antike Märchen in deutschem Gewande.

Winteler J., Über Volkslied und Mundart. Zürich und Leipzig, R. Henckell & Co. 1896. 50 Pf.

Der bekannte Verfasser einer mustergiltigen Darstellung der Kerenzer Mundart (1876) wendet sich in diesem knapp vor seinem Tode vollendeten Vortrage an die aargauische Lehrerschaft. Der Titel trifft allerdings nicht zu, denn vom Volksliede ist so gut wie gar nicht die Rede. Winteler wünscht die Einführung mundartlicher Volkslieder in den Schulgesang und zur Förderung dieses Zweckes preist er mit warmen Worten den Wert und die Bedeutung der Mundart insbesonders für die Schweizer. Er will dazu beitragen, daß die sinkende Achtung vor der Mundart wieder hergestellt und deren angestammte Rechte vor andauernder Schmälerung gesichert würden. Winteler weist jedem Teile, der Schriftsprache und der Mundart ihr besonderes Gebiet zu. Jeder Schweizer müsse der Schriftsprache mächtig sein, ohne die Mundart zu vernachlässigen. Die Mundart sei der treue Spiegel des Wesens und der Geschichte eines jeden Stammes. „Unsere Mundart vernachlässigen und verwischen heißt unsere geschichtliche Eigenart gefährden.“ Ohne geistige Eigenart hätte aber auch die politische Selbständigkeit der Schweizer keine Berechtigung. „Den melodischen Reiz der Schriftsprache in gebildetem, namentlich nordwestdeutschem Munde, zumal wenn es Frauen sprechen,“ erkennt Winteler ohneweiters an. Er zeigt aber, daß der Schweizer, dem der Mund anders gewachsen sei, diese Aussprache nicht erlernen könne. Er hätte also nur die Auswahl zwischen „einer schönen Mundart“, in der er sich gewandt und schlagfertig ausdrücke, und einem nur mühsam zu beherrschenden „häßlichen Schriftdeutsch“.

Einzelne Bemerkungen allgemeinerer Natur sind eingestreut. So erklärt Winteler S. 9 die Thatsache, daß es so wenige deutsche Humoristen giebt, aus dem Umstande, daß unsere Schriftsprache etwas Steifleinenes, Stechschrittmäßiges, Gespreiztes und Vollmundiges habe und sich darum besonders für emphatische und pathetische Stoffe eigne. In der That dichten unsere besten neueren Humoristen meist in ihrer heimischen Mundart: man denke an den Niederdeutschen Reuter, an den Elsässer Arnold, den Alemannen Hebel, die Bayern von Kobell, und Stieler, den Wiener Castelli und viele andere. A. H.

Festprogramm, Sr. königl. Hoheit Großherzog Friedrich zur Feier des 70. Geburtstages dargebracht von der Albrecht-Ludwigs-Universität zu Freiburg. Freiburg i. B., Mohr. 8 M.

Darin: Beiträge zur badischen Geschichte und Volkskunde. — Beiträge zur badischen Landeskunde.

Meyer E. H., Der badische Hochzeitsbrauch des Vorspannes. Festschrift. Freiburg 1896.

Panizza C., Die Haberfeldtreiben im bairischen Gebirge. Eine sittengeschichtliche Studie. Berlin, S. Fischer. 2 M.

Hauffen A., Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie. (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft und Litteratur in Böhmen. Geleitet von A. Hauffen. Band 1. Heft 1.) Prag, Calve. 2.30 M.

Seit drei Jahren sammle ich im Auftrage der im Titel genannten Gesellschaft die volkstümlichen Überlieferungen in Deutsch-Böhmen für eine geplante größere Arbeit. Da dieses Werk naturgemäß erst in einer Reihe von Jahren vollendet werden kann, erscheint nun als eine Art Vorbereitung und Entlastung desselben eine zwanglose Folge von „Beiträgen zur deutsch-böhmischen Volkskunde", in der einzelne Teilsammlungen von sachlich oder örtlich abgerundetem Inhalt und selbständigem litterarischen Wert erscheinen sollen. Das vorliegende Heft dient zur Einführung in das ganze Unternehmen. Die ersten Kapitel geben eine knappe Übersicht über Begriff, Geschichte und den jetzigen Betrieb der deutschen Volkskunde überhaupt, ferner eine zusammenfassende Skizze über das Deutschtum in Böhmen: die Geschichte der Besiedlung, den deutschen Anteil an der Entwicklung, Kultur und Politik des ganzen Landes, die vier deutschen Stämme und den wechselnden Umfang des geschlossenen deutschen Sprachgebietes in Böhmen. Im dritten Abschnitt habe ich im einzelnen den bisherigen Betrieb der Volkskunde in Böhmen und die auf diesem Gebiete noch winkenden Aufgaben und Ziele im Anschluß an meinen 1894 veröffentlichten Fragebogen erörtert. In diesen theoretischen Besprechungen habe ich schwierigere Gegenstände, die erst eine ganz junge Litteratur aufzuweisen haben, wie Hausbau, Volksindustrie, Volkstracht, ausführlicher behandelt. Ich habe es aber vermieden, bereits vorliegende gute Ausführungen z. B. über Begriff und Geschichte des deutschen Volksliedes, des Volksschauspiels und Ähnliches zu wiederholen.

Der zweite Teil, die Bibliographie, bringt eine Zusammenstellung aller Schriften und Aufsätze zur Statistik und Volkskunde (und zur allgemeinen und Besiedlungsgeschichte) der Deutsch-Böhmen. Es sind im ganzen 1200 Nummern, die ich in fünf Abschnitten (Ganz Deutsch Böhmen und die vier deutschen Volksstämme) angeordnet habe. Jeder dieser Abschnitte zerfällt wieder in zwölf Unterabteilungen (Allgemeines; Mundart, Wortschatz, Namen; Haus, Hof und Dorfanlage; Volkstracht; Erwerbsverhältnisse, Volksindustrie, Nahrung; Sitten, Bräuche und Feste; Volksrecht; Mythisches, Aberglaube und Zauberei; Sagen und Märchen; Volkslieder und Sprüche; Volksschauspiele; Körperbeschaffenheit). Bei wichtigeren Schriften wird dem Titel noch eine kürzere oder längere Bemerkung über Wert und Inhalt hinzugefügt.

Für Leser des Euphorion kommen natürlich die Abschnitte über Volkspoesie zunächst in Betracht. Aufmerksam zu machen erlaube ich mir besonders auf S. 122 f. Deutsch böhmische Volkslieder, S. 156 ff. Volkslieder, S. 158 ff. Volksschauspiele des Egerlandes, S. 190 ff., S. 192 ff. Volkslieder und Volksschauspiele des mittleren Nordböhmen, S. 208 f. Rübezahlsagen, S. 210 f. Doktor Kittel, eine nordböhmische Faustsage, S. 211 f., S. 213 f. Volkslieder und Volksschauspiele in Ostböhmen.

Nachträge und jährliche Ergänzungen zu dieser Bibliographie werde ich in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde veröffentlichen. A. H.

Wossidlo R., Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben. Erster Band: Rätsel. Wismar, Hinstorff. 5 M.

Inhalt: Vorwort. — Orts- und Mitarbeiterverzeichnis. — Sachenrätsel: 1. Gesprächsrätsel. 2. Mehrere Tiere. 3. Ortsnamenrätsel. 4. Dor steit 'ne bloom, 'n boom u. ä. 5. Ich-Rätsel. 6. Dor flööch 'n vagel. Dor leep 'n hund. 7. Polickerpolacker, Wippup un Wappup u. ä. 8. Ruge ruge rell u. ä. 9. Ver

wandtschaftliche Verhältnisse. 10. Gestalt, Körperteile, Aussehen, Tracht, Farbe. 11. Kleinere Rätsel. 12. Verschiedene Rätsel. 13. Volkstümliche Rätsel. — Scherzrätsel und Rätselfragen. Aufgaberätsel. Wortspielrätsel. Namenrätsel. — Halslösungsrätsel und Rätselmärchen. — Anmerkungen. — Verzeichnis der Deutungen.

Köhler C., Volkslieder von der Mosel und Saar. Mit ihren Melodien aus dem Volksmunde gesammelt. Mit vergleichenden Anmerkungen und einer Abhandlung herausgegeben von J. Meier. 1. Band. Texte und Anmerkungen. Halle, Niemeyer. 10 M.

Hessel K., Sagen und Geschichten des Moselthals. Kreuznach, Harrach. 1 M.

Haberlandt M., Katalog der Sammlungen des Museums für österreichische Volkskunde in Wien. Unter Mitwirkung von W. Hein und F. X. Größl. Wien, Vereinsverlag. 30 kr.

Aus diesem reichhaltigen Verzeichnis volkskundlicher Gegenstände kommen für die Litteraturgeschichte unter anderem in Betracht S. 95 f. die aus Holz geschnitzten und gemalten Larven, echte Erzeugnisse der primitiven Volkskunst, die bei der Aufführung von Volksschauspielen in den Alpen zur Verwendung kamen. Das Museum birgt Teufels-, Hexen und Tiermasken aus Salzburg, eine Goliathmaske aus Brixlegg, eine Huttlermaske aus Mühlau bei Innsbruck und andere S. 147 ff. die mit deutschen Sprüchen versehenen Ostereier aus Mähren, S. 61 die zumeist aus Steiermark stammenden Bauernkalender. A. H.

Trosihn F., Deutsche Kinderreime und Verwandtes, aus dem Munde des Volkes vornehmlich in Pommern gesammelt. Nach seinem Tode herausgegeben von C. Bolle und F. Polle. Leipzig, Teubner. 2 M.

Inhalt: Vorwort des Herausgebers. Trosihns Leben. Vorwort des Sammlers. 1. Über das Volks- und Kinderrätsel. 2. Über die wilden Wörter. 3. Über die Zahlwörter. 4. Wiederholungen. Ablaut. 5. Verfasser. 6. Reim und Assonanz. 7. Versmaß. 8. Stimmung anregende Eingänge. 9. Vom Schatz. 10. Verhältnis zur Tierwelt. 11. Die Mundart. I. Wiegenliedchen Nr. 1—39. II. Allerhand zu Scherz und Spiel Nr. 40—75. III. Kniereitchen Nr. 76—93. IV. Puppentanzlieder Nr. 94—102. V. Gute Nachbarn und Freunde in Hof und Feld Nr. 103—131. VI. Tierstimmen und Verwandtes Nr. 132—154. VII. Zungenübungen und Ähnliches Nr. 155—180. VIII. Kindermärchen Nr. 181—188. IX. Zum Huppupklopfen Nr. 189—204. X. Abzählreime Nr. 205—266. XI. Spiele Nr. 267—306. XII. Tanzlieder Nr. 307—315. XIII. Orakel Nr. 316—318. XIV. Allerhand zu gelegentlicher Verwendung. Neckspruche Nr. 319—369. XV. Kinderpredigten (Kettenreime) Nr. 370—374. XVI. Kindermärchen. Lebensalter. Kinderwünsche Nr. 375—386. XVII. Zur Feier von kirchlichen und andern Festen. Reste von Dreikönigsliedern Nr. 387—407. Anhang. I. Volksrätsel. Scherzfragen Nr. 408—475. II. Sprichwörter und sprichwörtliche Wendungen Nr. 476—567.

Partsch J., Schlesien. Eine Landeskunde für das deutsche Volk auf wissenschaftlicher Grundlage. 1. Teil: Das ganze Land. Breslau 1896.

Damroth K., Die älteren Ortsnamen Schlesiens, ihre Entstehung und Bedeutung. Mit einem Anhang über die schlesisch-polnischen Personennamen. Beiträge zur schlesischen Geschichte und Volkskunde. Beuthen, Kasprzyk. 4.50 M.

Meiborg R., Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig und das Leben des Bauernstandes im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Deutsche Ausgabe, besorgt von R. Haupt. Schleswig, Bergas 1896.

Eskuche G., Siegerländische Kinderliedchen. Aus Volksmund gesammelt und erläutert. Siegen, Montanus. 1.50 M.

## Neuhochdeutsche Schriftsprache. Mundarten. Metrik.

Deml F., Betrachtung der Mittel zur Erreichung klarer und gewandter Ausdrucksweise in der deutschen Sprache. Programm. Prag 1896.

Erler J., Die Sprache des neuen Bürgerlichen Gesetzbuchs. Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins (Jähns und Ernst in Berlin) 1896.

Gombert A., Beiträge zur Altersbestimmung neuhochdeutscher Wortformen. Groß Strehlitz, A. Wilpert. 1.20 M.

Hetzel J., Wie der Deutsche spricht. Phraseologie der volkstümlichen Sprache. Ausdrücke, Redensarten, Sprichwörter und Citate, aus dem Volksmunde und den Werken der Volksschriftsteller gesammelt und erläutert. Leipzig, Grunow. 3 M.

Aus dem Vorwort: „Eine kurzgefaßte Phraseologie der deutschen Alltagssprache, wie sie in Werktagskleidern wirklich gesprochen wird, möchte ich bieten. Weder die deutschen Idiotika, noch die Sprichwörtersammlungen, noch die philologisch kulturhistorischen Werke über Entstehung und Bedeutung der Wörter und Redensarten, noch aber über deutsche Synonyme u. s. w. können .... eine Phraseologie der volkstümlichen Sprache ersetzen, die für den Bedarf der Lehrer des deutschen Sprachfaches, der populärisierenden deutschen Schriftsteller, wie für den Gebrauch aller derer bestimmt ist, die mit dem deutschen Volke unmittelbar verkehren. Ein das Wesentlichste dieser deutschen Sprachwerke in gedrängter Kürze umfassendes praktisches Hilfsbuch in der Gestalt eines leicht zu handhabenden Nachschlagebuches fehlte bis jetzt."

Kleinpaul R., Das Fremdwort im Deutschen (Sammlung Göschen. 55. Bändchen). Leipzig, Göschen. 80 Pf.

Regenhardt C., Die deutschen Mundarten. Auserlesenes aus den Werken der besten Dichter alter und neuer Zeit. 2. Band. Mitteldeutsch. Berlin, Regenhardt. 2 M.

Steiskal R., Vorschläge zur Ergänzung und Verbesserung der amtlich festgestellten Regeln für die deutsche Rechtschreibung. Als Manuskript gedruckt. Wien, Manz 1896.

Wilmanns W., Deutsche Grammatik. Gotisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch. 1. Abteilung. Lautlehre. 2. Auflage. Straßburg, Trübner. 8 M.

Wustmann G., Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Zweite, verbesserte und vermehrte Ausgabe. Leipzig, Grunow 1896. 2.50 M.

Aus dem Vorwort: „Für die vorliegende neue Ausgabe habe ich das Buch mit Zustimmung des Verlegers einer durchgreifenden Umarbeitung unterzogen. Der Stoff ist besser und richtiger angeordnet als früher; die drei Abschnitte „Zur Formenlehre", „Zur Wortbildungslehre" und „Zur Satzlehre" haben jeder etwas an den neu hinzugekommenen vierten Abschnitt „Zum Wortschatz und zur Wortbedeutung" abgegeben, die 150 Kapitel der ersten Auflage sind auf 173 vermehrt, dafür ist der lange Herzenserguß, der die erste Auflage als „Einleitung" eröffnete und worin ich unsre heutigen Sprachzustände zu schildern und ihre Ursachen zu zeigen versucht hatte, weggefallen, zu den vielen unfreiwilligen Mitarbeitern des Buches aber hat sich diesmal eine Anzahl freiwilliger gesellt, denn die große Masse von Zusendungen, die mir das Buch eingetragen hat (Fragen, Wünsche, Bedenken u. s. w.) ist in monatelanger Arbeit gesichtet und was mir davon brauchbar erschien und mich überzeugt hat, gewissenhaft und dankbar benutzt worden."

Bruns R., Die Amtssprache. Verdeutschung der hauptsächlichsten im Verkehre der Gerichts- und Verwaltungsbehörden gebrauchten Fremdwörter. 2. Auflage (Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins V.). Berlin, Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins. 60 Pf.

Johann August Eberhards synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. Fünfzehnte Auflage. Nach der von Dr. Friedrich Rückert besorgten 12. Ausgabe durchgängig umgearbeitet, vermehrt und verbessert von O. Lyon. Mit Übersetzung der Wörter in die englische, französische, italienische und russische Sprache und einer vergleichenden Darstellung der deutschen Vor- und Nachsilben unter erläuternder Beziehung auf die englische, französische, italienische und russische Sprache. Leipzig, Grieben 1896.

Das nützliche Buch wird bald ein Jahrhundert alt sein (1802 zum ersten Male erschienen). Seit der 13. Auflage (1882) und noch mehr seit der 14. (1888) hat es eine gründliche Umgestaltung und Modernisierung erfahren, die ihm eine neue Beliebtheit in weiten Kreisen des In- und Auslands verschafft hat. Auch in der vorliegenden Auflage fehlt es nicht an Verbesserungen und Zusätzen, die seine praktische Verwendbarkeit erhöhen.

Grimm J. und W., Deutsches Wörterbuch. Neunten Bandes achte und neunte Lieferung. Schnitt—Schreiner. Bearbeitet von und unter Leitung von M. Heyne. Leipzig, Hirzel. 2 M.

Des IV. Bandes I. Abteilung II. Hälfte 12. Lieferung (G) und des IX. Bandes 10. Lieferung (S) befinden sich im Druck.

Heyne M., Deutsches Wörterbuch. Kleine Ausgabe. Leipzig, Hirzel. 10 M.

Paul H., Deutsches Wörterbuch. 2.—4. (Schluß-)Lieferung: gebühren — zwölf. Halle, Niemeyer 1896. à 2 M.

Tragl A., Leipaer Familiennamen. Programm. Böhm.-Leipa 1896.

Blumer J., Die Familiennamen von Leitmeritz und Umgebung. II. Teil. Die deutschen Familiennamen der neueren Zeit (I. und II. Abschnitt. Familiennamen, die auf altdeutsche und biblisch-christliche Personennamen zurückgehen). Programm. Leitmeritz 1896.

Wisnar J., Die Ortsnamen der Znaimer Bezirkshauptmannschaft (Schluß). Ein toponymischer Versuch. Programm. Znaim 1896.

Weigand G., Der Banater Dialekt. Leipzig, Barth. 3 M.

Lenz, Die Fremdwörter des Handschuhsheimer Dialektes. I. Programm. Baden-Baden 1896.

Süttterlin L., Die expiratorische Betonung in der Heidelberger Volksmundart. Festschrift. Heidelberg 1896.

Schatz J., Die Mundart von Imst. Laut- und Flexionslehre. Straßburg, Trübner. 4.50 M.

Kübler A., Die Mundart der Kissinger Gegend. Ein Beitrag zur Kenntnis des Lautstandes der Dialekte Unterfrankens. Festschrift. Kissingen 1896.

Crecelius W., Oberhessisches Wörterbuch. Auf Grund der Vorarbeiten Weigands, Diefenbachs und Hainebachs, sowie eigener Materialien bearbeitet im Auftrage des historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen. 2. Lieferung. C.—H. Darmstadt, Bergsträßer. 5 M.

Heeger G., Der Dialekt der Südost-Pfalz. I. Teil. Die Laute. Programm. Landau 1896.

Nobiling F., Vokalismus des Dialekts der Stadt Saarburg (Lothringen). Nach den im königl. Staatsarchiv zu Coblenz liegenden Urkunden der Deutsch-Ordens-Commende Saarburg. Dissertation. Berlin 1896.

Schweizerisches Idiotikon. 32. und 33. Heft. Frauenfeld, Huber. 2 M.

Gerbet E., Die Mundart des Vogtlandes. Leipziger Dissertation 1896.

Hertel C., Die Sprache Luthers im Sermon von den guten Werken (1520) nach der handschriftlichen Überlieferung. Dissertation. Jena.

Lange A., Über die Sprache der Gottschedin in ihren Briefen. I. Dissertation. Upsala.

Kauffmann Fr., Deutsche Metrik und ihre geschichtliche Entwicklung. Neue Bearbeitung der aus dem Nachlaß A. F. C. Vilmars von C. W. M. Grein herausgegebenen „Deutschen Verskunst". Marburg, Elwert. 3.60 M.

Rosengren E., Sprakliga undersökningar. Oesterlund. Schulprogramm.

Inhalt: 1. Vom Verhältnis zwischen antikem und modernem Versbau. 2. Von Melodie und Rhythmus in der Sprache.

Walser J., Der Vers als Wortkomplex oder die Verkörperung rhythmischer Formen in der sprachlichen Darstellung. Programm. Wien 1896.

---

## 15. und 16. Jahrhundert.

Schorbach K., Seltene Drucke in Nachbildungen. Mit einleitendem Text. III. Leipzig, Spirgatis. 15 M.

Inhalt: Ecken außfart. Augsburg 1491. Mit bibliographischen Nachweisen.

Milchsack G., Historia D. Johannis Fausti des Zauberers. Erster Teil. (Überlieferungen zur Litteratur, Geschichte und Kunst herausgegeben von G. Milchsack und P. Zimmermann 2.) Wolfenbüttel, Zwißler 1892—1897. 10 M.

Inhalt: Vorbemerkung: Zur Geschichte des Volksbuches vom D. Faust. Quellen des Volksbuches. — Mittelbare Quellen des Volksbuches. Der Processus Belial des Jacobus de Theramo. Die Quatuor novissima des Dionysius van Leeuwen und der Spiegel der sündigen Seele. Der Zauberteufel des Ludovicus Milichius. Der Obstzauber. Das Kapitel vom Donner. Das Beschwörungskapitel Simon Magus. Helena. Die Verschreibungen. Die Schatzgrabung. Die Dämonologie des Milichius und ihre Anwendung durch den Verfasser des Faustbuches. — Zusätze: Das Büchlein von Lucifers mit seiner Gesellschaft Fall. Zur Simonsage. Das Faustbuch und Percheimer. — Die Tendenz des Volksbuches. Das Problem. Die Komposition des Faustbuches. Die Exposition. Die theologischen Disputationen. — Abdruck der Wolfenbüttler Handschrift.

Jakob Freys Gartengesellschaft (1556). Herausgegeben von J. Bolte. (Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart CCIX.) Tübingen, Selbstverlag 1896.

Inhalt: Einleitung. I. Freys Leben. II. Freys Werke. III. Die Gartengesellschaft (Drucke; Quellen; Nachwirkung). — Gartengesellschaft (1557) Nr. 1 bis 129. — Zusätze späterer Ausgaben. — Register. — Anhang verwandter Erzählungen I—XXXIX. — Anmerkungen zu Nr. 1—131. — 1. Zugabe: Über die Schwanksammlung D. Mahrolds (1608). 2. Zugabe: Nachträge zu Val. Schumanns Nachtbüchlein. — Wort und Sachregister.

Schröder E., Joannis Lorichii Hadamarii Iobus comoedia (ed. Marpurgi a. 1543) denuo edita. Programm. Marburg.

Macropedius G., Rebelles und Aluta. Herausgegeben von J. Bolte. Mit Bildern und Notenbeigaben. (Lateinische Litteraturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts. Herausgegeben von M. Herrmann 13.) Berlin, Weidmann. 3 M

Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Nr. 144—148. Halle, Niemeyer. à 60 Pf.

Inhalt: Die Psalmenübersetzung des Paul Schede Melissus (1572). Herausgegeben von M. H. Jellinek. — Die ausführliche Einleitung zerfällt in folgende Abschnitte: I. Schedes Leben und Werke. II. Original und Neudruck. III. Zur Geschichte der Psalmenübersetzung. IV. Verhältnis der Übersetzung zum Original. V. Verskunst. VI. Orthographie. VII. Vorbilder und Wirkungen der Orthographie.

Vilmar W., Dietrich von Pleningen. Ein Übersetzer aus dem Heidelberger Humanistenkreis. Dissertation. Marburg 1896.

Zimmerer H., Hans Sachs und sein Gedicht von den 110 Flüssen des deutschen Landes (1559) mit einer zeitgenössischen Landkarte herausgegeben und erläutert. Programm. München 1896.

Jost Amans Stände und Handwerker, mit Versen von Hans Sachs. Frankfurt a. M. bei S. Feyerabend 1568. 2. Auflage. (Liebhaber-Bibliothek alter Illustratoren in Faksimile-Reproduktionen. VII. Bändchen.) München, Hirth. 7.50 M.

Griechische Dramen in deutschen Bearbeitungen von Wolfhart Spangenberg und Jsaac Fröreisen. Nebst deutschen Argumenten herausgegeben von C. Dähnhardt. Erster Band. (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart CCXI.) Tübingen, Selbstverlag 1896.

Jnhalt: Einleitung. — Alcestis 1604. — Hecuba 1605. — Anmerkungen.

Die Reise der Söhne Giaffers aus dem Italienischen des Christoforo Armeno übersetzt durch Johann Wetzel 1583, herausgegeben von H. Fischer und J. Bolte. (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart CCVIII.) Tübingen, Selbstverlag 1896.

Jnhalt: Text. — Anmerkungen. A. Zur Geschichte des deutschen Werkes 1. Das italienische Original. 2. Wetzels Uebersetzung. 3. Spätere Auflagen von Wetzels Werk. 4. Außerdeutsche Bearbeitungen des italienischen Werkes. — B. Zur Geschichte der einzelnen Novellen. — Register.

## 17. Jahrhundert.

Sextro B., Abraham a Sancta Clara. Eine Skizze. Programm. Sigmaringen 1896.

Seltmann C., Angelus Sileſius und seine Mystik. Breslau, Aderholz. 3 M.

Sonnenburg F., Herzog Anton Ulrich von Braunschweig als Dichter. Berlin, Simion 1896.

Jnhalt: Vorwort. — Zur Litteratur. — Verzeichnis der Werke des Herzogs Anton Ulrich. — Verzeichnis der Ausgaben und Handschriften, welche auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel vorhanden sind. — Anton Ulrich. I. Die Jugendjahre 1633—1655. Christ-fürstliches Davids Harfenspiel. — II. Die ersten zehn Jahre nach dem Aufenthalte in Paris 1656—1666. Die Dramen. — III. Die Zeit der Regentschaft 1667—1704. Die Romane: Aramena; Octavia. Die lyrischen Gedichte. Die Sprache der Dichtungen. — IV. Die letzten Jahre 1705—1714.

Mathesius J., Ausgewählte Werke. 2. Band: Hochzeitspredigten. Herausgegeben, erläutert und eingeleitet von G. Loesche. (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Litteratur und Kunst in Böhmen. 6. Band.) Prag, Wien, Tempsky. Leipzig, Freytag. 3 M.

Jnhalt: Einleitung. — Hochzeitspredigten I—XII. — Mathesius' Lied: Wem Gott ein ehelich Weib beschert. — Hochzeitspredigten XIII—XV. — Nic. Hermans Lied: Wie man eine Braut anfingen soll. — Mathesius' Oeconomia in Nic. Hermans Uebersetzung. — XVI. Hochzeitspredigt: Vom Wein und seinem rechten Brauch. — Anhang: Erläuterungen.

Langer L., Der Vesuvius von Martin Opitz. Programm. Brünn 1896.

Köster A., Der Dichter der Geharnschten Venus. Eine litterarhistorische Untersuchung. Marburg, Elwert. 2 M.

Jnhalt: Einleitung. I. Filidor und Jacob Schwieger. 1. Sprachliche Merkmale. 2. Rhythmisches Gefühl. 3. Anordnung der Gedichte. — II. Filidors litterarische Persönlichkeit. 1. Seine Heimat. 2. Abhängigkeit von Fleming und

seinen Nachahmern. 3. Abhängigkeit von Simon Dach und den Seinen. — III. Filidors bürgerliche Persönlichkeit. 1. Beziehungen zu Königsberg. 2. Beziehungen zu Erfurt. 3. Die Königsberger Matrikel. — IV. Nachprüfung. 1. Lebensschicksale. 2. Die musikalischen Beigaben. 3. Der teutsche Sprachschatz. 4. Das entscheidende Anagramm (Peitkaraftes-Kaspar Stieler). — Schluß.

## 18. Jahrhundert.

Chr. F. Gellerts sämtliche Fabeln und Erzählungen in 3 Büchern. Nach den ältesten Ausgaben. Neue Ausgabe. Mit 16 Illustrationen von H. Leutemann. Hannover, Hahn. 2 M.

Ehrlich M., Goethe und Schiller, ihr Leben und ihre Werke. Mit Illustrationen von W. Friedrich, F. Skarbina, Kopfleisten von R. Püttner und Porträts in Holzschnitt. 1. Lieferung. Berlin, Grote. 2 M.

Im Gegensatz zu den zahlreichen Einzelbiographien macht das vorliegende Werk den Versuch, „das Wesen der beiden Dichter in ein Doppellebensbild zusammenzufassen, nicht nur das Werden und Wachsen jedes Einzelnen darzustellen, sondern auch die Notwendigkeit ihrer Aufeinanderfolge, ihres Gegensatzes, ihres wechselseitigen Einflusses und ihrer Vereinigung". Die Einleitung zieht daher eine (nicht allzu tiefgehende) Parallele zwischen beiden Dichtern. Der Anfang des Goethischen Lebens ist in herkömmlicher Weise erzählt. — Auch die illustrative Ausstattung setzt sich in Gegensatz zu der „jetzt beliebten, häufig bis zur Manie getriebenen Überladung der Bücher mit reproduktiven Illustrationen, die den Text beinahe zur Nebensache macht, dem Verständnis und der Lektüre hinderlich ist" und will vielmehr die Lektüre dadurch unterstützen, daß die bedeutendsten Momente aus dem Leben der beiden Dichter durch moderne Künstler (W. Friedrich, R. Püttner, F. Skarbina) dargestellt und Porträts nur von solchen Personen beigegeben werden sollen, die wirklich einen bedeutenden Einfluß ausübten oder mit denen die Dichter in engerer Verbindung standen. — So gelungen auch die modernen Darstellungen an und für sich sein mögen, so wirken diese Phantasiebilder wie „Das Puppentheater", „Im Schönkopfschen Weinhaus", „Schiller mit Streicher auf der Flucht", „Schiller und Streicher im Gasthof zu Oggersheim" unseres Erachtens im historischen Zusammenhang mehr störend als fördernd. Die historischen Porträts: Goethes Eltern, Cornelie, Oeser, Herder sind sehr gut wiedergegeben.

Friedlaender M., Gedichte von Goethe in Kompositionen seiner Zeitgenossen. (Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von B. Suphan. 11. Band.) Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft 1896.

Inhalt: Vorwort von B. Suphan. — Vorwort des Herausgebers. — 78 Kompositionen Goethischer Lieder von André, Herzogin Anna Amalia, Bettina von Arnim, Beethoven, Berger, Berlioz, Breitkopf, Cimarosa, Graf Dietrichstein, Eberwein, Ehlers, Gabler, Goerner, Walther von Goethe, Grönland, Himmel, Kayser, Kienlen, Klein, Kreutzer, Loewe, Mendelssohn, Moltke, Mozart, Nägeli, Fürst Radziwill, Reichardt, Romberg, Rust, Corona Schröter, Schubert, Seckendorff, Spohr, Spontini, Steffan, Tomaschek, Walter, B. A. Weber, Zelter, Zumsteeg. — Anmerkungen. — Liederanfänge.

Friedlaenders Vorwort spricht sich über den Zweck und die Anlage dieser Ausgabe sehr klar aus: „Ein Bändchen Goethischer Hausmusik soll in den nachfolgenden Blättern den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft geboten werden. Wie mancherlei auch über des Dichters Verhältnis zur Tonkunst geschrieben worden ist, so fehlte bisher doch eine Zusammenstellung des Stoffs, eine Sammlung der

in verschiedenen Werken zerstreuten wichtigeren Kompositionen, von denen manche schwer, andere überhaupt nicht zugänglich waren. Diese Lücke auszufüllen wird in der vorliegenden Ausgabe versucht; sie bietet zunächst die Melodien, die Goethes Gefallen in solchem Grade erregt haben, daß er ihnen selbst Gedichte unterlegte, dann eine größere Reihe von Kompositionen Goethischer Texte, die zu seinen Lebzeiten entstanden sind. Der Vorzug gegeben wurde dabei denjenigen, für die der Dichter besondere Vorliebe hatte, die für seinen musikalischen Geschmack bezeichnend sind, ferner den Melodien, unter denen seine Verse überhaupt zuerst bekannt wurden, endlich den besten Werken der ihm befreundeten Musiker, sowie aller derer, die sich ihm persönlich oder schriftlich genähert haben. Und da bei der Auswahl die historischen Gesichtspunkte nicht allein entscheidend waren, sind außerdem auch einige bemerkenswerte Kompositionen aus der Zeit des Dichters aufgenommen worden, bei denen nicht ängstlich geprüft worden ist, ob Goethe sie gekannt oder ihren Wert erkannt hat. Als Ziel hat dem Herausgeber vorgeschwebt, ein Bild der Musik zu geben, die Goethes Gedichte von den ersten Versuchen in der Leipziger Studentenzeit an bis zum Westöstlichen Divan begleitet hat. Allerdings war des Raumes wegen ein Verzicht auf diejenigen Stücke notwendig, die in ausgeführteren Formen komponiert sind; Duette, Terzette, Quartette, Chöre, Opernscenen, Kantaten 2c. konnten zunächst nicht berücksichtigt werden, und unsere Sammlung hat sich auf einstimmige Gesänge beschränken müssen." Die eigenartige Gabe hat auch bei solchen Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft Anklang gefunden, die den papierenen Schätzen des Goethe- und Schillerarchivs kühler gegenüberstehen und der Wunsch des Herausgebers, unsere eigene Hausmusik dadurch zu beleben, ist in schönster Weise in Erfüllung gegangen, wozu die verständige Art seiner Textbehandlung viel beigetragen hat. In den Anmerkungen ist daneben viel litterar- und musikhistorisches Material aufgespeichert, wie es nur der auf beiden wissenschaftlichen Gebieten so gut bewanderte Herausgeber zusammentragen konnte. Wir hoffen, daß er nicht das letzte Mal in den Schriften der Goethe-Gesellschaft zu Worte gekommen ist. — Für eine Neuauflage machen wir auf den Druckfehler 1765 statt 1775 S. 52 aufmerksam und tragen zu S. 30 nach, daß Graf Moriz Dietrichstein am 27. August 1864 gestorben ist (Wurzbach 14, 423).

Genschen C. F., Das Haideröslein von Sesenheim. Berlin, Gebrüder Paetel 1896. 4.50 M.

Inhalt: 1. Goethes Leben bis zur Übersiedlung nach Straßburg. — 2. Goethe in Straßburg. — 3. Goethes Lieder an Friederike. — 4. Friederike Brion. — 5. Friederike Brion und Reinhold Lenz. — 6. Verlassen! Verlassen! — 7. Hermann und Dorothea. — 8. Feierabend. — 9. Verklärung.

Haarhaus J. R., Auf Goethes Spuren in Italien. II. Teil: Mittel-Italien. (Kennst du das Land? Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens. Herausgegeben von J. R. Haarhaus. 8. Band.) Leipzig, Naumann. 2.50 M.

Heyse Paul, Das Goethe-Haus in Weimar. Berlin, Hertz. 1 M.

Das bekannte stimmungsvolle Gedicht Heyses in reizender Ausstattung mit gelungenen Illustrationen.

Das Goethe-Geheimnis. Eine sensationelle Enthüllung von P. P. Hamlet. Berlin, A. Hofmann & Co. 1 M.

Kermann E. C., Ein Interview Goethes im Jahre 1896. Authentische Bruchstücke einer spiritistischen Unterhaltung. Erlangen, Junge. 1 M.

Kraus E., Goethe und Böhmen (Goethe a Čechy). Prag 1896. In Kommission von Bursik und Kohout.

E. Kraus hatte sich die schöne Aufgabe gestellt, darzulegen einerseits, was Böhmen und sein Volk für Goethe bedeutete, andererseits zu zeigen, was das geistige Leben Böhmens dem Dichter verdankt, was es von ihm übernommen und welchen Einfluß er überhaupt auf dasselbe ausgeübt hat. Dieses vielver-

sprechende Thema, von dem wir über die wechselseitigen Beziehungen der beiden so vielfach aneinander gewiesenen Nationen in einem gewichtigen Punkte ins klare versetzt zu werden hofften, sollte in zwei Büchern behandelt werden. Während nun der erste Teil, der die Beziehungen Goethes zu Böhmen schildert, bereits vor zwei Jahren unter gleichnamigem Titel erschien und der zweite, Goethes Einfluß auf die böhmische Litteratur enthaltend, nachfolgen sollte, giebt nunmehr der Verfasser einen Band heraus, in welchem beide Momente des gestellten Themas zugleich behandelt werden.

Der Verfasser verzichtete daher auf eine besondere Herausgabe des zweiten Teiles. Der Grund davon? Er sah sich dazu durch den negativen Erfolg seiner mühsamen und sorgfältig geführten Forschung veranlaßt. Er gesteht offen, daß es einfach unmöglich ist, die Spuren von Goethes Wirkung auf die böhmische Litteratur zu verfolgen und auszufinden: sein Einfluß äußert sich bloß als ein und nicht gerade das stärkste Element der ganzen mächtigen Einwirkung der deutschen Litteratur auf die böhmische und es wäre zwecklos, das Einzelne diesem Gesamtbilde, das allerdings der Schilderung noch harrt, zu entnehmen.

Das wird wohl auch die einzig richtige Lösung der Aufgabe sein; denn wenn auch die Beziehungen Goethes zu Böhmen und seinen hervorragenden Männern ziemlich zahlreich waren, so scheint dennoch sein ganzes Interesse an dem böhmischen Volke und seiner Litteratur ein bloß äußerliches, formelles, man möchte sagen konventionelles gewesen zu sein, von dem man eine tiefere innere Einwirkung kaum erwarten dürfte. Verfolgte doch das gleichzeitige Streben der böhmischen Litteratur ganz andere Ziele, als daß es dabei gerade von Goethes Ideen beeinflußt werden konnte; sie lagen ihm zu fern. Und als sich die böhmische Litteratur aus den schwierigen Anfängen emporgearbeitet hatte, da standen ihr neuere, moderne Richtungen viel näher und dort kann man von einem Einfluß der deutschen Litteratur reden. Denn das ist noch kein Beweis von einer Beeinflussung, wenn die böhmische Litteratur eine Reihe von Übersetzungen der Werke des Dichters aufweist, wie sie Kraus in einem besonderen Kapitel bespricht, um welches die jetzige Bearbeitung gegenüber der alten vermehrt ist.

Was die eigentlichen Beziehungen Goethes zu Böhmen anbelangt, so waren sie, wie gesagt, recht zahlreich, und Kraus hat sich die Mühe gegeben, dieselben möglichst detailliert zu schildern. Er handelt über Goethes Reisen nach Böhmen, über seine Freunde und Bekannte daselbst (Graf Kaspar Sternberg, Purkyně, Dobrovský, Kollár und andere), er führt an, was Goethe in Böhmen gedichtet, wie er da seine mineralogischen Studien betrieben und welches Interesse er der böhmischen Kultur entgegenbrachte. Alles das trägt, wie gesagt, den Charakter des Zufälligen, Formellen und genügte nicht bei dem Dichter, ein tieferes und erfolgreicheres Interesse für die böhmischen Bestrebungen hervorzurufen. Allein es ist die Pflicht des böhmischen Volkes, den Dichter sozusagen Schritt für Schritt auf böhmischem Boden zu verfolgen und sich daran genügen zu lassen, was es für Goethe bedeuten konnte, mag es zufolge der damaligen Verhältnisse noch so wenig gewesen sein. Kraus hat es unternommen, dieser Pflicht gerecht zu werden und seine Aufgabe in ganz anerkennenswerter Weise durchgeführt. Joh. Krejčí.

Milde Natalie von, Goethe und Schiller und die Frauenfrage. Weimar, Zeippel. 60 Pf.

Preiß C., Die Massenmühle im Körnbachthal. Ein Goethe-Gedenkblatt aus dem Thüringer Walde. Berlin, Moße. 1.20 M.

Mehr Reklame für des jetzigen Besitzers der Massenmühle, Dr. med. C. Preiß, Wasserheil und Kuranstalt als eine Förderung unseres Wissens über Goethe.

Schubart M., Francois de Théas Comte de Thorane Goethes Königslieutenant. Dichtung und Wahrheit drittes Buch. Mitteilungen und Beiträge. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A. G. 1896. 15 M.

Inhalt: I. Ein Gespräch mit Wolf Goethe. — II. Fundbericht. Cannes. Grasse Mouans. — III. „Der Königslieutenant", Lustspiel von Karl Gutzkow. — IV. Thorane. Thorene. Thorane. — V. Das Porträt Thoranes. — VI. Der lieutenant du Roy und das Goethische Haus. — VII. Die Okkupation Frankfurts nach Thoranes Darstellung. — VIII. Geschenkanerbietungen — marques de reconnaissance — des Frankfurter Senats. — IX. Die Verweigerung des Colonelpatentes. — X. Briefwechsel mit dem Marschall von Belleisle und anderen. — XI. Reflexions aus Thoranes „journal pour moy". — XII. Schlacht bei Bergen. — XIII. Die Erhebung in den Reichsgrafenstand. — XIV. Genealogie. — Die letzten Théas-Thorane. — XV. Die Maler. — Joh. Christ Fiedler. — XVI. Johann Konrad Seekatz. — XVII. Junker, Hirth, Nothnagel, Schütz, Trautmann. — XVIII. Die Josephsbilder. — XIX. Die Frankfurter Bilder in Paris. Der Expert Godefroid. — XX. Charlotte von Barkhaus-Wiesenhütten. — XXI. Dichtung und Wahrheit, Wahrheit und Dichtung. — Anhang. — Nachtrag. — Bilderfolge. Photogravüren. 1. Das Porträt des Grafen Thorane. — 2. Johann Georg Trautmann. Joseph als Statthalter von Ägypten, den Getreideverkauf überwachend. — 3. Derselbe. Der Verkauf des Josephknaben an die Midianiter. — 4. Derselbe. Josephs Brüder legen dem Vater Jakob den blutgetränkten Rock vor. — 5. Derselbe. Joseph empfängt die zum Getreidekauf gekommenen Brüder. — 6. Christian Georg Schütz. Landschaft mit Staffage. — 7. Kopf — vergrößert — des Josephknaben aus Nr. 3. — Lichtdrucke. 1. Johann Konrad Seekatz Selbstporträt. — 2. Derselbe. Joseph und die Frau des Potiphar. — 3. Justus Junker. Blumenstück. — 4. Johann Georg Trautmann. Dorfbrand. — 5. Derselbe. Auferweckung des Lazarus. — 6. Kopf des Josephknaben aus dem Godbyschen Stiche nach Angelika Kauffmann. — Chromolithographie. Das Thoranesche Grafenwappen.

Unsere Kenntnis von Goethes Jugend hat durch dieses anmuthig geschriebene und luxuriös ausgestattete Werk eine ungeahnte Bereicherung erfahren. Aus der Heimat des Grafen Thorane hat Schubart nicht bloß die aus Dichtung und Wahrheit bekannten Bilder der Frankfurter Maler heimgeholt, sondern auch interessante handschriftliche Aufzeichnungen und andere Dokumente mitgebracht, die Goethes Erzählung beleben, berichtigen und ergänzen, das Schicksal des Königslieutenants bis zu seinem Ende verfolgen und so über den Goethischen Kreis hinaus der Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts Dienste leisten. Freilich steigen uns leise Zweifel auf, ob alles so vollständig vorgelegt und so breit erzählt zu werden brauchte; aber da der Verfasser sogar in die Geschichte seiner Studien eine Charakteristik von Goethes Enkel einzuflechten weiß und uns stets im Banne Goethischen Wesens zu halten versteht, so lassen wir uns auch seine Exkurse gerne gefallen. In mehreren Einzelfragen, die das Buch aufwirft, wurde von verschiedenen Seiten gegen Schubart entschieden Stellung genommen. Ein milderes Urteil über hochverdiente ältere Forscher wäre gewiß am Platze gewesen. Unbedingtes Lob aber verdient der prachtvolle Druck und die herrliche Ausführung der oben aufgezählten Bilder, die der berühmten Verlagsanstalt zur hohen Ehre gereichen.

Servaes F., Goethe am Ausgang des Jahrhunderts Berlin, Fischer. 75 Pf.

Zarncke F., Goetheschriften (Kleine Schriften. Erster Band). Mit einem Bilde Zarnckes und einem Faksimile in Lichtdruck. Leipzig, Avenarius. 10 M.

Inhalt: Allgemeines über Goethe. — Über Goethes Bildnisse. — Zu Goethes Leben. — Zu Goethes Werken. — Zur Faustdichtung vor Goethe. — Über den fünffüßigen Jambus bei Lessing, Schiller und Goethe. — Verzeichnis der übrigen Schriften zur Goethe- und Faustlitteratur.

Auch derjenige, welcher Zarnckes durch ein Menschenalter fortgesetzte Beschäftigung mit Goethe vom Anfang an durch die Fülle der mehr als 150 Einzelbeiträge und Recensionen verfolgt hat, wird dennoch erstaunt sein, einen so umfang-

reichen Band als das reiche Erträgnis dieser mit so vieler Liebe betriebenen Studien vor sich zu sehen. Mehrere wichtige Bestandteile des Bandes weisen allerdings über Goethe hinaus, umfassen die Studien über die vorgoethische Faustdichtung, besonders die Geschichte des Volksbuches und die grundlegenden Untersuchungen über den reimlosen fünffüßigen Jambus, die gerade dort abbrechen, wo der Verfasser sich dem Goethischen Vers zuwenden wollte. Da aber Goethe auch für diese Studien den Ausgangspunkt und den idealen Mittelpunkt bildete, so ist gegen ihre Einreihung an dieser Stelle der Sammlung durchaus nichts einzuwenden; es ist vielmehr sehr erfreulich, daß die so selten gewordene Schrift über den Jambus schon jetzt allgemein zugänglich gemacht worden ist und die metrischen Studien, auf die sie so anregend eingewirkt hat, von neuem befruchten kann. — Zarnckes umfassende Kenntnis Goethischen Lebens und Dichtens, seine einzig dastehende Vertrautheit mit Goethes Bildnissen, seine große Zuverlässigkeit und Genauigkeit, sein Streben, das einmal gewählte Forschungsobjekt immer wieder zu betrachten und womöglich erschöpfend zu behandeln, seine glückliche Art, das Wesentliche in einer neuen Publikation rasch zu erkennen und in knapper, allgemein verständlicher Weise darzustellen, alles das tritt in diesen gesammelten Aufsätzen recht deutlich hervor. — Die Herausgabe durch den Sohn ist musterhaft. Hie und da konnten Ergänzungen aus Zarnckes Handexemplaren verwertet werden. — Die folgenden Bände sollen die Aufsätze und Reden zur Kultur und Zeitgeschichte und die Arbeiten über das Nibelungenlied enthalten.

Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar, Böhlau.

I. Abteilung. 37. Band.

Inhalt: Knabengedichte. — Höllenfahrt Jesu Christi. — Annette. — Belsazar. — Der Lügner (Corneille). — Der Tugendspiegel. — An Händel. — Judenpredigt. — Romanbriefe. — Die Gesänge von Selma (Ossian). — Ephemerides. — Cäsar. — Positiones juris. — Zum Shakespeares Tag. — Von deutscher Baukunst. — Brief des Pastors. — Zwo biblische Fragen. — Frankfurter gelehrte Anzeigen. — Parabeln. — Hohes Lied. — Aus Goethes Brieftasche: Nach Falconet und über Falconet. Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe. — Physiognomische Fragmente. — Bürgers Homer. — Die Lesarten zu diesem Bande stehen im 38. Band.

47. Band.

Inhalt: Schriften zur Kunst 1788—1800. Darin fünf ungedruckte Aufsätze. Paralipomena. Vorarbeiten und Bruchstücke (fast lauter Ungedrucktes). — Herausgeber: C. Harnack; Redaktor: B. Suphan.

II. Abteilung. Naturwissenschaftliche Schriften. 12. Band. Zur Naturwissenschaft Allgemeine Naturlehre. II. Teil. Mit einer lithographierten Tafel, einem Bilde in Lichtdruck und Namen- und Sachregister zu Band 6—12.

Inhalt: Meteorologie. Versuch einer Witterungslehre. Naturwissenschaftliche Einzelheiten. Nachträgliches. Paralipomena, auch zu Band 6 und 8. Herausgeber: R. Steiner; Redaktor: B. Suphan.

III. Abteilung. Goethes Tagebücher. 8. Band 1821—22. Herausgeber: H. Heitmüller unter J. Wahles Beihilfe; Redaktor: B. Suphan.

IV. Abteilung Goethes Briefe Band 19—21. 9. Mai 1805 bis Dezember 1810. Herausgeber: A. Leitzmann; Redaktor: B. Suphan.

Band 19 enthält Goethes Briefe von Schillers Tod (9. Mai 1805) bis Ende 1807; er bietet 126 bisher ungedruckte Nummern. Es beginnen in dieser Zeit die längeren regelmäßigen Berichte Goethes an Christiane während seiner alljährlichen Badereisen oder sonstiger längerer Abwesenheiten, z. B. in Jena: Liebevolles Eingehen auf das Kleinleben des Tages, gesundheitliche Bemerkungen, warme Fürsorge für das Ergehen der Zurückgebliebenen, der herzliche Ton im

bedingtesten Vertrauens und liebevoller Hingabe sind ihre hauptsächlichsten Charakteristika; das höhere und höchste geistige Leben des Dichters kommt hier natürlich seltener zu Worte, wo es auftritt, mit einer meisterhaften stilistischen Schlichtheit und Einfachheit; zur Beurteilung des Verhältnisses zwischen Goethe und seiner Frau ist der Ton und Inhalt dieser Berichte von Jahr zu Jahr eine unschätzbare Quelle. Der vorliegende Band enthält über ein viertel Hundert Briefe an Christiane: Zwei von der Reise mit Wolf 1805 (5129. 5130), fünf aus Karlsbad 1806 (5217. 5218. 5220. 5222. 5224), zwei während Christianens Frankfurter Aufenthalt 1807 (5337. 5339), vierzehn von der Karlsbader Reise 1807 (5371. 5373 [mit einer interessanten Äußerung über Bettina]. 5377—5379. 5381. 5385. 5386. 5391. 5393. 5396 [über den Grafen Reinhard und Frau]. 5397. 5401. 5404); ein paar weniger inhaltvolle Schreiben (5108. 5200. 5207. 5209), sowie ein Briefchen an August (5400) schließen sich an. Ein Brief an Lili (5467) gedenkt dankbar der Tage von 1775, „die ich unter die glücklichsten meines Lebens zähle". An Karl August ergehen Berichte aus Lauchstädt und Halle über den Verkehr mit Wolf, Gall, Reil und Zelter 1805 (5124), über die Helmstedter Reise mit Wolf (5131); weitere Briefe betreffen den definitiven Besitz des Hauses am Frauenplan (5298), die Hinterlassenschaft des Malers Kraus (5304); in schwerer Zeit 1806 gewinnt Goethes Verhältnis zu seinem Fürsten einfachrührenden Ausdruck (5301. 5311. 5316. 5403). Die Stimmungen der unsichern Oktobertage nach der Schlacht von Jena spiegeln ein Billet an Heinrich Meyer (5250) und Briefe an Karl August (5254), Cotta (5256), Blumenbach (5257) wieder. Künstlerisch-technische Dinge und Angelegenheiten der Zeichenschule behandeln die Briefe an Heinrich Meyer (5216. 5241. 5260. 5287. 5372. 5376. 5390 [über musikalischen und malerischen Unterricht]. 5395. 5421. 5456. 5459. 5462 [über den Maler Runge]. 5465 [über Zacharias Werner]. 5468). Mit Persönlichkeiten und Einrichtungen der Universität Jena und ihrer wissenschaftlichen Anstalten beschäftigen sich Schreiben an Voigt (5106. 5151. 5167. 5307. 5435. 5447), Lenz (5109. 5114. 5192. 5264. 5320. 5333. 5440), Fuchs (5146. 5150. 5165), Hendrich (5324). Die Briefe an Blumenbach betreffen Otreologisches (5188), Mineralogisches (5228. 5249. 5366), Persönliches (5318), Goethes Autographensammlung (5204). Wichtig ist ein längeres Dankschreiben an Alexander von Humboldt (5340). Den hauptsächlichen Inhalt der Briefe an Cotta bilden neben litterarischen Urteilen naturgemäß Goethes damals in Druck gehende Schriften, besonders Plan und Ausführung der Ausgabe A (5104. 5176. 5229. 5271. 5272. 5295. 5312. 5331. 5382. 5384. 5412. 5414. 5419. 5445. 5469); einen durch teils falsche, teils beleidigende Artikel der Allgemeinen Zeitung heraufbeschworenen Konflikt zwischen dem Dichter und seinem Verleger schildern ein schon im letzten Goethejahrbuch gedrucktes unterdrücktes Schreiben (S. 516) wie vier weitere Nummern (5302. 5315. 5347. 5429 [über Weimars Bedeutung auf idealem Gebiete]); auch empfiehlt Goethe Cotta seine Autographensammlung (5194). Den Adressaten eines höchst interessanten französischen Konzepts (5161), Verfasser eines wertherisierenden Romans Sidner, gelang mir nicht festzustellen. Goethes Ansichten von Disziplin des Gesindes beleuchten die Eingaben an die Jenaer und Weimarer Polizeidirektion (5225. 5226). Von geringerem inhaltlichen Werte sind die übrigen Nummern: An Wolf (5116), an Körte (5140. 5314), an Kirms (5117[a]. 5141. 5168. 5216[a]. 5235), an Cotta (5145. 5205), an Knebel (5156. 5263. 5267), an Charlotte Schiller (5159), an Amtmann Rothe in Lauchstädt (5243[1]), an Genisch (5284), an Lenz (5285), an Apotheker Hoffmann (5308), an Schauspieler Unzelmann (5431. 5450), an einen Unbekannten, den Maler Klotz betreffend (5438), an die Wiener Braun und Retzer (5443. 5444), an Kriminalrat Schmaling in Halberstadt (5446). Reiche Ergänzungen aus den Originalen und den erhaltenen Konzepten erfahren die Briefe an den Grafen Reinhard.

Band 20 enthält die Briefe von Anfang 1808 bis Juni 1809, darunter 95 bisher ungedruckte Nummern. An Christiane sind von der Karlsbader Reise 1808 sechzehn Nummern gerichtet (5526. 5527. 5529. 5540. 5543. 5545. 5547. 5553 [über weimarischen Klatsch Christiane betreffend]. 5564. 5567. 5572 [mit einem Gutachten Kapps über Christianens Gesundheitszustand]. 5575. 5586 [mit einer prächtigen Äußerung über die Mißgunst der Menschen und wie man sich zu ihr zu stellen habe]. 5590. 5592. 5593); sechs Nummern gehören in die Zeit, während der Christiane zur Regelung der Erbschaft der Frau Rat im Herbst 1808 in Frankfurt war (5605 [über die Begegnung mit Napoleon]. 5609. 5615. 5620 [über Nikolaus Meyer]. 5624. 5627 [über die Theaterkrisis]); dreizehn Briefe entstammen dem Frühjahrsaufenthalt Goethes in Jena 1809, der ihm statt einer Badereise dienen mußte (5714—5716. 5718. 5721. 5723. 5725. 5728. 5731. 5736. 5738. 5739. 5741). Die Briefe an Bettina erscheinen jetzt zum ersten Mal in ihrer authentischen Gestalt, so daß die an sie sich anknüpfenden Streitfragen nun einer endgiltigen Lösung entgegengehen; der vorliegende Band bringt zwei Nummern (5481. 5551). Der Gedankenkreis der Schreiben an Heinrich Meyer bleibt derselbe (5552. 5556. 5571. 5584 [über Kaaz und Bury]. 5707. 5711. 5742). Siebzehn Briefe und Billette an Silvie von Ziegesar sind meist ephemeren Inhalts, mit Ausnahme nur einiger Karlsbader Berichte (5558—5560. 5573 [über die Karlsbader Gesellschaft]. 5574. 5604. 5614. 5617. 5619 [fälschlich schon 15, 269 gedruckt]. 5636. 5642. 5674. 5681. 5729. 5745. 5747. 5751). Bedeutend ist ein langer Brief an Jacobi (5505) über Friedrich Schlegel, Schelling, Zacharias Werner mit Betrachtungen über antiken und modernen Kunstcharakter, sowie ein eine Einladung nach Dresden ablehnendes Schreiben an Frau von Staël (5542) mit bewundernden Worten über Corinna und das Buch über Deutschland. Die Briefe an Cotta werden von nun an nur nach den im Archiv vorhandenen Konzepten mitgeteilt: In dem einen (5639) bespricht Goethe von Cotta ihm übersandte Schauspiele, in dem andern (5645) seine Auszeichnung beim Erfurter Kongreß und die Anwesenheit des Faustübersetzers Lemarquand in Weimar. Für die Verleihung des Ordens der Ehrenlegion danken Briefe an Maret und Lacépède (5613. 5637), für den der Frau Rat in ihrer letzten Krankheit geleisteten Beistand solche an Schlosser und Melber (5597. 5598). Mineralogisches behandeln kurze Briefe an Lenz (5536. 5595) und ein Dankschreiben an Karsten in Berlin (5643). Auf Goethes Auffassung der Disziplinarverhältnisse beim Theater werfen neues Licht die Briefe an die Hoftheaterkommission (5709. 5713) und an Karl August (5695). Mit der neuen Entdeckung des Münchener Steindrucks beschäftigen sich Schreiben an Aretin in München (5694) und an Karl August (5706). Interessant sind ferner Briefe an Zacharias Werner (5532), an den Arzt Kapp (5684) und an Hirt in Berlin (5744). Von geringerem inhaltlichen Werte sind die übrigen Nummern: An Voigt (5480. 5737), an Karl August (5488), an Zacharias Werner (5501), an Kirms (5522), an den jüngeren Voigt (5557), an Riemer (5561. 5563), an Bertuch (5585), an einen Unbekannten (5625), an Professor Fuchs in Jena (5634), an Kanzler Müller (5638), an Zelter (5663), an Willemer (5696), an Schlosser in Frankfurt (5724).

Band 21 enthält die Briefe von Juli 1809 bis Ende 1810, darunter 173 bisher ungedruckte Nummern. An Christiane sind aus dem Jenaer Sommer- und Herbstaufenthalt 1809, der im wesentlichen der Drucklegung der Wahlverwandtschaften gewidmet war, 19 Nummern gerichtet (5762. 5764. 5766. 5770. 5774. 5783. 5791. 5793. 5795. 5799. 5801. 5803. 5805. 5815 [über August]. 5816. 5820 [über August]. 5827. 5834. 5836); aus dem Jenaer Frühjahrsaufenthalt 1810 stammen 18 Nummern (5931. 5933. 5937. 5942. 5943. 5945 [über August]. 5946. 5948. 5950. 5951. 5955. 5961. 5962. 5967. 5971. 5974. 5978. 5999); von der unmittelbar sich anschließenden Badereise nach Karlsbad und Teplitz erhält die Hausfrau 15 ausführliche und von allen Einzelheiten des

Badelebens erzählende Berichte (6001. 6003—6005. 6007. 6010. 6012. 6020. 6022—6026. 6028. 6034). Mit Augusts Ernennung zum Kammeraſſeſſor haben es zwei Schreiben an Karl Auguſt (6039. 6043) zu thun. Zeit dem Tode der Frau Rat knüpfen ſich geſchäftliche und auch erneuerte perſönliche Bande mit den Frankfurter Verwandten, von denen Johann Friedrich Heinrich Schloſſer vor allem mit brieflichen Nachrichten zuweilen bedacht wird (5761. 5843. 5916. 6047). Die Briefe an Bettina bringt dieſer Band faſt zum Abſchluß: Unter den acht Nummern ſind drei ungedruckte (5988. 6031. 6048). Ein freundſchaftlicher Brief an Charlotte Schiller (5970) vermittelt Chriſtianens Bekanntſchaft mit Karoline Humboldt. Die 15 Billets an Silvie von Ziegeſar (5754. 4790. 5810. 5861. 5876—5880. 5882. 5910. 5970. 5992. 6044. 6063) ſind wiederum meiſt ephemeren Charakters; nur ein Brief aus Karlsbad (6015) iſt bedeutender. Karlsbader Bekanntſchaften ſetzen die Briefe an Fürſt Lichnowsky (6066) und Graf Althann (6067) fort. Mit Philipp Hackerts Nachlaß und den Vorbereitungen zu ſeiner Biographie beſchäftigen ſich Briefe an Karl Auguſt (5921), Frommann (5928) und Behrends (5936). Wichtig iſt ein Schreiben an Zacharias Werner (5833), in dem Goethe ihr beiderſeitiges Verhältnis charakteriſiert. An Karl Auguſt ſind nur zwei kurze Briefe (5873. 6019) neu. Kunſtkorreſpondent iſt wiederum in erſter Linie Heinrich Meyer (5778. 5800. 5804. 5806. 5808. 5823. 5915. 5923. 5932. 5949. 5952. 5964 [über die Neigung der Maler zum Ammen- und Madonnenhaften]. 5975. 5991. 6030. 6085). Mit der Einrichtung der Zeichenſchule hat es ein Brief an Voigt (5760) zu thun; Zeichnungen zum Fauſt beſprechen Schreiben an Stieglitz (5913) und Nauwerck (6057). Eine Reihe Erlaſſe an die Theaterkommiſſion (5769. 5773. 5786. 5798. 5811. 5924. 5947. 5958. 5968. 5969. 5985. 5997. 6080) behandeln Rollen- und Repertoirefragen, disziplinariſche und ſonſtige Verwaltungsangelegenheiten. Von der Korreſpondenz mit wiſſenſchaftlichen Freunden ſind zwei Briefe an Alexander von Humboldt (5765. 5838) und ein ausführlicher an Sartorius (6018) hervorzuheben; Mineralogiſches behandelt ein Schreiben an Voigt (5890), Optiſches Briefe an Steffens (5840) und Graf Boſe (6037), Köſtritzer Antiquitäten ein Brief an Profeſſor Sturm in Jena (5822). Mit buchhändleriſchen Fragen, Nachdruck und Privilegien, beſchäftigen ſich Briefe an Cotta (5830) und Graf Portalis (6064). Von geringerem inhaltlichen Werte ſind die übrigen Nummern: an Witzel (5772. 5776. 5782. 5797. 5814. 5817. 5835), an Voigt (5777. 5850. 5914. 5927. 6040. 6046. 6074. 6075), an Vulpius (5781. 5993), an Riemeyer (5785), an Kirms (5813. 5920. 5934. 5956. 5973. 5980), an Kanzler Müller (5842. 5904), an Siegmund Voigt (5852), an Lenz (5855. 5862. 6041), an die Frankfurter Freunde (5863), an Riemer (5886), an Thibaut (5891), an Karoline von Egloffſtein (5896. 5899. 5901. 5906. 5909), an die Herzogin Luiſe (5897), an Wieland (5905. 5908), an Reverberg (5922), an Strick Linſchoten Hellendorp (5966), an Trebra (6059), an Kügelgen (6082), an Kniep (6086). A. L.

Goethes Werke. 36. Teil. 1. Abteilung. Herausgegeben von R. Steiner. (Deutſche National-Litteratur. Hiſtoriſch-kritiſche Ausgabe. Herausgegeben von J. Kürſchner. 219. Band.) Stuttgart, Union. 2.50 M.

A. von L(iebig), Sammlung aus den Werken Goethes (Goethe-Gedenkbuch). Wien, Lechner. 10 M.

Zipper A., Erläuterungen zu Meiſterwerken der deutſchen Litteratur. 2. Band Goethes Iphigenie auf Tauris. (Univerſal-Bibliothek Nr. 3638.) Leipzig, Reclam. 20 Pf.

Krejčí Dr. J., O jednotnosti Goethova Fausta. (Über die Einheitlichkeit von Goethes Fauſt.) Prag 1896.

Eine referierende Darlegung des Gedankenganges der Fauſtſchriften von Valentin, Witkowski, Baumgart und E. Schmidt, Fauſt ein Menſchenleben. Das Schriftchen, das darauf verzichtet, ſelbſt Neues zu bringen, will dem czechiſchen

Publikum, das durch Jaroslav Vrchlickys Übersetzung den ganzen Faust besitzt, Fingerzeige zur Beurteilung des großen Werkes geben. F. Spina.

Louvier F. A., Chiffre und Kabbala in Goethes Faust. Neue Beiträge zur neuen Faustforschung. Dresden, H. Henkler. 3 M.

Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß dem jüngeren. Briefauszüge in Tagebuchform zeitlich geordnet und mit Erläuterungen herausgegeben von H. G. Gräf. Mit Heinrich Voß' Bildnis (Universal-Bibliothek Nr. 3581. 3582). Leipzig, Reclam jun. 40 Pf.

Goethes Briefwechsel mit Antonie Brentano 1814—1821. Herausgegeben von Rudolf Jung. (Schriften des Freien Deutschen Hofstiftes in Frankfurt a. M. VII.) Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger 1896. 2.40 M.

Die Goetheforschung zeitigt zuweilen so sonderbare Blüten, daß man ihre Ableger meist mit geringer Erwartung in die Hand nimmt. Eine ihrer unglaublichsten Leistungen liegt indes in Jungs Heftchen vor. Reinhold Steig hat in der Deutschen Litteraturzeitung (1896, Nr. 50) die Wertlosigkeit des Büchleins zur Genüge dargethan und die unzureichende Detailkenntnis des Herausgebers erwiesen. Ich kann nur seine Worte wiederholen. Einundzwanzig Höflichkeitsbriefchen Goethes an eine Frau, die ihm geistig nichts gewähren konnte, wären in der Weimarischen Ausgabe noch früh genug abgedruckt worden. Die paar Antwortschreiben der Adressatin konnten füglich unter den Tisch fallen. Dieses Material wird mit philologischer Hyperakribie uns vorgelegt, jeder Fehler von Goethes Schreiber sorgsam gebucht. Wenn Goethe einem diktierten Briefe drei eigenhändige Zeilen anfügt, bekommen wir (S. 27) noch eine gleich lange Anmerkung des Herausgebers mit in den Kauf. Überhaupt, diese Anmerkungen! Sie sind geradezu von einer beleidigenden Ausführlichkeit. Wenn Goethe im Juli 1815 von „großen Welträthseln" spricht, so muß Jung ausdrücklich an Belle Alliance u. s. w. erinnern (S. 36). Was Jung nicht erklären kann, begleitet er mit einem langen Gewäsche von Fragesätzen. Am schwersten rechne ich aber dem Herausgeber an, was er S. 10 begeht. „Nur ungern unterziehe ich mich der selbstverständlichen Verpflichtung, auch Frau Brentano über ihre Beziehungen zu Goethe zu Worte kommen zu lassen," heißt es da. Und nach dieser scheinheiligen Einleitung werden zwei Seiten Antonie Brentanos abgedruckt, die Goethe schlechtweg als Säufer und Vielfraß darstellen! War es wirklich eine „selbstverständliche Verpflichtung", das alberne Gekeife einer verbitterten Greisin dem Publikum vorzulegen? Oder sollte dieser Senf die schale Speise würzen? Wir dürfen uns wahrlich nicht wundern, wenn man uns das Wort „Goethewaschzettellitteratur" entgegenhält! Oder soll die Thatsache uns beruhigen, daß dieser neueste Beitrag zu besagter Litteratur uns von einem Historiker geschenkt wird?

Zwei mäßige Lichtdrucke, Antoniens Porträt und eine Nachbildung des von ihr und von Goethe der St. Rochus Kapelle zu Bingen gestifteten Bildes sind dem Büchlein beigegeben. Oskar F. Walzel.

Goethes Gespräche. Herausgeber Woldemar Freiherr von Biedermann. 10. Band: Nachträge, 1755—1832. Leipzig, F. W. von Biedermann 1896. 5 M.

Inhalt: Gespräche Nr. 1571—1800. Berichtigungen zu Band I—X. — Quellen des X. Bandes. Nummerverteilung in den Bänden. Zeitfolge der Gespräche. Register für Band IX. 2 Hälfte und Band X. — Erläuterungen.

Tumarkin A., Herder und Kant. Dissertation. Bern 1896

Hölderlins gesammelte Dichtungen. Neu durchgesehene und vermehrte Ausgabe in 2 Bänden. Mit biographischer Einleitung herausgegeben von B. Litzmann. (Cottasche Bibliothek der Weltlitteratur. Band 274 und 276.) Stuttgart, Cotta. à 1 M.

Inhalt: Erster Band. Gedichte. — Zweiter Band: I. Hyperion mit folgenden Bruchstücken: 1. Metrisches Fragment. 2. Hyperions Jugend. Erster Teil. 3. Das Thaliafragment. 4. Erste Diotimafassung. — II. Empedokles.

1. Plan zum Empedokles. 2. Entwürfe zur Tragödie der feindlichen Brüder. 3. Empedokles auf dem Aetna. 4. Der Tod des Empedokles.

Die vorliegende Ausgabe von Hölderlins Dichtungen ist zwar nicht die lang erwartete große kritische Ausgabe mit allen Lesarten der erhaltenen Handschriften, wohl aber eine chronologisch geordnete, auf Vergleichung aller Drucke und Handschriften beruhende Textausgabe mit knapper kritischer Begründung. Litzmann fußt auf den wertvollen Vorarbeiten seines Vaters, die für den ersten Band sehr beträchtlich waren; die schwerste Aufgabe, die Entwirrung der Empedokles-Papiere, hat er selbst durchgeführt. So viel man ohne eigene Kenntnis der Papiere urteilen kann, ist die Ausgabe die erste genügende, die Hölderlin erfahren hat. Von den Gedichten sind die Uebersetzungen aus Sophokles, Pindar und Ovid, sowie die zahlreichen Bruchstücke zusammenhangsloser Versreihen, endlich die Gedichte aus der Zeit des Irrsinns, was jedermann billigen wird, ausgeschlossen; dagegen ist manches bisher unbekannte Gedicht aus guter Zeit mitgeteilt. Dem Hyperion sind die erhaltenen Bruchstücke älterer Fassungen vorausgeschickt. Die saubere Ausgabe wird Hölderlin viele neue Leser und Bewunderer zuführen. Aber auch die Forschung hat für die Erkenntnis seiner Entwicklung und für die Charakterisierung seiner Kunst jetzt eine weit festere und zuverlässigere Grundlage als bisher.

Rieger M., Klinger in seiner Reife dargestellt. Mit einem Briefbuch (Friedrich Maximilian Klinger. Sein Leben und Werke (!). Zweiter Teil.) Darmstadt, Bergsträßer 1896. 8 M.

Inhalt: Nachträge zu „Klinger in der Sturm- und Drangperiode." — I. Im Hofdienste des Großfürsten Paul. — II. Bei der Armee und wieder beim Großfürsten. — III. Beim Kadettenkorps. — IV. Fernere Dramen des Theaters. — V. Das neue Theater. Heirat. — VI. Die letzten Dramen. — VII. Litterarischer Erfolg. Die Auswahl. — VIII. Persönliche Beziehungen. Rückzugspläne. Erlebnisse bis zum Thronwechsel von 1801. — IX. Bambino. — X. Faust und seine Seitenstücke. — XI. Reisen vor der Sündflut und Faust der Morgenländer. — XII. Das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit. Geschichte eines Teutschen der neusten Zeit. — XIII. Sahir. — XIV. Der Weltmann und der Dichter. — XV. Die Vorrede zu den Romanen. Das neunte Werk der Tetade Erfolg der Romane. — XVI. Neue Verhältnisse unter Alexander bis 1816. — XVII. Die Betrachtungen. — XVIII. Die Gesamtausgabe. Ihre Wirkung. — XIX. Beziehungen zu Personen. Häusliches. — XX. Dörptische Dinge. — XXI. Abschied vom Kadettenkorps. Urteile über Klingers Leitung desselben. — XXII. Feierabend und Ende.

Rieger M., Briefbuch zu Friedrich Maximilian Klinger Sein Leben und Werke II. Darmstadt, Bergsträßer 1896. 4 M.

226 Briefe von 1781—1830 an Claus, die Gräfin Karoline von Egloffstein, Goethe, Frau Rat Goethe, J. G. Hallier, Hartknoch, Hans von Held, David Heß, Kayser, die Mutter Klinger, Agnes Klinger, Morgenstern, den Kanzler von Müller, Nicolovius, Elise von der Recke, Schleiermacher, Schlossers Witwe, Schütz, Fanny Tarnow, Thümmel, Willemer, W. von Wolzogen. — Anhang. I. 29 Briefe an Parrot und 2 Briefe Parrots an Klinger. — II. 22 Briefe an Grindel. — III. 5 Briefe an Sonntag. — IV. 7 kuratorische Erlasse an die Universität Dorpat, einer an Burdach.

Müller G. A., Aus Lavaters Brieftasche. Neues von Johann Kaspar Lavater. Ungedruckte Handschriften nebst anderen Lavater-Erinnerungen mit Faksimiles herausgegeben. München, Seitz & Schauer. 5 M.

Inhalt: A. Handschriftliches. I. Lavater an Pfarrer Siegel zu Hohentwiel, 24. November 1774. II. Aus Lavaters Brieftasche: 1. 6 Billets oder Denkzeichen nach meinem Tode für Auguste Bernsdorf Stolberg-Erlenbach, 29. Juli 1800. — 2. 24 Sprüche an dieselbe, 19. Juli 1793. — 3. Ein Lavater-Aquarell (mit

Abbildung: „Der Erlöste an seine Beweynerin". — 4. Lavater an Präsident Ruoeich, Zürich 19. Oktober 1792 über Pfenningers Hinscheiden. — 5. „Beschluß meiner Predigt" 16. November 1795 über Johannes IX. 1—5. III. Lavaters Brief an Jean Marie Hérault de Séchelles über die Hinrichtung Louis XVI. und die französische Revolution. — B. Seltene Lavaterische Flugblätter und Anderes. 1. Alphabeth an einen Jüngling. 2. Denkmal der 25jährigen Freundschaft zwischen Lavater und Karg den 26. May, Nürnberg 1793. — III. Ein Trostgedicht den 6. Oktober 1779. — IV. Ein Original-Briefbogen Lavaters mit dem Spruche: Schreib, als wärs dein Letztes.

Die Schriftstücke sind von ungleichem Wert. Das letzte ist eine bloße Kuriosität. Nach neuen Versen Lavaters tragen wir auch gerade kein Verlangen. Sprüche Lavaters sind so viele veröffentlicht, daß man bei neu aufgefundenen jedesmal erst feststellen müßte, ob sie sich nicht mit bereits bekannten decken. Dagegen sind die Briefe sehr willkommen, besonders der höchst merkwürdige an Hérault. Fast alle Schriftstücke sind faksimiliert und das verleiht dem Buche für jeden, der Lavaters Handschrift besitzen will, einen besonderen Wert. Einleitung und Erläuterungen sind in jenem überschwänglichen Ton gehalten, den wir an dem Herausgeber von früheren Veröffentlichungen her kennen. S.

Haug E., Aus dem Lavaterschen Kreise. II. Joh. Georg Müller als Student in Göttingen und als Vermittler zwischen den Zürichern und Herder. Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums Schaffhausen 1896/97. Schaffhausen.

Nachdem Eduard Haug, der verdiente Herausgeber des Briefwechsels der Brüder J. G. Müller und Johannes von Müller, in der Programmbeilage des Schaffhauser Gymnasiums 1894 (siehe Euphorion 1, 481) Joh. Georg Müller als Lavaterschüler geschildert und damit einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis des Lavaterianismus geliefert hat, unternimmt er es in dem vorliegenden zweiten Teil seiner interessanten Arbeit, ein volles Bild des Seelen- und Geisteszustandes des Göttinger Studenten Joh. Georg Müller zu entwerfen und die Vermittlerrolle darzustellen, die Müller in dem Verhältnis Lavaters und seines Züricher Kreises zu Herder spielte in der Zeit, als dieses Verhältnis sich getrübt hatte. Diese Rolle begann Müller zu spielen als Student in Göttingen, und er führte sie fort bis zum Tode Lavaters. — Haugs quellenmäßige Darstellung beruht fast ganz auf bis jetzt ungedruckten Urkunden, welche teils auf der Schaffhauser Ministerialbibliothek, teils auf der Züricher Stadtbibliothek und im Finslerschen Lavaterarchiv zu Zürich aufbewahrt werden; es sind dies: Die Korrespondenz Müllers und Häfelis, die Briefe Müllers an seine Mutter, das Tagebuch Müllers, der Briefwechsel Müllers und Lavaters, sowie die Briefe Müllers an Herder.

Gernsbach (Murgthal). Heinrich Funck.

G. E. Lessings Sämtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. 3. Auflage, besorgt durch F. Muncker. 12. Band. Leipzig, Göschen. 4.50 M.

Inhalt: Zur Geschichte und Litteratur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. 2. 3. und 4. Beitrag 1773—1777 (mit vollständigem Abdruck der ersten sechs Fragmente eines Ungenannten). — Vom Alter der Oelmalerey 1774. — Vorrede und Zusätze zu den Philosophischen Aufsätzen von Karl Wilhelm Jerusalem 1776. — Aus: Briefe an Ärzte von Marcus Herz 1777.

Fischer Kuno, Lessings Nathan der Weise. Die Idee und die Charaktere der Dichtung. 4. Auflage. Stuttgart, Cotta. 3 M.

Neuberin Friederica Carolina, Ein deutsches Vorspiel (1734), zur Feier ihres 200jährigen Geburtstags 9. März 1897 mit einem Verzeichnis ihrer Dichtungen herausgegeben von A. Richter (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von A. Sauer. Nr. 63. Neue Folge. Nr. 13). Leipzig, Göschen. 60 Pf.

In dem Verzeichnis der Dichtungen von Friederike Caroline Neuber, das ich als Einleitung zu ihrem „Deutschen Vorspiel" zusammengestellt habe, sind

noch folgende Ergänzungen nachzutragen: Zwischen Nr. 5 und 6 sind die drei Widmungsgedichte einzufügen, die Wustmann in den „Quellen zur Geschichte Leipzigs“ (Leipzig 1889) Band 1, S. 475 mitgeteilt hat. Das erste befindet sich in Senecas Dialogen (Straßburg 1536), das zweite in Petrarcas Trostspiegel (Frankfurt a. M. 1542), das dritte in der „Christlichen Sittenlehre“ (Kempten 1702). Die Bücher wurden von der Neuberin der deutschen Gesellschaft in Leipzig geschenkt und befinden sich jetzt in der Leipziger Stadtbibliothek; alle drei Gedichte stammen aus dem Dezember 1733. Das Widmungsgedicht zu Seneca ist auch in den Grenzboten Jahrgang 46, 2 Vierteljahr S. 444, 5 (1887) von Hans Fischer herausgegeben worden. — Nr. 20 des Verzeichnisses findet sich auch in Prölß' Geschichte des Hoftheaters zu Dresden (1878), S. 196 abgedruckt. Das S. 197 von Prölß der Neuberschen Gesellschaft zugeschriebene Stück „Augusti Gütigkeit“ wurde aber nicht von der Neuberschen, sondern von der Müllerschen Truppe aufgeführt (vgl. Sächsisches Kuriositäten-Kabinet 1738, S. 34). — Endlich hat Devrient in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst (2, 46, 47) aus Nr. 27 ein größeres Citat, die wichtigsten Stellen, mitgeteilt. Arthur Richter.

Burggraf J., Schillers Frauengestalten. Stuttgart, Krabbe. 5 M.

Fischer K., Lessings Einfluß auf Schiller, nachgewiesen aus Schillers Werken und Briefen. Dissertation. Bern 1896.

Holder A., Die Schillerstadt Marbach, sowie das Bottwarthal und seine Umgebung. Illustriert von Aug. Müller. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 80 Pf.

Stitzenberger J., Das Motiv des Gegensatzes in den Jugenddramen Schillers. Programm. Teplitz-Schönau 1896.

Schillers Werke, herausgegeben von L. Bellermann. 9.—12. Band Leipzig, Bibliographisches Institut. à 2 M.

Schillers Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von F. Jonas. Kritische Gesamtausgabe. 7. Band. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Der vorliegende Schlußband der Sammlung enthält Schillers Briefe aus den Jahren 1803—1805, Nachträge, ein Schlußwort und Register. Bisher ungedruckt waren: Zwei Briefe an Niethammer vom 23. Juli 1803 (Nr. 1889) und 2. April 1805 (Nr. 2044); ein vielleicht unechter Brief an eine Weimarische Dame vom September 1803 (Nr. 1897); ein Brief an Brinckmann vom 16. Mai 1804 (Nr. 1969); ein Brief an Rochlitz vom 10. Dezember 1804 (Nr. 2012); ein Brief an den jüngeren Voß vom 26. Dezember 1804 (Nr. 2018). In den Anmerkungen ist S. 317 das Konzept eines Briefes von Zelter an Schiller vom 24. Juli 1804 mitgeteilt. Als Nachträge erscheinen 28 Nummern, von denen folgende ungedruckt waren: Dreizehn Briefe an Göschen vom Ende Februar, 12. März, Ende März, 1. April, 17. April, 21. Mai, Ende Juni 1787, 23. Januar, 4. März, 31. März, 7. April, 1. Mai 1788 und 29. März 1789; ein Brief an Kirms vom 7. Juli 1799; zwei Briefe an Crusius vom 29. November 1799 und 10. Februar 1805 (S. 327), ein Brief an Eichstädt vom 2. Juli 1800; ein Brief an Kammerrat Buttner vom 9. Oktober 1800; ein Brief an Genast vom 10. Januar 1804. Ungern vermißt man ein Verzeichnis der unechten, zweifelhaften oder gefälschten Briefe Schillers. Die beiden Register am Schlusse (Register der Schillerschen Werke und Personenregister) sind von Albert Leitzmann bearbeitet. A. L.

Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers. Mit Einleitung von L. Geiger. 4. (Schluß-)Band. Mit Anhang. Briefwechsel zwischen Schiller und Huber (Cottasche Bibliothek der Weltlitteratur. Band 272). Stuttgart, Cotta. 1 M.

Stadelmann F., Die Bürgschaft. Programm. Triest 1896.

Zimmermann P., Friedrich Wilhelm Zachariae in Braunschweig. (Überlieferungen zur Litteratur, Geschichte und Kunst herausgegeben von G. Milchsack und P. Zimmermann. Nr. 1.) Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1896. 4 M.

Zimmermann hat zur Feier des 150jährigen Bestandes der „Braunschweigischen Anzeigen" eine gedrängte Geschichte dieser Zeitschrift geliefert, die mit nachdrücklichem Eifer die Anfänge des Blattes klarlegt. Der Aufsatz war in den ersten Nummern der „Braunschweigischen Anzeigen" vom Jahre 1895 abgedruckt. Schon dieser Studie merkte man die gründliche Einzelforschung an. Der Raum, der darin der Thätigkeit Zachariaes mit gutem Fug gewidmet war, verriet auch das Interesse, das der Verfasser gerade jener Epoche der „Braunschweigischen Anzeigen" entgegenbrachte. In diesem Artikel wurden wir zum ersten Male gründlich darüber belehrt, welcher Art Zachariaes Mitarbeit gewesen ist. Der Fleiß, die rege Sorge und die beharrliche Mühe, die der Dichter dem publizistischen Organ zuwandte, vervollständigen das Bild des strebsamen Mannes, der heute im Gedächtnis der Gebildeten gemeinhin nur als der Verfasser des „Renommisten" fortlebt. Zimmermann hat Zachariaes Anteil dokumentarisch festgestellt und wir dürfen ihn gemäß seiner gerechten Würdigung fortan recht hoch anschlagen, zumal uns der Einblick in die wichtigsten Archivalien, die der Darstellung zu Grunde liegen, nunmehr durch Zimmermanns Abdruck die Nachprüfung gestattet. Dieser Abschnitt bildet den Kernpunkt der Auseinandersetzungen in Zimmermanns zu besprechendem Buche. Von da aus mag er auch die Anregung erhalten haben, eine Reihe anderer Quellenpapiere zu veröffentlichen, die des Dichters Bestrebungen für andere öffentliche Anstalten Braunschweigs kennzeichnen. Die knappen, sachgemäßen Erörterungen Zimmermanns, die die vorgelegten Dokumente verbinden, bringen Licht in bisher dunkle Stellen nicht nur des deutschen Zeitungswesens jener Zeit, sondern auch des deutschen Buchhandels, da Zachariae lange Jahre an der Spitze der Waisenhausbuchdruckerei stand. Ebenso werden wir zum ersten Male genauer darüber unterrichtet, welche Stellung der Dichter als Lehrer des Collegium Carolinum einnahm und wie wir uns seine Lehrthätigkeit im einzelnen zu denken haben. Aus all diesen Akten, dem Herzoglichen Landeshauptarchiv entnommen, ist für die beteiligten Wissenszweige nur zu lernen. Es läßt sich nichts hinzufügen, nichts bezweifeln. Die peinliche Sorgfalt des Herausgebers verdient alle Anerkennung. Der bisher gekennzeichnete Teil der Untersuchung (Kapitel V und VI) darf als abschließend gelten in Bezug auf die behandelten Themen.

Die übrigen Publikationen des Buches sind Materialien für eine Monographie Zachariaes. Die Verhandlungen über des Dichters Berufung nach Braunschweig hellt ein Brief des Probstes Jerusalem an den Hofrat Schrader von Schliestädt auf, der mit bedeutsamen Randbemerkungen des Empfängers versehen ist. Was voranging, läßt sich aus diesem einzigen Schriftstücke leicht ergänzen, was nachfolgte, bringt Zimmermann bei. Das freundschaftliche Verhältnis Zachariaes zu dem Professor Ernst August Bertling in Helmstädt ist durch zehn kurze Briefe charakterisiert, die uns gleichzeitig in eine Herzensangelegenheit des Dichters Einblick gestatten, die nicht ohne Einfluß blieb auf Zachariaes lyrische Produktion. Der Gegenstand seiner Verehrung ist die Gattin des Hofrats Ernst Ferdinand Liste in Gelliehausen bei Göttingen, der auch von Gemmingen, Bürger und Miller gehuldigt worden ist. So stellt sich heraus, daß die „Lucinde" der Gedichte auf jene Dame zu deuten ist. Eine Stelle in dem Brief an Gleim vom 21. November 1749 bekommt dadurch erst ihre richtige Erklärung und kann selbst wieder als Beweis für die obige Hypothese ausgenutzt werden.

Für Zachariaes Beziehungen zu Gleim war bisher Heinrich Pröhles Veröffentlichung der Briefe in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 1876 77 die einzige Quelle. Zimmermann hat nun das dem älteren Herausgeber zugängliche Material nochmals aufs Sieb genommen und zwar auf ein etwas dichteres als sein Vorgänger und noch recht viel brauchbare Körner aus dem Rückstand gerettet. Dazu reinigte er die Überlieferung von Lese- und Schreibfehlern, ergänzte manche Lücke und klärte dadurch zahlreiche Anspielungen auf, die nicht von vornherein verständlich waren. Es ist damit gleichzeitig wieder ein

dankenswerter Schritt unternommen, die Schätze der Gleimstiftung der gelehrten Forschung nutzbar zu machen. Besondere Aufmerksamkeit verdient eine Stelle in dem Briefe Zachariaes vom 2. September 1749, worin voll dichterischen Enthusiasmus über eine aufzuführende Pantomime vom Dr. Faust gesprochen wird. Diesen Aufführungen, von Nicolini in Braunschweig veranstaltet, ist auch ein Gedicht Zachariaes gewidmet (Poetische Schriften 3, 147), dessen erste, ausführlichere Fassung wir jetzt dem Herausgeber danken. Für Zachariaes eigene und seiner Freunde litterarische Thätigkeit fällt in diesem Briefwechsel noch manche wertvolle Bemerkung ab. Sie einzeln aufzuzählen darf man mit Rücksicht auf das vorzügliche Register des Buches unterlassen. An zwei Stellen jedoch scheint mir die Lesart Pröhles entsprechender zu sein als Zimmermanns Verbesserung. Ohne Einblick in die Manuskripte genommen zu haben, mag ich natürlich des Herausgebers Sorgfalt nicht in Zweifel ziehen. S. 41 in dem Briefe vom 9. April 1759 liest Pröhle: „Und er gefällt mir desto mehr, da er sich durch einen Kleist nicht hat verführen lassen, die englischen Verse, so wie Cissides und Paches zu reden, die meiner Ansicht nach in der That etwas unharmonisch ist." Zimmermann liest: .... auch) einen Kleist ..... Zu dem Briefe Gleims an Zachariae vom 28. November 1761 macht Pröhle an einer Stelle die Anmerkung (Nr. 29), er habe ein Wort nicht entziffern können. Hier hätten wir von Zimmermann erwarten dürfen, daß er eingreife oder uns wenigstens sein „non possumus" zur Beruhigung zurufe.

Gründlichste Aufklärung erhalten wir über den Streit Zachariaes mit Gottsched wegen des Gedichts auf Hagedorns Tod. Hans Zimmer hatte schon in seiner Schrift „Just Friedrich Wilhelm Zachariä und sein Renommist" in einem eigenen Exkurs (S. 31 ff.) die ganze Angelegenheit zu erörtern gesucht. Es fehlten ihm die Dokumente für die Stellungnahme der vorgesetzten Behörden Zachariaes. Diese Schriftstücke legt nun Zimmermann vor. Zachariaes „Vertheidigung gegen einige bey Serenissimo von dem Herrn Professor Gottsched wider den Hofmeister Zachariä eingereichte Beschwerden" (S. 60 ff.) ist ein Meisterstück an Dialektik und überlegener Überredungskunst. Die Schnörkel des Amtsstiles abgerechnet zeigt sie auch des Dichters Fähigkeit, die Prosa mit einem über das Mittelmaß seiner Zeit hinausgehenden Geschick zu handhaben. Weder für Gottsched noch für Zachariae kommen im einzelnen neue litterarische Nachweise zur Geltung. Das diese „Vertheidigung" begleitende Schreiben an den Geheimrat von Schrader quillt über von Entrüstung und gerechtem Unwillen, ja von offenbarem Haß gegen Gottsched und zeigt die wahre Physiognomie des Beschuldigten viel deutlicher als das immerhin in gemessenem Tone gehaltene amtliche Schriftstück. Zimmermann hat die Gelegenheit benutzt, um den Nachweis zu führen, daß Zachariae auch vor der Öffentlichkeit seinem Bedränger die Antwort nicht schuldig blieb. Das anonyme Gedicht „Die Poesie und Germanien" (Berlin 1755) ist nach dem von Zimmermann erbrachten Beweis, der sich vornehmlich auf die Briefe an Gleim vom 23. September und 10. November 1755 stützt, mit Sicherheit auf Zachariae als den Verfasser zurückzuführen. Der Dichter hat damit sein letztes Wort in dem Streite mit Gottsched gesprochen und es auch darin an Haß und Spott nicht fehlen lassen. Das Gedicht ist selten zugänglich und wir verdanken Zimmermann eine gedrängte Analyse des Inhalts nebst Proben daraus.

Kapitel VII handelt von Zachariaes Tod und Hinterbliebenen. Im Kapitel VIII, dem kostbarsten Einschlag der ganzen Veröffentlichung, finden wir eine gründliche und mit unverdrossener Mühe zusammengestellte Übersicht der Schriften Zachariaes, zu der Berichtigungen zu bringen oder Fragen aufzuwerfen Zimmermann nur als Dankeszeichen des Referenten auffassen möge.

Unter den vollständigen Abdrucken des „Renommisten" fehlt gleich an zweiter Stelle der Druck in den wenig gekannten „Komischen Scenen aus der akademischen Welt. Leipzig, Rauck 1832. 8°." (S. 54—145), einem Sammelband,

der dreizehn größere und kleinere Studentica aus dem 17. und 18. Jahrhundert enthält. Die Vorrede ist mit „Marianus“ gezeichnet. Sie rühmt (S. VIII) den „Renommisten“ als „ein wahres Meisterstück in seiner Art“ und entschuldigt den weitläufigen Abdruck der Dichtung mit der gegen alle Gebühr großen Seltenheit der Schriften Zachariaes (?). Ich verdanke die Kenntnis und den Besitz des wenig beachteten Büchleins der besonderen Liebenswürdigkeit Erich Schmidts. — Zu dem Titelbild der unter 6a bei Zimmermann verzeichneten Ausgabe verweise ich auf das von mir im Anzeiger für deutsches Altertum 19, 264 Gesagte. Das Exemplar der hiesigen Königlichen Bibliothek, das ich nunmehr als drittes zum Vergleich heranzog, hat ein Bild, das mit dem von Zimmer S. 67 beschriebenen übereinstimmt. Ich kann also auch heute noch nicht erklären, wieso mein Exemplar von 1754 mit einem Titelbilde geziert ist, das mit dem von 1761 fast identisch ist. — Die Scheidung der Ausgaben 10 b und 10 c (Die Tageszeiten), die sich nur durch Kleinigkeiten auf dem ersten Druckbogen zu unterscheiden scheinen, möchte ich durch die gleiche Vermutung erklären, die ich für das analoge Verhältnis zwischen den Ausgaben A und a der Thümmelschen „Wilhelmine“ im Euphorion 3, 519 ausgesprochen habe. Eine genaue Neuvergleichung konnte ich allerdings nicht durchführen, weil mein Exemplar mit dem der Königlichen Bibliothek genau übereinstimmt (nach Zimmermann beide unter 10 b einzureihen). — Zu einem ähnlichen Falle, bei 13 a und 13 b (Murner in der Hölle), hab ich neu vergleichen können. Ich stelle das Ergebnis der Vergleichung zwischen a und b hier knapp zusammen. 1. Gesang, Vers 25 Tod: Todt; Vers 12 Überfarth: Überfart; S. 5 Kolumnentitel: in a fehlt der Punkt nach „Gesang“; Vers 132 Gesellschaft!: Gesellschaft; Vers 140 ergetzen: ergötzen. 2. Gesang, Vers 33 fehlt in a das Satzzeichen am Ende der Zeile; Vers 96 fehlt in a das Komma hinter „Ruder“. 3. Gesang, Vers 24 öffnen: öfnen; Vers 104 fehlt in a das Komma am Schlusse der Zeile. 5. Gesang, Vers 59 Todte: Todte; Vers 73 Lehramts,: Lehramts.; sonst finden sich aber umgekehrt wieder gemeinsame Fehler, namentlich der verdruckte Kolumnentitel auf S. 41 ist auffällig. Trotzdem haben wir es nach all dem Vorausgegangenen thatsächlich mit zwei verschiedenen Drucken zu thun. — Das Ergebnis der Vergleichung von Nr. 14 a und b (Die vier Stufen des weiblichen Alters) stellt sich dem eben Erläuterten ähnlich zur Seite. 1. Gesang, Vers 30 ihn: in; Vers 86 Kleinen.: Kleinen, — 2. Gesang, Vers 108 vorüber.: vorüber — 3. Gesang, Vers 45 Sondern: Sondern — 4. Gesang, Vers 27 Betschwestern: Bethschwestern; Vers 34 erzählenden: erzehlenden; Vers 52 fleißigern: fleisigern; Vers 99 Dem: Den. — Zu Nr. 24 a: Der VII. Band der „Poetischen“ Schriften zählt 4 (nicht 12) unbezeichnete Blätter vor dem Text. — Zu Nr. 24 f: Der I. Band hat 6 (nicht 5), der II. hat 3 (nicht 4) unpaginierte Vorsatzblätter. — Die Autorschaft Zachariaes als Übersetzers des Romans „Die schöne Russinn oder wunderbare Geschichte der Azema. Braunschweig 1766“ (Nr. 26) hat Zimmermann unwiderleglich nachgewiesen. — Die Zweifel über Zachariaes Beteiligung an der Übersetzung des „Spanischen Theaters“ von Linguet teil ich mit Zimmermann umsomehr, da auch in Zachariaes Werken keinerlei Spur von der Kenntnis dieser Dramen nachzuweisen ist. Übrigens ist die deutsche Übersetzung sehr selten zugänglich. Gegen unsere gemeinsame Annahme spricht allerdings das Zeugnis eines Mannes, der lange Zeit hindurch in naher Beziehung zu Zachariae gestanden und im allgemeinen recht glaubwürdige litterarhistorische Nachrichten uns hinterlassen hat. J. J. Eschenburg, der Herausgeber des Nachlasses Zachariaes, schreibt in seiner Sammlung „Dramatische Bibliothek, eine charakteristische und mit Proben ihrer Schauspiele begleitete Anzeige der vorzüglichsten dramatischen Dichter älterer und neuerer Zeit. Berlin und Stettin 1793“ S. 132 über Ausgaben spanischer Lustspiele: „. . . . und zuletzt Linguet in dem Theatre Espagnol; Paris 1768. 4 Voll. 12⁰ mit der spanischen Bühne, durch Auszüge und freie Übersetzungen näher bekannt zu machen gesucht. Dies letztere wurde von Zacharia

und Gärtner, Braunschweig 1770. 3 Bände 8° deutsch herausgegeben, wozu noch Riga 1772. 8° ein Beitrag von Gärtner kam." Sollte also doch Eschenburg recht haben? — In der bekannten Anthologie von Schmidt (2, 251) ist auch ein Vierzeiler Zachariaes „An Herrn Meinhardt", wahrscheinlich den Herausgeber der „Versuche" aus dem Italienischen abgedruckt, „Braunschweig den 2. Hornung 1762" datiert, in ein Widmungsexemplar der „Epischen und Lyrischen Gedichte" eingeschrieben, das sich in der Sammlung der Gedichte natürlich nicht findet. Ich will es der Einfachheit halber hierher setzen, da ich es für ein wichtiges Bekenntnis des Dichters halte, das in einer Sammlung seiner Werke nicht fehlen darf:

„Wie sehr bist du mit alle dem bekannt,
„Was je der Alten Geist, der Neuen Witz erfand!
„Sieh diese Lieder nicht zu scharf, zu kritisch an,
„Viel, was der Jüngling sang, misfällt nunmehr dem Mann."

Für die Beurteilung der Jugenddichtungen und des Dichters eigene Stellung dazu gewiß ein wichtiges Zeugnis, das hier ein Plätzchen um so sicherer beanspruchen darf, als Zimmermann seiner Bibliographie auch andere Einzelgedichte einverleibt hat, die nur als Gelegenheitsgedichte auf lose Blätter gedruckt keine Aufnahme in die Werke fanden, wie die Nr. 3, 4, 5 und andere. — Vielleicht darf auch bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen werden, daß außer den von Pröhle und von Zimmermann abgedruckten Briefen Zachariaes nur noch drei Briefe des Dichters an Klotz gedruckt vorliegen (in Hagens Sammlung, Halle 1773, 2, 15—24) aus Braunschweig vom 29. November und 19. Dezember 1767 und vom 1. Mai 1768. Dazu kommen nur noch die bei Zimmer S. 13 bezeichneten Briefe, eigentlich ein recht unbedeutendes Vermächtnis an Korrespondenz für einen so hervorragenden Vertreter des 18. Jahrhunderts, als den wir Zachariae immerhin für seine Zeit ansehen müssen. — Zimmermann schließt seine reichhaltige Quellenschrift mit einer Ikonographie Zachariaes (Kapitel IX).

Berlin. Richard Rosenbaum.

---

## 19. Jahrhundert.

Brun F., Adelbert de Chamisso de Boncourt (1781—1838). Lyon, Legendre & Cie.

Wormstall J., Annette von Droste-Hülshoff im Kreise ihrer Verwandten und Freunde. Münster, Regensberg. 1.50 M.

Geibel E., Gedichte. Aus dem Nachlaß. Stuttgart, Cotta. 4 M.

Inhalt: Jugendgedichte. — Vermischte Gedichte. — Erzählende Dichtungen: Montanus. Wartburglegende. — Lieder I—XV. — Übersetzungen: Aus der Chanson d'Antioche. Sonett nach Lope de Vega. Sonett des Garcilaso de la Vega. Sanchez y Fuentes, Kind und Dichter. Altitalienisches Sonett (Dante). Aus Miltons „Verlorenes Paradies": Licht. Odysseus (nach Tennyson). — Tagebuchblätter.

Das kurze Vorwort giebt über die Herkunft und Anordnung der Gedichte folgende Auskunft: „Als Geibel seine Dichtungen zur Gesamtausgabe vereinigte, sah er von der Einfügung ungedruckter Gedichte ab. Bereits damals gab er der Hoffnung Ausdruck, daß noch ein stattlicher Band dereinst aus seinem Nachlasse herausgegeben werden möge.' Die Ordnung der vorgefundenen Handschriften hat die volle Berechtigung jenes in den letzten Lebensjahren wiederholt geäußerten Wunsches erwiesen. — Manche Gedichte fanden sich druckfertig abgeschrieben vor, andere waren als für den Druck nicht wohl geeignet bezeichnet. In dem vorliegenden Bande sind nur diejenigen ungedruckten Dichtungen zusammengestellt,

von welchen angenommen werden darf, daß der Dichter selbst ihre Veröffentlichung gutgeheißen oder doch zugelassen haben würde; daneben haben einige wenige Gedichte Aufnahme gefunden, welche, in Zeitschriften verstreut, schwer zugänglich sind. Die hie und da beigefügten Jahreszahlen stammen von des Dichters Hand; die früheste Zeitbestimmung fällt in die Schulzeit (1831), die späteste in das Jahr 1879. Wo mehrere Fassungen der Handschrift vorlagen, wurde die späteste gewählt. Bei der Anordnung sind diejenigen Gesichtspunkte berücksichtigt worden, welche Geibel bei seinen Zusammenstellungen geleitet haben. Die im Nachlasse vorhandenen dramatischen Fragmente und eine abgeschlossene Sammlung von Aphorismen sind besonderer Veröffentlichung vorbehalten worden." — Leider sind die Jahreszahlen Geibels sehr dünn gesät und sind die bereits gedruckten Gedichte nicht bezeichnet. Die Sammlung fügt dem Charakterbild Geibels keine neuen Züge bei; doch findet sich manches melodische und schöne Gedicht darin. Der geschmackvoll ausgestattete Band hat rasch nacheinander mehrere Auflagen erlebt.

Gaedertz K. Th., Emanuel Geibel, Sänger der Liebe, Herold des Reiches. Ein deutsches Dichterleben. Mit Abbildungen und Faksimiles. Leipzig, Wiegand. 6 M.

Prem S. M., Der Lyriker Hermann von Gilm. Ein Vortrag. 3. Auflage. Mit einem Anhange. Imst, Lampe.

Große J. W., Ursachen und Wirkungen. Lebenserinnerungen. Braunschweig, Westermann 1896. 10 M.

Farinelli A., Grillparzer und Raimund. Zwei Vorträge. Mit dem Bildnis der Dichter. Leipzig, G. H. Meyer. 1.60 M.

Inhalt: 1. Grillparzers Welt- und Lebensanschauung. 2. Ferdinand Raimunds Liebes- und Leidensgeschichte.

Die beiden österreichischen Dichter haben in Farinelli einen begeisterten Verehrer gefunden. Als gründlicher Kenner ihres Lebens und ihrer Werke geht er darauf aus, den springenden Punkt aufzufinden, von dem aus ihr Charakter, ihr geheimstes Denken und Fühlen erfaßt werden muß. Die Verallgemeinerung und knappe Formulierung bringt es zwar mit sich, daß manche Behauptungen weit übers Ziel schießen; in den Grundzügen wird man dem Vortragenden aber fast immer beistimmen müssen. Sehr fein versteht er manchen Vers der Dramen persönlich auszudeuten und die glänzendsten Seiten seiner reichen Begabung zeigt er, wenn er Parallelen aus der Weltlitteratur heranzieht, wenn er z. B. Grillparzer mit Tasso, mit Byron vergleicht. Die Vorträge wären wohl sehr geeignet, bei fremden Nationen für unsere Dichter Stimmung zu machen; vielleicht schreibt sie Farinelli in eine andere der ihm geläufigen Weltsprachen um. — Nicht unerwähnt soll bleiben, daß der thatkräftige Verleger, der in kurzer Zeit für die österreichische Litteratur schon sehr viel geleistet hat, auf dem Umschlag dieses schön ausgestatteten Heftes erklärt, er sei gerne bereit, „der Veröffentlichung von Schriften zum Verständnis Grillparzers und Raimunds, sowie ihrer Werke seine verlegerischen Dienste zu widmen".

Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und Ludwig August Frankl (1845—1876). Herausgegeben von Bruno von Frankl-Hochwart. (Aus dem 19. Jahrhundert. Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben von K. E. Franzos. 1. Band.) Berlin, Concordia.

Inhalt: I. Vormärz und März (1845—1848). — II. Über Lenau, Hebbel, Halm und Heine (1850—1855). — III. Reisen. Persönliches (1856—1859). — IV. Auersperg als Politiker (1860—1865). — V. Nach Königgrätz (1866. 1867). — VI. Das Schiller-Denkmal (1868—1871). — VII. Letzte Jahre (1872—1876).

Sylvanus. Eine Novelle aus den Abruzzen, des Domenico Ciampoli. Deutsch von R. Hamerling. (Allgemeine Nationalbibliothek. Neue Folge der deutsch-österreichischen Nationalbibliothek. Von H. [illegible] gegründet im Jahre 1882. Nr. 144.) Wien, Daberkow. 20 Pf.

Helmer H., Das Symbolische in Gerhart Hauptmanns Märchendrama „Die versunkene Glocke". Breslau, Frankenstein. 50 Pf.

Aus Hebbels Tagebüchern. Auswahl (Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes, Nr. 1011—1015). Halle, Hendel. à 25 Pf.

Betz L. P., H. Heine und Alfred de Musset, Eine biographisch-litterarische Parallele. Zürich, A. Müller. 3.50 M.

Jungmann M., Heinrich Heine ein Nationaljude. Eine kritische Synthese. Berlin, Cronbach. 75 Pf.

Kaufmann M., Heinrich Heines Liebestragödien. Litterar-historische Studie. Zürich, Stern. 1.10 M.

Legras J., Henri Heine poète. Paris, Calmann Lévy.

Inhalt: Introduction. I. Le „Buch der Lieder". 1. La Composition. 2. Le décor. 3. La langue. 4. Le rythme. — II. Années de Lutte. 1. Henri Heine à Paris. 2. Neuer Frühling et Verschiedene 3. Romanzen. 4. Zeitgedichte. — III. L'agonie du poète. 1. Romanzero. 2. Dernières poésies. Conclusion. — Appendice: Documents Inédits (29 Briefe und Briefentwürfe Heines; vorher in Übersetzung in der Deutschen Rundschau; zwei Vorreden. — Zwei französische Prosaübersetzungen des Gedichtes Frühling [Elster 1, 277]). Bibliographie.

Poritzky J. E., Wie sollen wir Heinrich Heine verstehen —. Eine psychologische Studie. Berlin, E. Duncker. 1.50 M.

Hoffmanns Werke. Herausgegeben von V. Schweizer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 3 Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 6 M.

Inhalt: 1. Band. Hoffmanns Leben und Werke. Märchen: Der goldne Topf. Der Nußknacker und Mausekönig. — Kunstnovellen: Ritter Gluck. Don Juan. Die Fermate. Rat Krespel. Der Artushof. — 2. Band. Erzählungen: Doge und Dogaresse. Das Majorat. Meister Martin der Küfner und seine Gesellen. Das Fräulein von Scuderi. Die Bergwerke von Falun. Spielerglück. Des Vetters Eckfenster. — 3. Band. Die Elixire des Teufels.

Leider steht uns die ältere Ausgabe von Hoffmanns Werken durch das bibliographische Institut nicht zur Verfügung, so daß wir diese neue Ausgabe im einzelnen nicht mit ihr vergleichen können. Nach dem Vorwort des Herausgebers ist sie um einen dritten Band vermehrt worden, „wodurch die Möglichkeit geschaffen wurde, auch Hoffmanns bedeutendsten abgeschlossenen Roman, die ‚Elixire des Teufels', der Sammlung einzuverleiben. Ferner unterscheidet sich die neue Ausgabe durch Aufnahme des Märchens vom „Nußknacker und Mausekönig", das dem Dichter nächst dem „Goldnen Topf" wohl am besten gelungen ist, von der bisherigen, während dafür einige kleinere, weniger bedeutende Erzählungen ausgeschieden wurden". Die getroffene Auswahl ist sehr zu billigen; insbesondere ist es erfreulich, daß die bedeutsame Skizze „Des Vetters Eckfenster" nicht fehlt. Vielleicht hätte man als Pendant dazu einige Schilderungen aus Hoffmanns Jugendbriefen abdrucken sollen. Einleitungen und Anmerkungen sind tadellos. Warum aber fehlen jegliche textkritischen Bemerkungen?

Immermanns ausgewählte Werke in 6 Bänden. Mit Einleitung von F. Muncker. 1.—3. Band. (Cottasche Bibliothek der Weltlitteratur. Band 273. 275. 277.) Stuttgart, Cotta. 1 M.

Baechtold J., Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. 3. (Schluß-) Band: 1861—1890. Berlin, Besser. 9 M.

Inhalt: 7. Der Herr Staatsschreiber. (September 1861 bis Juli 1876. Briefe Nr. 136–216. — 8. Dichter und Tod. Briefe Nr. 217—381. An Ludmilla Assing, Auerbach, Anton Bettelheim, Henriette Eller, Lydia Escher, Nanny von Escher, Adolf Exner, Hermann Fischer, Ida Freiligrath, Adolf Frey, Bernhard Fries, Anton von Frisch, Marie von Frisch geborene Exner, J. C. Hegi,

Emilie Heim, Hermann Hettner und seine Witwe, Regula Keller, Kaethe Kocker-Freiligrath, Emil Kuh und seine Witwe, Fritz Mauthner, Marie Melos, C. F. Meyer, J. Moleschott, Eduard Münch, Ernst Münch, Paul Nerrlich, W. Petersen, Julius Rodenberg, Alfred Rosenbaum, Sigmund Schott, J. Kaspar Sieber, Adolf Stern, F. Th. Vischer, Hans Weber, F. Weibert, J. V. Widmann, an die erste Sektion der philosophischen Fakultät der Hochschule Zürich und den Stadtrat Zürich. — Anhang: Gedichte und Gedichtentwürfe; Materialien zu „Martin Salander". — Nachtrag: 3 Briefe an Jakob Tubs, Gottfried Kinkel und Ludmilla Assing.

Minde-Pouet G., Heinrich von Kleist. Seine Sprache und sein Stil. Weimar, Felber. 6 M.

Erich Schmidt hat einmal über Kleist geäußert: „Alles, was er geschaffen, sagt uns sofort: ich bin Kleistisch .... Sein Stil ist ganz sein und auch dem Stumpfsinnigen sofort kenntlich." Die weithin auffallenden Eigenheiten seiner Sprache und seines Stils sind denn auch in der umfangreichen Kleistlitteratur mehr als einmal bald in größerem, bald in geringerem Umfange teils gestreift, teils eindringlicher erörtert worden. Feinsinnige einschlägige Apercus, Früchte scharfer Beobachtung, finden sich in den Büchern und Essays, in den Abhandlungen und Miscellen, die der Erkenntnis Kleists gewidmet sind. All dies zerstreute Material zusammenzutragen, aus Eigenem und Fremdem einen einheitlichen Bau zu gestalten, hat Minde-Pouet sich zur Aufgabe gestellt. Ein mühsames, ja ein undankbares Beginnen! Das beste, das zu sagen war, ist längst gesagt. Soviel unleugbaren Fleiß, soviel Beobachtung Minde-Pouet auf sein Thema gewendet hat, viel Neues kann er uns nicht erzählen; da und dort wird eine Linie schärfer gezogen, Verschwommenes klar hingezeichnet, Unnötiges weggelöscht. Doch im ganzen ermöglicht Minde-Pouets testimonium diligentiae nur, das gewaltige, schier erschöpfend behandelte Material in sauber geordneten, nicht immer ganz einwandfreien Rubriken bequem zu übersehen. Überraschende Resultate konnten nicht erzielt werden. Und das um so weniger, als der Verfasser sich auf die Feststellung der Thatsachen und auf ihre gefühlsästhetische Bewertung beschränkt, historischen Erwägungen, also insbesondere dem Momente des Übernommenen und Erlernten keinen Raum gewährt. Jene gefühlsästhetischen Bewertungen konnten obendrein füglich wegbleiben. Welche Bedeutung für Tabellen stilistischer Formen hat es etwa, wenn Beispielen der zur Belebung des Dialogs Kleist so lieben Mißverständnisse (S. 33) die kahle Bemerkung folgt: „Diese Mißverständnisse haben freilich den Fehler, sich zu lang hinzuziehen, und erscheinen dadurch gekünstelt." Phrase bleibt es doch wohl auch, wenn es ein andermal heißt: „Unter den Sentenzen, die Kleists Eigentum sind, finden sich einige, die gedanklich und stilistisch nicht hervorragen. Aber der größte Teil sind tiefsinnige Reflexionen, denen er auch ein prächtiges Kleid gegeben hat. Es sind Perlen in Gold gefaßt" (S. 134). In einem Feuilleton mag ein solches Urteil, das nicht gehauen und nicht gestochen ist, nebenher mitlaufen; wenn es indes achthalb Seiten Beispiele als einzige Meinungsäußerung des Sammlers charakterisieren soll, dann reicht es doch wohl nicht hin. Endlich verfällt Minde-Pouet (S. 186 f.) gar in jene längstüberwundene, in Frankreich einst beliebte Art preciöser Austüftelung nicht stilgerechter Verse, wenn er aus den Dramen Kleists Sätze zusammensucht, „die durch eine gewisse Trivialität auffallen," und beklagt, daß den herrlichen Versen des „Robert Guiskard" ein „paar recht vulgäre Sätze" beigemischt sind.

Den Vorbildern Kleistischen Stils ist Minde Pouet nicht nachgegangen. Beiläufig wird der Name Klopstocks, Lessings oder Schillers genannt. Die Erörterung von Kleists epischem Stile abschließend, weist er auf Cervantes und Boccaccio hin (S. 94). Kleists Sachlichkeit sei von jenem abhängig; dieser habe auf des Dichters knappen und prägnanten Novellenstil Einfluß genommen. Den Nachweis beider Behauptungen, der natürlich nur an dem vollen, in dem ganzen

Kapitel aufgespeicherten Materiale zu führen gewesen wäre, ihn hat Minde-Pouet nicht versucht. Sachlichkeit bei knappem prägnanten Stile konnte Kleist doch wohl auch von dem jungen Schiller und an seinen Novellen „Der Verbrecher aus Infamie“ und „Spiel des Schicksals“ lernen. Ja, die Verhaftung des Aloysius von G*** ist — um ein Beispiel zu nennen — von Schiller mit eben jener Kraft plastischer Detailschilderung erzählt worden (Hempel 14, 499 f.), die Minde-Pouet in Übereinstimmung mit allen Kleistforschern, aber ausführlicher als diese, an dem Schöpfer des „Kohlhaas“ rühmt (S. 69 ff.). Doch — wie bemerkt — unser Verfasser hat ähnliche Erörterungen wohl absichtlich bei Seite gelassen, ja er polemisiert, vorsichtig und zurückhaltend, gegen den gelegentlich wohl allzuraschen Weißenfels, der den französischen und antiken Elementen in Kleists Stile zum ersten Male in größerem Zusammenhange nachgegangen war (Braunschweig 1888, Separatabdruck aus Herrigs Archiv, Band 80; vgl. insbesondere S. 85. 108. 117).

Alle meine Ausstellungen treffen den gesunden Kern der Arbeit nicht. Eine kurze Analyse wird ihn leicht offenbaren, der Stoff ist auf sechs Kapitel verteilt: dramatischer (a) und epischer (b) Stil, poetische Kunstmittel (c), Eigenheiten der Sprache (d), Wiederholungen (e), Grammatisches (f). Den dramatischen Stil (a) erörternd, stellt der Verfasser zunächst fest, daß wohl für die „Familie Ghonorez“, nicht aber für das „Käthchen von Heilbronn“ ein Prinzip im Wechsel von Blankvers und Prosa festzustellen sei. Vorbild dieses Wechsels ist natürlich zuletzt Shakespeare. Ich meine indes, man sollte von formalem Einflusse Shakespeares zu Anfang unseres Jahrhunderts nicht reden, ohne der Schlegelschen Übersetzung zu gedenken; grade diese romantische That hat die formale Seite Shakespeares den Deutschen in rechtes Licht gerückt. Ferner setze ich fest, daß vor Kleist schon Tieck, etwa in seiner Genoveva von 1800, zwischen Vers und Prosa wechselt. Festere Schlüsse gewinnt Minde-Pouet bei der Erörterung des Monologs: nur Männer monologisieren bei Kleist, alle Monologe werden von höheren Personen gesprochen, sie sind auffallend kurz; häufig sind Scheinmonologe, die in Gegenwart anderer gesprochen werden; gern bedienen sich seine Monologe der Apostrophe; psychologisch raisonnierende Elemente fehlen ihnen, sie geben Thatsachen oder fertige Entschlüsse; die Stellen, an denen er sie anbringt, zeigen, daß sie nicht auf Effekt berechnet sind. Alle diese Momente bringen Kleists Monologtechnik zu Schiller in Gegensatz. Auch Kleists Dialog konnte Zug für Zug der Technik des klassicistischen Rededramas entgegengesetzt werden. Eingangs seiner Studie über den Dialog bemerkt Minde-Pouet: „Wir wissen, mit welchem Ernst und Eifer Kleist darauf ausging, durch Verschmelzung des modernen Stils mit dem der Antike ein ideales Drama zu schaffen“ (S. 23). Wiederum ist auf die Romantik hinzuweisen; diese Verschmelzung war ein Losungswort romantischer Dramatik. So ist der „Alarkos“ gedacht und die von romantischen Tendenzen getragene „Braut von Messina“. Ausführlich erörtert werden die Eigenheiten des Kleistschen Dialogs: Parallelismus in Rede und Gegenrede, Wiederholen der Worte, Mißverständnisse, Wortspiele, unterbrochene Rede, Aposiopese, Verhördialog, polyphoner Dialog, tote Momente. Lessings Vorbild sollte allerdings nicht bloß einmal (S. 36) in diesem Abschnitte herangezogen werden. Auch bei Lessing, insbesondere in der „Emilia“, „kommt durch Fragen und Repetieren der Dialog heraus,“ wie Brentano in seiner köstlichen Charakteristik der Kleistschen Dialogtechnik schreibt (S. 41). Anläßlich des Blankverses und seiner Behandlung wäre Lessing auch nicht bloß S. 52 und 58 zu nennen gewesen (insbesondere etwa S. 49!). Über das Enjambement bei Lessing und bei Kleist hätte Minde-Pouet nach Minors „Neuhochdeutscher Metrik“ (S. 202) sich vorsichtiger ausdrücken sollen. Kleists Ekzonten werden (S. 55 ff.) in berechtigtem Gegensatze zu Ziegen besprochen. Übrigens finde ich Kleists unbeabsichtigte Ekzonten besser als die von Minde-Pouet (S. 55¹) gerühmten A. W. Schlegels. Meinem Ohre wenigstens klingen die Worte „mitsprechen“, „nichts wissen“, „Nachteulen“ am Ende von Versen mit

fallendem Rhythmus als Daktylen, und ich kann sie nur mit Mühe nach dem Schema ´ ⏑ ´ ⏑ lesen.

Die Behandlung von Kleists epischem Stile (b) eröffnet das Verdikt: „das Schema der ‚Marktse von C . . .' wäre kaum denkbar vor der Romantik, aber die Gestaltung konnte nur Kleist gelingen, der im Gegensatze zum [romantischen] Wirrwarr der Gattungen und Formen die strengste Epik ausbildete" (S. 65). Ich meine, dieses Urteil thut doch den Novellen Tiecks und insbesondere Brentanos (wohl von Kleist beeinflußten) „Bravem Kasperl und schönem Annerl" Unrecht. Die Romantik ist so schwer mit solchen Schlagworten, wie „Wirrwarr von Gattungen und Formen", zu schildern! Mag Arnim immerhin Episches ins Drama hineinversetzen, so wären doch Hoffmann seine starken Wirkungen ohne eine strengstilisierte epische Technik nicht möglich gewesen. Sachlichkeit, Detailschilderung, Objektivität werden mit gelegentlichem Ausblicken auf Kleists romantischen Brauch erfolgreich und geschickt seiner Epik nachgewiesen. Nach fremdem Vorgang zeigt Minde Pouet gut und in einer für die Geschichte der Erzählungstechnik gewinnbringenden Weise, wieweit die Person des Dichters in seinen epischen Schöpfungen sich geltend macht.

Als poetische Kunstmittel der Kleistischen Sprache (c) kommen in Betrachtung: Mischung von Schrecklichem und Lieblichem, dann volkstümliche Elemente in der Sprache; wenn unter diesen auch archaistische Formen angeführt werden, hätte der Verfasser nicht versäumen sollen, Petrichs treffliches zweites „Kapitel vom romantischen Stil" (Leipzig 1878) zu Rate zu ziehen. Auch für die nächsten Paragraphen wäre aus Petrichs Zusammenstellungen manches zum Vergleiche benutzbar gewesen. So begegnet sich gleich innerhalb der „Besonderheiten der Konjugation" der den Regeln moderner Schriftsprache widersprechende transitive Gebrauch intransitiver Verben mit romantischen Eigenheiten. Kleist konstruiert nicht nur (S. 109 ff.) nach Klopstocks Muster denken mit einem innern Akkusativobjekt; den Akkusativ regiert bei ihm auch: vernarben, weinen, glühen, starren, niederregnen (im Sinne von: vernarben machen, glühen machen, starr machen u. s. w.). Minde-Pouet stellt nach Grimm und Sanders Belege aus Goethe, Wieland, Alxinger, Voß, dann aus Holtei und Mundt zusammen. Nur zu „klatschen" und „herniederregnen" wird der Romantiker Tieck herbeibemüht, zu „erstarren" dann Görres. Gleichwohl liegt ein der Romantik vor anderen lieber Brauch vor. Petrich führt an: erbarmen (S. 67), erlahmen, erröten, erstarren (S. 68), irren (S. 74), saugen (S. 81), schweigen (S. 82), verstummen (S. 88). Nicht nur Tieck, auch W. Schlegel verwendet diese Verba transitiv. Auch der von Minde Pouet (S. 112) hervorgehobene Kleistische Gebrauch eines dativus ethicus ist der Romantik lieb (vgl. Petrich S. 130 und, Chamisso betreffend, Euphorion 4, 144 f.). — In dem der Wortstellung gewidmeten Paragraphen (S. 113 ff.) bespricht Minde Pouet, übereinstimmend mit Weißenfels, die antikisierende Stellung der Beiwörter. Ich möchte da doch die Frage aufwerfen, ob Kleist zu diesem Wagnisse nicht durch die Erörterungen des 18. Laokoonstückes angeregt worden ist. Die Anschaulichkeit und Prägnanz des Kleistischen Ausdrucks wird glücklich an einem Vergleiche des „Amphitryon" und seiner französischen Vorlage (S. 123 f.) gezeigt. Den Ausdruck zu versinnlichen, setzt Kleist gerne das Verbum mit einer Präposition zusammen (anweinen, sich emporsträuben, entgegenwüthen, heranschluchzen); wiederum erinnere ich an Petrich (S. 130 f.), der aus Tieck citiert: fortängstigen, dahinängstigen, sich thalwärts härmen, hinsehnen, hinwegzittern. Zusammengesetzte Adjektiva (S. 127 ff.) sind selten im „Zerbrochenen Krug" und im „Amphitryon", sehr häufig in der „Penthesilea", die aber — wie fein bemerkt wird — auf Homerische (das heißt Voßische) Bildungen fast durchweg verzichtet. Feinsinnig wird auch beobachtet (S. 132), daß „Kleists Sentenzen und Reflexionen ein so individuelles Gepräge haben und so in den Zusammenhang hineingewebt sind, daß man sie nur mit Änderungen herausheben kann; sie können nicht für

sich bestehen". Schillers Sentenzen kann man — wie der vom Verfasser citierte Otto Ludwig sagt — herunternehmen von dem Christbaum seiner Produktion und dort an einen andern Zweig hängen, ohne weder dem Baume noch den Früchten zu schaden. Die fleißig zusammengestellten „Rhetorischen Figuren" (S. 142) und die „Tropen" (S. 155) geben zu Zusätzen keinen Anlaß. Wie Kleist allmählich in das Bild hineinwächst (S. 171), wie er Gleichnisse fort oder durchführt (S. 172), das haben ja schon fast alle Forscher erörtert.

Die Eigenheiten der Kleistischen Sprache (d) werden in folgenden Rubriken abgehandelt: Auswüchse der Bildersprache, Hyperbeln, zu starke und triviale Ausdrücke, unpassende Wendungen und Anachronismen, Wortverschränkung, Satzverschränkung. Ich weiß nicht, warum der Verfasser gelegentlich der Wortverschränkung nicht — wie sonst — den terminus technicus gebraucht. Das Wort Hyperbaton hätte ihn wohl darauf hingeleitet, daß Kleist in seinen Wortverschränkungen mit der Gewohnheit antiker Dichter sich trifft.

Ergebnisreich ist das Kapitel von den Wiederholungen im Stile Kleists (e). Lieblingswörter und Lieblingswendungen werden in reicher, fast überreicher Fülle zusammengetragen. Über die Wiederholungen gleicher Naturbilder, dann identischer Wendungen überhaupt in Briefen und in Dichtungen, scheint mir der Verfasser (S. 21², 227) doch nicht das Richtige zu sagen. Ich halte die Annahme nicht für nötig, daß Kleist sich Kopien seiner Briefe zurückbehielt und nach Jahren diese Kopien einfach abschrieb. Kleist war kein leichtbeschwingtes Talent, dem reichen Stoffe seines Innenlebens Form zu leihen, ist ihm stets schwer geworden. Und doch ist er wiederum ein Naturbeobachter, wie kaum ein Zweiter seiner Zeitgenossen. Naturbeobachtung in Worte umzusetzen ist vollends ein allerschwerstes Problem. Daß also die mühsam gefundene, schwererrungene sprachliche Wiedergabe seiner Natureindrücke sich in sein Gedächtnis tief eingrub, daß er ängstlich beinahe an ihr festhielt, um nicht von neuem jene schwere Geistesarbeit erledigen zu müssen, ein solcher Vorgang scheint mir wenigstens sehr begreiflich. In diesem Sinne kann ich Kleists „Bilderjagd" nicht mit Minde Pouet pedantisch finden (S. 221). Jeder Künstler speichert Material auf und gebietet über einen Vorrat von Skizzen und Studien, die er im entscheidenden Augenblicke zur Hand hat. Wenn ich nach dieser Richtung Minde Pouet nicht zustimmen kann, so klatsche ich umsomehr Beifall seinen einschlägigen, gegen Weißenfels gerichteten Ausführungen (S. 243). Weißenfels nämlich möchte aus der Wiederkehr ähnlicher Wendungen innerhalb verschiedener Dichtungen auf gleichzeitige Entstehung schließen. Minde-Pouet weist diese Annahme, die auch in der Faustphilologie viel Unheil angestiftet hat, mit stichhältigen Gründen ab; wie wenig sie berechtigt ist, erhellt ja schon aus den obigen Ausführungen.

Das Schlußkapitel, „Grammatisches" überschrieben (f), schränkt in Übereinstimmung mit Weißenfels die Behauptung Scherers und Brahms ein, daß Kleist die Elemente der deutschen Grammatik nicht beherrschte. Auch in diesem umfangreichen Abschnitte, der manches Frühergesagte wiederaufnimmt und dessen Rubriken nicht unanfechtbar sind, wäre der Verfasser noch erfolgreicher gewesen, wenn er Petrich herangezogen, wenn er romantische Grammatik beachtet hätte. Ich gebe nur ein paar Belege. Mit Weißenfels stellt Minde Pouet (S. 262) fest, daß Kleists ungewöhnliche Verbindung des Dativs oder des Akkusativs mit Präpositionen, die den Akkusativ oder den Dativ fordern, aus dem Streben nach einer „bestimmten, energisch sinnlichen Anschauung" sich begründen lasse. Genau das Selbe gilt von den in Petrichs Paragraph 40 angeführten Stellen Tieckscher Arbeiten. Auch die Auslassung des Artikels nach Präpositionen (S. 268) wird von Petrich (S. 123) als romantisch nachgewiesen. Noch mehr: selbst Minde-Pouet bezeichnet es als „Fehler", wenn Kleist schreibt: „wo ich mich meiner selbst bewußt ward" (S. 275). Petrich belegt drei Fälle aus Tieck (S. 63). Ich erwähne noch: sich aufdringen (S. 283), sich dringen (Petrich S. 65); dann

Eigner (S. 286; Petrich S. 66 aus Tieck und Wilhelm Schlegel): überall = überhaupt (S. 295), in Fr. Schlegels Jugendbriefen häufig. Die Vorliebe ferner für uns ungewohnte Genetivrektion, ist echt romantisch, mindestens echt Tieckisch (gewahren, lächeln, staunen u. s. w.). Jedesfalls harrt das im letzten Kapitel aufgehäufte Material einer eindringlichen sprachhistorischen Bearbeitung, die freilich bei Kleist und bei den Wörterbüchern der Grimm und von Sanders nicht stehen bleiben darf. Diese Arbeit wollte und konnte ich hier nicht leisten. Ich wollte nur nachweisen, daß Kleists Stil und Sprache mit der Romantik sich viel enger berührt, als der Verfasser (S. 1 ff.) annimmt. Kleist hat mit der Romantik doch wohl noch mehr gemein, als den „einen Zug: die Neigung sich zu überfliegen". Ich resumiere: Prosa und Vers im Drama mischen Tieck und Kleist; modernen und antiken Stil verschmelzen wollen Fr. Schlegel und Kleist. Streng epische Erzählungstechnik beobachten Tieck, Hoffmann, Brentano und Kleist. Archaismen, dann eine Reihe grammatischer Eigenheiten (transitiver Gebrauch intransitiver Verba, dativus ethicus, ungewöhnliche Komposition von Verben mit Präpositionen, bewußter Wechsel im Gebrauch des Dativ und Akkusativ bei Präpositionen, Eigenheiten des Wortschatzes) sind der Romantik und Kleist gemeinsam. Zieht man auch die Thatsache in Betracht, daß Tieck und Kleist beide Märker waren, es bleibt des Übereinstimmenden noch genug. Minde Pouet hatte also nicht nötig, den Gegensatz aufzustellen: „Die Romantik mied strenge Scheidung der Dichtungsarten und rührte diese gern in eine Art Urbrei zusammen. Von dieser Formlosigkeit ist Kleist weit entfernt." Und noch unvorsichtiger war es, auf dieses Apercu gestützt, jede weitere Vergleichung abzulehnen. Grade Petrichs Büchlein hätte dem Verfasser zeigen können, wo Romantik und Kleist auseinandergehen. Petrich hat unumstößlich nachgewiesen, daß mindestens die ältere Romantik vom Sinnlichen zum Übersinnlichen weiterschreitet, vom verstandesmäßig Deutlichen, sinnlich Klaren zum gefühlsmäßig Verschwommenen. Kleist bewegt sich meist in entgegengesetzter Richtung. Daß auch er gelegentlich Konkretes durch Abstraktes schildert, Sinnliches durch Unsinnliches, diese Thatsache ist Minde Pouet nicht entgangen (S. 166 f.). Nur denkt er an Klopstock, nicht an die näher liegende Romantik. Hier hätte sein Vergleich romantischen und Kleistischen Stils einsetzen müssen, sollte ein fleißiges und brauchbares Buch nicht durch Mißurteile verunziert werden. Oskar F. Walzel.

J. G. Krauer, Der Dichter des Rütli Liedes und seine Zeit. 2. vermehrte Auflage. Aarau, Sauerländer 1896. 3.60 M.

Unterscheidet sich von der ersten Auflage durch einige Zusätze und Berichtigungen, von denen die bedeutendsten S. 335–351 das Rütli Lied selbst betreffen.

Nürnberger F., Das Kind mit dem Briefe. Ein Wintermärchen. — Ein Brautpaar in Polen. Novelle. (Allgemeine Nationalbibliothek Nr. 148. 149.) Wien, Taberkow. 40 Pf.

Ernst A. W., Neue Beiträge zu Heinrich Leutholds Dichterporträt. Mit 49 Originalübersetzungen und mit litterarhistorischen Aufsätzen Leutholds. Hamburg, Kloß. 2 M.

Inhalt: I. Aufsätze Leutholds: Auguste Barbier. — Ein bretonischer Dichter (Auguste Brizeux). — Lamartine. — Über französische Romantiker (Alfred de Vigny.) — Der Gegensatz zwischen deutscher und französischer Romantik. — Die lyrisch epische Dichtung bei den neueren Franzosen. — Schillers Glocke von Emil Deschamps. — Der Einfluß Burons auf die Franzosen. Sainte Beuve. — Victor Hugo. — II. Übertragungen Leutholds: Gedichte von Burns, Th. Moore, Petöfi, Czuczor, Manzoni, Giusti, J. Petit Senn, G. Lafenestre, V. E. Gerard, A. de Vigny, Brizeux, Barbier, X. Marmier, Lamartine, A. de Musset, Chènedollé, Lord Byron, Emile Deschamps, Sainte Beuve, V. Hugo. — III Eigene Dichtung Leutholds: Auf Geibels Jugenddichtungen.

Diese wiederaufgefundenen und hier neugedruckten Essays und Übersetzungen sind eine willkommene Ergänzung zu Leutholds Gedichtsammlung und zu Ernsts Monographie über Leuthold. Wir hoffen aber, daß wir alles dieses und auch den hier endgiltig festgestellten Anteil Leutholds an den mit Geibel herausgegebenen „Fünf Büchern französischer Lyrik" in einer abschließenden Ausgabe von Leutholds Werken einmal vereinigt finden werden.

Truxa H. M., Der österreichische Geschichtsforscher und Dichter Pfarrer Jos. Maurer. 2. Auflage. Wien, Selbstverlag.

Meßner J., Ausgewählte Werke. 1. und 2. Band. Herausgegeben und eingeleitet von P. Meßner. Prachatitz. Im Selbstverlage des Herausgebers. à 3 M.

Inhalt: 1. Band. Einleitung. Handwerksburschen. Bilder aus dem Volksleben (1857). — Waldgeschichten. — Hantierer im Böhmerwalde. Kleine Bilder, nach der Natur gezeichnet. — 2. Band: Der Primator. Historische Erzählung. — Margarethe Maultasch. — Jan von Wartenberg. Historische Erzählung.

Die verdienstvolle Ausgabe ist auf vier Bände angelegt und wird das Andenken des begabten Böhmerwaldschriftstellers nicht bloß in der engeren Heimat wieder erneuern. Der erste Band der Auswahl ist zu gleicher Zeit auch als Band 7 der Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. Prag, Tempsky) erschienen.

Trog H., Conrad Ferdinand Meyer. Sechs Vorträge. Basel, Reich. 2.40 M.

Stickelberger H., Die Kunstmittel in Conrad Ferdinand Meyers Novellen. Burgdorf, Langlois & Co. 1 M.

Laubmann G. von und L. von Scheffler, Die Tagebücher des Grafen August von Platen. Aus der Handschrift des Dichters herausgegeben. Erster Band. Stuttgart, Cotta 1896. 14 M.

Enthält die ersten 15 Bücher des Tagebuches bis Ende des Jahres 1817.

Gerber P., Wilhelm Raabe. Eine Würdigung seiner Dichtungen. Leipzig, W. Friedrich. 5 M.

Andrejanoff V. von, Graf Nikolai Rehbinder. Ein baltisches Dichterbild. (Aus „Baltische Monatsschrift".) Riga, Stieda. 2 M.

Gaedertz K. Th., Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden, auf Grund ungedruckter Briefe und kleiner Dichtungen mitgeteilt. 2. Auflage. Wismar, Hinstorff. 3 M.

Römer A., Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern, redigiert von Fritz Reuter. Geschichten und Anekdoten. Mit einleitender Studie herausgegeben. Berlin, Mayer & Müller.

Schädel L., W. H. von Riehl, der Poet der deutschen Novelle. Mit einem Vorwort über seine religiösen Studien eines Weltkindes (Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von E. Frhr. von Ungern-Sternberg und H. Dietz. 159. Heft). Stuttgart, Belser. 1 M.

Ein 1848er Kämpfer für politische und konfessionelle Freiheit (B. Rizzis nachgelassene Gedichte). Veröffentlichung des Grillparzer-Vereins in Wien für 1896.

Roquette O., Von Tag zu Tage. Dichtungen. Aus dem Nachlaß des Dichters herausgegeben von L. Fulda. Stuttgart, Cotta 1896. 4 M.

Inhalt: Zur Einleitung. I. Gedichte: Lieder in allerlei Tönen. — Vermischte Gedichte. — Aus großer Zeit (1870–71). — Satyrspiel. — II. Von Tag zu Tage (Spruchverse). — III. Erzählungen in Versen: Sturmvogel. — Das Wormser Schießen. — Der Findling. — Eine Wurzelmannsmär. — Ein Teufel auf Urlaub. — IV. Lanzelot (Schauspiel in fünf Akten).

F. Rückerts Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von C. Beyer. Mit litterarhistorischen Anmerkungen, Rückerts Porträt, 2 Gedichten in Original-Handschrift und einer Einleitung: Friedrich Rückerts Leben und Bedeutung. Leipzig, Fock. 4.80 M.

Friedrich Rückerts Werke in 6 Bänden Herausgegeben von L. Laistner. 17. bis 20. Lieferung. Stuttgart, Cotta.

Mit der in diesen Lieferungen enthaltenen „Weisheit des Brahmanen" ist diese Ausgabe, auf die wir bereits öfter hingewiesen haben, nunmehr abgeschlossen.

Rückert F., Gedichte. In neuer Auswahl. 24. Auflage. Frankfurt a. M., Sauerländer. 3 M.

Es ist sehr erfreulich, daß neben den zahlreichen neuen Ausgaben von Rückerts Gedichten auch die alte Originalausgabe neu aufgelegt und in schöner Ausstattung um bedeutend billigeren Preis als früher dargeboten wird. Einer besonderen Empfehlung bedarf sie nicht.

Kolsdorfer M., Friedrich Schlegels Abhandlung „Über das Studium der griechischen Poesie". Programm. Bakowice 1896.

Faust A. B., Charles Sealsfield (Carl Postl), Der Dichter beider Hemisphären. Sein Leben und seine Werke. Mit dem Bildnis des Dichters und den Ansichten seines Geburts- und Wohnhauses. Weimar, Felber 5 M.

Inhalt: Einleitung. Sealsfields Stellung in der Litteratur. — Kapitel I. 1793—1823. Von Sealsfields Geburt bis zu seiner Flucht aus dem Ordenshaus der Kreuzherren in Prag. — Kapitel II. 1823—1832. Überseeische Reisen und Aufenthalt in den Vereinigten Staaten. — Kapitel III. 1832—1848. Zeit der größten litterarischen Thätigkeit des Dichters. — Kapitel IV. 1849—1864. Des Dichters abnehmende Popularität, Alter und Vereinsamung. — Die Briefe Sealsfields: An Freiherrn von Cotta, Heinrich Erhard (J. B. Metzler), Frl. Elise Meyer, Frl. Marie Meyer. — Das Testament Sealsfields. — Gedichte von Elise Meyer.

Franz Stelzhamers mundartliche Dichtungen. Bearbeitet von R. Hanrieder und G. Weitzenböck. Der musikalische Teil durchgesehen von L. Zöhrer. Erster Band. (Aus dá Hoamát. Volksausgabe ausgewählter österreichischer Dialektdichtungen. Herausgegeben von H. Zötl, A. Matosch, H. Commenda. Der ganzen Reihe siebenter Band. 18. bis 21. Tausend.) Linz. Im Selbstverlage der Herausgeber als Stelzhamer-Bund. Druck von J. Wimmer.

Abseits von der Heerstraße der modernen Litteratur entfaltet der oberösterreichische Stelzhamer Bund im Stillen eine höchst ersprießliche Thätigkeit, indem er in Wort und Schrift für die Verbreitung der heimischen Volksdichtung und für das Andenken ihres größten Vertreters unermüdlich wirkt. Vom Anfang an war das eigentliche Ziel der Bündler die Veranstaltung einer Gesamtausgabe von Stelzhamers Werken und die Errichtung eines Denkmals für ihn. Beide Pläne sind jetzt der Durchführung nahe gerückt. Daß die Ausgabe mit den mundartlichen Dichtungen eröffnet wird, ist selbstverständlich; daß sich die hochdeutschen anschließen, ein Gebot der Gerechtigkeit und Pietät. Der vorliegende erste Band enthält in chronologischer Folge Stelzhamers erste Veröffentlichungen: „Lieder in obderenns'scher Volksmundart" (Wien 1837) und „Neue Gesänge in obderenns'scher Volksmundart" (Wien 1841) im Anschluß an die alten Drucke, auch mit deren Widmungen und Vorreden, nur mit Normalisierung der Schreibung nach den für das ganze Sammelwerk aufgestellten Grundsätzen, womit man sich durchaus einverstanden erklären kann. Es scheinen aber doch auch spätere Änderungen Stelzhamers „nach dem Handexemplar" (vgl. z. B. S. 172) aufgenommen worden zu sein. Darüber erhielten wir gerne genauere Auskunft und es würde dem volkstümlichen Charakter der Sammlung keinen Abbruch thun, aber den auf die wissenschaftliche Erforschung ihres heimatlichen Volkstums gerichteten Bestrebungen der Herausgeber sehr förderlich sein, wenn sie jedem Bande einen Anhang mit knappen textkritischen Bemerkungen beigäben. Dem Verständnis des Textes dienen wohlgelungene Erklärungen, seiner Belebung eine Fülle von Kompositionen und reicher bildlicher Schmuck. Das ganze macht einen wohlthuenden, herzerfreuenden Eindruck und wir wünschen dem aufopfernden Bemühen der Herausgeber einen gedeihlichen Fortgang und den verdienten Erfolg.

Poems of Uhland, selected and edited by W. T. Hewett. New York. Macmillan and Company 1896.

Die Ausgabe ist handlich und praktisch, wie alle englischen und amerikanischen Ausgaben; sie bietet in Einleitung, Anmerkungen, Bibliographie und chronologischem Verzeichnis dem Benutzer alles dar, was er im Augenblicke braucht und Unrichtiges ist kaum mit untergelaufen. Wir Deutschen aber werden uns gerade bei Uhland — auch zum Zwecke höherer Schulen — an eine Auswahl seiner Gedichte schwerlich gewöhnen können. Den einen Band, in dem man sie unterbringen kann, wollen wir ihm ungeschmälert belassen wissen. Vielleicht bietet uns eine zweite Auflage den ganzen Uhland in ähnlicher Bearbeitung dar.

Weill A., Noch zwei Jugendtheaterstücke. I. Drei Deutsche in Paris unter der Juli-Regierung. Lustspiel. II. Ein Ehrenmann. Schauspiel. Mit einem Nachwort zu „Haß und Liebe". Zürich, Verlagsmagazin. 2 M.

Werner, Carl Conrad, Verklungen — nicht vergessen. Dichtungen. Aus seinem Nachlaß gesammelt. Mit einem Vorwort von A. Jeremias. Osnabrück, Hoppenrath. 2.50 M.

Zipper A., Zacharias Werner und die Familien Grocholski und Choloniewski. Programm. Lemberg 1896.

Die Briefe Werners, die uns hier mit einer sehr lehrreichen Einleitung in dankenswerter Weise vorgelegt werden, stammen aus den Jahren 1817 und 1818 und sind für Werners fromme Periode nicht unwichtig, wie es denn Fragen der Religion und der religiösen Propaganda waren, die Werner mit diesen polnischen Familien verbanden. Im letzten Briefe S. 36, Zeile 1 von oben ist wohl statt „Szcesey" zu lesen: Széchény.

Schweizer B., Rudolf Wienbarg als jungdeutscher Ästhetiker und Kunstkritiker. Dissertation. Leipzig 1896.

## Nachrichten.

Die Biographischen Blätter, die bisher im Verlage von Ernst Hofmann & Cie. in Berlin von A. Bettelheim herausgegeben wurden, sind mit Neujahr 1897 in den Verlag von Georg Reimer in Berlin übergegangen und werden fortan als Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog im Herbst jedes Jahres erscheinen.

Im Verlage von B. G. Teubner erscheinen vom nächsten Jahr ab unter der Redaktion von J. Ilberg und R. Richter Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik, die bestimmt sind, die „Neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik" abzulösen.

Carl Müller in Dresden bereitet eine Abhandlung über Albert Oelingers deutsche Grammatik und ihre Quellen vor.

Schwerings Abhandlung über das niederländische Drama in Deutschland ist von de la Montagne ins niederländische übersetzt worden.

Preisaufgabe der Beneke Stiftung in Göttingen für das Jahr 1900 (Ablieferungstermin 31. August 1899): „Der Einfluß Gerlach Adolphs von Münchhausen auf die Hebung des geistigen Lebens in Hannover."

Th. Herold in Münster bereitet eine Monographie über Werthes vor.

Robert F. Arnold in Wien bereitet eine umfassende Arbeit über die deutsche Polendichtung (18. und 19. Jahrhundert) vor.

In Hanau ist eine Gesellschaft zur Gründung eines Grimm Museums zusammengetreten. In diesem Museum sollen Erinnerungszeichen jeglicher Art, die auf die Brüder, ihr Leben, ihre Persönlichkeit, ihre Arbeit und deren Erfolge Bezug haben: Briefe, Abbildungen von ihnen oder ihren Angehörigen, Handschriften, Tagebücher, zusammen mit allem, was die beiden selbst in Schriften veröffentlicht haben, gesammelt werden. Sendungen sind an den Vorsitzenden, Oberbürgermeister Dr Gebeschus in Hanau zu richten.

Uhlands litterarischer Nachlaß ist in den Besitz des Schwäbischen Schillervereins übergegangen.

Julius Schwering in Münster ist mit einer Biographie Friedrich Wilhelm Webers beschäftigt.

Theodor Storm soll in Husum ein Denkmal errichtet werden.

Am 5. Februar 1897 starb in Berlin, 64 Jahre alt, der Historiker Dr. Theodor Wiedemann, der Gehilfe Leopold von Rankes, dem auch unsere Zeitschrift einen wertvollen Beitrag aus Rankes Nachlaß verdankt.

Am 3. April 1897 starb in Wien der Professor am akademischen Gymnasium Ludwig Blume (geboren 31. Januar 1846), dessen Studien über Goethe in seiner kommentierten Ausgabe ausgewählter Goethischer Gedichte (1892) eine schöne Frucht getragen haben.

## Gesellschaft für deutsche Litteratur.

Februarversammlung: Richard M. Meyer charakterisierte einen „neuen Dichterkreis" in seinen Hauptvertretern, dem Hessen Stefan George und dem Wiener Hugo von Hofmannsthal (auch Loris), an der Hand ihrer nicht allgemein zugänglichen Werke. Der Vortrag ist in den „Preußischen Jahrbüchern" gedruckt worden.

Fritz Jonas las die Einleitung zu einer Schillerbiographie, die ihm als Ideal vorschwebt. — Er findet in Luise Brachmanns Gedicht „Die Gaben der Göttin" Übereinstimmungen mit Schillers „Das Glück". — Die Stelle in Charlotte von Kalbs „Memoiren" über den Tod ihres Bruders (1803) soll auf jene Scene des „Don Carlos" eingewirkt haben, worin Posa den Brief zerreißt und zum Fenster hinauswirft. — Aus zwei Briefen des Arztes Pauli an den Hofrat Sömmering vom 20. und 27. Juni 1803 erfahren wir Wichtiges über Heinses Tod.

Ludwig Geiger legte einen Brief Adam Müllers an Rühle von Lilienstern aus dem Jahre 1810 vor, woraus sich interessante Angaben für die Mitarbeiterschaft an Kleists „Abendblättern" ergeben. Adam Müller selbst zeichnete gewöhnlich: P. S.

Märzversammlung: Georg Carel besprach die eigentümliche Dichtungsgattung der modernen Spanier, die Doloras, eine Art Fabeln zeitgemäßen Inhalts in entsprechender Form und las eine reiche Auswahl eigener Übersetzungen aus den Werken Campoamors und G. A. Becquers vor.

Johannes Bolte wies auf ein bibliographisches Curiosum hin, den Abdruck der Fremdenbücher der Schneekoppenwirtschaft aus den Jahren 1696 bis 1737.

Aprilversammlung: Georg Carel entwickelte den Lebens und Bildungsgang des spanischen Dichters Gustavo Adolfo Becquer (1835—1870) und kennzeichnete seine Kunst an der Hand zahlreicher selbstübersetzter Proben aus den lyrischen Werken des Frühverstorbenen.

J. Imelmann legte drei unbekannte Briefe Gottscheds aus den Jahren 1740—42 an den Stettiner Prediger Manclere vor, die vornehmlich über die „Schaubühne" handeln.

Fritz Jonas vermutet in einem Jenaer Stammbuch ein Schillersches Gedicht gefunden zu haben. — Er glaubt ferner bei Zelter die ursprüngliche Form jenes Gedichts entdeckt zu haben, aus dessen Strophen Schiller nachher „Das Geheimnis“ und „Die Erwartung“ zu selbständigen Werken gelöst hat.

Daniel Jacoby gab einen charakteristischen Überblick über Joh. Gottl. Willamovs (1736—1777) Leben und Wirken unter stetem Bedacht auf seines Landsmannes Herder Beziehungen zu ihm.

Maiversammlung: Erich Schmidt gab eine Fülle reichhaltiger Mitteilungen aus dem endlich erschlossenen Nachlaß Uhlands, die sich über das ganze Leben und Schaffen des Menschen und Dichters erstrecken und vermuten lassen, mit welch intimen Reizen die angekündigte Biographie ausgestattet sein wird.

Ludwig Geiger verlas einen Brief Garves an Schiller vom 23. September 1797, worin Manso in menschlich schöner Weise gegen die Angriffe der Xenien verteidigt wird. Wielands Brief an seinen Sohn Ludwig vom 8. bis 16. August 1802 darf als eines der herrlichsten Testamente aus den menschlichen und litterarischen Erfahrungen unserer klassischen Epoche angesprochen werden.

Berlin. Richard Rosenbaum

## Berichtigungen.

Meine Bemerkung Euphorion 3, 468, daß August Buchners Weg-Weiser zur Deutschen Dichtkunst Jena 1663 von Goedeke nicht verzeichnet sei, beruht auf einem Irrtum. M. H. Jellinek.

Zu Band 4, S. 319. Reinbeck starb erst am 1. Januar 1849.

In der Handschrift abgeschlossen am 2 Juni, im Satz am 18. September 1897.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

# Widersprüche in Kunstdichtungen und höhere Kritik an sich.

Von Max Hermann Jellinek und Carl Kraus in Wien.

Im dritten Bande dieser Zeitschrift, S. 653 ff., hat Niejahr im Anschluß an einen Aufsatz über Kleists Penthesilea seine Ansichten über die psychologische Richtung unter den Litterarhistorikern, über die Liedertheorie, über die Homerkritik, über die alttestamentliche Kritik, über die Lösung der Faustfrage, über die Aufgaben der Philologie, über den Unterschied von Volks- und Kunstpoesie und noch über allerlei anderes zum besten gegeben, darunter least not last auch über einen Aufsatz, den wir 1893 in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien veröffentlicht haben.

Welche Fülle des Stoffes Niejahrs Aufsatz über den Leser ausschüttet, läßt sich schon aus dieser trockenen Aufzählung entfernt ahnen. Dazu kommt ein erstaunlicher Reichtum an neuen Ideen, die große Kunst, auch viel behandelte Probleme unter ganz neuen Gesichtspunkten zu betrachten und eine schier unermeßliche Belesenheit, deren Proben dem Leser auf Schritt und Tritt blendend in die Augen fallen, obwohl der Autor sichtlich bemüht ist, sie in diskreter Weise im Verborgenen zu halten.

Diese glänzenden Fähigkeiten würden einen andern verlocken, seine Meinung auch über Materien abzugeben, in denen ihm die allerletzten und intimsten Details der Forschung nicht durchweg klar vor Augen stehen. Vor dieser Gefahr hat unseren Autor der strenge Maßstab, den er an wissenschaftliche Leistungen zu legen gewohnt ist, glücklich behütet. Nur in einem, ganz untergeordneten, Punkte hat er eine bewußte Ausnahme gemacht, indem er gezwungen war, die verunglückte Interpretation einiger mittelhochdeutscher Citate richtig zu stellen. Aber hier versöhnt wiederum die herzgewinnende Offenheit, mit der der Verfasser sich selbst als „Nichtfachmann" be-

zeichnet. Und zudem handelt es sich ja um ganz untergeordnete Details: denn es wird gewiß niemand im Ernste behaupten wollen, daß man im Mittelhochdeutschen Fachmann sein müsse, um über die höhere Kritik der Nibelungen ein entschiedenes Wort zu sprechen, oder daß man gar die kritischen Arbeiten Lachmanns, Müllenhoffs, ten Brinks und anderer studiert haben müsse, um durch richterliches Urteil festzustellen, in welchen Punkten die genannten Gelehrten, in welchen ihre Gegner das Richtige getroffen haben. Das wäre im Gegenteil geradezu verächtliche Kärrnerarbeit, die einem Gelehrten wie Niejahr nicht geziemen würde, der gewohnt ist, „vom allgemeinen Standpunkt der Philologie" aus zu urteilen (S. 677) und seine Aufgabe darin erblickt, die „kritische Methode an sich" (ebenda) vor den „ohnmächtigen Verkleinerungsversuchen" (S. 688) böser Menschen zu beschützen.

Nicht genug zu rühmen ist die anspruchslose Bescheidenheit, die aus jeder Zeile dieses Aufsatzes dem Leser entgegentritt. Es ist ja wahr, der Verfasser hat noch nicht viel Gelegenheit gehabt, die philologische Wissenschaft mit neuen Resultaten zu bereichern: aber dieser Umstand trifft bei vielen andern Menschen gleichfalls zu, ohne daß sie daraus dieselbe rühmliche Consequenz gezogen hätten wie Niejahr. Erwähnen wir endlich noch die schöne Begeisterung, die den ganzen Aufsatz durchzieht, und sich besonders gegen den Schluß hin zu einem Pathos erhebt, das aus der höheren Sphäre der Tischreden nur zu selten seinen Weg in die Niederungen philologischer Arbeiten zu nehmen pflegt, so hoffen wir, den Vorzügen unseres Autors soweit gerecht geworden zu sein, daß wir uns erlauben dürfen, in einem kleinen Punkte unserer abweichenden Meinung Ausdruck zu geben. Wir würden dies unter den obwaltenden Umständen nicht gewagt haben, wenn nicht Niejahr selbst uns den freundschaftlichen Rat ertheilt hätte, uns „still der Ausbildung in der Kritik zu widmen" (S. 689): nun wir dies gethan haben, ist es nur billig, daß wir die ersten Früchte dieser Ausbildung unserem verehrten Lehrmeister darbringen.

Im Eingang der auf unseren Aufsatz bezüglichen Erörterungen (S. 672) bemerkt Niejahr, daß die Art, wie wir uns wiederholt gegen die Methode der höheren Kritik wenden, besonders die allgemeine Schlußfolgerung, die wir aus unseren Beispielen ziehen, doch leicht über unsere eigentliche Absicht, die doch wohl nur möglichen Auswüchsen entgegentreten will, irre führen könnte. Es gelte daher, einer fälschlichen Fruktifizierung der hier etwa gewonnenen Resultate vorzubeugen.

Hier zeigt sich die Liebenswürdigkeit unseres Hallensers im schönsten Lichte. Es kann gewiß jedermann zustoßen, daß seine

„eigentlichen Absichten" mißdeutet werden. Wenn dieser Fall bei uns in Zukunft eintreten sollte, und wir uns außer stande fühlen, dem entgegenzutreten, dann werden wir uns der freundlichen Hilfsbereitschaft Niejahrs dankbar erinnern und ihn bitten, uns gütigst Beistand zu leisten. Diesmal haben wir ihn nicht gebeten, sind auch bei der eigentümlichen Sachlage ganz auf unsere bescheidenen Kräfte angewiesen, denn der einzige Mensch, der unseres Wissens über unsere „eigentlichen Absichten" sich im Irrtum befindet, ist unser verehrter Gönner selbst.

Dieser Irrtum meldet sich schon schüchtern an, wenn Niejahr meint, wir hätten den Anspruch erhoben, „die Frage der Widersprüche endgiltig gelöst zu haben" (S. 673). Wir, die gar nicht wissen, was das bedeutet: „die Frage der Widersprüche lösen"? Wir, die S. 715 bemerkt hatten: „Das Material ist genügend groß, um einige Andeutungen, die sich unseres Ermessens mit Notwendigkeit ergeben, nicht ungerechtfertigt erscheinen zu lassen"? „Einige andeutende Bemerkungen", „unseres Ermessens", „nicht ungerechtfertigt": sind das die Wendungen, mit denen Niejahr den Anspruch auf die endgültige Lösung irgend einer Frage geltend macht? Man könnte fast auf den Gedanken kommen, die Sprache der Bescheidenheit sei für Niejahr eine fremde Sprache, wenn nicht andere Thatsachen (siehe oben) dieser Vermutung jede Stütze entzögen. Wir wollen also lieber eine Ungunst des Zufalls annehmen.

Eben sie wird es auch verschuldet haben, daß Niejahr unmittelbar darauf unsere Folgerungen in einer Weise wiedergiebt, die deutlich zeigt, daß er unsere „eigentlichen Absichten" wiederum nicht erkannt hat. Da er jedoch die Aufdeckung der „großen Bedenklichkeit" unserer vermeintlichen Folgerung großmütig für später verschiebt, und eine Gefälligkeit der andern wert ist, so gehen auch wir einstweilen weiter, freilich nur einen Schritt: denn Niejahr giebt gleich im folgenden seiner Verwunderung Ausdruck, daß wir in unsere Sammlung eine Rubrik: „nicht eigentliche, sondern nur scheinbare Widersprüche, veranlaßt durch Lässigkeit des Ausdrucks oder der Erzählung" aufgenommen haben. „Will man im Ernste behaupten, daß die Kritik sich solcher Erscheinungen als Argument bedient, um aus ihnen Contamination verschiedener Quellen zu beweisen? Man darf das wohl einfach zurückweisen." Ob wir das „im Ernste" behaupten wollen? Doch nicht im Scherze! Dazu giebts geeignetere Objekte als die Liedertheorie. Nun denn, Niejahr befindet sich hier im Irrtum: die Kritik hat sich in der That „solcher Erscheinungen" bedient. Aber die Schuld an diesem Irrtum trifft nicht Niejahr, sondern uns selbst: der Fall gehört in die von uns behandelte Kategorie von Beispielen, wo der Autor bei seinen Lesern „ein Wissen

von den Dingen voraussetzt, das sie nicht haben können" — wenigstens wenn sie „Nichtfachmänner" sind. Aber Wissen läßt sich glücklicherweise lehren, und so möge denn eine kleine Anzahl von Beispielen folgen, alle möglichst einfach und durchsichtig, damit Niejahr das Lernen nicht zu schwer werde. Wir haben S. 709 unter der Überschrift „Lässigkeit des Ausdrucks" unter anderem Leben Jesu, Diemer 266, 5 ff. citiert: es ist hier anfänglich von zwei Engeln die Rede, im weiteren Verlaufe aber heißt es: der engel sprach, ohne daß angegeben würde, welcher von beiden gemeint sei. Genau denselben Fall hat Lachmann zu Nibelungen 1349 beanstandet. Es heißt hier 1348, 2: er saget in beiden daz, si solten boten werden in Burgonden lant. dô hiez er in bereiten harte hêrlich gewant. In der nächsten (von Lachmann getilgten) Strophe aber wird geredet, als ob nur ein Bote bestimmt wäre: ouch wart im von dem künege diu botschaft geseit. — Und ebenso heißt es Nibelungen 1362: dô Ezel sîne boten zuo dem Rîne sande, dô flugen disiu mære von lant ze lande: mit boten harte snellen er bat und ouch gebôt zuo sîner hôchgezite ..., während die nächste Strophe beginnt: die boten dannen fuoren ûzer Hiunen lant. Dazu bemerkt Lachmann: „nachdem in der vorhergehenden Strophe zweierlei Boten genannt waren, fängt diese nicht gut an die boten" u. s. w. — Oder: Beowulf 2380 ist von mehreren Söhnen des Ohthere die Rede: hyne wræcmægas ofer sæ sohtan, suna Ohtheres; aber 2392 heißt es nur: se the ... gemunde, Eadgilse weardh feond, wozu Müllenhoff, Beowulf S. 143 bemerkt: „auch hätte A schwerlich 2380 von den Söhnen Ohtheres gesprochen, aber dann hinterher 2392 nur einen, den Eadgils genannt." — Oder: Beowulf 1488 sagt der Held: and thu Hunferdh læt ealde lafe, wrætlic wægsweord widcudhne man heardecg habban, was Müllenhoff a. a. O. S. 126 zu folgender Bemerkung veranlaßt: „... und welches alte Schwert meint Beowulf? Das von ihm von Hause mitgebrachte oder das mære madhdhumsweord, das ihm Hrodhgar 1023 verliehen hat? Das eine oder das andere hätte ein Dichter, der ganz in der Sache steht, ihn aussprechen lassen." —

Oder einige Beispiele für die andere Kategorie „Lässigkeit der Erzälung". Wir hatten (S. 710) bemerkt: „Auffällig berührt es unser Gefühl, wenn ein Gegenstand nicht gleich bei seiner Erwähnung vollständig beschrieben oder von einer auftretenden Person nicht alle Beziehungen, in denen sie zu anderen steht, angegeben, kurz wenn irgend ein Umstand nachträglich erwähnt wird." Zu den von uns angeführten Fällen möge Niejahr etwa vergleichen: Müllenhoff S. 117 „Beowulf sagt 539—541, daß er und Breca bei ihrem Schwimm-

wettkampf ein bloßes Schwert in der Hand gehabt hätten, um sich (nötigenfalls) gegen die Walfische zu verteidigen. Nach 550 ff. ist er auch durch eine Ringbrünne geschützt und der Kampf mit den Seetieren wird unverhältnismäßig weitläufig ausgeführt". — Oder derselbe S. 138: „Aber daß Hrodhgar bei der Übergabe der Rüstung dem Beowulf aufgetragen habe, dem Hygelac zu sagen, sie habe ehedem dem Heorogar, seinem ältern Bruder gehört, der sie nicht einmal seinem Sohne, dem tapfern, sonst nicht wiedergenannten Heoroweard, überlassen wollte, davon weiß das ältere Lied nichts." — Oder derselbe S. 146: „Ferner erfahren wir in den ersten Teilen nur, daß Beowulfs Vater Ecgtheow hieß und seine Mutter, Hredhels Tochter, 374, Hygelacs Schwester war; im letzten Liede aber, 2600 f.; 2607; 2813 f., daß er mit Wiglaf, Weohstans Sohn, dem Geschlecht der Wægmundinge angehörte". —

Oder S. 146: „Beowulf ist 2401 twelfa sum ausgezogen; nun hinkt 2406 noch der dreizehnte Mann als Wegweiser wunderlich hinterdrein". — Diese Beispiele dürften fürs erste wohl genügen.

Im nächsten Abschnitte führt Niejahr zunächst die Schlagworte an, unter denen wir die einzelnen Beispiele vereinigt haben und fährt dann fort: „Die meisten dieser sogenannten Widersprüche sind so unwesentlich und unwichtig für Sinn und Zusammenhang, daß auch der stümperhafteste Anfänger in ihnen kaum ein Kennzeichen für Verschiedenheit der Quellen erblicken würde." Man sieht, unser Autor ist ein Freund kräftiger Ausdrücke: in diesem Fall gehen sie auf Männer wie Lachmann, Müllenhoff, ten Brink und andere. Aber wir wollen ihm das nicht weiter nachtragen, denn er hat unwizzende gefehlt. Wohl aber sind wir genötigt, widerum für jede der Rubriken eine Auslese der Fälle zu bringen, die uns seiner Zeit zur Aufnahme der einzelnen Beispiele veranlaßt haben. Zu den Fällen, wo der Dichter seine Personen Äußerungen thun läßt, „die ein Wissen von den Dingen voraussetzt (lies: voraussetzen; daß Niejahr einen Druckfehler kopiert, ist doch ein Zeichen ungewöhnlicher philologischer Akribie), das sie nicht haben können", mag Niejahr etwa die folgenden Beispiele halten: Lachmann zu Nibelungen 1439—1444: „. . . und doch melden sie (die Boten) von der Beratung das, was ohne Zweifel am sorgfältigsten vor ihnen verborgen ward . . .". — Müllenhoff, Beowulf S. 115: „Hrodhgars Einfall, daß der ihm eben angemeldete Beowulf von Gott den Dänen zur Hilfeleistung gegen Grendel gesandt sei, und seine Bereitwilligkeit ihm für sein kühnes Vorhaben Geschenke zu bieten, sind allzu voreilig und ungeschickt angebracht, als daß ein guter Dichter dem Könige diese Worte in den Mund gelegt haben könnte." — ten Brink, Beowulf S. 63: „C' setzt voraus, daß sie das Resultat bereits kennen, man sieht nicht recht ein, wie. Und in

C ist man offenbar noch besser orientiert und so vollständig über den Ausgang beruhigt, daß man allerlei Allotria treiben kann." — Derselbe S. 73: „Ferner ist Hrodhgar plötzlich vom Tode Aeschers unterrichtet (1306 ff.), man weiß nicht wie." — Derselbe S. 75: „Man sieht nicht, wodurch sich die Ankunft der Unholdin den schlafenden Dänen sofort bemerklich macht . . .". — Hierher gehören auch die Bemerkungen Lachmanns zu Nibelungen 375; 396, 7; 576, soweit sie die frühere Bekanntschaft Siegfrieds mit Brünhilde betreffen. Diese Fälle sind zur weiteren Einübung Riejahrs ganz passend: er wird uns doch hoffentlich nicht einwenden, daß Lachmann diese Strophen ja nicht bemängelt habe, unser Hinweis also nicht angebracht sei. Der Grund, weshalb wir sie doch anführen, liegt etwas tiefer.

Als eine Abart dieser Kategorie hatten wir einige Fälle zusammengestellt, wo der Dichter eine Person eine direkte Rede halten läßt, im Verlaufe derselben jedoch die Fiktion verletzt, indem er dem Redner eine Anrede an das Publikum in den Mund legt. Man vergleiche zu diesen Fällen Lachmanns Anmerkung zu Nibelungen S. 20: „Bei den Worten nu hœret wunder sagen (90, 2) und sô wir hœren sagen (93, 1) — wie im Eckenliede 79, wo der Held von seinem eigenen Schwerte redend sagt uns seit diu aventiure kluoc — vergaß der Dichter, daß Hagen spricht." Müllenhoff, Kudrun S. 69: „allein 689 erkennt man leicht den Überarbeiter, weil Hetel von Kudrun in der dritten Person spricht, da er doch in der Anrede fortfahren müßte." [1])

Die nächste von Riejahr bemängelte Kategorie umfaßte Fälle, wo der Dichter „etwas voraussetzt, was er nicht erzählt hat, was aber von jedem Hörer leicht ergänzt werden kann", oder „wo er unterlassen hat, ein Motiv, das er an einer bestimmten Stelle braucht, vorzubereiten". Wir verweisen Riejahr auf Lachmann zu Nibelungen 346: „Kriemhilt erhält keine Antwort auf ihre Frage." Aber jeder Leser wird sich leicht ergänzen, daß sie bei der folgenden Unterhaltung gegeben wurde. — Oder derselbe S. 110: „Der Ordner behielt sehr unschicklich die vorhergehende Scene bei." Aber man braucht nur anzunehmen, daß die notwendig vorauszusetzende Entfernung Kriemhilts und Siegfrieds vom Dichter als selbstverständlich nicht ausdrücklich erzählt wurde, so entfällt die Schwierigkeit. — Oder derselbe zu 1415: „Aber freilich ist es nun wunderbar, daß der Auswählende selbst nicht von seinen Leuten nur soviel kommen

[1]) Die Stelle läßt übrigens noch eine andere Erklärung zu als die, daß eine Störung der Fiktion eingetreten ist; vgl. Schmedes, Untersuchungen über den Stil der Epen Rother, Nibelungen und Gudrun, Kieler Dissertation 1893, S. 16.

läßt, als er mitnehmen will." Aber man braucht sich doch nur die Motivierung zu ergänzen, daß er die besten seiner eigenen Leute kommen ließ, um sie mit den besten der andern zu vergleichen und nach dem Ergebnis dieser Vergleichung seine Auswahl zu treffen. — Oder Müllenhoff, Beowulf S. 115: „Was er (Hrodhgar) erfahren haben will, daß Beowulf dreißig Männer Stärke besitze, ist sonst nicht bekannt." Ist das nicht die unterlassene Vorbereitung eines Motivs? — Oder ebenda: „Der Interpolator läßt den Beowulf unnötigerweise ruhmredig werden, und von einem nächtlichen Kampf mit Riesen und Seeungeheuern erzählen, von dem sonst nichts verlautet, und die Sage gewiß nichts wußte." — Müllenhoff, Kudrun S. 60: „Frute ist 360 gegenwärtig, nach 324 muß er aber auf dem Strande bei den Buden sein." Was für Zwischenglieder hier ergänzt werden könnten, sieht jeder leicht, der das Stück durchliest.

Oder Müllenhoff, Beowulf S. 117: „Wealhtheow, Hrodhgars Gemahlin, erscheint im Saale, und nachdem sie Beowulf den Metbecher gereicht und dieser gesprochen, setzt sie sich 641 an ihres Gemahls Seite und ist dann — verschwunden. Hrodhgar erhebt sich gleich danach allein, 645, um die Ruhe zu suchen, und auch 651 ff. ist beim Abschiede von der Königin nicht weiter die Rede." Wir haben hier eben wiederum eine Lücke in der Erzählung, die jeder Hörer sich leicht ergänzen kann; denn die Frauen pflegen nicht bis zum Schluß der Gelage zu bleiben. Daß Hrodhgars Aufbruch „gleich danach" erfolgte, darf aus semninga nicht geschlossen werden. — Oder daselbst S. 118: „Beowulf sagt 679 f.: ‚ich will ihn nicht mit dem Schwerte hinstrecken und des Lebens berauben, obwohl ich es sehr wohl könnte', theah ic eal mæge. Nur um den waffenlosen Grendel nicht in ungleichem Kampfe zu bestehen, will auch er nicht der Waffen gegen ihn sich bedienen. Die Annahme dieser Verse 791—808, daß gegen Grendel mit Waffen nichts auszurichten sei, weil er sich hiebfest gemacht hatte, ist daher ganz ungehörig." Aber 798 ist ausdrücklich gesagt, hie thæt ne wisson u. s. w., und wer also hier überhaupt etwas vermißt, braucht nur die Angabe zu ergänzen, daß Beowulf ebensowenig wie die andern von der Hiebfestigkeit Grendels Kenntnis gehabt habe, und daher sehr wohl aus Edelmut auf den ungleichen Kampf verzichten konnte. — Oder daselbst S. 120: „Die beiden Reden müssen von verschiedenen Verfassern sein, da Beowulf nicht ein Wort auf Hrodhgars Rede erwidert, obgleich dieser 946 ff. ihm erklärt, ihn von nun an als einen Sohn lieben zu wollen und ihn auffordert, hinfort die neue Sippe zu halten." Aber den Dank Beowulfs kann sich jeder Leser leicht ergänzen, wichtiger ist dem von der Erinnerung an den überstandenen Kampf erfüllten Helden die Schilderung seines Sieges. — Daselbst

S. 123: „Er läßt abermals die Wealhtheow ihren Rundgang halten, dann 1232 sich setzen und darauf wieder spurlos verschwinden. Auch 1236 begiebt sich Hrodhgar zur Ruhe, ohne daß noch von der Königin die Rede ist.“ Aber man kann bei den Worten 1237 and him Hrodhgar gewat to hofe sinum, rice to ræste die Königin leicht ergänzend mitverstehen, oder die oben zu Müllenhoffs Bemerkungen S. 117 gegebene Erklärung auch hier anwenden. — Daselbst S. 127: „wie er (Beowulf) wieder los kommt, wird gar nicht einmal erzählt“; aber vgl. Zeitschrift für deutsches Altertum 35, 274. — Daselbst S. 128: „wie das geschieht, darf man natürlich nicht fragen.“ — Daselbst S. 132: „Es fehlt alle und jede Ausführung, man erfährt nicht einmal, welche Art die madhmas waren . . .“. — Daselbst S. 150: „Nicht dauerte es lange, daß die Streitenden wieder einander begegneten, — als wenn sie inzwischen auseinander gekommen wären?“ Aber das Auseinanderkommen der Streitenden muß von dem Leser ergänzt werden (ebenso wie vor 2690). Daß dies die Meinung des Dichters war, beweist der Umstand, daß er die Momente, wo die Streitenden gegeneinander kämpfen (nicht wo der Drache herankommt!) genau zählt: vor dem ersten, erfolglosen Schwertschlage Beowulfs heißt es from ærest (2557), [dann kommen die Gegner wieder auseinander], hierauf bedrängt der Drache wiederum (niwan stefne), 2595, [aus der Ferne] den Beowulf, und dann kommt es odhre sidhe zum Zusammentreffen (2671); [wieder kommen die Gegner auseinander] und endlich 2689 treffen sie sich thriddan sidhe. — Daselbst S. 155: „Daß das Wiederaufraffen 2976 nur ein Versuch blieb, muß man wiederum annehmen, da 2983 mehrere den Verwundeten aufheben oder aufrichten.“ — ten Brink S. 75: „Man sieht nicht, wodurch sich die Ankunft der Unholdin den schlafenden Dänen sofort bemerklich macht . . .“. — Daselbst S. 80: „Daß die Stelle 1508—1513 wenigstens zum Teil auf späterer Erweiterung beziehungsweise auf Variantenverschmelzung beruht, ergiebt sich auch daraus, daß sie im Dunkeln läßt, wie Beowulf in den nidhsele gelangt. — Daselbst S. 89: „Wie konnte ein Dichter, dem es wesentlich um die Darstellung von Ehre und Belohnung zu thun war, Hrodhgar dem Beowulf nach Besiegung des Meerweibes neue Geschenke versprechen lassen (1783 f.), und es unterlassen, von der Erfüllung dieses Versprechens zu berichten.“ — Daselbst S. 69: „Ferner ist 1236 f., wo Hrodhgar sich zur Ruhe begiebt, von seiner Gattin wiederum nicht die Rede.“ — Sieh auch ten Brink S. 77 f., wo der springende Punkt ist, daß nicht ausdrücklich angegeben wird, daß Beowulf das Meerweib, das ihn schon früher gefaßt hatte, erst im Saale erblicken konnte, sieh Zeitschrift für deutsches Altertum 35, 273 f.

Warum wir wohl die weitere Kategorie aufgestellt haben, wo die Dichter „Bekanntes wie Unbekanntes“ erzählen, also Beispiele gegeben haben, wo dieselbe Person zweimal eingeführt oder dieselbe Thatsache zweimal berichtet wird? Man vergleiche dazu Lachmann zu Nibelungen 18: „Der Inhalt dieses Gesetzes kommt nach 20 Zeilen (47) zum zweiten Mal, und zwar bestimmter. Hier wäre es wunderbar, wenn, nachdem von Kriemhilde Gemahl schon gesprochen ist, von Siegfried (20) neu angehoben würde.“ — Daselbst zu 896: „Das ziere wâfen war schon 892, 3 erwähnt: dort konnte der Dichter Balmungen nennen, wenn er ihn meinte.“ — Daselbst zu 1118: „Daß den Boten schon 1116, 4 die Herbergen angewiesen sind, ist hier vergessen: 1119, 1 wird es uns nochmals gesagt.“ — Müllenhoff, Kudrun S. 18 über Strophe 809: „. . . dann wird der Wülpensand genannt, der 848 aber erst eingeführt wird.“ S. 71 f.: „1037 . . . fährt die Erzählung fort:

> Si woldenz baz versuochen. ze hove hiez man gân
> die vil schœnen Ortrûn, ein maget wol getân.

Obwohl nun dies deutlich genug die erste Einführung der Ortrun ist, wird doch vorher schon von ihr erzählt.“ — Müllenhoff, Beowulf S. 128: „Aber 1570—1572 wiederholt nur was 1516 f. schon gesagt ist . . .“. — Daselbst: „Die Verse 1600—1605[1] aber sind nicht zu retten, wenn 1605[2]—1611 unecht sind, und dies bleibt nicht zweifelhaft, da nicht zweimal erzählt sein kann, daß das Schwert von dem Gift des Blutes geschmolzen sei.“ — S. 140: „Denn wer 2212 f., 2241 f. schon die Lage der Drachenhöhle und 2231 ff. ihren Reichtum beschrieben hat, kann später doch nicht noch einmal dasselbe so wiederholen, als wenn nichts vorhergegangen, und am wenigsten seine zweite Beschreibung beginnen: ‚Er ging dahin, wo er einen Erdsaal wußte‘.“ (Was dieses „ein“ betrifft, so vergleiche man Diemer zu Genesis 13, 17; Lachmann zu Iwein 2136; Beiträge 11, 518; 12, 393; 13, 586; 14, 164. 588; 15, 380; zu Hochzeit 42.) — Daselbst S. 157: „Aber 3043[2]—3046 wiederholen nur von früherher (vgl. 2319 f.) Bekanntes oder eben erst Gesagtes.“ — ten Brink, Beowulf S. 47 f.: „Ferner bringen die Verse 251[b]—256[a] den Übelstand mit sich, daß der Strandwart, der gleich von Anfang seiner Rede seine Frage direkt gestellt hat, am Schlusse derselben zweimal, und ziemlich weitläufig sagt, daß er sie stellen müsse. Dabei drückt er sich das zweite Mal aus wie einer, der das Bewußtsein hat, einen neuen Gedanken zu haben.“ — Daselbst S. 38: „Und 665[b]—668[b] würden (nach 654 ff.) in A eine nutzlose Wiederholung bilden.“

Wir hatten ferner Fälle aufgeführt, „wo die Worte einer handelnden Person von einer andern nicht beachtet werden, ohne daß dafür eine Motivierung gegeben würde". Gleichartig sind folgende Stellen: Lachmann zu Nibelungen 675: „Sie wünscht zu erfahren, wann Günther die Freunde will holen lassen, oder wann sie ankommen werden: auf beides bekommt sie keine Antwort." — Nibelungen 811 sagt Günther, man solle Siegfried am Leben lassen: aber 812 bietet sich Ortwin an: erloubet mirz mîn herre, ich tuon im allez leit. siehe Lachmann S. 110: „nachher, 812, 3, redet Ortwin so, als ob des Königs Meinung ihm nicht bekannt sei." — Daselbst zu 1021 f.: „Gernot hat zuletzt gesprochen, auch Ute und die Übrigen nach Geiselher: und doch folgt si lobete Giselhêre, ohne daß von ihm etwas besonderes gesagt wird. — Daselbst zu 1136: „Wenn der König so allgemein und bloß auf die 1133ᵉ Strophe antworten wollte, so hätte ers da sogleich thun sollen." — Daselbst zu 1403 f.: „Rumolds folgende Rede nimmt auf Hagens trotzige Erklärung, daß er mitgehen wolle, keine Rücksicht." — Hierher gehört auch die Anmerkung zu 1821: im folgenden geschah eben nicht, „was Volker hier begehrt", und 1831 kann auch anders gedeutet werden. — Müllenhoff, Beowulf S. 121 (sieh auch ten Brink S. 65): „Beowulf redet 957 ff., als wenn Hrodhgar gar nicht gesprochen hat . . . ." — Daselbst S. 156: „Aber die Ankündigung 3010—3017, daß niemand etwas für die Bestattung herzugeben brauche, daß vielmehr der erbeutete Hort mitverbrannt werden und weder ein Mann noch ein Mädchen damit sich schmücken solle, steht nicht nur mit den Worten Beowulfs, der 2797—2801 sich freut, einen solchen Schatz seinen Leuten erworben zu haben, sondern auch mit der späteren Erzählung im Widerspruch." (Daß jene Ankündigung auch mit der späteren Erzählung in Widerspruch stehe, kann nur durch eine recht gezwungene Interpretation herausgelesen werden, die Meinung des Dichters war ohne Zweifel, daß der ganze Schatz verbrannt wurde.) — ten Brink S. 48: „Wozu hätte er (Beowulf) mehr gesagt, als der augenblickliche Zweck erforderte, soviel mehr als der Strandwart ihn gefragt hatte?"

Endlich bemängelt Niejahr die Fälle, „wo eine Person einer Meinung oder einem Wunsche Ausdruck giebt, unmittelbar oder kurz darauf aber in ganz entgegengesetztem Sinne spricht oder handelt, ohne daß die Sinnesänderung begründet wäre". Dazu halte man etwa Lachmann zu Nibelungen S. 110: „Die 811ᵉ Strophe kann also wohl nicht echt sein, in der sich Günther so bestimmt ausspricht, daß nachher sein Schwanken unbegreiflich ist, wie es sich schon in den zwei Gründen statt eines 815, 2. 3 zeigt." — Kudrun 1509 antwortet Kudrun auf Gerlints Bitte um Schonung ablehnend,

1520, 1 sucht sie sie vor Wate durch eine Notlüge zu schützen. Das ist einer der Gründe, aus denen Müllenhoff 1520 verwarf (Kudrun S. 74). Auf ein weiteres Beispiel wollen wir Niejahr gleich unten aufmerksam machen.

Die gebrachten Parallelen enthalten zugleich die Begründung für die Wahl dreier Beispiele, die Niejahr ganz besonders beanstandet. Denn man braucht bei mehreren der aus den Volksepen angeführten Stellen nur eine Zwischenbemerkung zu ergänzen, und der von den Kritikern empfundene Anstoß ist behoben. Aber um unseren guten Willen zu zeigen, soll Niejahr noch ein weiteres Beispiel erhalten. Zu der von uns angezogenen Stelle aus Ulrichs Lanzelot bemerkt Niejahr: „Wo ist hier der geringste Widerspruch? Das ist ja gerade die konkrete aus der Situation gewachsene Sprache. Wir sollen nicht die fertige Ansicht Erecs hören, sondern den inneren Prozeß seines Überlegens mitmachen, von anfänglicher Abweisung des Vorschlags bis zu der schließlichen Erkenntnis seiner Notwendigkeit. Wir haben hier ein Beispiel für das, was Kleist die ‚allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden' nennt. Ausgezeichnet! Aber diese Verfertigung ist ungeschickt gemacht, und einen vollständig analogen Fall hat Lachmann zu Nibelungen 1609 athetiert: „Diese Strophe wäre zu ertragen, wenn nun 1613 unmittelbar folgte. Da aber 1610—1612 ohne Tadel sind, so muß wohl 1609 ein wenig geschickter Zusatz eines Dichters sein, der, des folgenden schon kundig, hier Volkers *Gedanken wollte entstehen lassen*, ohne doch recht sagen zu können, was er meinte." — Ein anderes Beispiel bietet die oben citierte Stelle aus Lachmann zu Nibelungen S. 110.

Wenn Niejahr unseren bisherigen Bemühungen, ihn über dunkle Details aufzuklären, mit dem Interesse gefolgt ist, welches wir bei seiner Begeisterung für die Philologie beruhigt voraussetzen, so wird er nun wohl selbst zur Erkenntnis gekommen sein, daß er unsere „eigentlichen Absichten" bisher wirklich nicht verstanden hat — bis zu welchem Grade, das geht am besten aus den Worten hervor, mit denen er diesen Absatz beschließt: unsere Beispiele lehrten „nichts anderes", „als daß die mittelhochdeutschen Dichter . . . in der Darstellung der motivierenden Gedankenprozesse wortkarger sind als die modernen". Nichts anderes! Als ob das nicht das einzige gewesen wäre, worauf es uns bei der Vorführung dieser Beispiele ankam. In diesem Falle sind übrigens wir an dem Mißgeschick, das Niejahr bei der „Interpretation" unserer Absichten zugestoßen, wirklich unschuldig: denn wir hatten S. 701 ausdrücklich gesagt: „Die mittelhochdeutschen Dichter scheinen offenbar eine solche (Motivierung der Sinnesänderung) nicht für notwendig gehalten zu haben." Wunderlich, was alles einem Manne, der auf dem „allgemeinen Standpunkt

der Philologie" steht, von ohngefähr begegnen kann: die er verteidigen will, nennt er die stümperhaftesten Anfänger, und jetzt zeigt sichs gar, daß er die Argumentation der Gegner gegen die seiner Freunde ausspielt, in der Meinung, letztere dadurch auf die wirksamste Art fördern zu können. Jâ wæne ich mich vergâhet hân heißts in dem seiner Schwierigkeit wegen für „Nichtfachmänner" freilich unzugänglichen ersten Büchlein.

„Es bleibt demnach im wesentlichen nur die Kategorie der Abweichungen in thatsächlichen Angaben übrig," können wir mit den Worten Niejahrs fortfahren. Um nichts „übrig" zu lassen, möge er uns auch hier einige erläuternde Bemerkungen gestatten: wir versprechen dafür, es uns nicht wiederum „leicht zu machen", denn diesmal gilt es „vor einer strengeren Prüfung" zu bestehen.

„Die aus den Novellen des Cervantes erwähnten Stellen mag man sich gefallen lassen" spricht die „kritische Methode an sich" durch den Mund ihres Vertreters. Erleichtert athmen wir auf: die erste Fährlichkeit wäre also glücklich überstanden, wir haben in einem nicht unbedeutenden Punkte richtig geantwortet. Freilich ist die „geniale Lässigkeit des Cervantes in diesen untergeordneten Momenten der Darstellung bekannt", während die Frage, ob die Dichter der Volksepen lässig waren oder nicht (an ihrer Genialität wollen wir nicht zweifeln) noch offen ist: die Widersprüche bei Cervantes kann man eben nicht durch die Liedertheorie beseitigen, darum bleibt nur die Erklärung übrig, daß er genial-lässig war; und ebensowenig die Widersprüche bei Kleist: darum ist seine „große Zerstreutheit in diesen Dingen fast sprichwörtlich".

Weniger Gnade haben vor Niejahr andere unserer Beispiele gefunden. Was zunächst den aus dem Kohlhaas angeführten Fall betrifft, so würden wir uns vielleicht erlauben, ein schüchternes Wort der Verteidigung vorzubringen, aber da Niejahr, der zu den hervorragendsten Vertretern der Kleistphilologie gehört, uns ernsthaft versichert, daß dieses Beispiel mit Leichtigkeit „durch andere schlagendere aus seinen dramatischen Werken" ersetzt werden kann, so wollen wir nicht rechthaberisch scheinen und wenden uns den übrigen zu. Goethe sagt „erbrechen" statt „öffnen", Maler Müller „Dolch" statt „Schwert": Niejahr meint, „das sind Lappalien, die so offenbar auf einem bloßen Vergreifen im Ausdruck beruhen, daß es nicht der Mühe wert ist, weiter darauf einzugehen". Wir könnten dem vollständig beistimmen, wenn es nicht Beispiele gäbe, daß solche „Lappalien" in der epischen Kritik eine Rolle gespielt haben. Wir verweisen Niejahr etwa auf Lachmann zu Nibelungen 39: „Auch diese Strophe ist, wie 24–27, schlechter als die umstehenden; die letzte Zeile lose verbunden, zu allgemein, wenn es bloß auf die gâbe

geht (vgl. 306, 4), zu unbestimmt, wenn die Loblieder und lobenden Reden der Fahrenden gemeint sind." — Nibelungen 197, 1 heißt es: dô wâren ouch die Sahsen mit ir scharn komen. Dazu bemerkt Lachmann: „Was brauchen die Sachsen zu kommen? Siegfried und der Burgunden Scharmeister führen ja alle zu ihnen." Aber wenn man komen nicht prägnant faßt, oder annimmt, daß der Dichter mit dieser Strophe den Standpunkt wechselt, so fällt der Widerspruch fort. — Daselbst S. 107: „Es scheint aber eben nicht passend, daß statt des Kirchgangs nun hier gesagt wird ze hove gân." — Daselbst zu 776: „Diese mit der vorhergehenden verknüpfte Strophe stört den Zusammenhang. Kriemhilde Mägde putzen sich, Brünhild macht sich auf den Weg, auch Kriemhild kleidet sich an. Erst als Brünhild schon vor dem Münster steht, kommt (788, 4) Kriemhild mit ihrem Gesinde. Wie kann es nun schon hier heißen ‚sie kamen zu dem Münster'? Und dann wird erst nachgeholt ‚Siegfrieds Mann warteten ihrer vor dem Hause'. Aber sus kômen ist im schlimmsten Fall ein „Vergreifen im Ausdruck": wenn der Verfasser der Strophe gemeint hätte, daß sie beim Münster angelangt waren, wie will man die nächste Zeile „Siegfrieds Mann warteten ihrer vor dem Hause" erklären?

Schlimm stehts mit dem letzten von Niejahr in diesem Abschnitte kritisierten Beispiel: es „erledigt sich ebenfalls durch richtige Interpretation von selbst". Wir legen auf die gute Meinung Niejahrs viel zu viel Wert, um nicht ein schüchternes Wort der Rechtfertigung zu versuchen. Wir sind dabei durchaus nicht von der Absicht geleitet, die Richtigkeit von Niejahrs Ausspruch, daß sich das Beispiel bei richtiger Interpretation von selbst erledige, zu bestreiten: unsere Erfahrung hat uns nur gelehrt, daß in den Ansichten, welche Interpretation an einer bestimmten Stelle die richtige sei, in der Philologie nicht immer die wünschenswerte Übereinstimmung herrscht, woraus sich die Nutzanwendung ergiebt, die für die Auffassung einer Stelle maßgebenden Gründe eingehend auseinanderzusetzen. Das nur zur Entschuldigung, falls unsere Erörterungen Niejahrs Ungeduld erregen sollten. Also: Heinrich von Veldeke erzählt, daß Eurialus von Volzan und seinen Leuten gefangen genommen wurde. Nisus nähert sich und tötet einen der Gegner; aus Rache läßt Volzan dem Eurialus das Haupt abschlagen (6753 dat houvet he hem ave sloech). Da stürzt Nisus hervor und wird nach tapferer Gegenwehr mit Hieben und Stichen getötet. „Als Volzan sah, daß sie beide tot waren, sînen lûden he gebôt — er enwolde sie niet skeiden — he gebôt, dat man hen beiden die houvet ave sloege end si ten here droege." Diese Häupter werden nach der Rückkehr auf einen Galgen gehängt, von den Rumpfen ist nicht weiter die Rede!

Wir hatten nun darin, daß Veldeke zuerst erzählt, dem Eurialus sei das Haupt abgeschlagen worden, und dann berichtet, Volzan habe geboten, daß man ihnen beiden (dem schon geköpften Eurialus und seinem Freunde Nisus) die Häupter abschlüge — darin haben wir einen Widerspruch erblickt. Die Stelle, wo von dieser zweiten Enthauptung die Rede ist, wird wohl jeder Unbefangene in unserem Sinne verstehen, vergleiche zum Beispiel Pipers Inhaltsangabe in seiner Höfischen Epik 1, 264: „Aus Rache dafür schlug Volzan dem Eurialus das Haupt ab" und drei Zeilen später: „Volzan hieß beiden das Haupt abschlagen." Anders Niejahr, der meint, der Ausdruck skeiden setze notwendig einen Gegensatz in der bisherigen Behandlungsweise voraus: „beide Helden ‚liegen tot da'. Hatte der Dichter vergessen, daß Eurialus bereits enthauptet war, so waren sie ja bereits im Tode ‚ungeschieden'. Welchen Zweck konnte es haben, daß Volzan ihnen auch noch den Kopf abschlagen ließ?"

Aus dieser Schwierigkeit scheint ein glänzender Einfall Niejahrs vollkommen herauszuhelfen: die entscheidenden Worte dat man hen beiden die houvet ave sloege besagen nicht, was sie zu besagen scheinen, sondern müssen „als volkstümlich brachylogische, vielleicht dialektische Ausdrucksweise gefaßt werden in dem Sinne: er gebot, daß man auch dem Nisus den Kopf abschlage". Es ist ungemein zu bedauern, daß unsere Kenntnis des alten Maestrichter Dialekts, in dem Veldeke nach Braunes und Behaghels Untersuchungen seine Eneide verfaßte, auf ein paar Urkunden und den von Veldeke gebrauchten Reimen beruht: sonst hätte Niejahr ohne Zweifel Gelegenheit gehabt, weitere Parallelen für die genannte Redeweise beizubringen, und es wäre damit zugleich ein höchst wertvolles Charakteristikum für jene Mundart gewonnen: denn es giebt schwerlich irgend eine andere deutsche oder niederländische Mundart, die den Gedanken „er ließ auch dem X das und das zufügen" ausdrücken würde durch die Worte „er ließ ihnen beiden das und das zufügen", wenn darauf, daß die auf die beiden Personen bezügliche Handlung zu verschiedenen Zeiten erfolgt, logischerweise Gewicht gelegt werden muß. Aber wie gesagt, heute fehlen andere Belege: und da wir die Erklärung jener Stelle doch füglich nicht bis zu dem Zeitpunkte hinausschieben können, wo neue handschriftliche Funde eine Bestätigung jenes, wir wiederholen es, glänzenden Einfalls Niejahrs liefern, so wollen wir doch lieber Umschau halten, ob nicht sonstwie ein Ausweg aus jenen Schwierigkeiten zu finden sei. Übersetzen wir also zunächst die beiden schwierigen Verse ganz unbefangen: „er gebot, daß man ihnen beiden die Häupter abschlage," und suchen wir nun vor allem die Frage Niejahrs zu beantworten: „welchen Zweck konnte es haben, daß Volzan ihnen auch noch den Kopf abschlagen ließ?"

Ein vorschneller Leser könnte vielleicht versucht sein, zu erwidern, daß Volzan die Köpfe eben auf dem Galgen zur Schau stellen wollte. Darauf würde Niejahr ohne Zweifel mit Recht entgegnen, daß Volzan ja auch die ganzen Leichname aufhängen lassen konnte. Es scheint also nötig, den Grund für die Enthauptung anderswo zu suchen. Da drängt sich uns denn der Gedanke auf, Veldeke habe dieses Motiv angebracht, weil er es in seiner Quelle vorfand. Die Vermutung, ein deutscher Dichter des Mittelalters könne einen Zug angebracht haben, weil seine Vorlage ihm denselben bot, liegt allerdings sehr weit ab: allein ohne unwahrscheinliche Annahme scheint es nun einmal nicht abzugehen. Daß das Motiv im Roman d'Énéas enthalten ist, kann nicht bezweifelt werden: Vers 5237 ff. der Ausgabe de Graves (Bibliotheca Normannica Band 4, 1891, Druckort: Halle) wird der Tod des Eurialus erzählt: Volcens n'ot soing de quant qu'il (Nisus) dit, molt l'en tochot al euer petit, al dameisel (Eurialus) trencha le chief. Darauf verwundet Nisus den Volcens und tötet zehn seiner Leute: De totes parz li corent sore, il l'ont enclos, entr'els l'ont pris, tant i fierent qu'il l'ont ocis. A son compaignon l'ajosterent, les chiés ont pris, ses en porterent. Nunmehr sehen wir auch, auf welchem Wege Veldeke zu seinem Widerspruch gelangte. Er fand in der Quelle nur den zusammenfassenden Ausdruck les chiés ont pris, und hielt es für nötig, die vorhergegangene Köpfung ausdrücklich zu berichten, ohne daran zu denken, daß er in Übereinstimmung mit seiner Vorlage die Enthauptung des Eurialus ohnehin bereits erzählt hatte, also nur mehr die des Nisus hinzuzufügen gebraucht hätte. Was nun die zweite Schwierigkeit, den Satz er enwolde si niet skeiden betrifft, so vermuten wir, daß er durch die Worte à son compaignon l'ajosterent veranlaßt ist. Veldeke findet in der Quelle die Angabe, daß die Rumpfe vereint, und die Häupter davongetragen wurden; was lag da näher, als beides in Kausalnexus zu setzen und zu erklären: „er wollte sie nämlich nicht trennen?"

Sehr möglich, daß Niejahr auch durch diese weiteren Ausführungen nicht zu unserer Auffassung bekehrt wird. Deshalb wollen wir ihn darauf hinweisen, daß das Beispiel auch dann in den Rahmen unseres Aufsatzes vollkommen hineinpaßt, wenn Veldeke mit den Worten „er ließ ihnen beiden die Häupter abschlagen" das richtige meinte und sich nur einer „volkstümlich brachylogischen Ausdrucksweise" bediente, eine Möglichkeit, die der alles erwägende Vertreter der „kritischen Methode an sich" neben jener Annahme dialektischen Gebrauches in Betracht gezogen hat. Denn wenn wir uns nicht scheuen, eine so starke Brachylogie anzunehmen, dann brauchen wir es auch an anderen Stellen nicht zu thun, wo die epische Kritik

bisher sichere Anhaltspunkte für ihre scheidende Thätigkeit zu besitzen glaubte. Zum Beispiel, um nur bei den Nibelungen zu bleiben, bemerkt Lachmann S. 7: „Als der Dichter (6, 4) sagte, sie starben durch zweier Königinnen Haß, war ihm da nicht deutlich, daß eine von ihnen die Schwester war, die er eben zu beschreiben sich gequält hatte? Oder wollte er, statt in die Sache einzudringen, sich lieber mit einem epischen Ausdruck begnügen?“ Niejahr wird schwerlich umhin können, auch hier lediglich eine brachylogische Ausdrucksweise anzunehmen; bei einigem Nachdenken wird er sich sogar sagen müssen, daß dieser Fall viel leichter ist als das Beispiel aus der Eneide: „zweier Königinnen“ (nämlich der Schwester, deren ich eben gedachte, und einer andern). — Oder Lachmann zu Nibelungen 375: „Siegfrieds Verlobung mit Brünnhild wird nicht erzählt, entgegen ist ihr das sechste Lied, nach welchem (763, 3) Brünnhild Siegfrieden nicht eher als Günthern gesehen hat; und zwar geschah es da, wo sie sich Günther (dem wahren oder dem verstellten) ergab, so daß das sechste Lied nicht den Inhalt des vierten und den des fünften nebeneinander gelten läßt.“ Sehen wir die citierte Zeile (763, 3) an; sie lautet: ich hôrtes jehen beide (nämlich Günther und Siegfried) dô ichs êrste sach. Was hindert uns, von Niejahrs Brachylogie Gebrauch machend, zu interpretieren: „als ich Siegfried wiederum und Günther zuerst sah?“

Wir müssen es Niejahr überlassen, nunmehr nach einer dritten Erklärung jenes Ausdrucks bei Veldeke zu suchen, können aber nicht umhin, ihm einstweilen unser Bedauern auszudrücken, daß ihm schon wiederum das Mißgeschick widerfuhr, zu Gunsten seiner Ansichten über die epische Kritik ein Argument verwendet zu haben, das bei näherem Zusehen deutlich gegen dieselbe spricht. Doch mag er sich mit dem Bewußtsein der bona fides trösten, die wir und wohl jedermann mit uns mit unverhohlenem Vergnügen anerkennen. Nur gewinnt es fast den Anschein, als könnte er das richtige, wie Parzival den Gral, immer nur unwizzende finden.

Hatte uns zu Beginn dieses Absatzes die gestrenge Miene Niejahrs offen gestanden bange gemacht, so ist es uns nun umso beruhigender, auf den Passus zu stoßen: „Aber man kann ja den Verfassern alles gern zugeben, Widersprüche dieser Art kommen in der That oft genug bei alten wie bei neueren Dichtern vor.“ Wir sind zwar einigermaßen erstaunt, diesen Ausspruch zu vernehmen, nachdem unmittelbar vorher Genialität, Zerstreutheit, Dialekticismen, Brachylogieen und dergleichen mehr herhalten mußten, um einige wenige der von uns angenommenen Widersprüche wegzuschaffen, denn es drängt sich unwillkürlich die Frage auf, wozu dieser ganze Aufwand gemacht wurde, wenn Niejahr die Richtigkeit der Thatsache selbst, die

wir erhärten wollten, gerne zugiebt. Aber über der Freude, uns in diesem für uns so wichtigen Punkte mit Niejahr eins zu wissen, verstummen solche kleinliche Bedenken. Wir hoffen sogar zuversichtlich, daß sich diese Übereinstimmung unserer Ansichten allmählich noch auf weitere Punkte erstrecken wird: denn, wenn Niejahr zum Beispiel am Schlusse dieses Abschnittes noch „bezweifeln“ konnte, daß „die litterarhistorische Forschung auf irgend einem Gebiet sich von solchen Gesichtspunkten (nämlich Widersprüchen dieser Art) leiten läßt“, so wird diesen Zweifeln, soweit sie sich auf die Kritik des mittelhochdeutschen und angelsächsischen Volksepos beziehen, nunmehr wohl schon durch die Beispiele ein Ende gemacht worden sein, die wir oben angeführt haben. Wir hoffen dies umso zuversichtlicher, als es sich hier nicht um Zweifel handelt, die seit langer Zeit im Herzen Niejahrs Wurzel geschlagen haben. Denn wenige Seiten früher (S. 672) hatte Niejahr sich noch ganz zweifelfrei geäußert: „als ein Hauptmittel zur Lösung dieser Fragen (nämlich zur Analyse dichterischer Kompositionen nach ihrem chronologischen und inhaltlichen Ursprung) hat von jeher die Prüfung und Verwertung der formalen und inhaltlichen Widersprüche, wo solche vorliegen, gegolten. Es sind gleichsam die Sprünge und Risse, wo man das Instrument der Kritik einsetzen kann, um die Zerlegung des Gesamtgefüges zu beginnen. Es ist daher nur natürlich, wenn die Gegner gerade diesen Punkt immer wieder zum Ziel ihrer Angriffe machen“. Und wenige Seiten später (S. 688) macht sich wiederum eine von diesen beiden verschiedene, dritte Auffassung geltend, indem Niejahr sich nur dagegen verwahrt, daß die kritische Thätigkeit darin „aufginge, Widersprüche aufzustöbern und allenfalls formalen Kriterien nachzujagen“, aber zugiebt, „daß Fälle vorkommen, wo die Kritik darauf angewiesen ist, lediglich mit inhaltlichen oder formalen Inkoncinnitäten zu operieren“. Freilich erscheint es ihm hier wiederum als ein „armseliger Standpunkt“, wenn die Gegner gerade den Punkt der Widersprüche immer wieder zum Ziel ihrer Angriffe machen, während er dies früher, wie wir eben gesehen haben, „nur natürlich“ fand. — Wo die Ansichten noch so im Flusse begriffen sind, da kann kein Gemüt sein, das gerne gebotener Belehrung und freundlicher Überredung sich in starrem Dogmatismus mit Absicht verschlösse. Das ermuntert uns, noch einige andere kleine Berichtigungen folgen zu lassen.

Anlaß dazu giebt gleich der Beginn des nächsten Absatzes, wo Niejahr uns den kränkenden Vorwurf macht, wir hätten von dem Gedanken, daß, was uns heute fremdartig und unausgeglichen erscheinen würde, bei einem mittelalterlichen Dichter gänzlich unanstößig sein könne, in keiner Weise Gebrauch gemacht. Es ist ein

glücklicher Zufall, daß dieser Gedanke uns „wohl vorübergehend“ gekommen ist:[1] sonst hätte Niejahr etwa gar gemeint, uns sei das nächstliegende dunkles Geheimnis geblieben. Vielleicht trägt es zur Beruhigung Niejahrs bei, wenn wir ihn versichern, daß uns diese Unterscheidung moderner und mittelalterlicher Art zu dichten mehr als vorübergehend beschäftigt hat: sie bildet nämlich einen der Grundgedanken unseres Aufsatzes. Es war eben unsere Überzeugung, daß gerade die epische Kritik diese Unterscheidung zu wenig sorgfältig gemacht habe, indem sie mit modernen Ansprüchen an bestimmte mittelalterliche Denkmäler herantrat.[2] Die Durchführung dieses Gedankens konnte unseres Erachtens am einfachsten in der Weise geschehen, daß wir von demselben Standpunkt aus, von dem die Anhänger der Liedertheorie die Volksepen betrachtet hatten, unserseits Werke der Kunstpoesie betrachteten: das dabei sich ergebende Resultat war dann eben der Nachweis, daß man früher in zahlreichen Fällen mit Unrecht Anstoß genommen hatte, indem man allerlei Auffälliges auf Rechnung stattgefundener Kontaminationen setzte, während thatsächlich Eigenthümlichkeiten stilistischer oder formaler Art vorlagen, die der gesammten Poesie des betreffenden Zeitalters gemeinsam waren. Wenn Niejahr diese Tendenz unserer Abhandlung nicht verstanden, also unsere „eigentlichen Absichten“ wiederum verkannt hat, so haben wir dies wieder nur uns selbst zu zuschreiben. Denn unsere Erörterungen waren nur für einen engen Kreis von Fachgenossen berechnet, denen diese Vorstellungen längst geläufig geworden sind. Bei ihnen durften wir sicheres Verständnis erwarten, wenn wir jene Absicht in kurzer Weise andeuteten: „eine für *unser* Gefühl unpassende Ausdrucksweise“ (S. 698); „eigentüm-

[1] Derselbe glückliche Zufall wiederholt sich später noch einmal, vgl. Niejahrs Worte (S. 683): „... Inkonsequenz in der Charakterzeichnung einzelner Personen, ein Punkt, den Kraus und Jellinek (S. 690) berühren, ohne, wie es scheint, seine Bedeutung zu ahnen.“

[2] Vgl. ten Brink, Beowulf S. 3 f.: „Die allgemeine Voraussetzung, die meiner Kritik des Beowulfs zu Grunde liegt, ist die, daß die altenglische Epik, so lange sie noch mündlich entwickelt und fortgepflanzt wurde, innerhalb des Umfangs eines einzelnen Vortrags, des Produkts eines einzelnen Sängers und weiterhin eines bestimmten Kreises und einer bestimmten Epoche eine gewisse Einheit der Auffassung und Einheitlichkeit des Stils bekundet habe, und daß jene Auffassung eine vernünftige und dieser Stil ein menschlicher gewesen sei; woraus denn folgt, daß die Widersprüche, die krassen Hysteraprotera und unerträglichen Widerholungen, von denen der Beowulftext wimmelt, aus dem allmählichen Zusammentreten heterogener Elemente in der Überlieferung zu erklären seien.“ Dieselben Anschauungen waren für die Homerkritik maßgebend, vgl. Cauer, Grundfragen der Homerkritik S. 245, und wenn Niejahr nicht seinen Blick wie hypnotisiert gen Osten gerichtet hätte, so würde er gefunden haben, daß sich dagegen dieselbe Reaktion geltend macht, wie auf germanistischem Gebiet. Oder glaubt er, daß man die Ausführungen Cauers einfach ignorieren dürfe?

lich berührt es unser Gefühl, wenn . . ." (700). „Wir erwarten in diesem Fall eine ausführlichere Motivierung" (701); „ein moderner Dichter würde sagen" (705); „auffällig berührt es unser Gefühl, wenn . . ." (710). Und wenn Niejahr sich die Mühe nicht verdrießen läßt, die Bemerkungen noch einmal zu überlesen, mit denen wir die Sammlung mittelhochdeutscher Beispiele eingeleitet haben, so wird ihm dort (S. 684) der Satz begegnen: „wir haben dabei (nämlich bei der Auswahl der Beispiele) stets auf die Kriterien Rücksicht genommen, nach denen die Kritik einheitlich überlieferte Werke in mehrere zu zerlegen pflegt."

Nur eine Konsequenz dieses bedauerlichen Mißverständnisses ist es, wenn Niejahr, wie oben gezeigt wurde, eine Reihe unserer Beispiele als bloße „Lappalien" bezeichnete — als ob wir lauter Widersprüche schwerster Art hätten bringen wollen und nicht vielmehr Pendants zu den verschiedenen von der Kritik beanstandeten Stellen in Volksepen, von den schwersten Widersprüchen bis zu den allerleichtesten. Wir glauben, diese Absicht in dem eben citierten Passus ziemlich deutlich ausgesprochen zu haben. Daß wir nicht alle Fälle für Widersprüche schwerster Art hielten, hätte Niejahr überdies wiederum aus mehreren unserer Äußerungen entnehmen können: „vielleicht nur auf ungenaue Ausdrucksweise ist folgender Widerspruch zurückzuführen" (S. 675); „Inkoncinnität, die freilich nicht als Widerspruch im Sinne eines Verstoßes gegen die reale Möglichkeit bezeichnet werden kann" (S. 676); „eine Unklarheit des Dichters" (S. 679); „brachylogische Darstellung" (S. 695); „mitunter kann man zweifeln, ob ein Zwischenglied zu ergänzen ist" (S. 696); „mitunter entsteht bloß scheinbar ein Widerspruch" (S. 705); „insbesonders entstehen solche scheinbare Widersprüche dann, wenn . . ." (S. 707); „eine andere Art von Ungenauigkeit" (S. 708); „Beispiele für lässigen Ausdruck; wenn man die Worte preßt, entsteht häufig ein Nonsense" (S. 709). Nunmehr wird Niejahr wohl zur Einsicht kommen, daß der untergeordnete Teil seines Aufsatzes über die Penthesilea, der sich mit unserer Wenigkeit beschäftigt, ein großes Mißverständnis darstellt.

Aber wir haben trotzdem keine Hoffnung, unsere Bemühungen durch seine rückhaltlose Anerkennung belohnt zu sehen. Zwar daß er wiederum, wie er es das erstemal gethan hat, einige der von uns aus den Argumenten der Anhänger der Liedertheorie geschöpften Beispiele herausgreifen und einer abweichenden Interpretation unterziehen wird, um auf Grund dieser „Proben" die Beweiskraft sämtlicher Fälle zu verneinen, — das besorgen wir nicht: denn wir erklären feierlich, daß wir einem so gefährlichen Gegner wie Niejahr gegenüber unsere Ansprüche gern so weit herabstimmen, daß wir vollständig befriedigt sind, wenn er in jeder Kategorie auch nur

ein einziges Beispiel findet, an dem er nichts auszusetzen vermag. Wie Niejahr ganz richtig S. 673 bemerkt, „die Menge soll es machen", daß ihm dies nicht zu schwer werde. Aber viel werden wir, wie gesagt, auch dann nicht erreicht haben. Denn er findet es (S. 688) überhaupt einen „armseligen Standpunkt" zu glauben, daß die Kritik darin aufgeht, „Widersprüche aufzustöbern und allenfalls formalen Kriterien nachzujagen". Wer dies glaubt und nur diese Punkte bekämpft, der zeigt deutlich seine „Unfähigkeit", „über eine solche Sache auch nur entfernt mitzureden". Solche Leute sollten „lieber an ihr (nämlich an Lachmanns Nibelungenkritik) zu lernen suchen, was Kritik ist". Da Niejahr in so dringender Weise das Studium der Anmerkungen Lachmanns zu den Nibelungen empfiehlt, so nehmen wir selbstverständlich beruhigt an, daß er selbst sie wiederholt gelesen hat: aber er muß kein einziges Mal über S. 252 hinausgekommen sein; denn S. 253 bemerkt Lachmann zum zwanzigsten Liede: „Was ich jetzt als ein einziges Lied gebe, hielt ich früher (Über die ursprüngliche Gestalt der Nibelunge Noth S. 49—59) für mehrere. Gegner meiner Ansicht können hier lernen, wie sie sollte bekämpft worden sein . . .". Und nun setzt er auseinander, warum die von ihm früher zur Scheidung verwendeten Kriterien nicht stichhältig seien: und dabei bedient er sich ganz derselben Methode, die auch wir geübt haben, indem er zum Beispiel die erneute Einführung Gernots, von dem doch schon früher die Rede war, als nicht beweisend erklärt, da dergleichen auch „Nachahmung der Art einzelner Lieder" sein könne und ebenso im Parzival und in den französischen epischen Gedichten vorkomme. Auch von „geringen Unebenheiten, die dem Hörer etwas guten Willen zumuten", ist hier die Rede.

Ein Ausdruck der Verwunderung über diese schnöde Behandlung Lachmanns durch Niejahr ist da denn doch schwer zu unterdrücken: hat er ihn früher schlimmer gefunden als den „allerstümperhaftesten Anfänger" (siehe oben S. 695), so spricht er ihm jetzt gar die Fähigkeit ab, über seine eigene Nibelungenkritik „auch nur entfernt mitzureden"! Ei, ei!

Jedem andern müßte man ob solcher Unterschätzung Lachmanns zürnen: aber bei Niejahr sind wir derartige Wunderlichkeiten schon gewohnt. Und die Billigkeit erfordert es, auch hier wieder zu betonen, daß er im Grunde seines Herzens von wohlwollender Gesinnung gegen Lachmann erfüllt ist. Einen Beweis dafür giebt er S. 678. Zu Nibelungen 870, wo erzählt wird, daß für die Jagdgenossen brôt unde wîn über den Rhein geschafft wurde, hatte Lachmann bemerkt: „Wein? Darin bestand ja eben die List, daß sie ihn nicht mitnahmen, siehe 906, 3." Dieser Widerspruch schien uns nicht be-

sonders schwerwiegender Art zu sein, denn die Verbindung brôt unde wîn sei formelhaft. Was entgegnet Niejahr darauf? „Das ist eine Behauptung aufs Geratewohl, die man den Verfassern so ohne Beweise glauben soll.“ Unser verehrter Kritiker täuscht sich. Wenn ein Mathematiker gelegentlich seiner Überzeugung Ausdruck giebt, daß das Quadrat über der Hypotenuse gleich ist der Summe der Quadrate über den beiden Katheten, so will er nicht, daß man ihm das so ohne Beweise glaube, aber er meint, daß man die Beweise kennt. Was würde er wohl sagen, wenn man ihm den pythagoräischen Lehrsatz für eine Behauptung aufs Geratewohl erklärte? Wir möchten gerne höflicher sein als der Mathematiker und Niejahr die Beweise an die Hand geben, indem wir ihn auf Martins Note zur Kudrun 322, 2 aufmerksam machen. Allein wir fürchten, er wird damit nicht zufrieden sein. Denn er ist der Ansicht, daß man nur dann eine Verbindung für formelhaft erklären dürfe, wenn sie in einem und demselben Werk öfter auftritt. Im Nibelungenlied kommen aber Brot und Wein nur noch einmal verbunden vor und an dieser Stelle (1627, 2) ist der Ausdruck nach Niejahrs Überzeugung sicher nicht formelhaft. Nibelungen 1627, 2. 3 lauten:

wâ næmet ir die spîse, daz brôt und ouch den wîn,
daz ir sô manegen recken noch hînte müeset hân.

Offenbar kennt Niejahr die Sitte unserer Gastwirte, das Gebäck besonders zu berechnen und mit scharfsinniger Erwägung der österreichischen Heimat des Nibelungenlieds hat er daraus für spîse an unserer Stelle die Bedeutung, „Kouvert exklusive Brot und Getränk“ erschlossen. Unser Blick ist allerdings so sehr durch banausische Fachkenntnisse getrübt, daß uns sowohl Niejahrs Ansicht über den Begriff der Formel, als auch die Meinung, daß Nibelungen 1627, 2 daz brôt und ouch den wîn etwas anderes sein könne, denn Variation zu spîse als gänzlich absurd erscheint. Allein die Schuld liegt nur an uns.

Übrigens ist ja die Sache eigentlich ohne Belang. Denn Niejahr meint, ob brôt unde wîn Nibelungen 870, 2 formelhaft ist oder nicht, auf keinen Fall dürfe man einem Dichter in unschuldiger Zeit, die auf bestimmte Anschauung hält, eine solche Gedankenlosigkeit in einem Hauptmotiv zutrauen, oder man müsse eben jede Art von Konfusion für erlaubt oder erklärlich halten. Für erlaubt? Wir bitten um Verzeihung. Das ist eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*. Den ästhetischen Richterstuhl haben wir nicht bestiegen.[1] Aber für

[1] Um Niejahr ganz zu beruhigen, verweisen wir auf S. 715 unseres Aufsatzes, 3. Absatz.

erklärlich halten wir allerdings die Konfusionen jeder Art, die nun einmal in einem Text vorliegen. Auch Niejahr denkt im Grunde nicht anders. Auch er hält die Konfusion[1] im Nibelungenlied für erklärlich, nur erklärt er sie auf andere Art. Er nimmt an, daß in jener unschuldigen Zeit, die auf bestimmte Anschauung hielt, ein Interpolator eine so unbestimmte Anschauung hatte, daß er sich eine arge Gedankenlosigkeit zu Schulden kommen ließ.

Ist es da noch nötig auf den ersten Teil von Niejahrs Diktum einzugehen? Wir machen also Niejahr höflichst darauf aufmerksam, daß unsere Äußerung über Nibelungen 870, 2 an eine Sammlung ähnlich konfuser Stellen anknüpft, deren Entstehungszeit nicht allzu sehr von der Unschuldsperiode des Nibelungenliedes entfernt ist.

Wiederum, ganz wie oben (siehe S. 693) kommt nun Niejahr (S. 678) auf unsere Schlußfolgerungen zu sprechen, wiederum finden sie nicht seinen Beifall, und wiederum verschiebt er die Angabe seiner Gegengründe auf später. „Dieser Schluß ist hinfällig, weil die Prämisse falsch ist, wovon später die Rede sein wird. Von seiner logischen Bedenklichkeit will ich hier schweigen.“ Wir können hier wie anderwärts eine stilistische Eigentümlichkeit unseres Autors bewundern, die an bekannte Prinzipien altgermanischer Poesie gemahnt, wo sich der Dichter nicht genug thun kann, Momente, die ihm wichtig erscheinen, immer und immer vom neuen wieder hervorzuheben. Das hat naturgemäß auch uns, die wir den kritischen Kommentar zu schreiben haben, zu mehrfachen Widerholungen genötigt. — Also von der logischen Bedenklichkeit unseres Schlusses will Niejahr schweigen: aber wir, wir wollen nicht schweigen. Wir haben nämlich gar nicht das gesagt, was Niejahr uns sagen läßt. Wir haben nicht behauptet, wenn in Kunstdichtungen das Vorkommen von Widersprüchen nichts gegen die Einheit des Verfassers beweise, so dürfe es in Volksdichtungen nicht unbedingt als Beweis für Kontamination verschiedener Quellen angesehen werden. Vielmehr war der Gedankengang S. 715 f. unserer Abhandlung folgender: In Kunstdichtungen entstehen Widersprüche nachweislich teils durch Kontamination verschiedener Quellen, teils durch andere Momente. Da die Entstehung der Volksdichtungen sich prinzipiell nicht von der der Kunstdichtungen unterscheidet, so folgt daraus, daß auch in Volksdichtungen Widersprüche *teils* durch Kontamination verschiedener Quellen, *teils* durch andere Momente verursacht sein dürften, und daß es daher unberechtigt ist, die Genesis von Widersprüchen in Volksdichtungen *fast ausschließlich* auf Rechnung von Kontaminationen zu setzen. Dieser Schluß ist doch wohl logisch unbedenklich.

[1] Wir bitten diesen Ausdruck hier nur hypothetisch zu nehmen. Ob Nibelungen 870, 2 wirklich eine Konfusion vorliegt, ist nicht so ganz sicher.

Weit bedenklicher wäre es, wenn Niejahr mit dem Nachweise, daß unsere Prämisse falsch sei, Recht haben sollte. Der Gedanke an diese Möglichkeit versetzt uns in solche Aufregung, daß wir von der neuerlichen Fristerstreckung, die Niejahr uns von S. 678—685 gewährt, keinen Gebrauch machen, sondern den betreffenden Nachweis lieber gleich hier einer ernstlichen Erwägung unterziehen wollen. Wir hatten behauptet, daß ein prinzipieller Unterschied der Entstehungsweisen zwischen Volksdichtung und Kunstpoesie nicht bestehe: Niejahr dagegen findet, daß der von uns negierte grundlegende Unterschied in der That vorhanden sei. Sehen wir einmal zu, worin er nach Niejahrs Erörterungen zu suchen ist. Niejahr unterscheidet zwei Arten von Rhapsoden oder Spielleuten. Der eine hält sich, wo er die mündliche oder schriftliche Überlieferung einer Sage oder Erzählung selbständig gestaltet, in der Regel durch diese für gebunden: also übernimmt er auch die problematischen, widerspruchsvollen Voraussetzungen und Motivierungen, an denen es besonders in der Sage nie fehlt. Der andere ändert oder erweitert (durch Interpolation oder Zudichtung) eine bestimmte Vorlage nach Gutdünken: infolge dessen treten diese Bestandteile als mehr oder weniger fremde Elemente neben den ursprünglichen Kern und legen den ersten Grund zu einer weiter wirkenden Uneinheitlichkeit. Ausgezeichnet, ganz vortrefflich! Das Gemeinsame beider Arten von Volksdichtungen ist also nach Niejahr, daß sie Widersprüche enthalten: nur stammen sie bei der einen ausnahmslos aus der Vorlage, während bei der andern noch neue, durch selbständige Änderungen oder Erweiterungen hinzugekommen sind. — Sehen wir nun nach dem prinzipiellen Unterschied dieser Gattung von der Kunstpoesie. „Der Kunstdichter steht seinem Stoff . . . mit voller Unabhängigkeit gegenüber, er wird, soweit er ein wirklicher Dichter ist, mit ihm schalten, wie er will, und ihn so, nur seinen künstlerischen Intentionen folgend, zu einer neuen organischen Einheit umgestalten.“ Da hätten wir also in der That einen bedeutsamen (wenn auch nicht prinzipiellen) Unterschied. „Aber,“ fährt Niejahr fort, „auch dabei hat man wieder mit dem Unterschied der Zeiten zu rechnen. Das abhängigere Verhältnis, in dem die mittelhochdeutschen Dichter im allgemeinen zu ihren Quellen stehen, muß oft zur Erklärung von Lücken und Mängeln der Motivierung bei ihnen herangezogen werden.“ Also die mittelhochdeutschen Kunstdichtungen enthalten gleichfalls, wie die Volksepen, Widersprüche (denn was Niejahr hier „Lücken und Mängel in der Motivierung“ nennt, kann nichts anderes meinen, wie unser Aufsatz über die Widersprüche beweist). Und wenn man Niejahrs schöne Einteilung der Spielleute auf die mittelhochdeutschen Kunstdichter übertragen will, so kann man auch hier solche unterscheiden, die ihren Quellen vollkommen treu

folgen und somit nur die bereits vorhandenen Widersprüche fortpflanzen, und solche, die „eine bestimmte Vorlage nach Gutdünken ändern oder durch Interpolation oder Zudichtung erweitern", wodurch „mehr oder weniger fremde Elemente neben den ursprünglichen Kern treten und den ersten Grund zu einer weiter wirkenden Uneinheitlichkeit legen". Wenn Niejahr nunmehr die Güte hat, die Schlußbemerkungen unseres Aufsatzes noch einmal zu überlesen, so wird er finden, daß wir, natürlich wiederum „ohne die Bedeutung dieses Punktes zu ahnen", Konrad von Würzburg (dieser ist nämlich ein mittelhochdeutscher Dichter, und zwar ein Kunstdichter) und dessen Verhältnis zu seinem Vorbild Denis Piramus in Parallele gesetzt haben zu den Beziehungen irgend eines Spielmannes zu seinem Vorgänger. Es giebt also Kunstdichtungen, die sich bezüglich ihrer Entstehung ganz wie Volksdichtungen verhalten: darüber ist Niejahr mit uns einig. Nur findet er gerade in diesem gemeinsamen Verhalten, wie es scheint, den prinzipiellen Unterschied der beiden Gattungen, während es uns logisch unbedenklicher erschien, in dieser Übereinstimmung nicht ein prinzipielles Unterscheidungsmerkmal zu erblicken.

Der übrige Teil von Niejahrs Bemerkungen wendet sich fast ausschließlich gegen Roetteken, wir haben daher keinen Anlaß auf sie einzugehen. Nur sei es uns gestattet, als Parergon einen kleinen Beitrag zu der Biographie von Sancho Panzas Esel zu liefern. Wir erfüllen damit nicht nur eine Pflicht gegen das liebenswürdige Grautier, das in den Erörterungen über Widersprüche eine so große Rolle gespielt hat, sondern hoffen auch uns Niejahrs Dank zu verdienen. Denn dieser ausgezeichnete Cervanteskenner hat sich bisher kein Bild davon machen können, wie sich die Originaldrucke des Don Quixote hinsichtlich der Erzählung vom Diebstahl des Esels durch Ginés de Pasamonte verhalten.[1]

[1] Die im folgenden gemachten Angaben über den Text der Editio princeps (A) stützen sich auf die Mitteilungen von Hartzenbusch in seiner Ausgabe des Don Quixote, Argamasilla de Alba 1863, 1, S. XXI f., 337 Anmerkung 155; 2, 390, Anmerkung 48. Die Bemerkungen über die zweite Madrider Ausgabe von 1605 (B) und die von 1608 (C) beruhen auf Autopsie. Die Angaben von Braunfels in seiner Übersetzung 1, 230, Anmerkung 2 sind weder klar noch auch ganz korrekt. — Nicht überflüssig ist es vielleicht zu erwähnen, daß es nicht durch äußere Zeugnisse gestützt ist, wenn man, wie dies gewöhnlich geschieht, behauptet, daß C im Gegensatz zu A und B von Cervantes selbst korrigiert wurde. [Nach den Ausführungen von Cristobal Pérez Pastor in seinen vor kurzem erschienenen Documentos cervantinos hasta ahora inéditos Madrid 1897, S. 285—295 ist es sehr wahrscheinlich, daß A nicht die Editio princeps ist. Letztere muß schon im Jahr 1604 erschienen sein. Ein Exemplar von ihr ist bisher nicht gefunden worden. — Wir verdanken den Hinweis auf das Buch von Pérez Pastor Herrn Dr. Ullmann in Wien.]

Gehen wir vom Text von B aus. Hier wird nach der Erzählung vom Diebstahl siebenmal vorausgesetzt, daß Sancho den Esel noch hat. Diese Widersprüche sind in C nicht „fast gänzlich beseitigt", in Wahrheit sind von den sieben Stellen nur zwei geändert worden. Die erste Änderung betrifft den Passus, auf den sich Braunfels' Anmerkung 2 auf S. 230 bezieht; auch in B (fol. 109ᵃ) reitet hier Sancho: y assi yua tras su amo, sentado a la mugeriega sobre su jumento „und so folgte er seinem Herrn, indem er nach Weiberart auf seinem Esel saß". Die zweite Änderung ist von Braunfels S. 235 Anmerkung 1 richtig angegeben. Von den fünf übrigen Stellen findet man zwei bei Braunfels: 2, 14, Zeile 3 und 2, 15, Zeile 11 von unten. An den drei anderen stimmt die Übersetzung weder zu B noch zu C: statt „beistehen", 1, 231, Zeile 7 steht in den Originaldrucken „absteigen" (que fue necessario que Sancho se apeasse B fol. 109ᵃ = C fol. 96ᵇ), 1, 234, Zeile 26 müßte es heißen: „Daher befahl er Sancho vom Esel zu steigen und auf der einen Seite" u. s. w. (y assi mandó a Sancho que se apeasse del asno y atajasse por la vna parte de la montaña B fol. 111ᵇ = C fol. 98ᵇ), 2, 13, Zeile 12 von unten fehlt nach „es" „auf seinem Esel" (el qual lo hizo en su jumento de muy mala gana B fol. 120ᵇ = C fol. 106ᵇ).

In A fehlt sowohl der Diebstahl als die Wiedererlangung des Esels, das heißt Braunfels 1, 229, Zeile 11—230, Zeile 9 und 2, 85, Zeile 4 — Zeile 12 von unten. Trotzdem wird auch in A an verschiedenen Stellen der Verlust des Esels vorausgesetzt.

Daraus geht hervor, daß die bei Braunfels mitgeteilte Vermutung von Mainez unhaltbar ist. Cervantes soll nach Mainez' Ansicht erst nach Absendung des Manuskripts auf den Gedanken gekommen sein, Sancho seinen Esel stehlen zu lassen, aber die betreffenden Bogen von A seien schon gedruckt gewesen und in B wurden nicht alle nötigen und (setzt Mainez voraus) von Cervantes angegebenen Änderungen aufgenommen. Allein war der Bogen schon gedruckt, der das 30. Kapitel enthält, so waren auch die früheren Bogen schon gedruckt und Sancho könnte also nicht auf Rocinante statt auf dem Grauen nach Toboso ziehen.[1])

[1]) Wie wir erst nachträglich konstatieren können, ist die Ansicht von Mainez bei Braunfels nicht ganz genau wiedergegeben. Da es Mainez nicht entging, daß schon A Anspielungen auf den Diebstahl enthielt, so nahm er nur für die Erzählung vom Diebstahl, nicht für die vom Fund die Möglichkeit an, daß die betreffenden Seiten beim Eintreffen von Cervantes' Änderungen schon gedruckt waren. Er mutet uns also zu, zu glauben, daß der Drucker wohl einige kleine Änderungen vornahm, den ganzen, großen auf den Fund des Esels bezüglichen Passus aber übersah! Vgl. Mainez' Ausgabe 3, 6 Anmerkung 2 und 3, 117 Anmerkung 1.

Anderseits können die beiden Stellen vom Verlust und Fund des Esels nicht durch Versehen in A weggeblieben sein, denn erstlich wäre dies ein unerklärlicher Zufall, zweitens ist der Abschnitt Braunfels 1, 230, Zeile 10 in A und B etwas verschieden eingeleitet, was mit dem Fehlen und Vorhandensein der Erzählung vom Diebstahl zusammenhängt[1]) und eine absichtliche Änderung voraussetzt. Offenbar sind beide Stellen spätere Einschübe. Dies wird dadurch bestätigt, daß wenn man die zweite Stelle herausnimmt, der folgende Abschnitt sich weit besser an das vorhergehende anschließt, als in der Lesart des gemeinen Textes.

Ursprünglich lagen also die Anstöße darin, daß Sancho eine Zeit lang des Esels beraubt erschien, ohne daß dies erklärt worden war und daß er dann später wieder im Besitz seines Reittiers war, ohne daß die Wiederfindung erzählt wurde. Wir müssen hier ein Versehen des Dichters annehmen, das man nach Belieben auf Vergeßlichkeit oder auf Genialität zurückführen mag. Möglich, daß Cervantes während der Arbeit am 25. Kapitel auf den Gedanken kam, Sancho den Esel stehlen zu lassen, daß er sich vornahm, später die Scene an passender Stelle einzufügen, und gleich so weiter arbeitete, als ob er den Diebstahl schon erzählt hätte. Er müßte dann vergessen haben, den Einschub vor Absendung des Manuskripts vorzunehmen. Wahrscheinlicher ist, daß er in den Glauben geriet, er habe am Schlusse des 22. Kapitels den Raub erzählt; es ist ja wirklich merkwürdig, daß die Galeerensträflinge bei der Plünderung Sanchos nicht auch den Esel mitnahmen. Dabei mag sich Cervantes immerhin vorgenommen (und dann vergessen) haben, den Zug mit dem Eselwechsel vorzubereiten, denn die Durchführung des ergötzlichen Einfalls im 25. Kapitel kann kaum auf einem Erinnerungsfehler beruhen. Die Vorstellung, daß Sanchos Esel geraubt sei, hielt Cervantes so lange fest, als damit das Bild, „Sancho auf dem Rocinante“ verknüpft war; nach der Rückkehr Sanchos zu seinem Herrn drängte sich dann wieder die gewohnte Vorstellung „Sancho mit dem Grauen“ vor.

Den Unebenheiten von A sollten die beiden Einschübe von B abhelfen. Allein der erste wurde an so unpassender Stelle angebracht, daß nun ein klaffender Widerspruch entstand: wenige Zeilen nach der Erzählung vom Diebstahl wird Sancho, als auf dem Esel reitend,

[1]) In A heißt es (vergleiche Hartzenbusch' Ausgabe 1, 225, natürlich ist die Orthographie modernisiert): Así como Don Quijote entró por aquellas montañas, in B dagegen (fol. 109ᵃ) El qual como entró. Dieses el qual ist nur dadurch ermöglicht, daß in dem unmittelbar vorhergehenden Satze (der in A fehlt) Don Quixote genannt war.

vorgestellt.[1]) C wollte dem neuen Anstoß abhelfen, änderte aber von den sieben widersprechenden Stellen nur zwei.

In des Dichters Erinnerung verschwammen die Vorwürfe, die den beiden Ausgaben von 1605 gemacht worden waren, in eins. Die Bemerkung Carrascos im 2. Teil, Kapitel 3 (Braunfels 3, 42) hat wenigstens in ihrer ersten Hälfte nur für A Geltung, womit sich auch Braunfels' Anmerkung 2 erledigt, die Bemerkung im 4. Kapitel (Braunfels 3, 43) gilt nur für B. Im 27. Kapitel (Braunfels 3, 211) wird wieder ein Mangel berührt, der sich nur in A findet, und endlich sogar den Setzern die Auslassung einer Stelle aufgebürdet, die sicher nie im Manuskript gestanden hat, und die wohl kein Leser des ersten Teils vermißt oder vermißt hat.[2])

Schon aus diesen Bemerkungen wird Niejahr ersehen können, daß er die Absichten, die wir mit unserem Aufsatz verbanden, und die Folgerungen, die wir daraus zogen, allerorten mißverstanden hat.[3]) Im vorstehenden findet er einiges Material für ein richtiges Verständniß. Auf seine weiteren Erörterungen einzugehen und ihm unsere Ansichten über epische Kritik und ihre Berechtigung in leichtfaßlicher Weise auseinanderzusetzen, müssen wir uns versagen: diese Zeitschrift ist kein Organ für University-Extension-Bestrebungen, auch haben wir gegen den pädagogischen Grundsatz „prima lectio brevis sit" ohnehin schon übermäßig verstoßen. Und schließlich ist es eine unbescheidene Forderung, solche untergeordnete Detailstudien einem Manne zuzumuten, der die verantwortungsvolle Aufgabe hat, die Philologie und insbesondere die Kritik als ganzes zu vertreten. Möge er also lieber seine Fahrt über das große Wasser allgemeiner Betrachtungen fortsetzen, mit dem Glauben als Segel und ohne crux

---

[1]) Dazu kommt die allgemeine Unwahrscheinlichkeit, daß Gines erst die Nacht abwartet, um den Esel zu stehlen statt ihn bei der Plünderung (Kapitel 22) zu rauben.

[2]) Kein Mensch wird nämlich im ersten Teil, Kapitel 23 eine Angabe darüber vermissen, wie Gines den Esel stahl. Erst während der Arbeit am 2. Teil (vergleiche Kapitel 4) kam Cervantes auf den Gedanken, den Esel mit dem Pferd des Sacripante in Parallele zu bringen.

[3]) Hiefür noch ein Beispiel, damit Niejahr uns nicht wiederum vorwerfen kann, wir hätten es uns „sehr leicht gemacht": mit Bezug auf einige Widersprüche aus „Don Karlos", die wir angeführt hatten, bemerkt er S. 685: „Es war daher von Kraus und Jellinek bei ihrem Standpunkt wenig bedacht, Beispiele gerade aus diesem Werke anzuführen" (da nämlich das Stück sicher überarbeitet sei). Niejahr hat also gar nicht erkannt, daß unsere Absicht dahin ging zu zeigen, aus wie verschiedenen Ursachen Widersprüche entstünden, so daß es meist schwer hielte, im einzelnen Fall für die Genesis des Widerspruchs ohne Willkür eine bestimmte Erklärung aufzustellen: Niejahr muß unsere Worte S. 715: „Ferner haben wir gezeigt, daß die Genesis von Widersprüchen sehr verschieden ist," wohl übersehen haben?

als segelgerte. Zum Abschiede geben wir ihm, damit kein einziges Mißverständnis die Erinnerung an uns trübe, die Versicherung, daß wir für Lachmanns Größe eine mindestens ebenso lebhafte Empfindung besitzen wie er selbst. Und nun wünschen wir ihm heiles ze sîner verte!

# Einige Bemerkungen zur Methode der Litteraturgeschichte.

## Mit besonderer Berücksichtigung der „Penthesilea".

Von Hubert Roetteken in Würzburg.

Gegen meinen Aufsatz „Nochmals Penthesilea"[1] wendet sich Niejahr im dritten Bande des Euphorion mit einer längeren Erwiderung und zwingt dadurch auch mich, nochmals das Wort zur Sache zu nehmen. Der Schwerpunkt unserer Polemik liegt nicht in der verschiedenen Auffassung der Einzelheiten, sondern in der Verschiedenheit unserer prinzipiellen Ansichten. Prinzipielle Erörterungen hatte ich schon in der angeführten Arbeit gebracht und bei Niejahr nehmen sie einen großen Raum ein; so mag denn diesmal gleich mit ihnen begonnen werden.

Niejahr giebt zu, daß der Philologe sich bei allen seinen Operationen von einer „gründlichen und lebendigen Vertrautheit mit der Natur des menschlichen Herzens, mit den Gesetzen der menschlichen Seele" leiten lassen müsse und daß diese Kenntnis zu erwerben das theoretische Studium der Psychologie von großem Nutzen sei; für notwendig hält er es also nicht, und auch die „allgemeine, wenn auch nicht systematische Vertrautheit mit den Gesetzen des Seelenlebens, insbesondere mit dem Wesen der Dichternatur", die er auf S. 691 zur Erforschung der Quellen und Vorbilder, der äußeren und inneren Entstehungsbedingungen einer Dichtung für notwendig erklärt, soll man sich nach ihm offenbar ohne ein eigentliches psychologisches Studium erwerben können. Wenn er außerdem stark betont, daß man durch das bloße theoretische Studium kein praktischer Seelenkundiger werden könne, sondern daß hierzu eine angeborene Gabe gehöre, so ist dies natürlich vollkommen richtig; ich habe auch nirgends das Gegenteil behauptet, und Wetz hat neuerdings auf

[1] Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge 8, 24.

die Bedeutung der psychologischen Intuition nachdrücklich hingewiesen.[1]

Es ist also die Frage zu untersuchen, wie weit unsere angeborene Gabe etwa in Verbindung mit einigen ohne eigentliches Studium der Psychologie gewonnenen allgemeinen Kenntnissen für die Probleme unserer Wissenschaft ausreicht. Niejahr führt zunächst den Dichter an als ein Beispiel, wie jemand sich auf die menschliche Seele verstehen könne, ohne daß er theoretisch ein einziges ihrer Gesetze zu wissen brauche; aber er selbst schwächt die Beweiskraft dieses Beispiels einigermaßen ab, wenn er auf S. 691 in einer durchaus psychologischen Frage einem der größten Dichter, Goethe, scharf widerspricht und über die betreffende Sache auf Grund „unwiderlegbarer Thatsachen", das heißt auf Grund wissenschaftlicher Erkenntnis, mehr zu wissen behauptet als Goethe. Freilich ist es eine Frage, über die dieser sich als Theoretiker geäußert hat. Auf seinem eigentlichen Arbeitsfelde steht der Dichter zu diesen Dingen ganz anders als wir. Er zeigt sein psychologisches Verständnis darin, daß er Gestalten schafft — und damit ist auch die Umkehrung dieses Satzes gegeben: er schafft nur solche Gestalten, die er versteht, solche aber, die seinem naiven Verständnis unzugänglich sein würden, läßt er ungeschaffen oder darf es wenigstens. Wir dagegen können eine solche Auswahl nicht vornehmen: uns steht die ganze Reihe von Figuren, Situationen, einzelnen psychischen Momenten, seien es Naturprodukte oder Produkte einer fremden Phantasie, einfach gegenüber und alle sollen wir recht verstehen.

Als Mittel für ein solches Verständnis haben wir nun eine gewisse naive Psychologie, die jeder von uns in sich vorfindet. Näher betrachtet setzt sie sich aus zwei Faktoren zusammen, die wir im einzelnen untersuchen müssen. Der erste dieser Faktoren ist die instinktive Fähigkeit, fremdes Seelenleben in uns nachzuerleben, und zwar besitzen wir diese Fähigkeit normalerweise in recht hohem Grade. Indessen sie verbürgt uns keineswegs, daß wir den fremden Charakter, den wir nachzuerleben glauben, auch richtig nacherleben. Abgesehen von später zu erörternden Störungen: gar zu sehr sind wir geneigt, mit der gewöhnlichen Art, wie sich in uns die psychischen Vorgänge vollziehen, auch den fremden Charakter aufzufassen und so entweder das Fremde zu fälschen oder, wo wir erkennen, daß es sich unserer gewohnten Art nicht fügt, es als unnatürlich zu bezeichnen. Gegen diese Gefahren schützt uns das theoretische Studium: es macht uns darauf aufmerksam, daß es noch andere Möglichkeiten psychischen Geschehens giebt, als die uns gerade naheliegenden, und

[1] Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge 9, 152.

wir werden, wenn wir diese Möglichkeit kennen, weniger leicht et waige Merkmale, die auf sie hinweisen, übersehen. Unsere instinktive Fähigkeit des Nacherlebens wird dadurch keineswegs außer Dienst gestellt, es werden nur durch die theoretische Ausbildung noch andere Formen dieses Nacherlebens ausgelöst und verwertet, als ohne die theoretische Durchbildung einzutreten geneigt sind. Allerdings giebt es Fälle, wo die Fähigkeit nachzuerleben überhaupt versagt: darüber werde ich noch weiter unten sprechen.

Auch in anderer Weise ist das bloße instinktive Nacherleben ungenügend: es täuscht uns oft den Schein einer Erkenntnis vor, wo keine vorhanden ist. Ich habe auf diesen Punkt schon in einer Recension über Herders Leben von Kühnemann aufmerksam gemacht:[1] ich will noch hinweisen auf Simmels Buch über die Probleme der Geschichtsphilosophie S. 7 ff., wo interessante Beispiele beigebracht und lehrreich erörtert sind. Als Regel für die praktische Arbeit ergiebt sich, daß wir uns nie damit begnügen dürfen, einen psychologischen Zusamenhang nur auf Grund unseres Nacherlebens zu konstatieren, sondern daß wir stets aus unserem Urteil über einen solchen Zusammenhang den Obersatz herausanalysieren und auf seine Allgemeingiltigkeit prüfen müssen. Wenn ich die Biographie eines Mannes erforsche, wenn ich dabei auf ein wichtiges Erlebnis stoße, und bald darauf Spuren irgend einer inneren Änderung des Betreffenden finde, so bin ich geneigt, diese Änderung auf jenes Erlebnis zurück zuführen und wenn es mir gelingt, die so vorausgesetzte Entwicklung innerlich nachzuerleben, erscheint sie mir als ganz selbstverständlich und ich glaube zunächst eine völlig ausreichende Erklärung jener Änderung in der Hand zu haben. Suche ich mir nun aber den Obersatz zu formulieren, etwa in der Form: Jeder Mensch, dem das und das passiert, muß sich so und so entwickeln, so werde ich stutzen und in Zweifel geraten, ob das denn auch wahr sei, und werde mich in vielen Fällen gedrängt fühlen, den allgemeinen Satz einzuschränken und bestimmte Bedingungen aufzustellen, unter denen jene Wirkung eintritt, einen bestimmten Charakter zu konstruieren, mit dem mein Held in das Erlebnis hineingeht und auf den es eben diese Wirkung hat. Dieser bestimmte Charakter war allerdings in meinem instinktiven Verständnis auch vorhanden, denn nur, indem ich eben diesen Charakter in mir erlebte, konnte ich jene Entwicklung mit durchmachen, aber das kam mir nicht zum Bewußtsein und ich begnügte mich mit einer Formulierung, die mir allgemein giltige Erkenntnis zu sein schien und die doch hierfür viel zu allgemein war.

[1] Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge 11, 111 ff.

Weiter: es giebt wie gesagt Fälle, wo unser instinktives Nacherleben überhaupt versagt. Nacherleben können wir nur Vorgänge und Zustände, die sich in einem Bewußtsein abspielen, und zwar in einem solchen, das in seinem ganzen Habitus nicht allzuweit unter dem unsrigen steht: was zum Beispiel in einem wenige Monate alten Kinde psychisch vorgeht, dürfte recht schwer nachzuleben sein. Die Vorgänge in einem dem unseren ähnlichen Bewußtsein sind unserem Nacherleben erschlossen, abgesehen von manchen pathologischen Zuständen; aber das Nacherleben hört sofort auf, wenn Theile des Vorganges außerhalb des Bewußtseins sich abspielen. Eine der uns geläufigsten psychischen Thatsachen ist es, daß Menschen gelegentlich früher Gewußtes vergessen, und doch kann den Vorgang, der sich da vollzieht, niemals jemand nacherleben und wir würden durch unsere bloße psychologische Intuition, und sei es die genialste, niemals darauf kommen, daß ein solcher Hergang möglich ist; nur die tägliche Erfahrung überzeugt uns von seiner Wirklichkeit. Scherer hat einen nicht unbeträchtlichen Teil seiner Forschung auf folgende Erwägung gestützt: Alle ähnlichen Vorstellungen finden sich zusammen in der Seele des Menschen, sie verketten sich untereinander, sie verstärken sich gegenseitig. Wenn ein Dichter eine Begebenheit darstellt, so wirken alle Begebenheiten ähnlicher Art, die er jemals erlebt, von denen er jemals gelesen. — Nun giebt es ja Fälle, wo ein Dichter mit vollem Bewußtsein mehrere Vorstellungen zu einer neuen kombiniert, und diese Fälle sind natürlich nachzuerleben; wo aber jene Verknüpfung und Verschmelzung sich ohne Absicht und Bewußtsein vollzieht, da ist von Nacherleben keine Rede, und da der angeführte Satz sich ja auch auf diese Fälle beziehen soll, so ist er in seiner Allgemeinheit niemals durch die psychologische Intuition zu fassen, sondern er ist lediglich durch theoretische Reflexion gewonnen, und nicht irgend ein genialer psychologischer Instinkt, sondern nur eine Kritik der Grundlagen, von denen man bei seiner Aufstellung ausging, und des logischen Verfahrens, das man dabei einschlug, kann über seine Richtigkeit entscheiden. Auch Niejahr setzt die Unzulänglichkeit des psychologischen Instinkts für solche Fragen voraus, wenn er, worauf ich oben schon hinwies, Goethe in betreff der Forschung nach den Vorbildern widerspricht. — Eine gewisse Rolle kann unser Nacherleben allerdings auch bei solchen Fällen spielen, denen es ganz nicht gerecht zu werden vermag. Wenn es sich zum Beispiel um Erinnerungstäuschungen handelt, die unter dem Einfluß einer Stimmung zu Stande gekommen sind, so kann ich die Stimmung und die in Betracht kommenden Vorstellungen reproduzieren, kann diese an der Stimmung messen und feststellen, daß die eine besser zu ihr paßt, als die andere; daß aber dieses besser passen dahin

führen kann, daß die eine Vorstellung in meiner Erinnerung an die Stelle der anderen tritt, das entzieht sich meinem Nacherleben durchaus.

In dem letzten Abschnitt ist nun schon eine der Quellen erwähnt, aus denen der zweite Faktor unserer naiven Psychologie fließt: Wir machen an uns und anderen gewisse Erfahrungen. Außerdem wird uns eine ganze Menge psychologischen Stoffes in der Schule, durch Lektüre, durch Gespräche überliefert und unwillkürlich wird auch unsere Reflexion über diese Dinge angeregt. Auf diese Weise bildet sich bei den meisten Menschen ein Sammelsurium von psychologischen Ansichten, die ihnen so selbstverständlich scheinen, wie eben dem naiven Menschen derartige Ansichten zu scheinen pflegen, die er eines schönen Tages in sich vorfindet, ohne zu wissen wie sie entstanden sind. Und dieser zweite Faktor unserer naiven Psychologie spielt keineswegs eine unbedeutende Rolle. Unser instinktives Nacherleben läßt sich beeinflußen durch theoretische Ansichten, durch falsche natürlich ebenso wie durch richtige, von denen ich es oben auseinandersetzte, und öfters kann das Urtheil auf Grund derartiger Ansichten geradezu an die Stelle eines solchen Nacherlebens treten und doch mit derselben Überzeugungskraft sich geltend machen, weil dem betreffenden eben die in Frage kommende Ansicht als selbstverständlich gilt. Oft genug, wenn das Urteil fällt: das ist psychologisch unmöglich, mag es beruhen nicht auf einem ernsthaft gemachten und gescheiterten Versuch inneren Nacherlebens, sondern auf einer nun einmal vorhandenen psychologischen Meinung.

Von wie zweifelhafter Güte dieser zweite Faktor unserer naiven Psychologie ist, braucht kaum weiter nachgewiesen zu werden. Nur auf einen Punkt will ich hinweisen, daß nämlich sehr häufig einzelne sich unserer Aufmerksamkeit stark aufdrängende Vorgänge unseres Inneren uns ein Muster abgeben, nach dem dann fälschlich andere weniger leicht durchschaubare psychische Ereignisse aufgefaßt werden. Wolff konstruierte fast alle Vorstellungsbewegungen und sogar die Entstehung der Gefühle nach dem Muster des logischen Schlusses, und diese und ähnliche Neigungen, in der Wissenschaft mühsam überwunden, spuken in unserer naiven Psychologie noch heute.

Ich fasse also meine Ansicht folgendermaßen zusammen. Die Fähigkeit, fremde Seelenzustände nachzuerleben, ist von größter Wichtigkeit, und wer sie in geringem Maße besitzt, dem bietet für viele Fälle das theoretische Studium keinen Ersatz, denn es ist der Theorie nicht möglich, jedes Ausdrucksmittel einer Stimmung zu verzeichnen oder jede mögliche Mischung von Eigenschaften in einem Charakter und die sich daraus in einem bestimmten Falle ergebenden Stimmungen, Willensentschlüsse u. s. w. zu beschreiben; letzteres kann sie schon

deshalb nicht, weil sie kein Intensitätsmaß für diese Dinge besitzt. Wer also nicht fähig ist, dem Worte seinen Stimmungsgehalt anzufühlen oder das Durcheinanderwogen von Gefühlen und Willensantrieben in sich nachzuerleben, der wird vielen Problemen unserer Wissenschaft hilflos gegenüberstehen. Und auch da, wo das Nacherleben völlig versagt und wir nur durch die Mittel der theoretischen Psychologie weiterkommen, ist eine angeborene Anlage zu solcher Arbeit natürlich unumgänglich: ebensowenig wie jemand, der keine Augen hat, auf dem Gebiete der mikroskopischen Anatomie arbeiten kann, vermag einer, der etwa eine Vorstellungsgruppe in ihren Bestandteilen und ihrem Zusammenhange nicht scharf auffassen kann, mit den Lehren der theoretischen Psychologie etwas aufzufangen. Aber die angeborene Anlage, sich selbst überlassen, reicht in keiner Weise aus, sondern sie muß überall kontrolliert und ergänzt werden durch das theoretische Studium. Und zwar muß dieses ein möglichst gründliches sein: die verschiedenen psychologischen Möglichkeiten müssen uns wirklich vertraut werden, so daß sie uns auch im rechten Augenblick einfallen, wir müssen die nötige Kritik gewinnen, um uns nicht von unserer angeborenen Neigung zum Rationalismus und von herkömmlichen Vorurteilen überrumpeln zu lassen. Denn wir wollen doch den Problemen, die sich uns bieten, soweit gerecht werden, als es uns möglich ist, und wollen unsere Erkenntnis so sicher stellen, wie wir irgend können.

Nun noch ein Wort von der Psychiatrie. Niejahr führt unsere Empfehlung psychiatrischer Studien auf den angeblich bei uns herrschenden Gedanken zurück, daß „die Dichter selten ganz normale Menschen seien", und glaubt sie erledigt zu haben mit der Frage: „Welche psychischen Diagnosen sind hier zu stellen? Hat der Litterarhistoriker es mit den Äußerungen halb verrückter, erblich belasteter Individuen zu thun?"

In Niejahrs Arbeit hat man nicht ganz selten Veranlassung, über die eigentümliche Sorglosigkeit zu staunen, mit der er fremde Ansichten wiedergiebt. Ich werde mehrfach Gelegenheit haben, auf derartige Fälle hinzuweisen, und auch hier liegt ein solcher vor. Wir haben nirgends behauptet, daß die Dichter selten ganz normale Menschen sind und wir haben keineswegs die Psychiatrie nur deshalb empfohlen, damit der Litterarhistoriker anormalen Dichtern gerecht werden könne; sondern wir haben sie vor allem deshalb empfohlen, weil ihre Kenntnis für das Studium der normalen Psychologie von großem Nutzen ist. Wetz begründet seinen Vorschlag, den jungen Litterarhistoriker in die psychiatrische Klinik zu schicken, mit der Bemerkung, daß er hier bei der Beobachtung kranker Seelenzustände tiefere Blicke in das normale Seelenleben thun könne. Ich habe den

Wert psychiatrischer Studien in dem von Riejahr angegriffenen Aufsatz so ausführlich erörtert, daß ich meine Bemerkungen hier nicht wiederholen mag; erst an dritter Stelle nenne ich den Nutzen, den psychiatrische Studien direkt für das Verständnis einzelner Persönlichkeiten haben können. Dieser Nutzen besteht nun auch, trotz Riejahrs entrüsteter Frage; denn diese Frage muß ja natürlich dahin beantwortet werden, daß zwar die Dichter keineswegs in der Regel „halbverrückte, erblich belastete Individuen" sind, daß es aber in der That Fälle giebt, wo die Litteraturgeschichte es mit Äußerungen krankhaft disponierter Individuen zu thun hat. Der junge Tieck zum Beispiel war ein solches, und Haym sprach ausdrücklich von einer Krankheit seiner Seele, die er Trübsinn, hypochondrische Angst nennt. Ob dieser Name zurecht besteht, mag hier dahin gestellt bleiben. Es ist vom Litterarhistoriker nicht zu verlangen, daß er in solchen Fällen immer eine bestimmte Diagnose ausspricht — etwas, das bei historischem Material unter Umständen äußerst schwierig sein kann; aber soweit mindestens muß er vertraut sein mit anormalen psychischen Zuständen, daß er sie, wo er sie findet, als anormal erkennt und beschreibt und nicht versucht, sie in irgend ein Schema seiner normalen Psychologie einzuzwängen. Dieser Gefahr ist wohl auch Haym bei seiner Behandlung des jungen Tieck nicht ganz entgangen. Daß im übrigen gerade ich ganz gewiß nicht einem wilden Darauflosdiagnostizieren das Wort rede, dafür darf ich mich wohl auf die einleitenden Bemerkungen in meinem ersten Penthesilea-Aufsatz[1]) berufen.

Gehen wir nun zu der speziellen Frage über, wie weit sich Widersprüche verwerten lassen für die Zwecke der höheren Kritik. Riejahr behauptet zwar S. 688, es sei ein armseliger Standpunkt, wenn die Gegner der Kritik ihre Angriffe fast ausschließlich gegen den einen Punkt der Widersprüche richteten, und er rechnet mich S. 653 ausdrücklich zu den Gegnern der kritischen Forschungsmethode, so daß dieses Verdammungsurteil auch für mich Giltigkeit haben soll. Indes das schreckt mich nicht. Denn einerseits hat Riejahr auf S. 672 selbst erklärt, daß als ein Hauptmittel zur Lösung der kritischen Frage von jeher die Prüfung und Verwertung der formalen und inhaltlichen Widersprüche gegolten habe und daß es daher natürlich sei, wenn die Gegner der Kritik immer wieder gerade diesen Punkt zum Ziele ihrer Angriffe machten, wodurch er also doch die Gegner der Kritik gegen sein eigenes späteres Urteil verteidigt; und andererseits ist es gar nicht richtig, daß ich der Kritik überhaupt den Krieg erklärt habe, sondern ich habe in meinem

[1]) Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge 7, 28 ff.

Aufsatz nur die Prinzipien geprüft, nach denen Niejahr seine Kritik der Penthesilea vorgenommen hatte, und da er dabei lediglich mit Widersprüchen operiert, so war es selbstverständlich, daß auch ich mich in meinem Aufsatz auf die Frage beschränkte, wie weit die höhere Kritik sich auf Widersprüche stützen kann. Ich habe auch jetzt keine Veranlassung, über dieses Thema hinauszugehen.

Jede Dichtung giebt sich zunächst als Einheit aus, und ganz besonders ist das natürlich der Fall bei Dichtungen, von denen wir wissen, daß ein einziger Dichter sie verfaßt hat.[1]) Die Annahme, daß eine solche Dichtung wirklich einheitlich sei, muß daher immer den Ausgangspunkt unseres Verfahrens bilden und darf nicht ohne Not verlassen werden. Wo wir also Widersprüche zu finden meinen, da ist es unbedingt nötig, zunächst einmal herumzusuchen nach einer Auffassung, von der aus das scheinbar Widersprechende sich zu einem widerspruchslosen Ganzen zusammenschließt. Kommen wir dabei auf eine Auffassung, die mit unseren Ansichten über die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit des Geschehens nicht wohl verträglich ist, so ist auch damit die Sache nicht erledigt, sondern es ist zu untersuchen, ob nicht der Dichter das für durchaus möglich und natürlich gehalten hat, was uns unmöglich und unnatürlich erscheint. Niejahr meint allerdings, es sei psychologischer, den Ursprung nicht zusammenstimmender Elemente aus der Annahme zu erklären, der Dichter habe seinen anfänglichen Plan geändert, als beweisen zu wollen, es sei, was aller Welt als Widerspruch erscheinen muß, für ihn ein solcher nicht gewesen. Nun giebt es ganz gewiß Fälle, wo wir ohne weiteres überzeugt sein können, daß der Dichter über die Möglichkeit einer Sache nicht anders geurteilt haben kann als wir: daß $2 \times 2 = 5$ sei, wird wohl noch keiner geglaubt haben. Aber in sehr vielen anderen Fällen ist der Kritiker keineswegs berechtigt, seine Ansicht ohne weiteres als für jedermann maßgebend zu betrachten: zeigt ja doch gerade unsere Diskussion, daß zwei Kritiker über die Möglichkeit derselben Sache völlig verschiedener Meinung sein können. Niejahr hält es zum Beispiel für unmöglich oder wenigstens höchst unwahrscheinlich, daß Achilles, wenn er Penthesileas Name und Stand schon kenne, doch die Frage an sie richten sollte: „Wer bist Du, wie nenn ich Dich, wenn meine eigne Seele sich, die entzückte, fragt, wem sie gehört?“ Nur ein mystischer Grübler, meint Niejahr, könne unter solcher Frage das verstehen, was ich darunter verstanden glaube, nämlich eine Erkundigung nach dem Wesen und einer Bezeichnung, die dieses Wesen ausdrückt. Ich leugne, daß man ein mystischer Grübler sein müsse, um die Frage in diesem Sinne zu meinen, Niejahrs Ansicht über

[1]) Nur von diesen soll im folgenden die Rede sein.

diesen Punkt ist also durchaus nicht die Ansicht von aller Welt, und wenn man schon mit der Möglichkeit rechnen muß, daß der Dichter über dieses und jenes seine ganz besonderen Privatansichten hat, so würde in diesem speziellen Falle die Wahrscheinlichkeit, daß Kleist der Ansicht Niejahrs gewesen sei, ganz gewiß um nichts größer sein als die, daß er meiner Ansicht gewesen wäre. Vielleicht erscheint auch meine Ansicht Niejahr nicht mehr so ganz absurd, wenn ich ihm noch einen Zeugen dafür anführe: wenigstens für die Frage: Wer seid Ihr? in einer ganz ähnlichen Situation wie der des Achilles ist mir kürzlich aus unserer neuesten Litteratur ein Beleg aufgestoßen. Frangipani in Wildenbruchs „Kaiser Heinrich" ist gewiß kein mystischer Grübler und doch fragt er am Schlusse des 3. Auftritts Heinrich V., von dem er ganz genau weiß, daß er Kaiser Heinrichs zweiter Sohn ist: „Wer seid Ihr", und die Kaiserin Praxedis, die die Frage aufgreift, stellt sie dann in einer auch für Niejahr nicht mehr mißzuverstehenden Weise: „Laßt mich endlich einmal wissen, wer und was Ihr eigentlich seid." Also nicht nur ich, sondern auch Wildenbruch hat eine solche Frage: „Wer seid Ihr" an einen Menschen, dessen Name und Stand man kennt, aus dem man aber sonst nicht klug zu werden vermag, für ganz natürlich gehalten.

Ich will diese spezielle Sache hier gleich erledigen. Niejahr führt in seinem Aufsatz auch einiges an, das beweisen soll, daß in der That Kleist nur seine Auffassung gehabt haben kann. Indes das reicht nicht weit. Wie Penthesilea die Frage des Achilles auffaßt, entscheidet nichts. Für sie liegt es natürlich am nächsten, sie so aufzufassen, wie sie es thut, denn sie wird sich schwerlich darüber Gedanken gemacht haben, wie unbegreiflich sie für Achilles ist. Daß Achilles mit ihrer Antwort zufrieden sei, ist falsch: nur für einen Moment läßt er von seiner Frage ab, aber Vers 1861 schon, als die Königin sich hinwegbegeben will, kommt er darauf zurück, daß er „vieler Wunder Aufschluß" von ihr verlange. Niejahr verweist mich auf Vers 1784 ff., wo ich lernen könne, wie Kleist seine Personen in einer Stimmung, wie sie mir vorschwebe, handeln lasse: da möchte Penthesilea fast zweifeln, ob wirklich Achilles ihr gegenüberstehe, aber so verwirrt sei sie doch nicht, daß sie über diesem Staunen Namen und Person vergäße. Daß Niejahr hier von einem Vergessen spricht, beweist nur, daß er doch meine Auffassung nicht recht verstanden hat, denn ich habe von einem solchen Vergessen bei Achilles gar nichts gesagt, sondern nachzuweisen gesucht, daß Achilles seine Frage thun kann, ohne Penthesileas Name und Person vergessen zu haben. Im übrigen ist Penthesilea für Achilles wirklich unbegreiflicher als er für sie, wie wohl nicht näher ausgeführt zu werden braucht; und schließlich, selbst wenn das nicht der Fall wäre, ist es doch nicht

nötig, daß zwei Personen eines Dichters in ähnlicher Situation genau dieselben Worte brauchen. Die Parallele bringt mich also nicht zum Schweigen, und wenn ich mir den Vers 2031 ansehe, wo dem Achilles in seinem Staunen über all das, was er hört, die Worte entfallen: „Ich dachte eben, ob Du mir aus dem Monde niedersiegst" — wenn ich sehe, wie eng die Frage im Vers 1811 mit der Anrede „Du Unbegreifliche" und schon vorher Vers 1774 mit der Anrede „Wunderbares Weib" verbunden ist, so befestigt sich der Eindruck immer mehr in mir, daß Kleist die Worte ebenso verstanden hat wie ich, der ich sie natürlich und schön finde. Noch weiter beweisen kann ich es freilich nicht.

Erst wenn es also feststeht, daß die Widersprüche auch vom Standpunkt des Dichters aus solche sind, erhebt sich die Frage: wie ist ihre Entstehung zu erklären? Zu meinen Erörterungen über die verschiedenen Möglichkeiten, wie sie auch bei ununterbrochenem Arbeiten entstehen können, möchte ich zunächst noch eine Äußerung Goethes nachtragen, die mir damals nicht gegenwärtig war und auf die ich inzwischen von befreundeter Seite aufmerksam gemacht worden bin. Goethe zeigt Eckermann, wie dieser vom 18. April 1827[1]) berichtet, eine Radierung von Rubens, in der die Gegenstände nicht von einer Seite beleuchtet sind, obgleich nur eine Lichtquelle vorhanden ist: der eine wirft seinen Schatten nach dieser Seite, der andere nach jener, wie es den Zwecken künstlerischer Wirkung entspricht. Auf Eckermanns Frage, ob dergleichen Fälle auch in der Litteratur vorkommen, antwortet Goethe: „Da brauchten wir nicht eben weit zu gehen, ich könnte sie Ihnen im Shakespeare zu Dutzenden nachweisen. Nehmen sie nur den Macbeth. Als die Lady ihren Gemahl zur That begeistern will, sagt sie: „Ich habe Kinder aufgesäugt." Ob dieses wahr ist oder nicht, kommt gar nicht darauf an, aber die Lady sagt es, und sie muß es sagen, um ihrer Rede dadurch Nachdruck zu geben. Im späteren Verlauf des Stückes aber, als Macduff die Nachricht vom Untergange der Seinen erfährt, ruft er im wilden Grimme aus: „Er hat keine Kinder." Diese Worte des Macduff kommen also mit denen der Lady in Widerspruch, aber das kümmert Shakespeare nicht. Ihm kommt es auf die Kraft der jedesmaligen Rede an, und so wie die Lady zum höchsten Nachdruck ihrer Worte sagen mußte: „Ich habe Kinder aufgesäugt," so mußte auch zu eben diesem Zwecke Macduff sagen, „er hat keine Kinder" . . . . . Die Worte sind bloß rhetorischer Zwecke wegen da und wollen weiter nichts beweisen, als daß der Dichter seine Personen jedesmal das reden läßt, was eben an dieser Stelle gehörig, wirksam und gut ist,

[1]) Bei Biedermann 6, 108 ff.

ohne sich viel und ängstlich zu kümmern und zu kalkulieren, ob diese Worte vielleicht mit einer andern Stelle in scheinbaren Widerspruch geraten möchten." Die Äußerung soll doch wohl sagen, daß der Dichter derartige Widersprüche um der momentanen Wirkung willen selbst mit vollem Bewußtsein begeht, und sie hat autoritative Geltung zum mindesten für Goethe selbst, in dessen Dichtungen man nach dieser Stelle durchaus mit der Möglichkeit so entstandener Widersprüche rechnen muß.

Niejahr sagt, ich scheine im allgemeinen über die Arbeitsweise der Dichter folgende Meinung zu haben: Die Dichter schreiben nach einem unabänderlichen Plane ihre Werke hintereinander weg, Kapitel für Kapitel, Scene für Scene, und wenn sie dann an einen Punkt kommen, wo es nicht ganz so „geht", wie sie es sich gedacht hatten, oder wo eine Scene zu breiterer oder freierer Ausgestaltung einladet, so gestatten sie sich auch einmal einen kleinen Widerspruch. Niejahr fügt hinzu: „So gemütlich, als wären die Dichter alte Strumpfstrickerinnen, geht es denn doch wohl nicht zu." Daß die Dichter sich „einen kleinen Widerspruch gestatten" sollen, giebt meine Auseinandersetzungen nur sehr inkorrekt wieder; im übrigen wäre es Papierverschwendung, nachweisen zu wollen, daß Dichter bisweilen auch nach vorher festgestellten Plänen Kapitel für Kapitel, Scene für Scene hintereinander wegschreiben. Über Schwierigkeiten, die sich dabei herausstellen und den Dichter zwingen, dieses oder jenes anders zu machen als er in Aussicht genommen hatte, über das Aufquellen des Stoffes u. s. w. während der Arbeit, vergleiche Spielhagen, Beiträge zur Theorie und Technik des Romans S. 31 und 46. Ich bin bei meinen Bemerkungen von der Voraussetzung gerade dieser Arbeitsweise ausgegangen, nicht weil ich keine andere kenne, sondern einfach deshalb, weil sie den größten Gegensatz bildet gegen das stückweise Arbeiten, das Arbeiten mit verschiedenen Plänen u. s. w. Wenn es mir also gelang nachzuweisen, daß Erscheinungen, aus denen häufig auf ein solches stückweises Arbeiten u. s. w. geschlossen wird, selbst bei dieser Arbeitsart vorkommen, so hatte ich meinen Zweck vollkommen erreicht.

Doch Niejahr meint überhaupt, daß die von mir aufgestellten Möglichkeiten in ihrer Allgemeinheit wenig besagen: eine solche Deduktion aus allgemeinen psychologischen Erwägungen beweise in Fragen, die nur durch Beobachtung entschieden werden können, gar nichts. Was giebt uns denn eigentlich die Beobachtung? Sie zeigt uns vor allem öfters Widersprüche und sie lehrt uns außerdem in einigen Fällen durch äußere Zeugnisse, daß die Angaben, die sich widersprechen, zu verschiedenen Zeiten, nach Verfluß längerer Zwischenräume niedergeschrieben wurden; aber daß die Widersprüche

von dem stückweisen Arbeiten irgendwie abhängig sind, ergiebt die Beobachtung nicht, sondern dieses ist eine Interpretation, die wir zu den beobachteten Daten hinzufügen. Und zwar geben uns die Daten nicht etwa eine Unterlage für eine einfache logische Bearbeitung, durch die uns die Interpretation aufgedrängt würde, sondern diese erfolgt lediglich aus allgemeinen psychologischen Erwägungen heraus. Nur weil es ganz wahrscheinlich und plausibel ist, daß ein Dichter, wenn er lange Pausen in der Abfassung seiner Dichtung macht, früher gegebene Daten vergißt und sich mit ihnen in Widerspruch setzt, nur deshalb macht die Interpretation einen überzeugenden Eindruck und sie würde niemals aufgestellt worden sein, wenn die allgemeine psychologische Erwägung nicht vorhanden wäre. Soll denn nur diese psychologische Erwägung würdig sein, die Beobachtungsdaten zu interpretieren? Ich meine, die von mir aufgestellten haben dasselbe Recht, vorausgesetzt natürlich, daß sie in sich überzeugend sind. Denn daß mir unter Umständen äußerlich bezeugt wird, daß die Bedingung, die jene Interpretationsmethode voraussetzt, das stückweise Arbeiten nämlich, wirklich eingetreten war, während etwa die Möglichkeit, die ich S. 40 oben aufstelle, solche Bedingungen, die sich äußerlich bezeugen lassen, überhaupt nicht hat, das kann doch unmöglich der ersteren zugute gerechnet werden.

Allgemeine psychologische Erwägungen leiten Niejahr auch, wenn er nun daran geht festzustellen, welche Art von Widersprüchen für die kritische Zerlegung von Dichterwerken in Betracht kommen. Als verwertbar betrachtet er solche Fälle, wo vitale Widersprüche zwischen den Grundlagen einer Darstellung und ihrer weiteren Entwicklung vorliegen, oder wo die inhaltliche Einheit auch nur in einzelnen aber wesentlichen Punkten gestört ist. Widersprüche leichterer Natur bei Nebenumständen sollen nicht verwertet werden. Leider zeigt es sich sofort bei praktischer Arbeit, daß zwischen uns über die Frage, was wesentliche Punkte sind, keineswegs Übereinstimmung herrscht. Niejahr betrachtet zum Beispiel als wesentlich die allgemeinen Voraussetzungen über die Anlage des Amazonenkrieges: Daraus, daß M 37ª Penthesilea aufgefordert wird, nach Thermidora zu gehen und 42ᵇ eine Heerführerin gleichfalls die Losung ausgiebt: „In Thermidora sammeln wir uns wieder," schließt er, daß Thermidora ein im Heere allgemein bekannter Sammelplatz und Stützpunkt der Operationen sein müsse, und da es für diese Voraussetzung im ganzen Stück, auch in M, keinen Anhalt gebe, so müsse M 37ª — und also auch 42ᵇ? — für sich betrachtet und einer anderen Bearbeitung zugeschrieben werden. Für mich ist im Verhältnis zum Hauptinhalt des Dramas die allgemeine Anlage des Amazonenkrieges etwas ganz Nebensächliches, und ich halte es nicht für nötig, daß

der Dichter sich für diesen Krieg einen detaillierten Plan entwarf. Die Amazonen werden geschlagen und Penthesilea gefangen; dann werden die Amazonen vom wetterwendischen Schlachtenglück zurückgeführt und befreien Penthesilea — das konnte vollkommen genügen. Wurde nun Kleist bei der Ausarbeitung des Dialogs irgendwie veranlaßt einen Ort zu nennen, wo Penthesilea ihr Heer sammeln könne, so konnte er den ersten besten Namen nennen, und daß er dann diesen Sammelplatz, auch wenn er ihn erst hier erfand und benannte, auch später noch einmal verwendete, ist wohl nicht verwunderlich. Durch nichts läßt sich aber wahrscheinlich machen, daß in Kleists Seele dieser Name jemals in einem größeren Zusammenhang gestanden hätte, daß er für Kleist jemals mehr bedeutete, als ihm gerade durch die Dialogpartien, in denen er ihn brauchte, nahe gelegt war. Und auch das Publikum braucht dabei nichts weiter zu denken, als was ihm gleichfalls durch den Wortlaut der Stelle gesagt wird, nämlich daß das ein Ort sei, wo man das Heer sammeln könne. Wo und zu welchem Zwecke sollte er also noch im Stücke erwähnt sein oder auf ihn Rücksicht genommen sein?

Ich kehre zurück zu der prinzipiellen Frage. Durch die Annahme unterbrochenen Arbeitens erklärt man noch nicht, wie der Dichter auf die widerstreitende Angabe gekommen ist, sondern sucht nur begreiflich zu machen, daß er frühere Angaben nicht mehr treu genug im Gedächtnis hat, um den sich einschleichenden Widerspruch zu merken. Nun sind Pausen in der Abfassung jeder größeren Dichtung selbstverständlich. Der Dichter nimmt Speise und Trank, er führt mancherlei Gespräche, er schläft und träumt; ja in der Dichtung selbst liegen Unterbrechungen: wenn der Dichter die Schicksale einer Person schildert, so sind die Vorstellungsgruppen, die sich auf die anderen Personen beziehen, aus seinem Bewußtsein verdrängt, das heißt es findet für diese eine Unterbrechung statt. Es wird nicht immer leicht sein, bei einem bestimmten Widerspruch zu beurteilen, ob er durch diese notwendigen Unterbrechungen zu erklären ist, oder ob er die Annahme einer längeren Unterbrechung in der Abfassung des ganzen Werkes nötig macht. Niejahr wird sagen, daß sich nur ganz leichte Widersprüche durch jene notwendigen Unterbrechungen erklären lassen, aber wieder werden wir über die Frage, ob ein Widerspruch ganz oder weniger leicht ist, nicht einer Meinung sein. Wenn in der „Verlobung in St. Domingo" der Held, der sonst Gustav heißt, in der Mitte plötzlich August genannt wird, so genügt das für Niejahr zu dem Schluß, daß die Novelle nicht in einem Zuge niedergeschrieben sei. Da jedes Ereignis auf Erden eine Ursache haben muß, so muß auch irgend etwas vorhanden gewesen sein, das dem Dichter den Namen August einfallen ließ; was das gewesen ist, ist natürlich nicht genau

zu bestimmen. Nahegelegt wurde der Name schon durch die Ähnlichkeit mit dem Namen Gustav: beide haben ja eine Silbe gemeinsam. Jedenfalls mußte diese Ähnlichkeit die Verwechslung erleichtern. Niejahr also glaubt, daß diese Verwechslung nur möglich war, wenn die Novelle nicht in einem Zuge geschrieben ist. Ich halte es für möglich, daß sie einfach eintrat, nachdem der Dichter mehrere Seiten hindurch keine Gelegenheit gehabt hatte, den Vornamen überhaupt zu brauchen, und man würde mich sehr in Verlegenheit bringen, wenn man mich fragen wollte, wie viel Seiten denn eigentlich seit dem letzten Vorkommen des richtigen Namens dagewesen sein müssen, um den falschen zu ermöglichen. Ich denke, man thut in solchen Fällen wirklich besser, einfach auszusprechen, was vor Augen liegt, nämlich, daß der Dichter einen Lapsus gemacht hat, und nicht mit Annahmen zu wirtschaften, die sich bei näherer Betrachtung jeder bestimmten Feststellung entziehen.

Weiter: Verschiedene Pläne. Von einem Plan kann man nur sprechen, wo der Dichter mit vollem Bewußtsein und mit voller Absicht eine Reihe Einzelheiten zu einem Ganzen zusammengestellt hat. Bei solchen Fällen, wie ich sie in meiner früheren Arbeit erörtere, wo ihm nur im Laufe der Ausführung irgend eine einzelne Annahme nahe gelegt wird und er sie aufgreift, ohne sich ihr Verhältnis zur nächsten Umgebung klar zu machen, würde ich von einer derartigen Einzelheit nicht sagen, sie bezeichne einen abweichenden Plan. Zu einem Plan gehört immer der ausdrückliche bewußte Willensentschluß des Dichters: so soll es werden.

Der Dichter kann nun zunächst den zweiten Plan mit vollem Bewußtsein abweichend vom ersten gestalten und die Stücke dann zusammenfügen, also so verfahren, wie Niejahr es in seinem ersten Aufsatz für Penthesilea annahm;[1]) dann ist es recht unwahrscheinlich, daß er Widersprüche stehen läßt. Niejahr sucht die Schwierigkeit durch eine „allgemeine psychologische Erwägung" zu beseitigen: es liege in der Natur der Sache, daß der mit der künstlerischen Ausgestaltung seines Ideals ringende Dichtergeist bei wiederholtem Umformen und Ändern leichter etwa sich einschleichende Widersprüche übersehen

[1]) Niejahr meint jetzt (Seite 667 seiner letzten Arbeit), es sei „vielleicht richtiger, auch für die Penthesilea ein Verfahren der Ausarbeitung vorauszusetzen, wie es für die ‚Schroffensteiner' urkundlich bezeugt ist: um einen festen Kern ein vielfaches Umdichten und Ändern, das konzentrisch immer weiter greift". Indessen in seiner Polemik gegen mich verteidigt Niejahr überall seine alten Aufstellungen und ich lege sie daher im folgenden auch für meine Auseinandersetzungen überall zu Grunde. Über die im folgenden behandelten Dinge habe ich schon in meiner früheren Arbeit gehandelt. Ich führe hier meine damaligen Bemerkungen weiter aus, ohne indes gerade jede zu wiederholen, so daß ich bitten muß, auch die früheren Erörterungen zu vergleichen.

könne, als der voraussetzungslos an eine fremde Schöpfung heran tretende Forscher; das heißt also, die Aufmerksamkeit des Dichters ist durch die Einzelheiten so gefesselt, daß er den Zusammenhang nicht übersieht. Niejahr giebt die Erklärung nur für den Fall wieder holten Änderns und Umformens, der nicht identisch ist mit dem uns augenblicklich beschäftigenden; doch wird Niejahr seine Reflexion wohl auch für den von uns vorausgesetzten Fall als giltig betrachten. Nun ist die Reflexion an sich mir ganz sympathisch, ich habe in meiner früheren Arbeit ganz dieselbe für meine Zwecke angestellt; und ich möchte Niejahr, nachdem er diesen Gedanken auch ausgesprochen hat, die nochmalige Lektüre meiner Erörterung empfehlen. Vielleicht giebt er mir zu, daß das, was bei öfters wiederholtem Umformen und Ändern so wichtig ist, doch auch für die erste Ausarbeitung einer Scene in Betracht kommt und also zum Beispiel die Frage: „Wer bist du?“ falls sie in seinem Sinne zu verstehen wäre, auf dem von mir S. 47 oben für diesen Fall angegebenen Wege zu stande gekommen sein könnte.

So sehr mir die Reflexion aber auch sympathisch ist: gerade für den oben angegebenen Fall ist sie weniger brauchbar. Denn, wie ich schon in meiner früheren Arbeit betont habe: wenn der Dichter plötzlich den alten Plan verwirft und den neuen konzipiert, so hat er ein Bewußtsein davon, daß er jetzt in diesem oder jenem Punkte anderen Voraussetzungen folgt als früher, die Widersprüche, die sich gerade in diesem Punkte ergeben, kann er gar nicht übersehen und daß er sie unter diesen Umständen nicht korrigiert haben sollte, ist so unwahrscheinlich, daß ich dieser Unwahrscheinlichkeit selbst eine etwas gezwungenere Interpretation vorziehen würde. Ich gebe zu: Der Dichter kann von seinem ursprünglichen Plan aus etwas geschrieben haben, das er nach der Änderung des Planes bei der Prüfung auch für den jetzigen Zusammenhang brauchbar findet, während es in Wirklichkeit zu dem älteren doch besser paßte, sich aus ihm heraus ungezwungener erklärte. Aber um grobe Widersprüche kann es sich da nicht handeln, sondern nur um Dinge, mit deren Verwertung man sich auf einen höchst unsicheren Boden begiebt. So will Niejahr den Versen 1121—42 anfühlen, daß sie ursprünglich die Katastrophe schildern sollten. Ich kann nicht finden, daß das irgendwie deutlich ist.

Etwas anderes ist es mit Widersprüchen, die sich mehr abseits ergeben, nicht gerade speziell in Bezug auf den Punkt, in dem der Dichter die Änderung hat eintreten lassen. Durch den neuen Plan mag dieses oder jenes früher Geschriebene überflüssig geworden sein, vielleicht auch mit anderen aus dem neuen Plan sich beiläufig ergebenden Annahmen im Widerspruch stehen. Diese Widersprüche pralten

im Bewußtsein des Dichters nicht so direkt zusammen, wie verschiedene Angaben über die Sache, über die er seine Voraussetzungen eben mit Bewußtsein ändert. Solche Widersprüche mögen vielleicht stehen bleiben, niemals aber deutlich feststellbar ein Widerspruch, wie ihn Niejahr zwischen 1121 ff. und der späteren Entwicklung annimmt.

Niejahr deutet auf S. 656 seiner neuen Arbeit an, wie Kleist beide Pläne zusammengeleimt haben soll, und diese Andeutung ist äußerst interessant, weil sie zeigt, wie wenig Niejahr sich über die Schwierigkeiten seiner Konstruktion klar geworden ist. Kleist hat also den Botenbericht der Obersten mit der tödlichen Verwundung und auch einiges Weitere gedichtet, nun will er dieses mit den folgenden von anderer Voraussetzung aus gedichteten Scenen vereinigen. Das nächst liegende Mittel hierzu, sollte man meinen, wäre gewesen, daß der Dichter den Botenbericht so geändert hätte, daß niemand mehr an eine schwere oder auch überhaupt an eine Verwundung denken konnte, sondern jedem klar werden mußte, die Königin sei eben nur vom Pferde herabgestoßen und vom Stoße oder Sturze ohnmächtig geworden. Für die weitere Handlung hätte das völlig genügt: Penthesilea hätte in dieser Ohnmacht die Gefangene des Achilles werden können, und die jetzt zwischen den beiden Ohnmachten stehende Scene konnte ganz wegfallen, respektive durch eine kurze Scene ersetzt werden, in der die Amazonen die noch ohnmächtige Penthesilea auf die Bühne brachten. Um etwa schon gedichtete Bestandteile der 9. Scene konnte es dem Dichter schwerlich leid sein. Auch Niejahr nimmt, wenn ich ihn richtig verstehe, an, daß in dieser Scene nur äußerst geringe Partien aus einer alten Fassung verwertet sind. Die Stücke, die sich hauptsächlich mit der Darstellung des seelischen Zustandes der Heldin befassen und diesen in mannigfachen charakteristischen Zügen veranschaulichen, schreibt er in seiner ersten Arbeit S. 546 der Umarbeitung zu. Die Verse 1296—1337 spricht er gleichfalls dem alten Plane ab (Neuer Aufsatz S. 661 oben), 1196 ff. wohl auch (Neuer Aufsatz S. 657) und ich denke, wir dürfen hinzufügen, daß alle die ernstlichen Ermahnungen an Penthesilea zu fliehen, wenn ihr das Leben irgend lieb sei, dem alten Plan mit der tödlichen Verwundung kaum angehört haben.

Statt nun diesen nahe liegenden Weg einzuschlagen, ist nach Niejahr Kleist folgendermaßen verfahren (Neue Arbeit S. 656 unten): „Der Dichter, der darauf ausging, diese Scenen mit den folgenden, die die Verwundung nicht kennen, zu verbinden, mußte versuchen, den Gedanken an die körperliche Verletzung vor dem Bilde der noch schlimmeren seelischen Zerschmetterung zurücktreten zu lassen. Aber die Verwundung bleibt dabei doch bestehen, nur dürfen wir sie uns

jetzt nicht mehr als tödlich oder gefährlich vorstellen . . . . . Erst vom 14. Auftritt an wird die Verwundung entschieden ignoriert." Oder in dem ersten Aufsatz S. 546: „Da das Ziel der Überarbeitung darin bestand, die Verbindung mit den selbständig ausgearbeiteten 11 letzten Auftritten herzustellen, so mußten selbstverständlich alle Motive, die hierbei im Wege standen, fortfallen. An ihrer Stelle legte der Dichter dann das Hauptgewicht auf die Darstellung des seelischen Zustandes seiner Heldin und indem er diesen mit der ihm eigenen Kunst in mannigfachen charakteristischen Zügen veranschaulichte, ließ er den Gedanken an die Verwundung schon jetzt absichtlich zurücktreten. Er erfand die zweite Ohnmacht und spann so den Faden zu den folgenden Scenen hinüber, während er gleichzeitig die Verbindung mit dem 8. Auftritt durchschnitt."

Ich habe Riejahrs Worte lange hin und her überlegt, aber ich kann keinen anderen Sinn darin finden als den, daß Kleist, als er an die Zusammenfügung ging, ganz genau wußte, wie wenig der 8. Auftritt zum folgenden paßte, und nun den größten Teil der neunten Scene dichtete, um dem Publikum den ihm durch 8 nahegelegten Gedanken an eine schwere Verwundung wieder zu nehmen. Erkannte Kleist selbst nicht, wie wenig der Botenbericht der Obersten zu dem folgenden paßte, so fiel ja natürlich der von Riejahr angegebene Grund für die Hervorhebung der seelischen Zerrüttung hinweg und Kleist hätte unmittelbar an 8 anknüpfen können. Nun möchte ich aber doch irgend ein Motiv erfahren, das ihn antrieb, seine 8. Scene, oder speziell die Verse 1122 ff. für so sakrosankt zu halten, daß er sie nicht änderte, sondern lieber versuchte, ihren Eindruck nachträglich aus dem Bewußtsein des Publikums zu löschen!

Weiter jedoch — ich spreche immer von den Voraussetzungen Riejahrs aus —: Kleist arbeitet also die 9. und die folgenden Scenen um mit dem Ziel sie zu vereinigen mit der Voraussetzung einer völligen Unversehrtheit der Penthesilea, wie die 14. Scene sie nach Riejahr fordert: dabei „bleibt die Verwundung bestehen, nur dürfen wir sie uns nicht mehr als tödlich oder gefährlich vorstellen". Ich frage, wie kommt Kleist dazu, die tödliche Wunde des ersten Planes nun in der 9. Scene als eine leichtere hinzustellen, wenn er doch weiß, daß Penthesilea in der 14. Scene ganz unverwundet sein soll? Nach Riejahr S. 656 unten und S. 657 oben (Neue Arbeit) müßte man annehmen, daß Kleist seinem Publikum so recht allmählich den Gedanken an eine tödliche Verwundung hat benehmen wollen: erst eine leichtere Wunde, dann gar keine. Aber nach S. 658 soll ja dem Dichter bei der Zusammenfügung der sich ergebende Widerspruch entgangen sein, er soll also nicht gewußt haben, daß er mit seiner Annahme einer leichten Verwundung doch nicht die Voraussetzung der

14. Scene richtig getroffen hatte. Hatte er denn diese Voraussetzung vergessen, als er die 9. Scene einer gründlichen Umarbeitung unterzog, um sie eben mit der Voraussetzung der 14. Scene in Einklang zu bringen? Und bildete sich ihm die Idee einer leichteren Verwundung gewissermaßen als ein Kompromiß zwischen der Vorstellung einer tödlichen Wunde und der einer völligen Unversehrtheit? Wie denkt sich Niejahr das? ich kann es mir eben gar nicht denken.

Niejahr hatte in seinem ersten Aufsatze S. 543 ausgesprochen, daß die Täuschung der Penthesilea unmöglich sei, nachdem diese im 9. Auftritt bei völligem Bewußtsein über den Hergang aufgeklärt erschien. Ich hatte eingewendet, daß Kleist die Täuschung doch auch unter der eben bezeichneten Voraussetzung für möglich gehalten habe. Er weise in der Täuschungsscene selbst deutlich auf Vorgänge der 9. Scene hin und beweise damit, daß diese Scene ihm keineswegs aus den Augen gekommen war, als er die Täuschungsscene dichtete. Niejahr repliziert, daß Kleist die Vereinigung der beiden Scenen für möglich gehalten hat, sei richtig, aber dieses als Argument zu verwenden bei der Frage, ob hier ein thatsächlicher Widerspruch bestehe, sei doch mehr als seltsam. Aber bei dieser Frage wollte ich das Argument auch gar nicht brauchen, denn auf ihre Beantwortung kommt es, wie ich oben ausgeführt habe, gar nicht an, sondern lediglich darauf kommt es an, ob Kleist seinen psychologischen Ansichten ꝛc. nach es für möglich hielt, daß ein Mensch in Penthesileas Lage von den zwischen den beiden Ohnmachten liegenden Vorfällen eine ganz lückenhafte und unklare Vorstellung hat. Nur diese Frage suchte ich durch meinen Hinweis auf Vers 1718 ff. zu entscheiden. Die Entscheidung war ungenügend, das muß ich Niejahr zugeben. Denn mein Hinweis bewies nur, daß Kleist eben jenen Teil der 9. Scene, wo Penthesilea die Rosenkränze zerhaut, mit der Täuschung für vereinbar gehalten hat, nicht aber bewies er es ohne weiteres für die anderen Partien der Scene. Niejahr meint denn auch, als Kleist die 14. Scene mit den vorhergehenden vereinte, habe seine nur auf das Verbinden gerichtete Phantasie an die Momente der 9. Scene angeknüpft, wo der Geist der Unglücklichen den Erinnyen zum Raube hingegeben ist, an die Begegnung mit den Rosenmädchen und das Irrgeschwätz auf der Brücke; er habe die Scene nicht im einzelnen geprüft, sondern nur den allgemeinen Stimmungscharakter mit dem Bilde der in sich völlig Aufgelösten vor Augen gehabt. Nehmen wir nun zunächst an, daß die 9. Scene und das Täuschungsmotiv auch nach Kleists psychologischer Ansicht nicht nebeneinander Platz gehabt hätten, daß also der von Niejahr erwähnte Widerspruch wirklich ein echter wäre und suchen wir uns klar zu machen, wie Kleist nach Niejahrs Ansicht gearbeitet haben

müßte. Da tritt nun zunächst die eben citierte Stelle in Gegensatz zu Riejahrs sonstigen Äußerungen, die dahin gehen, daß die 11 letzten Auftritte selbständig ausgearbeitet und dann erst die früheren umgearbeitet seien. Danach wäre also die Sache nicht so gewesen, daß Kleist bei der Abfassung der 14. Scene die jetzige 9. einfach vor sich hatte, sondern so, daß er bei der Ausarbeitung der 9. die 14. vor sich hatte und die Überarbeitung vornahm, um die Vereinigung zu ermöglichen. Wir haben nun schon oben gesehen, daß diese Überarbeitung eine sehr gründliche war: es blieb jedenfalls sehr wenig von der alten 9. Scene übrig, das weitaus meiste mußte Kleist neu schreiben mit dem Ziel, es mit den Voraussetzungen der 14. Scene in Übereinstimmung zu gestalten. Hierbei müßte nun Kleist vergessen haben, daß zu den Voraussetzungen der 14. Scene auch die Möglichkeit einer Täuschung der Penthesilea gehörte.[1] Nun kann ich dieses nicht für unmöglich erklären, das heißt es ist dann möglich, wenn Kleist die 9. Scene dichtete, hauptsächlich um dem Publikum den Gedanken an die tödliche Verwundung zu benehmen. Dann konnte eintreten, was ich oben andeutete: Es konnte seine Aufmerksamkeit von dem Schicksal des Verwundungsmotivs so sehr gefesselt sein, daß er die Widersprüche nicht merkte, die sich durch seine Bemühungen für dieses Motiv auf einem abseits gelegenen Gebiete ergaben. Einige Schwierigkeiten machen allerdings die Verse 1719 ff.: Entweder müßte die Scene mit den Rosenmädchen der früheren Fassung angehört haben oder Kleist müßte sie, als er 14 schrieb, bereits vorläufig für die später auszuführende 9. Scene entworfen haben oder die Verse müßten nach der Umdichtung der 9. Scene nachträglich eingefügt sein. Das alles ist nicht undenkbar. Aber nun: Wenn Kleists Phantasie so durch das Verwundungsmotiv absorbiert war, daß er in der 9. Scene Dinge schrieb, die zu dem schon feststehenden Täuschungsmotiv nicht paßten: konnte er dann nicht auch bei der ersten Niederschrift, auch wenn er einfach der Reihe nach arbeitete, durch den psychischen Zustand Penthesileas in der 9. Scene so gefesselt sein, daß er diesen länger und anders ausmalte, als sich mit dem im Plane schon vorgesehenen Täuschungsmotiv vertrug und konnte er nicht auch bei fortschreitender Arbeit, nachdem immerhin einige hundert Verse dazwischen geschrieben waren, nun bei der Ausgestaltung des planmäßig vorgesehenen Täuschungsmotivs übersehen, daß die 9. Scene nicht ganz dazu paßte?

Wohlgemerkt, ich rede hier immer von der Voraussetzung aus, daß Riejahr recht hat, das heißt daß der von ihm aufgestellte Widerspruch auch für Kleist ein solcher war. Ich will nun aber doch ausdrücklich

[1] Oder soll etwa das Täuschungsmotiv nicht ursprünglich zur 14. Scene gehört haben? Wie sind die folgenden Scenen dann möglich gemacht worden?

erklären, daß mir das durchaus nicht nachgewiesen zu sein scheint. Die Frage, ob ein wirklicher Mensch unter den Umständen, in denen Penthesilea steht, so vergessen könnte wie sie, ist wohl nicht so kurzer Hand zu beantworten; sehr wahrscheinlich ist mir der Hergang auch nicht, aber immerhin, es handelt sich um Vorgänge, die zwischen zwei Ohnmachten liegen und bei einer Gemütsstimmung passieren, die allmählich sich zu vollständiger Verwirrtheit entwickelt; hier bestimmt zu sagen: ein solches Vergessen könne nicht vorkommen, würde ich doch nicht wagen. Und ganz gewiß würde ich meine Ansicht über diesen Punkt nicht für so selbstverständlich halten, daß ich sie ohne weiteres bei jedem anderen Menschen voraussetzen möchte. Woher wissen wir, daß Kleist nicht anderer Meinung gewesen ist? Die Verse von den Rosen sprechen doch immerhin dafür, wenn sie auch direkt nur für die eine Partie beweisen: ich kann nicht finden, daß Penthesileas Seele in der Partie mit den Rosenmädchen und der Oberpriesterin mehr den Erinnyen anheim gegeben ist, als etwa im Anfange der ganzen Scene. Und was Kleists Ansicht über die Möglichkeit des Vergessens in solchen und ähnlichen Fällen anlangt, so wäre auch die 24. Scene der Penthesilea zu vergleichen, namentlich Vers 2884 ff., wo Penthesilea völlig vergessen hat, daß sie in den letzten Kampf mit Achilles mit ganz anderen Absichten gegangen ist als in die früheren, obgleich sie doch Vers 2384 ff. und auch in den nächsten Partien noch mindestens ebensowenig in einem „Traumzustande" gewesen ist wie in der 9. Scene.

Die hervorgehobenen Schwierigkeiten ergaben sich hauptsächlich aus der Annahme, daß der Dichter seinen zweiten Plan mit vollem Bewußtsein abweichend vom ersten gestaltet. Es kann auch vorkommen, daß der Dichter seinen ersten Plan vergessen hat, nicht mehr weiß, was er eigentlich wollte, danach sucht und schließlich seinen alten Plan wieder gefunden zu haben glaubt, während dieser doch in Wirklichkeit abwich. Und man hat auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß dem Dichter nur einzelnes aus seinem alten Plan entfallen ist, während er das andere noch weiß. Immer aber muß man, solange man von einem neuen Plane reden will, annehmen, daß der Dichter sich seines Vergessens bewußt ist; macht man diese Annahme nicht, setzt man voraus, der Dichter habe dieses oder jenes vergessen, es habe sich ihm aber, ohne daß er es merkte, etwas anderes an die Stelle geschoben, so kommt man auf Erinnerungstäuschungen, auf Dinge, wie sie in meiner früheren Arbeit erörtert sind. Wenn nun aber der Dichter weiß, daß er das Frühere vergessen hat, so wird er seine Arbeit durchlesen, um den Faden wieder zu gewinnen. Ich gebe zu, daß dem Dichter durch Stimmungen, Ansichten und Interessen, die er jetzt hat und früher nicht gehabt hat, eine andere Fort-

setzung nahe gelegt werden kann als er früher beabsichtigte, und daß diese Stimmungen ꝛc. die Auffassung des Alten durch den Dichter beeinflussen können, so daß er in dem früher Geschriebenen die Ansätze zu der jetzt beliebten Fortsetzung zu finden glaubt; immer aber wird das nur bis zu einem gewissen Grade möglich sein. Wenn zum Beispiel Kleist die ersten 13 Scenen der Penthesilea so geschrieben hätte, wie sie jetzt dastehen, nun sein Werk liegen gelassen und seinen Plan vergessen hätte, so würde er beim Durchlesen der alten Scenen, beim Suchen des alten Planes die Hinweise auf eine Verwundung kaum haben übersehen können, und es ist höchst unwahrscheinlich, daß er nun eine Scene angeschlossen hätte, deren vollbewußte Voraussetzung die völlige Unversehrtheit der Penthesilea gewesen wäre.

Endlich eine Arbeitsweise, wie wir sie aus der Familie Schroffenstein kennen: ein wiederholtes Umformen und Ändern, ein Hin- und Herarbeiten. Diese Art zu arbeiten scheint mir unter allen erörterten an sich die günstigsten Bedingungen für die Entstehung von Widersprüchen zu bieten. Es kann hier ein Faktor mitspielen, den wir bisher nicht berücksichtigt haben: die steigende Ungeduld und Nervosität des Dichters, der Wunsch, endlich fertig zu werden. Solange es sich um zwei einfache Pläne handelt, ist immer anzunehmen, daß sich der Dichter das Alte durchliest und auf seine Vereinbarkeit mit dem Neuen prüft. Bei wiederholtem Ändern von einzelnen Scenen oder Teilen von Scenen ist nicht zu erwarten, daß der Dichter jedesmal sein ganzes Stück wieder genau durchprüft; er wird sich vielleicht besinnen, ob das Neue, das er gemacht hat, irgendwie mit dem Alten in Widerspruch steht, und wird sich begnügen zu ändern, wo ihm etwas als der Änderung bedürftig einfällt. Aber wovon ist wahrscheinlich, daß es ihm einfällt? Sollten ihm auch auf diese Weise krasse Widersprüche in den Dingen, die den Kern der Dichtung ausmachen, entgehen und ist bei den Widersprüchen, die ihm entgehen, nicht auch eine andere Entstehungsart denkbar?

Ich will mit all diesen Betrachtungen nichts als eine Gewissensschärfung erzielen. Ich erkläre ausdrücklich, daß ich kein Gegner der kritischen Methode bin: sie mag in manchen Fällen sichere Resultate gewinnen. Das aber scheint mir unzweifelhaft, daß die kritische Methode oft sehr unkritisch angewendet wird. In der Faustfrage hat bekanntlich Erich Schmidt zu größerer Vorsicht und Zurückhaltung gemahnt und diese Mahnung ist sehr nötig gerade auch in Bezug auf die Verwertung der Widersprüche. Riejahr wirft in seiner seltsamen Karikatur auf S. 670 den „Psychophilologen" vor, daß sie glaubten, nur perlippe-perlappe sagen zu müssen, um Schloß und Riegel sich öffnen zu lassen: ich habe, wenn ich Arbeiten wie die seinige lese, oft den Eindruck, als ob für die Verfasser Worte wie

„verschiedener Plan" und ähnliches Zauberworte wären, durch deren Aussprechen sie alles für erledigt, über die hinaus zu denken sie gar nicht mehr für nötig halten. Ein solcher Rang gebührt aber dem Begriff des verschiedenen Planes u. s. w. wahrlich nicht. Der Ausgangspunkt unserer Untersuchung ist der Widerspruch selbst und das Ziel der Untersuchung ist seine Ursache; und wir suchen diese Ursache ohne andere Mittel dazu zu haben, als unsere Kenntnis des Widerspruchs in seiner Besonderheit und allgemeine psychologische Erwägungen darüber, welche Verhältnisse wohl überhaupt Ursachen von Widersprüchen werden können. Das Resultat ist nur zu gewinnen durch Auswahl aus dem Möglichen; die Vorbedingung dazu ist, daß einmal alle Möglichkeiten berücksichtigt werden und zweitens die Wahrscheinlichkeit oder die Schwierigkeit einer jeden in Bezug auf den vorliegenden Fall abgeschätzt wird. So müssen auch die Annahmen über verschiedene Pläne u. s. w. ganz genau auf ihre Schwierigkeiten hin untersucht werden, wie ich das eben gethan habe; dann erst können sie mit anderen Möglichkeiten verglichen werden. Thut das der Kritiker mit der nötigen Sorgfalt und Genauigkeit, so wird er öfters finden, daß er nicht in der Lage ist, unter den verschiedenen Möglichkeiten eine als die wahrscheinlichste zu bezeichnen; und in manchen Fällen kommt er vielleicht schließlich auf die Frage zurück, ob nicht der Schwierigkeit am einfachsten abgeholfen werden könnte durch eine andere Interpretation des Wortlautes.

Niejahr stellt in seiner neuen Arbeit die Ergebnisse seiner früheren als recht unsicher hin, sie seien nur „eine bloß mögliche Erklärung der vorhandenen Schwierigkeiten". Wenn es wirklich nichts weiter sein sollte, dann bedaure ich die Zeit, die wir beide auf die Sache verwendet haben; ich wenigstens wünsche, wenn ich eine derartige Arbeit lese, nicht nur irgend eine mögliche, sondern die wahrscheinlichste unter allen möglichen Erklärungen kennen zu lernen und die Arbeit scheint mir nur dann das Lesen zu lohnen, wenn die überwiegende Wahrscheinlichkeit der einen Annahme eine ziemlich bedeutende ist. Doch man darf Niejahrs Äußerung wohl nicht so genau nehmen; ich habe wenigstens in seiner Arbeit nirgends bemerkt, daß seine Resultate bloße Möglichkeiten bedeuten sollten. Da hieß es: „Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Dichter .... Wir haben einen neuen Beweis .... Ich habe nur folgende Erklärung .... Die dem XIV. Auftritt unmittelbar vorhergehenden Scenen gehören, wie nicht zu zweifeln, dem älteren Entwurf an ...." u. s. w. Das sind doch sehr bestimmte Behauptungen nicht nur über Möglichkeiten, sondern über Thatsächlichkeiten. Und auch wenn man in dem neuen Aufsatze Niejahrs Verteidigung gegen mich liest, kann man nirgends finden, daß da bloße Möglichkeiten verteidigt werden. Immerhin! auf S. 654

also erklärt Riejahr, daß die speziellen Behauptungen seines früheren Aufsatzes nur mögliche Erklärungen sein sollten, und daß es ihm vor allem darauf angekommen sei, festzustellen, daß die Schwierigkeiten, die unser Stück der Auffassung und Erklärung biete, in der Art seiner Entstehung ihre Ursache hätten. Dieses allgemeine Resultat erachtet Riejahr für unbedingt erwiesen, auch wenn seine speziellen Aufstellungen nicht so sicher seien. Ich möchte davor warnen, daß man unter Verzicht auf eine bestimmte Annahme, wie der Dichter gearbeitet haben soll, nur behauptet, es müsse hier irgend ein Fall aus der Gruppe des unterbrochenen ꝛc. Arbeitens vorliegen. Es giebt allerdings eine Bedingung, unter der dieses allgemeine Resultat zu behaupten berechtigt und unschädlich ist, wenn man nämlich von jedem einzelnen unter allen möglichen Fällen unterbrochenen ꝛc. Arbeitens nachgewiesen hätte, daß er weniger Schwierigkeiten biete, als alle möglichen Annahmen aus der Gruppe des ununterbrochenen Arbeitens und dann nachgewiesen hätte, daß unter den nun allein in Betracht kommenden Fällen unterbrochenen ꝛc. Arbeitens keiner mehr Wahrscheinlichkeit biete als alle übrigen. Hat man aber nicht alle die einzelnen Fälle durchgenommen und ihre Schwierigkeiten gewürdigt, so entsteht die allgemeine Behauptung nicht aus einer Vergleichung der Annahmen, die ja unmöglich ist, weil das Maß von Schwierigkeiten in jener allgemeinen Annahme sich gar nicht schätzen läßt, sondern lediglich aus der Überzeugung des Kritikers, daß die Erklärung des Widerspruches bei der Annahme ununterbrochenen Arbeitens schlechterdings unmöglich ist. Nun glaube ich, daß es Fälle giebt, wo man mit Fug und Recht diese Überzeugung haben kann, auch wenn man eine starke Dosis Skepsis besitzt. Aber ein unvergleichlicher Antrieb zur genauesten Prüfung jener Überzeugung ist es, wenn man nicht bei jener allgemeinen Behauptung stehen bleibt und damit eine unbestimmte Menge unbekannter Schwierigkeiten in den Kauf nimmt und als gegenüber der erkannten Unmöglichkeit nicht in Betracht kommend erklärt, sondern eben jene Schwierigkeiten sich deutlich vergegenwärtigt und mit der scheinbaren Unmöglichkeit vergleicht. Vielleicht findet man dann doch bei genauerer Prüfung, daß jene Unmöglichkeit nicht besteht, daß es einen Ausweg giebt.

Ich muß nun, bevor ich hier abbreche, noch ein peccavi sprechen, und zwar in Bezug auf Sanchos Esel. Ich habe mir leider vorzuwerfen, daß ich dieses Beispiel in meinem früheren Aufsatze mit einer ziemlichen Leichtfertigkeit verwertet habe, indem ich es einfach von Heinzel entnahm, ohne es mir im Zusammenhange anzusehen. Nachdem ich nun die Übersetzung von Braunfels nachgelesen habe, muß ich zugeben, daß die beiden widersprechenden Angaben zu unmittelbar aufeinander folgen, als daß Cervantes sie bei ununter-

brochenem Fortschreiben beide hätte machen können. Hier scheint mir ein Fall vorzuliegen, wo man mit gutem Gewissen das Wort „unmöglich" aussprechen kann. Aber durch ein unterbrochenes Arbeiten oder eine spätere Interpolation von Seiten des Dichters kann man den Widerspruch auch nicht ohne weiteres erklären, da man auch unter dieser Voraussetzung nicht wahrscheinlich machen kann, daß Cervantes ihn nicht gemerkt haben sollte. Wäre er nach dem Raube des Esels unterbrochen worden und hätte darüber das zuletzt Geschriebene vergessen, so ist anzunehmen, daß er es sich vor dem Weiterschreiben neu durchgelesen hätte, und wenn er den Raub nachträglich interpolierte, so ist zu vermuten, daß er sich der Gefahr oder vielmehr Wahrscheinlichkeit mit späteren Partien in Widerspruch zu geraten, dabei bewußt war und also auch das Stück bis zur Wiedergewinnung wenigstens flüchtig durchblätterte, um den Esel zu tilgen; und wenn es auch nicht ausgeschlossen ist, daß er dabei in der Ungeduld eine Erwähnung des Esels übersehen konnte, so ist doch sehr wenig wahrscheinlich, daß ihm das gerade in den unmittelbar auf seine Interpolation folgenden Zeilen passiert sein sollte. Da muß man schon zu komplicierteren Erklärungen greifen; nach der bei Braunfels abgedruckten hätte der Dichter überhaupt keinen Widerspruch gemacht, sondern die Konfusion wäre nur in der Druckerei entstanden. Stünde die Angabe über den reitenden Sancho etwas weiter entfernt von der Erzählung des Raubes, etwa nachdem schon die Brieftasche gefunden ist und das Interesse in Anspruch genommen hat, so würden die eben hervorgehobenen Schwierigkeiten allerdings fehlen. Dann aber würde ich auch nicht mehr so fest überzeugt sein, daß dem Dichter die abweichende Angabe bei fortlaufendem Schreiben nicht entschlüpft sein konnte.[1])

Soviel im allgemeinen über die Verwertung der Widersprüche. Ich komme nun speziell zu den von Niejahr in der Penthesilea behaupteten, soweit ich über die Streitpunkte nicht schon im Laufe der bisherigen Erörterungen gesagt habe, was ich darüber zu sagen weiß.

Ich hatte gegenüber Niejahrs Behauptung, in den Versen 1122 bis 1142 werde eine tödliche Verwundung der Penthesilea erzählt, hingewiesen auf Vers 1125: „Die Lanzen, schwächer als die Brüste,

[1]) Über Sanchos Esel handeln jetzt in diesem Hefte Zellinek und Kraus, deren Aufsatz mir durch die Güte des Herrn Herausgebers im Korrekturabzug zugänglich war. Danach wäre die bei Braunfels abgedruckte Erklärung falsch und die Konfusion ursprünglich wohl dadurch entstanden, daß Cervantes während des Fortschreibens auf den Glauben geriet, er habe am Schlusse des 22. Kapitels den Raub erzählt. Die Erinnerung an diesen Glauben und daran, daß er spätere Partien mit diesem Glauben geschrieben habe, konnte allerdings, als er später den Einschub machte, ihm den Gedanken an die Gefahr eines entstehenden Widerspruches fern halten.

splittern." Dieser Vers widerstreite, meinte ich, der Annahme nicht nur einer tödlichen, sondern überhaupt einer schweren Verwundung. Niejahr erklärt, so minutiös dürfte man den Vers nicht auslegen, sonst könnte man mit demselben Recht aus den Worten: „zum Orkus völlig stürzen wird er sie" schließen, Penthesilea sei durch die Heftigkeit des Stoßes dem Tode bereits nahe gebracht. Diese Worte vertragen indessen die minutiöseste Auslegung, ohne gegen meine Ansicht zu streiten. Zwar nicht durch die Heftigkeit des Stoßes ist Penthesilea dem Tode nahe gebracht, wohl aber ist sie durch die Folge des Stoßes, nämlich ihre momentane Wehrlosigkeit gegenüber dem erbitterten Feinde, der, wie allgemein bekannt, nach ihrem Leben trachtet, „der Rache preisgegeben" und befindet sich somit gewissermaßen auf dem Pfade zum Orkus. — Auch Kleist selbst, meint Niejahr, habe den Vers 1125 nicht so minutiös aufgefaßt, denn er spreche nachher von einer zerrissenen Brust, einem zerschmetterten Busen: da sei also offenbar von einer wirklichen Verwundung die Rede und daß diese nicht nur als harmlose Schürfung oder Quetschung aufzufassen sei, werde durch Vers 2821 bewiesen: „Schau! Eine Wund' und das recht tief!"

Daß es sich nicht um eine Wunde gehandelt habe, die mit meiner Auffassung des Verses 1125 verträglich sei, schließt also Niejahr nur aus Vers 2821. Ich habe nun zu diesem Vers bemerkt, es scheine sich da um eine irgendwie neu zugezogene Wunde zu handeln, nicht um die alte. Mich bewog zu dieser Ansicht zunächst der Eindruck, den ich aus den Versen gewann, daß da nicht von einer Verwundung der Brust, sondern des Halses gesprochen würde. Penthesilea soll sich Hände und Gesicht reinigen. Zu diesem Zweck ermahnt Prothoe sie, den Lorbeer abzunehmen und den Hals zu befreien und hilft ihr auch dabei. Den Busen zu entblößen war keine Veranlassung, und wenn man liest, wie Prothoe unmittelbar, nachdem von der Entblößung des Halses die Rede war, ausruft: „Schau! Eine Wund' und das recht tief!", so liegt jedenfalls die Annahme am nächsten, daß Prothoe die Wunde am Halse gefunden hat, während vorher immer von der zerrissenen ꝛc. Brust die Rede war. Auch der Vers: „Du hast es Dir recht sauer werden lassen" schien mir mehr am Platze, wenn er sich auf den eben ausgefochtenen Kampf bezog, als wenn damit die frühere Niederlage gemeint war, und endlich schien mir der Ausdruck: Schau! Eine Wund' etwas seltsam, wenn es eine Wunde aus dem früheren Kampfe war. Unter diesen Umständen geriet ich auf die Annahme, daß es sich um eine neue Wunde handle, die Penthesilea irgendwie bei ihrem letzten Kampfe mit Achilles davongetragen habe, obgleich es freilich wahr ist, daß dieser letzte Kampf kaum Gelegenheit bot, sich eine Wunde zuzuziehen.

Ganz ohne Anstoß kommt man mit dem Verse auf keine Weise zurecht, und wenn man ihm die Stellung und Bedeutung giebt, wie Niejahr, am allerwenigsten. Ursprünglich der Scene angehört haben konnte nach Niejahr der Vers nicht, da die ganze Scenenreihe von der Voraussetzung der völligen Unversehrtheit der Penthesilea gedichtet sein soll. Niejahr erklärt den Vers denn auch in seiner ersten Arbeit für späteren Zusatz. Es soll also der Dichter, der bei der Umarbeitung der 9. Scene so sorgfältig bemüht war, „den Gedanken an die körperliche Verletzung vor dem Bilde der noch schlimmeren seelischen Zerschmetterung zurücktreten zu lassen" hier sein Publikum noch einmal ausdrücklich an die Wunde erinnert haben. Wenn solche Gedankenlosigkeit irgend als wahrscheinlich gelten soll, so wird man es auch nicht als unwahrscheinlich bezeichnen können, daß Kleist, als er den Vers schrieb, von der allgemeinen Idee, Penthesilea habe eben einen Kampf durchgemacht, zu der Annahme einer Wunde geführt wurde, ohne daß es ihm einfiel, wie wenig Gelegenheit zur Verwundung gerade dieser Kampf bot. Mit diesem Verse ist also nichts zu beweisen, und die Ausdrücke „röchelnd" u. s. w. kommen gegen den Vers 1125 als Beweis für eine schwere Verwundung nicht auf und werden ja auch von Niejahr nicht als hierfür beweisend hingestellt.

Ich habe in meinem Aufsatz, nachdem ich aus Vers 1125 die Beschaffenheit der Wunde sicher festgestellt zu haben glaubte, auch die weiteren Angaben der 8. Scene darauf geprüft, ob sie zu meiner Annahme einer nur ganz leichten Verwundung paßten. Ich erwähnte da, die Oberste teile nirgends mit, daß die Königin von Blut überströmt gewesen sei, auch nicht, daß sie verbunden worden sei. Niejahr hat das so aufgefaßt, als wollte ich aus diesem Schweigen der Obersten wahrscheinlich machen, daß die Königin überhaupt nicht geblutet habe und nicht verwundet sei, und diese falsche Auffassung giebt ihm Gelegenheit, einen ganz besonderen Trumpf auszuspielen: „Ich war bisher der Meinung, ein Zerreißen oder Zerschmettern der Brust müsse notwendigerweise auch ein Hervordringen von Blut zur Folge haben, aber wer Psychologie studiert, weiß das besser." Ich war bisher der Meinung, daß die Worte: „die Königin ist von Blut überströmt" etwas mehr sagen als die Worte: „aus der Brust der Königin dringt Blut hervor" und daß man die ersteren kaum anwenden könnte auf eine Blutung, wie sie in dem von Niejahr mir entgegengehaltenen Vers 1313 vorausgesetzt wird, wo die Blutstropfen und die Schweißtropfen zusammen als eine Schnur von weißen und roten Perlen bezeichnet werden. Was die Psychologie anlangt, so will ich Niejahr das Vergnügen machen, ausdrücklich zuzugeben, daß sie über das Bluten von Wunden nichts lehrt und

daß also hierüber auch jemand mitreden kann, der von Psychologie nichts versteht: wohl aber lehrt sie, daß ein Berichterstatter neben sächliche Züge des von ihm wahrgenommenen Ereignisses, zum Beispiel bei einem niedergeworfenen Helden eine Blutung, wie sie Vers 1313 angedeutet ist, häufig wegläßt, daß er dagegen aller Wahrscheinlichkeit nach alles erwähnen wird, das zum Verständnis der Sache in ihrer ganzen Bedeutung nötig ist oder das ihm einen besonders starken Eindruck gemacht hat, zum Beispiel das aus einer tödlichen Wunde des besiegten Helden hervorströmende und ihn überströmende Blut. Auf das Schweigen der Obersten über ein Verbinden der Penthesilea lege ich keinen Wert mehr, seit ich gesehen habe, daß in M der Halbvers fehlt: „wo sie sich erholt", daß also in dieser ersten uns zugänglichen Fassung Kleists Phantasie mit dem Bilde der vom Schlachtfelde entfernten Königin überhaupt nicht beschäftigt war; daß aber nicht von dem hervorströmenden Blut gesprochen wird, bedeutet in der That ein leichtes Gewicht zu Gunsten der Annahme einer nur leichten Verletzung. Für mehr als ein derartiges leichtes Gewicht habe ich es auch nicht ausgegeben; es spielt in meinem Aufsatz durchaus nicht die Rolle eines Hauptarguments, wie man aus Niejahrs Worten am Anfange des dritten Absatzes auf S. 658 schließen könnte, sondern wird nur erwähnt als eine nachträgliche Bestätigung einer durch Vers 1125 bewiesenen Annahme. Für die Partie um Vers 1125 herum kommt die ganze Sache im übrigen natürlich nur in Betracht, wenn man annimmt, daß 1125 und 1143 ff. ursprünglich zusammen gehörten, und ich habe in der That geglaubt, daß Niejahr die ganze 8. Scene für ein unverändertes Stück des ersten Entwurfes hielt, da er in seiner ersten Arbeit nur von Scene 9—13 ausdrücklich angiebt, sie seien umgearbeitet; ich gebe aber zu, man hätte durch genaue Erwägung von Niejahrs ganzen Erörterungen auf den Gedanken kommen können, daß er auch die 8. Scene als umgearbeitet betrachtete. Jetzt erklärt er ausdrücklich, daß er die tödliche Verwundung nur für die Verse 1121—1142 behauptet habe, nicht aber eine tödliche oder doch schwere Wunde annehme auch für die folgenden Scenen — soll doch wohl heißen: auch nicht für den Rest der 8. Scene. Von diesem Standpunkt aus hat, wie gesagt, das Schweigen der Obersten für die Beurteilung der Verse 1121—1142 keine Bedeutung; für die Verse 1143 ff. befinden Niejahr und ich uns in der schönsten Übereinstimmung, da er eine leichtere Verwundung ja auch seinerseits für diese Verse annimmt.

Den nächsten Passus von Niejahrs Arbeit drucke ich am besten wörtlich ab: „Gegen die Annahme einer schweren oder gar tödlichen Verwundung sollen endlich mit besonderer Bestimmtheit die Verse 1296—1337, deren isolierte Stellung ich hervorgehoben hatte, sprechen.

Das ist so gefaßt richtig. Aber ich behaupte ja für den 9. Auftritt gar keine tödliche Verwundung, sondern überhaupt nur eine Verletzung und diese wird durch Vers 1299 ja ausdrücklich bestätigt." Die Stelle ist ein wahres Meisterstück von Gedankenklarheit: Erst erwähnt Niejahr, daß er die isolierte Stellung der Verse, also ihre Nichtzugehörigkeit zur jetzigen 9. Scene, hervorgehoben habe, und gleich darauf beklagt er sich, daß ich sein allgemeines Urteil über die jetzige 9. Scene nicht auf diese Verse angewendet habe! Die Gedankenlosigkeit wird noch deutlicher, wenn man den ersten Aufsatz zur Hand nimmt. Da werden auf S. 545 diese Verse ausdrücklich als Überbleibsel des ursprünglichen Planes bezeichnet, also des Planes, dem die tödliche Verwundung angehören soll; Niejahr hat also, wenn auch nicht für die 9. Scene, so doch jedenfalls für diese „isolierten Verse" die Voraussetzung einer tödlichen Verwundung behauptet und mein Nachweis, daß keine solche vorliege, war durchaus am Platze, Niejahr selbst muß den Schluß, den ich daraus ziehe, daß nämlich die Verse nicht zu seinem ersten Entwurf gehören können, als berechtigt anerkennen — und nun lese man noch einmal den oben abgedruckten Passus!

Für die isolierte Stellung der Kampfscene bringt Niejahr noch ein neues Argument bei, nämlich daß Achilles hier auf in Stahl geschientem Roß kämpfe und ganz als mittelalterlicher Ritter gedacht sei, während er sonst auf der Quadriga stehe und auch die anderen Griechen nicht beritten erschienen. Ich gebe zu, daß der in Stahl geschiente Achilles und das stahlgeschiente Roß sich stark mittelalterlich ausnehmen und sich am leichtesten durch den Gedanken an ritterliche Rüstung erklären. Aber es ist eine starke Übertreibung, wenn Niejahr da eine verschiedene Auffassung des Stoffes finden will. Warum kann der Widerspruch nicht auf Willkür beruhen, oder vielmehr auf einem momentanen Einfall, der Kleist, wer weiß warum, gefiel? Daß er ein Bewußtsein gehabt hat, bei dem Bilde, das er Vers 1038 zeichnete, von der Vorstellung eines mittelalterlichen Ritters beeinflußt zu sein, ist doch nicht nötig und daß ihm die Kostümwidrigkeit, der Gegensatz gegen die Sitte der Griechen auffallen mußte, wird man bei einem Kleist auch nicht behaupten wollen, bei dem zum Beispiel Hermann sein Cheruska für einen Wechsel verkaufen zu können erklärt. Doch ich bin in diesem Punkte in der glücklichen Lage, mir gegen Niejahr Hilfe bei Niejahr selbst zu holen. In seinem ersten Aufsatz S. 520 sagt er: „Der Dichter läßt solche Verstöße, soweit er sich überhaupt ihrer bewußt wird, zu, wenn sie seinen besonderen dichterischen Zwecken dienen: Achilles wird als Ritter gezeichnet, wo die Handlung ins romantische überspielt, und Sichelwagen und Elephanten werden aufgeboten, wo es gilt, vor der

Phantasie des Lesers den ganzen Schreckenspomp des Krieges zu entfalten." Will Niejahr diese Erörterung widerrufen und dem Moloch des verschiedenen Planes opfern? Jedenfalls kann er nicht widerrufen seine Hinweise auf andere Spuren ritterlicher Vorstellung: Penthesilea spricht Vers 2301 von der würdigen Rittersitte und der seidene Latz, den Achilles Vers 1408 trägt, stammt doch wohl auch aus dem Ritterkostüm; und die erste der genannten Stellen wenigstens ist aus einer der 11 letzten Scenen, die nach dem neuen Plane gedichtet sein sollen.

Im ganzen: Ich finde nicht, daß Niejahr seine Konstruktion eines ersten Entwurfes mit der tödlichen Verwundung der Penthesilea jetzt besser bewiesen hätte als früher, und nehme nach wie vor an, daß es sich von vornherein nur um eine leichte Wunde handeln sollte. Aber auch unter Voraussetzung einer solchen Wunde hält Niejahr die Behauptung eines Widerspruches mit Scene 14 aufrecht, da diese Scene völlige Unversehrtheit der Penthesilea verlange. Er führt zur Stütze dieser Behauptung zunächst an, daß Penthesilea bei ihrer Traumerzählung der Verwundung nicht gedenkt — nun sie gedenkt auch nicht ihrer Ohnmacht, dagegen solcher Ereignisse, die sich in Wirklichkeit nicht vollzogen haben, nämlich ihres Griffes nach dem Dolche, ihrer Abführung ins Griechenlager. Weiter stützt sich Niejahr darauf, daß die Wunde nicht gepflegt werde. Wenn dazu früher im Drange der Begebenheiten keine Zeit gewesen sei, so habe es doch jetzt geschehen müssen. Aber Prothoe entdecke die Wunde erst viel später, nämlich in dem schon besprochenen Verse 2821; sie sei sehr überrascht von ihrem Anblick und Kleist habe also, als er diesen Vers schrieb, selbst nicht an eine frühere Pflege der kranken Brust gedacht. Dieses letzte Argument scheint mir sich selbst zu vernichten: meinte Kleist in Vers 2821 wirklich die alte Wunde, so nahm er an, daß, *obgleich* die Wunde bestand, bis dahin keine Pflege der kranken Brust stattgefunden hatte, und man kann, gerade wenn man sich auf den Vers stützt, nicht wohl aus dem Fehlen der Pflege auch auf ein Fehlen der Wunde schließen.

Ich kann den Vers für meine Argumentation nicht verwerten, da ich ja die Wunde nicht als die alte betrachte. Aber auch so: Daß Kleist der Prothoe, wenn sie sich über Penthesilea beugt, einige Worte über die von ihr Vers 1478 ff. erst erwähnte Wunde hätte in den Mund legen müssen, daß er notwendig eine Pflege der unbedeutenden Verletzung hätte schildern müssen, scheint mir durchaus nicht nötig.

Verführerisch auf den ersten Anblick ist ein anderer Satz Niejahrs, wenn er nämlich in Bezug auf die Stelle, wo Achilles sein Haupt an Penthesileas Brust schmiegt, bemerkt: „Diese Scene muß, wenn man sich Penthesilea mit blutiger zerrissener Brust dabei vorstellt,

geradezu widerlich wirken." Auch ich würde diese Vorstellung als störend empfinden. Aber wir haben uns zunächst daran zu erinnern, daß es ja gar nicht darauf ankommt, wie unser Geschmack durch sie berührt wird und daß vielmehr die Frage sofort dahin zu stellen ist, ob denn auch der Dichter jene Vorstellung als störend empfunden haben müßte. Diese Frage mit voller Sicherheit zu beantworten, wüßte ich augenblicklich kein Mittel, und solange sie nicht beantwortet ist, fehlt jede Unterlage für den Schluß, den Niejahr ziehen will. Doch er wäre auch dann unstatthaft, wenn jene Frage bejaht werden müßte, wenn zugegeben werden müßte, daß Kleist nicht immer, während er die Scene schrieb, an die Wunden der Penthesilea gedacht hat. Mir ist es aus allgemeinen Gründen nicht unwahrscheinlich, daß ihm während der Ausarbeitung der Scene der Gedanke an die Verwundung zurücktrat. Geht es mir doch als Leser regelmäßig so. Ich habe das Drama wirklich recht oft und recht sorgfältig gelesen und niemals ist mir während der Scene eingefallen, daß Penthesileas Brust wohl blutig sein müsse, und auch Niejahr wird es wohl ebenso gegangen sein, so lange er sich in unbefangenem Genuß an die Dichtung hingab und nicht eine rein verstandesmäßige Kontrolle ausübte. Dasselbe könnte auch dem Dichter geschehen sein. Das ganze Motiv einer Verwundung der Penthesilea ist von Kleist vielleicht oder, wie mir scheint, wahrscheinlich nicht von vornherein ausdrücklich in Aussicht genommen und feierlich in einen Plan eingetragen, sondern es ergab sich wohl nebenbei aus der von vornherein in Aussicht genommenen Niederlage Penthesileas. Indem Kleist die ganze Stimmung dieser Niederlage mit durcherlebte, sich ganz in die Situation vertiefte, konnte ihm auch das Motiv der Verwundung kommen, gewissermaßen als Zubehör, als Siegel der Niederlage. Begrenzt wurde das Motiv wohl durch den Gedanken, daß Penthesilea nachher noch aktionsfähig sein mußte, also nicht schwer verwundet sein konnte. Die Liebesscene aber war, wenn wir eine Ausarbeitung des Stückes in der Reihenfolge der Scenen annehmen, in ihren Einzelheiten überhaupt noch nicht vorhanden und Einzelheiten der Liebesscene konnten daher schon aus diesem Grunde das Motiv der Verwundung nicht einschränken. Später, wenn der Dichter an die Liebesscene kam, wenn er den Jubel Penthesileas ausmalte, sich dahinein vertiefte, konnte jede Vorstellung von Wunde und Blut einfach in ihm unterdrückt werden und die Königin ihm gerade als eine in aller Herrlichkeit blühende Gestalt vorschweben. Ich erinnere an die oben angeführte Auseinandersetzung Goethes: sie läßt sich ja ganz genau auf unseren Fall übertragen. Und der Hergang, wie ich ihn hier als möglich skizziert habe, würde jedenfalls viel wahrscheinlicher sein als Niejahrs Konstruktion. Nach Niejahr, um es nochmals zu wieder-

holen, hat Kleist zuerst einen Plan mit der tödlichen Verwundung der Penthesilea, ändert dann diesen Plan für Scene 14 ff., und zwar gerade in Bezug auf die Verwundung, so daß also die völlige Unversehrtheit der Penthesilea im Gegensatz zu ihrem Zustand in dem ersten Plane vollbewußte Voraussetzung wird, dann arbeitet er die 9. Scene um, um sie mit dieser vollbewußten Voraussetzung in Einklang zu bringen und spricht dabei in den neu bearbeiteten Partien doch immer noch von einer Wunde Penthesileas.

Doch Niejahr führt noch ein Argument an: Vers 2386 sagt Penthesilea:

> Hier, diese treue Brust, sie rührt ihn erst,
> wenn sie sein scharfer Speer zerschmetterte?

Mir würde dieser Satz, wenn er so aufgefaßt werden müßte, wie Niejahr ihn auffaßt, immerhin eindrucksvoller sein als Vers 2012 ff., auch wenn feststände, Kleist könne bei Niederschrift dieses Verses nicht an die Verwundung gedacht haben. Denn es lag nahe, daß der Dichter sich bei Vers 2386 f. der früheren Angabe über die Verwundung erinnerte, da der Wortlaut des Verses dahin wies, während vorher ein solcher direkter Hinweis nicht vorhanden war, vielmehr der ganze Charakter der Situation davon abführt. Aber zunächst: Die Verse machen in der Form, in der Niejahr sie anführt, einige Schwierigkeiten: Woher weiß Penthesilea, daß ihre zerschmetterte Brust den Achilles rühren werde? Ich will die Frage nur hinstellen und die Ausspinnung des Gedankenganges, den sie einleitet, meinem Gegner überlassen; denn die Verse gehören in der Form, in der Niejahr sie citiert, nur der Druckfassung an. M hat:

> Hier diese Brust, er will sie erst zerschmettern,
> mit seiner Pferde Tritt und dann, o Schwester,
> auf ihren leichenbleichen Kissen ruhn?

Ähnlich im Phoebus; und aus dieser Fassung ist wohl der Schluß, den Niejahr angiebt, ganz sicher nicht zu ziehen, denn das „Zerschmettern", das Penthesilea hier vorschwebt, ist deutlich so verschieden von dem „Zerschmettern" von Vers 1177, daß es auch einer im Sinne dieses Verses bereits zerschmetterten, oder im Sinne von Vers 1479 „zerrissenen" Brust noch geschehen kann.

Soviel von den Widersprüchen! Noch in einem anderen Punkte haben sich Meinungsverschiedenheiten zwischen Niejahr und mir ergeben: bei der Quellenfrage. Er hält es für einen fernliegenden Gedanken, daß Kleist eine Meute einführt, und meint ihn durch den Einfluß der Aktäonsage erklären zu müssen. Ich finde, daß die Meute recht wohl ebenso wie die Rhinocerosse und Schakale der Phöbusfassung eine Er-

gänzung sein konnten zu den Elefanten und Sichelwagen, die doch einem orientalischen Kriegsheer gut genug anstehen. Doch mag das auf sich beruhen. Einiges bemerken muß ich aber noch über die Katastrophe. Niejahr läßt mich sagen, das Motiv der greuelvollen Mordthat sei jedenfalls Kleists eigene Erfindung, der Botenbericht aus den Bacchen habe nur einige nebensächliche Einzelheiten und etwa die Färbung, den Ton des ganzen Berichtes gegeben. Das ist nicht ganz richtig; denn ich gebe ausdrücklich die Möglichkeit zu, daß die Bacchenscene „dem Dichter in sehr frühem Stadium seiner Arbeit vor die Augen kam und ihm einen gewaltigen Eindruck machte, dann mit hineingeriet in das ganze Wogen von Vorstellungen und Stimmungen, aus dem sich schließlich das poetische Kunstwerk herauskryställisiert, hier leise hinlockte nach einer ähnlichen Katastrophe und so einen gewissen Einfluß auf die Gestaltung des ganzes Stoffes ausübte". Die Stelle in meiner Arbeit, die Niejahr wiederzugeben vorgiebt, lautet bei mir: „Hat Kleist ohne ihren (der Bacchenscene) Einfluß die übrige Handlung festgestellt, so . . . ." Also bei mir ist das nur ein hypothetisches Urteil, und zwar ist es der Schlußsatz einer Polemik gegen Niejahrs Behauptung, in dem Stoffe der Penthesilea sei — selbst den ganzen übrigen Verlauf der Handlung vorausgesetzt — dieser Akt eines grausigen Wutanfalles noch keineswegs gegeben. Doch weiter: Niejahr fährt, nachdem er mir die Worte in den Mund gelegt hat, „das Motiv der greuelvollen Mordthat sei jedenfalls Kleists eigene Erfindung" folgendermaßen fort: „Die Art, wie Rötteken sich den psychologischen Ursprung dieser Idee in der Seele des Dichters zurechtlegt, ist zu originell, als daß ich mich enthalten könnte, sie hier mit seinen eigenen Worten wiederzugeben." „Dieser Idee" — jeder Leser muß glauben, daß das folgende Citat aus meinem Aufsatze meine Erklärung für das ganze Motiv der greuelvollen Mordthat enthalten sollte. In Wirklichkeit aber habe ich gegenüber Niejahrs eben schon citierter Behauptung hingewiesen auf meinen früheren Penthesilea-Aufsatz, in dem ich ausgeführt hatte, daß eine Kleistsche Penthesilea durch die Herausforderung des Achilles auf das Furchtbarste, bis in den Kern ihres Wesens hinein beleidigt sein mußte, daß ferner bei Kleists Menschen ein einmal vorhandener Trieb sich bis zur äußersten Konsequenz durchsetzt, und daß der leidenschaftliche Haß überhaupt nicht damit zufrieden ist, den Feind nur aus der Ferne zu vernichten; daß wir danach bei Penthesilea eine extreme That der Rache ungefähr äquivalent der Bärenepisode in der Hermannschlacht durchaus zu erwarten haben, daß diese Rachethat sich im Rahmen des Kampfes abspielen werde, zu dem Achilles Penthesilea herausgefordert hat, und daß also, da Penthesilea selbst den Achilles tötet, sie natürlich nicht damit zufrieden sein wird, ihn nur

aus der Ferne zu erschießen, sondern durch ihre rasende Rachbegier dahin gebracht werden wird, selbst Hand an ihn zu legen. Dies ist meine Erklärung für das Motiv der greuelvollen Mordthat. Aber diese That selbst konnte immer noch in verschiedener Weise vorgenommen werden: Penthesilea konnte den schon zu Tode Verwundeten mit dem Dolche zerfleischen, ihn schlagen, kratzen oder mit Füßen treten; Kleist läßt sie ihn beißen und nur, wie er auf diesen speziellen Zug gekommen ist, habe ich in meiner Anmerkung — gerade nicht bestimmt zu sagen versucht, sondern habe nachzuweisen versucht, daß man es nicht bestimmt sagen kann. Ich denke, man wird mir danach zugeben, daß Niejahr meine Ansicht über die Katastrophe wieder nicht sehr genau reproduziert hat. Ich will übrigens nicht verfehlen ausdrücklich zu erklären, daß mir meine Anmerkung selbst, die Niejahr für einen Ausfluß des höheren Blödsinns zu halten scheint, auch jetzt noch den Eindruck leidlicher Vernunft macht.

Wenn Niejahr nachdrücklich betont, daß es unmöglich sei festzustellen, unter welchen Antrieben, Kombinationen, willkürlichen Mischungen und launischen Sprüngen das erste Aufkeimen einer Konzeption sich in jedem einzelnen Falle in dem Dichter vollzogen habe, wenn er schon S. 670 an der bereits einmal citierten Stelle den „Psychophilologen" vorwirft, sie glaubten nur perlippe-perlappe sagen zu müssen, um Schloß und Riegel jener geheimnisvollen Stätte, wo die dichterischen Ideen geboren werden, zu öffnen, so gründet sich dieser Vorwurf wohl hauptsächlich auf die zuletzt erwähnte Anmerkung, deren Absicht Niejahr, wie eben gesagt, falsch auffaßt. In Wirklichkeit zeigt sie gerade, wie ein „Psychophilologe" von allzu zuversichtlichen Behauptungen über diese Dinge zurückgehalten wird, und zwar dadurch, daß ihm häufig mehrere Möglichkeiten einfallen, wie ein bestimmtes Resultat zu stande gekommen sein kann, und er sich nicht in der Lage sieht, zwischen diesen zu wählen. Einem Manne wie Niejahr dagegen sind nur einige wenige Vorstellungen über diese Dinge recht geläufig; auf sie bezieht er alles, was sich irgend darauf beziehen läßt, und läßt es dabei an Zuversichtlichkeit des Urteils nicht fehlen. Wie bei dem Widerspruch gleich der Begriff: „verschiedener Plan" vorschwebt und entschieden behauptet wird, so ist auch die „Beeinflussung" ein solcher Lieblingsbegriff und wo er sich irgend anwenden läßt, da werden auch über das erste Aufkeimen einer Konzeption unbedenklich recht zuversichtliche Urteile abgegeben. Ich wenigstens halte es für ein solches Urteil, wenn Niejahr versichert, der Botenbericht der Bacchen habe dem Dichter das ganze Schlußmotiv geliefert und die Meute sei aus der Aktäonsage genommen. Allerdings muß ich bemerken, daß Niejahr hierüber anderer Ansicht zu sein scheint: Nachdem er das erste Aufkeimen der Motive

für aller Forschung unzugänglich erklärt hat, fährt er auf S. 691 fort: „Die Aufgabe des Philologen beginnt mit dem Moment, wo sich der Dichter anschickt, die Bilder und Gestalten seiner Phantasie zu ordnen, zu verbinden und nach einem einheitlichen Plane zu sammenzuschließen. Hier tritt das Bewußte zum Unbewußten, hier erheben sich die Fragen nach Quellen und Vorbildern, nach den äußeren und inneren Entstehungsbedingungen u. s. w." Ich halte diese Scheidung für äußerst prekär. Es ist ja möglich, daß dem Dichter auch einmal ein ganz isoliertes Motiv einfällt, aber dieses enthält doch fast immer die Forderung einer Vorgeschichte, in der gezeigt wird, wie die Menschen in die betreffende Lage gekommen sind, oder es enthält die Anweisung auf die Konsequenzen, eine Spannung, wie die Sache sich weiter entwickeln wird, oder auch vielleicht beides. So wirkt ein derartiges Motiv anregend nach beiden Seiten, neue Erfindungen schließen sich an. Und während sie auftauchen, ordnen sie sich auch oder werden vom Dichter geordnet, und während er ordnet und verbindet, keimen immer neue Konzeptionen empor. Das Aufkeimen der neuen Konzeptionen, die Ordnung und die Beschaffenheit des ersten Keimes stehen in einem so engen Wechselverhältnis, daß es kaum möglich scheinen dürfte, der Philologie die Behandlung des einen prinzipiell zuzuweisen und des anderen zu nehmen. Niejahr also will das trennen und erst für den von ihm angegebenen Moment sollen die Fragen nach den Quellen und Vorbildern nach den äußeren und inneren Entstehungsbedingungen in Betracht kommen. Ich gestehe, daß ich das nicht begreife, daß ich nicht begreife, warum diese Fragen nicht schon bei dem ersten Aufkeimen der Konzeption in Betracht kommen, und speziell nicht begreife, was denn die Behauptung über die Herkunft eines poetischen Motives anderes sein soll als ein Urteil über das erste Aufkeimen einer Konzeption.

Die Erörterungen Niejahrs auf S. 691 sind überhaupt merkwürdig. Aus dem schon Abgedruckten fällt noch der Satz auf: „Hier tritt das Bewußte zum Unbewußten." Soll das heißen, daß die Aufgabe der Philologie erst da beginnt, wo der Dichter mit Bewußtsein arbeitet? Es muß wohl so heißen sollen, andernfalls verstehe ich wenigstens den Zweck des Satzes überhaupt nicht. Aber wenige Zeilen später weist ja Niejahr einen großen Teil der dichterischen Thätigkeit ausdrücklich dem Elemente des Unbewußten zu, und zwar gerade einen Teil, über den sonst die Philologie und er selbst gar viel zu sagen weiß. — Weiterhin schreibt er den Satz: „Es hieße jede litterarische Entwicklung, jeden historischen Zusammenhang leugnen, wollte man das poetische Kunstwerk als etwas für sich und außer allem Konnex dastehendes betrachten." Der Satz ist so richtig, wie eben Tautologien zu sein pflegen, es kommt nur darauf an, wodurch

der historische Zusammenhang bedingt wird. Niejahr sagt, es solle der Dichter aus der Bildung und Kultur seiner Zeit erklärt und begriffen werden. Hier fehlt die Rücksicht auf die individuelle Anlage, die der Dichter mit auf die Welt bringt, und ohne deren Voraussetzung die Biographie keinen Schritt thun kann, es fehlt die Erwähnung der persönlichen Lebensschicksale, die auf diese Anlage wirken und bisweilen jedenfalls stärker wirken, als die allgemeine Kultur und Bildung der Zeit. Weiter bezeichnet es Niejahr als Aufgabe, das Dichtwerk aus der Gesamtheit seiner Bedingungen, aus der Persönlichkeit und dem Leben seines Schöpfers, wie aus den litterarischen und allgemein geistigen Einflüssen, unter denen er stand, zu erklären und zu begreifen. Das ist ganz schön und auch „die unreife Weisheit neugebackener Psychologiebeflissener", wie Niejahr sich gleich darauf mit wunderbar anschaulicher Bildlichkeit ausdrückt, wird an dieser allgemeinen Formulierung keinen Anstoß nehmen; es fragt sich nur, wie man die Accente zu verteilen hat. Niejahr hebt vorher ganz besonders hervor, daß man die Abhängigkeit des poetischen Producierens von bestimmten Vorbildern bis in das kleinste verfolgen soll: ich gehöre zu denen, die da glauben, daß in diesen Untersuchungen sehr viel verlorene Zeit steckt. Wenn mir auch alle Ähnlichkeiten einer Dichtung mit ihren Vorgängern aufgezählt sind, so weiß ich damit von den eigentlichen treibenden Kräften, die das Kunstwerk hervorgebracht haben, noch gar nichts. Die bloßen überlieferten Vorstellungen sind es ja nicht: wären sie der maßgebende Faktor des historischen Zusammenhanges, so wäre es unbegreiflich, daß sie nur auf diesen oder diese Dichter wirkten, nicht auf andere. Warum ist Shakespeare den älteren Männern des 18. Jahrhunderts, von denen manche ihn doch kannten, gleichgiltig, warum geraten die Vertreter der Sturm- und Drangperiode und ihre Vorgänger in so helle Begeisterung für ihn oder vielmehr für manche Seiten seiner Kunst, denn seine ganze Kunst haben sie ja nicht zu würdigen verstanden? Wie kam es, daß damals Männer von dieser bestimmten Geistesrichtung sich der Führung in unserer Litteratur bemächtigt hatten und ein Publikum fanden? In welchem Zusammenhange stehen die Lieblingsmotive der Zeit mit dieser Geistesrichtung? Wer mir diese Fragen beantwortet, der giebt mir Erkenntnisse über den historischen Zusammenhang.

Allerdings das soll nicht geleugnet werden: schon von einem Dichter geformte Motive haben etwas voraus vor solchen, die noch in der Natur stecken und erst herausgerissen werden müssen. Der ästhetische Wert ist bei ersteren bereits ausgeprägt und jedem klar, während es viel schwerer ist, etwa bei einer Zeitungsnotiz, einem beobachteten Vorfall des Lebens oder einem zufälligen Einfall sofort zu erkennen,

daß hier gewisse Wirkungen schlummern. Ihre größte Bedeutung hat diese Macht des bereits geformten Materials bei Dichtern, die geborene Nachahmer sind, die keine individuellen ästhetischen Bedürfnisse haben, sondern nur überhaupt etwas machen wollen, gleichviel ob sie im Fahrwasser Shakespeares oder Calderons, Ibsens oder Kleists segeln. Aber schon, wo bestimmte Werke plötzlich eine Reihe von Nachahmungen finden, muß man, wenn man von dem, wie ich glaube, nicht sehr hoch zu schätzenden Reiz des neuen absieht, immer annehmen, daß bei einer Anzahl von Dichtern oder im Publikum oder in beiden ein Bedürfnis nach dieser bestimmten Art von Charakteren, der Darstellung dieser Konflikte, nach diesen bestimmten Stimmungen u. s. w. vorhanden war. Hier hat schon nicht jedes bereits ästhetisch ausgemünzte Motiv ohne weiteres über den Dichter größere Macht, sondern nur ein solches, das seinem bestimmten Bedürfnisse entgegenkommt, das nach der ihm sympathischen Richtung hin ausgemünzt ist oder wenigstens nach dieser Richtung hinweist. Wie sehr dabei das Original bisweilen assimiliert wird, dafür bieten unter anderem die ersten deutschen Nachahmungen des Robinson ein Beispiel. Wohl wird bei solchen Nachahmungen manches auf das Original hinweisen, aber ihre Lebenswurzeln stecken nicht in dem Original, sondern in jenem Bedürfnis, das durch das Original nur einen Weg zur Befriedigung gefunden hat, den es möglicherweise auch ohne das Original hätte finden können; und was die Ähnlichkeiten mit dem Original anlangt, so ist von ihnen, soweit sie nicht äußerlicher und unwesentlicher Art sind, wie Namen, Lokalitäten u. s. w., recht schwer zu entscheiden, wieweit sie wirklich durch die Kraft des Originals hervorgebracht sind, wieweit das Bedürfnis des Dichters schon selbst auf dem Wege war, ähnliches zu erfinden. Wenn etwa eine Verführungsgeschichte besonders geeignet erscheint, Stimmungen und Tendenzen einer bestimmten Zeit auszudrücken, so ist das ein Motiv, das aus Erzählungen wirklicher Vorkommnisse oder aus Zeitungsnotizen sehr vielen bekannt ist; einer muß es nun natürlich zuerst bringen und alle andern, die es nach ihm bringen, erscheinen als seine Nachahmer. Aber es ist schwer festzustellen, wieweit die bei allen vorhandene Stimmung u. s. w. auch bei diesen Nachahmern schon das allgemein bekannte Motiv herangezogen und beseelt hatte, wieweit seine Brauchbarkeit erst durch Kenntnisnahme des „Vorbildes“ einleuchtete. Auch spezielle Ähnlichkeiten entscheiden hier nicht. Menschenschicksale haben ihre typische Umgebung, zu einer Verführungsgeschichte gehört in vielen Fällen auch eine Kupplerin. Diese giebt es in verschiedenen Varietäten: die Kupplerin für Geld, die Kupplerin aus Passion u. s. w.; je nach der Stimmung und Tendenz der Zeit wird eine dieser Varietäten einer größeren Anzahl von

Dichtern besonders interessant sein. Führt nun ein Dichter bei einer Verführungsgeschichte eine Kupplerin ein, die Ähnlichkeit hat mit einer solchen des Vorbildes, so ist wieder nicht zu entscheiden, wieweit an der Figur die innere Logik des Stoffes und die Zeitstimmung beteiligt ist, wieweit das Vorbild. Wenn ich ganz bestimmt weiß, daß der Dichter vor Kenntnisnahme des Vorbildes niemals an das Motiv gedacht hat, so kann ich freilich sagen, daß er durch die fremde Dichtung angeregt ist und werde dann auch die Figur der Kupplerin als durch das Vorbild angeregt betrachten; aber die Voraussetzung dürfte nicht oft verwirklicht werden und wenn sie es ist, weiß ich im Grunde nur, daß der Dichter durch sein Vorbild sozusagen überrumpelt ist, daß er es kennen gelernt hat, bevor die in ihm vorhandenen Tendenzen die Berührung mit den entsprechenden Vorstellungsgruppen gefunden haben.

Es ist bisher immer vorausgesetzt, daß das Motiv gleich bei seiner Kenntnisnahme einen starken Antrieb zur Produktion ausüben sollte: öfters behauptet man dieses aber nicht, sondern meint nur, daß das Gelesene — oder im Leben Gesehene — eingegangen sei in das große Reservoir, wo das Vorstellungsmaterial des Dichters verwahrt werde, und nun bei dieser oder jener Schöpfung mitbeteiligt sei. Mit solchen Behauptungen steht es erst recht prekär. Die in jenes Reservoir eintretenden Vorstellungen erleben allerlei Veränderungen: zusammengesetzte Vorstellungen zerlegen sich, sie oder ihre Teile kombinieren sich mit anderen Vorstellungen und deren Teilen, und diese anderen Vorstellungen strömen von allen Seiten zu und auch die flüchtigsten können Bedeutung gewinnen; die Vorstellungen erleben Steigerungen, wie das Dilthey ausgeführt hat, kurzum, bei dem, was schließlich herauskommt, kann niemand sagen, wieviel oder wenig dazu diese oder jene Vorstellung, deren Eintreten in das Reservoir wir zufällig beobachten konnten und die nur eine von unzähligen ist, beigetragen hat. Scherer hat einmal gemeint, es sei immer nützlich, den Harfenspieler zu notieren, den Goethe am 29. Juni 1776 in sein Tagebuch eintrug: eine Quelle für die Goethesche Gestalt kennten wir damit jedenfalls, aber ihre anregende Kraft sei vielleicht nur der hundertste Teil jener anregenden Kraft, welche Goethe zu seiner Schöpfung trieb. — Die Hauptsache, die Goethe trieb, wird wohl überhaupt kein Erlebnis mit Harfenspielern gewesen sein, sondern ein Bedürfnis nach einer Figur mit solchem Stimmungsgehalt; doch wie dem sei: es scheint mir sehr wenig Erkenntniswert zu besitzen, wenn wir eine Quelle kennen, die vielleicht nur ein Hundertel, vielleicht noch weniger — eben nur einen ganz unbestimmten, möglicherweise ganz verschwindend geringen Teil von dem Material zu der Figur hergab. Ich würde mich, statt diesen einen oder auch zwanzig

solcher Harfenspieler zu notieren, lieber mit der allgemeinen Überzeugung begnügen, daß das Vorstellungsmaterial für die Gestalt des Harfenspielers nicht ohne Wirksamkeit der betreffenden psychologischen Gesetze sich kombiniert hat, und würde mich bemühen, mir klar zu machen, warum Goethe eine derartige Gestalt sympathisch war.

Ich fasse zusammen. Das individuelle Bedürfnis des Dichters, wo ein solches vorhanden ist, ist der maßgebende Faktor seiner Schöpfung. Es zieht schon geformtes Material heran, es assimiliert es, oder es veranlaßt die Phantasie, entsprechende Vorstellungsgruppen zu bilden. In diesem Bedürfnis steckt daher die eigentliche Kausalität. Und ferner: dieses Bedürfnis ist deutlich zu erkennen, es ist beim einzelnen Dichter, allerdings nur unter Voraussetzung einer nicht weiter ableitbaren angeborenen Anlage, auch in seiner Entwicklung zu verfolgen; während die Herkunft des Vorstellungsmaterials vielfach problematisch bleibt. Auf die Erforschung jenes Bedürfnisses muß daher viel mehr Wert gelegt werden als auf die Behandlung der Frage nach den Vorbildern u. s. w. Allerdings stehen wir mit der Frage, wie es kommt, daß in einer bestimmten Zeit Dichter mit einem bestimmten ästhetischen Bedürfnis die Herrschaft an sich reißen, vor einem schwierigen Problem, und leichter, als sich hierüber den Kopf zu zerbrechen, ist es jedenfalls, Ähnlichkeiten mit früheren Dichtungen festzustellen. Und diese Thätigkeit erhält noch eine Stütze dadurch, daß es an sich angenehm ist, Ähnlichkeiten wahrzunehmen: eine an sich angenehme geistige Thätigkeit, die irgendwie den Schein gewonnen hat, Erkenntniswert zu besitzen, ist vor einer allzu scharfen Kritik dieses Wertes ziemlich sicher.

Ich bin zu Ende und kehre nochmals zu Riejahr zurück. Er hat sich mit uns alle Mühe gegeben. Er hat unsere Herzen zu rühren gesucht durch einen schwungvollen Hymnus auf die Kritik; er hat uns unser Unrecht zum Bewußtsein zu bringen gesucht, indem er ironisierte und höhnte, so fein, so geistreich und witzig, wie er es nur immer zu leisten im stande war; er hat den Ton der Entrüstung angeschlagen und uns den Rat gegeben, wir sollten uns still der Ausbildung in der Kritik widmen. Ich habe von allen diesen hübschen Sachen nur hie und da etwas erwähnt; jetzt zum Schluß aber will auch ich Riejahr einen Rat geben: er möge sich still der Ausbildung in der Klarheit und Folgerichtigkeit des Denkens widmen, ehe er versucht, das große Wort zu führen und sich als Ritter der gekränkten Philologie aufzuspielen.

## Erwiderung.

Die vorstehenden „Bemerkungen" Roettekens geben mir keine Veranlassung, auf die allgemeinen und besonderen Fragen, um die es

sich hier handelt, von neuem einzugehen; ein solcher Versuch würde bei der prinzipiellen Verschiedenheit unsers Standpunkts gänzlich zwecklos sein. Ich begnüge mich lediglich zu konstatieren, daß ich auch die gegenwärtigen Erörterungen Roettekens in keiner Hinsicht für geeignet halte, meine Ansichten über die Entstehung der „Penthesilea" zu widerlegen. Im übrigen will ich es getrost dem Urteil der Öffentlichkeit überlassen, auf welcher Seite die größere „Klarheit und Folgerichtigkeit des Denkens" zu finden ist.

Auf den vorangehenden Artikel von Jellinek und Kraus behalte ich mir eine ausführliche Entgegnung in einem der nächsten Hefte vor.

Halle. Johannes Niejahr.

# Die Dichtung vom Bruder Rausch.[1])

Von Heinrich Anz in Rudolstadt.

Vor einiger Zeit gelangte in meinen Besitz ein alter niederdeutscher Druck vom „Broder Rusche". Der vorn auf dem Titelblatte befindliche Holzschnitt verwies durch seine altertümlich-naiven Formen auf eine Zeit, da die Fortschritte in dieser Kunst noch nicht allzu weit gediehen waren, und der Druck selbst bestätigte dies, wenn auch jede Angabe über Ort und Zeit fehlte. Wie ich dazu gekommen, ihn den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts zuzuweisen, muß unten ausführlicher dargelegt werden. Gewann der Druck so schon als einer der ältesten niederdeutschen Drucke überhaupt für mich an Wert, so führte mich die Untersuchung des Inhaltes sehr bald dazu ihn wegen seiner litterargeschichtlichen Bedeutung zur Grundlage einer Neubearbeitung des darin überlieferten Gedichtes zu machen. Hier vorläufig nur einige Vorunterſuchungen, die zugleich bezwecken möchten, etwaige weitere Beiträge für die geplante Arbeit zu erbitten.

[1]) Was bisher darüber gesagt ist, beschränkt sich, abgesehen von gelegentlichen Bemerkungen bei Lappenberg und anderen, auf folgende drei Schriften:

F. Wolf und St. Endlicher, Wien 1834; nur in 50 Exemplaren gedruckt; danach in Scheibles Kloster 11, 1070 ff.

C. Schade, Weimarisches Jahrbuch 5, 357 ff.: Bruder Rausch, Hannover 1856.

Chr. Brunn, Broder Russes Historie, Kjøbenhavn 1868 (mir durch Vermittlung des Herrn Professor A. Düning vom Verfasser freundlichst zugestellt; auch dies Werk ist nur in einer beschränkten Anzahl gedruckt). — — Nichts neues bringt F. Bobertag, Bruder Rausch, in J. Kürschners Deutscher National Litteratur 11, 303 ff.

Die Dichtung vom „Bruder Rausch“, die heutzutage nur noch in den Litteraturgeschichten ein bescheiden zurückgezogenes Leben führt, schien ehemals einem andern Schicksal bestimmt. Den Zeitbestrebungen des 15. Jahrhunderts entsprossen in ihrer Tendenz, dem Zeitgeschmack angepaßt in ihrer Ausführung, hat sie, anscheinend auf niederdeutschem Gebiete entstanden, zu Beginn des 16. Jahrhunderts das hochdeutsche Gebiet sich erobert, taucht um die Mitte des Jahrhunderts ungefähr gleichzeitig in England und Dänemark auf, findet in Dänemark, offenbar durch Anknüpfung an eine dort bereits vorhandene Volkssage, eine neue Heimat, wird lokalisiert und geht in die volkstümliche Überlieferung über, erhält sich hier durch immer neue Bearbeitungen und Ausgaben, um schließlich in unserm Jahrhundert noch novellistisch und dramatisch bearbeitet zu werden.[1] Für Deutschland war wenigstens noch im Jahre 1589 der emphatische Ausruf in Bruno Seidels paroemiae ethicae möglich:

Quis non legit
Quae frater Rauschius egit!

Jetzt suchen wir vergeblich auch nur zehn deutsche Drucke zusammen zu bekommen. Handschriftlich konnte das Gedicht bisher überhaupt nicht aufgetrieben werden. Der älteste bekannte Druck, und zugleich auch bisher der einzige niederdeutsche, war der auf der Berliner Bibliothek, ohne Ort und Jahr, 10 Blatt 4°, ohne Kustoden, einige Signaturen, Interpunktionen nur vereinzelt, den O. Schade im Weimarischen Jahrbuch 5, 385—399 abdruckte; er verlegt ihn, jedoch ohne genauere Angaben, in den Ausgang des 15. Jahrhunderts. Dazu kommt nun[2] der in meinen Händen befindliche Druck, ebenfalls ohne Ort und Jahr, 8 Blätter in 4°, ohne Kustoden, auf dem dritten Blatt anscheinend eine Signatur. Es fehlt jede Interpunktion. Auf der Vorderseite des ersten Blattes ist ein Holzschnitt, darstellend einen Mönch in seiner Klosterzelle, der damit beschäftigt ist, derbe Knotenstöcke zurecht zu schneiden. Der Mönch trägt im Gesicht, wie an Händen und Füßen deutlich die Abzeichen des Teufels.[3] Der Text beginnt auf der Rückseite des ersten Blattes mit einer nachträglich bescheiden ausgemalten Initiale. Die Zeilenzahl ist 31.

[1] Ich nenne als neueste Erscheinung der Art: Broder Rus. Komedie i five Akter af Einar Christiansen. 2. Auflage. Kjøbenhavn 1889.

[2] Schon Herr von Meusebach wollte in Auktionskatalogen weitere niederdeutsche Drucke angetroffen haben, ohne doch ihrer habhaft werden zu können (Scheible, Kloster 11, 1101.)

[3] Sämtliche Drucke des Gedichtes tragen Titelbilder, keiner jedoch das hier genannte Motiv; in dem Ductus der Linien, wie in der Schattierung und auch der ganzen Auffassung erinnert dieser Holzschnitt auffällig an den des Berliner Druckes, der sich bei Bobertag a. a. O. S. 368 nachgebildet findet.

Das Gedicht schließt in der Mitte der vorletzten Seite. Unter der Unterschrift ℭ Et sic est finis findet sich nun noch ein Druckerzeichen, das eine Handhabe zu bieten scheint für eine nähere Bestimmung von Ort und Zeit. Ein hockender Löwe hält ein kleines Wappenschild mit einem Eichenzweige, daran nach oben gekehrt drei Eicheln. Auf dem Schilde befinden sich zwei Anfangsbuchstaben I W. Dieselben Buchstaben finden sich auch auf dem geschlungenen Bande über dem Schilde, doch folgen ihnen noch die Buchstaben vg. Das Zeichen der drei Eicheln nun findet sich häufig — frei oder im Wappenschild — auf Magdeburger Drucken, worauf ich von Herrn Archivar Dr. Dittmar freundlichst aufmerksam gemacht wurde. Ich verweise dazu auf Fr. Hülßes Geschichte der Buchdruckerkunst in Magdeburg (Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg, Band 15, Jahrgang 1880, S. 167 und 165/6, Anmerkung). Allerdings finden wir dies Druckerzeichen erst von 1530 an, also für unseren Druck viel zu spät,[1]) aber das durch jene drei Eicheln bezeichnete Haus ad trium glandium scheint schon länger eine Druckerwerkstatt gehabt zu haben. Jene Initialen nun, wie die ganze Art des Druckes, die Beschaffenheit des Papieres, die Formen des Alphabets, die Höhe der Typen, alles bis zu den kleinsten Einzelheiten stimmt für den ältesten Magdeburger Drucker Joachim Westfal. Westfal druckt zunächst mit Ravenstein gemeinsam seit 1483, noch 1480 ließ Magdeburg in Lübeck drucken (vgl. L. Götze, Ältere Geschichte der Buchdruckerkunst in Magdeburg. I. Abteilung. Die Drucker des 15. Jahrhunderts, Magdeburg 1872,)[2]) seit 1485 druckt er allein, etwa mit Beginn des Jahres 1487 zieht er nach seiner Heimatstadt Stendal. Ungefähr um das Jahr 1486 mag der vorliegende Druck aus seiner Offizin hervorgegangen sein; es war nicht sein erster niederdeutscher Druck, schon 1484 veröffentlichte er ein niederdeutsches Evangelienbuch, um dieselbe Zeit, vielleicht noch etwas früher, ein niederdeutsches Plenarium, späterhin auch den niederdeutschen Sachsenspiegel, sowie „die Gezeiten unser Lieben Frauen".

Die ältesten hochdeutschen Drucke führen uns um drei Jahrzehnte weiter: 1515 druckte Mathis Hüpfuff zu Straßburg „Von Bruoder Rauschen vnd | Was wunders er getriben hat, in | einem Closter dar in er syben iar | sein zeit vertriben, vnd gedienet | hat in eins kochs gestalt". Dieser Druck, jetzt in der k. k. Hofbibliothek in Wien, wurde zuerst veröffentlicht von F. Wolf und St. Endlicher, Wien 1834, danach wieder abgedruckt in Scheibles Kloster 11,

[1]) Bei dieser Ansetzung des Druckes stütze ich mich zugleich auf die Urteile des Herrn Professor Dr. Düning-Quedlinburg und Archivar Dr. M. Dittmar Magdeburg.

[2]) Hier sind auch Proben der Westfalschen Typen und Holzschnitte gegeben.

1102—1118. Älter würde noch sein ein Druck, den ich bei Brunn, S. 26 verzeichnet finde nach E. Weller, „Repertorium bibliographicum. Nördlingen 1864, S. 53, Nr. 457: Dis biechlin saget vo Bru | der Rausche vnd was er | wunders getribe hat in einem Closter dar in er vij jar | sein zeit vertribe vñ gedienet hat in eines kochs gestalt. Straßburg bei Martinus Flach 1508, jetzt in der königlichen Bibliothek in München. Danach folgt ein jetzt in der Ministerialbibliothek zu Celle befindlicher Nürnberger Druck von Friedrich Gutknecht (beschrieben von O. Schade, Ecken Ausfahrt, Hannover 1854; abgedruckt von O. Schade, Weimarer Jahrbuch 5, 400—414); einen zweiten Gutknechtschen Druck verzeichnet Brunn nach Weller S. 113, Nr. 941, Anmerkung, ungefähr vom Jahre 1555. Etwa 1560 erschien, ebenfalls in Nürnberg,[1]) ein mit dem Gutknechtschen Druck offenbar übereinstimmender Druck von Valentin Newber, wonhafft im oberen Weher; Näheres über ihn giebt Wolf a. a. O. S. 1072 f., wozu zu vergleichen Schade S. 360. Dieser Druck, ehemals im Besitze des Wiener antiquarischen Buchhändlers Matth. Kuppitzsch, scheint jetzt verschwunden. Genannt werden schließlich noch ein Magdeburger Druck von Wilhelm Roß, 1587, welcher sich nach Nachrichten von W. J. Thoms in London in der Bibliothek des Francis Douce fand (Wolf S. 1071 und 1073) und welcher nach der Beschreibung von Thoms dem Newberschen Drucke ähnelte, und ein Nürnberger Druck von Val. Fuhrmann um 1590 (Brunn S. 29). Der älteste dänische Druck wurde erst im Jahre 1867 durch einen günstigen Zufall von Chr. Brunn in Kopenhagen entdeckt[2]) im Einband von Homeri Opera Graecolatina Basileae 1561 fol. Er ist gedruckt 1555 in Kopenhagen von Hans Vingaard (siehe Brunn S. 18) 16 Blatt mit Signaturen Aij — Bv, 22 Linien auf der Seite. Der Holzschnitt auf der Rückseite des Titelblattes ist entnommen aus Seb. Brants Narrenschiff; neugedruckt wurde das Werk ohne wesentliche Änderungen um 1600 von Laurentz Benedict; der Druck befindet sich jetzt auf der königlichen Bibliothek in Kopenhagen; es folgen die Ausgaben von 1696, 1706, eine aus dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts, 1730, zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, Schluß des 18. Jahrhunderts.

Die schwedischen Ausgaben gehen erst auf die dänischen zurück.[3]) Die älteste wurde gedruckt im Jahre 1645 in Stockholm, wiederholt im Jahre 1655, beide bei Jgn. Meurer.

[1]) Also ungefähr gleichzeitig mit der Histori Peter Lewen aus derselben Offizin hervorgegangen.

[2]) Einen getreuen Abdruck giebt Brunn im genannten Werke, daselbst auch ein Faksimile des Titelblattes mit Holzschnitt.

[3]) Brunn 2: Den svenske Broder Rus er tydelig nok en tro Oversaettelse af den danske.

In England erhielt bereits im Jahre 1569 der Buchdrucker John Alde die Konzession für den Druck eines Freer Russhe (Collier, Register of the Stationers company 1557—70 S. 199);[1] dieses Volksbuch, das 1575 als in Coxs Bibliothek zu Coventry befindlich erwähnt wird (Shakespeares society's papers 7, 26) und das weiter 1584 bei Reginald Scot Discoverie of witchcraft S. 521 erwähnt wird, ist bisher noch nicht wieder aufgefunden. Die älteste uns erhaltene englische Bearbeitung ist die Prosaauflösung von 1620: The History of Frier Rush, how he came to a House of religion to seeke service, and being entertained by the Priour was first made Under-Cooke. Being full of pleasant mirth and delight for young people. Imprinted at London by Eduard Allde, dwelling neer Christ-church. 1810 in wenigen Exemplaren gedruckt, wurde diese Prosaversion 1820 von W. J. Thoms aufgenommen in die Collection of early prose romances. — Edward Alde hatte 1626 die Ausgabe noch einmal wiederholt, 1629 veranstaltete seine Witwe die dritte Auflage. Eine dramatische Bearbeitung der Sage ist fürs Jahr 1601 bezeugt.

Mir kommt es nun nicht bei, mich auf die Sichtung dieses anscheinend so reichen Materiales hier einzulassen. Gewiß reduziert sich ja der Stoff schon von selbst, da die schwedische Version nichts ist als eine treue Übersetzung der dänischen[2] (vgl. Brunn S. 2); auch die dänischen Ausgaben zeigen voneinander keine wesentlichen Abweichungen, abgesehen davon, daß die dritte den Text freier behandelt hat (Brunn S. 20). Englische wie dänische Bearbeitungen aber scheinen auf deutsche Versionen zurückzugehen.[3] Wir werden darauf noch einmal bei der Sagengeschichte zu sprechen kommen. Vorerst jedoch möchte ich auf das Verhältnis der deutschen Drucke zu einander noch näher eingehen. Zu Grunde gelegt sind der folgenden Untersuchung die Texte des Berliner Druckes (B), des in meinem Besitze befindlichen Druckes (A), des Straßburger Druckes von 1515 (S) und des Nürnberger Druckes von Fr. Gutknecht (N).[4] Hier scheiden sich nun gleich von vornherein die beiden längeren hochdeutschen Drucke S und N von den beiden niederdeutschen B und A. 428 Verse hat B. A 420, S 536,

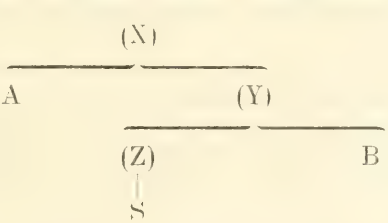
[1] Rd. of John Alde, for his lycense for pryntinge of a boke intituled Frier Rush . . iiij$^{d}$.

[2] Interessant dürften hier nur die Nachträge sein „Een annan lijten Historia", die ähnliche Streiche des Teufels in der Herberge und im Kloster berichten.

[3] Auch von der dänischen Dichtung nimmt Brunn dies an, vorbehaltlich der vollen Originalität in der Ausführung.

[4] Sehr wichtig für diese ganze Untersuchung würde der oben nach Brunn erwähnte Münchener Druck sein, der mir jedoch bisher noch nicht vorgelegen hat. Doch vgl. den Nachtrag.

N 572; alles, was S an Erweiterungen bietet, gegenüber B und A, wird von N wiederholt; wo N von S abweicht, schließt es sich nirgends etwa enger an an die kürzere Recension,[1] sondern zeigt ganz deutlich die Tendenz S zu glätten nach Inhalt und Form, eine nach jeder Hinsicht reinlichere Lektüre zu bieten. So hat N für die Rekonstruktion der ursprünglichen Recension keinen selbständigen Wert. Äußerst wertvoll aber für die Textesrekonstruktion bleibt S. Dieses stellt nämlich zusammen mit B eine Recension dar, die der von A mehrfach scharf gegenübersteht.[2] Und doch kann es wiederum nicht unmittelbar, noch mittelbar auf B zurückgehen, vielmehr weist eine mehrfache Übereinstimmung mit A gegen B darauf hin, daß die Grundlage unserer erweiterten hochdeutschen Texte eine bessere war als sie uns in B noch vorliegt. Das Verfahren also, das eine methodische Rekonstruktion der ältesten Fassung unseres Gedichtes einschlagen müßte, wäre dieses: die Übereinstimmung[3] von A und B als der am wenigsten überarbeiteten Versionen, bildet den Ausgangspunkt, bei Abweichungen ist S heranzuziehen, und zwar ist die Übereinstimmung von A und S unbedingt beweisend, die von B und S gegen A verleiht wenigstens dieser zweiten Recension einen bedeutsamen Nachdruck. Und hierin liegt, abgesehen von dem Alter des Druckes, die weitere große Bedeutung von A, es repräsentiert eine neue, bisher noch nicht bekannte Recension, die zwar nicht einen absolut höheren Wert hat als B, aber einen hohen relativen Wert. Ich übersehe dabei durchaus nicht, daß A eine gewisse Nachlässigkeit in der Wiedergabe zeigt, doch ist dies für die Behandlung des Textes meist wertvoller als die ziemlich häufigen tendenziösen Veränderungen, die nunmehr für B klar am Tage liegen. Als Stemma ergäbe sich folgendes Verhältnis:




[1] Einige scheinbare Ausnahmen werden eher auf Zufall zurückzuführen sein.

[2] Aber gerade auch da geht S mehrfach mit B, wo dieses offenbar um den Vers zu glätten von A abgewichen ist; diese Recension ist also teilweise sekundären Charakters.

[3] Diese Übereinstimmung ist im allgemeinen eine sehr große, größer als es nach diesen Ausführungen scheinen könnte. Eine große Anzahl geringerer Abweichungen ist durch die Verschiedenheit des Dialekts bestimmt. In beiden vorhandene Lücken werden nun ersichtlich, fehlende Reimzeilen ergänzt.

Und nun zur Sagengeschichte, auch hier vor der Hand nur einige Gesichtspunkte. Der Kern der Sage läßt sich leicht reinlich ausscheiden, auch wenn Wolf[1] und nach ihm O. Schade[2] die unorganische Zuthat am Schlusse nicht als der Zenolegende entnommen nachgewiesen hätten. In einem Kloster ist ein üppiges, recht wenig geistliches Leben eingerissen, hier bereitet sich für den Teufel ein guter Fang vor. Er macht sich selbst auf und wird „gar schön" vom Herrn Abt selbst empfangen, er erweist sich brauchbar, recht sehr brauchbar und wird schnell unentbehrlich. Das Kloster samt allen seinen Insassen ist bald auf dem besten Wege zur Hölle. Unkeuschheit, Völlerei, Hader und Zank blühen; Bruder Rausch ist der beste Kuppler, vorzüglicher Meisterkoch und Waffenlieferant für alle Klosterstreitigkeiten. Er wird mit Freuden als Bruder aufgenommen. So kann er bei der nächsten nächtlichen Teufelsversammlung seinem Herrn und Meister triumphierend berichten, daß er ihm nächstens das ganze Kloster zuliefern werde.

Wente se doen wol na myneme rade
Beyde fro vnde spade.

Alle Teufel jubeln ihm zu. Doch das gerade ist der verhängnisvollste Augenblick. Ein Bauer, dem Rausch seine Kuh gestohlen, hat im hohlen Baum gelauscht. Er geht hin und berichtet dem Abt, was er gesehen und gehört.

Do wart dem abbete beyde
leeff vnde leyde.[3])

Rausch wird in die Messe gerufen, ihm wird ungemütlich ums Herz und er möchte sich von dannen machen, aber schon ists zu spät. Der Abt beschwört ihn und bannt ihn, daß er in Pferdsgestalt vor der Thür stehen muß. — Hier sollte die Sage schließen, aber nur das dänische Volksbuch (Thiele, Dänische Sagensammlung 1819, Band 2) übt diese weise Einschränkung, woher, ist nicht zu sagen. Die alten dänischen Versionen erzählen jedenfalls samt und sonders jenen Anhang aus der Zenolegende, der in den deutschen Drucken noch folgt, mit. Aufbauen läßt sich auf diese Thatsache gar nichts. Wohl aber auf jene unorganische Fortsetzung. Aufbau und Tendenz

[1]) Scheibles Kloster 2. 1084.

[2]) Weimarisches Jahrbuch 5, 379 ff. Hier auch der Abdruck des betreffenden Abschnittes der niederdeutschen Fassung der Zenolegende.

[3]) Die hier mit nicht üblem Humor angebrachte litterarische Reminiscenz hat einen sehr üblen Vers geschaffen, den der Binnenreim noch übler macht

Deme abbete beyde leeff vnde leyde ward.

Aber diesen Vers mochte auch B nicht umändern

der Sage liegen uns bis dahin so klar und gelungen vor, daß man die ganze kleine Dichtung für ein Meisterstückchen halten muß. Davon leuchtet auch im einzelnen noch genug hervor in der urwüchsigen Frische und Anschaulichkeit einzelner Stellen. Aber im ganzen muß man sich gestehen, daß bereits in der ältesten vorliegenden Fassung die Dichtung ihren künstlerischen Höhepunkt überschritten hat, daß ihre einzelnen Teile vielfach einen rudimentären Eindruck machen. Der Verfasser gefällt sich in einzelnen Anekdoten und Schwänken mehr als einem organischen Ganzen.[1]) Kurz, schon die niederdeutschen Drucke haben nicht mehr die ursprüngliche Frische und Reinheit der Originaldichtung, sondern stehen am Abschluß einer längeren litterarischen Entwicklung; am Abschluß, denn auch die spätesten hochdeutschen Drucke haben nichts wesentlich Neues mehr hinzugefügt: sie glätten, sie erklären, sie erweitern, aber nur die Form, nicht den Inhalt. Erst auf englischem Boden scheint die zweite Erweiterung des Inhaltes eingetreten zu sein. War der erste Zusatz der Zenolegende entnommen, so lieferte Till Eulenspiegel den Stoff für die zweite Erweiterung.[2]) Die Dichtung wurde damit in eine Reihe gestellt mit der Anekdoten- und Schwanklitteratur, dieser stand sie von vornherein nahe,[3]) aber sie gehörte nicht zu ihr: sie ist zunächst eine sagenhaft-legendarische, religiöse Tendenzdichtung. Als solche gehört sie in den Zusammenhang jener Bestrebungen des 14. und 15. Jahrhunderts, die gegen die entartete Klosterzucht zu Felde zogen, bald offen polemisch, bald satirisch. Solcher Zeit des Kampfes gegen die Entartung und die Verderbnis einer absterbenden Kulturperiode gehören Figuren wie Till Eulenspiegel und alle seine Narrenbrüder, und der Teufel an. Damals entsteht auch die Faustsage. Vielleicht ist es nicht ganz zufälliges Zusammentreffen, wenn diese Polemik auf religiösem Gebiete großenteils in den Händen der Brüder vom gemeinsamen Leben liegt und wenn nun der erste niederdeutsche Druck, den wir haben, aus einer der Offizinen dieser Brüderschaft stammt.[4]) Auch dies würde nur wieder darauf hinweisen, daß wir es hier mit einem rechten Zeitgedichte zu thun haben. Bei dieser Tendenz bedurfte es nun keiner besonderen historisch konkreten Anregung für eine solche Dichtung und keiner besonderen Lokalisierung der Sage. So geben

[1]) Allerdings wird man dabei nicht übersehen dürfen, daß hier der ganze Charakter der niederdeutschen Dichtung mitspricht, die von Reflexion nicht viel wissen will und lieber naiv bleibt. Vgl. A. Hübben, Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Jahrgang 1875, S. 8 und 9.

[2]) Der 64. und 89. Historie des Ulenspiegels nachgebildet.

[3]) Dies tritt auch deutlich genug in der Geschichte der Entstehung und Verbreitung der Dichtung hervor; aus Lappenbergs Ausgabe von Murners Ulenspiegel ließe sich mehr als eine interessante Parallele beibringen.

[4]) Über die Zugehörigkeit Westfals zu dieser Brüderschaft vgl. Götze a. a. O.

auch noch unsere niederdeutschen Drucke ebenso wie die dänischen von der ältesten Bearbeitung an, als Ort der Handlung nur allgemein ein Kloster im Sachsenlande an. Es ist das natürlichste, hier auch die Dichtung selbst ihrem Inhalte nach entstehen zu lassen. Nun aber erscheint mit einem Male in den hochdeutschen Drucken eine andere Version:

vgl. S Vers 501 ff.: Als ich von eim des ordens hab vernummen
der auss dem kloster was kummen.
Sagt daz kloster sey essron in denmarck genant,
bey helsinghore in seelant wol bekant,
Vnd vnder dem bistum Rosschilde gelegen,
vnd des ordens bernhardini pflegen.

Woher mit einem Male diese bestimmten Angaben? Sind sie ein alter Bestandteil der Sage? So war bisher das allgemeine Urteil von Wolf bis zu Brunn und denen, die ihnen nachsprachen.[1] Dann gilt es zu erklären, weshalb davon die niederdeutschen Drucke schweigen, ja nicht nur schweigen, weshalb sie geradezu die Sage anderweitig lokalisieren. Zwei Erklärungen sind hier möglich und beide sind versucht worden. Entweder war es ein absichtliches Verschweigen, so urteilt Wolf, aus persönlichen Gründen verschwiegen die Verfasser den wahren Ort der Sage. Wie sollen wir uns dies vorstellen? Solche zarte Rücksichtnahme lag nicht in der Zeit, lag auch nicht in der Tendenz der Dichtung, am allerwenigsten aber in ihrer ganzen Art. Wenn irgendwo die Geißel scharf geschwungen wird, so ist es hier, mit scharfer Hand werden die vorhandenen Mißstände gepackt: hier ist derbes Zugreifen, keine zartfühlende Zurückhaltung. Und schließlich, was wäre das für eine persönliche Rücksichtnahme, wenn der sächsische Dichter, um das dänische Kloster zu schonen, sächsische Klöster anklagt? Nein, meint Brunn, jener sächsische Dichter wußte von der dänischen Heimat der Sage nichts, er lokalisierte sie drum, wie es für ihn am nächsten lag, in Sachsen. War aber auch jener einen Persönlichkeit der wahre Sachverhalt unbekannt, so doch nicht in der sonstigen Überlieferung, eine andere Neubearbeitung — hier gleichgiltig ob niederdeutsch[2] oder hochdeutsch — griff die Sache wieder auf und brachte den Bruder Rausch dahin, wo er hingehörte, nach Kloster Esrom: so kam die echte Tradition in die hochdeutschen Texte. — Diese Version könnte etwas mehr Wahrscheinlichkeit für sich haben. Wir hatten oben darauf hingewiesen, daß der älteste niederdeutsche

[1] Vgl. Schade S. 380: „An der Heimat der Rauschsage läßt sich nicht zweifeln: sie ist das frühere Kloster Esrom auf Seeland in der Diöcese Roschild." — Brunn S. 10: „At Sagnet om ham har sit Udspring fra Esrom Kloster, kan der ingen Tvivl vaere om."

[2] So meint Schade S. 380.

Druck wohl kaum mehr die ursprünglichste Fassung der Sage bietet. In der Zeit dieses Vorlebens konnte die Anknüpfung an Dänemark verloren gegangen sein, allerdings verändert die Auffindung unseres zweiten niederdeutschen Druckes, der ja, wie wir sahen, eine wesentlich abweichende Recension bietet, die Sache insofern, als es sich nun nicht mehr nur um ein persönliches Vergessenhaben handelt, sondern um ein allgemeineres Entschwundensein aus dem Gedächtnis. So noch bis circa zum Jahre 1490. Etwa 25 Jahre später tritt uns wieder die ursprüngliche Version entgegen, man kann mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß sie nicht erst in diesem Jahre hervorgetreten ist, doch muß das Urteil bis zur Untersuchung des oben erwähnten Münchener Druckes noch anstehen. Wußte man aber damals in Überlieferung und Dichtung nichts mehr von der dänischen Heimat, so mußte es eine neue Nachricht sein, die erst aus Dänemark wieder importiert war, die nun hier zum ersten Male auf deutschem Boden litterarische Vertretung fand. Darauf kommt auch schließlich Brunn hinaus, scheint doch auch S selbst durch die gewichtige Art, mit der es seine Neuigkeit uns auftischt, darauf hinzuweisen: ein Mönchsbruder aus Kloster Esrom hat ihm die Geschichte so dargestellt. Gewiß ist auf solche Wendungen nicht allzu viel zu geben, am allerwenigsten in derartigen Dichtungen. Aber hier spricht doch auch einige Wahrscheinlichkeit dafür. Nun was war es, das man dem Dichter von S oder seiner Vorlage hinterbracht hatte; doch nicht die ganze Sage selbst, dazu fehlen jegliche neuen individuellen Züge in S gegenüber den niederdeutschen Drucken, und solche müßten wir mit Bestimmtheit erwarten. Neu ist nur die Nachricht: jener Bruder Rausch, von dem deine Vorlage erzählt, hat im Kloster Esrom gelebt. Damit ist natürlich noch nicht gewährleistet, daß diese Angabe richtig war. Aber wir wollen es so annehmen. Einige Zeit nach diesem Vorgange wandert nun die Sage auf litterarischem Wege[1]) von Niederdeutschland nach Dänemark zurück. So müssen wir es annehmen, wenn wir in unsern Voraussetzungen bleiben wollen. Denn die dänische Version giebt wieder Sachsen als Heimat der Sage an. Ein Dichter bearbeitet seine Vorlage gänzlich frei und originell, nirgends bindet er sich an sie. Er modifiziert keine Thatsachen, fügt keine neuen hinzu, aber behandelt sie durchaus frei und künstlerisch. Zweifellos kannte er eine eigene dänische Tradition gar nicht, sonst brächte er sie auch irgendwie zum Ausdruck; aber er weiß auch nichts von einer dänischen Heimat der Sage, denn diese jetzt lange nach Einführung der Reformation zu verschweigen, lag

[1]) Rein litterarischen Wert hat auch nur die Erwähnung des Djävel Broder Ruus in Christen Hansens Drama von 1531.

vollends gar kein Grund mehr vor. Also in Niederdeutschland weiß man nichts von dem von unsern Forschern supponierten Sachverhalt, und in Dänemark, der angeblichen Heimat der Sage, auch nichts; allein in Süddeutschland will ein Bearbeiter der Sage, auf den die späteren alle zurückgreifen, durch einen Esromer Mönch etwas gehört haben. Man sieht, bisher liegt der Thatbestand für die Brunnische Hypothese außerordentlich ungünstig. Aber freilich, sie ist bei ihrem Beweise wesentlich retrogressiv verfahren, wir progressiv. Zweifellos ist nämlich in Dänemark seit dem Ende des 16. Jahrhunderts bis in unser Jahrhundert hinein die Nuß-Sage in Esrom lokalisiert gewesen, so muß also, schloß man, dies auch früher so gewesen sein; man fand die Bestätigung in den hochdeutschen Drucken, und diesem scheinbar zwingenden Beweise mußten sich die übrigen widerstrebenden Thatsachen fügen. Wir wollen gleichwohl unser bisheriges Verfahren beibehalten und vorschreitend die Geschichte der Sage in Dänemark verfolgen, soweit uns dies bei dem noch immer mangelhaften Material möglich ist.

Den Weg weist uns eine von Brunn (S. 12) veröffentlichte Urkunde des Klosters Esrom vom Jahre 1371 (mitgeteilt in einer Abschrift aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, aus einer Sammelhandschrift der Königlichen Bibliothek Kopenhagen, Sammlung 4, Nr. 3124, Bl. 242—243). Ich teile sie hier nur im Auszuge mit.

Denunciacio contra appostatam.

— — Conquestus est nobis venerabilis pater dominus frater P. abbas monasterij Esrom Cysterciensis ordinis Roskildensis dyocesis, quod quidam frater Johannes Kraffse monachus professus predicti monasterii instiganti scilicet dyabolo relictis religione et habitu monachali ad secundam [sic!! em. seculum] auxu temerario est reversus et habitu laycali jam intendit in sue periculum anime, scandalum plurimorum non modicum et ipsius ordinis Cisterciensis infamiam et jacturam; quem non est dubium sic habitum suum temere dimittendo sentenciam excommunicacionis incurisse ipso facto iuxta canonicas sanxiones et hic predictus dominus abbas ipsum igitur appostatam pluries et carissime admoneri fecerat per se et suos monachos, ut corde compunctus de huiusmodi appostasia ad ordinem suum cicius rediret ordinis discipline humiliter se subdendo .... sue salutis immemor, spreta monicione salutari sibi facta brachio seculari confisus, tamquam abstractus et ... ad monasterium suum redire omnino contempserit et contempnit. Ob quam causam dominus abbas peciit cum instancia a remedio [sic! reverendo?] in Cristo fratre nostro domino episcopo Roskildensi predictum Johannem appostatam et excommunicatum e presente per suos subditos excommunicatum nunciari, sed, ut coram nobis idem dominus abbas proposuit propria in persona, idem episcopus dominus hoc facere penitus denegavit

Was eigentlich dieser Bruder Johannes begangen, wird nicht gesagt, jedenfalls hat sein Benehmen viel Anstoß erregt und viel Staub

aufgewirbelt, es ist zu einem scandalum plurimorum non immodicum geworden und hat dem armen Abte viel zu schaffen gemacht, nachdem er wie die übrigen Klostergenossen sich vorher eifrig um das Seelenheil des gefallenen Bruders bemüht haben. Den aber hat der Teufel besessen, und so eilt er in sein Verderben, wirft die klösterliche Tracht von sich und löst sich eigenmächtig von seinem Eide. So wird er hier feierlich exkommuniziert. Der Vorgang ist an und für sich nicht so bemerkenswert. Er erhält aber eine ganz andere Beleuchtung, wenn wir hören, daß sich späterhin im Volksmunde an dies Kloster eine Teufelssage knüpfte von dem Bruder Johannes: John Praest. Pontoppidan (Theatrum Daniae, Bremen 1730, S. 91) hat uns das halb lateinische, halb dänische Epitaphium erhalten, das man nebst dem Bildnis des John Praest in der ehemaligen Klosterkirche zu Esrom gefunden haben will:

Hic iacet John Prest
Qui dedit suum graa Hest,
Nec non de siligine tue Lest
Semper comedebat det bäst
Requieseit in pulvere syd-rest.

Diese Grabinschrift erinnert unwillkürlich an Till Eulenspiegel. Hier ist sein dänischer Rivale. Schade, daß die Verse nicht klarer und deutlicher sind, sie weisen aber schon direkter auf unsern Bruder Rausch, nur daß noch immer sein Name nicht genannt wird. Aber der, aus dem anscheinend Pontoppidan seine Nachricht entnommen hat, Helvaderus (1564—1634), hat bereits die Combination fertig vollzogen, er läßt den Frater Johann Ruschius Bruder und Koch in dem einstmals vor der Reformation berühmten Benediktinerkloster Esrom sein.[1] Und so schreibt denn auch — wohl ungefähr gleichzeitig — Hamsfort, De Familia Sprakalegum in Dania (Scriptores rerum Danicarum 3, 281): Selandia his locis et oppidis praedita est ... Esero, in quo Coenobio Frater Rusius fuit. Seit jener Zeit scheint sich auch die Volkssage dieser Sache bemächtigt zu haben.[2] Jedenfalls finden wir sie in unserm Jahrhundert als Lokalsage jener Gegend, vgl. Brunn S. 11: Fra de store Kjeldere i Esrom Kloster førte en lille Aabning ind til et stort mørkt Hul, som kaldtes Broder Russ Hul. Sagnet fortalte, at denne Aabning ikke kunde mures til. I dette Aarhundrede for en 20—30 Aar siden forsøgte en Murer to Gange at tilmure Aabningen men begge Gange fandtes Stenene Dagen efter liggende paa Gulvet.

[1] Natürlich fiel es diesen Gelehrten schon auf, daß das dänische Gedicht das Kloster fälschlich nach Sachsenland verlege.

[2] Weitere Zeugnisse dafür bringt Pontoppidan, vgl. Schade S. 381.

Fra den Tid var Mureren ikke rigtig i Hovedet. Frederik VII skal have ladet Hullet undersøge: men tror, at det har vaeret en Bagerovn.[1])

Und nun eine kurze Zusammenstellung der Thatsachen, die meines Erachtens jede weitere Erörterung überflüssig macht. Im 15. Jahrhundert bildet sich in Niederdeutschland in engstem Zusammenhang mit den religiösen Zeitbestrebungen und den litterarischen Erscheinungen der Zeit eine Klostersage aus, die, wie natürlich, in dem Land ihres ersten Auftretens auch lokalisiert wird. Von hier aus geht die Sage auf litterarischem Wege nach Dänemark in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts und findet hier nach ihrer ersten gelungenen Bearbeitung gute Aufnahme als niederdeutsche Sage. Schon zu Beginn des Jahrhunderts aber dringt sie gleichzeitig nach Süden vor. Der hochdeutsche Bearbeiter, der im Anschluß an die niederdeutsche Dichtung die Sage erzählt, hört aber auf irgendwelchem Wege — wie er behauptet, durch einen Esromer Mönch — daß jener Teufel in Mönchskutte im Kloster Esrom sein Wesen getrieben habe. Hier hatte sich nämlich auf Grund thatsächlicher Ereignisse seit dem Ende des 14. Jahrhunderts eine ähnliche Lokalsage ausgebildet von einem Priester Johannes: John Praest. Während nun die Rus-Sage auf litterarischem Wege sich in Dänemark immer mehr festsetzt, tritt eine zunehmende Kontamination beider Sagen ein — ob unterstützt durch die hochdeutsche Fassung der Rausch-Sage, läßt sich nicht erkennen —: John Praest wird dem Bruder Rus immer ähnlicher und Ende des 16. Jahrhunderts weiß man bereits von einem Johannes Ruß zu erzählen. Von da ab ist die endgiltige Vermischung der niederdeutschen Rus-Sage mit der dänischen Klostersage von Esrom besiegelt und so hat sie sich in unser Jahrhundert hinübergerettet als Volkssage vom Kloster Esrom.

Die Deutung des Namens Rus muß vorläufig dahingestellt bleiben wie so vieles andere in unserer Dichtung. Unsere deutschen Forscher erklären ihn mit Vorliebe mythologisch und darauf scheint die niederdeutsche Version selbst gelegentlich hinzuweisen;[2]) wir stehen darin eben noch vielleicht zu sehr unter J. Grimms Einfluß. Brunn möchte am liebsten seiner Hypothese und seiner Urkunde zuliebe die Entwicklungsweise: Krafffe, Kravse, Krause, Rause, Ruse aufstellen,

[1]) So ist es also, wenigstens nach dem bisher vorhandenen Material, um genau, wenn Schade a. a. O. S. 377 und Brunn S. 10 behaupten, die Rauschsage, aus Kloster Esrom geknüpft, sei schon vor der Reformation als dänische Volkssage umgegangen.

[2]) Vers 265 von den aufbrechenden Teufeln:

Hyromme wart eyn haue schal
Dar wart eyn ruszkent auer al.

eine Ableitung, die an sich nicht geeignet ist, einem unsichern Beweise mehr Nachdruck zu verleihen. Ich schließe hier mit einem non liquet. Alles will ich nicht erklären, aber im Laufe weiterer Untersuchungen hoffe ich einiges wenigstens noch aufklären zu können.

## Nachtrag.

Durch freundliche Vermittlung der Herren Professor Dr. A. Düning-Quedlinburg und H. Reinhold-Berlin ist es mir gelungen, zwei weitere Drucke verwerten zu können.

Der schon von mir erwähnte Münchener Druck liegt mir nun vor; er bietet nichts neues, da er mit einer ganz unbedeutenden Ausnahme bis ins einzelste mit dem von mir benutzten Straßburger Drucke übereinstimmt; auch die dialektischen Abweichungen beschränken sich auf ein Minimum. Ich lasse hier zunächst eine genauere Beschreibung des Druckes folgen:

Der Druck befindet sich auf der bayerischen Hof- und Staatsbibliothek in München (P. O. germ. 225/44), 10 Blätter 4°, Blatt 1ª oben: DIs biechlin saget võ Bru der Rauschẽ vnd was er wunders getribẽ hat in einem Closter darin er vij. jar sein zeit vertribẽ vñ gedienet hat in eines kochs gestalt. Darunter, in einer Einfassung, zwei durch eine bloße Horizontallinie getrennte Holzschnitte übereinander. Oben: Rausch hat den Meisterkoch an den Füßen gepackt und stürzt ihn in den von der Decke der Celle herabhängenden Kessel, darunter lodern die Flammen hoch empor; vor dem Feuer stehen drei Töpfe. — In dem unteren Bilde befindet sich links eine dicht gedrängte Schar von Mönchen, die sich hinter zwei Vordermänner ducken, deren einer einen Knüppel schwingt. Er ist von seinem alleinstehenden Gegner getrennt durch eine Bank, darunter ein Mönch liegt. Der Gegner hebt die Keule vorsichtig und tappt offenbar im Dunkeln. Hinter ihm, mit dem zweiarmigen Leuchter in der Linken, der geschwungenen Keule in der Rechten, Bruder Rausch. Die Füße zeigen Teufelskrallen. — 1ᵇ ist leer. Der Text beginnt 2ª oben. Die Verse sind abgesetzt, die ungeraden Zeilen beginnen mit großen Anfangsbuchstaben. Die Interpunktion fehlt. Neue Absätze sind kenntlich durch dies Zeichen: ¶, davor gelegentlich ein Punkt, 32 Zeilen auf der Seite. Ohne Kustoden; Signaturen von Aij-Biij. Der Text schließt auf 10ª Mitte. Darunter AMEN. ¶ Getruckt zů Strassburg durch Marti | num Flach | in dem jar als man zalt | nach der gebůrt Christi .M.vᶜ. | vnd. viij. jare.

Der Druck ist die Vorlage des durch Wolf zuerst bekannt gewordenen Straßburger Druckes von 1515; das einzig Wichtige, das

er uns bringt, ist die Zurückdatierung dieser ältesten hochdeutschen Version um sieben Jahre. — Viel wertvoller ist der Berliner Druck, der mir in sorgfältiger Abschrift vorliegt. Ich lasse zunächst eine Beschreibung folgen, die ich Herrn H. Reinhold danke.

Berliner königliche Bibliothek Yg 6037. 12°. 12 Blätter mit Signaturen: Aij-Ciij. Blatt 1ª oben: Brod' rusch. Darunter Holzschnitt: Rusch, in Mönchstracht, wirft den Koch in den Kessel. (Zwischen den Figuren steht Guck dich.) Blatt 1ᵇ ein zweiter Holzschnitt, darstellend die Eulenspiegelgeschichte, die die englische Prosabearbeitung bereits mit in den Text aufgenommen hat. Eine Stiege führt vom Fenster auf den Hof, einige Stufen sind herausgenommen, zwei Mönche sind bereits herunter gestürzt, einer ist im Stürzen, einer tritt oben gerade in die durch Wegnahme der Stufen entstandene Lücke. Rusch steht auf dem Hofe und schnitzt einen Stock. Ein dritter Holzschnitt befindet sich 12ᵇ, wiederum aus Till Eulenspiegel: Zwei Männer tragen einen Bienenkorb auf einer Bahre, Rusch sieht oben heraus und zupft den Vordermann am Haar.

Der Text beginnt 2ª oben und endigt 12ª Mitte. 21 Zeilen auf der Seite. Ohne Ort und Jahr. Zum Schluß der Dichtung finden sich noch folgende Verse nachgetragen:

Och got wie gern ich wyssen wolt
Vur wē ich mich doch hueden suld |
Wā der mont spach got grötze dich
So meynt doch dat hērtze niet dich.

Ich byn d' ich byn
Kleyn is myn gewin
Klein myn güit
Hoich is min moit
Van dem ich niet enhain
Der sal mich vngegecket lain. (Ohne Versabteilung.)

Der Dialekt, den schon diese Verse andeuten, ist im wesentlichen der, wie ihn die „Cronica van der hilliger stat van Coellen" von 1499 aufweist; im Konsonantismus gut mittelfränkisch, im Vokalismus mit den eigentümlichen scheinbaren Diphthongen ai, ae. oi (jair, dae, doil). Gewisse Inkonsequenzen im Vokal- und Konsonantensystem sind nicht ganz selten und weisen mehrfach auf die niederdeutsche Vorlage. Die Vermutung Reinholds, daß der Druck keinem andern als dem durch seinen Eulenspiegeldruck bekannten Servais Kruffter, der zwischen 1520 und 1530 druckte (vgl. Lappenberg) zuzuweisen sei, scheint mir evident. Daher erklärt sich auch die auf deutschem Boden hier allein uns begegnende Vermischung mit dem Till Eulenspiegel, die sich hier vorläufig nur erst auf die Holzschnitte

beschränkt, während der Text davon noch unberührt geblieben ist. Das englische Prosabuch hat einen weiteren Schritt gethan und eine der hier nur im Bild angedeuteten Eulenspiegel-Anekdoten in den Text aufgenommen und durch eine zweite Anekdote ergänzt. Es drängt sich die Vermutung auf, daß beide Thatsachen in einem historischen Zusammenhange stehen. Bald nach jenem Krufftferschen Eulenspiegel erscheint die erste vlämische Ausgabe in Antwerpen, vor 1530 (Lappenberg, S. 303). Auf den vlämischen Text geht die englische Übersetzung des Eulenspiegel zurück, die vor 1557 von W. Copland gedruckt wurde (a. a. O. 309). Nur wenig mehr als ein Jahrzehnt später wird bei John Alde der erste englische Freer Russhe gedruckt, und einige Jahre später werden der Eulenspiegel, der Bruder Rausch und ähnliche Werke, von einem englischen Prediger, Edward Deing, von der Kanzel herab getadelt, also zusammengefaßt als verwandte Bücher (Collier, Registers of the Stationers Company 1, 131. Beide Werke haben offenbar hier das gemeinsame Schicksal gehabt, wie sie auch sonst vielfach ein ähnliches Geschick geteilt haben. Nachzutragen wäre vielleicht noch, daß sie auch ungefähr zu gleicher Zeit ihre Wanderungen nach Dänemark angetreten haben (vgl. Lappenberg S. 314).

Der Druck selbst geht auf die niederdeutsche Vorlage zurück, und zwar wiederum, wie auch die hochdeutschen Drucke, auf die Recension des alten Menschebachschen Berliner Druckes. Diese Abhängigkeit geht so weit, daß selbst eine ausgelassene Reimzeile unterblieb, andererseits wird die von meinem Drucke ausgelassene Reimzeile (198) nach dem Berliner Druck gegeben. Auch die größeren Differenzen sind beiden Berliner Drucken gemeinsam, abweichend von A. Trotz dieser engen Verwandtschaft sind die Abweichungen beider Drucke, auch abgesehen von den dialektisch bedingten, nicht unbedeutend; sie erstrecken sich gelegentlich auf ganze Verszeilen; ja sogar auf inhaltliche leise Änderungen, die dem Text zweifellos nur zum Vorteile gereichen, da nun erst einzelne Stellen in ihrem Sinne klargelegt werden, die anscheinend in den beiden niederdeutschen Drucken verderbt sind. Dabei ist jedoch eine gewisse Flüchtigkeit in der Behandlung des Textes, die über die nicht wenigen Druckfehler und Nachlässigkeiten weit hinausgreift, nicht zu verkennen. Die Erweiterungen der hochdeutschen Drucke fehlen aber noch ganz. Ich möchte am ehesten glauben, daß die niederdeutsche Vorlage, auf die dieser Druck zweifellos zurückzuführen ist, jenem von mir oben angenommenen Mittelgliede Y — der gemeinsamen Quelle von B und den hochdeutschen Drucken außerordentlich nahesteht, wenn nicht gar mit ihm identisch ist. Die Möglichkeit der Rekonstruktion ist somit geschaffen, da wir hier zum ersten Male über die älteste uns bisher bekannte Überlieferung hinausgewiesen werden, wenn auch nur in Stellen geringerer Bedeutung.

Für die Behandlung der Bruder Rausch Dichtung wird dieser verhältnismäßig doch erst jüngere Kölner Druck vorläufig die Grundlage mit bilden müssen.

---

# Johann Huttich (1487—1544).

Mitteilung von F. W. E. Roth in Wiesbaden.

Johann Huttich stammte aus Strinz in Nassau. Dort giebt es zwei bei einander liegende Dörfer dieses Namens, nämlich Strinz-Trinitatis und Strinz-Margareth. Welcher dieser Orte Huttichs Geburtsstätte ist, bleibt ungewiß. Strinz Trinitatis besaß ein Chorherrenstift nebst Schule[1] und konnte somit dem jungen Huttich Gelegenheit zur Ausbildung geben. Dieses bedingt aber noch nicht, daß er auch dort geboren sei. Ebenso gut konnte er zu Strinz-Margareth das Licht der Welt erblickt haben, und seine Schulbildung Strinz Trinitatis verdanken. Die Geburtszeit Huttichs ist das Jahr 1487 oder 1488, da er 1544 starb und etwas über 56 Jahre alt geworden sein soll.[2] Die Angabe, daß er aus einer Mainzer Familie stammte und bereits in einer Urkunde vom 21. Januar 1488 vorkomme, ist falsch[3] und beruht höchst wahrscheinlich auf Verwechslung mit einem älteren Mainzer gleichen Namens. Über Huttichs Familie ist nichts näheres bekannt. Er kam frühe nach Mainz und galt deshalb vielfach als Mainzer, wurde dort Domvikar wie auch Inhaber der Pfründe des Simon und Judasaltars in Dom.[4] Am 18. März 1506 soll er in einer Urkunde Erzbischofs Jacob von Mainz vorkommen,[5] was gelten mag. Vor 1507 spielte er eine Rolle als Gehilfe des Johann Spulmann bei Redaktion und Korrektur des 1507 zu Mainz von Johann Schoeffer gedruckten Mainzer Meßbuchs.[6] Dieses spricht von seiner Brauchbarkeit und frühen geistigen Geweckheit. Ob Huttich eine Rolle als Korrektor in der Schoefferschen Druckerei

[1] Vgl. Gauschemann, Geschichte von Idstein. Idstein 1879, S. 39. Vogel, Beschreibung von Nassau, S. 569, der die Dorfschule 1562 gründen läßt.

[2] Vgl. Briefwechsel des Beatus Rhenanus ed. Horawitz und Hartfelder S. 519.

[3] Joannis, Rerum Mogunt. 3, 322.

[4] Gudenus, codex 2, 803.

[5] Joannis 3, 322.

[6] Roth, Buchdruckerfamilie Schoeffer. Neuntes Beiheft zum Centralblatt für Bibliothekwesen 1892, S. 18.

neben seinem geistigen Amt spielte, bleibt ungewiß, hat aber eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich.

Nach Sitte der Zeit begann Huttich seine wissenschaftliche Ausbildung erst als Geistlicher. Er wandte sich nach Frankfurt a. d. Oder. Dieses hatte seine Begründung in den Mainzer Verhältnissen, in welchen Huttich lebte. Johann Rhagius (Rack), geboren zu Sommerfeld in der Lausitz, daher Aesticampianus genannt, hatte von Krakau aus eine gelehrte Reise nach Italien unternommen, war 1501 nach Deutschland zurückgekehrt und wirkte einige Jahre als Lehrer an der Hochschule zu Mainz. Dieser Mann war lateinischer Dichter, Humanist und Freund des römischen Altertums, er hatte auf Huttichs Zukunft den größten Einfluß und verwebte dessen Geschicke in die seinigen. Beide lernten sich jedenfalls zu Mainz kennen, wenn auch nicht festzustellen ist, daß Huttich bereits zu Mainz des Rhagius Schüler war. Rhagius arbeitete 1505 an einer Epigrammensammlung, welche 1506 zu Mainz beendet und 1507 zu Leipzig gedruckt den Mainzer Kreis behandelt, in dem Rhagius und wohl auch Huttich verkehrte. Diese Epigrammensammlung enthält Huttichs Namen, wenn auch nicht in der Eigenschaft als eines Bekannten des Rhagius, so doch als Schüler.[1]

Im Jahre 1506 gründete Markgraf Joachim I. von Brandenburg die Hochschule zu Frankfurt a. d. Oder. Rhagius ward als Lehrer aus Mainz an dieselbe berufen. Jedenfalls geht es auf dessen Einfluß zurück, daß Huttich sich ebenfalls nach Frankfurt wandte und dort des Rhagius Schüler ward. Wann Huttich jedoch nach Frankfurt zog, steht nicht fest. Möglicherweise nahm ihn Rhagius zur Eröffnungsfeier der Frankfurter Hochschule mit, ebenso gut kann aber auch Huttich nachgefolgt sein. Am 26. April 1506 ward die Frankfurter Hochschule eingeweiht. Die beiden Professoren Publius Vigilantius Bacillarius Axungia und Johann Rhagius Aesticampianus veröffentlichten eine Art Festschrift unter dem Titel: Publii Vigilantii Bacillarii Axungi poete et oratoris ad illustrissimum principem Joachimum sacri Romani imperii archicamerarium etc. Franckphordianae urbis ad Oderam et gymnasii litterarii introductionis ceremoniarumque observatarum descriptio. Exaratum in officina honorandi viri Conradi Baumgardt Rothenburgii in urbe Francphordiana ad Oderam. Anno ab incarnatione salvatoris nostri M. D. VII. idibus Februariis. Quarto. Des Rhagius

[1] Epigrammata Joannis Aesticampiani. Impressum est hoc opus epigrammatum Lyps. per Melchiorum Lother civem Lipsensem anno domini millesimo quingentesimo septimo. Panzer, annales 7, 158. — Zeitschrift des Vereins für rheinische Geschichte zu Mainz 3, 19. — Böcking, Hutteni opera III. Index bibl. und III* Suppl. vol. VII.

Schüler Ulrich von Hutten, Heinrich Brumann aus Mainz[1]) und Joachim von Bülow, Kustos der Kirche zu Lebus, lieferten zu dieser Gelegenheitsschrift Gedichte als Beiträge.[2]) Huttichs Name kommt nicht vor. Derselbe befand sich übrigens bei Erscheinen der Festschrift, mithin zu Beginn des Februars 1507, bereits zu Frankfurt und war 1506 als Johannes Huttdich de Strynt̃z in die Frankfurter Matrikel eingetragen worden. Rhagius hatte eine Anzahl junger Studierender als Kostgänger bei sich im Hause und verband damit jedenfalls eine Art Privatschule als Vorbereitung auf die Studien der Hochschule. Es war dieses damals ein an Hochschulen eingebürgerter Gebrauch, der jedenfalls auch einen bedeutenden Geldgewinn abwarf. Zu diesen Schülern und Kostgängern des Rhagius gehörten Christoph Ziegler aus Gauernitz, Kreis Dresden, eingeschrieben 1506, und des Rhagius verwaiste Neffen Georg und Johannes, jedenfalls auch der genannte Heinrich Brumann, welcher schon zu Mainz des Rhagius Schüler gewesen, sowie Huttich, den Rhagius seinen Amanuensis (Gehilfe) nennt.[3]) Rhagius verfaßte die Lehrbücher für seinen Unterricht selbst und besorgte deren Drucklegung. Dem genannten Christoph Ziegler widmete er im Jahre 1507 ein derartiges Lehrbuch die tabula Cebetis philosophi Socratici cum Johannis Aesticampiani epistola. Impressa Francphordio per honestos viros Nicolaum Lamperter et Balthasar Murrer. Anno M. D. VII. Quarto.[4]) Zu gleichem Zweck schrieb Rhagius für seine Neffen Georg und Johannes sowie sonstigen Schüler 1507 die grammatica Martiani Foelicis Capelle cum Johannis Rhagii Aesticampiani Rhetoris et poete prefatione. Impressa Francphordio per honestos viros Nicolaum Lamperter et Balthasar Murrer. Anno domini M. D. VII. Als Anhang folgte dieser Schrift: Aelius Donatus de figuris cum Johannis Rhagii Aesticampiani epistola. Dieser Druck entbehrt der Zeitangabe, er besitzt jedoch ein Schlußgedicht des Rhagius an dessen Neffen und Johann Huttichius Maguntinensis als Erzieher (quasi hipodidascalus) der damals vier und sieben Jahre alten Neffen des Rhagius. Zu einem Schlußdistichon an den Leser versprach Rhagius, auch den Kommentar zum Marcianus zu liefern. Besagter Kommentar

[1]) Heinrich Brumann war ebenfalls wie Huttich des Rhagius Gehilfe. Er kommt in den epistolae obscurorum virorum vor und hielt zur kirchlich scholastischen Richtung. Er bekleidete die Stellung eines Domorganisten zu Mainz und starb dort im April 1544. Monatshefte für Musikgeschichte, herausgegeben von Eitner 25 (1893), 115.

[2]) Archiv für Litteraturgeschichte 13 (1885), 2—3.

[3]) Ebenda S. 4—5.

[4]) Ebenda S. 4 Anmerkung 1.

erschien auch 1508 mit dem Titel: Commentarii Johannis Rhagii Aesticampiani Rhetoris et poetae laureati in Grammaticam Martiani Capellae et Donati figuras. Impressa Francphordio per honestos viros Nicolaum Lamperter et Balthasar Murrer. Anno domini M. D. VIII. Quarto.[1]) Diese drei Lehrbücher des Rhagius sollte Huttich bei dem Unterricht seiner Neffen benutzen. Huttich spielte mithin die Rolle eines Lehrers der Vorschule des Rhagius und war wiederum dessen Schüler. Nach einigen Versen hinter dem Kommentar des Martianus Capella hatte Rhagius seine Neffen nach Lübben in die Lausitz geschickt und denselben den Huttich zur Begleitung beigegeben. Dort übernahm Huttich die Weiterbildung der beiden Knaben. Die Entfernung der beiden Neffen aus Frankfurt hatte in des Rhagius Verhältnissen ihre Begründung und wirkte auch auf Huttichs Zukunft ein. Rhagius war ausgesprochener Anhänger des Humanismus, fand aber bei den zur Scholastik hinneigenden Professoren zu Frankfurt nicht den ihm zu Mainz zu teil gewordenen Beifall, sondern im Gegenteil Anfeindungen. Rhagius räumte deshalb das ihm unangenehm gewordene Arbeitsfeld, da jedenfalls keine Aussichten vorhanden, über seine Widersager zu obsiegen. Er wandte sich nach Leipzig, wo er früher schon Verbindungen gehabt haben muß, da er dort im Jahr 1507 seine Epigrammata drucken ließ. Die Übersiedlung des Rhagius als Professor der Redekunst nach Leipzig fand im Winterhalbjahr 1507 auf 1508 statt. Näheres läßt sich nicht feststellen. Huttich mußte von dieser Sache wissen und dieselbe, welche enge mit dem Weggang der Neffen aus Frankfurt zusammenhing, billigen. Nach Ordnung der Verhältnisse folgte Huttich seinem Lehrer Rhagius nach Leipzig nach und ward dort dessen Schüler. In Frankfurt Baccalaureus geworden, wurde er zu Leipzig als solcher unter dem Namen J. Huthigius de Strynz im Wintersemester 1508 in die Stammrolle eingetragen.[2]) In Frankfurt hatte Huttich an des Rhagius Erklärung der Oeconomia des Aristoteles teilgenommen[3]) und nebstdem Altertumskunde betrieben sowie Griechisch gelernt, in Leipzig setzte er seine abgebrochenen Studien unter Rhagius fort. Wie sich der Aufenthalt zu Lübben und Leipzig zu dem 1507 im Druck erschienenen Mainzer Meßbuch und Huttichs Mitarbeiterschaft an demselben verhält, bleibt unklar, erledigt sich aber jedenfalls leicht, daß Huttichs Mitarbeit einer früheren Zeit angehört, wie denn das Vorwort bereits 1506 abschließt, der Druck dagegen erst 1507 beendet ward. Daß Huttich von Frank-

[1]) Ebenda S. 5 Anmerkung 3—4.
[2]) Ebenda 12, 361.
[3]) Ebenda 13, 3.

furt oder Lübben aus kürzere Zeit zu Mainz war und dort für das Meßbuch wirkte, erscheint unwahrscheinlich. Zu Leipzig lernte Huttich jedenfalls den Nürnberger Johann Heß, den Kaspar Ursinus Velius, den Kaspar Borner und Johann Kuchel kennen.[1]) Rhagius hatte auch zu Leipzig junge Leute als Kostgänger um sich. Möglicherweise gehörte auch hier dessen Amanuensis Huttich zu denselben. Rhagius hatte zu Leipzig ähnliche Anfechtungen wie zu Frankfurt zu erleiden. Der Beifall seiner Kollegen fehlte bei deren scholastischen Denkungsweise auch hier, die Anfechtungen waren sogar tiefer gehend und die entstandenen Wirren noch größer als zu Frankfurt. Seit 1509 herrschte diese gegenseitige Erbitterung und endete damit, daß man dem Rhagius die Fortsetzung seiner Vorlesungen durch Vorenthalten eines Hörsaales hierzu unmöglich machte. Deshalb verließ Rhagius Leipzig. Auch Huttich hatte zu Leipzig Vorlesungen gehalten. Da er hierbei der humanistischen Richtung seines Lehrers folgte, wurde er als Humanist wie auch als Anhänger des mißliebig gewordenen Rhagius verhaßt. Die Verfolgungen des Letztern dehnten sich auch auf Huttich und dessen Lehrthätigkeit aus und endeten wie bei Rhagius damit, daß auch Huttich Leipzig den Rücken wandte. Wer von Beiden zuerst wegging, bleibt unklar. Beider Geschick war ein verwandtes, unter sich hat aber keines zu dem andern in einer anderen Beziehung gestanden, als daß bei Beiden das Ende das nämliche war. Es scheint aber, daß Huttich länger zu Leipzig verblieb, indem man zuerst seitens der Professoren den Rhagius bekämpfte und nach dessen Weggang auch dessen Anhänger Huttich vertrieb. Der Dekan der Hochschule Magister Tuberinus Rothenburgensis hatte vor Beginn der Wintervorlesungen 1512 zwei Baccalaureen, weil solche noch Schüler seien, das Abhalten von Vorlesungen verboten. Trotz dieses Verbots machte ein „Scholasticus", ein „Frankfurter Baccalaurear" den Versuch, Vorlesungen zu halten und zwar unter Verleugnung seiner scholastischen Richtung. Dieses war Huttich. Der Dekan rief die Hülfe des Rektors der Hochschule an, dieser befragte wiederum das Universitätskonzil. Dieses billigte die Anordnung des Dekans gegen Huttich, der jedenfalls hiergegen Einsprache erhoben hatte. Huttich beruhigte sich bei diesem Spruch keineswegs und wandte sich an den Gesamtvorstand der Hochschule, deren Nationen ihm jedoch ebenfalls das Abhalten der Vorlesungen verboten. Rhagius hatte sich in seinen Kämpfen mit der Leipziger Hochschule an deren Protektor, den Herzog Georg von Sachsen gewandt, ohne jedenfalls einen besondern Erfolg zu erzielen. Diesen Weg betrat nun auch seinerseits Huttich und wandte sich an Herzog Georg. Dieser ging

[1]) Archiv 13, 11.

auf Huttichs Klage ein und verlangte schriftlichen Entscheid von der Hochschule, ob dem Kläger die Erlaubnis zum Abhalten der Vorlesungen zu entziehen sei oder nicht. Die Hochschule wandte hiergegen ein, sie besitze Überfluß an Lehrern, die als Vertreter der „cultior litteratura" die gleichen Vorlesungen wie Huttich abhielten und abhalten könnten. Mit diesem Entscheid beruhigte sich Herzog Georg. Der „dictus temerarius poetaster" Huttich, wie ihn seine Widersacher nannten, ward bei zehn Gulden Strafe gezwungen, seine Vorlesungen einzustellen.[1]) Es war im Jahr 1512. Rhagius befand sich damals längst nicht mehr zu Leipzig und konnte in das Geschick des Huttich nicht eingreifen. Des Letzern Kämpfe bilden ein Gegenstück zu denen des Rhagius; der Kampf des Humanismus gegen die Vertreter der Scholastik spiegelte sich bei Beiden ab. Bei Huttich bleibt bewundernswert die Zähigkeit bei Verteidigung seiner Rechte. Daß Rhagius und Huttich nach der Trennung noch Beziehungen zu einander hatten, ist nicht zu erweisen.

Huttich verließ Leipzig und kehrte frühestens 1513 nach Mainz zurück. Dort wirkte er als Magister, Examinator und Geistlicher.[2]) Möglicherweise befand er sich noch im Besitze seiner Dompfründe und arbeitete in einer der Mainzer Druckereien von Johann Schoeffer oder Friedrich Heumann als Korrektor. Im Jahr 1516 trat er zu Georg Simler aus Wimpfen, dem Johann Aquila Ordinarius der Juristenfakultät zu Tübingen die Korrektur seiner Schrift: Opusculum enchiridion appellatum bei Jakob Köbel zu Oppenheim 1516 anvertraut hatte, in Beziehungen. Möglicherweise wirkte Huttich auch zu Oppenheim bei Köbel als Korrektor. Zu Aquilas Schrift lieferte er wenigstens ein Epigramm: Amatorum ludi litterarum studiosum Hexasticho alloquitur Jo. Hutichius.

Has aquilae pennas poteris bene volvere lusor,
Si iuvat ad vitam commoda ferre tuam.
Haec repetit luxus veterum: spectacula quae sint.
Et ludi hoc cupidae tempore gentis amor,
Ponderat haec varias leges, ex ordine tanto
Elige, quod ludas, quae fugienda, fuga.[3])

Zu Mainz verlegte sich Huttich auf das Sammeln von römischen Inschriften. Peutinger hatte hierin die Anregung gegeben, Theodor Gresemund der Jüngere war mit seiner nun verlorenen Sammlung diesem Beispiel gefolgt, Huttich trat in dessen Fußstapfen und setzte die Sache bis zur Drucklegung durch. Er sammelte nicht allein zu

[1]) Archiv 12, 362.
[2]) Joannis 3, 321.
[3]) Roth, Die Buchdruckerei des Jakob Köbel zu Oppenheim IV. Beiheft zum Centralblatt für Bibliothekwesen S. 12. Daselbst weitere Litteraturangaben.

Mainz, sondern auch in der Umgegend und wurde der rheinische Peutinger. Seine Arbeit schloß er 1517 ab. Dieselbe blieb jedoch liegen und kam erst 1520 zum Abdruck. Die Vorrede ist beendet: Datae ex arce Curcellina regni deserti XI. Calend. Augusti, anno salutis M. D. XVII. Was unter der arx Curcellina zu verstehen, bleibt unklar; die Angabe beweist nur, daß sich Huttich damals nicht mehr zu Mainz befand. Er war zu unbestimmter Zeit als Lehrer an den Hof des jungen Pfalzgrafen Ludwig II. von Pfalz-Zweibrücken nach Zweibrücken berufen worden. Von dort und nicht von Mainz aus scheint er auch den Brief an Johann Reuchlin im Jahr 1518 geschrieben zu haben, worin er denselben mit der Gunst des Bischofs von Straßburg und des Pfalzgrafen Ludwig tröstete.[1] Wo und zu welcher Zeit beide Männer sich kennen lernten, ist unbekannt. Huttich besaß um diese Zeit bereits einen geachteten Namen in der Gelehrtenwelt. Friedlieb (Irenicus) erwähnt seiner in den Briefen der berühmten Männer.[2] Huttich kommt auch in dem Verzeichnis der Verteidiger Reuchlins vor. — Auch zu Zweibrücken war seines Bleibens nicht lange. Er wandte sich zu unbestimmter Zeit nach Spanien, wohin Kaiser Karl V. 1519 gezogen war. Möglicherweise gehörte Huttich als Prediger zu dessen Gefolge. Was ihn dahin führte, und was er in Spanien wirkte, ist unbekannt. Wir erfahren diese Angabe von Huttichs Aufenthalt in Spanien gelegentlich aus einem Brief desselben an B. Pirckheimer, daß er 1521 aus Spanien zurückkehrte.[3]

Huttichs erwähnte Sammlung von römischen Inschriften kam 1520 bei Johann Schoeffer zu Mainz im Druck heraus. Die Ausgabe mit ihrer 1517 abgeschlossenen Vorrede macht den Eindruck, daß Huttich die Herausgabe nicht persönlich leitete, da er sich damals nicht zu Mainz befand und möglicherweise die Ausgabe druckfertig bei Schoeffer 1517 hinterlassen hatte. Die Ursache, warum der Druck erst 1520 beendet ward, mag die Langwierigkeit der Herstellung der Holzschnitte sein. Huttich hatte für seine Collectanea antiquitatum, wie er die Sammlung betitelte, allerwärts zu Mainz und Umgebung, wo sich damals zahlreicher als jetzt solche Altertümer darboten, in Wort und Bild gesammelt und getreue Abbildungen mit kurzer Angabe des Fundortes geliefert. Dadurch entstand ein handliches Album der römischen Altertümer aus Mainz, insbesondere von Grab-

[1] Illustrium virorum epistolae. Hagenau 1519. Signatur D III Rückseite. Johann Reuchlins Briefwechsel herausgegeben von Geiger, Bibliothek des litterarischen Vereins zu Stuttgart 126, S. 321. Dort ist der Brief nach Mainz 1518 verlegt.

[2] Epistolae clarorum virorum Blatt 45 Rückseite.

[3] Heumann, Documenta literaria. Altdorf 1758, S. 225.

steinen und Sarkophagen. Wohl mit Absicht stellte Huttich der Sammlung Blatt 2 als erste Abbildung ein Grabmal mit Inschrift in dem Hause seines Verlegers Johann Schoeffer zu Mainz voraus.[1]) Beide Männer mögen auch in Bezug auf Altertümer in Beziehungen gestanden haben, die mehr als bloßes Interesse für den Verlag der Schrift sein dürfte. Das meiste des Gefundenen lieferten Gebäude und Kirchen in und um Mainz, wo man solche Werkstücke als bereits bearbeitete Steine beim Bau sich nicht leicht entgehen ließ. Eine ganze Akademie von Männern, welche sich für römische Überreste ereiferten, suchte Huttich auf, Männer teilweise von hoher gesellschaftlicher Stellung und großem Einfluß, und zeichnete deren Fundstücke. Die Herstellung der Schrift mag viel Mühe und durch die Holzschnitte dem Verlag auch bedeutende Kosten verursacht haben. Es wurden dargestellt Stücke aus Schoeffers Haus, dem Haus zum Schiltknecht, zum Samson auf dem Stefansberg, aus einem Haus nebenan, in der St. Albanskirche, im Hause des damaligen Mainzer Weihbischofs, des Domvikars Martin Starck, des Hofmeisters Eitelwolf zum Stein, des Gerlacus Architektor, aus dem Hause zur Sportel,[2]) in der St. Morizkirche, im alten Clockhof und dem Hemhof, vor dem Thor von St. Peter, in der Kirche von St. Viktor, im Hause des Probsts auf dem St. Albansberg, im Garten des Domdekans Lorenz Truchseß von Mainz,[3]) am Wege in malam crucem, am Hause des Scholasters von St. Stefan, am Thurm von St. Pauls Pfarrei, an der Martinsburg. Auch auswärts machte Huttich Ausbeute, zu Mombach, Armudt (bei Frauenstein), an der Kirche und beim Brunnen zu Bretzenheim, zu Laubenheim, Praunheim, Flörsheim a. Main, Kastell bei der St. Martinskapelle. Zu Worms fand Huttich drei Denkmale, welche Bischof Johann (von Dalberg) von Worms daselbst hatte herstellen lassen und so dem Verderben entriß.[4]) Zu den Darstellungen zählt auch der bekannte Mainzer Eichelstein als älteste Abbildung desselben. Im ganzen bildete Huttich 46 Denk-

[1]) Jo. Schoeffer bibliographus in aedibus suis sarcophagum habet hac inscriptione.

[2]) In diesem Haus „zum Korb, ad sportellam" wohnte des Huttich Lehrer Rhagius während seines Mainzer Aufenthalts.

[3]) Über Lorenz Zobel, Domdekan, vgl. Archiv 12, 340. Ihm widmete Theodor Gresemund der Jüngere seine verlorenen antiquitates. Lorenz war Dichter und Altertumsfreund.

[4]) Wenn die Kenntnis dieser Grabsteine auf persönliches Bekanntsein beider Männer, nämlich Huttich und Johann von Dalberg beruht, dann müßte Huttich schon vor 1504 zu Worms Altertümer gesammelt haben, was kaum annehmbar. Eher dürfte man gelten lassen, daß Johann von Dalberg die Grabsteine aus Pietät für das Altertum herstellen ließ und Huttich nach dessen Tod (1504) darauf aufmerksam gemacht, solche verwendete, daß sich aber beide Männer wohl schwerlich persönlich kannten.

mäler ab, wovon 38 auch Inschriften lieferten. Ein erklärender Text blieb weg. Die Inschriften sind keineswegs fehlerlos wiedergegeben. Die graphische Kritik und das Bewußtsein, daß die Inschriften auch in ihrer vollständigen Zeilenfolge wiedergegeben werden mußten, fehlt bei Huttich, der sich hierin noch in den Mängeln seiner Zeit befangen fühlte und deshalb für seine Kollektanea von Leibniz in dessen Otium Hannoveranum (ed. Feller. Lipsiae. 1718. S. 207) gerade keine Lobsprüche erntete. Aber immerhin ist die Sammlung nach Peutingers Vorgang für Mainz ein Handbuch der Inschriftenkunde, das sich für seine Zeit als dankenswerte Leistung kann sehen lassen und bei dem Verlust manchen Stücks heute noch Quelle für den Forscher ist. Den Wert und die Brauchbarkeit beweist auch die 1525 herausgekommene neu übersehene zweite Auflage und der Abdruck dieser zweiten Ausgabe in des Joannis Rerum Moguntiacarum 3. Band. In der 1517 abgeschlossenen Vorrede erklärte Huttich, trotz des Spottes des Erasmus von Rotterdam in dessen encomium moriae sei er unter die Altertumsforscher gegangen, um dadurch den Zobel (Lorenz Truchseß, Domdekan zu Mainz), welcher Liebhaber alter Münzen sei, anzuregen, aufgefundene Altertümer zu sammeln und dadurch vor dem Untergang zu bewahren. Er habe ausgeführt, was Gresemund begonnen. Mit dem Doctor iuris Balthasar Geyer habe er in Stadt und Land gesucht und nach Peutingers Beispiel die Inschriften alle selbst geprüft.

Huttich weilte 1524 zu Straßburg und hatte den Sommer bei Beatus Rhenanus zugebracht. Von da richtete er auch den erwähnten Brief am 18. Oktober 1524 an Pirckheimer. Rhenanus ersuchte den Huttich, dem Straßburger Buchdrucker Hans Grieninger bei der von Pirckheimer in Hans Kobergers Verlag zu Nürnberg veranstalteten Ausgabe des Ptolemaeus als Korrektor behülflich zu sein. Pirckheimer und Huttich kannten sich längst, da ersterer demselben vor mehreren Jahren seinen „Piscator" übersandt hatte.[1] Auch dieses spricht von Huttichs angesehener Stellung in der damaligen Gelehrtenwelt. Pirckheimer sprach unverhohlen seine Freude über die von Huttich zugesagte Beihülfe bei der Herausgabe des Ptolemaeus aus. Deutlich prägt sich in dessen Antwort an Huttich die gegen denselben gehegte Hochachtung aus.[2] Er beklagte die Unrichtigkeit des Textes in den bereits gedruckten Teilen der Ausgabe. Wenn er nicht dem Koberger zu Nürnberg auf dessen wiederholtes Bitten den Gefallen gethan hätte, würde er die Ptolemaeusausgabe nicht dem Grieninger zum Druck

[1] Archiv für Litteraturgeschichte 12, 364.

[2] Joanni Huttichio Bilibaldus Pirckheimerus P. S. Ohne Zeitangabe, aber jedenfalls 1524—1525 geschrieben. Pirckheimeri opera ed. Goldast Frankfurt a. M. 1655, Folio. S. 313; Hase, Die Koberger. 2. Auflage. S. 130—131.

anvertraut haben.[1] Huttich leitete nun den Druck der Ausgabe, erlebte aber an derselben ebenso wenig Freude als Pirckheimer selbst. Zweimal sah er sich genötigt, über Grieninger bei Pirckheimer Beschwerde zu führen.[2]

Am 28. Februar 1525 war Huttich zu Straßburg als Bürger aufgenommen worden.[3]

Auch zwischen dem Hans Koberger und dem Hans Grieninger kam es wegen der Ptolemaeusausgabe zu harten Auseinandersetzungen. Im Jahr 1525 schrieb Grieninger an Koberger, er habe als Korrektor einen gelehrten fleißigen Mann für die Korrektur letzter Hand bei sich, den Magister Hans Huttich.[4] Damit wollte Grieninger den Verleger beruhigen. Pirckheimer beschwerte sich trotzdem bei Grieninger und führte an, er habe bedeutende Druckfehler in seinem Buch gefunden und dieses dem Meister Hans Huttich mitgeteilt. Dieser schreibe ihm aber, er habe keinen Buchstaben in der Ausgabe korrigiert und sei nie dazu herangezogen worden. Dieses befremde ihn sehr.[5] Grieninger wies den Vorwurf wegen der Druckfehler zurück, Pirckheimer habe dem Huttich den Auftrag erteilt, die Vorrede (Epistel) zu fertigen oder nach Ermessen auch wegzulassen. Während des Drucks machte Pirckheimer dem Grieninger den Vorwurf, einige Zieraten zu den Tafeln des Ptolemeaus zugefügt zu haben; statt den Meister Huttich hierbei zu Rat zu ziehen, folge man nur dem eigenen Ermessen.[6] Wie die Sache auch lag, aus dem Briefwechsel geht Pirckheimers unbedingtes Vertrauen zu Huttich bei Herstellung der Ausgabe bestimmt hervor. Dieselbe erschien zu Straßburg 1525 mit dem Titel: Ptolemaeus Claud., Geographicae enarrationes libri VIII. ed. Bilibaldo Pirckheymhero interprete. Annotationes Joann. de Regiomonte. Argentorati, Joh. Grieninger. communibus Joh. Koberger impensis excudebat. 1525. Zwei Teile. Mit Holzschnitten des Joh. Herbst aus Straßburg.

Im Jahr 1525 gab Huttich eine neue Auflage seiner Kollektanea zu Mainz bei Schoeffer heraus. Die Vorrede blieb unverändert.[7] Im Jahr 1526 veröffentlichte Huttich den imperatorum Romanorum libellus. Una cum imaginibus, ad vivam effigiem expressus. Straßburg, Wolfgang Cephaleus, 1526. Dem Rat des

[1] Pirckheimeri opera S. 130—131.
[2] Heumann, Documenta S. 226—228.
[3] Schunk, Beiträge zur Mainzer Geschichte 3, 142.
[4] Hase, Die Koberger. 2. Auflage S. 97.
[5] Ebenda S. 102.
[6] Hase S. 133. Briefbuch S. CXL.
[7] Vgl. Bibliographie Nr. 2. Nassauer Annalen 4, 310 f. über die Abweichungen der Inschriften beider Ausgaben 1520 und 1525.

Herzogs Georg von Sachsen Otto von Pack ist die Schrift gewidmet. In dem Vorwort klagt Huttich über die verdorbenen Sitten seiner Zeit.[1]) Er erklärt, Cephalius der Verleger der Schrift, habe die Bilder nach Münzen dem Werkchen beigegeben. Huttich erinnerte den Otto von Pack, dessen Bruder Philipp von Pack habe ihm einst bei Aufsuchung von Denkmälern und Münzen hilfreiche Hand geleistet. Da sich Otto damals für Altertümer ereiferte, und der durchreisende junge Heinrich von Eppendorf ihn hierzu aufmunterte, habe er ihm das vorliegende Werkchen gewidmet. Das Buch enthält die Bildnisse und Lebensbeschreibungen der römischen und deutschen Kaiser bis auf Karl V. Wo Huttich, wie bei den Juliern, Frauenbildnisse kannte, sind auch diese vorhanden, von Heinrich V. bis Albrecht II. stehen jedoch an deren Stelle nur Ringe als Einfassung im Text.[2]) Die Bilder der römischen Kaiser von Thomas Treter haben vielfach gleiche Beschaffenheit wie die bei Huttich und gehen daher beide auf gleiche unbekannte Quelle zurück. Die Lebensabrisse sind kurz, gleichsam als chronologisch geordnete erklärende Beigabe der Bilder von Julius Cäsar bis Karl V., dem noch dessen Bruder Ferdinand I. beigefügt ist. Vielfach sind auch die Schwestern und Kinder der Kaiser vorhanden. Karls des Großen Bildnis fehlt in dem umgebenden Kreis, nur die Unterschrift weist auf dasselbe hin. Die Herstellung der Bilder selbst ist eine gute Leistung. Was den Text betrifft, so sind gerade die deutschen Kaiser historisch am dürftigsten behandelt. Bei Max I. fehlt vom Standpunkt des Herausgebers nicht die lobende Erwähnung desselben als Begünstiger des Humanismus.[3]) Das Buch fand jedenfalls vielen Beifall und ward ohne Huttichs Zuthun nachgedruckt[4]) und erschien auch in deutscher Übersetzung mit dem Titel: J. Huttich, Römische Kayser abcontravevt, vom ersten Cajo Julio an vntz vff den ietzigen H. K. Carolum. Mit kurtzer anzeygung ires Lebens, dapffer thaten vnd historien. Straßburg, Köpffl, 1526. Octavo.[5]) Ob Huttich diese Übersetzung selbst besorgte, ist ungewiß. Huttich gab 1534 eine neue Ausgabe seines Libellus bei Köpffel zu Straßburg heraus[6]) und fügte einen Elenchus consulum mit Abbildungen von Münzen aus der Zeit der römischen Republik bei. Eine weitere Auflage mit diesem Zusatz erschien 1552 bei Köpffel zu Straßburg, besorgt von Johann Sambucus.[7])

[1]) Archiv für Litteraturgeschichte 12, 365.
[2]) Joannis a. a. O. 3, 325.
[3]) Ebenda 3, 315—344.
[4]) Ausgaben bei Graesse, trésor unter Huttich.
[5]) Weller, Repertorium Nr. 3824.
[6]) Mir lag keine dieser Ausgaben vor.
[7]) Vgl. Bibliographie Nr. 3.

Im Jahr 1527 ward Huttich auf Kaiser Karls V. Verwendung Kanonikus am St. Thomasstift zu Straßburg. Seit diesem Jahr läßt sich ein reger Briefwechsel mit Beatus Rhenanus nachweisen. Früheres mag verloren gegangen sein. Am 30. November 1527 schrieb Huttich von Straßburg aus an Rhenanus, welcher zu Basel im Haus zum Sessel weilte. Er habe zwei Briefe von demselben erhalten. Der eine vom 5. September habe ihm den Auftrag erteilt, dem Baumeister zu Schlettstatt ein Päckchen Briefe zu übersenden. Dieses sei geschehen. Der andere Brief enthielt einen Briefwechsel zwischen Kaiser Karl V. und Papst Clemens VII. Huttich entschuldigte sein verspätetes Schreiben. Er habe nach Empfang der Briefe sich alsbald nach Lauterburg (an der Nordgrenze des Elsasses) begeben müssen. Dort sei er eine Zeit lang geblieben. Als er heimgekehrt, sei der Herbst genaht. Auf Leonhardstag den 5. November hätten sich die Geschäfte gehäuft und ihn an der Antwort gehindert. Dieser Tag war ein Festtag in Huttichs Stift. Rhenanus habe ihm von der unvergleichlichen Büchersammlung des Sichard geschrieben. Rhenanus solle sich aber vor den Inschriften hüten, damit es nicht wie mit Philipp und Clemens ergehe. Wegen des Ammianus zweifele er nicht, daß der Wortlaut entscheide, damit kein Unterschleif stattfinde. Doch sei des Sichard Eifer lobenswert.[1]) Die Dalbergische Bibliothek habe er fleißig durchgesehen, aber außer dem Griechen Nicander nichts Ungedrucktes gefunden. Frobenius nehme alles weg. Außerdem sei ein griechisch geschriebener Ptolemaeus vorhanden. Die Schrift sei so schön, wie er sie nie gesehen. Sodann ein Bruchstück aus Vergil mit Anfangsbuchstaben geschrieben und mit Bildern sehr alter Malerei geziert. Ferner habe er gesehen die Briefe des Theoderich Königs der Gothen und die vollständigen Verhandlungen der Kirchenversammlungen von Basel und Constanz. In der Bibliothek von St. Arbogast zu Straßburg sei nur Gedrucktes vorhanden. Er bat den Rhenanus um Angabe, was von den Verlegern herausgegeben werde. Er habe keinerlei Hoffnung für Livius[2]) und Ammianus. Höre Rhenanus etwas neues, dann möge er es ihm mitteilen, namentlich etwas über Beatus[3]) aus Spanien. Er habe demselben geschrieben, aber noch keinerlei Antwort erhalten. Sonst geschehe fast täglich neues, das er aber dem Briefe nicht anvertrauen könne. Sein Herr, der Bischof von Utrecht[4]) und der Herzog von Geldern befehdeten sich

[1]) Vgl. G. Maudry, Sichard. Stuttgart. 1874, S. 4.

[2]) Rhenanus beabsichtigte damals eine neue Livinsausgabe zu veranstalten und forschte überall nach Handschriften desselben.

[3]) Beatus Arnoaldus, welcher sich beim Kaiser Karl V. in Spanien befunden haben dürfte.

[4]) Warum Huttich den Bischof seinen Herrn nannte, ist unbekannt.

in unversöhnlichem Haß. Utrecht sei von den Gelderern besetzt und stehe ein schlimmes Ende der Sache bevor. Des Aventin Jahrbücher habe er noch nicht zu Gesicht bekommen und bezweifle deren Erscheinen.[1] Zum Schluß richtete Huttich an Rhenanus und Erasmus[2] Grüße aus.[3]

Im Jahre 1530 ward Huttich Chorregent am Dom zu Straßburg als Nachfolger des Ulrich Bertsch.[4] Sein reiches Einkommen aus dieser Stellung verwendete er für historische Untersuchungen sowie Sammeln von Handschriften und Büchern.

Im Jahr 1536 ließ Huttich den novus orbis regionum ac insularum veteribus incognitarum una cum tabula cosmographica, et aliquot aliis consimilis argumenti libellis zu Basel bei Johann Herwagen von Simon Grynaeus herausgeben.[5] Das Vorwort des Grynaeus bezeichnet den Huttich als Sammler der Materialien dieses Werks, bei dem man leicht die Anregung durch Pirckheimers Ptolemaeusausgabe erkennt.[6]

Am 20. September 1535 schrieb Huttich an B. Rhenanus ohne Ortsangabe. Er erwähnt einer für Rhenanus erledigten Geldangelegenheit,[7] teilte dann mit, Jakob Ziegler,[8] ein ehrwürdiger Greis, habe ihn bitten lassen, ihm von Rhenanus ein Empfehlungsschreiben an Julius Pflug[9] zur Weiterempfehlung an den Kardinalerzbischof Albrecht von Mainz zu verschaffen. Ziegler wolle den Rest seines Lebens zu Mainz verbringen. Diese Stadt scheine demselben weit

[1] Aventins annales erschienen wirklich erst 1554 im Druck.

[2] Wann Huttich den Erasmus von Roterdam kennen lernte, steht dahin; eine flüchtige Durchsicht des Briefwechsels des Erasmus ergab keine Ausbeute einer Verbindung beider Männer.

[3] Briefwechsel des Beatus Rhenanus ed. Horowitz und Hartfelder, S. 372 und 373.

[4] Joannis a. a. O. 3. 323. Die Pfründe hieß auch die Chorkönigspfründe.

[5] Am Ende des Vorworts die Stelle: Quum igitur lustrandi orbis exemplum vetus illud, quod isti literarum et omnis doctrinae principes extulerunt, iam olim nostro seculo non infeliciter revocarint quidam, omni laude digni viri, quorum memoriam literis exceptam docti quidam (utinam tanta dexteritate, quanta diligentia) posteritati transmiserunt, quumque argumenti eius libellos aliquot vulgo oberrantes, Joan. Hutichius vir doctus et antiquitatis mire studiosus Hervagio nostro excudendos dederit: eos volui ideirco inscribere tibi, quod nemo nostro seculo, quod ego sciam, in illam disciplinarum mathematicarum lucem sublimiore mentis acie intueatur O. D.

[6] Weitere Ausgabe Basel, Herwagen, 1550, Folio.

[7] Die Betreffenden scheinen die Markgrafen Philipp und Ernst von Baden, der Empfänger Johann II. Pfalzgraf von Simmern Sponheim gewesen zu sein.

[8] Jakob Ziegler aus Landau, der bekannte Kosmograph. Ziegler weilte im November 1511 zu Leipzig und daher könnte die Bekanntschaft mit Huttich stammen. Vgl. Heumann, Documenta etc. S. 138.

[9] Julius Pflug, Gegner der Reformation.

angenehmer und die Luft dort gesünder als zu Baden-Baden.[1]) Zu Mainz habe Ziegler auch den Arzt Pucheymer[2]) zur Verfügung. Huttich bat um Weiterbeförderung. Er habe dem Johann Sapidus[3]) aufgetragen, die Sache ausführlicher mit Rhenanus zu verhandeln, da er jetzt zur Weinlese reisen müsse. Unterzeichnet ist dieser Brief von Huttich als rex chori, als welcher derselbe hier zum ersten Male urkundlich auftritt.[4]) Am 22. November 1536 schrieb Huttich von Straßburg aus an B. Rhenanus, es bedürfe keiner Anregung wegen des Aufsuchens alter Urkunden. Es sei ihm wohlbekannt, daß die Urkunden des Straßburger Münsters zahlreich und sehr alt seien. Dieselben würden jedoch von Heldung[5]) und Andern so gehütet, daß keine Einsichtnahme möglich sei. Man bewahre dieselben vor den Geschichtsfreunden und der Herausgabe. Ein Bildnis Ottos I. habe er nirgends gesehen. Eine Schenkungsurkunde König Ottos III. an Abt Benno in Altorf im Elsaß besitze er, Rhenanus habe dieselbe, wie er glaube, gesehen. Eine Urkunde habe ein bleiernes Siegel mit dem Bildnis Kaiser Ottos III. Wenn Rhenanus dasselbe sehen wolle, werde er es ihm senden. Bei Petri dem Älteren[6]) habe er unlängst drucken lassen, was dem Kloster Honau[7]) von den fränkischen Königen geschenkt worden.[8]) Huttich ersuchte um Angabe, welchen Gebrauch Rhenanus davon machen wolle. Aus der Erzählung des Rudolf[9]) entnehme er, Rhenanus habe eine Angabe über die Kollatur der Pfarrei zu Schlettstatt, durch deren Mitteilung ihm Rhenanus eine Gefälligkeit erweisen würde. Den Johann Bader[10]) habe er bei Petri dem Jüngern[11]) dahin gebracht, daß derselbe ihm die Urkunde Dagoberts zeige. Bader habe ihm erwidert, solche liege noch im Archiv. Sobald er dieselbe erhalten, werde derselbe solche schicken, was er aber bezweifle. Im Bistum Worms habe er neulich eine Kiste voll Urkunden, darunter solche des Arnulf, Lothar, Ludwig, Heinrich III. Friedrich und Anderer durchmustert. In einer Nachschrift des Briefes

---

[1]) Thermis Antonianis.

[2]) Jodocus Pucheymer, Leibarzt des Kurfürsten Albrecht von Mainz. Er stand mit B. Rhenanus in Briefwechsel und war Lehrer an der Mainzer Hochschule. Vgl. Knodt, Historia universitatis Mogunt. S. 63.

[3]) Johann Witz.

[4]) Briefwechsel des B. Rhenanus S. 417—418.

[5]) Peter Heldung, Verwalter des Domkapitels zu Straßburg, gestorben 1561.

[6]) Buchhändler zu Basel.

[7]) Bei Straßburg.

[8]) Welche Druckschrift Huttich hier meinte, bleibt unklar.

[9]) Rudolf Berz, Gehilfe des Rhenanus.

[10]) Johann Bader war erster Prediger zu Landau, gestorben im August 1545. Bei Schoepflin, Alsatia illustrata 2, 400 zu 1545 heißt er Johann Bruder. Vgl. Theologische Studien und Kritiken 1895, S. 77.

[11]) Buchdrucker zu Basel.

bemerkte Huttich, er habe unlängst den Hedio[1] ermahnt, ein richtigeres Urteil bei Lesung der Geschichte aus der Zeit der Katholiken und Mönche zu beachten. Derselbe sehe an seinem Anhang, daß er der Richtung des Jahrhunderts nicht entspreche.[2]

Den 21. Februar 1541 wendete sich Huttich ohne Angabe des Ortes an B. Rhenanus, er habe neulich Gelegenheit gehabt, an ihn zu schreiben, da zufällig Paul Volz,[3] ein verehrungswürdiger Greis, ihm begegnet sei und ihm einen Brief über das Lügenfeld[4] gezeigt habe. Er habe den Abt gefragt, ob er nichts über diesen Ort bei den Schriftstellern gefunden. Es sei dieses deshalb geschehen, weil er wisse, daß Rhenanus über die Sache den Abt fragen würde. Derselbe habe den Rhenanus brieflich über die Grafen[5] und anderes aus dem Gebiet der Geschichte befragt, was ihn ebenfalls interessiere. Als er vor mehreren Jahren die Geschichtsschreiber Frankreichs durchblättert, sei er auf eine Stelle gekommen, wo Ludwig der Fromme von seinen Söhnen auf einem Feld, das später das Lügenfeld genannt worden, gefangen genommen worden sei. Er habe seitdem darüber nachgedacht, wo dieser Ort sich befunden, da er weder bei Gaguinus[6] noch Aemilius[7] etwas gefunden. Er sei zu der Vermutung gekommen, dieser Ort befinde sich in Frankreich und nicht in Deutschland. Auf dem Altmarkt habe er vor drei Monaten ein auf Pergament geschriebenes Buch, genannt Geschichte der Franken von Gregor, um billigen Preis erstanden. Als er dasselbe durchblätterte, habe er darin eine Eintheilung in zehn Bücher ähnlich wie bei Gregor von Tours gefunden. Trotzdem sei das Buch von der Arbeit Gregors verschieden. Huttich teilte dem Rhenanus eine Abschrift der betreffenden Stelle mit.[8] Huttich sandte auch durch Rudolf[9] einen Geldbetrag.[10]

Huttich schrieb am 22. Februar 1543 an B. Rhenanus, er freue sich wegen dessen Angaben über die Stiftung von Murbach und Lützel und über den Anhang betreffend die Landes- und Lehenrechte, diese Rechte seien hier und da in ganz Deutschland verbreitet gewesen. Huttich besprach dann einen Kodex dieser Art, der die Stadtrechte von Straßburg, die Lehenrechte und das Weichbildrecht enthalte.[11]

[1] Kaspar Hedio.
[2] Briefwechsel des Rhenanus S. 435—436.
[3] Paul Volz, Abt von Hugshofen im Elsaß.
[4] Bei Colmar. Vgl. Briefwechsel des B. Rhenanus S. 476.
[5] Ebenda S. 470 und 472.
[6] Gaguinus, Rob., Rerum Gallicarum annales. Frankfurt a. M. 1577.
[7] Aemilius Probus, Rerum Gallicarum historia.
[8] Dieselbe entstammt den annales Bertiniani zum Jahr 833. Monumenta Germaniae historica 1, 426. Briefwechsel des B. Rhenanus S. 478.
[9] Rudolf Berz, Gehilfe des Rhenanus.
[10] Briefwechsel des B. Rhenanus S. 477—479.
[11] Briefwechsel S. 488—489.

Am 31. März 1543 schrieb B. Rhenanus an den Professor Bonifaz Amerbach zu Basel, er habe von Huttich gehört, daß der Sachsenspiegel mit den Lehenrechten bereits gedruckt sei. Er habe die Herausgabe beabsichtigt.[1]) Dieses unterblieb nun durch Huttichs Erinnerung.

Huttich schrieb am 26. Januar 1544 an Rhenanus und bedankte sich für die ihm übersandten Altertümer Veronas. Er hätte solche längst zurückgeschickt, wenn Rudolf dieses bemerkt hätte.[2]) Sodann besprach er die von Rhenanus nicht verstandenen Worte Brünne und Frisching. Zu deren Erklärung führte er über Frisching eine Stelle aus den alten Statuten seines Straßburger Stifts an. Rudolf habe ihm Schrecken mit der Nachricht eingeflößt, daß Rhenanus krank sei. Er empfahl demselben den Arzt Sebastian[3]) und schickte ein Mittel, das er vor Jahren bei den Markgrafen von Baden abgeschrieben.[4]) Es war dieses die letzte briefliche Mitteilung Huttichs an Rhenanus. Nur zu bald sollte ihn, der dem kranken Freund helfen wollte, selbst der Lebensfaden zu Ende gehen.

Am 2. März 1544 empfing Huttich in seinem Stift die Sterbesakramente nach katholischem Gebrauch und starb gegen Abend zwischen 5 und 6 Uhr am 4. März 1544. Seine Leiche ward mitten im Chor des St. Leonhardsstifts beigesetzt.[5]) Sebastian Hambacher, Chorherr zu Straßburg, teilte dieses dem B. Rhenanus am 18. September 1544 mit und beklagte den Huttich als Schüler, Freund und Verwandten. Huttich sei als Katholik gestorben, wie dessen eigenhändig geschriebenes Testament erweise. Er sei etwas über 56 Jahre alt geworden.[6]) Rhenanus widmete seinem Freund auf Bitten Sebastian Hambachers eine Grabinschrift, wofür dieser am 14. Februar 1545 dem Rhenanus dankte.[7]) Diese Inschrift ist unbekannt und scheint verloren zu sein.[8])

Die Bibliothek des Huttich enthielt manchen Schatz. B. Rhenanus sah dort einen alten deutschen Psalter,[9]) Crato Mylius erhielt von Huttich eine aus der Bibliothek des Bischofs Johann von Dalberg zu Worms stammende Handschrift des chronicon Urspergense für dessen zweite Ausgabe. (Straßburg 1538.) Dieser Unterstützung er-

[1]) Briefwechsel S. 491.
[2]) Rudolf Berz, Gehilfe des Rhenanus.
[3]) Sebastian Austrius in Colmar, der den Rhenanus auch später behandelte. Vgl. Briefwechsel S. 538.
[4]) Briefwechsel S. 509—510.
[5]) Briefwechsel S. 519.
[6]) Ob wirklicher oder nur Geistesverwandter, steht dahin.
[7]) Ebenda S. 527.
[8]) Ebenda S. 624.
[9]) B. Rhenani, Rerum Germanicarum libri tres. Basel 1531, S. 108.

wähnt Crato Mylius in seiner Ausgabe des chronicon Conradi a Lichtenau abbatis Urspergensis und fügte Lobsprüche über Huttich bei.[1])

An den Bewegungen der Reformation nahm Huttich keinerlei Anteil. Jedoch scheint er gegen die soziale Hebung der Mißstände seiner Zeit durch solche nicht sich aufgelehnt und die Mißstände als wirklich vorhanden erkannt zu haben. In dem 1526 veröffentlichten libellus imperatorum Romanorum besprach Huttich dem Otto von Pack gegenüber die schwere Zeitlage und neigte dazu, der Reformation Wert beizulegen, er lobte geradezu die Verteidigung derselben.[2]) Trotzdem hielt Huttich zur katholischen Sache und ward als Gegner der Reformation ganz mit Unrecht in den epistolae obscurorum virorum genannt.[3]) Die Veranlassung hatte seine Hinneigung zu Reuchlin gegeben.[4]) Auch im Umgang und Briefverkehr schloß sich Huttich nicht von ausgesprochenen Anhängern der Reformation allzu strenge ab. Der Zweibrücker Pfarrer Johann Schwebelius und Huttich kannten sich jedenfalls persönlich. Der Straßburger Nikolaus Gerbellius erwähnt des Huttich in einem Brief an Schwebelius.[5])

## Bibliographie.

1. COLLECTANEA | ANTIQVITATVM IN VRBE, ATQVE | AGRO MOGVNTINO | REPERTARVM. | Cum gratia & priuilegio Imperiali | ad Sexennium. | M. D. XX. | Mit Titeleinfassung in Holzschnitt, darstellend neun Scenen aus der römischen Geschichte. Auf der Titelrückseite Widmung des Herausgebers Johann Huttich an Theoderich Zobel, Domscholaster zu Mainz: Datae ex arce Curcellina regni deserti XI Calend. Augusti. Anno Salutis. M. D. XVII.

Blatt 22 Vorderseite am Ende: Sunt adhuc Moguntiae non paulo plura fragmenta: quae ex industria negleximus: ne corrosa illa: detrita: et uetustate consumpta lectori nauseam obiiciant. Tu lector uale: & bene optes ei: antiquitates has qui conlegit. Ex aedibus Joannis Schoeffer Maguntini. Anno Christi M. D. XX. mense Martio. Schoeffers Druckermarke in Schwarzdruck. Folio, 22 nicht gezeichnete Blätter Zeichnungen in Holzschnitt mit kurzem Text.

2. Lindenblättchen. COLLECTA | NEA ANTI | QVITATVM IN VR | BE, ATQVE AGRO | MOGVNTINO RE | PERTARVM. | Lindenblättchen | Cum gratia et priuilegio Imperiali | ad Sexennium. | ANNO DOMINI. M. D. XXV. | MENSE SEPTEMB. | Auf der Titelrückseite die Widmung wie in der ersten Ausgabe 1520.

---

[1]) S. 343. Doctissimus et humanissimus vir Johannes Huttichius antiquitatis et historiarum studiosissimus; vgl. Joannis a. a. O. 3, 321.

[2]) Archiv für Litteraturgeschichte 12, 365.

[3]) Epistolae obscurorum virorum ed. Böcking S. 198.

[4]) Vgl. oben S. 778.

[5]) O. J. (1523). Joh. Hettichius (!) Heysermannum tuum annotationibus Philippi donat, quibus et tu poteris ex sententia uti, nondum enim harum copia facta est, neque crebro venerunt. Wer dieser Heysermann ist, bleibt unklar, der Philipp ist jedenfalls Melanchthon. Joh. Schwebelii scripta. Biponti. 1605. Duodez. Epistolae S. 42, Joannis a. a. O. 3, 322.

Am Ende: Lindenblättchen. SVNT ADHVC | MOGVNTIAE NON PAVLO PLV ra fragmenta, quae ex industria negleximus, ne corrosa illa, de- | trita, & uetustate consumpta lectori nauseam obijciant. | Tu lector uale, & bene optes ei, antiquitates has qui | conlegit. Ex aedibus Joannis Schoeffer | Moguntini. Anno Christi. | M. D. XXV. Men- | se Septembri. | Lindenblättchen und Schoeffers Druckermarke. Folio, 22 nicht gezeichnete Blätter. Bis auf Titel und Schlußschrift Nachdruck der Ausgabe 1520.

3. ROMA- NORVM PRINCI- | pū effigies: eu historiarum anno | tatione, olim ab Jo. Huthichio confecta: nunc uero alicubi au- | cta et longè Castigatio- | ra opera Jo. Sambu ci Tirnauiensis | Pannonij. | Quae tertiae, huic editioni ac | cesserint uersa pagina indicat, | Cum gratia et priuilegio | Caesareo. | Mit Einfassung in Holzschnitt. Auf der Titelrückseite: FESTI Ruffi libellus de Ro: Monarchia. | Trium poētarum. G. Sabini. Micylli, et Velij de | imperatoribus Ro. uersus. | Sibyllae de monarchiarum inicijs, earumqz | conuersionibus. ex lib. tertio.

Dem König Max von Böhmen gewidmet Cal. Febr. 1552.

Blatt 111 Rückseite: ARGENTORATI WOLPH- | gangus Cephalaeus excudit Anno. | M. D. LII.

Blatt 112 Vorderseite: Vorwort Huttichs nur mit Jahrzahl XXXIII.

Blatt 113 mit Signatur P Vorderseite: CONSVLES | ROMANI IVXTA ANNORVM | SERIEM. Nur Namen.

Blatt 121 Vorderseite: ANTIQVITATES ROMA- | rorum Consulum iuxta seriem elenchi. | Münzabbildungen. Schließt Blatt 127 Rückseite.

Blatt 128: Vorrede des Sambucus zum Festus Ruffus und übriger Teil der Ausgabe.

Blatt 206 Vorderseite unten: ARGENTORATI APVD Vuolfium | Cephalaeum. Anno 1551.

Oktav, 8 nicht gezeichnete Blätter + 206 gezeichnete Blätter.

Straßburg, Universitätsbibliothek.

---

# Niederländische Theateraufführungen in Altona 1684.

Von Arthur Richter in Dresden.

In dem vor zwei Jahren erschienenen Buche „Zur Geschichte des niederländischen und spanischen Dramas in Deutschland" hat sich Schwering das Verdienst erworben, gegenüber den Zweifeln Meißners und anderer die Wichtigkeit des niederländischen Theaters für unser deutsches Theater eingehender klargelegt zu haben. Bei einem Stoffe, der so zerstreut liegt, wie unsere deutsche Theatergeschichte, ist es unausbleiblich, daß das Material von Schwering bei weitem nicht erschöpft worden ist, und folgende Zeilen sollen eine kleine Ergänzung zu der Frage bieten, welche Theaterstücke von den niederländischen

Schauspielgesellschaften bei ihrem Auftreten in Deutschland zur Aufführung gebracht wurden.

Schwering erwähnt auch in seinem Buche im Anschluß an Schützes „Hamburgische Theatergeschichte" (Hamburg 1794, S. 65) die Aufführung des „Don Roderigo de Cid" durch holländische Schauspieler in Altona 1684.[1] Von dieser Vorstellung hat sich noch ein Theaterzettel in der Hamburger Stadtbibliothek[2] erhalten, es ist vermutlich derselbe, der auch Schütze vorgelegen hat; wir geben ihn im folgenden wieder, da er die Mitteilung Schützes vielfach ergänzt und unsere Kenntnis niederländischer Theatervorstellungen in Deutschland wesentlich erweitert.

Der Zettel ist ungefähr 18 Centimeter breit und 31 Centimeter lang, und kündet folgendes an:

„De groote Compagnye ' Comedianten / Van de ' Haagse Schouburg. / Sullen op Maendach, den 14 Julii. in Altona vertoonen Don Rodrigo de Cid / Met groote Pracht van Klederen, noch noit alhier gesien. / En daer achter de kleine Comedie van den / Beroiden Student / Waer in vertoont vvert, het Leven en Bedrijff der / Studenten. /

Op Dingstag, den 15 Julii, / Nodigen vvy U. E. op geen Bloet noch Wraeck, maer op een aengenaem Ver- / maeck, te vveten twee aerdige Comedien, als de lang ' beloofde Advocat Sonder Studie; En na het selve de Comedie van de moetvvillige / Bootsgesell, / Verciert met tussen Danssen. / Vervvacht oock in't kort / De Doodt en Hellevaart van den Groten Vezier. / Het kraembedt van Saertje Jans, Huisvrow / van Jan Claessen. /

De Vertoon-Plaets is in Altona op de groote Sael van Harmen Wilckens, in de / Koninck van Denemarck. / Precis ten 4 Uyren en voor 7 uit. /

Der Theaterzettel trägt wie alle anderen aus der Jugendzeit des modernen Theaters keine Jahresangaben, nur die Tagesbestimmungen Montag der 14. Juli und Dienstag der 15. Juli lassen sich zur zeitlichen Bestimmung insofern verwerten, als sie nur auf eine bestimmte und beschränkte Anzahl Jahre passen, einen großen Teil derselben aber ohne weiteres ausschließen. Auf welche Quellen außer etwa obiger Bleistiftnotiz sich Schütze mit seiner Angabe stützt, daß der Komödienzettel und die Theateraufführung in das Jahr 1684 gehört, ist nicht zu ersehen, doch fällt für seine Angabe ins Gewicht, daß die Tagesangaben zu 1684 stimmen: denn in diesem Jahr fiel nach dem alten Julianischen Kalender — und nach diesem rechnete Hamburg damals noch — der 14. Juli auf Montag, der 15. auf Dienstag. Auch von den angeführten Schauspielen spricht keines gegen dieses

[1] Schwering S. 41 giebt irrtümlich 1682 an.

[2] Im ersten Bande der dortigen Sammlung von Theaterzetteln (Theaterzettel 1684–1738). Der Zettel trägt am Kopf den Bleistiftvermerk 1684, der nichts beweist, da wir seinen Ursprung nicht kennen. Anstatt des aufgeklebten Dingstag stand erst Sondach auf dem Zettel.

Jahr, während ein früheres Jahr als 1684 nach der Entstehungszeit einzelner Schauspiele, wie unten gezeigt werden wird, nicht angenommen werden kann. Von späteren Jahren könnten wohl nur noch die in Betracht kommen, in denen wir von Theateraufführungen niederländischer Wandertruppen in Deutschland wissen. Es sind dies die Jahre 1694, 1702, 1703 [1]) und 1710. Von diesen fiel nur bei 1710 der 14. Juli auf Montag, der 15. auf Dienstag. In diesem Jahr besuchte die Wandertruppe Jakob van Rysdorps Deutschland und spielte in Hamburg, Lübeck und Kiel.[2]) Dagegen aber, daß der oben mitgeteilte Komödienzettel in diese Zeit fällt, spricht die Bezeichnung „Compagnye Comedianten van de Haagse Schouburg", die dieser Zettel führt. Denn die Rysdorpsche Truppe nannte sich schon 1699 die „Groote Compagnie acteurs van de Haagse en Leidse Schouwburg",[3]) und diese Bezeichnung wird sie später um so mehr beibehalten haben, als sie im Beginn des 18. Jahrhunderts in Leiden die Erlaubnis erhielt, ein Theater zu bauen, und am 29. April 1705 auch für den Haag diese Vergünstigung sich erwarb.[4]) Dagegen darf man wohl die Annahme aussprechen, daß die Truppe Jan Baptista von Fornenburgs, des Vorgängers Rysdorps, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wiederholt Deutschland besuchte, in der letzten Zeit ihrer Reisen die Bezeichnung „Haagse Schouburg" geführt habe. Denn Fornenburg spielte nicht nur mit seiner Truppe gerade im Haag sehr häufig (1660, 1662, 1678, 1679 ff.[5]) es wurde sogar auch am 17. November 1679 der Beschluß gefaßt, ihm das Monopol für Theateraufführungen im Haag zu gewähren,[6]) und wie angesehen und bekannt in dieser Zeit das Haagsche Theater unter Fornenburg war, ersieht man daraus, daß Peys ausdrücklich bei seiner Übersetzung des Molièreschen Bourgeois gentilhomme 1680 hervorhebt, daß dieselbe auf dem Haagschen Theater aufgeführt worden sei.[7]) Wir glauben daher berechtigt zu sein, die „Compagnye Comedianten van de Haagse Schouburg" als die Wandertruppe

[1]) Vgl. Bolte im Archiv für das Studium der neueren Sprachen 82, 128; Schwering S. 44, 45.

[2]) Schwering S. 45. Hellwald, Ferd. von, Geschichte des holländischen Theaters (Rotterdam 1874) S. 79.

[3]) Haverkorn van Rijsewijk, P., De oude Rotterdamsche schouwburg, Rotterdam 1882, S. 8.

[4]) Haverkorn van Rijsewijk S. 9.

[5]) Vgl. Bolte S. 128.

[6]) Haverkorn van Rijsewijk S. 7. — Nach dem Biographisch woordenboek von J. G. Frederiks und F. Jos. van den Branden (Nieuwe. 2. uitg., Amsterdam 1888) S. 255 ließ sich Fornenburg bereits 1678 dauernd im Haag nieder.

[7]) Paul Lacroix, Bibliographie Moliéresque. 2. édition. Paris 1875, S. 166, Nr. 708: Gentilhomme bourgois (!) ofte burgerlycken Edelman: kluchtspel. door Monsieur Molliere, ende in 't nederduytsch vertaelt door N. N. [= Adr.

Fornenburgs anzusehen, und mit Schütze den Theaterzettel und die Theateraufführung in das Jahr 1684 zu setzen.[1])

Der Zettel selbst nennt uns sechs Stücke, die in Altona aufgeführt werden sollen. Von diesen ist das erste „Don Rodrigo de Cid", das wohl zweifellos als Corneilles Cid anzusehen ist. Wahrscheinlich spielten die Niederländer denselben in der Übersetzung Johan van Heemskercks, die 1641 erschien und sich seitdem großer Beliebtheit erfreute, wie die zahlreichen Auflagen beweisen.[2]) — Das zweite Stück, die kleine Komödie von dem „Beroiden Studenten" ist von Jan Noozeman 1646 verfaßt. Es behandelt den auch in anderen Litteraturen behandelten Schwank, wie ein von der Frau abgewiesener wandernder Student dem heimkehrenden und ihm Gastfreundschaft erweisenden Mann durch „Zauberei" die Untreue seiner Frau enthüllt.[3]) — An dritter Stelle wird für Dienstag, den 15. Juli, der vielgelobte „Advocat sonder studie" angekündigt. Dieses Stück erschien 1680 in Amsterdam unter dem Titel: „L'Advocat sans estude. d'Advocaet sonder study. (Naar h. Fr.) door Mollière. vert. d. A. P.[4]) Der Übersetzer, der sich nur durch A. P. andeutet, ist Adriaan Peys,[5]) derselbe, von dem die obenerwähnte, ebenfalls auf dem Haagschen Theater aufgeführte Übersetzung des Molièreschen Bourgeois gentilhomme herrührt. Nach seiner Angabe ist das Stück von Molière verfaßt. Dies ist jedoch nicht richtig; das Lustspiel ist vielmehr von Claude La Rose, Sieur de Rosimond verfaßt,[6]) der von 1645—1686 in Paris lebte und sich als Schauspieler wie als

---

Peys] Vertoont op de Haegse Schouwburg .... In 's Gravenhage .... Lacroix setzt diesen Druck in das Jahr 1680. Man beachte, daß auch das an dritter Stelle im Theaterzettel angeführte Stück von Peys übersetzt ist (siehe oben).

[1]) Diese längere chronologische Erörterung dürfte noch insofern von Wert sein, als damit dieser Theaterzettel als einer der ältesten erwiesen wird, den wir von Theatervorstellungen in Deutschland kennen.

[2]) Catalogus der bibliotheek van de maatschappij der nederlandsche letterkunde te Leiden. D. 2 (Leiden 1887) S. XLIX, L; Bibliotheek der universiteit van Amsterdam: Tooneel-Catalogus Nederland (Amsterdam 1895) S. LXXXVII. — A. J. van der Aa, Biograph. woordenboek 8, 355; Frederiks en van den Branden, Biogr. woordenboek S. 330.

[3]) Die Schriften Noozemans sind aufgezählt bei Frederiks en van den Branden a. a. O. S. 558. — Eine Besprechung und kurze Inhaltsangabe des „Beroiden Studenten" findet man bei Worp, J. A., De invloed van Seneca's treurspelen op ons tooneel (Amsterdam 1892) S. 274—276. Worp citiert nach der 1. Ausgabe 1646. Die Leidener Bibliothek (siehe oben) besitzt nur den 3. Druck 1679, den weder in Leiden noch in Amsterdam vorhandenen 2. Druck, Amsterdam 1657, besitzt die Königl. öffentliche Bibliothek in Dresden.

[4]) Catalogus der bibliotheek te Leiden D. 2, S. XXI.

[5]) Frederiks en van den Branden a. a. O. S. 607.

[6]) Lacroix, P. a. a. O. S. 166, Nr. 708. — Über Rosimond siehe Larousse, Pierre, Grand dictionnaire universel du 19. s. T. 13 (Paris 1875).

Dichter einen Namen gemacht hat, wenn auch einer von seinen Zeitgenossen von seinen Lustspielen urteilte, Rosimond hätte weiser gehandelt, sich darauf zu beschränken, Lustspiele zu spielen, anstatt die Zeit zu verlieren, sie zu schreiben. Trotz dieses Urteils aber blieb wenigstens das Stück der Advokat ohne Studium lange auf dem Repertoire des damaligen Theaters. — Als Nachspiel zu ihm wollen die Niederländer die Komödie von dem leichtsinnigen Matrosen aufführen. Dieses Lustspiel zählte zu den beliebtesten der damaligen Zeit. Es erschien zuerst unter dem Titel De gramschap 1645 und ist von dem bedeutenden niederländischen Dichter Willem Ogier[1]) verfaßt, aber erst in der Umarbeitung von J. Zammers (oder Sammers) errang das Stück unter dem Titel „de moetwillige bootsgezel" allgemeinen Beifall.[2]) Es wird gewöhnlich 1697 als das Jahr angegeben, in dem Zammers die Umarbeitung erscheinen ließ, und dies würde die Aufführung in dem Jahr 1684 als unmöglich erscheinen lassen. Allein der Amsterdamer Katalog führt bereits vom Jahre 1672 ein Stück an: „De gramschap of moetwillige boots-gesel", und vermutlich ist es dieses Stück, das in unserem Theaterzettel gemeint ist. Wir müssen, da uns keines dieser Stücke zugänglich war, dahingestellt sein lassen, ob Ogier oder Zammers als Verfasser desselben anzunehmen ist, nur darauf möchten wir hinweisen, daß Zammers Mitglied der Fornenburgschen Truppe war. Wahrscheinlich spielte die Truppe das Stück in der Umarbeitung ihres Mitgliedes, Zammers selbst aber ließ diese erst später unter seinem Namen erscheinen. — „De Doodt en Hellevaart van den Groten Vezier", das fünfte Stück, ist wohl identisch mit „De Hellevaart van den Grooten Vizier", das Herman Frans van den Brandt[3]) zum Verfasser hat, dessen Verse nicht besonders gerühmt werden. Es erschien 1684, also in demselben Jahr, in dem die Aufführung erfolgte. Als Gegenstand mag es wohl die Schicksale Kara Mustafas behandeln, der 1683 die Belagerung Wiens leitete, bei seiner Rückkehr nach Belgrad auf Befehl des Sultans enthauptet wurde. — Das letzte Stück, „Het kraembedt van Saertje Jans, Huisvrow van Jan Claessen", ist ebenfalls erst 1684 erschienen. Ihr Verfasser ist Thomas Asselijn,[4]) dessen Lustspielen lebendige Schilderung des Charakters, der Sitten,

[1]) Frederiks en van den Branden a. a. O. S. 566.

[2]) Catalogus der bibliotheek te Leiden D. 2, S. XLI. Bibl. d. univ. v. Amst. Tooneel-Cat. S. LXXXIV, XCVII. — Über Zammers (oder Zammers) siehe Schwering a. a. O. (Register), Halmael, A. van, Bijdragen tot de geschied. van het tooneel ... in Nederland (Leeuwarden 1840) S. 24. — Hellwald a. a. O. S. 31.

[3]) Van der Aa, a. a. O. 2, 1198; Frederiks en van den Branden S. 110.

[4]) Van der Aa, a. a. O. 1, 414; Frederiks en van den Branden a. a. O. S. 25.

Gewohnheiten und Sprechweise des Amsterdamers seiner Zeit nachgerühmt werden.

Von den sechs Stücken zeigen nur zwei fremden, französischen Ursprung, die übrigen Stücke sind dem dichterischen Talent der Niederländer selbst entsprungen, sie gehören fast sämtlich zu den beliebtesten des damaligen niederländischen Theaters und waren auf das beste geeignet, dem damaligen Deutschland eine Anschauung von der Blüte zu geben, in der zu jener Zeit die niederländische dramatische Dichtung stand.

# Zu Goethes Liederbuch „Annette".

Von Albert Leitzmann in Jena.

Der zu Weihnachten 1896 erschienene 37. Band der Weimarischen Goetheausgabe enthält den ersten vollständigen Textabdruck des Liederbuchs Annette, vorläufig ohne Lesarten, die im 38. Bande nachgeliefert werden sollen.[1]) „Geschichtlich, als Belege zu seinem Werden, nicht mit dem Anspruch auf ästhetischen Genuß muß man diese Erstlinge betrachten", sagte Bernhard Suphan mit vollem Recht auf der Goetheversammlung 1895 in dem ersten Bericht, der der Öffentlichkeit über dies wiederaufgefundene Dokument des jüngsten Goethe erstattet wurde und der dann in der Deutschen Rundschau gedruckt erschienen ist (Halbmonatshefte 1894/95, 4, 63). Es galt vor allem damals im großen Publikum einer vorauszusehenden Enttäuschung vorzubeugen und noch vor der Drucklegung falsche Vorstellungen über den poetischen Wert der Gedichte zu zerstreuen. Der nun vorliegende Text bestätigt durchaus Suphans Urteil, das einen Schillerschen Terminus glücklich verwendet: „Charakterlose Minderjährigkeit, das ist völlig das Wesen des Buches Annette; nirgends eigenartige Gestaltung inneren Lebens; lauter angenommene, angelernte, äußerlich gegebene Formen" (S. 66). Einzig zur geschichtlichen Betrachtung der Gedichte innerhalb der Jugendentwicklung Goethes und innerhalb der gleichzeitigen litterarischen Produktion wollen die folgenden kleinen Bemerkungen einiges Material beisteuern.

[1]) Die inzwischen im 38. Band erschienenen Lesarten geben zu einer Änderung der Untersuchung keine Veranlassung. A. Sauer.

## I. Entstehung, Chronologie, Lesarten.

Über die Entstehung des Buches Annette sind wir durch Goethes gleichzeitige Leipziger Briefe genügend orientiert. Ich stelle die betreffenden Stellen hier zusammen und versuche ein paar sich erhebende Zweifel zu lösen. Mit der Ankunft des jungen Studenten in der Großstadt Leipzig trat zunächst ein Stocken in seiner bisherigen flotten poetischen Produktion ein: die Fülle neuer Eindrücke von Menschen und Dingen, der Anblick fremder Verhältnisse riefen eine strengere Kritik der eigenen Leistungen wach. „Depuis que je suis à Leipzig," schreibt er am 27. September 1766 an Kornelia (Briefe 1, 67), „j'ai appris, qu'il faut qu'on soit beaucoup, pour être quelquechose. Je suis de même bien revenu de la folie de me croire poète et je ne fais presque plus de vers qu'en voulant embellir quelques fois les lettres à mes amis, qui selon leur vieille bonté les croient toujours admirables. Si j'avois une belle, peut-être Cupidon me feroit-il chanter plus et mieux." Das stimmt zu dem, was wir sonst wissen (vgl. den Brief an Riese vom 28. April des Jahres Briefe 1, 45 und Biedermann, Goethe und Leipzig 1, 69), bis auf die verheimlichte Neigung zu Käthchen Schönkopf (Annette), der er, wie er Behrisch am 26. April 1768 schreibt (Briefe 1, 159), auf den Tag zwei Jahre vorher zum ersten Mal seine Liebe erklärte; diese Verheimlichung, hauptsächlich wohl für den mitlesenden Vater berechnet, dauert noch im Mai 1767 an (vgl. Briefe 1, 91). Einen die Unsicherheit mitfördernden Grund für dies poetische Verstummen meldet er der Schwester dann am 11. Mai 1767 zugleich mit der Thatsache, daß die poetische Ader unter der Einwirkung von Erlebnissen wieder zu fließen begonnen hat: „Vorm Jahre, als ich die scharfe Kritik von Clodiusen über mein Hochzeitgedichte las, entfiel mir aller Mut und ich brauchte ein halbes Jahr Zeit, bis ich mich wieder erholen und auf Befehl meiner Mädchen einige Lieder verfertigen konnte. Seit dem November habe ich höchstens fünfzehn Gedichte gemacht, die alle nicht sonderlich groß und wichtig sind" (Briefe 1, 88; vgl. dazu Werke 27, 137 Weimarische Ausgabe und Biedermann 1, 75). Mit demselben Briefe erhielt Kornelie eine von Behrischs Hand hergestellte Abschrift einiger dieser Gedichte (vgl. Briefe 1, 90. 92. 93. 95. 97), von denen Goethe sechs ausdrücklich nennt: die Elegie auf den Tod von Behrischs Bruder (Annette Nr. 8, S. 33), Les amants = Die Liebhaber (Annette Nr. 12, S. 42; Stracks Hypothesen über dies Gedicht in seinem Buche über Goethes Leipziger Liederbuch S. 18 sind angesichts des Textes natürlich hinfällig), die Ode an den Schlaf (Annette Nr. 10, S. 38), Ziblis

(Annette Nr. 2, S. 14), Lyde (Annette Nr. 3, S. 18), Pygmalion (Annette Nr. 11, S. 39). Bei der Aufzählung der der Schwester aus dem nachherigen Buch Annette bereits bekannten Gedichte (Briefe 1, 97) verzählt sich Goethe um eine Nummer, indem er sich nicht mehr erinnert, daß auch „Die Liebhaber" schon in Abschrift nach Frankfurt geschickt worden waren.

An derselben Stelle heißt es dann ausführlich von unserer Sammlung: „À propos, ma soeur, de mes vers .... Behrisch en donne une nouvelle édition au jour, qui surpassera tout ce qu'on a vu de tel .... le grand conseil poétique s'assembla, où furent lues toutes les poésies, qui sortirent de ma plume, depuis que je rode auteur de la douce Pleisse. Conclu fut, que le tout seroit condamné à l'obscurité éternelle de mon coffre hormis douze pièces, qui seroient écrites en pleine magnificence, inconnue jusque lors au monde, sur cinquante feuilles in octavo minore et que le titre seroit Annette"; die genauere Beschreibung der Handschrift, mit der das erhaltene Büchlein bis in die Einzelheiten übereinstimmt, findet man im siebenten Buche von Dichtung und Wahrheit (Werke 27, 133). Die Schwester verlangte gleich das prächtige Buch zu sehen (vgl. Briefe 1, 99), doch wurde diesem Wunsche vom conseil poétique (nach Suphan S. 62 bestand dieser nur aus Goethe und Behrisch, doch hindert nichts die Herbeiziehung anderer junger poesiebegeisterter Freunde anzunehmen und den Ausdruck damit einer prahlerischen Färbung zu entkleiden) vorläufig nicht stattgegeben. Nach diesen Angaben bestand das Buch in seiner ursprünglichen Anlage aus zwölf Nummern, offenbar den zwölf ersten, die es noch jetzt enthält. Die noch darin befindlichen kleineren Gedichte 13—19 dürften später angefügt sein. „Sonst habe ich aber gar nichts dieses halbe Jahr gemacht ....", schreibt Goethe an Kornelia am 12. Oktober 1767 (Briefe 1, 113), „einige Kleinigkeiten, einige Oden, damit ich dich nicht beläftigen will, sind alles, was ich aufweisen kann. Manchmal mach' ich Madrigals und das sind meistenteils Naivetäten von meinem Mädchen und Freunden." Von jenen sieben kleineren Gedichten, die im Buch Annette auf die zwölf größeren Stücke folgen, tragen drei (Nr. 15, 17 und 18) die Überschrift Madrigal, zwei weitere (Nr. 13 und 14) haben Madrigalform. Wir werden daher mit der Annahme nicht fehlgehen, daß Goethe in jener Briefstelle auch an diese Gedichte gedacht hat, durch deren Anfügung an die zwölf größeren Stücke der ursprüngliche Plan des Buches erweitert wurde. Die zwölf Leser und zwei Leserinnen festzustellen, von denen Goethe in demselben Briefe (S. 114) als von seinem ganzen Publikum redet, dürfte schwerlich gelingen.

Schwierigkeit bereitet noch eine Notiz im achten Buche von Dichtung und Wahrheit (Werke 27, 159). Goethe erzählt, wie sein eifriges Studium von d'Argenvilles Leben den Maler Oeser veranlaßt habe, seinen Schülern hie und da Kupferstiche aus den Leipziger Sammlungen vorzulegen. „Aber auch diese Übungen brachten bei mir eine andere Wirkung hervor, als er im Sinn haben mochte. Die mancherlei Gegenstände, welche ich von den Künstlern behandelt sah, erweckten das poetische Talent in mir, und wie man ja wohl ein Kupfer zu einem Gedicht macht, so machte ich nun Gedichte zu den Kupfern und Zeichnungen, indem ich mir die darauf vorgestellten Personen in ihrem vorhergehenden und nachfolgenden Zustande zu vergegenwärtigen, bald auch ein kleines Lied, das ihnen wohl geziemt hätte, zu dichten wußte und so mich gewöhnte, die Künste in Verbindung miteinander zu betrachten. Ja selbst die Fehlgriffe, die ich that, daß meine Gedichte manchmal beschreibend wurden, waren mir in der Folge, als ich zu mehrerer Besinnung kam, nützlich, indem sie mich auf den Unterschied der Künste aufmerksam machten. Von solchen kleinen Dingen standen mehrere in der Sammlung, welche Behrisch veranstaltet hatte; es ist aber nichts davon übrig geblieben.“ Diese Stelle, die zugleich lehrt, daß Goethe bei der Abfassung seiner Selbstbiographie das Buch Annette für verloren hielt, heißt uns von einer unerwarteten Seite an die Betrachtung der Gedichte herantreten. Hier kann jedoch nur ein Kenner der Leipziger Sammlungen vielleicht einmal Aufklärungen bringen, da jede Vermutung ohne dieses faktische Hilfsmittel notwendig in der Luft schweben muß.

Trotzdem Behrisch am 13. Oktober 1767 Leipzig verlassen hatte (vgl. Briefe 1, 115), war eine Fortsetzung dieser schriftlichen Verewigung Goethescher Gedichte zwischen den Freunden vereinbart worden und Behrisch scheint das Buch Annette als Probe mit nach Dessau genommen zu haben (vgl. Briefe 1, 152. 158). Für diesen zweiten Teil, der nach der von Behrisch geliebten Auguste (vgl. über sie Strack, Goethes Leipziger Liederbuch), S. 86) genannt werden sollte, waren zunächst nach Goethes Brief vom 4. Dezember 1767 (Briefe 1, 152) die drei Oden an Behrisch und die später in das Leipziger Liederbuch aufgenommenen Gedichte „Hochzeitlied“ und „Der wahre Genuß“ (daß dieser im Buch Annette gestanden habe, behauptet Geiger im Goethejahrbuch 7, 149 irrig) bestimmt. Das Vorhandensein Goethescher Gedichte in Behrischs Nachlaß, der außer den genannten auch noch „Die Nacht“, den „Schmetterling“ und „An Venus“ enthielt, erklärt sich wahrscheinlich einzig aus dem Umstande, daß es die Vorlagen für den nicht zu stande gekommenen zweiten Teil der Annette sind. Die von Biedermann 1, 106. 244 erwähnte „Hymne an Flora“, die gleichfalls in Behrischs Nachlaß gewesen

sein soll, muß auf einem Irrtum beruhen oder verschollen sein; wenigstens ist in den Papieren, die aus diesem Nachlaß in das Goethearchiv gekommen sind, nichts davon vorhanden. —

Für die Chronologie der Gedichte im einzelnen haben wir nur wenige Anhaltspunkte. Im ganzen betrachtet ergeben die vorhin citierten Briefstellen folgendes: das Buch Annette enthält nur in Leipzig entstandene Gedichte; die zwölf größeren Nummern entstanden zwischen November 1766 und Mai 1767 in der glücklichsten Zeit der Liebe zu Käthchen, die sieben kleineren mit einer gleich zu nennenden Ausnahme im Sommer oder beginnenden Herbst 1767, keines jedoch nach dem 13. Oktober, dem Tage von Behrischs Abreise nach Dessau, auf die im Schlußgedichte Vers 5 „Bald entflieht der Freund der Scherze, er, dem ich euch sang, mein Freund" als auf eine nahe bevorstehende Thatsache angespielt wird. Vor den vorhin genannten Anfangstermin fällt nur das 13. Gedicht „Annette an ihren Geliebten" (S. 45), das Goethe schon am 24. September 1766 in das Stammbuch des Skandinaviers Björkland schrieb (vgl. Goethejahrbuch 5, 369); man wird hier kaum einen Irrtum in der Jahreszahl annehmen können. Daß diese beiden größeren Gruppen inhaltlich wieder etwa eine chronologische Ordnung festhalten, ist sehr wohl möglich, wenn auch durch nichts bestimmt nachweisbar; jedenfalls dürfte kein inneres Motiv für die Anordnung vorliegen. Einen genaueren Hinweis auf ihre Entstehungszeit enthalten nur noch drei Gedichte. Die Ode an Zachariae (Nr. 9, S. 36) muß nach Zachariaes Besuch in Leipzig entstanden sein, der um die Ostermesse 1767 stattfand (vgl. Zimmermann, Friedrich Wilhelm Zachariae in Braunschweig S. 101). Das Widmungsgedicht „An Annetten" (Nr. 1, S. 13; Vers 8 ist „nicht auch" statt „auch nicht" zu lesen) entstand wohl als letztes der größeren Gruppe von zwölf Gedichten, die ursprünglich allein das Buch Annette bilden sollten, und zugleich mit dem Plane der Vereinigung dieser zu einer Sammlung und mit der Erfindung des Titels. Das war etwa der August 1767, die Zeit, wo Goethe in einem Briefe an Kornelia (Briefe 1, 97) die anakreontischen Verschen in Prosa so wiedergiebt: „Le titre seroit Annette en dépit des Grecs, qui avoient donné les noms des neuf muses aux livres d'Hérodote, et de Platon, qui nomma ses dialogues de l'immortalité de l'âme Phaedon, qui était son ami et n'avoit beaucoup plus de part à ces dialogues, qu'Annette n'a à mes poésies." Auf die Verwandtschaft der Verse 6 und 7 mit einer Stelle im dritten Akt der Mitschuldigen (Vers 761) hat bereits Suphan S. 62 hingewiesen.

Etwas mehr ist über die Elegie auf den Tod von Behrischs Bruder (Nr. 8, S. 33) zu sagen. Goethe belehrt selbst die Schwester

am 11. Mai 1767 (Briefe 1, 90): „Die Elegie ist auf den Tod von Behrischens Bruder, der bei Hessen Philippsthal Regierungsrat war.“ Die biographischen Arbeiten über Behrisch von Elze (Prutzens Deutsches Museum 7, 1, 51. 11, 2, 913) und Hosäus (Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Altertumskunde 3, 492) erwähnen zwei Brüder Behrischs. Aber keiner von beiden, weder Christian Georg Wolfgang, der kursächsische Bergrat, noch der wunderliche Heilige Heinrich Wolfgang, kann der von Goethe beklagte sein, da beide viel später starben und keiner von ihnen in Hessen-Philippsthalschen Diensten stand. Ich wandte mich um Auskunft an das Pfarramt in Philippsthal, worauf mir Herr Pfarrer Rosenstock folgenden beglaubigten Auszug aus dem Hofkirchenbuche zusandte: „Zu Philippsthal, Kreis Hersfeld, starb dahier am 25. März 1767 des Abends im Fürstenhause und wurde den 28. desselben Monats begraben fürstlich hessischer Rat Berisch, alt 74½ Jahr und 12 Tage.“ Es kann sich also nur um einen Stiefbruder der drei sonst bekannten Brüder Behrisch oder um einen natürlichen Sohn ihres Vaters handeln, der die drei Brüder im Alter um volle vier Dezennien überragte. Weiteres vermag ich über diesen Behrisch für jetzt nicht anzugeben: doch werden auf meine Veranlassung im landgräflichen Archiv zu Philippsthal Nachforschungen angestellt werden, deren Ergebnisse, falls sie geeignet sein sollten, auf die Erklärung des ziemlich schwer verständlichen Goetheschen Gedichts Licht zu werfen, ich später an dieser Stelle veröffentlichen werde. Der von Goethe Vers 31 erwähnte Fürst kann nur Landgraf Karl sein, der, 1682 in Schmalkalden geboren, seit 1700 in dänischen Kriegsdiensten, 1721—1748 französischer Generallieutenant, 1770 in hohem Alter erblindet in Philippsthal starb (vgl. Rommel, Geschichte von Hessen 10, 83). Goethes Gedicht auf den Tod Behrischs ist also zwischen Anfang April und Mitte Mai 1767 entstanden. —

Ich mustere gleich hier die wichtigeren abweichenden Lesarten der sonst bereits aus Drucken oder Handschriften bekannten Gedichte. Die Ode an Zachariae (Nr. 9, S. 38) erschien zuerst 1777 im Leipziger Musenalmanach S. 21 unter dem Titel „An Herrn Professor Zachariä. 1767“ gedruckt, jedenfalls nach einer in Leipzig vorhandenen Abschrift des Originals. Der Text bietet folgende Abweichungen: Vers 2 „unbeklagten“, 3 „deinen“ („deinem“ bei Biedermann 1, 113 ist wohl Druckfehler), 4 „Freuden“, 7 „vorm“, 15 „Apollens“, 16 „Lebt er? ist er entflohn?“ (offenbar durch Lesefehler und eigene Konjektur), 21 „Versen“, 23 „Sie“] „Die“, 24 „nach“] „zu“, 25 „einstens“ fehlt, 26 „Jedoch“] „Allein“, 29 „denn“.

Das Gedicht „An den Schlaf“ (Nr. 10, S. 38) war aus einem Briefe Goethes an Kornelia bekannt (vgl. Goethejahrbuch 7, 62:

Briefe 1, 95); es erscheint darin etwas für die Augen von Schwester und Vater bearbeitet. Wichtigere Varianten sind: Vers 2 „Der Götter Augen", 5 „Hör' mich, kein", 13—16 „Oft wären, sie zu küßen, die gier'gen Lippen nah; doch ach, dies muß ich missen, es sitzt die Mutter da", 17. 18 „Heut' Abend bin ich wieder bei ihr", 21 „Blaß werd' der Lichter Scheinen", 22 „Annette"] „mein Mädchen", 24 „Ganz still in meinen Arm".

„Annette an ihren Geliebten" (Nr. 13, S. 45) wurde aus dem Stammbuch Björklands zuerst im Goethejahrbuch 5, 369 (vgl. auch 6, 363) gedruckt. Die wenigen Varianten erklären sich bei der Annahme, daß Goethe das Gedichtchen für die Aufnahme in die Sammlung aus dem Gedächtnis reproduzierte. Vers 3 „Mit starrem Blick sahn", 4 „sehn", 6 „jedoch genug".

„Das Schreien" (Nr. 16, S. 46) wurde sowohl in das Liederbuch der Friederike Oeser (vgl. Goethes Briefe an Leipziger Freunde ² S. 224 Anmerkung) als in das Leipziger Liederbuch (vgl. Der junge Goethe 1, 98) leicht überarbeitet aufgenommen. Ich bezeichne die Abweichungen in jenem mit O, die in diesem mit L. Vers 1 Einst L. ging OL. 2—4 Tief in den Wald hinein und fiel ihr um den Hals und ach, droht sie, ich werde schrein OL. 5 rief ich OL. 7 Still, lispelt sie, Geliebter, still OL. 8 daß ja dich L: vgl. auch Strack, Goethes Leipziger Liederbuch S. 64.

## II. Ausländische Quellen.

Das 17. und 18. Gedicht (S. 47) führen die Überschriften „Madrigal aus dem Französischen" und „Madrigal aus dem Französischen des Herrn von Voltaire". Die Quelle des 17. Gedichts ist folgendes in der Élite de poésies fugitives 2, 177 gedruckte Madrigal von de la Sablière:

Madrigal.

Eglé tremble, que dans ce jour
l'Hymen, plus puissant que l'Amour,
n'enlève ses trésors sans qu'elle ose s'en plaindre:
elle a négligé mes avis;
si la belle les eût suivis,
elle n'auroit plus rien à craindre.

Der Inhalt entspricht sich genau; nur der Name Egle, den Goethe dann in der Laune des Verliebten brauchte, ist durch Climene ersetzt. — In derselben Élite de poésies fugitives 1, 140 findet sich auch das Madrigal Voltaires an die Prinzessin Ulrike von Preußen, das dem 18. Gedichte, wie schon Suphan S. 66 erkannt hat, zu Grunde liegt:

Madrigal à madame la princesse de ***.

Souvent un air de vérité
se mêle au plus grossier mensonge
cette nuit dans l'erreur d'un songe
au rang des rois j'étois monté:
je vous aimois alors et j'osois vous le dire:
les dieux à mon réveil ne m'ont pas tout ôté:
je n'ai perdu que mon empire.

Auch darauf, daß Goethe noch 1828 Eckermann gegenüber das Gedichtchen als eins der vorzüglichsten von Voltaire bezeichnete, hat bereits Suphan hingedeutet; vgl. Eckermann, Gespräche mit Goethe[6] 2, 33 (Goethes Gespräche 6, 365).

Noch ein Gedicht, das 16. (S. 46), weist in der Überschrift auf eine ausländische Quelle hin: das später auch in das Liederheft der Friederike Oeser und in das Leipziger Liederbuch aufgenommene „Das Schreien, nach dem Italienischen“. Daß es ein in der Anakreontik verbreitetes Motiv behandelt, ist verschiedentlich nachgewiesen worden: vgl. Werner, Archiv für Litteraturgeschichte 10, 74; Minor und Sauer, Studien zur Goethephilologie S. 18; Schmidt, Goethejahrbuch 6, 325; Minor, ebenda 8, 229; Englert, Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge 5, 120; Strack, Goethes Leipziger Liederbuch S. 67. Daß es dabei zugleich auch Übersetzung oder Bearbeitung eines italienischen Liedchens ist, wie Goethe angiebt, kann mit Grund nicht bezweifelt werden, wenn wir auch die Quelle noch nicht haben auffinden können. Auch das Resultat meiner Nachforschungen ist ein negatives. Das Original ist weder von einem der bekannteren italienischen Dichter, die etwa in Betracht kommen könnten, wie Tasso, Marini, Guarini, Bembo, Zappi, Goldoni, deren Werke ich vergeblich durchgesucht habe, noch auch findet es sich in einer der beiden damals verbreitetsten Anthologien von Mazzoleni und Gobbi, auf die mich Arturo Farinelli hinwies. So wird es wohl nur einem Zufall gelingen, die von Goethe benutzte Quelle aufzufinden. Über seine italienischen Kenntnisse spricht sich Goethe in einem Briefe an seine Schwester (Briefe 1, 68) ausführlich aus; einen neuen und energischen Hinweis auf diese Studien verdankte er in Leipzig wohl, wie man mit ziemlicher Sicherheit annehmen kann, Schiebelers Anregungen, der, wie Eschenburg berichtet, schon in seiner Jugend ein belesener Kenner der italienischen Litteratur war (vgl. Schiebeler, Auserlesene Gedichte S. XIV).

## III. Beziehungen zu Schiebeler, Zachariae, Gerstenberg.

Daß Goethe und Daniel Schiebeler sich als Leipziger Studenten mehr als nur ganz flüchtig berührten, schloß man aus den

paar vorübergehenden Erwähnungen Schiebelers in Goetheschen Briefen an Friederike Oeser und Herder (Briefe 1, 173. 257) mit vollem Recht. Die Entdeckung Rosenbaums über das wahrscheinliche Urbild der Mignongestalt und seine Vermittlung an Goethe durch Schiebeler (vgl. Preußische Jahrbücher 87, 298) bot Gelegenheit, alles darüber Erreichbare zusammenzustellen (S. 306); auf diese Bemerkungen Rosenbaums kann ich hier verweisen. Daß Schiebelers Poesie, namentlich seine Romanzendichtung auf die poetischen Arbeiten des jungen Goethe in Leipzig Einfluß gewann, zeigt deutlich die ganz in Schiebelers Ton und Art gehaltene Romanze „Pygmalion" (Nr. 11, S. 39). Über Schiebelers Romanzen handelt eingehend Holzhausen, Zeitschrift für deutsche Philologie 15, 165; dazu vergleiche man die Zusammenstellungen von Klenze in seiner Dissertation „Die komischen Romanzen der Deutschen im 18. Jahrhundert", Marburg 1891. Auch von Schiebeler besitzen wir einen „Pygmalion" (Auserlesene Gedichte S. 209), den Goethe gut kannte und auf den er noch im November 1768 in der poetischen Epistel an Friederike Oeser anspielt. Ich halte es nicht für unmöglich, daß beide Romanzen einer Art Wettgesang zwischen Goethe und Schiebeler ihre Entstehung verdankten, die sich vielleicht vorgenommen hatten, denselben ovidischen Stoff (Metamorphosen 10, 243) zu romanzieren, wie man damals sagte. Schiebelers Stoffquelle für fast alle seine Romanzen waren Ovids Verwandlungen (vgl. von Klenze S. 41): „Wir singen, spielen, lachen, die Thoren klug zu machen, verbessern den Ovidius, der es geduldig leiden muß," sagt er selbst in der „Reise nach dem Parnassus" (Auserlesene Gedichte S. 234; vgl. auch S. 248). Goethes schon früher bezeugtes lebhaftes Interesse an Ovid (vgl. Werke 26, 50. 167. 27, 225. 319) wurde sicher in Leipzig durch Schiebeler noch verstärkt. Das Buch Annette enthält noch eine Anspielung auf die Metamorphosen, und zwar auf eine Erzählung, die merkwürdigerweise dem Travestierungsgelüst der Zeit entgangen ist. In dem Gedicht „Die Liebhaber" Vers 69 heißt es, nachdem der Dichter geschildert hat, wie Annette „mit sterbenden Blicken" an seine Brust sinkt: „So lag einst Vertumn und Pomone, als er auf dem grünenden Throne das sprödeste Mädchen bekehrt, zuerst sie die Liebe gelehrt." Die Erzählung der Werbung des Vertumnus um Pomona und seines schließlichen Sieges steht in den Metamorphosen 14, 623.

Die Erzählung „Lyde" (Nr. 3, S. 18) beginnt mit der Strophe „Euer Beifall macht mich freier; Mädchen, hört ein neues Lied! doch verzeiht, wenn meine Leier nicht von jenem heil'gen Feuer der geweihten Dichter glüht." In diesen Zeilen liegt eine versteckte Polemik. Goethe „steht in einem bewußten Gegensatz zu Klopstock, dem einzigen, der, von dem hohen Werte seiner poetischen Sendung durch-

drungen, als ein Führer zum Besseren und Höheren dastand“, sagt Suphan S. 66 mit Bezug auf diese Stelle. Ich glaube, wir brauchen den bekämpften Dichtgenossen voll „heiligen Feuers“ nicht so weit und nicht in einem so bedeutenden Manne wie Klopstock zu suchen. Die Stelle, die dem Leipziger Publikum Goethes gewiß in Bezug auf die Richtung der darin enthaltenen Spitze leichter verständlich war als uns, geht, wie ich glaube, auf den Anfang der „Poetik des Herzens“ von Schiebeler, die im Sommer 1766 in Leipzig geschrieben wurde und im gleichen Jahre im zweiten Bande der Hamburgischen Unterhaltungen gedruckt erschien (vgl. Auserlesene Gedichte S. 1. Das Gedicht beginnt mit den Versen: „Du, der vom heil'gen Feuer glüht, womit der Gottheit Hand des Dichters Brust belebet, das, wenn Entzückung ihm durch jede Nerve bebet, sich in Gesang ergießt, hör', Jüngling, auf mein Lied!“ —

Wie hoch der junge Goethe Zachariae verehrte, den er Ostern 1767 an der Schönkopfschen Mittagstafel kennen lernte, wo Zachariae mehrere Wochen verkehrte, ersehen wir deutlich aus der nach seiner Rückkehr nach Braunschweig gedichteten Ode an ihn (Nr. 9, S. 36) und aus dem Berichte im achten Buch von Dichtung und Wahrheit (Werke 27, 181). In einer später unterdrückten Stelle der Vorarbeiten zur Selbstbiographie (Werke 27, 383) sagt Goethe von dem seiner Abreise nach Leipzig vorhergehenden Sommer: „Zachariäs Arbeiten hatten viel Glück gemacht, und weil die Jugend sich immer nur am Neusten bildet, so ging ich nun auf der Spur dieses Schriftstellers und eignete mir von ihm zu, was sich einigermaßen mit meinem Wesen vertrug.“ Zwar ist das meiste von Goethes damaligen Produktionen nicht auf uns gekommen, aber auch in dem Erhaltenen hat man Einflüsse Zachariaes bisher noch nicht nachgewiesen. „Wir sangen die Lieder von Zachariä,“ erzählt Goethe von sich und Käthchen (Werke 27, 110): man darf deshalb darauf wohl hinweisen, daß das Metrum der Ode „An den Schlaf“ (Nr. 10, S. 38; vgl. auch Vers 20 „Da schlaf' die Mutter ein“ mit Zachariaes Schnupftuch 4, 79 „Gieß auf Belindens Haus die angenehmste Ruh und schließ insonderheit der Mutter Augen zu“) sich bei Zachariae, Poetische Schriften 2, 371 in dem Gedicht „An den Sylphen Ariel“ wiederfindet, das auch sonst einmal im Buch Annette anzuklingen scheint (vgl. 3, 1 „Wenn, überdeckt mit Tressen, der Stutzer um sie schwebt“ mit Strophe 7 der „Liebhaber“). Wieweit etwa die von Goethe vernichteten epischen und lyrischen Gedichte biblischen Inhalts aus seiner Frankfurter Zeit von Zachariaes Stil und Diktion in seinen an Milton angelehnten Epen und seinen oratorienhaften musikalischen Gedichten beeinflußt waren, läßt sich nicht bestimmen; doch läßt Goethes oben citierte Bemerkung derartiges vermuten. Erwähnt sei

auch, daß das in der „Höllenfahrt Christi“ Vers 59 verwendete Klopstockſche Wort „Gott verwandte von ihr der Hölle ſein Antlitz auf ewig“ (Meſſias 2, 261) das Motto zu Zacharias „Schöpfung der Hölle“ (Poetiſche Schriften 2, 217) iſt. —

Der aus Proſa und Verſen gemiſchte Stil der beiden Erzählungen „Kunſt die Spröden zu fangen“ (Nr. 4 und 5, S. 21. 24) erinnert deutlich an Gerſtenbergs „Tändeleien“. Im beſonderen iſt das Motiv von dem in den Wein gefallenen Amor (25, 15) deutlich in Gerſtenbergs „Zypern“ (Vermiſchte Schriften 2, 157) vorgebildet, wo es heißt: „Plötzlich fällt einer der Amorn in die Tiefe des Bechers, vom frohen Taumel heruntergeſtürzt, und lachend heben die Götter den naſſen Freund wieder heraus; itzt ſitzt er furchtſam auf der Handhabe des Bechers und ſchauert;“ vergleiche auch Vermiſchte Schriften 2, 30. Daß Goethe in dieſer Zeit die „Tändeleien“ gegenwärtig waren, ſcheint mir auch Vers 6 des nach dem 5. März 1767 gedichteten Päans „An den Kuchenbäcker Händel“ zu beweiſen: „Süßer als der Saft, der vom Hymettus fließt“ ſtimmt genau zu Gerſtenberg 2, 25 „So ſüß iſt Honig nicht, der vom Hymettus fließt.“

---

# Claurens Einfluß auf Hauff.

Von Günther Koch in Jena.

Zwar iſt hin und wieder die Meinung laut geworden, daß ſich in Hauffs Novellen, auch wenn man vom „Mann im Monde“ ganz abſehe, Claurenſcher Einfluß vorfinde, doch hat man ſich wenig angelegen ſein laſſen, das Abhängigkeitsverhältnis feſtzuſtellen. Wahrſcheinlich war Hauff, als er bereits ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit begonnen hatte, dem ſpäter aufs heftigſte angegriffenen Modeſchriftſteller keineswegs feindlich geſinnt, ſondern las ihn, wie manchen andern, weil er für ſein noch nicht in einer beſtimmten Richtung gehendes Talent Stilmuſter bedurfte. Mag das bekannte Zeugnis Menzels (Hauffs Werke von A. Stern 1, S. VI), wonach der „Mann im Monde“ urſprünglich „ein Machwerk ganz à la Clauren, und zwar im vollen Ernſte ſo gemeint“ war, immerhin übertreiben und im erſten Entwurf nur da und dort eine flüchtige, Hauff vielleicht ganz unbewußte Ähnlichkeit mit Clauren vorhanden geweſen ſein, die dem ſich leicht ereifernden Menzel genügte, ſein Verdammungsurteil auszuſprechen. Jedenfalls mußte das nun zum Zweck der parodiſtiſchen

Umarbeitung[1]) beginnende Studium Claurens so umfassend sein und ist nach der Kontroverspredigt auch so umfassend gewesen, daß es nicht wundernehmen darf, wenn in den Erzählungen Hauffs, die gleichzeitig oder kurz nachher entstanden, Anklänge an Claurensche Stileigenheiten und Motive gefunden werden.

Kurz nach dem „Manne im Monde", noch im Jahre 1826, erschien „Die Sängerin". In dieser Novelle glaubt E. Wechssler (Westermanns Monatshefte 1894, S. 706) ein leises Anlehnen an Claurens zu verspüren. Mit demselben Rechte, meint er, wie der „Mann im Monde" hätte die „Sängerin" eine passende Unterlage für eine Claurens-Karikatur abgeben können. Daß diese Behauptungen nur auf unklaren Gefühlseindrücken beruhen, zeigt die sonderbare Verweisung auf die Ähnlichkeit im Charakter der „geheimnisreichen" Hauptpersonen beider Erzählungen, des polnischen Grafen und der italienischen Sängerin. Eine solche Ähnlichkeit ist kaum vorhanden, überdies wurzelt das „Geheimnisreiche" bei Hauff in einer tiefinnerlichen Neigung, die sich schon in seinen Knabenjahren bemerkbar machte; neue Nahrung konnte diese wohl durch E. Th. A. Hoffmann, aber nicht durch Claurens erhalten, der in seinem „Grünmantel von Venedig" die natürliche Lösung für alles erzählte Wunderbare selbst giebt und bei seiner nüchternen Auffassung des Lebens das Walten geheimer Kräfte über-

[1]) Eine doppelte Bearbeitung ist auf alle Fälle anzunehmen. Auch die Stelle in Menzels „Deutscher Litteratur" (1836): „er begann mit der Nachahmung Claurens, die er auf meinen Rat in eine Persiflage desselben umwandelte" (nicht: zu einer Persiflage fortführte) deutet darauf hin. Mendheim und Flaischlen freilich, Hauffs Herausgeber, halten es mehr mit Schwab, dessen zuweilen mißverstandene Worte (Einleitung zu Hauffs Werken 1830, S. 27) besagen wollen, daß die Erzählung in einer Folge geschrieben und nur die Absicht an irgend einem Punkte eine andere, nämlich parodistische geworden sei. Indessen verdient Menzels Nachricht von einem bestimmten Faktum an sich schon mehr Beachtung als Schwabs zu sehr im Tone einer Kombination gehaltene Auseinandersetzung. Dazu kommt, daß gerade die ersten Kapitel bis zum „Kotillon" die großartigste Persiflage Claurens enthalten. Wer da glaubt, daß eine Unwahrscheinlichkeit wie die doppelte Anwesenheit des schmachtenden Unbekannten — zuerst im Tanzsaal, dann irgendwo in nächster Nähe der Tafel — in einem nicht satirisch gemeinten Buche Hauffs gestanden haben könne, thut diesem bitter Unrecht. Wenn Hauff aber in seiner zweiten Bearbeitung nicht bloß die Diktion aufgeputzt, sondern auch Fabel und Charaktere verdorben, also sein Werk zertrümmert hat, um nach Kräften ein neues an seine Stelle zu setzen, so entfernt sich die Darstellung in der Kontroverspredigt von der Wirklichkeit nicht allzuweit mehr. All die sonderbaren Vermittlungsversuche, bei denen Menzel viel mehr genommen wird als Hauff gegeben werden kann, sind dann überflüssig. Wenn Flaischlen und Mendheim insbesondere den Dichter nur auf den letzten Teil seines Werkes die Idee pfropfen lassen, die der Kontroversprediger als treibendes Motiv für das Ganze in Anspruch nimmt, so lassen sie Hauff zwar nicht ehrlicher, aber um vieles unkünstlerischer handeln als Menzel, dessen Darstellung zudem die Möglichkeit eines starken sittlichen Impulses, einer Steigerung der ästhetischen Erkenntnis keineswegs ausschließt.

haupt nicht kennt. Nichtsdestoweniger enthalten die angeführten Worte Wechslers etwas Wahres. Hauffs Novellistik befindet sich wirklich in der „Sängerin" noch auf einer sehr niedrigen Entwicklungsstufe und steht der Claurenschen Technik, die die Schwäche des Ganzen oft durch das humoristische Beiwerk zu verdecken sucht, überraschend nahe. Nirgends fehlt es so sehr an einem triebkräftigen Mittelpunkt, nirgends hat Hauff alles, was Gelegenheit geboten hätte in die Tiefe zu gehen, so peinlich vermieden und seine Personen so wenig zu anschaulichen und glaubwürdigen Gebilden herausgearbeitet wie hier. Weder die Gewissensbisse des alten noch das närrische Gebaren des jungen Bolnau sind hinlänglich motiviert. Beide bleiben uns ihrem ganzen Wesen nach so fremd, daß wir bei ihrer Wiedervereinigung so gut wie nichts empfinden. Und ebensowenig können wir durch die Gefahr der Sängerin, den Geliebten zu verlieren, gerührt werden, da über der Entstehung des Liebesverhältnisses ein tiefes Dunkel liegt und die Sängerin selbst nur zu sehr nach der Claurenschen Schablone gezeichnet ist.

Hauff sagt in der Kontroverspredigt mit Beziehung auf die übliche Heldin der Claurenschen Liebesgeschichten: „Schneidet einmal dieser Puppe ihre kohlrabenschwarzen Ringellöckchen ab, preßt ihr die funkelnden Liebessterne aus dem Kopfe, reißt ihr die Perlenzähne aus, schnallet den Schwanenhals nebst Marmorbusen ab, leget Shawls, Hüte, Federn, Unter- und Oberröckchen, Korsettchen et cetera in den Kasten, so habt ihr dem lieben, herzlichen Kinde die Seele genommen, und es bleibt euch nichts als ein hölzernes Kadaver, das Knochengerippe von Freund Henn." Damit ist der wundeste Punkt in der Schriftstellerei Claurens getroffen. Allerdings erfordert die Gerechtigkeit anzuerkennen, daß er hie und da Mädchengestalten vorführt, in deren Handlungen sich Gemüts- und Charakterstärke kundgiebt. Ich erinnere an die kindliche Fürsorge Klementinens für den verwundeten Oberst („Schlachtschwert" 1821), an die fromme Mildthätigkeit Hannchens gegen die Abgebrannten („Großmutter" 1824) und an die edelmütige Entsagung Josephinens („Generalbevollmächtigter" 1824). Diese Josephine leidet in der That unter schmerzlichen Seelenkonflikten; schade, daß sie ihnen schließlich doch nur durch das Universalmittel der Heirat enthoben wird. Es hieße sich also einer Verkennung schuldig machen, wenn man behauptete, Clauren schätze am Weibe nichts als die körperlichen Reize. Das mag für die Bonvivants in den Erzählungen Paul de Kocks gelten. Clauren läßt zwar, üblen Angewohnheiten der Anakreontik folgend, die längst hätten abgethan sein sollen, ungebührlich oft durch den Wind die Busenhülle seiner Schönen gelockert werden und seine Helden sich am Anblick der entblößten Reize berauschen, doch ist er weit davon entfernt, frivole

Genußsucht zu predigen, den Kampf zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit als eine altmodische Bedenklichkeit hinzustellen. Das Schlimme ist nur, daß die geistigen und sittlichen Eigenschaften seiner Mädchen zwar überall behauptet, ja mit den dicksten Pinselstrichen aufgetragen werden, aber nur selten und dann nicht anders als im Rahmen glänzender äußerlicher Vorzüge, namentlich des Reichtums, wirksam hervortreten; sie werden weder nüanciert noch zur Ausgestaltung der Fabel verwertet. Meist bilden sie mit den körperlichen zusammen jene vielgliedrigen und doch so nichtssagenden stereotypen Personalbeschreibungen, in denen Claurens seine gänzliche Unfähigkeit, das Weibliche individuell darzustellen, bewiesen und sich für alle Zeiten dem Fluche der Lächerlichkeit preisgegeben hat. Ob er eine Italienerin, eine Russin, eine Deutsche schildert, ob ein Bürgermädchen, ein „Maidli" oder eine Baronesse — überall die nämliche plumpe Farbengebung. Jede hat einen Engelskopf oder ein lockiges Madonnenköpfchen, schwarzes oder brandrabenschwarzes Ringelhaar, brandschwarze, geistreiche Augen, auch Feuerräder oder brennende Sterne genannt, ein sanftes, engelreines oder ausdrucksvolles Gesichtchen, Purpur- oder Korallenlippen, die schwellend oder schelmisch sind, einen kleinen Zaubermund oder ein granatblütenes Schnäbelchen, zartes Rot auf den Lilien- oder Pfirsichsamtwangen, einen blendend weißen Hals, eine schöne oder reine oder gar marmorne Brust, Schwanen-, Lilien- oder Alabasterarme, eine Stimme von weichstem Wohllaut, einen herrlichen, tannengleichen Wuchs, Flammenhände oder Händchen zum Küssen und äußerst niedliche Füßchen. Daneben besitzt sie ein reines, schuldloses Gemüt, Güte des Herzens, Liebenswürdigkeit, Anspruchslosigkeit, bescheidene Züchtigkeit, jungfräuliche Schüchternheit, unantastbare Keuschheit, kindlichen Zartsinn und Witz, kurz sie ist nicht nur eine Hebe- oder Gratiengestalt, ein liebreizendes, engelschönes Geschöpf, sondern geradezu, zumal sie ungemeine Musik- und Sprachkenntnisse besitzt, insbesondere himmlisch singt, ein vollendetes Mädchen Wunderhold, ein süßes Himmelskind, ein Engel. Der Schriftsteller aber ist der Marionettenkünstler, der die so ausstaffierte Figur mit zwei Fäden in Bewegung setzt: sie weint, wenn er den einen, sie lacht und tollt, wenn er den andern anzieht, und ist im stande, in beliebig kurzen Zwischenräumen von der einen zu der andern Thätigkeit überzugehen.

Diese Schwäche Claurens, die keineswegs immer mit Lüsternheit gepaart ist, wird an manchen Stellen des Mannes im Monde, deren nachträgliche Einschiebung sich unumstößlich beweisen läßt, übertreibend nachgeahmt. Als Beispiel möchte ich eine Stelle aus dem Kapitel „Das Tete a-Tete" anführen. Hier wird die Befangenheit, mit welcher der Graf nach seinem nächtlichen Zusammentreffen

mit Ida im Gotteshaus dieser am Morgen entgegentritt, zunächst aus allgemeingültigen Beobachtungen heraus erklärt. Plötzlich aber ist nur die Person Idas die Ursache, und mit der neuen, aber durchaus schiefen Begründung „es war aber auch unmöglich, bei dem Engelskind die Fassung zu behalten“ wird gewaltsam für folgende Beschreibung à la Claurен Platz gemacht. „Erfreute der herrliche Tannenwuchs, das Ungezwungene, Graziöse der Haltung das Auge, war man beinahe geblendet von dem Lilienschnee der Haut, von der jungfräulichen Pracht des Alabasterbusens, war man entzückt von dem Rosensamt der blühenden Wangen, von den zum Kuß geöffneten Korallenlippen, war man wunderbar bewegt von dem lieblichen Kontrast, den ihre brand-brand-brand-raben-raben kohlen-tinten-schwarzen Ringellöckchen und orientalisch geschweiften Brauen mit den Cyanenaugen machten, war man hingerissen von dem Zauberlächeln, das die Grübchen in den Wangen, die Perlen hinter dem schöngeformten Mund zeigte, hätte man hinfliegen mögen, die zarte Taille mit dem einen Arm zu umfangen, mit dem andern das Amorettenköpfchen recht fest Mund auf Mund zu drücken — o! so durfte sie ja nur das Auge aufschlagen, durfte nur jenen Blick voll jungfräulicher Hoheit auf den sündigen Menschen und seine Begierden herabblitzen lassen, so schlich man sich so ducks und ge schmiegt hinter die Grenzbarrieren der Bescheidenheit zurück, als haben Einen zehn Paßvisitatoren und zwanzig Gensd'armes dahinter zurückgedonnerwettert.“ Zwar kommt Idas Gelehrsamkeit in diesem Kapitel nicht zur Geltung. Der „Herr Incognito“ stellt aber später mit ihr ein förmliches Examen an und hat Gelegenheit, ihren klaren Verstand, ihr Urteil, ihre Gutmütigkeit, ihren Humor und Witz von Grund aus kennen zu lernen, ja er erfährt zu seiner Freude, daß sie sogar in Botanik bewandert ist und die bedeutendsten Geschichtswerke gründlich studiert hat. Die Verspottung Claurens, dessen Mimili („Mimili“ 1. Auflage 1816, 4. Auflage 1824) bekanntlich Vergil liest, ist hier so mit Händen zu greifen, daß der ganze Abschnitt in der ursprünglichen, ernst gemeinten Fassung gleichfalls nicht gestanden haben kann, mag man den Einfluß Claurens auf diese so hoch an schlagen wie man will.

Kehren wir nunmehr zur „Sängerin“ zurück, so müssen wir überrascht sein, Hauff in einer Richtung, die er theoretisch aufs schärfste verurteilt hat, in praxi noch sehr stark befangen zu finden. Vom Kommerzienrat erzählt er: „Er schien auch alle Ursache zu haben, fröhlich und guter Dinge zu sein; er hatte sich ein hübsches Vermögen zusammenspekuliert, hatte sich, als es genug schien, mit seiner Frau in B. zur Ruhe gesetzt und lebte nun in Freude und Jubel jahraus, jahrein.“ Das führt uns gleich in das richtige

Claurensche Milieu. Wer da Geld hat, kann gar nichts Besseres thun, als in dulci jubilo zu leben, und wenn er gleich einen ungeratenen Sohn in Amerika hat. Der Graf Barezikoff macht es gerade so, während sein Enkelkind Liesli („Liesli und Elsi, zwei Schweizergeschichten" 1821) in der Schweiz darbt. Der Medizinalrat Lange, dem seine Praxis lästig wird, weil sie ihn zu oft von seinem Schützling entfernt hält, ist im Grunde weiter nichts als ein wenig veredeltes Exemplar jener Klasse älterer, gutmütiger Herren, die in so vielen Claurenschen Geschichten den Liebesknoten entwirren helfen, falls diese Aufgabe nicht wunderlichen alten Tanten zugeteilt ist. Durch das Klatschen, mit welchem die Sängerin vom Publikum empfangen wird, zeigt dieses sich ebenso sensationslustig wie das Claurensche, das mitunter selbst dreimal klatscht, wenn so viel „Könige" des Festes" vorhanden sind. Und endlich die Sängerin selbst, deren Töne „schmelzend und süß wie die Klänge der Flöte" sind, auch wenn sie nicht singt! Es ist auffallend, wie sehr die ganze Gestalt in Claurensches Kolorit getaucht ist. Die Beschreibung ihres Äußeren und Inneren bewegt sich durchaus in den allgemeinen Formeln, von denen wir oben eine kleine Blumenlese gaben, nur daß Hauff nicht gerade bombastisch wird. Wenn wir mit dem alten Medizinalrat bei ihr eintreten, so finden wir sie, wie sie den schönen Kopf in die zartgeformte Hand stützt; den Hals kennen wir bereits aus früheren Andeutungen als schön und ihre Züge als engelrein; die Erschöpfung giebt jetzt ihrem sehr bleichen Gesicht einen eigentümlichen Reiz; ihr dunkles Auge hat nichts von jenem Feuer, jenem Ausdruck verloren, den man vom Theater her an ihr kennt; wir haben wohl nie einen so schönen Kopf, ein so liebliches Gesicht gesehen; ihre Züge üben durch ihre Verbindung und Harmonie einen Zauber aus, den wir uns zunächst nicht erklären können; dann sehen wir's ein: es ist jene Reinheit der Seele, jener Adel der Natur, was diese jungfräulichen Züge mit einem überraschenden Glanz von Schönheit übergießt; auch ausdrucksvoll sind ihre Züge; kurz, wir geben der Zofe Recht: es ist ein Engel. Unterstützt hier Hauff den Maler auch nur in einem Punkte mehr als Claurens? oder giebt er dem Psychologen mehr zu denken als dieser? Auch in der Schilderung seiner anderen Frauengestalten sind die schönen Allgemeinheiten zu häufig, ja Hauff hat diese Schwäche nie ganz überwunden, so sehr sein Liebling Hoffmann, z. B. in „Meister Johannes Wacht" oder in „Des Vetters Eckfenster", geeignet war ihn daraus emporzuheben. Im ersten Kapitel des „Othello" heißt es mit Beziehung auf die Prinzessin: „Man war versucht zu wünschen, dieses schöne Kind möchte nicht so hoch geboren sein; denn diese frische Farbe, diese heitere Stirne, diese kindlich reinen, milden Augen, dieser holde

Mund war zur Liebe, nicht zur Verehrung aus der Ferne geschaffen." Diese effektvolle Manier ist Claurens, zu dessen Stileigenheiten sie gehört, abgelauscht. „Du sollst sie sehen," sagt im „Christpüppchen", einem zweibändigen Roman (1823), der Maler zu seinem Freunde; „aber sprich kein Urteil über sie aus; diese Tiefe ergründest du nicht; das Auge, das in diesem Gesicht spricht; das Lächeln dieses Mundes; der Zauber, der in diesen frommen Zügen lebt; die hinter tausend Schleiern hervorlugende feine Schelmerei in diesem Grübchen; die Anmut dieser Grazie; die Unschuld dieses reinen Herzens, das Hohe, Edle, das Überirdische dieses Wesens vermag kein Titian, kein Correggio mit seinem armseligen Pinsel hinzuhauchen". In den „letzten Rittern von Marienburg" hat Julius Elisen nie „so reizend, so wundervoll" gesehen, alle seine düsteren Gedanken verschwinden „vor dem Glanze ihrer Schönheit". Und noch im „Bild des Kaisers" erscheint die Heldin ihrem Verehrer, „wenn sie lebhaft spricht, wenn ihre Augen während ihrer Rede immer heller glänzen und ihre zarten Züge jede ihrer Empfindungen abspiegeln, immer reizender, liebeswürdiger zu werden". Aber genug der Beispiele. Noch kennen wir die Sängerin nicht vollständig. Wie, wenn sie sich selbst besser gäbe als der Dichter sie beschreibt? Giuseppa oder, wie sie auch genannt wird, Schepperl ist wie alle Mädchen Claurens erst siebzehn Jahre alt, aber was hat sie bereits erlebt! Ihr Kindesalter war höchst unglücklich. Sie ist von ihrem Stiefvater aufs rohste behandelt, ja gepeitscht worden und hat den Ernst des Lebens frühzeitig durchgekostet, da auch die Führung des Haushaltes und die Erziehung der jüngeren Geschwister ihr oblag. Alle diese Schicksale hat sie mit Fanny im „Generalbevollmächtigten" gemein. Und ebensowenig wie diese ihren kindischen Mutwillen, hat sie ihre — Lust am Putz verloren. Sie gesteht selbst, daß sie dem Onkel gern nach Paris gefolgt sei, weil sie sich da den „Sitz des Putzes und der Seligkeit" dachte, ja sie war „berauscht von so vielem Glück". Die Flucht aus dem Bordell läßt über ihre Tugend keinen Zweifel aufkommen, und ihre Frage: „welches rechtliche Mädchen darf sich so über die Gesellschaft hinwegsetzen, daß es ihr gleich gilt, was man von ihr spricht?" beweist, wie sehr sie darauf hält, nicht verkannt zu werden. Aber auch den Claurenschen Mädchen, selbst den Naturkindern, die in der „Zutraulichkeit" das Stärkste leisten, ist dieser Zug eigen, und ihnen spricht Hauff doch die Seele ab. Sind wir bei seiner Sängerin nicht versucht, das Gleiche zu thun?

Schließlich muß auch darauf hingewiesen werden, daß das Eigentümliche, ja Auffallende der Fabel auf Anregung durch Claurens zurückzuführen ist. Diese Anregung stammt aus dem schon erwähnten „Christpüppchen". Hier ist Doralice, eine junge Italienerin aus Albano,

in Deutschland später auch Lidschchen genannt, in Gefahr, von ihrem brutalen, gewinnsüchtigen Oheim in das Haus des berüchtigtsten Wüstlings in Rom, des Lord Harald, verkauft zu werden, der begierig ist, sich unter ihrer Leitung im Italienischen zu vervollkommnen. Der Oheim vergiftet Doralicens Mutter, seine eigene Schwester, läßt den deutschen Maler, der Doralice liebt, ermorden und entzieht seiner Nichte alle Unterstützung, um sie zu nötigen, auf das Engagement einzugehen. Doralice erkennt aber die Gefahr, entflieht mit dem alten Freunde des ermordeten Malers und erwirbt ihren Unterhalt als Sängerin und Harfenspielerin, bis sie mitleidige Beschützer und Ernährer findet. Jeder, der die Geschichte liest, erwartet, daß der Oheim mit dem Lord den Fliehenden nachsetze. Noch im zweiten Band ist man darauf gefaßt, daß der Gräßliche irgendwo auftaucht und seine Nichte zurückholt. Auch Hauff hat auf diese Weise die empfangenen Eindrücke in seiner „Sängerin" fortgesponnen und so das Motiv eigentlich erst zu Ende geführt. Der Pseudoonkel Giuseppas rächt sich an dieser für seinen Verlust. Vom Onkel Doralicens, dem ein großer Gewinn entgangen ist, erfährt man auffallenderweise nicht, ob er seine Wut an der Entflohenen zu kühlen versucht hat, wozu doch seine Gemütsart ihn treiben muß. Jenen ereilt die strafende Gerechtigkeit, dieser lebt unbehelligt weiter. So steht Hauff, der Nachfolger, doch künstlerisch höher als sein Vorgänger.

Dieses Lob wird man Hauff überall zu zollen haben, wo er ein Claurensches Motiv anklingen läßt. Die Scene im „Schlachtschwert" — übrigens einem jammervollen Machwerk, das mit einem Ball alle Dissonanzen ausgleicht — ist gewiß nicht übel, wo der alte baronisierte Schäfer, ergrimmt über so viel Unnatürlichkeit in der Gesellschaft, ausruft: „Eine Hundewirtschaft könnt Ihr's nennen, reines Tollmannswerk. Abends bei später Nachtzeit, wenn alle vernünftigen Menschen zu Bette gehen, erst zusammenzukommen, aus Tag Nacht, aus Nacht Tag zu machen! Aber dafür sieht das ganze Weibsvolk hier auch aus, als sollte es morgen zu Grabe getragen werden ..... Da lob' ich mir unsere Mädels draußen, Hockerchen! Eins wiegt zehn solche arme hiesige Dingerchen auf; frisch wie die Rehe, lustig wie die Kälber und treuherzig und ohne Ziererei. Bäckchen haben sie, wie die Borsdorfer, und säh' euer Polizeipräsident ihnen in die Augen, so ließ' er gleich Feuerlärm schlagen — und damit Punktum." Auch die folgenden Klagen des Schäferbarons über das Theetrinken, die bei Hauff die Jungfer Rose im Ratskeller so beweglich fortgesetzt, lassen sich wohl hören: „Wenn meine Alte zu Hause einmal krank ist, nu, da kocht sie sich ihren Thee von Himmelschlüsselchen oder Flieder, das laß' ich passieren: aber einen vernünftigen, gesunden Menschen auf eine solche lauwarme, bittersüße Wasserlutsche zu sich

zu Gaste zu bitten, ist bloße Narrethei, nichts als Dickthuerei.“ Aber hält die ganze Scene auch nur im entferntesten einen Vergleich aus mit derjenigen aus den „Memoiren“, wo der ewige Jude bei einem ästhetischen Thee in Berlin die schwäbischen Mädchen lobt? Hier sind die Kontraste viel künstlerischer ausgeprägt, der Gedanke hat durch satirische Betrachtung der Zeit an Inhalt gewonnen, er ist zu einem Kulturbild geworden. Hauff gehört überhaupt nicht, so viel Anempfundenes seine Werke auch enthalten, zur Klasse der bloßen Nachtreter; in der Vereinigung scharfer Beobachtungsgabe und kräftigen Wollens mit süßer, jugendlicher Schwärmerei bleibt ihm der Vorzug einer anziehenden litterarischen Physiognomie.

## Miscellanea zu Goethe und Hackert.

Mitgeteilt von Heinrich Stümcke in Berlin.

1. Der nachfolgende Brief Goethes ist bislang ungedruckt und von mir nach dem im Besitze eines Nachkommen des Adressaten befindlichen Originale wortgetreu kopiert worden. Dieses ist auf vier Klein Quartseiten durchweg von Goethes Hand geschrieben und unterzeichnet. Der Adressat ist der Schwager Ph. Hackerts, Hofrat Behrendt in Berlin, an den die beiden Briefe Nr. 5478 und 5936 der Weimarischen Ausgabe gerichtet sind, die sich wie der vorliegende auf Goethes Bearbeitung der von Hackert hinterlassenen Papiere beziehen. Das von Goethe erwähnte Tarat der Gemmen Hackerts war von dem Berliner Steinschneider Calandrelli erfolgt. Da der preußische Staat der politischen Katastrophen halber von einem ursprünglich geplanten Ankauf absehen mußte, kamen die Erben auf den im Briefe erwähnten Lotterieplan.

[Berlin 1 Oct. 1811.][1]

Wohlgebohrner

Insonders hochgeehrtester

Herr Hofrath,

Auf Ew. Wohlgeb. gefälliges Schreiben vom 7ten luj. verfehle nicht in Antwort zu erwiedern: daß die Hackertische Biographie der Cottaischen Buchhandlung für 400 Th. Sächsisch überlassen worden: da denn 200 Th. als die den

[1] Dies ist Vermerk des Empfängers. Der Güte des gegenwärtigen Herausgebers der Weimarischen Briefausgabe, Herrn Dr. A. Freienns, und der Direktion des Goethe und Schiller Archivs verdanke ich die Mitteilung, daß der (im Original, wie es scheint, nicht datierte) Brief am 21. September 1811 geschrieben ist, daß der Name des Empfängers in früheren Briefbänden, vermutlich auf Grund von Aufzeichnungen Riemers, fälschlich „Behrens“ lautet und daß die richtige Namensform, die ich oben eingesetzt habe, auf Goethes eigenhändiger Eintragung in sein Tagebuch (20. Oktober 1811) und auf dem Druck des „Philipp Hackert“ (Werke 46, 388) beruht A. Sauer.

T. Herren Erben zugehörige Hälfte bey mir zu Erhebung bereit liegt. Ew. Wohlgebohren überlasse irgend jemanden zu dem Empfang desselben zu autorisieren oder mir anzuzeigen, auf welche Weise ich sie Ihnen übermachen soll.

Der Lotterie Plan ist von mir empfohlen worden und obgleich die Meynungen darüber getheilt sind; so hoffe ich doch, daß einige Loose werden genommen werden, wovon ich zu seiner Zeit Nachricht ertheilen [werde]. Die zurück behaltnen Antiken Steine haben zwar wahrhaften Kunstwerth; aber die Preise, nach dem mir bekannten Verzeichnis, sind in früherer Zeit angesetzt, jetzt aber, da so viele Kunstwerke verkäuflich sind, möchten sie schwerlich zu erhalten seyn. Wollten Ew. Wohlgebohren sich deshalb mit Alterthums Kennern berathen und mir von etwa verminderten Preisen Nachricht geben; so würde ich vermögenden Liebhabern gern aufs Neue diese unschätzbaren Werke anbieten. Die mir anvertrauten Papiere sowie die wenigen wohl gerathnen Abgüsse der Gemmen sende gelegentlich zurück. Empfehle mich Ihrem geneigten Andenken, mit der Versicherung, daß ich gern etwas Angenehmes und Dienstliches zu erzeigen jederzeit geneigt bin. Der ich die Ehre habe, mich mit besonderer Hochachtung zu unterzeichnen

Ew. Wohlgebohren

ergebenster Diener

JWvGoethe.

2. In den letzten zwei Abschnitten seines Werkes über Hackert berichtet Goethe kurz über das Lebensende der beiden Brüder Georg und Philipp: „Dieser Bruder ward ihm aber bald durch den Tod geraubt. Er starb den 4. November 1805, noch nicht funfzig Jahr alt. Er wurde als Protestant in Livorno begraben; denn in Florenz ist keine Grabstätte für Protestanten . . . Noch ein ganzes Jahr verlebte Hackert in völliger Thätigkeit; doch ward er gegen Ende von 1806 vom Schlagfluß befallen, worauf er noch einige Zeit mit Besinnung und Hoffnung lebte, bis er im April 1807 die Welt verließ." Es ist danach nicht ohne Interesse, aus dem Totenschein Philipp Hackerts die näheren Daten seines Todes zu erfahren:

L. S.

Il venti nove Aprile alle ore $9^3/_4$ di sera dell' anno mille otto cento sette mori in Firenze d'una febbre morbosa il Sig^re Filippo Hackert in età .... nativo .... Il di lui cadavere trasportato quì alla consegna di Sebastiano Gori suo cameriere fu decentemente sotterrato nel cimitierio delle nazioni olandese allemanno e danese il 2 del mese di maggio 1807 alle ore 6 dopo il pranzo.

Ciò attesta con proprio pugno e sigillo

G. P. Schulthesius

Livorno 4 maggio. 1807.

Ministro ecclesiastico.

Auch der Totenschein Georg Hackerts liegt vor, wonach er am 7. November 1805 in Livorno bestattet worden ist.

# Recensionen und Referate.

Elster E., Prinzipien der Litteraturwissenschaft. Band 1. Halle a. S., Niemeyer 1897. M. 9.—

Unsere Autoren haben nicht, wie unsere Angeklagten, das Recht, bestimmte Richter als „befangen" abzulehnen; um so mehr erachte ich es als eine Pflicht des Recensenten, ehrlich einzugestehen, wo er eine „Befangenheit" fühlt. Ich darf also nicht verhehlen, daß ich mich in einem fundamentalen Punkt zu dem Verfasser dieses ernsten, gründlich durchdachten und lehrreichen Werkes in einem entschiedenen Gegensatz fühle, der auf mein Urteil auch in Einzelfragen einwirkt. Wenn Elster von der Anschauung ausgeht, Litteratur und Sprachforschung seien gleichberechtigte Disziplinen und sogar (S. 414 f.) dazu neigt, den Philologen mit leiser Animosität zurückzuschieben, so muß ich im Gegenteil bekennen, daß in meinen Augen die Philologie auch für die Litteraturforschung im engeren Sinne Grundlage und Meisterin ist. Ich bezweifle natürlich nicht, daß hochbegabte Männer auch ohne philologische Schulung litterarhistorische Meisterwerke schaffen können, wofür ich Beispiele in Fülle kenne; aber ich bestreite allerdings, daß der Forscher von durchschnittlicher Begabung für litterarhistorische Arbeiten die eigentlich philologische Schulung ohne großen Schaden entbehren kann. Wo es sich um allgemeine Übersichten handelt, kann die historische Vorbereitung dafür eintreten — Schlosser, Gervinus, Treitschke; wo aber Beurteilung oder Interpretation einzelner Dichter oder Werke angestrebt wird, ist wirkliche Sprachkenntnis im strengsten Sinne unersetzlich. Auch die feinfühligste Anempfindung des litterarhistorischen Interpreten kann ihm nicht sagen, was z. B. im Sprachgebrauch oder in der Metrik des „Faust" oder des jungen Goethe oder Goethes überhaupt eigentümlich ist, was der Zeit angehört; wie viel Irrtümer in solcher Hinsicht hat z. B. Stracks Arbeit über Goethes Liederbuch und wieder Minors Besprechung dieser Schrift aufgedeckt! Nun trägt zwar Elster dem philologischen Standpunkt insofern Rechnung, als

er über Sprachstil und Metrik besondere Kapitel giebt, von denen das bis jetzt uns halb vorliegende erste (S. 414 f.), sogar sehr spezielle Fragen der Laut- und Formenlehre vornimmt. Aber gerade hier zeigt sich, wie sehr Elster den Philologen in den Hintergrund schiebt. Giebt er sonst nur theoretische Erörterungen tiefgreifender Art, so treten hier (S. 423. 431) plötzlich praktische Anweisungen an deren Stelle, und zwar zum Teil Vorschriften geradezu mechanischer Art. (Ich hoffe übrigens, daß das Zeichen „Nhd.[19]", mit dem man nach S. 426 Anmerkung die herrschende deutsche Schriftsprache des 19. Jahrhunderts „zu bezeichnen pflegt", auch in Zukunft so selten bleiben wird als es meines Wissens bisher auftritt.) Er ist sich hier auch selbst (S. 427 f. 440 f.) über die Scheidung von lautlichen und orthographischen Eigentümlichkeiten (trotz S. 437) nicht völlig klar geworden und stellt z. B. „Schröcken" (S. 427), „heurathen" (S. 429) in die Lautlehre. Vor allem aber zeigt die Art, wie er den Sprachstil völlig von dem Zusammenhang mit den psychologischen Faktoren loslöst, daß er die unendliche Wichtigkeit des Sprachgebrauchs für die Erkenntnis dichterischer Eigenart unterschätzt, wenn nicht ignoriert.

Da ich die litterarhistorische und die grammatische Arbeit nur für zwei verschiedene Seiten der philologischen Thätigkeit halte, muß ich auch gestehen, daß ich für die Einführung des neuen Kunstausdrucks „Litteraturwissenschaft" kein Bedürfnis sehe. Ich verstehe wohl, wie Elster dazu kam. Er wollte ein Seitenstück zu Pauls „Prinzipien der Sprachgeschichte" schaffen; da erschien ihm nun wohl „Prinzipien der Poetik" nicht umfassend genug, weil er die Prosa (S. 12) einbezieht; „Prinzipien der Litteraturgeschichte" ließ ihm vielleicht das beschreibende Element zu stark hinter dem historischen zurücktreten. Dennoch hätte ich beide Titel für zutreffender gehalten. „Litteraturwissenschaft" könnte meines Erachtens nur die Wissenschaft vom Werden und Wesen der einzelnen Litteraturen bedeuten im Gegensatz zu der Poetik (als Lehre vom allgemeinen Werden und Wesen der einzelnen Werke) und im Gegensatz zu der Litteraturgeschichte (als Lehre vom speciellen Werden und Wesen einzelner Werke). Eine derartige „Litteraturwissenschaft" streift zwar nahe an die „vergleichende Litteraturgeschichte" heran, ließe sich aber von ihr immerhin sondern. Sie hätte etwa für die deutsche Litteratur die allgemeinen Faktoren zu besprechen: Volk, Typus der Individualität, Form und Festigkeit der Tradition, äußere Bedingungen (Stellung der Dichter, der Spielleute, der Verleger u. s. w.), Abhängigkeit von Stoff und Inhalt u. s. w. Eine derartige Disziplin aber strebt Elster keineswegs an. Sein Zielpunkt ist durchaus das Verständnis des einzelnen Dichters. Er will die Gesichtspunkte und Hilfsmittel sammeln und sichten, die ein möglichst vollständiges Verständnis gerade der dichterischen Eigenart ermöglichen. Daß er hierbei die sicherlich vielfach vernachlässigten psychologischen Gesichtspunkte mit größter Entschiedenheit in den Vordergrund, die spezifisch philologischen in

den Schatten stellt, giebt meiner Meinung nach für die Wahl eines leicht irreführenden Terminus keine genügende Ursache ab. Nimmt man mit Hettner eine allgemeine „Kunstwissenschaft" an — wie es neuerdings Borinski in allerdings sehr tumultuarischer Weise gethan hat — so ist die „Litteraturwissenschaft" von ihr nur ein Teil: sie behandelt gleichsam einen einzelnen Dialekt. Bleibt man bei der alten Einteilung, so hätte die Wahl eines der alten Termini auch bei geringer Änderung der Auffassung ihre Schuldigkeit gethan.

Der Punkt ist nicht so gleichgiltig, wie er vielleicht scheint. Elster hat mit einer gewissen Bequemlichkeit in der Litteraturbenutzung sich fast ganz an Autoren seines nähern Umkreises gehalten. Ich verdenke ihm das gar nicht; eine selbständige Arbeit darf gewiß davon absehen, sich auf Schritt und Tritt mit Männern auseinanderzusetzen, deren Standpunkt sie von vornherein ablehnt. Demnach ist es Elsters gutes Recht, sich vor allem an Wundt zu halten, nächstdem Paul, Lamprecht, Volkelt als Gewährsmänner zu nehmen und sogar in der Bibliographie S. 424 f. die sich ausdrücklich als Auswahl giebt, unbedeutende Leipziger Dissertationen zu nennen, wichtige Aufsätze z. B. aus dem Goethe-Jahrbuch zu übergehen. Er ist Schüler von Paul und Wundt und mit Lamprecht in der Gesamtauffassung nahe verwandt, die sich denn auch in Arbeiten finden wird, die diese Gelehrten angeregt haben. Das alles hätte aber eine merkbare Ausnutzung von Werken Diltheys, R. M. Werners, Hennequins, von methodologischen Auseinandersetzungen Toblers und Groebers nicht auszuschließen brauchen; gerade als Psycholog hätte Elster bei Besprechung der Tropen (S. 392 f.) an Belgers Proben aus M. Haupts akademischer Thätigkeit erinnern sollen; und Scherer war vielleicht auch nicht nur polemisch (S. 84; außerdem in einem Citat zu Fr. L. Stolberg) zu erwähnen. Indem aber Elster sich in den Umkreis einer ganz bestimmten psychologisch-spekulativen Richtung bannte (mit welchem Ausdruck ich natürlich die bedeutenden empirischen Resultate Pauls oder Lamprechts nicht in Frage stellen will), kam er mehr und mehr dazu, aus einer selbstständigen Prinzipienlehre nur eine Anwendung Wundtscher Prinzipien auf sein eigenes Gebiet zu machen; und zuweilen ist er dieser Gefahr ganz erlegen. Der neue Ausdruck „Litteraturwissenschaft", der Unabhängigkeit von früheren Methodologien bekunden sollte (eine Unabhängigkeit, die auch wirklich, zu Schaden und Vorteil des Buches, vorhanden ist), wird schließlich zum Kennzeichen weitgehender Abhängigkeit von Forschern, die dem spezifisch-litterarhistorischen Betrieb fern stehen.

Dies ist nun der Punkt, der dem interessanten Werk seine Signatur giebt. Deschanel, du Prel, Werner und andere haben versucht, eine empirische Psychologie der Dichter anzubahnen; auf ähnlichen Wegen hat sich z. B. mein Aufsatz über Goethes Art zu arbeiten bewegt, den ich hier nur citiere, um darzuthun, wie fern mir eine Abneigung gegen Betonung

der Psychologie in der litterarhistorischen Forschung liegt. Elster lehnt dagegen diesen Weg ab und hält es für richtiger, aus dem allgemeinen Bestand der gegenwärtigen Psychologie (der wohl gewiß durch Wundt am glänzendsten vertreten wird) alles herauszunehmen, was auf den Dichter Bezug hat. Wir erfahren dadurch vieles, was die empirische Litteraturpsychologie nicht aufbringen konnte. Die großen allgemeinen Auseinandersetzungen der ersten Kapitel über das Wesen der ästhetischen Betrachtung (S. 15 f.), über „Tendenzen" (S. 34) und „Normen" (S. 51 f.), ganz besonders aber die Analyse des dichterischen Schaffens (S. 76 f.) sind gerade deshalb so wertvoll, weil sie eine breitere psychologische Erfahrung hinter sich haben, als der Litterarhistoriker als solcher besitzt. Ich stehe nicht an, die Vergleichung der intellektuellen Begabungen Goethes, Schillers und Lessings (S. 108 f.) als meisterhaft zu bezeichnen — gerade weil sie Punkte heranziehen, die ein Philolog von Fach mit methodischer Sicherheit übersehen würde.

Auf der andern Seite liegt es nun aber freilich auch in der ganzen Anlage des Buches begründet, daß alles zurücktritt, was so zu sagen zur Berufspsychologie der Dichter gehört. Von einer breiten Verwertung der Psychologie auf die Poetik erwartete ich vor allem eine Vergleichung der verschiedenen Arten, die Wirklichkeit aufzunehmen. Sie wäre nicht nach den Grundkräften — Phantasie, Verstand, Talent und Genie — zu bearbeiten, sondern nach den Gegenständen: wie bearbeitet der Dichter sinnliche Eindrücke, und zwar des Gesichtsinns, Gehörsinns, Geruchsinns u. s. w.; wie geistige Erfahrungen, und zwar aus eigentlichem Erlebnis, aus Erschließung, aus Lektüre oder Unterricht u. s. w. Was Elster (S. 359 f.) über ästhetische Apperzeptionsformen giebt (Personifikation S. 363, Naturauffassung S. 365 f.), bleibt aber im allgemeinsten, wenn es auch so glückliche Ausdrücke wie „stilgebende Phantasie" (S. 361) enthält; und die Ausführungen über die „objektiven Begriffe" (S. 246 f.: das Schöne S. 246 f., das Erhabene S. 272 f., das Tragische S. 280 f., das Komische S. 319 f.), obwohl viel reicher, versäumen auch viel zu sehr auf die Stoffwahl und andere individuelle Momente einzugehen. Sie legen auch zu viel Wert auf die Definitionen, die zuweilen (z. B. S. 311 über den tragischen Verlauf) sehr glücklich, manchmal (wie bei dem Komischen S. 323) recht wenig gelungen scheinen. Überhaupt ist der Abschnitt über das Tragische mit seiner ausgezeichneten Disposition und seinen gut gewählten Beispielen für den über das Komische ein allzu gefährliches Gegenstück. Der letztere ist augenscheinlich mit geringerer Liebe gearbeitet und enthält manche Irrtümer, nicht bloß den, daß der Kalauer einfach als „drastischer Witz" definiert wird (S. 323). Das Beispiel, das (S. 334 oben) als Formwitz bezeichnet wird, gehört unter die folgende Klasse des „Doppelsinnwitzes" u. s. w. Irrige Beispiele begegnen auch sonst öfter; z. B. ist eine Aneinanderreihung von Bildern (S. 392 noch keine

Katachrese, weil zu dieser die Vermischung der Bilder gehört (S. 391). Auch in der Auswahl der representative men kommen kleine Mißgriffe vor, wenn etwa S. 369 Andersen mit Putlitz zusammengestellt wird. Übertrieben scheint mir das Urteil über G. Freytag (S. 196), wie die Behauptung, Bismarck trete durch die Macht der Phantasie den größten Dichtern ebenbürtig zur Seite (S. 300); für geschickte Betonung des „Kulturmiliens" würde ich wahrlich nicht gerade Eberts Litteraturgeschichte des Mittelalters (S. 235 als Muster anführen; und daß Goethes Ideale nichts von ihrer Kraft eingebüßt hätten, Schillers aber viel (S. 232. scheint mir geradezu schief.

Solche Einzelheiten spielen ja aber kaum eine Rolle gegenüber den vielen Verdiensten, die Elster in anderen Punkten sich erwirbt. Sein Kampf gegen das Gespenst der tragischen Schuld (S. 28 u. ö.), seine gesunde Auffassung der Tendenzen (S. 34), die Ausführungen über das Denken in Bildern S. 89, über Goethes Kampfstellung gegen die Affekte (S. 154), über Schillers Drama und die Gemeinschaftsgefühle (S. 192 f., über Antithese S. 395 f. und Symbol S. 400, besonders S. 402 und vieles noch bedeuten ebenso viel Fortschritte unserer Kunstlehre. Und was wir vermißten, bringt vielleicht der zweite Band großenteils nach. Für ihn wünschen wir besonders auch ein stärkeres Heranziehen der Prinzipien anderer Gebiete. Bernheims Lehrbuch der historischen Methode darf so wenig wie Fiedlers Schriften über Kunst auf ein solches Werk ohne Einfluß bleiben; für den Sprachstil sind Andeutungen wie die v. d. Gabelentz' über das lautsymbolische Gefühl, für die Metrik Grosses und Büchers, v. d. Steinens und Conzes Studien über die Anfänge der Kunst sicherlich nicht zu übersehen. Ich verkenne nicht, wie ich wiederholen muß, daß Elsters Beschränkung auf eine bestimmte Gruppe von Vorarbeiten mit den Vorzügen seines Werkes, mit der Selbständigkeit und Folgerichtigkeit eng zusammenhängt; aber Arbeiten, die auf dem ersten Rang erscheinen, bilden nun einmal eine aristokratische Gesellschaft, innerhalb deren jeder den andern kennen muß. Wir dürfen hoffen, daß der zweite Band Elsters Werk vollends in diese Gemeinschaft einführen wird.

Berlin. Richard M. Meyer.

Joachimsohn P., Die humanistische Geschichtschreibung in Deutschland. Heft I. Die Anfänge. Sigismund Meisterlin. Bonn, Hanstein 1895.

Nach einleitenden Ausführungen über die Entstehung der deutschen Geschichtschreibung am Ausgange des Mittelalters und der Darlegung, wie die städtische Geschichtschreibung in Augsburg sich entwickelt, führt uns der Verfasser in den Augsburger Humanistenkreis, in dessen Mittelpunkte damals Sigismund Gossembrot stand. Letzterer wandte sich, um eine gelehrte Geschichte vom Herkommen Augsburgs zu erhalten, an den Benediktinermönch Sigismund Meisterlin, der der Aufforderung Folge leistete, und am 20. Juni 1456 seine „Chronographia Augustensium" vollendete, die aber statt zu einer Augsburger zu einer deutschen Geschichte sich

entwickelt hatte. Diese Chronographia" wird vom Verfasser ihrem Inhalte nach wiedergegeben und untersucht. Daran schließen sich nach Erwähnung der Verbreitung und nach Würdigung späterer Bearbeiter und Benutzer biographische Notizen über Meisterlin. — S. 143 bespricht der Verfasser die Vita St. Sebaldi Meisterlins und giebt eine Übersicht über die Entwicklung der Geschichtschreibung und die Anfänge des Humanismus in Nürnberg.

Der Anhang bringt verschiedene wichtige Denkmäler, darunter die bisher nicht gedruckte „Vita St. Sebaldi".

Das Buch ist mit außerordentlicher Belesenheit und gründlichster Sachkenntnis verfaßt, es bietet eine reiche Fülle des Neuen und Belehrenden — vielleicht eine zu große Fülle, die die Lektüre einigermaßen erschwert.

F.

Schwering J., Zur Geschichte des niederländischen und spanischen Dramas in Deutschland. Neue Forschungen. Münster. Verlag der Coppenrathschen Buch- und Kunsthandlung 1895.

Schwerings Buch zerfällt in zwei Teile: der erste (I—III, S. 1—64 stellt sich die Aufgabe, eine Geschichte der niederländischen Schauspieltruppen in Deutschland und ihres Spielplans zu geben, der zweite handelt zunächst (IV, S. 65—87) von den niederländischen und den durch die Niederlande übermittelten spanischen Dramen auf dem Spielplane der deutschen Wanderbühne und sodann (V, S. 88—95) von dem Einflusse des niederländischen Theaters auf die deutsche Bühnentechnik. Das Buch behandelt also den Anteil der Niederländer an der deutschen Theatergeschichte. Daß Schwering hierbei die unmittelbare Thätigkeit der Holländer in Deutschland von ihrer mittelbaren Einwirkung auf das deutsche Theater scheidet, scheint mir eine ebenso geschickte wie berechtigte Trennung zu sein. Schade nur, daß in dem farblosen Titel weder das Gemeinsame noch das Trennende der beiden Teile zum Ausdruck kommt. Eine Überschrift wie etwa: „Das niederländische Schauspiel in Deutschland und seine Einwirkung auf die deutsche Bühne" wäre gewiß nicht ideal, aber doch besser gewesen als die jetzige, in welcher namentlich die Erwähnung des spanischen Dramas nur irreleitend wirken kann.

Schwering tritt an seine Aufgabe heran ausgerüstet mit einer gediegenen Kenntnis der niederländischen Litteratur- und Theatergeschichte. Diesem wesentlichen Vorzuge verdankt er es, daß er selbst da, wo er auf bereits bekannte Thatsachen zu sprechen kommt, ungemein viel des Neuen und Fesselnden bieten kann. Uneingeschränkte Anerkennung verdient auch die geschickte Anordnung des Stoffes sowohl wie die Darstellung, und nicht zum mindesten endlich des Verfassers ausgesprochener Sinn für die hohe Bedeutung des lebendig dargestellten Dramas, an welchem es leider der Mehrzahl unserer Litterarhistoriker noch immer mangelt. — Andererseits freilich habe ich mich dem Eindrucke nicht entziehen können, daß Schwering hie und da seine Helden überschätzt. Auf das Lob, welches er ihnen in der Einleitung (S. 4) spendet, lege ich dabei weniger Gewicht als auf

die auffallende Zurückhaltung im Urteil, die er gelegentlich, namentlich im III. Kapitel, walten läßt. Hier steht Schwering hinter seinem sonst minder gut gerüsteten Vorgänger Heitmüller („Holländische Komödianten in Hamburg 1740 und 1741." Litzmanns Theatergeschichtliche Forschungen 8, 97 ff. nicht unbeträchtlich zurück.

Schwering behandelt zunächst (II, S. 9 ff.) die Thätigkeit niederländischer Komödianten in Deutschland bis zum Beginne des 30jährigen Krieges, welcher er mit Recht nur geringe Wichtigkeit beimißt. Niederländische Spruchsprecher sind, gewissermaßen als Vorläufer der spätern Schauspieler, schon im 14. Jahrhundert in den niederländischen Städten beliebte Gäste; um die Wende des 15. Jahrhunderts thun sich dann eben diese „Zeggers" zu Spielgenossenschaften zusammen, deren eine sich im Jahre 1412 als Gast in der Grenzstadt Aachen nachweisen läßt. Für länger als ein Jahrhundert verlieren wir dann jede Spur der niederländischen Komödianten in Deutschland, und diejenigen, welche von da ab wieder erscheinen, gehören einer neuen Klasse an: es sind „Rederijker", von deren vielberufenem halbdilettantischen, prunkvollen und wenig förderlichen Theatertreiben Schwering einen höchst anschaulichen Abriß giebt. Sie selbst erscheinen — was vielleicht etwas schärfer hätte betont werden können — für einstweilen, das heißt vor dem Auftreten der englischen Komödianten, in Deutschland noch nicht, nur vereinzelt zeigen sich Spuren ihrer Einwirkung: so läßt Jan Bockelsohn, der „König von Zion" 1535 in dem belagerten Münster ein Lazarus-Drama im Stile der Rederijker aufführen, zu deren Klasse er selber gehörte. Ob ein „schauspill mit Niderlendische Personen", das 1561 auf dem Wiener Rathause erschien, wirklich von niederländischen Darstellern gespielt wurde, mag dahingestellt bleiben, da Schwering zugiebt, daß es sich in diesem Falle nur um eine gelegentliche Dilettantenaufführung gehandelt haben könne.

Enger werden die Beziehungen zur deutschen Bühne erst im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts, wo sich infolge des niederländischen Freiheitskampfes zahlreiche niederländische Protestanten nach Deutschland flüchten. Daß sich dabei die Auswanderer bis nach Hanau hinziehen, scheint mir nicht unwichtig zur Erklärung des Umstandes, daß wir gerade in Frankfurt 1611 eine niederländische Truppe antreffen, während solche sonst nur selten in Oberdeutschland nachweisbar sind. Wichtiger sind die Beziehungen, die sich infolge der Einwanderung zwischen den niederdeutschen Städten, namentlich Hamburg, und den Niederlanden anknüpfen. In Hamburg treffen wir denn auch 1590 die erste niederländische Wandertruppe. Aus dem Spielerlaubnisgesuch, das zuerst Lappenberg (Zeitschrift des Vereines für hamburgische Geschichte, Hamburg 1841, 1, 138) und nach ihm Heitmüller S. 101) abgedruckt hat, weist Schwering treffend nach, daß es sich um Rederijker handelte: das zeigt einmal die nachdrückliche Betonung des religiösen und sittlichen Wertes der Darstellungen und weiter der

äußere Umstand, daß die Truppe sich bereits der Theaterzettel bedient. — Die nächste Kunde von niederländischen Komödianten stammt merkwürdigerweise aus Süddeutschland: 1594 begegnet uns in Ulm eine nicht näher benannte niederländische Truppe, 1602 desgleichen. Im selben Jahre spielt Georg Wittbier aus Niederland, ein in Stade ansässiger Antwerpener Flüchtling, in Nördlingen; derselbe erscheint 1603 in Basel, 1604 in Ulm und Basel. Mir scheint, unter diesen Umständen hätte Schwering getrost annehmen dürfen, auch die namenlose Ulmer Gesellschaft von 1594 oder wenigstens die von 1602 sei diejenige Wittbiers gewesen. Wir könnten alsdann nur eine einzige Truppe, die noch obendrein unter einem halbdeutschen Prinzipal stand, im Inneren Oberdeutschlands nachweisen. Daß die Truppe, die 1611 in Frankfurt auftrat, vielleicht auf die Teilnahme der dortigen niederländischen Kolonie rechnen durfte, habe ich bereits angedeutet.

Viel wichtiger ist die Thätigkeit der Niederländer in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege (III, S. 28 ff.). Wir haben es jetzt nicht mehr mit einer halbdilettantischen Volksbühne, sondern mit einem hochkultivierten, namentlich auch in dekorativer Hinsicht kräftig entwickelten Kunsttheater zu thun, das den Wettbewerb mit den englischen Komödianten nicht im entferntesten zu scheuen brauchte. Unmittelbar nach Beendigung des Krieges melden sich denn auch niederländische Schauspieler in Hamburg, 1651 erscheint eine hochdeutsch spielende Truppe in Frankfurt, die dort ihre Bühnenreform zur Einführung bringt und ihre pomphaften Historien und Singspiele mit großem Erfolge aufführt. Auf sicherere Spuren kommen wir 1654 in Hamburg: die Truppe des Jan Baptista von Fornenburg, welche hier „Das Leben ein Traum" aufführt, genießt auch in ihrer Heimat des besten Rufes; in ihrem Spielplane erscheinen dort die Werke der hervorragendsten Dramatiker der niederländischen Renaissance. 1665 ist Fornenburg wieder in Altona, wo Rist seine Leistungen aufs höchste bewundert. Schade nur, daß er nicht recht zu sagen weiß, was eigentlich so vortrefflich daran war. Schwering hätte deshalb um so weniger den Umstand verschweigen sollen, daß Fornenburgs Truppe die erste in Hamburg war, bei welcher sich Berufsschauspielerinnen nachweisen lassen, die „so beweglich haben gespielet, daß man ihnen beydes mit Lust und Verwunderung hat müssen zusehen" (Heitmüller S. 103). 1674 erscheint Fornenburg in Lübeck und wendet sich von da über Tönning nach Friedrichsstadt; vielleicht um nach Skandinavien zu ziehen, wo er schon in den sechziger Jahren thätig gewesen war? Seine Spur verliert sich hier, doch spricht Schwering die Vermutung aus, daß er der Führer der Truppe gewesen sein könne, die 1682 in München und Altona gespielt habe. Für München wird das schwerlich zutreffen; die Truppe hätte in jener späten Zeit daselbst kaum in niederländischer Sprache spielen können; gerade eine gute Truppe wird sich aber ungern dazu verstanden haben,

in einem fremden Idiom zu stümpern. Den Beweis hierfür liefert der Umstand, daß von jetzt ab die holländischen Truppen ausschließlich auf niederdeutschem Boden erscheinen. Es fragt sich zudem, ob die in München erwähnte Truppe den Namen „niederländische Komödianten" in anderem als bloß konventionellen Sinne geführt hat.

Einen ähnlichen, nur bereits von Frankreich her leise beeinflußten Spielplan wie Fornenburg hatte Jakob von Nyndorp, das Haupt der besten holländischen Wanderbühne seiner Zeit. Er erscheint gleichfalls dreimal in Deutschland: 1694 in Lübeck, 1702—1703 in Berlin, Danzig, Lübeck und Kiel und 1710 mit großem Erfolge in Hamburg, Lübeck und Kiel. Heitmüllers Angabe (S. 104), daß er 1703 in Hamburg gewesen sei, scheint demnach nicht zuzutreffen. Näheres über die Wirksamkeit der Truppe in Deutschland ist nicht bekannt.

Schwering kommt nun auf die niederländischen Komödianten zu sprechen, die 1740 und 1741 in Hamburg gespielt haben; dem Gegenstand nach fällt also seine Arbeit hier mit derjenigen Heitmüllers zusammen. Neues bringt Schwering zunächst bei über den Prinzipal der ersten Truppe, Anthony Spatsier. Der Vermutung, als sei dieser auch das Haupt einer „niederländisch-französischen" Gesellschaft gewesen, die 1731 in Frankfurt spielte, vermag ich nicht beizustimmen; erstens fehlt jeder Anhalt dafür und weiters scheint mir das Wort „französisch" geradezu gegen eine solche Annahme zu sprechen. Was allerdings eine „niederländisch-französische" Truppe ist, weiß ich auch nicht zu sagen. Vom 29. August bis zu Anfang Oktober (so S. 47; dagegen S. 55: bis Ende September spielte Spatsier abwechselnd mit der Stollschen Truppe — denn diese ist nach Heitmüller, S. 111, unter den „Hochfürstlich Hessen-Kasselschen Schauspielern" zu verstehen — in Hamburg. Den Spielplan der Holländer hat schon Heitmüller mitgeteilt, Leben gewinnen aber die Titel ihrer Stücke erst durch die sachkundige Untersuchung Schwerings, der fast von allen Dramen Verfasser und litterarhistorische Stellung nachweist und von den wichtigeren auch den Inhalt angiebt. An der Spitze der ernsten Dramen erscheint Vondels vaterländisches Stück „Gijsbrecht van Aemstel"; auch Jan Plummers Armida-Tragödie wandelt noch in den Bahnen der holländischen Renaissance, ist aber schon durch die „Armide" von Ph. Quinault beeinflußt. Ganz im Stile Corneilles ist dagegen „De doodelyke Minnenyd" von van der Hoeven 1702 gehalten, und van Heulens Ines de Castro-Drama 1701 ist nur eine Übersetzung von Guevaras „Reinar despues de morir". Über eine „Genoveva" vermag Schwering nichts sicheres anzugeben. — Eines Urteils über den Wert dieses Spielplans enthält Schwering sich; mir für mein Teil erscheint das Repertoir überaus kläglich: alles das hätte Nyndorp 40 Jahre zuvor auch schon bieten können! Vergleicht man damit den Spielplan der Neuberin, die, von Gottsched trefflich ausgerüstet, bereits ein Jahr zuvor in Hamburg er

schienen war, so kann wohl kein Zweifel aufkommen, wem hier der Preis zuzuerkennen ist! — Besser scheint es um das Lustspiel bestellt gewesen zu sein: hier tritt der derbe, aber ehrenfeste Pieter Langendijk mit seinem „Don Quichote auf der Hochzeit von Camacho“ und dem „Krelis Louwen“ auf den Plan; es sei darauf hingewiesen, daß dieses letztere Stück noch 1767 auf dem Hamburgischen Nationaltheater als „Claus Lustig“ seine, freilich nur einmalige, Auferstehung feierte. Über die fünf Kluchten, die außerdem auf Spatsiers Bühne erschienen, spricht sich Schwering nicht näher aus. Merkwürdig genug mag sich unter dieser Art von Komödien Molières „Tartuffe“ ausgenommen haben. — Zu berichtigen ist die Angabe S. 55, die Holländer hätten Corneilles „Cid“ aufgeführt. Nach Heitmüllers Mitteilungen (S. 108 f.) kann kein Zweifel darüber walten, daß diese Vorstellung auf Rechnung der Stollschen Truppe zu setzen ist. Auch sonst scheint mir Heitmüller hier nicht genügend berücksichtigt zu sein: seine Vermutung, als sei die holländische Truppe auf nicht unbedenkliche Schwierigkeiten in Betreff des Verständnisses ihres Idioms gestoßen und nur deshalb so kurze Zeit in Hamburg geblieben (S. 105 f.), hat Hand und Fuß und bedurfte mindestens der Widerlegung, ehe sie übergangen wurde; auch auf die hervorragende Rolle, die Gesang, Tanz und szenischer Pomp bei den Holländern spielten, weist Heitmüller (S. 107 f.) viel nachdrücklicher hin als Schwering. Endlich neigt Heitmüller zu der höchst wahrscheinlichen Annahme, daß die deutsche und die niederländische Truppe nicht in Frieden voneinander geschieden seien (S. 111); dies festzustellen war doch bei dem nunmehr herannahenden Untergange der holländischen Herrlichkeit gewiß nicht überflüssig. — Alle diese Hinweise hätte Schwering unbedenklich in sein Buch herübernehmen sollen; jetzt, wo sie fehlen, gewinnt man von der Thätigkeit und der Wirkung Spatsiers ein viel zu günstiges Bild. Schwering brauchte sich um so weniger zu scheuen, die Ergebnisse seines Vorgängers zu verwerten, als er diesem, wie gesagt, im Verständnisse des Spielplans weit überlegen war.

Auch über den Spielplan der Holländischen Truppe von 1741, die vom Januar bis zum Juni in Hamburg spielte und angab, von der Nyndorp-Rosemannschen Gesellschaft abzustammen, weiß uns Schwering eingehend zu unterrichten. Nur giebt er wieder über dessen Wert kein Urteil ab. Unter den Tragödiendichtern erscheint wieder Vondel, diesmal mit seiner Josef-Trilogie; von sonstigen Zetteln zu ernsten Vorstellungen niederländischer Werke ist nur derjenige zu einem patriotischen Stücke, der „Belagerung und Entsetzung von Leyden“ erhalten, als dessen Verfasser Schwering den Belgier Jakob von Zevecote ermittelt. Irgendwelcher Fortschritt ist hier also nicht festzustellen. — In der Komödie spielt wieder Langendijk, diesmal mit drei Stücken, die größte Rolle; unter den Kluchten fällt Gramsbergens „Hartog van Pierlepon“ auf. Drei Stücke sind spanischen Ursprungs: das eine geht über Scarron auf Calderon zurück,

zwei andere scheinen unmittelbar aus Calderon und Lope entlehnt zu sein. Von einem vierten, „de Juffer Kapitein" giebt Schwering an, daß Heine und Heitmüller es zwar richtig als Übersetzung von Montfleurys „Fille Capitain" bezeichneten, daß aber Montfleurys Stück wiederum auf eine spanische Vorlage, „La dama capitan", von Diego und José de Figueroa y Córdoba zurückgehe. Nach der kurzen Inhaltsangabe zu schließen, die Schwering (nach Schack) von dem spanischen Stücke giebt, kann hiervon nicht im geringsten die Rede sein. Ich stelle zum Beweise den Inhalt von Montfleurys Stück mit demjenigen des spanischen zusammen:

Figueroa: Eine Nonne entflieht aus Überdruß an dem einförmigen Klosterleben ihrem geistlichen Gewahrsam, zieht Männerkleider an und läßt sich bei einem Truppenkorps anwerben. Mit diesem zieht sie nach den Niederlanden und wird zum Hauptmann befördert, bis sie der Macht der Liebe unterliegt und von der Gewalt derselben gezwungen wird, dem Geliebten ihre wahre Natur zu offenbaren.

Montfleury: Mr. Le Blanc erweist sich gleichzeitig als schlechten Gatten und schlechten Vormund, indem er Lucinde, der Geliebten seines Mündels Damon, nachstellt und sie diesem verweigert. Er wird gestraft und mürbe gemacht, dadurch, daß Lucindens Freundin Angélique, in Lucindens Bruder, einen Hauptmann, verkleidet, ihn beim Stelldichein überrascht und mit Hilfe eines wirklichen Korporals unter die Soldaten zu stecken droht.

Nach der Angabe des Zettels (Heitmüller S. 114) ging das Stück der Holländer auf Montfleury zurück. — Von französischen Dramen erschienen außerdem noch Corneilles „Cinna" und einige kleine Nachspiele, meist Harlekinaden; auch Molières „Tartuffe" kommt wieder zum Vorschein. Man sieht, was die Niederländer an Eigenem zu bieten hatten, reichte zur Befriedigung des Publikums nicht mehr aus.

Am Schlusse seiner Übersicht führt Schwering diesmal das Urteil an, welches Schütze in seiner „Hamburgischen Theatergeschichte" über die Holländer fällt: „Die Neuheit holländischer Ausstellungen, eine übertriebene Lustigkeit, viel Kleiderprunk, abwechselndes Singen, Pantomimenspiel und Tanz gewannen die Sinne der Zuschauer und Zuschauerinnen in allen Ständen. Geschrei galt bei jenen Harangueurs für leidenschaftlichen Ausdruck, Verzuckungen für Begeisterung." Schwering schließt aber mit dem Hinweis darauf, daß Schütze trotz dieses abfälligen Urteils hinterher zugestehe, daß „einige gute Akteurs und schöne Aktrisen" bei der Gesellschaft waren, „gebildet und geübt im Theaterspielen und feinen Possen, die dem damaligen Geschmacke angemessen waren, ohne in das Pöbelhafte zu fallen". — Viel sicherer urteilt hier wieder Heitmüller. Er betont mit Recht, daß bei dieser Truppe auf die Ausstattung ein noch größerer Wert gelegt worden sei als bei derjenigen Spatsiers. Nicht nur

im Ausstattungsstück spielt das „lustige Singen und künstliche Tanzen“ eine große Rolle, auch zwischen den einzelnen Stücken und am Schluß wird allabendlich getanzt. Dazu kommen noch „Englische Pantomimen“ und „Künstliche Divertissements“ (S. 118). Die Annahme, daß das Publikum die eigentlichen Stücke nicht recht verstanden und sich daher an Musik und Tanz gehalten habe, liegt da allerdings sehr nahe, um so mehr, als die „Ankündigung“ der Truppe (S. 106) ebenfalls darauf hinzuweisen scheint. Nicht wenig bezeichnend ist es auch, daß die Gesellschaft im Mai zwei französische Schauspieler und wenige Tage darauf noch einen dritten anwirbt, der gleichzeitig als Tänzer thätig war (S. 119 f.). Nach alledem nehme ich mit Heitmüller an, daß die überaus starke Wirkung der Truppe auf Äußerlichkeiten beruhte (S. 118 f.) und daß ihr hauptsächliches Verdienst nur darin besteht, die Theaterlust der Hamburger in kritischer Zeit wach erhalten zu haben (S. 122). — Vielleicht ist Schwering auf alle diese Dinge nicht eingegangen, um seinem Programm, „Geschichte des Dramas“, treu zu bleiben. Alsdann hat er geirrt: die Thatsache, daß dieses und jenes Werk aufgeführt worden ist, gewinnt erst dann erhöhte Bedeutung, wenn wir über Art und Grund seiner Wirkung aufgeklärt werden.

Das Ergebnis der gesamten Untersuchungen Schwerings (und Heitmüllers) ließe sich etwa so zusammenfassen: Die Bedeutung der niederländischen Bühne für Deutschland ist vor der Zeit des dreißigjährigen Krieges gering. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts dagegen bildet das niederländische Theater in Deutschland eine höchst beachtenswerte Erscheinung, da es auf einer höheren Kunststufe steht als das Schauspiel der englischen Komödianten; leider bleibt es im wesentlichen auf Niederdeutschland beschränkt und tritt auch dort nicht allzu häufig auf. Die Nachzügler, die sich 1740 und 1741 in Hamburg einfinden, können keine höhere Bedeutung in Anspruch nehmen: ihr Spielplan steht hinter dem bereits 13 Jahre alten „gereinigten“ der Neuberin weit zurück. —

Schwering beschäftigt sich des weiteren, wie gesagt, mit dem Auftreten niederländischer Stücke und solcher, die über die Niederlande aus Spanien kommen, auf der deutschen Wanderbühne (IV). Von holländischen Originalen (S. 65 ff.) weiß er eine beträchtliche Anzahl aufzuführen: nicht weniger als acht ernste Stücke und sieben Kluchten lassen sich nachweisen, teilweise sogar an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten; unter den Tragikern scheint der „große“ Vondel die bedeutendste Rolle gespielt zu haben. Wo Schwering hier neues bringt — und das ist meist der Fall — oder von seinen Vorgängern Gaedertz, Meißner, Heine und Creizenach abweicht, wird man ihm gewöhnlich zustimmen und ihm zu seinen scharfsinnigen Entdeckungen Glück wünschen können, so namentlich S. 71, wo er das rätselhafte Drama vom „König Noron“ auf die Tragödie „De veinzende Torquatus“ von Geraert Brandt zurückführt,

dessen Held thatsächlich König Noron heißt. Anderes freilich fordert Widerspruch heraus: So sehe ich nicht ein, warum man (S. 69) bei den Maria Stuart-Dramen nicht auch an Haugwitz soll denken dürfen; der Alexandriner und der schlesische Stil dieses Stückes beweisen nichts dagegen; daß die Wandertruppen es wohl verstanden, sich derartige Werke mundgerecht zu machen, lehrt das Beispiel von Gryphius' „Papinian" Heine, Zeitschrift für deutsche Philologie 21, 280 ff.). Ganz in der Luft zu schweben scheint mir Schwerings Annahme (S. 73 ff.), als ginge Christian Weises „Komödie vom niederländischen Bauer" auf die Klucht „Dronken Hansje" (1657) zurück. Das Motiv, daß einem vom Rausche erwachenden Bauern vorgespiegelt wird, er sei ein großer Herr und daß dem Gehänselten alsbald eine Komödie vorgeführt wird, ist in der Bühnendichtung jener Tage so verbreitet, daß es ganz besonders schwerwiegender Gründe bedürfte, wenn man die Quelle Weises sicher nachweisen wollte. Solche Gründe bringt Schwering durchaus nicht bei: die angeführte Parallelscene scheint mir vielmehr im Gegenteil zu beweisen, daß Weise von Fokken völlig unabhängig war. Außer der Situation des im Prunksaale erwachenden Bauern, die in keiner Bearbeitung des Motivs fehlen konnte, findet sich zwischen den beiden Scenen kaum ein leiser Anklang. Der Bauer des Holländers fragt sich, ob er etwa gestorben oder im Himmel sei; er könne das nicht glauben: sein Pfarrer habe ihn stets versichert, daß er für den Himmel verdorben sei, weil er sich mehr um Kneipen und Bordelle als um die Kirche bekümmert habe. Von alledem finde ich bei Weise nichts, denn die Bemerkung von Weises Bauern, daß das Haus, wo er erwache, so stattlich aussehe wie eine Kirche, kann doch unmöglich ins Gewicht fallen. Fokkens Bauer verfällt ferner auf den Gedanken, ob er vielleicht durch Traum oder Spuk genarrt werde — demjenigen Weises kommen solche Zweifel keinen Augenblick. Beide wundern sich allerdings über die Feinheit ihrer Betten und Kleider, aber abgesehen davon, daß dieser Zug bei Weise viel ausgiebiger verwertet ist als bei dem Niederländer, war ein solcher Hinweis durch die ganze Situation geboten. Dasselbe gilt von der Schlußäußerung des Bauern, er zweifele nun nicht mehr, daß er ein großer Herr sei; zum Überfluß thut er diesen Ausspruch bei Fokken erst, nachdem ihm dieser Gedanke beigebracht worden ist, während er bei Weise von selbst darauf verfällt.

Überraschend reichhaltig ist auch die Liste spanischer Dramen (S. 76 ff.), die unsere Bühne den Niederländern verdankt. Unter den elf Stücken sind allein fünf von Lope und zwei von Calderon; Cervantes ist mit einer Dramatisierung des „Curioso impertinente" vertreten. Die Dramen werden zum großen Teil erst durch Schwering auf ihre niederländische und spanische Quelle zurückgeführt, wobei der Verfasser wieder eine sehr glückliche Hand zu haben scheint. Was er aber hier (S. 76 f.) über den engen Zusammenhang der spanischen und niederländischen Litteratur sagt,

bedarf trotz seiner zweifellosen Richtigkeit für den vorliegenden Fall der Einschränkung: von den besprochenen Stücken sind nicht weniger als fünf erst auf dem Umwege über Frankreich in die Niederlande gelangt.

Was den Einfluß der niederländischen Bühnentechnik auf die deutsche betrifft (V, S. 88 ff.), so scheint mir Schwerings Annahme, daß die Umgestaltung des deutschen Bühnenraumes durch Johann Velten auf niederländische Vorbilder zurückgehe, durchaus zutreffend. Auch die Behauptung, daß die Sitte, vor Beginn eines Aktes dessen Inhalt in einem lebenden Bilde darzustellen, nicht dem englischen, sondern dem holländischen Theater eigen sei, hat wenigstens viel Wahrscheinlichkeit für sich. Ganz verfehlt scheint mir dagegen, was Schwering für den holländischen Ursprung des „Pickelhärings" beibringt. Daß er nicht, wie man bisher annahm, erst 1648, sondern schon 1637 in Holland auftaucht, ändert an den bisherigen Verhältnissen nichts. Wir finden den deutschen Pickelhäring nach wie vor beträchtlich früher als seinen niederländischen Namensvetter, nämlich schon in der Sammlung englischer Komödien von 1620. Ich glaube daher auch nicht an das Märchen, als leite der Pickelhäring seinen Ursprung auf die allegorische Figur „de Basten" zurück, die in niederländischen Fastnachtsspielen des 15. Jahrhunderts einen Häring als Symbol führte. Wenn noch wenigstens die allegorische Figur selbst in Gestalt eines Härings aufgetreten wäre! — Wie die Sachen jetzt liegen, hat Creizenachs Aufstellung (Schauspiele der englischen Komödianten S. CVX), daß der Prinzipal Reynolds im Anschluß an den „Stockfisch" seines Kollegen Spencer den Typus des „Pickelhäring", zunächst nur für den Bedarf seiner eigenen Truppe, geschaffen habe, noch immer den ersten und ausschließlichen Anspruch auf Glaubwürdigkeit.

Je rückhaltloser ich diesen und andere Fehler Schwerings hervorgehoben habe, um so mehr fühle ich mich verpflichtet, zum Schlusse nochmals zu betonen, daß sein Buch als Ganzes eine wertvolle Förderung der Litteratur- wie Theatergeschichte darstellt. Es bringt helles Licht in eine Gegend, wo bisher stets mehr oder minder im Dunkeln getappt worden ist.

Jena. Rudolf Schlösser.

Bäck V., Spinozas erste Einwirkungen auf Deutschland. Berlin, Mayer und Müller 1895.

Eine sehr fleißige und gründliche Arbeit, welche auf verhältnismäßig knappem Raum eine Fülle des wertvollsten geschichtlichen Materials ausbreitet. Der Verfasser weist zuerst nach, welch heftige Angriffe sich von Seiten der Orthodoxie gegen Spinoza bald nach dessen Tode erhoben, wie er binnen kurzem als der Atheist und Naturalist κατ' ἐξοχήν galt und wie man eben infolge dieses Umstandes die charakteristischen Züge seiner Lehre fast gänzlich übersah oder verkannte, so daß der Begriff des mit allen möglichen naturalistischen Systemen zusammengeworfenen „Spinozismus" einen ungehörig weiten Umfang erhielt, nicht mehr eine individuelle Philosophie

und deren Ausläufer zum Inhalt hatte, sondern ähnlich wie heute zuweilen der „Darwinismus" als bloßer Gattungsbegriff fungierte. „Spinozist" war zum Schmähwort, zur Bezeichnung des Freigeistes und Ungläubigen überhaupt geworden. Andererseits stieg trotz oder vielleicht gerade wegen dieser leidenschaftlichen Bekämpfung das Ansehen des Denkers in manchen Kreisen immer höher und bei Bäck findet man nun auch die Dokumente dieser zunehmenden Berühmtheit mit Geschick und Sorgfalt zusammengetragen.

Die wichtigsten Abschnitte der Bäckschen Schrift sind jedoch diejenigen, worin der Verfasser den Spuren einer Einwirkung Spinozas auf deutsche Denker im einzelnen nachgeht. Nachdem er die dürftigen authentischen Berichte über den Spinozismus Laukhards besprochen, welcher, da das Manuskript der „Geschichte meiner Zweifel und Überzeugungen" nie veröffentlicht wurde, nur durch die Mitteilungen des schlecht beleumundeten Sohnes verbürgt ist, und nachdem er hierauf gegen Hettner und Lange darzuthun gesucht, daß bei dem abenteuernden Matthias Knutzen, in dem man auch einen Ahnherrn der Philosophie Fichtes sehen wollte, eine faktische Abhängigkeit von Spinoza keineswegs erweisbar, widmet er Stosch, Lau und Wachter eingehendere Untersuchungen. Fast ebenso interessant als die Parallelen mit Spinoza selbst, welchem die genannten drei Denker, wie aus den Anführungen Bäcks hervorgeht, nicht nur in vielen ihrer Grundideen sich anschließen, sondern ganze Sätze wörtlich oder fast wörtlich entlehnen, sind die Hinweise auf Hobbes und Toland und die in den Anmerkungen zum Vergleiche gebotenen Citate aus Werken dieser englischen Denker, von denen der Erstere Stosch, der Zweite Lau unverkennbar auf das Stärkste beeinflußt. Anhangsweise wird noch gezeigt, daß nicht erst Tennemann, sondern schon Thomasius die Beziehungen zwischen Spinoza und Tschirnhausen aufgedeckt hat, wird kurz noch Hakwoords „schola Christi" mit ihren mancherlei spinozistischen Einschiebseln erwähnt und werden schließlich Anklänge an Spinoza auch bei dem philosophischen Sprachpuristen Christ. Gabriel Fischer zu Tage gefördert.

Die Arbeit Bäcks ist jedenfalls eine der besten und gediegensten neueren Schriften auf dem Gebiete der Philosophiegeschichte. Es wäre lebhaft zu wünschen, daß der Verfasser als Fortsetzung dieser Studien auch eine Darstellung der späteren deutschen Spinozisten gäbe, also Dippels, Edelmanns und vor allem jenes merkwürdigen Baron Knoblauch, von dem man nichts weiter erfahren, als was vor einem halben Jahrhundert Geismar in seiner „Bibliothek der deutschen Aufklärer" bekannt gemacht. Ist doch nicht einmal von Lange dieser schärfste und energischeste Kopf unter den jüngeren Spinozisten Deutschlands auch nur genannt worden!

Graz. Hugo Spitzer.

Margelik F., Ausgewählte Gedichte in ob der Ennsischer Mundart. Gesammelt und herausgegeben von Dr. A. Kaltenbrunner, Linz a. d. D. Ebenhöchsche Buchhandlung (Heinrich Korb). 1 M.

Die Dialektdichtungen des Eferdinger Geistlichen Margelik (1816—78) erheben sich durchaus nicht über das — in Oberösterreich[1]) allerdings von jeher ganz respektable — Mittelmaß mundartlicher Poesie; allerlei Gelegenheitliches, Schwankhaftes, Betrachtsames und hie und da ein glückliches Wort für schlichte Empfindungen: Das ist das schriftstellerische Facit des thätigen und segensreichen Lebens eines einfachen Mannes. Einige seiner Verse haben nach dem Tode ihres Verfassers durch die Vermittlung des Herausgebers vorliegender Sammlung Eingang in die treffliche oberennsische Anthologie des Stelzhamerbundes „Aus dá Hoamát", ge-

[1]) Vgl. Österreichisch ungarische Monarchie in Wort und Bild. Band Oberösterreich, S. 174—180. Sebastian Mauri.

funden (1. Auflage S. 242—256, 2. Auflage S. 210—221), wo sie sich denn in das Gesamtbild passend einfügen.[1]) Hier in den „Ausgewählten Gedichten" hat Dr. Kaltenbrunner wohl zunächst bloß Pflichten der Pietät genügen wollen; mehrere methodische Bemerkungen zu seiner Arbeit können wir gleichwohl, da der Fall ein typischer ist, nicht unterlassen. Wie schreibt man eigentlich den Dialekt? Wenn es sich wie hier um Herausgabe moderner mundartlicher Sprachdenkmäler handelt, jedenfalls entweder in der überlieferten Orthographie oder rücksichtslos phonetisch. Margelik hat für seine Gedichte im Manuskripte jene seltsame, aber interessante Schreibung angewendet, in die der große Stelzhamer seine Hausruckviertler Sprache gekleidet hat: eine bei Stelzhamers Einfluß und Ansehen ganz erklärliche Erscheinung, die trotz der Verschiedenheit der Mundarten auch bei dem Obersteirer Johann Kain von Lupitsch („Bachwirth") wiederkehrt. Das Hauptcharakteristikum dieser Orthographie (von andrem sehen wir ab) liegt in der Wiedergabe des Diphthongen oa durch ai oder aï; also gsait, Pfaid, klain, während thatsächlich gsoat etc. gesprochen wird. Einflüsse der Schriftsprache treten bei dieser eigentümlich hybriden und zur Erzeugung grober Irrtümer nur allzu sehr geeigneten Schreibweise unverkennbar hervor; dieselbe wäre bei Margelik unbedingt durch die, übrigens recht wenig Mühe erfordernde lautrichtige zu ersetzen gewesen, und Kaltenbrunner hätte darin nur dem Beispiele der Herausgeber von „Aus dá Hoamát" zu folgen gebraucht. Oder Margeliks Schreibweise hätte endlich bleiben können, dann aber mit all ihren diakritischen Zeichen, welch letztere Kaltenbrunner eigenem Geständnis zufolge teilweise beseitigt hat. — Die Glossierung der Gedichte erscheint ebenfalls ungenügend; es sind ja wohl nur oberdeutsche, speziell österreichische Leser in Betracht gezogen, aber auch diesen werden unerklärte Wörter wie S. 39 „Rasching" (Schmeller 1, 1765) oder S. 15 „ag'schmach" (a. a. O. 2, 541) Schwierigkeiten bereiten. — Wenn S. 78 ein Gedicht als Umarbeitung eines Reuterschen gekennzeichnet wird, so sollte dies auch S. 35 „A paar Fällenzer" (Läuschen un Riemels 1, Nr. 31 „De Hülp") und S. 69 „Dö lötstö Wött" (ebenda 1, Nr. 18 „De Wedd") geschehen. Der übrigens uralte Schwankstoff des letzteren Stückes liegt, nebenbei bemerkt, auch einem Gedichte des Siebenbürger Sachsen Ernst Thullner (Aus der Rökestuw S. 76) zu Grunde; und solche Übersetzungen aus einem deutschen Dialekt in einen andern, namentlich aus Reuter, v. Kobell und Hebel, desgleichen aus nichtdeutschen Populardichtern, wie Burns, in deutsche Mundarten gehören zu den verbreitetsten Erscheinungen unserer Dialektpoesie (vgl. Aus dá Hoamát[1] S. 358; Ernst Lindner, Zöpfer'scher Liederposchen[2] S. 58. 66. 100 f.; Rudolf Weber, Zöpfer'scher Liederbronn S. 46. 49. 83. 118. 136; Holtei, Schlesische Gedichte[7] S. 1).

Wien. Robert F. Arnold.

## Nachrichten.

Marion Dexter Learned, Professor an der Universität von Pennsylvania in Philadelphia, giebt unter der Mitwirkung zahlreicher amerikanischer Fachgenossen seit Januar 1897 bei Macmillan & Co. in New York eine neue Zeitschrift unter dem Titel: „Americana Germanica. A quarterly devoted to the comparative study of the literary, linguistic and other cultural relations of Germany and America" heraus.

[1]) Vgl. auch V. A. Franks Gmunden im Liede (1892 S. 55.

C. Schüddekopf in Weimar bereitet eine Ausgabe des Briefwechsels zwischen Gleim und Uz für die Bibliothek des Stuttgarter Literarischen Vereins vor.

In der 1. Auflage von Könneckes Bilderatlas findet sich bei Vulpius (S. 250 die Bemerkung: Die größte Sammlung von Räubergeschichten sei die des Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen auf der Löwenburg. In der 2. Auflage ist dann diese Anmerkung beseitigt worden. Auf der Löwenburg hat sich indessen niemals eine Bibliothek befunden. Die erwähnte Sammlung bildet vielmehr einen Bestandteil der etwa 12.000 Bände umfassenden Wilhelmshöher Schloßbibliothek, welche im Frühjahr 1897 mit der Landesbibliothek zu Kassel vereinigt werden durfte, nachdem ihre wertvollen Bestände bis dahin ein weltentrücktes Dasein geführt hatten und so gut wie völlig unzugänglich gewesen waren. Allerdings ist die in dem Katalog als „Romans de Chevalerie" bezeichnete Sammlung von Geister, Gauner und Rittergeschichten sehr beträchtlich: charakteristisch genug für den Geschmack Wilhelms IX., des späteren Kurfürsten Wilhelm I. Namentlich Spieß ist reichlich vertreten. Als bezeichnend mag auch angeführt werden, daß man in dem alphabetischen Realkatalog die Stichworte „les amours de . . ." 42mal, „Aventures de . . ." 41mal, „Anecdotes" 26mal liest. Die französische Litteratur ist übrigens besonders reich vertreten.

Hugo Handwerck.

Frau Sophie Pataky in Berlin (S., Prinzenstraße 100) bereitet ein Lexikon der deutschen und österreichischen Schriftstellerinnen der Gegenwart vor.

Am 8. August 1897 starb in Zürich der Professor der deutschen Litteraturgeschichte an der dortigen Universität Jakob Baechtold (geb. am 27. Januar 1848), in dem auch unsere Zeitschrift einen verdienten Mitarbeiter zu beklagen hat. Eine ausführliche Würdigung behalten wir uns für eines der nächsten Hefte vor.

## † Ludwig Hirzel.

In Professor Dr. Ludwig Hirzel, der am 1. Juni dieses Jahres in Bern gestorben ist, hat die Wissenschaft der deutschen Litteraturgeschichte einen ihrer tüchtigsten Förderer allzu früh verloren.

Geboren im Jahre 1838 als Sprößling einer Zürcher Gelehrtenfamilie, die mit dem schöngeistigen Deutschland der ausgehenden klassischen Zeit in lebhaften persönlichen Beziehungen stund, war Ludwig Hirzel zu dem Beruf eines Vertreters der deutschen Litteraturgeschichte vorausbestimmt wie wenige andere. Sein Großvater, der Chorherr Heinrich Hirzel, Verfasser der einst vielgelesenen Briefe Eugenias an ihre Mutter, geschrieben auf einer Reise nach den Bädern von Leuk im Sommer 1806, war, wenn man von dem 1828 erschienenen litterarisch-freundschaftlichen Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller absieht, der erste Herausgeber Goethescher Briefe, indem er die für die Kenntnis der Geniezeit so wichtigen Briefe Goethes an Lavater veröffentlichte (1833). Drei seiner Söhne lebten in Leipzig, einer als Kaufmann, der andere, früher Teilhaber an der Weidmannschen Buchhandlung, als Begründer und Vorsteher der berühmten Verlagsbuchhandlung Salomon Hirzel in Leipzig und als

ausgezeichneter Goethe-Kenner und -Sammler, der dritte als reformierter Prediger. Als der in der Heimat zurückgebliebene Bruder Ludwig, Professor an der Zürcher Hochschule und Verfasser eines Kommentars zum Hiob, erst 40jährig im Jahre 1841 starb, war es selbstverständlich, daß der hinterlassene gleichnamige Sohn, dessen Mutter ebenfalls aus Deutschland stammte, zu seiner Ausbildung auch dorthin übersiedelte. Hier hat er den Grund gelegt zu seiner philologischen Gelehrsamkeit, hier vor allem die Verehrung eingesogen für die größte Zeit unserer Litteratur, die ihm durch die berühmte Goethe-Bibliothek seines Oheims Salomon damals schon gleichsam greifbar nahe trat. Er studierte Philologie und Sprachwissenschaft und promovierte als klassischer Philologe; aber seine ersten selbständigen Arbeiten, die er als Aarauer Gymnasiallehrer verfaßte, gingen von Goethe und Schiller aus, zu denen er gleichsam aus seinem frühern Fachgebiet die Brücke schlug in den zwei Vorträgen über Goethes italienische Reise und über Schillers Beziehungen zum Altertum (1871 und 1872). Zu Goethe kehrte er wiederholt zurück, wobei ihn wiederum persönliche Bezüge leiteten. Salomon Hirzels „Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek" hat der Neffe nach des Verfassers Tode in mustergiltiger Weise ergänzt und neu herausgegeben (1884). Ein Schweizer, Karl Ruckstuhl aus St. Urban, war seinerzeit als Bundesgenosse Goethes gegen die romantische Deutschtümelei und Frömmelei des Zeitalters aufgetreten; Hirzel hat ihm 1876 ein litterarisches Denkmal gesetzt. Mit einer Zürcherin, „Bäbe" Schultheß, hat Goethe seit 1775 freundschaftlich auf Du und Du verkehrt; Hirzel hat ihr Bild mitgeteilt und das geistige Bild dieser Frau und zahlreicher zürcherischer Zeitgenossen gezeichnet in dem Zürcher Neujahrsblatt 1888 „Goethes Beziehungen zu Zürich" u. s. w. Auch Wielands persönliche Beziehungen zur Schweiz lockten ihn als Schweizer und Zürcher; er gab ungedruckte Briefe Wielands an Lavater, sowie das Kollegienheft heraus, das Wieland als Privatlehrer für einige junge Zürcher geschrieben, und erneuerte das Andenken seiner Winterthurer Freunde Martin und Regula Künzli. So hat er um die Denkmäler der beiden Weimarer Dichter, die unter den Klassikern unsere längsten und treuesten Gäste gewesen sind, eine ganze Reihe von freundlichen Bildnissen aufgehängt, in deren Zügen sich der Geist jener Zeit und jener Männer anmutig spiegelt. Vorübergehend zogen ihn auch der Schriftsteller und Sagenforscher J. R. Wyß der Jüngere oder die alten bernischen Bühnendichter oder von Aarau her Zschokke an; immer wieder aber kehrte er zu seinem eigensten Gebiete, der klassischen Litteratur des 18. Jahrhunderts zurück. Vor allen hat er seit 1876 dem großen Berner Vorfahren der klassischen Zeit, Haller, die Arbeit seiner besten Jahre gewidmet. Zwischen seinen Beiträgen zur Festschrift von 1877 und zum Miniatur-Almanach von 1878 und der Herausgabe der Reisetagebücher 1883 liegt die große Ausgabe von Hallers Gedichten 1882, die zugleich eine ganze Berner

und Schweizer Litteratur- und Kulturgeschichte des vorigen Jahrhunderts ist und wodurch er seinen Namen auf immer und unaufhörlich mit demjenigen des größten Berner Dichters verknüpft hat.

Die reiche Thätigkeit der Darstellers heimischer Litteraturgeschichte fand bei den Fachgenossen reiche Anerkennung und kam namentlich seinen Schülern zu gute, die er vor allem mit den großen Klassikern und mit den schweizerischen Vertretern der Litteratur vertraut zu machen suchte und in den Seminarübungen zu eigener Arbeit mit Erfolg anleitete. Nicht leicht freilich that ihm der Schüler genug, wie er selber sich nur schwer genug that und mit sich und seiner Umgebung selten zufrieden war. Er klagte oft über den Mangel an Teilnahme, dem er unter einer Bevölkerung mit vorherrschend materiellen Interessen und teilweise fremdsprachlicher Vorbildung begegne. Formlosigkeiten im Verkehr, die wir gern als Kehrseite unserer freiheitlichen Einrichtungen entschuldigen; litterarische Rücksichtslosigkeiten, die mehr aus jugendlichem Selbstgefühl als aus Mißachtung und Undankbarkeit entspringen mochten, verletzten ihn tief, und fast ebenso schwer empfand er es, wenn er einem andern Unrecht widerfahren sah. Dann konnte seine sonst wohlklingende Stimme in verhaltenem Unmut wie ferner Donner grollen und das graue Auge Blitze schießen. Dann sprach aus ihm jenes „hohe sittliche Pathos, das den Kenner des menschlichen Herzens unentwegt erfüllte", um seine eigenen von Haller gebrauchten Worte anzuführen, mit dem er aus demselben Grunde die tiefe Unzufriedenheit über die ihn umdrängenden Verhältnisse gemein hatte. Aber es war eben der Eifer für das Gute, für das Wohl der trotz allem innig geliebten Heimat, der ihn beherrschte, und so verletzte er selten tief und bleibend. Er konnte auch wieder unerwartet für Grundsätze eintreten, die nicht die seinigen waren, mit denen er aber das Ansehen der Hochschule oder des Staates verknüpft glaubte. Und wenn er einmal tüchtig gestritten und sich ereifert hatte, konnte er tags darauf mit gewinnendster Herzlichkeit den Gegner nach seinen persönlichen Angelegenheiten fragen oder über eine erfahrene Unbill zu trösten suchen, konnte er im Freundeskreise der guten Stunde sich freuen und im Gespräche mit einem trockenen Scherzwort den Streitgegenstand fröhlich wieder aufnehmen und gutmütig abthun.

So haben wir ihn gekannt: einen strengen ernsten Charakter, ein lauteres, gutes, liebevolles Gemüt. So sahen wir ihn vor uns, mit dem ernsten, früh gefurchten Antlitz, aber die Lippen umspielt von jenem oft bittern, aber nie ernstlich verletzenden Humor, der aus der überlegenen Betrachtung der Menschen und ihrer Bestrebungen erwächst. Und so sehen wir um sein Grab die Schatten versammelt der bevorzugten Geister, die einst hier bei uns gewandelt und den Größten ihrer Zeit nahe getreten sind und die er teilweise aus der Vergessenheit wieder auferweckt hat. Denn auch von der Arbeit des Historikers, des Litterarhistorikers gilt jenes

Wort, das der Größte dieser Größten eine jugendliche Verehrerin von der Thätigkeit des Dichters sagen läßt:

Gestaltlos schweben umher in Persephoneias
Reiche, massenweis', Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, gestaltet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu.

So schreiten hier dem Schatten des Vollendeten alle jene entgegen, die er uns neu geschenkt: das sinnige Gemüt Barbara Schultheß, „die schwesterlichste der Seelen", Regula Künzli, der feine und kritische Kopf Karl Ruckstuhl; sie alle aber machen ehrfurchtsvoll dem großen Berner Platz, der, ein Unbefriedigter wie er, hier gewandelt hat und jetzt dankend dem späten Nachfolger und Verehrer die Hand reicht.

Wir aber ziehen uns scheu vor solch edler Genossenschaft zurück und preisen auch nach einem oft getrübten Leben und Arbeiten den glücklich, den eine so erlesene Schar zur Gruft geleitet.

Bern. Ferdinand Vetter.

## Berichtigungen.

M. Prem bemerkt zu S. 606, daß der Cisterzienser P. Val. Laumbacher richtiger Lanvacher zu schreiben ist und daß der Schuster Franz Jordan 1821 in Omes bei Innsbruck gestorben ist.

In der Handschrift abgeschlossen am 2. Oktober, im Satz am 5. November 1897.

# Register.[1])

Von Franz Spina in Mährisch Neustadt.


Abbt Th. 183.
Abeken 150.
Abel M. 192.
Abraham a S. Clara 405. 661.
Ackermann (Schauspieler) 343. 345. 476.
Adamberger Antonie 168. 201. 367—377. 637.
Addison E: 73 f.
Adelung 612.
Aeneas Sylvius 154.
Agricola J. 154. 413.
Agrippa von Nettesheim 6. 287—301. 381.
Albers Fr. 412.
Alberus Erasmus 429.
Alciati A. 336.
Alexandersage 185.
Alexis W. 168. 565. 682.
Almanache 178. 182. E: 110. 113. 114. 119—126.
Alsfelder Passionsspiel 105.
Altona, niederl. Theateraufführung 789 ff.
Alxinger 682.
Ambrosius Johanna 181. 391.
Amerika (und deutsche Litteratur) 387 ff.
Amor und Tod 333 ff.
Anakreontiker (Hallenser) 339. 613. 652.
Andersen 818.
Angelus Silesius (Scheffler) 112—114. 561. 563.
Anhalt, Ludwig von E: 4. 8 f.
Anhalt-Bernburg. Christian I. E: 1. 2 ff.
Christian II. E: 3. 8.
Antichrist, Tegernseer 105.
Antixenion 317.
Anzengruber 147. 152. 185. 392. 404. 423. 431. 432. 622.
Apell J. W. 437—438.
Averger J. von 606.
Apollonius von Tyana 380.
Archenholz 525. 533.
Aristoteles 619.
Ariosto 193. 382.
Arlt 392.
Arndt 158. 159. 184. — E: 165.
Arneth R. von 370.
Arnim Achim von 100 f. 153. 154. 361. 366. 602. 610. 612. 682.
Arnim Bettina v. 180. 359 ff. 365. 366. 389. 420. 622. 667 ff.
Arnold G. 114.
Asselijn Th. 793 f.
Auerbach B. 152. 365. 435. 602. 679.
Aufklärung 637.
Ayrenhoff 182. 353.
Aurer J. 94.

Baader 81.
Bachenschwanz 154.
Bacon 149.
Badenfeld E: 179.
Baechtold J. 830.
Bayern. Ludwig I. E: 201.
Bandello 157.
Basedow 597. 634. — E: 122.
Batteux 350. 619.


[1]) Recensionen und Bibliographie sind diesmal in das Register einbezogen. — E = 3. Ergänzungsheft.

Bauernfeld 134. 151. 168. 182. 199. 433. — E: 218.
Baumbach R. 604.
Bechstein R. 152. 159.
Becker Nic. 199.
Becker W. 198.
Beethoven (Gespräche mit Kuffner) E: 169—180.
Behrendt Hofrath 812.
Behrisch Christian Georg Wolfgang 799.
Behrisch Ernst Wolfgang 590. 795—799.
Behrisch Heinrich Wolfgang 799.
Behrisch, fürstl. hess. Rat 799.
Beil T. 607.
Benda G. 351.
Benedikti Jan 608 f.
Benedix R. 643.
Benkowitz 534. 617.
Beowulf 695 ff.
Bernard K. 179. 374. — E: 172.
Bernhardi August 143. — E: 211 ff.
Bernhardi Sophie 133. — E: 211 f.
Bertuch 155. 359. 431. 635. 668. — E: 135. 144.
Bertuch Karl (der Sohn) 431.
Beza E: 2.
Birck Sixt 432. 436.
Birken S. von, Briefwechsel mit G. Neumark E: 12—55.
Bismarck O. von 596. 627. 633. 818.
Björkland 800.
Björnson B. E: 149.
Blumenorden, Pegnes. E: 13. 16. 18.
Boccaccio 341. 447. 680.
Bode 607.
Bockelsohn Jan 820.
Bodenstedt F. 602. 604.
Bodin Jean 7 ff. 9 ff.
Bodmer E: 63—100. 203 f.
Briefe 65 ff. Wielands Vater an Bodmer 86 ff.
Böhme J. 112.
Bök (Schauspieler) 477.
Boie 418. — E: 102. 104. 105. 109. 123. 141. 143. 146.
Bondelli Julie 578—586.
Briefe an Sophie La Roche 579 ff.
Bopp 68 612.
Borkenstein 194. 347
Börne L. 159. 165. 181. 631. 557. 561.
Borstel A. von E: 3. 5.
Böttiger K. A. 431. 433. 534.
Bouchet J. 449.
Bonneberg A. von 394.
Brachmann Luise 608. 688.
Branconi, Frau von E: 149.
Brandt Geraerd 825
Brant Seb. 154. 174. 192. 259. 759.
Braun von Braunthal 617.
Braunschweig. Anton Ulrich von 661.
Breitinger J. E: 89 f. 97 f.
Bremer Beiträger (Einfluß Priors) 339.
Brentano Antonie 429. 670.
Brentano Clemens 68. 153. 361. 363. 365. 366. 373 f. 397. 438. 602. 610. 622. 682. 684. — E: 164.
Brentano Sophie 420.
Brinckmann von 150.
Brinckmann John 151
Brion Friederike E: 189.
Bruder Rausch 756—772.
Brumann H. 774.
Brun Friederike E: 132.
Buchholtz A. H. (Horaz-Übersetzung) 160.
Buchow J. A. 546.
Büchner G., Briefe an Gutzkow E: 181 bis 193.
Buff Ch. 308.
Bülow H. von 643.
Bülow Joach. von 774.
Buno J. 399.
Bürger Auguste (Molly) geb. Leonhart E: 124. 131. 133 f.
Bürger Friederike (Enkelin) E: 146.
Bürger G. A. 194. 485—489. 600. 611. 652. 674. Briefe E: 101—148.
Burns 181. 829.
Byron 378. 596. 678. — E: 178.

Caetani-Lovatelli Ersilia 433. 625.
Calderon 60. 84. 753. 824. 826.
Calvinisten, Hohnlied auf die 102.
Campe Elise E: 129.
Campe Joach. H. 194. 422. 431. — E: 208.
Carlyle 148. 397. 426. 568 f.
Castelli J. F. 179. 655. — E: 174. 176 f. 180. 219.
Caylus 39.
Celakovsky 608 ff.
Celtis K. 625.
Ceron (Ceron) 348.
Cervantes 208. 544. 680. 702. 714 ff. 740 f. 826.
Chamisso A. von 83. 132—145. 166. 178. 199. 617. 677. 682.
Charcot 382.

Charron Pierre E: 29.
Chateaubriand 571.
Chaucer G. (Griseldis) 452.
Chettle 452.
Chezy Helmine von 359.
Chmelensky 611.
Christen Hansen 765.
Christophlegende 393.
Claudius M. 935.
Clauren (Einfluß auf Hauff) 804—812.
Collin M. von 134.
Comenius A. 398 f. 650. 653.
Conz 616.
Corneille 266. 385. 571. 792. 823. 824.
Cotta J. Fr. 430.
Couſin Victor 546.
Creuzer Friedrich 194. 358—367. 391. 421. 425.
Creuzer Leonh. 366.
Culmann Fr. J. 411.
Curtius 420. 422. 623.
Czepko D. von 113.
Czerni K. E: 170.

Dach S. 662.
Dalberg Freiherr von 353. 395. 421. 571 f.
D'Alembert 581.
Dante 154. 196. 208. 397. 616.
Dasypodius 411.
Daub 366.
Daudet 602.
Da Vinci 92.
Decker 134. 452.
Deiſinger Hans 18. 31.
Delph 172.
Delrio 291.
Denina 205.
Deſtouches 347 f.
Deutſchland. Ferdinand I. 430.
Joſeph II. 409. 414. 584.
Maximilian II. 431.
Dialektdichtungen 828 f.
Diderot 301—317. 396. 581. 607. — E: 97.
Dieſterweg 598.
Dietrichſtein Graf M. 663.
Dilbaum S. 177.
Dilher J. M. 648. — E: 18. 34 ff.
Dingelſtedt 432. 433. 602.
Dion Chryſoſtomus 40—48.
Dippel 128.
Dobrovsky 607 ff.
Dohna Abraham von 194.
Dohna Chriſtoph von E: 1 ff.
Dohna Hannibal von E: 4.
Döllinger 152.
Dörpfeld 598.
Drama. Vgl. Theater.
Altdeutſches 404.
Byzantiniſche Stoffe 434.
Jeſuitendrama 180.
Lateiniſches des 16. Jahrhunderts 154.
Niederländiſches 819—827. 687.
Spaniſches 819—827.
Dreyer 348
Droſte-Hülshoff A. von 199, 203. 404. (436). 561. 566. 604. 624.
Dubos 619.
Dumas 146.
Dürer A. 561.
Duſch 154. — E: 73.

Eberlin von Günzburg 429.
Ebert J. A. 411. 635.
Ebert K. E. 617.
Ebner-Eſchenbach Marie von 155.
Eckenlied 696.
Eckermann J. P. 150. 151. 427. 428. 568.
Eckhart Meiſter 562.
Edelmann 828.
Eggers Fr. 420.
Eichendorff 395. (430).
Eipeldauerbriefe 168. 410.
Ekhof (Schauſpieler) 155. 343 f. 351 f. 477.
Emerſon R. W. 624.
Emmert A. 605.
Engelhard Magdalena E: 111.
Engliſche Komödianten 134. 153.
Enk von der Burg 140. 168.
Epiktet (Einfluß auf Chamiſſo) 137 f.
Epistulae virorum obscurorum 774. 778.
Epos des 17. Jahrhunderts 193.
Erasmus von Rotterdam 290. 419. 780. 784.
Erichſon J. 178.
Erigena 645.
Eſchenburg 676.
Eulenſpiegel 763. 767. 770 f.
Euripides 571.
Eybenberg Marianne von 569.

Fabel, Aeſopiſche 190.
Faſtnachtſpiele 429.

Faust, 165. 395. 763. 738.
Dr. Johann Faust 153. 159. 164. 283. 379 f. 397. 660.
Volksbuch 286. 379. 429.
Volksschauspiel 153. 394.
Faustdichtungen 429. 436. 617. 665.
Feuchtersleben 604.
Fichte 155. 631. 655. 647. 828. — E: 212. 214.
Figueroa y Cordoba Diego und José 824.
Fielding (Einfluß auf die deutsche Litteratur) 183.
Finckelthaus G. 413. 548 f.
Firdusi 380.
Fischart 1—16. 155. 251—261. 394. 405. — E: 214
Fischer Chr. G. 828.
Fischer J. G. 421. 435. 604.
Fischer Kuno 383. 388.
Flavius Blondus 394.
Fleischer Tobias 262—272.
Fleming P. 413. 576. 661.
Foltz H. 192. 404.
Fontane Th. 146 f. 624.
Form, Innere 205—210, 445—447.
Fornenburg Jan Bapt. 821.
Forster G. 166. 624. — E: 129. 208.
Fouqué 68. 132 ff. 143 f. 159. 178. 538. 611. 614.
Franck Seb. 154.
Francke A. H. 648.
Franckenberg (Einfluß auf Scheffler) 112.
Frankfurter Gelehrte Anzeigen 283. 362. 557.
Frankl L. A. 323 f. 424. 428. 432. 678. 829.
Frauenlob 406.
Freiligrath 199. 402. 406. 432. 565. 624.
Fresenius A. 423.
Frey J. 660.
Freytag G. 91—98. 147. 152. 164. 184. 189. 199. 393. 395. 399. 403. 420. 426. 431. 432. 628. 653. 818.
Frischlin Jak. 394.
Fröreisen J. 661.
Fruchtbringende Gesellschaft E: 1—55.

Gagern Freiherr von 172. 596.
Gabillon L. 152.
Gärtner 677. — E: 68.
Garve 155. 689.
Gaßler 606.
Gebler 181.
Geibel E. 388. 393. 678. 684.
Gellert 155. 194. 635. 662. — E: 68.
Gemmingen 674. — E: 69. 73. 81. 206.
Genovefa 447. 822.
Gentz 178. 179. 627. — E: 177.
Gerle 182.
Gerson J. von 258.
Gerstenberg 154. 161. 400. 600 801 f.
Gervinus 563 f.
Geschichtschreibung, Humanistische, in Deutschland 818 f.
Geßner 652. — E: 71 ff. 89 ff. 99.
Gewey 168.
Gilhusius 399.
Gilm H. von 199. 434. 601. 678.
Gleim 151. 198. 340. 342 (Einfluß Priors). 429 (über „Hermann und Dorothea"). 674. 830. — E: 69. 85. 88 ff. 118. 121. 122. 127.
Gmelin Lotte 425.
Goeckingk 579. 581. — E: 127. 129.
Goethe.

Leben, Persönliches, Allgemeines.

161. 182. 185. 196. 282. 403. 408. 422. 423. 424. 427. 446. 602. 719. 817. 818.
Straßburg 158. 195
Heidelberg (Delph) 172.
Italien 195. 430. 663. 831.
Rom 188.
Böhmen 432. 663. (vgl. 611 ff.)
Eger 411.
Tod 397.
Rincks Urteil 634.
Bildnisse 665.
Handschriften 194. 397. — E: 102.

Briefe, Verkehr, Beziehungen, Äußerungen.

Über „innere Form" 206 (Recension des Wunderhorns); über Widersprüche in Kunstdichtungen 727 f. 747; über Diderot an Zelter 304; (Diderots Einfluß auf den „Wilhelm Meister" 301—317); 391; über die Günderode 361; über Sulzers Theorie der schönen Künste 557; über Adelheid im Götz 141; über die Farbenlehre an Wilbrand 631.

Goethe
Beziehungen zu: Behrisch 795 f.; Bettina 420. 622; Carlyle 148. 426; Fr. Creuzer 366; Eckermann 150. 427; Friederike 195. 663. — E: 189; Gagern 172; Gerstenberg 801 f.; J. und W. Grimm 156; Hackert 812; Jung-Stilling E: 158; Kant 162; Karl August 592; Napoleon 159. 568; M. Oppenheim 403; Schiebeler 801 f.; W. Scott 668; Tieck E: 214; J. H. Voß d. J. 150; Zachariae 801 f.
Beziehungen zur Politik 592; zur czechischen Romantik 610 ff.; zur Schweiz 831; zur Kunst der Renaissance 159. 433; zur Stenographie 161; zu Eisenach 170; zur Wartburgfeier 151.
Briefwechsel mit Antonie Brentano 429. 670; Brinckmann 150; Schadow 151; Schiller 830; Frau von Staël 437; Theaterbriefe E: 159. 194. 150.
Einfluß des Volksliedes auf Goethes Epik 196; Einfluß Herders 397; Dantes 196; Spinozas 279; Swedenborgs siehe Faust.
Lenau gegen Goethe 80. 82; W. Menzel E: 187.
Vgl. 150(Goethe-Jahrbuch). 154. 165. 666(Weimarer Ausgabe). 631. 663. 399. 524.

Gedichte.

Allgemein 195. 437.
„Anette", Liederbuch 794—804.
Alexis und Dora 57.
Der Tod, der ist ein grober Mann 166.
Diné zu Coblenz 274.
Divan (III, 19.) 61. 151.
Epistel an Gotter 274.
Ganymed 277.
Gott und die Bajadere 546.
Ilmenau 592.
Kleine Blumen, kleine Blätter 397. (vgl. 405).
König in Thule 590.
Mignonlied 652. (über Mignon vgl. 437. 558).
Mondlied 397.
Neugriech.-epirot. Heldenlieder 545—547.

Goethe.
Ode an Napoleon von Manzoni 618.
„Räthsel" 174.
Schwager Kronos 57 f.
Seefahrt 59.
Sonette 150. 153. 389.
Venetianische Epigramme 61.
Wanderers Sturmlied 56 f. 58.
Xenien 151. Anteil Goethes 397. Ein Antixenion 317 f.
Zueignung 156.
Ein Jugendgedicht 437.
Gedichte in der Musik 150. 662.

Epen.

Achilleis 60. 150.
Ewiger Jude 273. 274.
Hermann und Dorothea 58. 59. 150. 195. 395. 429 (Gleims Äußerung). 189. 653. — E: 177 (Beethovens Äußerung).
Reinecke Fuchs 150.

Dramen.

Clavigo 653.
Egmont 396 (Parallele aus Diderot). 505.
Elpenor 394 (Entstehung).
Epimenides Erwachen 395. 151.
Erwin und Elmire 151.
Faust. Untersuchungen: Älteste Gestalt 272—287 [vgl. 586 f.]. Fragment 489—508. Faust und Agrippa von Nettesheim 287—301.
„Heilige Poesie . . ." 391. Swedenborgs Einfluß 283 (vgl. 589). Herders Einfluß 282. (589). Knittelvers im Urfaust 274. 500. Euphorion 390. Carlyle über Faust 397. Prolog im Himmel 423. Vorspiel auf dem Theater 624. Faust-Dichtungen vor Goethe 159. 665 f. Einheitlichkeit 669. — Ferner: 156. 179. 183. 195. 254. 399. 618. 624. 636. 670.
Geschwister 611.
Götz 158 (Alliteration). 582.
Hanswursts Hochzeit 273. 283. 505.
Iphigenie 58 f. (Sprachgebrauch). 195. 669.
Jahrmarktsfest zu Plundersweilern 144.
Laune des Verliebten 800.
Mahomet 476.
Mitschuldigen 798.

Goethe.
Die Mystificierten 165.
Natürliche Tochter 430.
Pandora 58. 60.
Puppenspiel, Neueröffnetes 274.
Revolutionslustspiele 146.
Satyros 273.
Tasso 195. 407. 422.
Vorspiel vom September 1807 60.

Prosa.

Abendmahl von Leonardo 150.
Essai sur les fictions der Frau von Stael, Übersetzung 1796 196.
Italienische Reise 489.
Kunst und Altertum 545.
„Märchen" 432.
Megaprazon 151.
Propyläen 150.
Rameaus Neffe, Übersetzung 316.
Tagebücher und Briefe 431.
Wahlverwandtschaften 390. 421 (die Günderode als Urbild der Ottilie) 426.
Wahrheit und Dichtung 59. 796. 797 (über „Anette"). 141 (über Adelheid im Götz). vgl. 664 f. (Graf Thorane). — E: 176.
Werther 195. 308. [437]. 582. 588.
Wilhelm Meister 195. 403 (Schöne Seele vgl. 162). 613. — E: 176. Über Diderots Einfluß siehe Diderot; über Mignon siehe Mignonlied.

Sprache, Metrisches.

Gebrauch der Participien 55 ff.
Komischer Gebrauch des Alexandriners im „Jahrmarktsfest" 144.
Alliteration im Götz 158.
Prosa 183.
Stil und Sprache im Alter 159.
Reim 208.
Knittelvers bis 1775 273 f. im Urfaust 274. 500.
Wort- und Sprachgebrauch 397. 437. 591 (Junger Goethe). 702. vgl. 237. 814.
Fünffüßiger Jambus 665.
Goethe August von 150.
Goethe Cornelia 622. 795 f. 798.
Goethe Elisabeth 161.
Goethe Ottilie von 195.
Goldammer 420.
Goldoni 607.
Gomez Frau von 542. 544.
Gongorismus 619.
Görres 199. 366. 429. 614. 682.
Gossembrot Siegism. 818.
Gotter 274. 348. 351. 481 (Merope).
Gottfried von Straßburg 561.
Göttinger Bund 613. 652.
Gottsched 154. 161. 343 ff. 349 f. 499. 575. 619. 675. 688. 822. — E: 66. 94.
Gottschedin Louise A. V. 347. 348. 659.
Götz J. N. 340. — E: 90 f.
Gozzi 348.
Grabbe 617. — E: 187.
Graff Jörg, Landsknechtsdichter 457 472.
Graff Jerg (Meistersinger) 459.
Gramsbergen 823.
Gregorovius 433. 618. 625.
Gresemund Th. 777.
Grey Zach. 600.
Gries 607. 618.
Grillparzer 145. 154. 182. 199. 358. 399. 403. 404. 423. 424. 426. 433. 434. 450. 534 f. 562. 607. 617. 621. 644. — E: 175. Brief an J. Lorenz E: 217 ff.
Grimm Brüder 94. 96. 153. 394. 395. 430. 612. 615. 622 623. 655. 659 688.
Grimm Fr. M. von 303 f. 316.
Grimm Jakob 425. 426. 610. 612 768
Grimm Wilhelm 203.
Grisseldissage, Dramat Bearb 147 457
Grohmann J. Chr. 558.
Groth Kl. 146. 426.
Grün Anast. 66. 68. 151. 174. 421. 424. 428. 432. 433. 678.
Gryphius A. 159. 348. 434. 826.
Gudrun 697 ff.
Guevara 822.
Günderode Karol. von 199. 358—367 (361 Goethe). 391. 421. 425. 622.
Günther J. Chr. 412. 485–489
Günzburg siehe Eberlin.
Gutermann Sophie siehe La Roche.
Gutzkow 83. 155. 564. 566. Briefe an Georg Büchner und dessen Braut E: 181—193.

Hackert Georg 812.
Hackert Philipp 669. 812 f.
Hackwood 828.
Hafner 140. 168.

Hagedorn 339. 342. 675. — E: 83.
Halbe M. 181.
Hallenser, siehe Anakreontiker.
Haller A. 409. 410. 831 f. — E: 73. 77. 206.
Halm 433. 437. 447. 453 f. 455. 678.
Hamann E: 161.
Hamburg, Niederländische Schauspiele in 822 f.
Hammer-Purgstall 174. 433. 614.
Hamerling 421. 423. 678.
Händel E: 175.
Hanka 607 ff.
Happel 193.
Hardenberg E: 214.
Harsdörffer 399. — E: 12 ff. 30. 35. 39.
Hart J. 146.
Hartlaub W. E: 165.
Hartlieb J. 185.
Haschka 616.
Hästerin Clara 405.
Hauff W. 319 ff. 804 ff.
Haugwitz 826.
Haupt M. 96.
Hauptmann G. 145. 181. 391. 679.
Harthausen W. von 547.
Haydn 616. 643. — E: 170 f. 176.
Hebbel 154. 185. 210. 388. 393. 396. 424. 427. 445. 565. 605. 643. 678. 679.
Hebel J. P. 411. 655. 828.
Hedrich 182.
Hegel 78. 85. 155. 564. 641. 646. — E: 166.
Heidegger J. C. E: 90.
Heine 79. 83. 156. 159. 165. 181. 397. 398. 420. 432. 486. 488. 558. 561. 565. 678. 679.
Heinse 688. — E: 127.
Hendel-Schütz, Frau 153. 369.
Hengstenberg 79.
Hennoch Fritz 369.
Hensel (Schauspielerin) 477.
Herbert 424. 598. 648 f.
Herder J. G. 55. 56. 154. 166. 183. 194. 196 (als Ästhetiker). 340. 383. 394 (Hans Sachsisches Motiv). 396 (Quelle für Rückert). 397 (Einfluß auf Goethe). 411 (Briefe). 442. 446. 483. 600. 608. 610 ff. (Einfluß auf die czechische Romantik). 618. 634. 653. 670 und Kant). 672. 689 (Beziehungen zu Willamov). 720. — E: 148. 161 (Jean Paul über Herder und Hamann). 162. 214.
Cid als Vorbild von Romanzen- und Balladen-Cyklen 68. 74; Einfluß auf den „Faust" 282. 587.
Herder Karoline E: 158.
Hermes 436.
Herz Henriette 396. — E: 160.
Herz Markus E: 215.
Herzlieb Minna 389.
Herwegh 200. 426. 427. 432. 565. — E: 195.
Herwegh Emma 432.
Heß Caspar (Bodmers Freund) E: 66 ff. 82. 89 ff.
Hessus Eobanus 192.
Hesekiel 420.
Hettner R. 564.
Heulen van 822.
Hexenlitteratur 2 ff. 251 ff.
Heyne E: 101. 123.
Heyse 420. 602. 624.
Hildebrandt R. 395. 423. 570.
Hippel 430. 431.
Hirschfeld 181.
Hirzel (an Bodmer) E: 72.
Hirzel Heinrich 830.
Hirzel Ludwig, Nekrolog 830—833.
Hirzel Salomon 830 f.
Hitzig 136.
Hobbes 828.
Hoeven van der 822.
Hoffmann von Fallersleben 200.
Hoffmann E. Th. A. 155. 185. 568. 679. 684. 805. 809.
Hofmannsthal Hugo von 688.
Hofmannswaldau 194. 337.
Hohberg 193. 347.
Holberg 347. 348. 607.
Hölderlin 196. 378. 616. 670. 671.
Holtei 393. 607. 617. 682. 829.
Home 600.
Homer 157. 380. 575.
Honoré d'Urfé E: 3 f. 5.
Horaz Übersetzung 160.
Hormayr 394. 608.
Horn Uffo 84. 86. 182.
Hößli 607.
Houghthon (Griseldis) 452.
Hroswitha 92.
Huber E: 65.
Huber K. 394. 431.
Huber Therese 437.
Hübner T. E: 4. 5. 7.

Hufeland E: 215.
Hugo Victor E: 184. 187.
Humanismus 176 392. 407. Siehe Geschichtschreibung.
Humboldt A. von 196 (Jugendbriefe). 667. 669.
Humboldt Karoline von 196. 669.
Humboldt W. von 182. 188. 196. 205 599. 612. 615. 633.
Hunold Chr. von 337.
Hutten U. von 774.
Huttich Joh. 772—789.

Ibsen 145. 183.
Iffland 352. 353. 436. 534. 607. 642.
Imhoff Amalia von 159. 435.
Immermann 200. 201. 203. 208. 420. 425. 426. 427 428 430 432. 435. 445. 624. 679.
Insel Felsenburg 394.
Iphigenienſage 152

Jacobi J. G. 154. 668.
Jacobi Fr. H. 161 E: 161. 210
Jaeglé Wilhelmine E: 190 ff
Jambus, Fünffüßiger 473—483. 665.
Jahn 406. 612.
Jean Paul, ſiehe Richter.
Jeanne d'Arc 257. 258. 622.
Jeruſalem 674.
Jobin B. 9.
Jöcher 154.
Johannes Rhenanus 475.
Jordan Fr. 606. 833.
Jordan W. 388.
Jung-Stilling E: 148 ff.

Kahlenberger 151. 152.
Kaiſerchronik 418
Kalb Charlotte von 688.
Kant 161. 162. 183. 202. 203. 209. 400. 409. 410. 561. 612. 645. 670. — E: 214.
Kantzow Th. 149.
Karlsſchule 148
Kaſſeler Dichter 134.
Käſtner A. G. 202. — E: 120. 126. 127.
Kaufmann Angelika 418.
Keats John 196.
Keil R. 151.
Kekulé Auguſt 393.
Keller Gottfr. 185. 405. 426. 427. 429. 439. 557. 596. 602. 622. 624. 628. 679.
Kempe M. E: 45. 50 f.
Kératry 542.
Kerner J. 139. 203. — E: 165.
Keſtner 607.
Kieſewetter R. G. E: 173. 176.
Kinkel G. 189. 604. 680.
Kinkel Johanna 604.
Kirchberger S. 579.
Klamer-Schmidt 405. — E: 127.
Kleiſt Chr. Ew von 350. 675. — E: 88.
Kleiſt H. von 61—66. 395. 420. 437. 537—545. 619. 621. 688. 691. 702. 718—756.
Kleiſt Ulrike von 538. 543.
Klesheim 434.
Klettenberg Suſanna von 162. 403.
Klingemann 617.
Klinger 196. 607. 631. 671.
Klopſtock 60. 154. 155. 161. 171. 183. 350. 410 (Tſcharner). 562. 610. 613 (Einfluß auf die czechiſche Romantik). 635 (Rinck über Klopſtock). 652. 680. 684 (Kleiſt). — E: 67. 68. 69. 74. 75. 76. 78. 89. 91. 92.
Klotz 155. 677.
Knak G. 181.
Knigge 430.
Knoblauch 828.
Kobell 655. 829.
Koch J. M. 86.
Koch (Schauſpieler) 476.
Kollar Jan 608 ff.
Kolping Adolf 201.
Komarek J. N. 617.
Kongehl M. 272.
Körner Gottfr. 198. 207. 367. 413. 431. 534. 535. 673.
Körner Theodor 168. 173. 201. 367—377. 413. 433. 486. 653. — E: 195.
Koßpoth E: 21.
Kotzebue 151. 371. 405. 557. 607. 608 — E: 213.
Kriegslieder, Tiroler 605.
Krug W. 545
Krüger (Schauſpieler) 346.
Krüger Anna 369. 372 (Körner).
Krummacher 652.
Kuffner (Geſpräche mit Beethoven) E: 169—180.
Kugler Franz 420.
Künzli M. 831. — E: 70 f. 80 f 91. 93.
Künzli Regula 165 (Verhältniß zu Wieland). 831. 833.
Kürnberger F. 147. 684.

Lachmann 395.
L'Affichard 347.
Lafontaine 341.
Lagarde P. 184.
La Harpe 571.
Laistner L. 151. 176. (201).
Lang C. H. von 168.
Lange (Recension von Lenaus Savonarola) 85.
Langendijk P. 823.
Lanzelot 701.
La Roche Sophie von 359. 577 586. 439. — E: 72. 79. 88. Briefe von Julie von Bondelli 579—586.
La Roche 581.
Lasalle F. 427. 432.
Lasso Orlando 627.
Laube Heinr. 188. 565
Laukhardt 828
Laumbacher oder Lampacher 606. 833.
Lavater 151. 162. 403. 409. 552. 584. 634. 670. 671. 830. 831. Brief an Jung-Stilling E: 148—153.
Leibnitz 183. 197. 269. 403 434 646. 780.
Leisewitz (Quellen des „Julius von Tarent") 49 ff.
Leitner 151.
Le Maistre 571.
Lenau N. 66—91. 201. 323—333. 425. 427. 622. 630. 678. — E: 216.
Lenz M. R. 155. 419. 424. 624. 663 — E: 189.
Leo H. 565
Leonhart, siehe Bürger.
Lessing G. E. 154 (Dante). 155. 161. 183. 189. 197. 346. 348. 350. 383. 394. 411. 423. 428. 429. 562. 566. 607. 619. 652. 665 (Jambus). 673. (Schiller). 680. — E: 219. 220. Brief an Lichtenberg E: 207—209. Anmerkungen zu den Fabeln 159. Hamburger Dramaturgie 189. 397. Laokoon 38—48 156. 185. 425. Litteraturbriefe 185. Minna von Barnhelm 197. 426. 436. Miß Sara Sampson 347. Nathan der Weise 477. 478. 481. 482. 672.
Lessing Eva 402.
Leuchsenring 581. 582. 583.
Leuthold H. 684.
Lewald Fanny 622.
Lichtenberg E: 101. 107. 110. 116 ff. 120. 132. 134. Lessing an Lichtenberg E: 207—209.
Lichtwer 483.
Liliencron Detlev von 393. 422.
Lind Jenny E: 197.
Lindener M. 413.
Lindner Ernst 829.
Lindner Fr. L. 201.
Lingg H. 180. 604.
Lipka Franz 392.
Liscow 183. 185.
Litteraturgeschichte, Zur Methode der 718 ff.
Livius 61—65.
Lobwasser A. E: 5.
Logau 558 f.
Lope de Vega 447. 450.
Lorichius von Hadamar (Job) 660.
Lorm H. 487.
Loti 602.
Löwe Karl 426.
Löwen J. Fr. 476 ff.
Löwenthal Max von 68.
Lucian 341.
Luden H. 608.
Ludwig Otto 596. 602. 605. 621. 622. 682.
Luther 162. 164. 165. 166. 172. 292. 392. 400. 401. 403. 413. 420. 562. 564. 628. 637 f. 640. 641. 659.
Lutterotti 201. 601.
Lyrik, Italienische 618.

Macropedius 660.
Mackenthun Friederike E: 152 ff
Malleolis (Hemerlin) 258.
Manlius Joh. 291.
Manso 89.
Manuel Niclas 93.
Marinismus 619.
Marivaux 348.
Markgraff 88.
Marlowe 153. 291.
Marmontel 435.
Marmier 542.
Martensen 88.
Massinger 456 f.
Mathesius 192. 661.
Matthaei 151.
Matthison 378. 652.
Maurer J. 201.
Mayer Karl 486. — E: 166.
Meier G. F. E: 63. 68. 92.

Meiners 635.
Meißner Alfred 182.
Meißner A. G. 406. 607.
Meisterlin Ziegismund 818.
Meistersang. Stellung in der Litteratur 17. Theateraufführungen 21 ff. 108. Meistersang zu Mainz und Nürnberg 406. Handschriften: Erlanger 18. 30 f.; Berlin, Nürnberg 32; Dresden 34. 107; in Ungarn 108 ff. vgl. 407; Verwendung unbetonter Silben im Reime 107; siehe Jörg Graff.
Melanchthon Ph. 165. 638. 640. 649. 650.
Melusine 155. 447.
Mencke 154.
Mendelssohn 154 (Dante). 160. 185 (Litteraturbriefe). 197. 483. 635.
Mengus H. 258.
Menzel W. 83 f. 804 f. — E: 185. 187. 188.
Merck J. H. 197.
Meßner J. 685.
Metastasio E: 203.
Metfessel 420.
Metrik, Englische 600. 658. 665.
Meyer Conr. Ferd. 180. 432. 602. 604. 680. 685.
Meyer Ernst 167.
Meyer Fr. V. W. E: 120. 125. 129. 140. 141.
Meyer Heinrich 667 f.
Meyer von Knonau 429. — E: 71.
Meyerbeer 624.
Michaelis J. B. E: 122.
Michelangelo 72. 182.
Mickiewicz 196. 545.
Miller 674.
Milton 596. — E: 175.
Minucci 291.
Minoch Maria 151.
Molière 262. 310. 317. 347 f. 792. 824.
Molitoris 257.
Möller 197.
Monsee-Wiener Liederhandschrift 393.
Monolog, Dramatischer 619.
Montfleury 824.
Moore Th. 347. 546. 607. — E: 178.
Mörike E. 151. 203. 378. 393. 420. — E: 165.
Moritz K. Ph. 182. 352.
Morris 388.
Moscherosch 160. 436. 648. — E: 33.
Mosenthal 607.
Moser G. von 181.
Moser J. B. 168.
Möser J. 197. 425. 551.
Motherby 622.
Mozart 163. 188.
Müllenhoff K. 429.
Müller Adam 688.
Müller Johannes von 607.
Müller Joh. Georg 672.
Müller Maler 607 (Faust). 702.
Müller Wilhelm (291). 546 f.
Mundt Th. 682. — E: 188. 191.
Münster Seb. 185.
Murner Th. 153. 193. 258. 390. 394. 429. 763.
Musaeus 155.
Musenalmanache, siehe Almanache.
Musset 677.

Naumann 349.
Neander 137.
Nees Lisette 561.
Neitroy 168.
Nettesheim, siehe Agrippa.
Neuberin 343. 672. 825.
Neuffer 616.
Neukirch B. 436.
Neumark G., Briefwechsel mit Birken E: 12—55.
Nibelungenlied 17. 388. 695 ff.
Nicolai Fr. 160. 318. 349 f. 424. 436. 557. 558. 635.
Niebuhr 612.
Nietzsche Fr. 183. 424. 427. 646.
Nigrinus 153.
Novalis 155. 430. 486. 611.

Oberlin E: 192.
Ogier W. 793.
Ohlenschläger 178.
Österreich. Maximilian Erzherzog von 617.
Oken L. 608.
Olearius 413.
Olinger 687.
Opitz M. 395. 652. 661. — E: 3. 4. 5. 7 f.
Oser 797.
Oser Friederike 800 f.
Ossian 610. 613. — E: 109.
Österreicher Ambrosius 208.
Österreichische Volkshymne 616.

Osterspiel, Redentiner 562.
Ovid 380. 802 (Goethe).

Palacký Fr. 608 ff.
Paracelsus Theophr. 292. 409.
Parcival 395.
Passionsspiele 601. 617.
Patzke J. S. 350.
Perinet 168.
Perthaler 617.
Pestalozzi 157. 158. 424. 426. 598. 647 f. — E: 66.
Petrarca 449. 452. 611.
Peutinger 777. 780 f.
Pfeffel 409. 433. — E: 120.
Philhellenismus 152. 164. 426. 546. 650.
Pickelhäring 827.
Pichler A. 398. 601. 602.
Piderit 340.
Pindar E: 98 (Wieland).
Pirkheimer 641. 778.
Pitaval 542. 544. 566.
Platen 182. 420. 423. 424. 425. 428. 430. 431. 432. 437. 561. 607. 624. 685.
Platter 628.
Plato E: 98 (Wieland).
Pleningen T. von 660.
Pogell 208.
Pontoppidan 767.
Ponzinibius J. F. von 259.
Postel Chr. H. 193.
Pouqueville 546.
Prechtler 182. 418.
Pretiosismus 619.
Preußen. Friedrich der Große 166. 344. 404. 421. 555. 564.
Friedrich Wilhelm IV. 565. 566.
Primisser 606.
Prior M. 338 ff. (Einfluß auf die deutsche Litteratur)
Prutz R. 87.
Pufendorf S. 628.
Puschmann A. (Meistersinger) 107. 413.
Pustkuchen 566.
Putlitz 818.
Pyrker 601.

Quinault Ph. 822.
Quistorp Charlotte 421.

Raabe W. 395. 685.
Rabelais 394.
Racine 571.
Rahel, siehe Varnhagen.
Raimund F. 161. 644. 678.
Ramler 483 f. 488. 635.
Rank Jos. 175. 201. 417. 425. 427 f. 431—434.
Ranke 420. 422. 626.
Raphael 564.
Ratschky 182. 335. 601.
Ratzeburger Blätter 173.
Rauch 564.
Raupach K. E. 652.
Recke Elise von E: 127.
Redwitz O. von 430. Briefe an G. Schwab E: 193 ff.
Regnard 347. 348. 607.
Rehbinder N. 685.
Reichard 352.
Reichel 350.
Reimarus Elise 161.
Reimarus Samuel 177.
Reinbeck G. 319 ff.
Reinhold K. L. E: 210.
Rettenbacher S. 197.
Reuchlin 166. 778. 788.
Reuter Fr. 145. 152. 428. 655. 688. 829.
Rhagius J. 773 f.
Rhenanus Joh. 475.
Riccoboni 607.
Richardson 154. 577.
Richet 382.
Richter Jean Paul 184. 562. 599. — E: 214. Briefe E: 158 ff.
Riehl 685.
Riese (Goethes Freund) 795.
Riemer 547.
Rietschel 564.
Rinckart 413.
Rist E: 33. 46. 48.
Rittershaus 146. 604.
Rizzi 685.
Robert Friedr. 432.
Robert Ludwig 207.
Robinson 394. 753.
Rochlitz 431.
Rolandslied 562.
Roman, Deutscher des 19. Jahrhunderts 607.
Roman d'Eneas 705.
Romantik 133(Ironie). 183. 389(Sonett). 446(Innere Form). 562. 607 ff. (Deutsche Einflüsse auf die czechische Romantik). 680 f.

Ronsard E: 2.
Roquette S. 164. 393. 420. 422. 424. 426. 431. 604. 685.
Rosegger P. K. 423. 602. 624.
Rosenblut 405.
Rossini (Tell) 385.
Rotteck 628.
Rousseau 183. 277. 292. 544. 577. 579 ff. — E: 148. 178.
Rückert Fr. 155. 158. 185. 201. 395. 396. 398. 421. 653. 685. 686.
Ruckstuhl K. 831. 833.
Rumdorp Jak. von 822.
Russel Chr. E: 14. 29 ff.

Saar F. von 602.
Sachs Hans 107—112. 134 f. 154. 156. 159. 192. 193. 210—251. 392. 394. 395. 398. 407. 429. 439. 440. 450. 589.
Sachs Hans der Jüngere 110.
Sachsen. Karl August von 194. 195. 591 ff. 634. 667. 668. 669. Sophie von 441 f.
Saint-Foix 348.
Saphir 410.
Saurin 607.
Savigny 361. 364. 366.
Scaliger E: 2. 65.
Scarron 302. 823.
Scott W. 319. 437. 568. 611.
Schack 607.
Schaden A. von 168.
Schadow 151.
Schauspiel, Schauspieler 343 ff. 351 ff. 619.
Schede P. M. 660.
Schefer L. 622.
Scheffel J. V. von 430. 489. 653.
Scheffler, siehe Angelus Silesius.
Schelling 209. 668. — E: 213.
Schenk E. 435.
Scherenberg 604.
Scherer W. 272 ff. 561. 563 f. 588. (vgl. 277 f.) 604. 623. 683. 721. 816.
Scherr J. E: 198.
Schiebeler D. 801 f.
Schiller Friedrich 114 ff. 166. 183. 196. 197. 198. 207. 316. 338 ff. 384. 396. 411. 419. 431. 435. 442. 553 ff. 571 f. 610 f. 619. 621. 622. 652. 653. 662. 664. 665. 670. 673. 680 f. — E: 126. Brief an Ph. Ch. Reinhard E: 215.

Gedichte.

Die Bürgschaft 673.
Eleus. Fest 395 (Biblische Beziehungen).
Erwartung 689.
Geheimnis 689.
Glocke 160. 185. 198. 653. 684 (Übersetzung von Deschamps).
Das Glück 688.
Götter Griechenlands 534.
Herzogin Wanda (geplante Ballade) 522 f.
Kampf mit dem Drachen 65.
Kraniche des Ibykus 165.
„Laura" 197.
Räthsel 154.
Teilung der Erde 370.
Xenien 317 f.
Gedichte in der Musik 164.

Prosa.

Anthologie für 1782 98.
Abfall der vereinigten Niederlande (letztes Schreiben Egmonds) 337.
Recension der Bürgerschen Gedichte 488.
Spaziergang unter den Linden 529.
Spiel des Schicksals 681.
Verbrecher aus verlorener Ehre 681.
Thalia E: 209.

Dramen.

Cabale und Liebe 198. 384.
Braut von Messina 189. 386. 426 (Problem der Vererbung). 653.
Demetrius 386. 508—537.
Don Carlos 384. 588.
Fiesko 183. 384.
Jungfrau von Orleans 155. 156. 198. 385. 395. 536.
Kinder des Hauses 386.
Malthesер 386.
Maria Stuart 385. 653.
Phädra 571.
Räuber 383 f. 431 (erste Aufführung).
Student von Nassau 197.
Wallenstein 65. 189. 384. 385. 395. 404. 653.
Warbeck 386. 534.
Wilhelm Tell 160. 386. 395. 404. 509. 517. 534.
Jugenddramen (Motiv des Gegensatzes) 673.
Dramen in Frankreich 399.

Schillers Mutter 198.
Schiller Charlotte 198. 529. 622. 669.
Schiller Christophine 198.
Schink J. F. 617. — E: 219.
Schinz E: 68 ff.
Schirmer David 548.
Schlegel A. W. 61. 68. 83. 100. 133. 137. 144. 161. 182. 436. 561. 575. 599. 608 ff. 618. 652. 681 f. — E: 125. 129. 210. 213.
Schlegel Fr. 143. 207. 407. 424. 436. 609 f. 625. 668. 684. 686. — E: 213. Brief von Jean Paul E: 161.
Schlegel Karoline 161. — E: 213 f.
Schlegel Joh. El. 347 f. 429. 619.
Schlegel J. Heinr. 430.
Schleiermacher 161. 162. 446. 631. 646. — E: 183. 213.
Schlippenbach 422.
Schlosser J. G. 151.
Schlögl Fr. 432.
Schlözer E: 122.
Schlüter A. 422.
Schmidt Christ. H. 476.
Schmidt Julian 147. 420. 563.
Schnaderhüpfel 181.
Schoch J. G. 548.
Schönaich H. 153. 349. 350. — E: 69. 84.
Schöne C. 617.
Schönemann J. Fr. 343 ff. 425.
Schönemann Vth 667.
Schönkopf Käthchen 795. 798.
Schopenhauer 152. 183. 393. 429. 486. 645 f.
Schottel 399. — E: 32. 42. 46.
Schreiber A. W. 557. 617.
Schreyvogel 168. 182. — E: 218.
Schröder 343.
Schubart 198. — E: 125 f.
Schubart der Jüngere E: 125 f.
Schubert Fr. 404. 643 f.
Schultheß E: 65. 71 ff. 80. 89.
Schultheß Barbara 831 f.
Schulz W. 187.
Schulze E. 367. 432. 611. 613. 614. E: 134.
Schumacher Andr. 182.
Schumann Klara 425. 432. 433.
Schumann Rob. 421. 424. 433. 643.
Schumann Val. 413.
Schuppius B. 267. 648.
Schurz K. 68. — E: 216.
Schutz W. 178
Schwab G. 68. 83. 421. 427. 805. Briefe von Redwitz E: 193 ff. Brief von Karl Schurz E: 216.
Schwab Sophie 425. 427.
Schwäbische Schule 608.
Schwarz 366.
Schwieger J. 661.
Schwind M. 151. 152. 432.
Sealsfield-Postel 426. 686.
Seidel Ph. Fr. 397.
Seidl J. G. 617. — E: 219.
Senn 434.
Seume 202. 425.
Seufried J. von 179.
Seyler 155.
Shelley 427.
Shakespeare 133. 196. 199. 207. 208 397. 442. 446. 535. 574 f. 599. 611. 727. 752. — E: 84. 125. 203. 205. 214.
Simrock 134. 135. 435.
Soden 617.
Sonntag H. 643.
Sonnenberg 423.
Sonett 389.
Sonnenthal 188. 393. 607.
Spangenberg Joh. 399.
Spangenberg Wolfh. 661.
Spalding 160. — E: 122.
Spatfier Antony 822 f.
Spee 561.
Spener 421.
Spengler 641.
Spielhagen 489. 728.
Spieß H. 830.
Spina Barthol. de 259.
Spindler 168. 425.
Spinoza 183. 197. 209. 279.
Sprengel E: 108.
Staatsunterredung, Poetische E: 55.
Stael, Frau von 196. 437. 534. 668
Staegemann 159.
Stäudlin 98. 431. 616.
Steffens 178.
Stein Frau von 159. 394.
Stein F. von 159.
Steinbrüchel (Pindar) E: 99.
Steindorfer M. 156.
Stelzhamer 686. 828 f.
Sterne 437.
Sternberg Graf K. 663.
Stichreim und Dreireim siehe H. Sachs.
Stieglitz Charlotte 180. 622. — E: 191.
Stieglitz Heinrich 622.

Stieler Kaspar 549. 661. 662. — E: 53.
Stieler Karl 655.
Stier G. 176.
Stifel 390.
Stifter A. 168. 425. — E: 218.
Stirner 183.
Stolberg Fr. L. 611. 816. — E: 132.
Storm Th. 145. 323. 420. 688.
Strachwitz Graf M. 420. 604.
Strauß J. D. 78. 79. 83. 393. 421. 424. 566.
Sturm Jul. 164. 202. 434. 604.
Sturm und Drang 183. 562. 617.
Sturz H. P. 205.
Sudermann D. 399.
Sudermann H. 181. 602.
Sulzer 557. — E: 67 ff.
Sumarokow 510. 514 f. 516.
Sutor 397.
Swedenborg 283 (Faust). 381. 589.
Sybel 420.

Taſſo 382. 422. 678.
Tauler 112 f.
Taylor W. von Norwich 607.
Tellſage 548.
Tennemann 828.
Tennyſon 489.
Terſteegen G. 114. — E: 155.
Tesdorpf 151.
Teutleben Kaſp. von E: 4 ff. 50.
Thalia, Neue (Wien) 178.
Theater 343 f. 424. 431. 476. 483. 619. 642 ff. 819 f.
Altona (niederländiſch) 789 f.
Berlin (Anfänge) 169.
Dresden 170.
Dorſten (Franziskaner) 175.
Eſſen 412.
Frankfurter Theaterzettel 171.
Gotha (Hoftheater) 351 f.
Stralſund (geiſtliches Schauſpiel) 406.
Tiroler Bauerntheater 602.
Wien 352. 428. 432.
vgl. Drama, Meiſterſänger, Schauſpiel.
Theophraſtus Paracelſus 381.
Tholuck 84.
Thomaſius 828.
Thorane Graf 665.
Thullner Ernſt 829.
Thümmel 676.
Tieck L. 83. 132 ff. 139. 143. 149. 150. 154. 207. 319. 390. 544. 562. 680 ff. 724. — E: 214. Brief E: 211 ff.
Tiedge 159. 198.
Tiſchbein 413.
Toland 828.
Tornay 604.
Trapp E: 182.
Treitſchke H. 594 ff. 152. 164. 166. 393. 420 ff. 408. 425 ff. 622 ff. 814.
Treitſchke Friedrich E: 170.
Triller 154. 349. — E: 65.
Tſcharner 410.
Tſchirnhauſen 828.
Twardowski (polniſcher Fauſt) 382.

Uhland L. 68. 134. 139. 153. 161. 395. 485. 653. 687. 688. 689. Briefe E: 163 ff.
Uhlich 343 ff.
Ullmann 84.
Unterrichter 606.
Ufteri 198. 419.
Uz 198. 340. 394. 395. 488. — E: 206.

Vacano 607.
Varnhagen von Enſe Auguſt 137. 142. 176. 178. 196. 421. 432. 568.
Varnhagen Rahel 180. 196.
Veit Dorothea E: 213.
Veit Moriz 622.
Veldeke Heinrich von 703 f.
Velten J. 827.
Vergil 380.
Vilmar 563.
Vintler 601.
Viſcher Fr. Th. 202. — E: 166. 168.
Vogt K. 428. 617.
Volksbücher 133.
Volkskunde 655 f.
Volkslied 654 f.
Voltaire 304. 371. 476 ff. 511. 569. 571. 578. 629. 800 f. — E: 73. 205.
Volz E: 72 f.
Vondel J. van den 822 ff.
Voß J. H. 150. 389. 575. 618. 682. — E: 175 ff.
Voß der Jüngere 150. 670.
Vulpius Chriſtiane 150. 666 ff.

Wäckerle H. 424.
Wachler 612.
Wachter 828.
Wackenroder 370.
Wagner Rich. 146. 185. 188. 338. 399. 423. 427. 431. 562. 563. 566. 605. 643 f.

Waiblinger 378 f.
Waldis Burkard 412.
Walch Chr. W. E: 208.
Wallpach A. von 601.
Walther von Rheinau 601.
Walther von der Vogelweide 600.
Waser E: 67.
Watt Benedict von 16—38.
Wawruch A. E: 180.
Weber W. 202. 688.
Weber Rudolf 829.
Wedde J. 202.
Wegekörter von 1592 152.
Weidmann Paul 617.
Weier Jak. 6. 626.
Weigel Valent. 112.
Weill A. 687.
Weiße Chr. 167. 409. 826.
Weiße Chr. F. 155. 348. 476. 607. 634. — E: 102.
Weißenbach 601.
Werder Diederich von dem E: 4 ff.
Werder K. 622.
Werner Karl Konr. 687.
Werner Zacharias 182. 667 f. 687.
Wernicke 350.
Wesley 387.
Wetzel J. 423. 661.
Wickede 164.
Wickram Jörg 132.
Widersprüche in Kunstdichtungen 691 f. 718 f.
Widmann (Faust) 283. 286. 382.
Wieland 155. 161. 165. 183. 190. 199. 394. 404. 411. 422. 429. 562. 577 f. 581. 584. 600. 613. 625. 631. 635. 582. 689. — E: 63—101. Brief an Sulzer 203 ff.
Wienbarg 687. — E: 186 ff.
Wilbrandt 396.
Wildenbruch 146. 181. 391. 726.
Wilhelm von Köln 561.
Wilken 366.
Willamov J. G. 483 f. 689.
Wille Fr. 393.
Wimpheling 154. 257.
Winckel Therese aus dem 622.
Winckelmann J. J. 40.
Witzstadt Hans 458.
Wolf Fr. A. 399. 575.
Wolf Chr. 646.
Wolfart K. 371.
Wolff F. K. 150.
Wolzogen Charlotte von 198.
Wolzogen Karoline von 514.
Wolzogen W. v. 150. 435. 514 f. 517. 526.
Wortspiel bei Shakespeare 599 f.
Wyß J. R. der Jüngere 831.

Xenien (Antixenion) 317 f.
Xenophon 55.
Xystus Betulius siehe Sixt Birck.

Yorik 437.
Young 166. — E: 73.

Zachariae F. W. 673 f. 798 f. 803 f.
Zamehl E: 50 ff.
Zarncke Fr. 393.
Zauberspräche, Altdeutsche 434.
Zedlitz 168. 202. 432. 617.
Zellweger E: 63.
Zelter 375.
Zendavesta 380.
Zenge Wilhelmine von 544.
Zenolegende 762 f.
Zesen Ph. von 202. 435.
Zevecote J. von 823.
Ziegesar Karl 668 f.
Ziegesar Silvie 669.
Ziegler Jakob 784.
Zimmermann J. G. 410. 550 ff. 583. 635. — E: 99. 206.
Zinzendorf 387.
Zola 602.
Zollikoffer 198.
Zörnli E: 71.
Zschocke 607. 831.
Zwingli 641. 642.

# Euphorion

## Zeitschrift für Litteraturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Drittes Ergänzungsheft.

Leipzig und Wien
k. u. k. Hofbuchdruckerei und Verlagshandlung
Carl Fromme
1897.

# Inhalt.


Seite

Briefe und Gedichte aus dem Kreise der fruchtbringenden Gesellschaft. Mitgeteilt von Anton Chrouſt in München . . . . . 1

Aus dem Briefwechsel Sigmund von Birkens und Georg Neumarks 1656—1669. Mitgeteilt von C. A. H. Burkhardt in Weimar . . 12

Poetiſche Staatsunterredung. Mitgeteilt von Max Rubenſohn in Berlin . . . . . 55

Mitteilungen aus Wielands Jünglingsalter. Von Bernhard Seuffert in Graz. Die Anbahnung mit Bodmer. Datierung der Oden. Ungedruckte Stücke aus der Züricher Zeit . . . . . 63

Nachleſe zu Bürger.

I. Von Carl Schüddekopf in Weimar . . . . . 101

A. Bürger an Boie . . . . . 102

B. Bürger an Dieterich 1—18 . . . . . 103

C. Briefe an Verſchiedene . . . . . 121

II. Von Karl Nußhorn in Biſſendorf bei Hannover . . . . . 131

1. Ein Brief Bürgers an die Geſchwiſter Mackenthun in Hannover . . . . . 132

2. Sechs Briefe Bürgers an Friederike Mackenthun . . . . 136

3. Ein Brief Bürgers an ſeine Tochter Friederike Marianne 146

4. Glückwunſch Bürgers zum elften Geburtstage ſeiner Tochter Friederike Marianne, 15. März 1789 . . . . . 147

Neue Beiträge zur Charakteriſtik Lavaters und Jung-Stillings. Von S. M. Prem in Marburg a. d. Drau . . . . . 148

Sieben ungedruckte Briefe Jean Pauls. Mitgeteilt von Paul Nerrlich in Berlin . . . . . 158

Briefe von und über Uhland. Mitgeteilt von Rudolf Krauß in Stuttgart . . . . . 163

Chriſtoph Kuffners Geſpräche mit Beethoven. Nach dem Originalmanuſkripte mitgeteilt von Alfr. Chr. Kaliſcher in Berlin . . . . . 169

Briefe Gutzkows an Georg Büchner und deſſen Braut. Mitgeteilt von Charles Andler in Paris . . . . . 181

Zur Entſtehungsgeſchichte der „Amaranth“.

I. Ein Brief von Oscar v. Redwitz an Guſtav Schwab. Mitgeteilt von Otto Gmelin in Kiel . . . . . 194

II. Drei Briefe von Redwitz an Schwab. Mitgeteilt von Adolf Wilhelm Ernſt in Hamburg . . . . . 197

Findlinge. Seite
I. Ein Brief Wielands an W. T. Sulzer. Mitgeteilt von Richard Batka in Prag, mit Anmerkungen versehen von Bernhard Seuffert in Graz . . . . . 203
II. Ein Brief Lessings an Lichtenberg. Mitgeteilt von Albert Leitzmann in Jena . . . . . 207
III. Ein ungedruckter Brief Schillers. Mitgeteilt von Wilhelm Lang in Stuttgart . . . . . 209
IV. Ein Brief von Ludwig Tieck aus Jena vom 6. Dezember 1799. Mitgeteilt von Gotthold Klee in Bautzen . . . . . 211
V. Karl Schurz an Gustav Schwab. Mitgeteilt von Otto Gmelin in Kiel . . . . . 216
VI. Ein Brief Grillparzers. Aus der Stiftsbibliothek von Heiligenkreuz mitgeteilt von Fr. Tezelin Halusa O. Cist. mit Anmerkungen versehen von August Sauer . . . . . 217
Miscelle. Von Emil Horner in Wien . . . . . 219

# Briefe und Gedichte aus dem Kreise der fruchtbringenden Gesellschaft.

Mitgeteilt von Anton Chroust in München.

Das gräflich Dohnasche Archiv zu Schlobitten in Ost-Preußen, über das ich an anderer Stelle berichtet habe, bewahrt eine große Anzahl von Briefen des Anhalter Kreises an Christoph Burggrafen und Herrn zu Dohna aus der preußischen Linie dieses Hauses, den langjährigen Berater und Freund Christians I. von Anhalt-Bernburg und Christians II., dessen Sohnes.

Christoph zu Dohna (1583–1637), der Neffe jenes berühmten Fabian zu Dohna, der 1587 die deutschen Söldner zur Unterstützung Heinrichs von Navarra nach Frankreich geführt hatte und am Hofe desselben Heinrich in hoher Achtung stand, würde als Staatsmann in anhaltischen und pfälzischen Diensten, sowie als Schriftsteller wohl eine eingehende biographische Würdigung verdienen, der Christophs autobiographische Aufzeichnungen zu Grunde zu legen wären.[1] Er gehört zu den ältern Mitgliedern der fruchtbringenden Gesellschaft und ist als der Heilende (le Guérissant) mit Christian I. von Anhalt im August 1619 in diese aufgenommen worden (vgl. F. W. Barthold, Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft, S. 117; G. Krause, Ludwig Fürst zu Anhalt-Köthen, 3, 324). Ich lasse es dahingestellt sein, ob seine engen Beziehungen zum anhaltischen und zum kurpfälzischen Hause, das eben damals den verhängnisvollen Griff nach der böhmischen Königskrone that oder seine litterarische Thätigkeit diesem

[1] Vgl. J. Voigt, Des Grafen Christoph des Ältern von und zu Dohna Hof- und Gesandtschaftsleben. (Historisches Taschenbuch. III. Folge 4. Band, S. 1 ff.) Auf diesen autobiographischen Aufzeichnungen beruht Friedrich Spanheims Biographie „Commentaire historique de la vie et de la mort de messire Christofle vicomte de Dhona", Genf 1639.

Manne, der die ganze Bildung seines Stands und seiner Zeit in sich aufgenommen hatte, zu jener damals noch sparsam vergebenen Ehre verholfen haben. Allerdings ist Christoph als Dichter und als Schriftsteller wenig vor die Öffentlichkeit getreten:[1] aber handschriftlich hat sich von ihm eine stattliche Anzahl von Gedichten, meist religiösen oder politischen Inhalts neben einer Menge von Aufzeichnungen autobiographischer Natur, Reisebeobachtungen und Lesefrüchten erhalten. Er beherrschte die deutsche Sprache in den zahlreichen diplomatischen Berichten, die mir vorliegen, mit bemerkenswerter Leichtigkeit; in dem hochgebildeten Kreise der pfälzischen Räte und Diplomaten kann sich nur Ludwig Camerarius an Einfachheit der Rechtschreibung, Sorgfalt des Ausdrucks und Durchsichtigkeit der Satzfügung mit ihm messen. Auch seine Gedichte, die es vermeiden, der Wortfolge Gewalt anzuthun, weisen ähnliche Vorzüge auf; ob sie auch von der neuen Poetik angehaucht sind, die damals in Deutschland aufkam, habe ich allerdings nicht untersucht. Christophs litterarische Interessen lassen es nicht als unmöglich erscheinen, daß er bei seinem wiederholten und langen Verweilen in Paris sich mit den theoretischen Schriften Scaligers und Ronsards bekannt gemacht habe.

Ebenso vollkommen wie die deutsche beherrschte Christoph die französische Sprache, die an den Höfen jener deutschen Fürsten, welche später zur protestantischen Union zusammentraten, bereits zur Hofsprache geworden war. Der vertrauliche Briefwechsel zwischen Christian I. und II. von Anhalt und Christoph wurde nur französisch geführt, die anhaltischen Prinzessinnen schickten diesem französische Briefchen und kleine Übersetzungen in derselben Sprache und baten ihn um sein Urteil.[2]

[1] Ich finde nur, daß er 1614 einen verdeutschten Cäsar ohne seinen Namen und 1629 eine Übersetzung des hohen Liedes im Druck hat erscheinen lassen. Vielleicht sind auch sonst einige seiner religiösen Schriften gedruckt worden, denn sein Bruder Achaz schreibt 1614 an ihn und an Abraham zu Dohna, daß die beiden Wittenberger Hof- und Hutter schändliche Scharteken weder sie hätten ausgehen lassen; vgl. Anton Stroux, Abraham von Dohna. Sein Leben und sein Gedicht auf den Reichstag von 1613, München 1896, S. 111, Anmerkung.

[2] Über das Eindringen der französischen Sprache an den protestantischen Höfen Deutschlands vgl. Barthold, a. a. O., S. 39 ff. Es ist aber ein Irrtum Barthold, die Vernachlässigung des Heidelberger Hofs erst von der Heirat Friedrichs V. mit der Tochter Jakobs I. von England herzuleiten, sie beginnt in Wirklichkeit schon unter Pfalzgraf Johann Casimir in den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts; von Heidelberg aus wurden die verwandten und verbündeten Höfe für die französische Sprache und Bildung gewonnen; daß sie die Sprache Calvins und Bezas war, fiel schwer ins Gewicht. Thatsächlich haben sich die lutherischen Höfe zu Braunschweig, Dresden und Berlin der fremden Sprache viel länger erwehrt, noch erfolgreicher die katholischen Höfe, natürlich mit Ausnahme von Köln und Trier. Herzog Maximilian I. von Bayern hat bis zum Beginn des dreißigjährigen Kriegs in seiner Kanzlei keinen Sekretär gehabt, der französisch geschrieben hätte,

Die im folgenden mitgeteilten Briefe sind bis auf einen von Christian II. von Anhalt an Christoph geschrieben worden, kurz bevor der Fürst die Regierung in Bernburg antrat. Christian II., dessen Tagebuch G. Krause veröffentlicht hat, darf sich in mancher Hinsicht einen Schüler Christophs zu Dohna nennen, der ihn auf seiner ersten italienischen Reise begleitet hatte und seither das volle Vertrauen des jüngsten Fürsten genoß. Von seinem Vater hatte Christian II. zwar das sanguinische Temperament ererbt, keineswegs aber die Weite des politischen Blicks, die freilich verhängnisvoll gewordene Phantasie und den Schwung des Geistes, der Christian I. zu einer der anziehendsten Fürstengestalten des 17. Jahrhunderts macht. Selbstverständlich ist auch Christian II. Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft geworden, mit dem Beinamen des „Unveränderlichen" (l'immuable) wurde er 1622 aufgenommen (vgl. Barthold, a. a. O., S. 130; Krause, a. a. O., 3, 38 und 326); im politischen Leben hat er diesen Namen allerdings wenig bewährt. Die ihm erwiesene Ehre hat er sich dann nachträglich als Schriftsteller verdient: er hat den „christlichen Fürsten" aus dem Italienischen ins Deutsche übertragen (vgl. Krause, a. a. O., 3, 72 f.), als Dichter mögen ihn die zum Schluß mitgeteilten „Klinggedichte" kennzeichnen, seine litterarischen Interessen werden durch die weiter unten abgedruckten Briefe mehr ins Licht gerückt.

Von den folgenden fünf Briefen gehören dem Inhalt nach der erste und vierte zusammen. Der erste, undatiert, aber nach seiner Einreihung unter andere Briefschaften etwa dem Oktober 1628 zuzuweisen, ist ein unmittelbares Zeugnis, welcher Wertschätzung sich M. Opitz im Anhalter Kreis erfreute, obgleich man mit seiner Aufnahme in die fruchtbringende Gesellschaft damals noch zögerte. Christians Urteil über die Werke des Schlesiers ist wahrscheinlich nicht nur das persönliche, sondern das allgemeine des ganzen Anhalter Kreises. Wichtig scheint mir dieser Brief auch als ein Beleg für die rasche Wandlung des Geschmacks in den höfischen Kreisen zur selben Zeit: am meisten preist Christian Opitzens geistliche Dichtungen, die weltlichen aber werden gewissermaßen als Jugendtorheiten entschuldigt; auffallend ist aber, was am Schluß des Schreibens über die Astraea gesagt wird; gemeint ist offenbar der französische Schäferroman des Honoré d'Urfé, um dessen Vollendung noch 1624

auch die italienischen Konzepte sind in der Regel nicht vom ständigen Kanzleipersonal besorgt worden. Maximilian I hat auch die Fremdwörter in den deutschen Ausfertigungen nicht geliebt und sie nicht selten eigenhändig verfolgt, wobei er es an derben Rügen für den neuerungssüchtigen Konzipisten nicht fehlen ließ. Man sieht, daß den Bestrebungen Ludwigs von Anhalt-Cöthen im katholischen Süden nicht die Entsprechung fehlt, welche wohl Aufmerksamkeit verdienen würde.

29 Prinzen und Prinzessinnen und 19 adelige Herren und Damen, meist Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft, den Verfasser in einem Schreiben flehentlich beschworen, in dessen Geist sie einen Hirtenverein, die „academie des vrais amants" gründeten und sich selbst Namen aus jenem Roman beilegten (vgl. Barthold, a. a. O., 134 f.). Es ist doch erstaunlich, vier Jahre später Christian II. (der wahrscheinlich jenen Brief mitunterzeichnet hat und in dessen Briefen Myrtill und Celadon ihr Wesen treiben) neben Adolf von Borstel, dem vielgewandten anhaltischen Agenten zu Paris, der selbst jenes Schreiben an Urfé übermittelt hatte, in der Verurteilung des Romans einig zu sehen.

Der vierte Brief ist um ein Jahr später geschrieben, Opitz war mittlerweile als der „Gekrönte" in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen worden und Christian hatte den Gefeierten persönlich zu Breslau kennen gelernt. Die Beschreibung der äußern Erscheinung des Dichters dürfte nicht ohne Interesse sein, nicht minder die rückhaltlose Anerkennung seiner Verdienste und das Zeugnis, wie die Erneuerer der deutschen Dichtkunst, Ludwig von Anhalt, Werder und selbst der eifersüchtige Hübner sich vor Opitz beugten. Es ist Opitz bekanntlich nicht ganz leicht geworden, sich die Anerkennung des Anhalter Kreises zu erkämpfen; man war dort nicht sehr bereitwillig, um der „Deutschen Poeterei" willen das aufzugeben, was man selbstständig gefunden hatte. — Übrigens glaube ich, daß das lange Zögern bei der Aufnahme Opitzens in die fruchtbringende Gesellschaft hauptsächlich durch Bedenken gegen die Person des Dichters verursacht wurde. Opitz, die rechte Hand des Karl Hannibal von Dohna, der Schlesien selig machen sollte, war trotz seines reformierten Bekenntnisses kein geeignetes Mitglied jenes streng-protestantischen Kreises, dessen Religiosität mit den zunehmenden Greueln des Kriegs immer mehr anwuchs. Wie weit Opitz sich in religiösen Fragen seine Selbstständigkeit gegenüber Karl Hannibal von Dohna gewahrt hat, darüber würde wohl das Archiv der wartenbergischen Linie der Dohna Aufschluß geben können.

In dem fünften Stück teile ich den Schluß eines Schreibens Christians II. mit, das, sieben Jahre später geschrieben, zeigt, daß beim Schreiber die Verehrung Opitzens, auf dessen Erklärung des hohen Lieds angespielt wird, sich nicht vermindert hat.

Der zweite und dritte Brief behandeln innere Angelegenheiten der fruchtbringenden Gesellschaft. Bemerkenswert ist, daß das eigenhändige Schreiben Ludwigs von Anhalt-Köthen an seinen Neffen, noch dazu in einer so wichtigen Gesellschaftsangelegenheit wie die Bestimmung des Trauerzeichens für den kurz zuvor verstorbenen Kaspar von Teutleben, den „Mehlreichen", den eigentlichen Gründer

der Gesellschaft, in französischer Sprache abgefaßt ist. Die in dem Schreiben mit ihren Gesellschaftsnamen bezeichneten Mitglieder sind Ernst von Anhalt der Wohlbewahrte (Biengardé), Tobias Hübner der Nutzbare (l'Utile), Diederich von dem Werder der Vielgekörnte (Moultgrainé), Werner Hahn der Forttreibende (Dechassant) und Levin Ludwig Hahn der Zusammenziehende (l'Estraignant).

Zum Schlusse teile ich einige „Klinggedichte" mit, die, wie die mir wohlbekannte Handschrift sichert, zum Teil von Christian II. selbst herrühren. Bemerkenswert ist die kritische Note am Schlusse des zweiten Klinggedichts, welche die seit drei Jahren erzielten Fortschritte in der Dichtkunst hervorhebt. — Die Gedichte, sämtlich von fürstlichen Verfassern, das dritte sogar von einer Dame, sind nicht ohne kulturgeschichtliches Interesse.

An der Orthographie der Briefe und Gedichte ist nichts geändert worden, bei den Gedichten habe ich auch die großen Anfangsbuchstaben beibehalten. Alle im folgenden mitgeteilten Stücke mit Ausnahme des zweiten Briefs sind von Christians II. eigener Hand.

## I.

[1628 etwa Oktober.]

### Christian II. Fürst von Anhalt an Christoph zu Dohna.

J'espère qu'aurez recue mes precedentes avec les livres d'Opitius, lesquels à la verité sont digne de lecture et des oeuvres, qui se guindent d'un vol plus haut que le commun par-dessus le vulgaire. Si le commencement de ses oeuvres sont des amourettes en partie, en partie aussy des gentillesses dignes d'un bel esprit et plustost des essays d'une invention très-difficile et du tout moderne qu'autre chose parfaite, il le faut attribuer a l'effect de ses jeunes ans pour lors, qu'il n'a neantmoins voulu laisser croupir en oisiveté, afin de n'enterrer le beau talent de sa nouvelle tant renomée poesie allemande, que Dieu luy avoit fourny d'en haut comme un don très-excellent et extraordinaire. Depuis avec l'arge (qui toutesfois ne passe pas 30 ans comme on m'a dit) il a eu des conceptions plus sublimes comme en font foy: sa Zlatna ou tranquillité de l'esprit, son hymne de Christ, son prophete Jonas, le cantique des cantiques, les lamentations de Jeremie, les epistres des evangiles dominicaulx mis en chansons allemandes selon les melodies du Lobwasser fort gentiment et tout plein d'autres jolys traittèz non communs, la lecture desquels Vous delectera sans doute, qui estes amateur des beaux livres. Quant a celuy de l'Astrée Mr. A. Börstel. Vous et moy en faisons tous trois un mesme jugement, et ne scay a quoy telles fictions servent, qu'a confondre la jeunesse et a leur faire perdre le temps mal à propos, puis qu'on a tant de belles veritèz a lire qui servent a prou de passe temps; mais aussy de ne vouloir lire autre chose que de sainctetèz et y astreindre la jeunesse, je n'en suis pas d'advis, veu que l'esprit humain est ordinairement addonné a la varieté et ne peut s'assujettir a une devotion continuelle attentifve, ausy est-il bien raysonnable,

que nos functions differentes se reiglent selon leur vocation, soit ordinaire soit extraordinaire. O. D.

L'immuable.[1])

## II.

1629 März 20. 10. Nienburg.

### Fürſt Ludwig von Anhalt-Köthen an Fürſt Chriſtian II. von Anhalt-Sternburg.

Monsieur mon très-aymé nepveu. Vous m'excuserez de ce que je ne Vous ay plustost respondu sur Voz deux dernières lettres. J'en donnois commission au Biengardé pour Vous dire aussi mon opinion touchant la marque du dueil, qu'on doit porter des academiques pour l'autheur de nostre academie, sur lequel j'ay faict un sonnet allemand et en feray faire des autres par l'Utile et Moultgrainé, sans qu'ils scachent de cestuycy. Je regrette fort sa perte, car il estoit un sujet amiable, discret et sociable. Quand je les auray tous ensemble, je les envoyeray a madame ma soeur du Roudelstedt aprez la censure du mien, laquelle l'estimoit fort et a eu ce bienfaict de luy d'en avoir appris la langue italienne. Je Vous remercie aussi des faveurs, qu'il Vous a pleu faire à mon beau frère le conte Philippe de Lippe, il Vous en demeurera redevable. J'ay très bien receu les quattre riesdalers du Dechassant, les ay mis au conte general et il en aura son livre des devises, lequel est desja fini de cent cinquante pieces, auxquels j'ay faict adjouster encores quatorze pour accomplir quatre feuilles entiers, mais ne les pourray avoir devant la foire de Leipzig aprèz Pasques. J'attendray le mesme de l'Estraignant, quand Vous aurez eu sa quote. Le Guerissant portera sa peine luy-mesme, en faisant imprimez ses rimes mal limez sans avoir voulu endurer leur amendement. Le sujet est beau quant a les paroles, mais le default consiste dans la mesure et convaincte des mots, la ou il n'y a guères de plaisir, en les voulant raccomoder. Si cela ne se faict de l'autheur mesme, toutefois fault-il, qu'il en scache les reigles et l'adresse avec la practique. Ma compagne et moy baisons les mains à Vous et m.me Vostre consorte et je suis à jamais.

Vostre très-fidele et très-affectionné oncle

Le nourrissant.

De Niembourg ce 10. di mars 1629.[2])

## III.

1629 März 24 14. Ballenſtädt.

### Chriſtian II. Fürſt von Anhalt an Chriſtoph zu Dohna.

. . . . Ich thue dem herren auch hiemitt freundtgeſellig zu wiſſen, daß der löbl. urheber unſerer fruchtbringenden geſellſchafft der Mehlreiche, des herren ſo wol als mein vor jahren guter bekandter und werther freundt Caſpar von Teutleben ſehl. andenckens newlicher zeitt mitt todt abgegangen, welches vor der wellt unzeitiges abſterben nicht allein ſeinen befreundten und verwandten, ſondern auch der ganzen löbl. geſellſchafft ſo wol insgemein als einem jeglichen mittgliedt der

[1]) Schlobitzer Archiv, Faſc. 19 3, Original eigenhändig.
[2]) Schlobitzer Archiv, wie oben.

selben absonderlich, bevorab seinen weylandt guten bekandten sehr zu hertzen gehett. Derentwegen dann zu anzeigung unseres danckbahren wolgeneigten gemühts, da wir beydes zu seiner person und zu seinen adelichen tugenden getragen, haben wir nuß sämptlichen auf gn. verordnung des rechten urhebers (welcher zwar auß sittsamkeit dem Mehlreichen sehliger den vorzug undt die ehre selbsten gutwillig gelaßen), nemlich des Nehrenden, ein schwartzes trawerbandt vornen an der brust der wammeßer umb die knöpfe gebunden undt in einer schleiffe zugemacht zu tragen gar gerne endtschloßen. Der herr wirdt auch auß beygefügtem schreiben [vom 20/10. März] undt klinggetichte [fehlt] des Nährenden, waß er vor ein urtheil von obgedachtem weylandt Mehlreichen gefellett und wie hoch er ihn gehalten, da es ihm anderst beliebig, dieselbigen zu verlesen, ersehen können. Jedoch undterwirfft sich ganz willig undt gerne itzterwehnter Nehrende (ob er schon nicht unbillich als der rechte stiffter undt anfänger unserer gesellschafft von keinem sollte getadelt werden dörffen) der verbeßerung anderer reimtichter undt will damitt zufrieden seyn. Wiewol ich nun vor meine person als ein geringes mittgliedt der Frucht bringenden bey obgedachtem klag- undt klinggetichte gewißlich kein einziges wortt zu verbeßeren wuste vndt dennoch auch davor halte, es werden andere gleichsfalls ein solches urtheil fellen, jedoch so vermeyne ich, es werde der Nährende durch solche seine wohlgemeinte demuth anderen ebenmeßig ein beyspiel der rühmlichen nachfolge haben geben und zeigen wollen. Der herr wirdt auch auß offtgedachtem schreiben, wie weitt unser gesellschafftbuch kommen und die newe stewer anlage außgereichett, zweiffelsohne mitt lust ersehen können. Hiermitt will ich schließen undt Ihne göttlicher gnadenhüet sambt Seiner herzgeliebten gemahlin undt lieben jugendt ganz trewlich befohlen haben. Gegeben auf meinem hause Ballenstedt am 14. tage des mertzens im jahr 1629.

Sein freundtwilliger guter geselle

Der Unveränderliche.

## IV.

1629 Oktober 23. 13.

C[hristian] Baron de Ballenstädt (Fürst Christian II. von Anhalt) an Christoph von Dohna.

J'ay eu le contentement d'y [zu Breslau, wo eben ein Tag schlesischer Fürsten stattfand] voir aussy le S. Opitius (ch'io connosceva innanzi solamente per fama, come il cavallerizzo Valerio Piccardini mi connosceva in Padova), duquel je puis dire avec verité: Minuit praesenti a famam: car c'est un hommelet (homuncio) fort petit, laid de visage et fort gresle, mais d'un grand esprit et de telle reputation en l'invention et sa nouvelle Poesie Germaine, que non seulement les illustres poetes de nostre temps et de nostre langue comme sont Mr. Hübener et Mr. Werder et mon oncle le Nourrissant, bien que premiers inventeurs ou renouvelleurs de la poesie allemande devant luy, neantmoins luy cedent unanimement et fort volontiers la palme, mais aussy S. M^te imp. l'a annobly et donne le glorieux arbre de laurier en ses armoiries et par consequent msgr. le Nourrissant l'ayant receu apres ceste noblesse et en l'estime, que la vertu extraordinaire annoblit sans cela, luy a ottroyé pour embleme un chappelet ou une guirlande de laurier, ein lorberkranz, estant le 200^me de la compagnie fructifere, laquelle il magnifiera sans doute par ses rimes extraordinairement et

(1) Schlobittner Archiv, Fasc. 19/3, Original eigenhändig.

se souviendra de gaigner le laurier par toute l'Allemagne en sa Poesie. C'est autrement un personnage fort docte, scait bien ses langues, a bien voyagée et est addonée a nostre religion. Il sert maintenant a mr. le general de Silesie, ascavoir a mr. le baron Charles Hannibal de Dona, un seigr. qui est en grand credit et reputation par toute la Silesie Le Nourissant avec l'Invariable tesmoignent une singuliere affection au Guerissant et à son frère, qu'ils saluent et resaluent tous deux tres affectueusement de coeur et d'affection. [1629 Oktober 13.] [1])

Schon am 5. Oktober schrieb Christian II. aus Leipzig an Christoph von Dohna:

J'ay veu mes cousins tous deux a Vratislaviae en une très belle ville, j'ay veu les raretéz d'icelle et Opitius.

## V.

1636 Juli 10. / Juni 30. Naumburg.

### Fürst Christian II. von Anhalt an Christoph zu Dohna.

.... V. S. ill^ma ne ha dato un saggio particolare a me fra gli altri, inviandomi il gentilhuomo Nostiz con tanta benignità un gran pezzo di viaggio nella gratissima compagnia dei Suoi proprii figliuoli e mandandomi per lui un cosi bel libro, l'esplicazione del cantico de' cantici, la qual non ho potuto diporre senza haverlo letto da capo infin' al fine. Questi sono gli effetti della compagnia fruttifera, civé gli frutti veraci del arbore fedele, qual non puó star ozioso ed un pregusto della vita eterna. Il Nodriscente havrà molto questa fatica del Sanante e l'apprezzera assai con quelle lodi, che meritan gli Suoi virtuosi e gloriosi travagli ....

Di Nawmburgo agli 30. di giugno 1636.

Il disperato sperante.[2])

## VI.

### 1.

Auff des unveränderlichen Erstgebohrnen Sohn hat der Nährende nachfolgendes Klinggedichte gemacht.

Wie unveränderlich die Rhatschläg Gottes findt,
Das kan man nicht genueg mitt wortten viel herzehlen,
Von Mutterleibe an die Seinen er thut wehlen
Und das bezeigett auch an diesem Lieben Kindt.

Im Niderlandt anfangs sich sein entpfängnüß findt,
In Franckreich nimbtt es zu, an ihm muß gar nichts fehlen,
Zum Knäblein lebendt wirdt gleich andern seinen Sehlen
Und kömbt vollkommen drauff zu dieser welt geschwindt.

[1]) Schlobittner Archiv, Fasc. 19 3, Original eigenhändig.
[2]) Schlobittner Archiv, Fasc. 20 3, Original eigenhändig.

Wiewol es weitt ins landt ein langen weg getragen
Durch manche groß gefahr, hat man dran nichts zu ſagen,
Zu Schüttorff wirdt es jung undt da viel frewde bringtt

Der Alt fraw Mutter ſein, die ſich darob vernewett,
Der Großherrvatter auch ſich mit dem Sohn erfrewett,
Der vater helts in arm undt mit herumber ſpringt.

NB. Obgeſchriebenes Kling- undt reymgetichtte iſt im Jahr 1626 geſtellet worden.

Nun folget die Antwort darauff:

2.

Des Unveränderlichen Andtwortt auff des Nehrenden wolgemeinte glückwünſchung.

Der Nährende gar wol die Rahtſchläg Gotts betrachtt,
Das zeigen an die Reym, ſo er mir hat thun ſenden,
Darinnen er begreifft, an was für orth und enden
Der liebe trewe Gott mein Söhnlein nahm in achtt.

Darumb ich ihme auch danck billich in andachtt:
Er woll ſein werck fortan erhalten undt vollenden.
Bey dieſem trewen wuntſch laßt ichs allein bewenden,
Dieweil der Schöpfer weiß am beſten, waß er machtt.

Hiebey kan aber ich zu dancken nicht umbgehen
Dem Nährenden, der ſich ſo gar wol thut verſtehen
Auff die umbſtände all, auf den ortt, auf die zeitt

Nicht nur des Kinds geburtt, ja wie es wardt entpfangen,
Da wir noch wunſchten all ſein ankunfft mitt verlangen,
Wenns zeitig wurde ſeyn, wie es Gott lob da leytt.

Anmerckungen: Man muß ſich, ob ſchon hieroben geſeztes reymgetichte nicht allerdings ohne fehl geſtellet ſein möchte, nicht darüber ärgern, in erwegung, das dazumahl, nemlich im jahr 26, die gebundene rede bey weittem noch nicht ſo herrlich erbawett undt außgearbeittet als ſie anizo [1629] iſt, geweſen. Bitte derowegen umb glimpfliche auffſicht.

3.

Kling- und wiege Getichte der Celibeae (id eſt frewlein A[nna] S.[ophie] F.[ürſtin] Z[u] A.[nhalt] an ihren bruder.

Waß hat der Liebe Gott euch geben hie zu wiegen?
Ein jungen Sohn hör' ich, dabey ihr nunmehr ſitzt,
Den ihr ſo fleißig wiegt, das ihr drob offtmals ſchwitzt,
Und alſo achtung gebt, damitt er ſtill thue liegen.

Wie mancher anſchlag wirdt darbey herumbher fliegen?
Das eim auch wohl der Kopff möcht werden gantz erhitzt.
Gott geb, daß diß ewr Kindt im alter ſey verſchmitzt,
Dann in der Jugendt ſein werdt ihrs bey Zeitten biegen.

Drumb Gottes segen ich euch wunsch, das er reichlich
In ihm sich mehren woll sambt allem glück täglich,
Damitt ihr Eltern beydt an ihm groß freud erlebett,

Einsmahls den schwestern sein, wann ihm die Gott beschehrt,
Mag seim herr vatter gleich er sich ihn machen werth,
Das bey ihm stehts alsdann die Tugendt oben schwebett.

Folget hiernechst die antwortt des Unveränderlichen auf seiner lieben Schwester Wiegegetichte.

4.

Antwortt auf das Kling- undt Wiegegedichte der Celideae.

Waß dörfft ihr mich nun wohl außspotten mitt meim wiegen?
Hatt mir ein Jungen Heldt der liebe Gott beschcert,
So ists ia billich auch, das er bleib unversehrt,
Damitt er dermal eins sein feinden mög obsiegen.

Ich wolt genueg itzundt zu thun im felde Kriegen,
Das doch dabey fein sollt die welt sein wohl gemehrt,
Aber was hilffts? die Zucht des Kriegs ist verunehrt,
Das meine waffen nun mitt mir sich müßen schmiegen

Biß auf ein beßre zeitt. Ewr wunsch ist mir sehr lieb.
Ich bitte herzlich auch: O herre mein Gott gib,
Daß er erfüllet werd und spende deinen segen

Uber die freunde all, so unß viel gutts begehrt,
Das sie doch mögen auch ihrer bitt sein gewehrt
Und waß ihn sehlig ist, das thu, Herr, auf sie legen.

Merckt wol: Obgedachte auf vorigem blatt undten geschriebene anmerckung des Unverenderlichen [zu Nr. 2] ist alhier ebenmeßig in acht zu nehmen undt zu wiederholen

5.

Sonnet oder Klinggetichte uber den außgang der Unverenderlichen ihrem herren undter dem Teller uber Tisch zu legen.

Wann ein Ehgatte ist sechs wochen lang gewesen
Vom andern, Solt er nicht nach solcher frist undt ruh
Erzeigen lustig sich, da sein lieb ihm genesen?
Er würd' es laßen nicht, sich schicken wol darzu.

Man darff drumb eusserlich nicht machen grosses wesen,
Es gehet in der still doch alles beßer zu,
Undt wenn die wochen seindt fein richtig außgehalten,
So werden undterm bett Sie beyde nicht erkalten.

Ce sonnet est fait du Nourissant l'an 1627, comme madame l'Immuable sortit des ses six semaines apres l'accouchement de feu ma fille Sofie de bonne memoire.

6.

Ein anders vom Wolbewahrten an den Unveränderlichen, gleichsfalß undter ſeinen Teller bey der malzeitt wie obgedachtes zu legen.

Der Tag vorhanden iſt, an dem nu thut außgehen,
Die euch am liebſten iſt, o trewer Bruder mein,
Ein lange zeitt Ihr habt viel müßen drumb außſtehen,
Undt nicht ohn ungedult im bette ſeyn allein.

Die frewde euch itzundt man an der Stirn kan ſehen,
Auß ewrem hertzen leucht herfür ein heller ſchein,
Der mich zu wuntſchen euch viel heylls undt glücks bewegett,
Wenn Ihr euch dieſe nacht zu ewrer Haußehr legett.

7.

Antwortt des Unveränderlichen auf des Nährenden ſonnet oder, auf Teutzſche artt zu reden, Klinggedichte.

Deßelben vorſchlag mir thut hertzlich wolgefallen,
Es ſoll gewißlich auch an mir ermangeln nichtt,
Damitt gar luſtig wir erzeigen uns vor allen
Undt darthun in der ſtill, das uns gantz nichts gebrichtt.

Die Kälte hette mich ſonſt mögen ſehr befallen,
Da ich mein' einſamkeitt in wintter hett gerichtt,
Zu rechter Zeitt muß man ſich in die ſachen ſchicken,
Undt weder in dem froſt noch in der Hitz erſticken.

8.

Ein anders an den Nährenden vom Unveränderlichen geſtellet.

Ein Beyſpiel geb' ich euch, wie Ihr es ſollet machen,
Damitt auch unſer ſtamm durch Euch werd wol gemehrt,
Ich nehme auß den Todt,[1]) Gott geb' euch zu den ſachen
Mehr glück, viel ſegen, heyll, herr vetter hochgeehrt,

Daß in dem ehſtandt fein (ich weiß, Ihr werdett lachen)
Ihr funfftzig jahr zubringt undt mehr, wie ihr gelehrt
Mich habt vor dieſer zeitt, da Ihr ſelbſt köndtet ſehen
In der Stadt Harderwyck ſolch hochzeittfeſt begehen.

9.

Antwortt auff das verdeckte offenbahre Bruderſtücklein.

Danck habt, mein bruder frey, das ihr nicht undterlaßen
Euch zu erfrewen auch uber der frewde mein,
Alß ich mein Liebſte ſah heutt fahren auf der ſtraßen
Zu ihrem Kirchgang nur, erfrewt ſich groß undt klein.

[1]) Vgl. Anmerkung zu Nr. 5.

Solt dan Herr vatters frewd der Schwestern ohne maßen,
Die ewrige darzu sämptlich nicht drüber seyn?
Ich zweifle nicht daran, Ich muß es ja gestehen,
Daß ich zufrieden bin, weil mir sehr wol geschehen.

10.

Sonnetto del Guarini.

Dolcissimo usignuolo
Tu chiami la tua cara compagnia,
Cantando: vieni, vieni, anima mia.

A me canto non vale
E non ho come tu da volar ale
O felice augeletto,

Come nel tuo diletto,
Ti ricompensa ben l'alma natura,
Se ti nego savier di die ventura.

Ist folgender gestaltt verdeutschtt:

Du liebe Nachtigall, wie thustu ruffen sehnlich
Dem süßen lieblein dein, das dir ist gleich undt ehnlich.
Du singst: fluchs, fluchs, nu komb, du allerliebste sehl,
Nun helff, das mein gesang mich auch nicht länger quehl,

Weil ich nicht, wie du hast, die federn, zu erfliegen
Dich glücklichs vögelein undt durfft sonst nieder liegen.
Dich hatt ja die Natur mitt frewdt so reich belohntt,
Daß du anstadt der witz mitt glück allein gekrohntt.[1])

# Aus dem Briefwechsel Sigmund von Birkens und Georg Neumarks 1656—1669.

Mitgeteilt von C. A. H. Burkhardt in Weimar.

Obwohl die Litteratur über die fruchtbringende Gesellschaft, deren bedeutendste Förderer Harsdörffer und von Birken waren, mächtig angewachsen ist, wird man doch nicht behaupten können, daß das quellenmäßige Material zur Geschichte dieser Gesellschaft vollständig ausgebeutet erscheint. Jedenfalls gilt dies von den brieflichen Mitteilungen der Mitglieder aus der Zeit der weimarischen Oberleitung von 1651—1662 und aus der Zeit des Interregnums bis 1667.

[1]) Schlobittner Archiv, Fasc. 19 3 und 47 3.

Freilich darf man an diese brieflichen Ergüsse nicht mit der Erwartung herantreten, in ihnen allseitig den wissenschaftlichen Zweck der Gesellschaft vom individuellen Standpunkte des Briefschreibers erörtert zu finden. Nach dieser Seite pflegen mit geringen Ausnahmen die Briefe völlig bedeutungslos zu sein. Wahrscheinlich hat gerade dies Moment dazu beigetragen, daß diese auch ihrem übrigen Inhalte gegenüber unterschätzt worden sind und man deshalb kaum den Versuch gemacht hat, den einen oder andern wenigstens vollständig mitzuteilen.[1] Wesentlich anders wird sich das Urteil über den Wert dieser Briefe gestalten, wenn man sie gruppenweise aus dem Ganzen herausschält: es ergiebt sich da nicht allein eine klare Vorstellung von dem, was der Einzelne für das Gedeihen der Gesellschaft gewollt und geleistet hat, sondern es tritt auch die litterarhistorische Bedeutung dieser Briefe uns entgegen, weil wir eine Menge der persönlichen Lebensverhältnisse, Beziehungen und Bestrebungen der Einzelnen kennen lernen, die für die Beurteilung der Litteraturepoche von hohem Werte sind. Meinem ersten Versuche,[2] die Briefe Harsdörffers, in so weit sie sich auf die fruchtbringende Gesellschaft beziehen, demgemäß zu behandeln, lasse ich einen zweiten folgen, indem auch der lückenhafte Briefwechsel Birkens,[3] so klein dieser auch an Umfang ist, immerhin ein ergiebiges Material in litterarhistorischer Beziehung darbietet. In der Formgewandtheit, wie in der teilweisen Überschwänglichkeit und Schwülstigkeit geben diese den Briefen Harsdörffers nichts nach. Doch ist dieser frei von Fremdwörtern, während bei Birken französische und lateinische Floskeln und Sätze in hinreichender Menge unterlaufen. Dagegen ist dieser über die Kämpfe wegen richtiger Anwendung des Dativs oder Akkusativs längst hinaus. Harsdörffer schreibt Deutsch ohne Dialektformen, während von Birken seinem Dialekte freien Lauf läßt, sein „Brieffl und Bäuml" zur Geltung bringt und selbst im Umlaut den Dialekt beurkundet, falls er jenen zur Anwendung bringt, was doch nicht regelmäßig geschieht. Ohne auf die eigentümlichen Wortbildungen und Spracheigentümlichkeiten von Birkens einzugehen, die mehr in das lexikalische Gebiet

[1] Höchst einseitig sind die Auszüge, die Joh. Mich. Heinze in dem weimarischen Schulprogramme 1781 gemacht hat: Vermischte Nachrichten aus der fruchtbringenden Gesellschaft ꝛc. Auszüge aus diesen finden sich an verschiedenen Stellen des Grundrisses von Goedeke.

[2] Die Briefe Harsdörffers und die an diesen gerichteten Schreiben werden 1897 in den Schriften des Pegnesischen Blumenordens erscheinen. Die Briefe und deren Inhalt habe ich bereits in einem Aufsatze der „Allgemeinen Zeitung", Beilage 217 von 1895, besprochen.

[3] Bis 1662 liegen sie unvollständig in den Akten des Weimarer Archivs; von 1663 bis 1669 finden sich die Briefe Neumarks an Birken, natürlich ohne dessen Antworten, im Archiv des Pegnesischen Blumenordens in Nürnberg.

gehören, möchte ich hier das Hauptgewicht auf die Erörterung des Litterarhistorischen und Biographischen legen, was sich in den Briefen Birkens und Neumarks findet.

Erst im Jahre 1656 suchte sich Birken der fruchtbringenden Gesellschaft zu nähern, indem er dem Sekretär Neumark, angeregt durch die von Calisius hergestellte Verbindung, seinen berechtigten Wunsch zu erkennen gab, daß ihm die Mitgliedschaft zuerkannt werden möge. Völlig abweichend von der Bewerbungsart anderer, leitete von Birken die Qualifikation zur Mitgliedschaft aus seiner bisher entfalteten litterarischen Thätigkeit her, die sich auch auf die Hebung der deutschen Sprache erstrecke; noch mehr aber betonte er die dreifache Auszeichnung durch den Kaiser, der ihm den erblichen Adel, die Komitiwürde und eine goldene Kette verliehen habe. Es ist bezeichnend, daß Birken auf die näheren Umstände dieser Auszeichnung nicht eingeht, zumal wohl der Kaiser an eine solche nicht gedacht hätte, wenn nicht der Graf Windischgrätz für diese eingetreten wäre. Ein sehr hohes Maß der Bescheidenheit scheint von Birken überhaupt nicht gehabt zu haben. Ein Mann, der in einem Dankschreiben an den Kaiser so deutlich sich ausspricht, „daß er in seiner Lade noch Raum für eine Ehrenkette habe," kann eher zu den Dreisten als zu den Bescheidenen gerechnet werden.[1])

Auf den scheinbar wohlbegründeten Antrag Birkens, der recht wohl wußte, daß dem Herzog Wilhelm in Wahrheit äußere Ehren des Suchenden mehr als Gelehrsamkeit galten, wurde er nicht einmal einer Antwort gewürdigt und erst auf die inzwischen eingetretene Empfehlung des Grafen Windischgrätz, des Freiherrn von Stubenberg und Harsdörffers erfolgte seine Aufnahme, nachdem er 1658 19. März bei Neumark nochmals die Frage angeregt und bestimmte Wünsche hinsichtlich seines Namens ꝛc. ꝛc. zu erkennen gegeben hatte.

Im Gegensatz zu Harsdörffer benutzte von Birken seine mühevoll erkämpfte Mitgliedschaft in sehr beschränkter Weise zur Empfehlung neuer Mitglieder. Seine Befürwortung erstreckte sich nur auf die Mitgliedschaft des Brandenburger Hofmeisters von Ryssel, über die die mitgeteilten Briefe eingehendere Nachrichten enthalten. Eine persönliche Annäherung an das Oberhaupt der Gesellschaft hat von Birken nie in der Weise Harsdörffers versucht, hätte auch wohl keine bedeutenden Erfolge gehabt, da die durch ihre Schwülstigkeit ausgezeichneten Dankschreiben an den Herzog Wilhelm nicht erwidert

[1]) Vgl. auch Schmidt, Sigmund von Birken in der Festschrift der 250jährigen Jubelfeyer des Pegnesischen Blumenordens, Nürnberg 1894, S. 498 und 523. Die erste Verleihung einer goldenen Kette fällt also ins Jahr 1655, die letzte ins Jahr 1668 infolge der Bearbeitung des Fuggerschen Ehrenspiegels.

worden waren. Interessant dagegen ist Birkens Trostschreiben an den Herzog Johann Ernst nach des Herzog Wilhelms Tode, ein merkwürdiger Beleg für die dort niedergelegten Anschauungen gegenüber der Sterblichkeit der Fürsten, Äußerungen, die wir für den konkreten Fall in Birkens Werken nicht zur Geltung gebracht finden.

Die wenigen Briefe Birkens sind übrigens ein neuer Beweis, daß die weimarischen Ordensgeschäfte mit besonderer Sorgfalt und großem Eifer nicht betrieben wurden. Es ist von Birken allerdings 1662 nachgerechnet worden, daß unter Herzog Wilhelm in 11 Jahren 262 Mitglieder aufgenommen waren, und in der anhaltinischen Zeit, die sich über vier Jahrzehnte erstreckt, doch nur das Doppelte dieser Zahl erreicht worden sei. Dieses für Weimar günstige numerische Verhältnis hat übrigens keine Bedeutung: denn was an Zahl gewonnen wurde, war durch die Tüchtigkeit der Mitglieder wieder in Frage gestellt. Einzelne Mitglieder sprachen dies, wie ich bei Herausgabe der Briefe Harsdörffers urkundlich nachgewiesen habe, unum wunden aus, und das Bezeigen der neuen Mitglieder ließ, wie Neumark ganz besonders hervorhebt, viel zu wünschen übrig, da viele nicht einmal ein Dankschreiben an das Oberhaupt der Gesellschaft abzulassen pflegten. Noch schwerer wiegt die Bemerkung Neumarks, daß manche der aufgenommenen Mitglieder kaum ihren Namen schreiben konnten. Wenn man auch daraus zum Teil Gründe herleiten kann, daß sich bedeutende Lücken im weimarischen Erzschreine finden, so liegt immer noch kein Grund dafür vor, daß z. B. das Kräuterbuch der Gesellschaft aus der weimarischen Zeit vollständig leere Blätter aufweist, und die Korrespondenz äußerst lückenhaft blieb. Es zeugt nicht von Neumarks Fürsorge für den Erzschrein, daß er die Originale dichterischer Produkte in die Druckerei lieferte und nach dem Gebrauche das Manuskript weder im Original noch in einem Abdruck zu den Akten brachte. In den meisten Fällen unterließ er auch, die Konzepte der Antworten dem Erzschreine einzuverleiben. Höchst mangelhaft war auch die definitive Ordnung des Erzschreins, die von Neumark selbst herstammt, so daß es für eine ergiebige und sichere Benutzung dieses mir rätlich erschien, eine völlige Neuordnung der festen Bände vorzunehmen.

Ein hervorragendes Interesse der Wiederwahl eines neuen Gesellschaftsoberhaupts wird uns von seiten vieler Mitglieder durch einen Brief Birkens nach dem Ableben des Herzogs Wilhelm bestätigt. Man wünschte nicht allein eine baldige Wahl, um die Wiederkehr des frühern Interregnums nach dem Heimgang des Anhaltiners zu vermeiden, sondern hervorragende Mitglieder wie Harsdörffer scheinen diesen wichtigen Punkt für den Fall des Ablebens des Herzogs Wilhelm längst ins Auge gefaßt zu haben. Denn Birken erinnerte

sich einer Unterredung mit Harsdörffer, daß die Wahl des Oberhaupts aus den Häusern Anhalt und Weimar abwechseln solle, und es ist wohl nicht ausgeschlossen, daß Harsdörffers Thätigkeit in dieser Richtung einflußreich gewesen wäre, wenn er 1662 noch gelebt hätte. Freilich setzt Birken hinzu, wenn diese Unterredung „kein Traum" ist. Unwahrscheinlich ist es keinesfalls, daß Harsdörffer auch in dieser Beziehung für den Fortbestand der Gesellschaft gewirkt hat.

Die wenigen Briefe Birkens, wie sie in dem weimarischen Erzschrein vorliegen, bieten manche interessante Anhaltspunkte für Beurteilung seiner Lebensverhältnisse und seiner Thätigkeit, die sich völlig erst dann überschauen lassen wird,[1] wenn sein gesamter litterarischer überaus reicher Nachlaß, der sich im Besitz des Pegnesischen Blumenordens befindet, allseitig durchgearbeitet und Birkens Briefe möglichst dazu herangezogen werden, die natürlich an vielen Orten zerstreut, sich kaum erhalten haben dürften. Hier kann nur von seinem Verhältnis zu Neumark, bezüglich der fruchtbringenden Gesellschaft, die Rede sein. Birken stellt gleich im Beginn seiner Verbindung mit Neumark fest, daß schon 1656 viele seiner Arbeiten abhanden gekommen seien und bereits Gedrucktes seinem Wollen so wenig entspreche, daß er diese unzulänglichen Leistungen durch völlige Neubearbeitungen ersetzt zu sehen wünschen müsse. In einzelnen Beziehungen erinnert er an seine trübe Studentenzeit in Jena,[2] wo er mit dem „aus dem Winkel und den Gebrüdern von Kospoth", und von Riedesel, späteren Mitgliedern der fruchtbringenden Gesellschaft, in innigem Verkehr stand, und diese Beziehungen auf litterarischem Gebiete fortzusetzen wünscht. Bald — schon 1659 — lernen wir den eigentlichen Grund seiner Übersiedelung von Bayreuth nach Nürnberg kennen. Er wünscht diesen etwas abgelegenen Ort mit dem verkehrsreichen Nürnberg zu vertauschen, da jener für die freiere Muse „zu wilde" sei und Nürnberg bessere Gelegenheit zur Pflege seines damals schon ausgedehnten Briefwechsels[3] darbot, der sich bedeutend erweiterte, als er die Neubearbeitung des Fuggerschen Ehrenspiegels im Auftrag des Kaisers übernahm, wozu wegen schnellerer Beschaffung litterarischer Hülfsmittel Bayreuth sehr wenig sich eignete. Hier lebte er fortan, wie es scheint, ausschließlich in seinem stillen

[1] Schmidt in seiner Biographie betont dies ausdrücklich.

[2] Vgl. Schmidt, S. 494, der einiger Universitätsaffairen gedenkt. Merkwürdigerweise ergaben die Akten über eine dieser hauptsächlichsten Studentenaffairen nichts Persönliches über Birken. (Geh. St.-Archiv Weimar A. 590.)

[3] Die Notizen Birkens auf den Briefen zeigen, daß er jährlich über zweihundert Briefe erhielt und seine Korrespondenz in musterhafter Ordnung hielt. Siehe die Anmerkungen unter den Neumarkschen Briefen.

Heim gegenüber dem noch bestehenden Gasthaus zu den drei Kronen in Hengäßchen,[1] wo er vor seinem Fenster seine Gesellschaftsblume pflegte und ihr bei dem Tode des Herzogs Wilhelm die Eigenschaft zusprach, daß sie in dem Abbruch des mittleren Stengels sein Ableben „portendirt" habe. Wir sehen aus seinen Briefen, wie diese Arbeit, der er fortan die „meiste" Zeit widmet, allmählich entsteht; sie führen uns ein in die Zeit, da er in der im Geheimen betriebenen Veröffentlichung der Dichtungen des Fräuleins von Greiffenberg, dieses „weiblichen Wundergeistes", kraft höheren Auftrags aufgeht, überall bemüht ist, durch eigene Beigedichte die Werke der fruchtbringenden Mitglieder zu unterstützen und andere dazu anzuregen, obwohl er oft nur eine Viertelstunde „Abmuse" dazu verwenden kann. Unter den Fürstlichkeiten pflegte er besonders das freundliche Verhältnis zu Anton Ulrich von Braunschweig, der ihn in Nürnberg aufsuchte und jedenfalls in litterarischer Beziehung vielseitig durch Birken gefördert wurde, wie es denn überhaupt, wie die Drucklegung seines Davidschen Harfenspiels beweist, eine seiner hervorragenden Eigenschaften war, anderen gefällig und beirätig zu sein, wofür sich zahlreiche Belegstellen in den wenigen Briefen finden. Bei seinem ausgedehnten Briefwechsel findet er trotz beklagter „Zeittheuerung" noch Gelegenheit, einige Bayreuther „Skarteken" als Gegengabe mitzuteilen, obwohl dieser Ort so sehr unfruchtbar für seine Mühen gewesen war. Dies freundliche Verhältnis zeigt sich auch im Briefwechsel mit Neumark, der im Beginn des von Birken eingeleiteten Verhältnisses den Wünschen Birkens in keiner Weise Rechnung trug, bis zwischen beiden ein innig freundschaftliches Verhältnis entstand, das, so lückenhaft es auch die Briefe beleuchten, für die Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft sowohl, als für die Beurteilung beider Männer doch von hoher Bedeutung erscheint.

Die Annäherung Birkens an Neumark war nicht leicht gewesen: erst als Birken mit Hülfe hochstehender Persönlichkeiten die Ordensmitgliedschaft erlangt hatte, brach Neumark mit seinem jahrelangen Schweigen, für das er nicht einmal ein Wort der Entschuldigung hatte. In ihm waltete doch die subalterne Beamtenseele, die nichts Eiligeres zu thun hatte, als Birken auf die ihm und der Gesellschaft gebührenden Emolumente hinzuweisen und mit Ruhmredigkeit seines besonderen Einflusses[2] zu gedenken, wenn es sich um die Auf

[1] Zum ersten Male hier nachgewiesen. Nürnberg kennt Birkens ehemalige Wohnung nicht.

[2] Bezeichnend ist, daß er eine von einem Fürsten befürwortete Aufnahme eines Mitglieds zu verhindern wußte. Daß ihm die Abweisung ungeeigneter Persönlichkeiten doch nicht immer gelang, beweist seine Klage, daß Leute aufgenommen wurden, die ihren Namen nicht schreiben könnten. Siehe oben und die Briefe.

nahme neuer Mitglieder handelte. Verzichtete er in seiner anscheinend großmütigen Weise auf die Honorierung seiner Sekretariatsdienste, so war Birken am wenigsten gemeint, das was Rechtens war, in klingender Münze vorzuenthalten, der Neumark nicht abhold war und vielleicht auch aus materiellen Gründen nicht abhold sein durfte, da er auf diese Nebenbezüge angewiesen blieb. Der damalige weimarische kleine Beamte, insbesondere ein Subalterner, war kein wohl situierter Mann, denn hier waren Besoldungsrückstände noch bis zur Regierung der Herzogin Anna Amalia an der Tagesordnung. Sein Amt war aus sachlichen Gründen ein beschwerliches und mühevolles, seine Geschäfte waren vielfach sehr untergeordneter Natur, an wissenschaftliche, poetische und musikalische Leistungen war kaum zu denken, „er hatte ihnen gänzlich gute Nacht gegeben", und bei Übernahme der Gesellschaftsstellung am wenigsten daran gedacht, daß er solch mühselige Verrichtungen in den Kanzleien auf sich nehmen müsse. „Doch danke ich," schrieb er, „dem lieben Gott, daß ich endlich einen festen Fuß in meiner Wohlfahrt gesetzt habe, obwohl es schon schwer und mühselig im Anfang fällt." (Brief 7.)

Briefe solchen Inhalts finden wir allerdings nicht im weimarischen Erzschrein, und wenn auch nicht jeder Brief, den Neumark in der Folge an Birken richtet, sich zur Aufnahme in die Gesellschaftsakten eignete, so erweisen sie sich doch höchst mangelhaft geführt, was im Interesse der richtigen und allseitigen Beurteilung der Bestrebungen der Mitglieder für uns sehr zu bedauern ist, obschon ihm nicht alle Schuld dieser Lückenhaftigkeit beigemessen werden kann, da nachweislich die Korrespondenz im fürstlichen Gemach verlegt wurde oder gar verloren ging. (Brief 8.)

Während Birkens Briefe nach 1662 sich in Weimar nicht mehr vorfinden, ist mir in den Briefen Neumarks an Birken bis 1669 ein reicher Schatz aus dem Pegnesischen Blumenorden freundlichst zugänglich gemacht worden, der eine tiefere Einsicht in das geschäftliche Leben der Gesellschaft gewährt.

Seit 1661 hatte Neumark einen reichen Briefwechsel mit Birken unterhalten und in diesem einen willkommenen Ersatz für den heimgegangenen Harsdörffer gefunden, der ihm ein „herzvertrauter Freund" gewesen war. Mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit sehen wir Birken auf alle Wünsche Neumarks eingehen. Er bahnt dessen Verbindung mit Dilherr an; fortan entwickelt sich ein lebhafter Ideenaustausch über die Mitteilung der beiderseitigen litterarischen und poetischen Erzeugnisse, wir dringen ein in die feindseligen Strömungen gegen die fruchtbringende Gesellschaft, die Neumark in Birkens Zurufsgedichten gegen die „Baevii und Maevi" zu geißeln verlangt; man sieht, wie wenig Neumark mit den Leistungen schlechter Dichter sich

befreundet, die selbst von „vornehmen Leuten“ über Gebühr gewürdigt und geschätzt zu werden pflegen. Alsbald nach dem Tode des Herzogs Wilhelm nimmt Neumark seinen Lieblingsplan, sein Buch über den Palmenorden zu schreiben, auf, eine längst gehegte Idee, die wahrscheinlich wesentlich dazu beitrug, daß sowohl Harsdörffern als Birken lange Zeit die Mitgliederverzeichnisse in unberechtigter Weise vorenthalten wurden, bis letzterer endlich gegen teuere Kopialgebühren eine noch dazu unorthographische Abschrift erhielt, aber auch auf das künftige Erscheinen seines Palmbaums verwiesen wurde, der alles in korrekter Form bringen werde. Sehr interessant für die weitere Entwicklung des Palmenordens ist die Stimmung in Weimar, wo man sich bald für die Wahl Fürst Friedrichs zu Anhalt entschieden hatte, ein Beweis, wie die einst doch in Aussicht genommene Abwechselung der Leitung durch das anhaltische und weimarische Haus in Wirklichkeit bestand. Andererseits fühlen wir durch, wie lässig die Wahl eines Oberhaupts betrieben und in den leitenden Kreisen Weimars eine gewisse Gleichgültigkeit gegen diese sich geltend machte und Neumarken sogar Vorwürfe erwuchsen, daß er unablässig trieb und warm für eine definitive Wahl einzutreten bemüht war. Man sieht, wie Neumark in weit verzweigter Korrespondenz die Apathie zu bekämpfen und hervorragende Mitglieder zu gewinnen sucht, Weimars Hofkreise durch hervorragende Mitglieder zur Thatkraft hinzureißen. Er verfällt auf diesen und jenen Vorschlag, nachdem der Anhaltiner abgelehnt, er denkt an den Herzog Ernst von Gotha, der mit gewohnter Energie die ordnende Hand walten lassen werde; aber alles erscheint vergebens, da bald schon drei Höfe abgelehnt hatten, und zwar, wie Neumark betont, aus Rücksicht auf die großen materiellen Opfer, die dem weimarischen Hofe aus der Geschäftsleitung erwachsen waren. Es war ja wahr und in die beteiligten Kreise eingedrungen, daß in Weimar „kein Vierteljahr hingangen, da der Seelige Schmackhafte nicht von vornehmen Herrn mit einer großen Suite besucht wurde, um die Gesellschaft zu vermehren“. (Brief 24.) Wie schwierig durch die Ansichten über die auszuführende Wahl schließlich die Lage der Beteiligten geworden und Birken in ein Labyrinth geführt war, aus dem er unbedingt befreit werden mußte, zeigt der interessante Brief Neumarks vom 21. Februar 1666.

Fast war Neumark, der auch Birken einen hervorragenden Anteil an der treibenden Kraft zuerkennt, müde geworden, als sich endlich Aussichten auf die Wahl des Herzogs August von Sachsen eröffneten, zu dessen Beglückwünschung Neumark lebhaft anregte. Mit erneutem Mute trat er nun an die Herausgabe seines Palmbaums heran, damit, wie er sich in bezeichnender Weise ausdrückte, „manchem

Spötter das Maul gestopfet werde". Daß der Niedergang der Gesellschaft solche herausforderte, war für die Strömungen charakteristisch genug.

In den Briefen Neumarks sind eine Menge anziehender Nachrichten über die Entstehung seines Palmbaums niedergelegt, die uns einen klaren Einblick in den dornenvollen Betrieb litterarischer Thätigkeit gewähren. Einen nicht geringen Anteil an der Förderung dieses Werks hatte auch Birken, und mit Ungeduld sah Neumark dem endlichen Erscheinen dieses Buchs, das „für Fürsten, Herrn und vornehme Leute" berechnet war, entgegen, dem er als einem guten Buche eine weite Verbreitung, sogar bis nach Frankreich prophezeien zu können glaubte.

Seine rege Teilnahme an der Neugestaltung des Ordens bekundete Neumark auch nach der Überführung des Erzschreins nach Halle, wo er durch liebevolle Aufnahme durch das Oberhaupt gefeiert und einer fürstlichen Belohnung würdig erachtet wurde, während Birken für die Überreichung seines damals vielgepriesenen Ehrenspiegels, der Neumarken als die Perle aller Leistungen der fruchtbringenden Mitglieder erschien, wie es scheint, lange auf eine fürstliche Gegengabe wartete, obwohl Neumark warm für sie eintrat. Mit besonders freudigen Erwartungen folgte Neumark den Thaten des neuen, für das Aufblühen der Gesellschaft thätigen Oberhaupts,[1]) dem er fortgesetzt neue Mitglieder empfahl, wenn er auch die Wahl dieser, wie die des bekannten Zahmel und Kempe, nicht ohne Schwierigkeiten durchsetzte. Letzterer, ein alter Studienfreund Birkens, der ihn in Nürnberg empfing, hielt sich, wie Neumark berichtet, längere Zeit bei diesem zu Weimar auf und hatte einen hervorragenden Anteil an der Bearbeitung der Neumarkschen Poetischen Stammtafeln, „ein Werk, das er besser," wie Neumark bemerkt, „als ich vermeint, ausgeführt" hat.

Es liegt nicht in meiner Absicht, den Inhalt der Briefe hier erschöpfend zu behandeln, in denen eine große Reihe Notizen sich bieten, die für persönliche und sachliche Verhältnisse sich der Beachtung wert zeigen. Die Briefe selbst sollen für ihre Bedeutung sprechen; sie werden den Beweis liefern, daß unsere Kenntnis von der Thätigkeit und den Beziehungen der fruchtbringenden Gesellschaftsglieder noch eine mangelhafte ist und für die fortschreitende Kenntnis einer bedeutenden Litteraturepoche sich auch im weiteren noch der von mir betretene Weg empfehlen dürfte, ihren brieflichen Erzeugnissen näher zu treten.

[1]) Der Fürst hielt darauf, daß das Gesellschaftszeichen zum wenigsten an Ehrentagen getragen werde. Neumark, der in diesen Äußerlichkeiten mehr, als gut war, suchte, fügt hinzu: „Hoffe also, es werde der Durchl. Palmenorden nunmehr in besseren Respekt gedeihen." (Brief 36.)

## 1.

1656 Juni 20.[1]

### Sigmund von Birken an Neumark.

Wohl Ehrnvester, Großachtbarer, Hochgelehrter, Insonders Hochgeehrter Herr und Hochwehrter Freund. Nachdem mir unlängst unser werther H. Calisius,[2] von demselben herrlichen Sinnbruten, hinterbracht, habe ich mir selber gratuliret von wegen der guten Gelegenheit um m. h. Herrn verlangbare gute Freund- und Kundschaft zuwerben, und die Anzahl meiner Freunde und Gönner mit einem lieben Subjecto zuvermehren. Sage m. h. Herrn freunddienstl. Dank, vor solch gegebenen Anlaß, und vor gedachter maßen übersendte wohlgeborne dessen Sinnkinder: Und habe mich unter denselben sonderlich belüstigt die schönen Eclogen und Hirtengespräche, als der ich von vielen Jahren hero an dieser Art Schrifften meine sonderbare Ergötzlichkeit gesucht. Inmaßen ich dann derselben, Geist- und Weltlichen Innhalts, in die 1½ Dutzet beysammen habe, und selbigen etwan bald, vor den Tag zukommen, erlauben werde, Deren Schäferenen eine, die letzte, hierbey kommet, nebenst andren Dicht-Sachen, welche ich unter meinen Scharteken zusammenraffen können, nachdem die viel übrigen mir von handen kommen. Caetera, publicae lucis facta jam dudum, als nämlich meine Friederfreute Teutonie,[3] und der Geistl. Weihrauch[4] ꝛc. werden m. h. Herrn albereit vor Augen kommen seyn. Wiewohl ich solche gern aus iedermanns Handen wünschen möchte, nachdem sie nicht also, wie ichs sehr gerne sähe, gedruckt worden, und ich sie ehstmöglichst anderst aufzulegen mit Godt gesonnen bin. Diese Herbst Messe, hoffe ich 4. meiner Schauspiele aus der Wolffenbütteler Druckerey zuliberiren. da ich dann m. h. Herren mit einem Exemplar bedienen werde. Sonsten habe ich aus übersendten Druck Sachen, etlichs anders mit Freuden verstanden. Sonderlich aber deshalb gute Correspondenz daselbst mit Mr. aus dem Winkel,[5] und mit Meß. den beyden H. Brüdern von Koßpoth[6] weil ich vordessen zu Jhena nunmehr vor 12 Jahren, das Glück gehabt, des Einen Stubengesell und Tischpursch zu seyn, und mit den Andern sonsten gute verträuliche Kund- und Nachbarschafft zupflegen. Welche zuverneuern ich Verlangen trage, solches aber, bis auf fernere Nachricht, verschiebe, und inzwischen bitte, an diese sämmtliche Edle Herren meinen dienstl. Gruß abzulegen, und sie meiner Dienst-ergebenheit zuversichern. Wiederüm erfreuete mich, m. h. Herren wie auch vor — Wohl Edel — erwähnten Mr. aus dem Winkel, der Hochlöbl. Fruchtbringenden Gesellschafft wehrte Mitglieder zuwissen: Worzu denenselben ich alle hohe Aufnahme und Ersprießlichkeit von Herzen wünsche. Jch meins Theils habe schon von vielen Jahren hero diese Ehre verlanget, auch, deshalben mich würdig zumachen, zu excolirung der alt-Teutschen Treue und Neu-Teutschen Sprache fleißmöglichst cooperirt: quo effectu et fructu, ingenuo sub Judice lis sit. Gleichwohl, wie ich bey wohnender Demut noch auch keiner Ehre würdig achte, also habe ich auch niemals erkecken mögen, mich um diese zu bewerben.

---

[1] Briefe ohne Quellenangabe befinden sich sämtlich in Weimar. Die unbedeutenderen, namentlich die von Neumark, sind im Auszuge mitgeteilt, Stellen aber, die sich genau an das Original halten, in Anführungszeichen gesetzt.

[2] Joh. Heinrich Calisius, der früh mit den Pegnitzschäfern in Verbindung trat und schon 1655 sich litterarisch in dieser Richtung bekannt gemacht hatte. Siehe auch Goedeke, Band 3.

[3] Die fried-erfreuete Teutonie. Nürnberg 1652.

[4] Geistlicher Weihrauchkörner oder Andachtslieder I. Dutzet. Nürnberg 1652.

[5] Hans Ernst, seit 1681 Mitglied.

[6] Friedrich und Wilhelm, die erst 1659 Mitglieder wurden.

Nachdem aber nunmehr vor Jahresfrist, fere praeter votum et voluntatem, von der Röm. Kayſ. May. Unſerm allergnädigſtem herrn, mir triplex honor, ut Comitiva cum adhaerentibus privilegiis, Nobilitas hereditaria, et aureus Torquis, una eademque vice, allergnädigſt conferiret und verehrt worden, als gerahte ich auf die Hoffnung, horum gratialium, si non alio testimonio, der Mitgliedſchafft würdig erkannt zuwerden. Ich verlangete den Nahmen des Weidenden; zum Sinnbild, die Tauſendſchön, Amaranthum, oder ſonſt ein Feldkraut, welches ſich ſchicken möchte zu dieſer Beyſchrifft: Zu mancherley Nutzen. Ich recommendire dieſes mein Verlangen m. h. Herrn als einem vielmögenden Mitbeförderer, und bitte üm gg. Einraht und nachrichtliche Antwort. Will, auf Gutachten, Ihr F. G. dem Theuerwehrteſten Oberhaupt, hierüm unterth. mit der Feder aufzuwarten, wie auch dereinſt ſo hohe Gnade gehorſam = dankbarlich zuverdienen, mich unverdroſſen und unvergeſſen finden laſſen. Thue im übrig, nächſt Göttlicher Empfehlung, die theure Verſicherung, daß ich leben und ſterben wolle.

Meiner Hochgeehrten Herrn

Dienſt=Ergebener

Nürnb. d. 20. Jun. A° 1656. Sigmund von Birken C. P. C

## 2.

1658 März 19.

### Sigmund von Birken an Neumark.

Edler, Veſter und Hochgelehrter, Inſonders Hochgeehrter Herr und Hochwehrter Freund. Derſelbe wird ſich annoch großg. zuentſinnen wiſſen, was maſſen nunmehr faſt vor 2 Jahren[1] an denſelben von mir ein Grußbrieflein abgelauffen, in welchem Mein hochgeehrter Herr von mir dienſtfr. um die Beförderung meines Verlangens, in die Hochlöbl. Fruchtbringende Geſellſchafft, als ein geringes iedoch Ehrliebendes und Treu=Teutſches Mitglied gnäd. ein= und aufgenommen zuwerden, erſuchet worden. Wie nun ſeither ich ſo glückſeelig nicht geweſen, von m. h. Herrn ein paar erfreuliche Antwortzeilen zuſehen, Als habe ich, nebenſt deſſelben großwichtigen Beſchäfftigungen, deſſen Urſache auch dieſes zuſeyn erachtet, daß, da mir ſolche Einnahme gewißer Bedenken halber noch zur Zeit abgeneinet werden wollen, Mein Hochgeehrter Herr mir ſolches zu hinterbringen, aus Höflichkeit Verſchub genommen. Gleichwol habe indeſſen aus H. Grafen von Windiſchgrätz Gräfl. Gd. gnäd. Berichtzeilen, ſoviel vernehmen können, wiedaß nämlich m. h. Herrn Ihme gg. belieben laſſen, meiner wenigen Perſon mit wohl=empfehlendem Vorſpruch unterth. zuerwähnen, und daß hochgedachte Ihr. Fürſt. Gd. ſonderlich auf Vorbitte des Kühnen[2] und Unglückſeligen,[3] meinem tiefſſten Bitten zu deferiren gnäd. entſchloſſen worden, Als verſichre hiemit Meinen hochgeehrten Herrn, wie daß ich, ſolche mir erwieſene Gunſt und hohe Freundſchafft zuerwiedern, mich iederzeit von demſelben wolle dienſtfärtigſt finden laſſen. Hochbenahmter H. Graf berichtete dazumahl zugleich mit, wiedaß mir der Nahme der Erwachſene, vermeynet ſey, ſamt dem Kraut, weiße gedoppelte Violen, und dem Beywort, zu Größern Ehren. Nun habe ich dazumahl gegen Ihr. Gräfl. Gd. mich in Antwortt vermerken laſſen, wie daß ich zu einem Sinnbild die Blum Floramor (ſonſt Amaranthe oder Tauſendſchön genannt) oder aber das Birkenbäumi verlangte, wo das erſte noch nit vergeben oder das lätzere, als ein

[1]) Siehe den vorigen Brief.
[2]) Gottlieb Graf von Windiſchgrätz.
[3]) Johann Wilhelm Freiherr von Stubenberg.

Baum (wiewohl es nur ein Bäumt ist) zuvergeben üblich wäre, welches ihr dann Ihr Gr. Gd. wohlgefallen lassen, und zu dem ersten den Nahmen, der Sprechende, mit dem Beywort, Von unvergänglichen Dingen (absehend auf mein Vorhaben eine Geistliche Gespräch Lust zuverfassen) zu dem andern aber den Nahmen, der Begrünte, mit dem Wort, Wann er ausgeweinet, oder, der Grunende, das Wort, Im Weinen (absehend auf die im Früling Wasser-weinende Birken,) vorgeschlagen, wie ich dann nit zweiffele, es werde von Ihr Gr. Gd. Meinem Hochgeehrten H. Bericht hievon ertheilt worden seyn. Solches ware dazumahl mein Bedenken. Dafern aber solche Nahmen oder Sinnbilder allbereit vergeben, oder vor unschicklig erachtet würden, wäre ich auf den Fall mit dem erfundenen Nahmen wohl zufrieden, und empfehle nochmals diß mein Verlangen M. h. Herrn vielvermögender Empfehlung und Vorspruch bey Ihr. F. Gd., davor mich verbundenst verschreibend. Und weiln unlangst, durch allweiße Verordnung des Himmel. Ehestiffters, mit gutem Raht und Vorbedacht auch herzlicher Anruffung Gottes, ich mich mit der Edlen gr. Fr. Margaretha Magdalena Müleggin, gebohrnen Göringin,[1]) Wittiben, in ein Ehegelübde eingelassen, welches G. G. nach Ostern in der Fürstl. Brandenb. Hof Sitz Stadt Bayreuth, (allwo meine Vertraute behauset und begütert ist, und ich auch alda forthin meyn freyes Wohnen haben werde) durch Priesterl. Trauung und gewöhnliches Hochzeitmaht, soll vollzogen werden, als will M. h. Herrn, dasselbige mit seiner angenehmen Gegenwart zieren und ehren zuhelffen, hiemit dienstfr. ersuchet haben. Weiln aber, sowohl wegen desselben fürwichtiger Geschäffte, als auch wegen der Entfessenheit, ich so einen wehrten Gast nicht hoffen kan, als thue ich noch diese Bitte hinzu, Mein Hochgeehrter Herr geruhe, mit einem (seiner Musa gewonheit nach) süß klingendem Zurufflied mich zubeehren, und also, wo nicht mit dem Leibe, doch mit einer wohlgemeynten Wunschfeder sich bey meinem Ehrentag einzufinden. Werde mir hinwiederüm, zu aller Zeit und Gelegenheit demselben zu dienen befehlen lassen, als derjenige, der nächst Göttl. Empfehlung, sich treumeynend nennet

Meines Hochgeehrten Herrn

Färtigster Diener

Nürnb. d. 19. Mart. Sigmund von Birken.
A° 1658.

P. S. Bitte, Mein Hochgeehrter Herr wolle mir von seinem Amts Tittel gewißen bericht geben, damit ich künfftig, wann denselben ferner mit Schreiben bedienen werde, keinen Fehler begehe.

Orig. auf Quart.

## 3.

1659 Januar 9.

### Sigmund von Birken an Herzog Wilhelm von Sachsen.

Durchleuchtigster Hochgebohrner Fürst. Gnädigster Fürst und Herr.

Als der Römische Edelman Ovidius, in seinen Verwandlungs-Büchern anführet, was massen von dem großen Jupiter der Arkas unter die Gestirne, und der Herkules und Eneas in die Zahl der Götter aufgenommen worden, hat er vergessen, auch der Reden zuerwähnen, mit welchen selbige vergötterte Personen bey ihrem Eintritt in die Himmels Gesellschaft, dem Götterbhoden werden gedanket haben. Ich will aber vielmehr gläuben, er habe solches unterlassen, nicht aus Vergessenheit, sondern, weil seine sterbliche Feder unfähig gewesen, vor sothane gleichloße und

[1]) Näheres bei Schmidt, S. 499.

unermeßliche Gnade der Verunsterblichung, eine gegenwagebare Dankrede zuerdenken und aus zudichten. Da nun dieser hochschwebende Adlerskiel, welcher mit allen andern Welt-KunstFedern nit nur Flugwettstreit sondern auch vorzugsiegprachtet, ihme dißfalls selber gemistrauet: mit was Glückerfolg wird dann mein Erdfladterender Gans Kiel sich unterwinden, vor dem großwürdigsten und höchstwehrtesten Ober Vater einer Weltlöblichen Irdischen Göttergenoßschafft dankredselig zuerscheinen, nachdem ich diesen Glücksgipfel erstiegen und beseeligt werde mit der Gnade übermaße, in dieselbe mit einzutretten? Dieses weiß ich wohl zusagen, daß der Durchleuchtigste Schmackhaffte mir seine hohe Gnade zu schmecken und zu kosten gibet: aber meine tiefschuldigste Dankpflicht weiß ich nicht auszusagen. Gnädigster Fürst und Herr! Da E. Durchl. auf großmögenden Vorspruch meiner gnädigen Herren, des Kühnen und Unglückseeligen, mich in den hochlobseeligen Palm-Orden erheben, was hädten Dieselbe mir vor einen schicklichern Nahmen gnädigst aneignen können, als des Erwachsenen, mit dem Beyworte, zu größern Ehren? Dann, eben durch diese Einnahme ich mich zu solchen Ehren erwachsen achte, gegen welche ich alle andere, so mir lebenslang zugewachsen oder noch zuwachsen möchten, ringschätze, als womit ich mein langes Verlangen erlanget zuhaben mich erinnere. Vor E. Durchl. lege demnach hiermit ich, zu unterthänigstem Dank vor sölche Gnadbeseeligung, nieder mich selber und diese theure Versicherung, daß ich, selbige abzudienen, nicht allein E. Durchl. als dem Quellbrunn meines gewünschtesten Ehrglückes und meinem höchstgeehrtestem Oberhaupt, zu gehorsamsten Diensten mich gebohren zuseyn lebenszeit achten, sondern auch mich bästvermögentlich höchstämsig befleißen wolle, der hochlöbl. Fruchtbringenden Gesellschafft zwar geringes iedoch unverwerffliches und mit unfruchtbares Mitglied erfunden zuwerden, und, was meine Wenigkeit zu hoher Aufnahme des Edlen Palmbaums mit der Feder und sonsten beywürken kan, nichtes zuunterlassen, auch, meinem Nahmen gemäß, allen ersinnlichen Wachstum bey zutragen. Wünsche indessen, daß E. Durchl. sowohl den fürstentum und Landen, als dem löblichsten Palm-Orden in gesundem Auf- und hochFürstl. Wohlwesen, dieses und noch viele kommende Jahre, vorstehen, und daß das von dem hochseel. Nehrenden aus vielen Frucht Körnern gestifftete Nährhaffte Weitzenbrod, unter der Regirung des höchstwehrtesten Schmackhafften, an lieblichstem Geschmack reichlich zunehmen möge. Habe hierbey auch E. Durchl. eine von meinen geringen Zimbruten, den Ostländischen Lorbeerbaum[1]) (weiln die andern entweder nit mehr vorhanden, oder solcher Beylage nit würdig) als ein Opfer und Denkmahl meiner unterthänigsten Ergebenheit, gehorsamst überreichen wollen, ob sie vielleicht, des Inhalts halber verdienstbar seyn möchte, dem Schrifftenschreine der Fruchtbringenden einverleibt zuwerden. Thue hiemit E. Durchl. mich zu Fürstl. hohen Gnaden, und den Wachstum meiner weißen gefüllten Veilchen vom ungungpreißbaren Palm-Schadten, untergebenst empfehlen, derjenige, der keine größere Ehre verlanget, als die er allbereits erlanget, nämlich zuseyn und zuheißen, zuleben und zusterben

Des Durchleuchtigsten Schmackhafften
als
Meines gnädigsten Fürsten und Herrn

Unterthänigster Knecht
Der Erwachsene
Sigmund von Birken
Com. Pal. Caes.

Bayreuth d. 9 Jan.
Aº 1659.

Orig. auf 1 Folio-Bogen mit noch erkennbarem Abdruck des Petschaftes.

[1]) Ostländischer Lorbeerbaum. Nürnberg 1657.

## 4.

1659 Januar 9.

### Sigmund von Birken an Neumark.

Edler Vest und Hochgelährter, Insonders großg. vielgeliebter und hochgeehrter Herr und Freund.

Nächst Voranwünschung eines Glück- Friede- und Freud-blühenden selbsterwünschlichen Neuen Jahres, und Vorentbietung meiner freundwilligen Dienste, ergreiffe ich hiemit die Feder zum dritten mahl, denselben zubegrüssen und meiner Freunddienstneigung zuversichern. Zumahlen da mir von meinem gnädigen Herren, dem Kühnen und Sproßenden, Nachricht einkommen, (wiewohl, wegen meiner Abwesenheit beydes von Nürnberg und von Hause etwas spate) wiedaß der Durchleuchste Schmackhaffte, mein gnädigster Fürst und Herr, meine Einnahme in die hochlöbl. Fruchtbringende Gesellschafft, unter dem Nahmen des Erwachsenen, dem Kraute, weiße gefüllte Veilchen, dem Beyworte, zu grössern Ehren, auf Empfehlung, nebst hocherwähnten Gesellschafftern, auch des wehrten Sprossenden, gnädigst verwilligt.[1]) Wie mir nun solches erfreulich zuvernehmen gewesen, als übersende hiemit an Ihr Durchl. ein unterth. Dankschreiben, samt einem Exemplar meines Ostländischen Lorbeerhayns, dienstfr. bittend, Mein Hochgeehrter Herr solches mit bäster Empfehlung überreichen, und was ferner zu Werkstelligung meiner Einnahme dienlich, ferner gg. übernehmen wolle. Sage dienstl. Dank vor sothane Beförderamen Vorspruch mit Versicherung, daß M. h. Herr hinwiederüm mit mir als seinem Diener soll zu verfahren, und, wo Ihme von mir etwas lieb-angenehmes zuwachsen kan, zuschaffen haben. Ich werde, wo ich lebe und mir Radt hilfft, als ich dann hoffe, mit meinem Hauswesen mich wiederüm nach Nürnberg hinein verwandeln, (weiln dieser Ort etwas abgelegen auch vor die frenere Mühen zu wilde ist) da dann zum Briefwechsel bässere Gelegenheit sich anhändigen wird. Mit meinem Gemählde und Wappen verzieht sichs etwas, weiln dieser Orten kein rechtschaffener Mahler, zu Nürnberg aber, wegen meiner Abwesenheit, es langsam dahergehet. Sonst mangelt auch noch das Huictain[2]) unter das Gemähl, und weilen mir nit anderst bewust, als daß solche von Mitgesellschafftern pflegen beygesteuret zu werden, als ersuche m. h. Herrn üm dieses Allmosen, mich zue Gegenfreundsdiensten verschreibend. Mein hochgeehrter Herr hat mir mit einem Hochzeitgedichte pp. gewillfahret, so ich aber noch nit empfangen, und hat der Unglückseelige, dessen Hochfreyh. Gd. mir letztmals nit von Haus sondern von Wien aus (alda auf die Reichs HofRahtstelle wartend) geschrieben, und den Brief nit bey sich gehabt, mich allein darauf vertröstet. Inzwischen bedancke mich davor dienstl. und wünsche Gelegenheit, in Kurzem gleiches mit gleichem zuerwidern. Nächst Göttl. Empfehlung und in erwartung desselben geliebter Antwort verharre ich

Meines Hochgeehrten Herrn,

des wehrten Sprossenden

Dienstbegieriger Gesellschaffter

der Erwachsene

Bayreuth d. 9. Jan. A° 1659.

Sigmund v. Birken C. P. C.

Orig. auf Quart.

[1]) Aufgenommen 1658. Diplom aber erst von 1662 den 28. Februar.

[2]) Gedicht von den üblichen 8 Versen.

## 5.

### 1659 Juli 16.

### Sigmund von Birken an Neumark.

Edler, Vest und Hochgelährter, Insonders Hochgeehrter Herr.

Wiewohl mich langsthero verlanget, von demselben ein paar an mich geschriebene Zeilen zusehen, so kan ich doch das Glück nit erlangen und müsten ehe die Boten untreu werden. Zwar weiß ich, wann der Nürnb. Ordinarius etwas an mich lautendes in die Hand bekommet, daß es mir gewiß zukommet: von diesem Brief aber, wovon Ihr. HGräfl. Gd. von Windischgrätz mich gnäd. berich,tet, will im Botenhaus niemand wissen, muß er also zu Jhena übel geliefert worden seyn. Gleichwohl ist hieraus, mein bisheriges Stillschweigen und Verzug mit einsendung des Gesellschafftgemälds, zum theil entsprungen, so vielleicht von Ihr. Durchl. un gnädig vermerket wird. Bitte also dienstfrl. Mein Hochgeehrter Herr wolle gedachten Verschub bäst entschuldigen, Ihr. Durchl. mitkommendes Schreiben sampt dem Perment in meinem Nahmen unterth. einhändigen, und im übrigen was zu meiner Einnahme Beförderung fürträglich seyn mag, ferner großg. beytragen. Beyde meine gnädige Herren und Patronen, der Kühne und der Unglückseelige, haben vor mich geschrieben, also wird auch einem von beyden meine Einnahme zustehen: doch ohne Maßgeben: es steht zu Ihr. Durchl. gnäd. Wahl und Wohlgefallen. Mein Hochgeehrter Herr erinnere, womit oder worinn ich Jhm dienen kan: Er wird befinden, daß ich, nächst Göttlicher Empfehlunge, mich in der Warheit nenne

Meines Hochgeehrten
H. Gesellschaffters
Des Sproßenden
Dienstfreundwilligster
Der Erwachsene

Bayreuth d. 16. Juli
Aº 1659.

S. v. Birken C. P. C.

NS. H. Jacob Sandraet,[1]) so nun eben von Nürnberg kommen ist, läßt schönen gruß vermelden.

Orig. auf Quart. Eine Notiz besagt: beantw. d. 7. September 1659.

## 6.

### 1659 Juli 16.

### Sigmund von Birken an Herzog Wilhelm.

Durchleuchtigster ꝛc. Meine Feder, ob sie schon ihr wohlbewust ist, daß sie einer Erdsladterenden Gans ausgerupfft worden, erkühnet doch abermahls, gleich einer Schwan- oder Adlersfeder, sich hoch empor zuschwingen, an die Sonne und an die Sterne zufliegen. Zwar kan ich sagen, indem E. Hochf. Durchl. meine wenige Person in dero hochlöbl. Fruchtbringende Gesellschafft gnädigst erhoben und mir den Nahmen des Erwachsenen zugeeignet haben. Dieselbe meine sonst — schwache sittiche zu sothaner Stärke, die mich zu so hohem Flug krafftfähigk, erwachsen, gemacht, ja mich selber aus einer Gauß in einen hochfliegenden Schwan verwandelt. Dannenhero ich mich vor dißmahl besorgen muß. E. Hoch Fürstl. Durchl. werden, nicht so sehr diese meine Flugkünheit, als meine bisherige Lässigkeit um die bestätigung meines Ehrwachstums

[1]) Kupferstecher und Verleger in Nürnberg, Bekannter Neumarks von Danzig her.

und meiner Einnahme unterbittlichſt einzukommen, in Ungnaden vermercken. Ich bitte aber unterthänigſt, E. Hochf. Durchl. wolle ſolangen Verzug nicht eine Nachläſſe nennen, ſondern denſelben meinem Misverhängniß heimgeben, welches mich bishero genothzwänget, in ein- und andre unumgängliche Reiſegeſchäffte verwickelt, und alſo meinſt auſer Haus, zuleben. Zudem, da ich ſchon wäre anheimig geweſen, hädte mich doch der Briefträger Unfleiß verkürzet, als welche mir ein verlangtes Nachricht briefl des Sproſſenden enttragen und vorbehalten, und alſo in dieſem Geſchäffte mich etwas unentſchloſſen gemacht. Nachdem aber Ihr. Gräfl. Gd. der Kühne, auf mein gebührender maßen beſchehenes Anfragen und Erinnern, meine Gedanken in gewißheit befäſtiget, habe ich, von Reisverrichtungen nun wieder etwas entwickelt, alſobald mein Wappen und Gemähl auf dieſes Perment entwerffen laſſen, welches vor E. Hochf. Durchl. ich hiemit gehorſamſt niderlege, mit unterthänigſter Bitte, mir das große Ehrglück, daß es dem Geſellſchafft Schrein einverleibt und beygelegt, und daß meine Einnahm, durch Ertheilung des gewöhnlichen Geſellſchafft-Bandes, beſtätigt werden möge, gnädigſt wider fahren zu laſſen. E. Hochf. Durchl. bediene ich nochmals mit unterthänigſtem Dankſpruch, vor die hohe Gnade der Genemhaltung, ſowohl meiner wenigen Perſon zu ſo anſehnlicher Mitgliedſchafft, als auch meines jüngſt-überſandten Oſtländ. Lorbeerhayns. Wird nun hinfüro meiner gröſten Sorgfalten eine ſeyn, daß von der hochlöbl. Genoßſchafft der Nahme des Erwachſenen vor Fruchtbringend möge erkannt werden. Im übrigen, E. Hochf. Durchl. glücklichſte Regirung und alles Fürſtl. Hochwolweſen treueiferigſt anwünſchend, empfehle Deroſelben ich mich hiemit zu hochFürſtl. Gnaden und widme deroſelben mich zu nur erſinnlich-gehorſamſten Dinſten als derjenige, der vor eine ſeiner gröſten Glückſeligkeiten achtet, daß er ſich nennen mag

Des Durchleuchtigſten Schmackhafften
als meines Gnädigſten Fürſten und Herrn
und höchſtgeehrtſten Oberhaupts
Untergebenſt-Gehorſamen
Knecht
Der Erwachſene
Sigmund von Birken C. P. C.

Bayreuth d. 16. July
A° 1659.

Orig. auf Folio.

## 7.

### 1659 Auguſt 17.

### Neumark an von Birken.

Edler, Veſter ꝛc., Deßelben beliebtes, den 16 Julii[1]) an mich abgefertigtes Handbrieflein, neben dem gemahlten Wapen und fr. Schreiben, iſt mir wol eingehändiget, wie nun meine Schüldigkeit erfordert, alles dasjenige was der fruchtbr. Geſ. zuträglich, und dero Mittgliedern beförderlich, fleißig zu beobachten; alſo habe Ihr Fürſtl. Durchl. dem Schmakkhaften, ich ſolches alsbald gebührend überreichet, die Schreiben neben dem Gemählde den Acten angefüget und das Wapen in das Geſellſchafts-Stambuch bringen laßen. Mein gn. Herr hat es wol empfunden, daß derſelbe, es danknehmig angenommen und das Wapen zum Ertzſchreine geſendet, ſoll dem wehrten Erwachſenen Glükk und Heyl zur Eintretung wünſchen, und daß Er die teutſche Sprache ferner vermehren ſoll, wie Er ſchon löblich gethan, auch von

[1]) Brief fehlt in dem Erzſchrein.

allem was er geschrieben, ein Exemplar zur Gesellschafts Bibliothec einsenden, sonderlich begehren Ihr Durchl. gern zu sehen, die Comoed. von Teutschland, derer Titel mir entfallen.[1])

Über dieses kan Demselben ich nicht bergen, daß bei der Gesellschaft Herkommens, daß jedweder neuer Gesellschafter, — Ich rede aber nicht von dem wehrten Erwachsenen, sondern von Andern, die nicht studirt, kaum ihren Nahmen schreiben können, und doch mit eingenommen werden hir in loco. da es mir geschiehet aus gnaden — zum wenigsten einen Ducaten in den Ertzschrein liefern muß, von welchem, das Wapen gemahlet, und andere des Schreins Nohtwendigkeiten erhalten werden, das Übrige ist von dem Oberhaupte dem Secretario als Ertzschreinhaltern, als ein Stück der Besoldung zugeeignet. Vor 8 Wochen sind des Landgrafens zu Hessen-Cassel[2]) Durchl. neben 12. seiner vornehmen Bedienten alhier eingenommen worden, da der principal mir einen schönen Pocal von 23 Rthl., und jeder der Seinigen 2 Thlr. zum Schreine liefern laßen, item vorm Jahre Chur Sachsen mit 10 vornehmen Officiren[3]) und Edelen, da mir auch ein statliche Recompenz von etlichen 50 Thll. worden. Und vor 14 Tagen der Mittere Printz von Braunschwig Wolfenbüttel,[4]) welcher mir vor seine Person einen Demantring von 7 Thll. verehret, sonst ist nur ordentlich, außer Standespersonen, in dero gnäd. Discret die Verehrung bestehet, ein Ducaten, wie schon gemeldet, und wundert mich, daß von dem Stiftenden,[5]) dem Kühnen[6]) und Verdienenden[7]) noch nichts einkommen. Da doch derer Einnahme schon vor 5 Jahren gesuchet und durch mich, als ich die Aufsicht bekommen, vor 2 Jahren zu Werk gericht worden. Und beruhet aller Abwesenden Einnahme, ohne Ruhmrede, bei meinem Vortrage, wie denn ohnlängst eine Person, von einer Fürstl. Person darzu recommandirt. so ich beide nicht nennen mag, demnach mir aber Supplicant wol bekandt und ich ihn nicht allerdings würdig schätze, ist die Einnahme verblieben. Sobald von meinem gnädigen Herrn dem Kühnen und Unglückseligen, mir, nebst den Fürstl. Schreiben, zugeschrieben worden, üm des Erwachsenen Person beßtermassen anzubringen, habe ich auch bald darauf die Einnahme erhalten, wie wol der von Birken in seinen Schriften mir ohne das sehr wol bekandt und dessen Würdigkeit die Gesellsch. zu vermehren genugsam erhellet. Übrigs weil ich vernehme daß mein im May an meinen hochgeehrten Herrn abgelassene Dankschreiben, vor übersendetes Büchlein der Österreich. Vorberhain betittelt, nicht zu recht kommen, als wil ich solches wiederhohlt haben, und ist solch schönes Büchlein dem Durchl. Schmakkh. sehr lieb gewesen. Ich übersendete gern wieder dargegen etwas, so habe ich nichts bey handen als was in öffendlichen Buchläden feil stehet. Und leit mein itziges mir anvertrautes Amt, mir keine Stunde zu, in poeticis, philolog. und dergleichen Sachen etwas zu thun, daß also bey mir,

[1]) Er meint „Die Deutsche Schaubühne, Nürnberg 1655.

[2]) Landgraf Wilhelm, Friedrich Casimir Graf von Hanau, August Graf zu der Lippe, Gottfried von Wallenstein, f. j. geh. Rath, Georg Friedrich von dem Born, Laurenz du Bois dit Challion, Johann von Meusebug, Levin Ludwig von der Gröben, Johann Ernst von Thiesenhausen, Friedrich von Wangenheim, Hans Wilhelm von Neudel und Johann Adam von Wikkersheim.

[3]) Johann Georg Kurfürst, Heinrich Freiherr von Friesen, Rudolph von Reitschitz, Obrister Ulrich Graf von Kinsky, Wolf Lorenz Freiherr von Hofkirch, Christoph Vitzthum von Eckstet, Friedrich von Werthern, kurf. Appellations Raht, Ludwig Gebhard von Hoym, Wolf Conrad von Thumshirn, Geh. Rath ꝛc., dagegen gehören Hans Christoph Pflug und Aug. Friedr. von Metzsch ins Jahr 1659.

[4]) Anton Ulrich.

[5]) Graf Maximilian von Sprintzenstein.

Gottlieb Graf von Windischgrätz.

[7]) Johann Rudolph Schmid Freiherrn von Schwartzenhorn.

das ehmals hochbeliebte Stud poet. und Music. gäntzlich todt, und mir gäntzlich gute Nacht gegeben hat. Wiewol ich nicht vermeint solch mühselige Verrichtungen in Cantzeleyen, auf mich zu nehmen, doch danke ich dem lieben Gott, daß ich endlich einen festen Fuß in meiner Wolfahrt gesetzet, ob es schon schwehr und mühselig im Anfang fallet. Dieses ists, was meinem hochgeehrten Herrn, ich zur dienstlichen Nachricht bey höchster Eyl, massen solches die ungeschickligkeit des Stuli satsam bezeugt, überschreiben wollen, und verharre unabsetzlich

Des hochwerthen Erwachsenen

Dienstfertigster Sprossender

G. Neumark, F. S. Reichs- u. Vice-Kammer secr

d. 17. Aug. 1659.

Orig. auf Quartb. ohne Couvert im Pegnesischen Blumenorden.

## 8.

### 1661 Juni 20.

### Sigmund von Birken an Neumark.

Edler, Vester, Hochgelährter, Hochgeehrter Herr und Wehrter Gesellschaffter. Wiewohl ich eine geraume Zeit hero willens gewesen den wehrten Sprossenden mit einem Grußbriefl zubesuchen, so haben doch meine überhäuffte Geschäffte mich nit wollen darzu kommen lassen: welche Unmuße mich auch vor dißmahl nit so umständlich schreiben lässet, als ich gern wolte. Ich habe mich seither von Bayreuth wieder nach Nürnberg verwandelt, aus Ursache, weiln von der Röm. Keyf. May. unsrem allergnst. Herrn mir ein Geschichtwerk, das Haus Habsburg und Erzhaus Oesterreich belangend, so vor 100 Jahren durch einen Fugger entworffen worden, und bis auf Keyf. Maximilian I langet, zuübersehen, zuvermehren und zubässern allergnst. aufgetragen worden, werden über 100 Kupferfiguren und in 1000 Wappen mit hinein kommen. Inzwischen ist mir mein seel. lieber H. Schwehervadter todes verfahren, wodurch ich in große Unruhe mit der Erbschafft-anmassung gesetzt und also an annehmlichern Geschäfften behintert worden. Hat also seither der Erwachsene mit nichts können zu stand kommen, um, sich vor Fruchtbringend zubehaupten: hoffet aber, nuenmehr sich nach und nach von der Unmuße zu entwickeln, und die Feder etwas freyer zuführen. Wiewohl gedachtes Geschichtwerk förderlichst zum Druck verlanget wird, und ich also demselben meine meinste Stunden widmen muß. zumahlen es eine mühsame arbeit ist, und ich alle Universal-Keyser- und Oesterreich. Chroniken zuhülff nehmen muß.

Beykommend hat Mein Hochgeehrter Herr zuempfangen, weil ich vor mich selber nichts zuhenden habe, ein fremdes Schrifftwerkl, so allererst an den Tag kommen. Der H. Verfasser,[1]) ist Ihr. Durchl. Herz. Philipsen zu Holstein-Glücksburg hochbetrauter Raht und des jungen Prinzen,[2]) der sich itzt bey seiner Fr. Schwester zu Bayreuth[3]) aufhält, sein Hofmeister, ein wackers Subjectum, dessen Verstand und Wesen zumtheil aus dieser Übersetzung und der Dedication abzunehmen. Er hat itzt des H. Charron's[4]) treffliches Werk von der Weißheit zu übersetzen unter handen

[1]) von Rysels Aristippus fehlt bei Goedeke.

[2]) Christian, geboren 1637.

[3]) Marie Elisabeth, geboren 1628, gestorben 1664.

[4]) Pierre Charron, Livre de la Sagesse: ob gedruckt? Goedeke weist nur eine Übersetzung von „Die Eifersüchtige Zelodute" aus dem Französischen o. O. u. J. 12, nach, sollte diese das Werk von Rysels sein?

Er verlangt, so dieser Kunstfleiß dem Edlen Palm-Geschmack annehmlich seyn möchte, unter dem Palm-Schatten forthin Früchte zubringen. Wann mir erlaubt wäre, Ihr. Durchl. dem Höchstwehrtesten Schmackhafften und dem Palm-Orden als Mitglied unterth. aufzutragen, wolte ich mich lassen durch ein unterth. Schreiben an Ihr. Durchl. unternehmen und ein gebunden Exemplar des Aristippus mit beyzulegen, wie ich dann ohnedem meine Teutonie, so ich dieser tagen im Buchladen noch gefunden, auf Gnädigst begehren einzusenden habe, nit vergessen. Mein Hochg. Herr wolle mir seine Gedanken hierüber unbeschwert mittheilen, und seines meinstmögenden Orts H. von Ryssel zur Einnahme befördern helffen, von welchem Er sich auch gewisser Dankbarkeit zuversehen hat. Dieses in höchster Eile, wie auch der Bote abfärtig ist. Der Sprossende wolle den Erwachsenen, nun wir gewisse Post beym Leipziger-Ordinario haben, zuzeiten mit einem Mußbriefl zuerfreuen und von den Palm-begebnißen nachricht zugönnen belieben lassen, sich versichernd, daß ich, nächst Göttlicher Empfehlung, mich lebenslang werde finden lassen.

Des Hochwehrten Sprossenden
willfärtigster Diner.
Der Erwachsene
S. v. Birken C. P. C.

P. S. Bitte, der Sprossende mich seines Titels belehren wolle, damit ich in der Aufschrifft keinen Fehler begehe.

P. S. Hochgeehrter Herr. Weil diß Briefl samt Aristippo, wegen unversehener entgehung der gelegenheit ligen blieben, unterdeßen aber die Teutonie samt einem Exemplar Aristippi gebunden werden können, als übersende hiemit beydes mit gl. bitte, m. h. Herr wolle Ihr Durchl. die Teutonie in meinem Nahmen unterthst. überreichen, und dero mich zu höchsten Gnaden empfehlen; auch, wo es derselbe vor gut ansihet, den Aristippum zeigen, und des Autoris oder vielmehr Translatoris im besten gedenken. Wird H. Uebersetzer anderweit Ihr. Durchl. mit einem schöngebundenem Exemplar unterth. zubedienen wißen, habe diß vor mich gethan. Bitte nochmals um antwort und Nachricht ut supra.

Nürnb. d 20 Jun.
a° 1661.

Orig. auf Quart.

## 9.

1661 [Anfang August].

### Neumark an von Birken.

Bekennt Empfang des Schreibens vom 20 Juni, wünscht Glück zur vorhabenden „ruhmbaren Arbeit", wünscht gegen Bezahlung ein Exemplar für den Herzog und eines für sich. An von Ryssels Beförderung soll es nicht fehlen, ein Ansuchungsschreiben desselben ist nötig, sowie ein Exemplar einer von ihm verfertigten Arbeit, was an ihn zu adressieren ist „sonst werden dergleichen Schreiben im F. Gemache leicht verlegt, oder verliehren sich gar, wie es denn zweymal geschehen." Er sendet ein Paket an den Unglückseligen, worin Vollmachten wegen Gf. Jörgers und des jungen Herrn von Stubenberg Aufnahme sind. „Dafern ich den Wehrten erwachsenen bemühen darf, werde ich mich künftig dessen beliebter Briefwechselung und Freundschaft, an stat des Seligsten Spielenden,[1]) meines ehmals Hertz Vertrauten Freundes gebrauchen. Habe schon lange in Nürnberg

[1]) Harsdörffers.

wieder einen Vornehmen Freund gewünschet, und weil der liebe Gott, ihn von Bareit wieder an solchen vornehmen und den Musen wol anstehenden Ohrt geführet, ist es mir desto erfreulicher. Er verlangt ein Mikroskop „ich habe vor diesem in Warschau gar kleine gesehen, sind kaum wie ein großer Fingerhuth gewesen und haben doch (salv. ven.) einen Floh, wie eine kleine Heuschrekke vorgestellet.“ Bittet Nachricht über einen Formschneider, der hohlgeschnittene Formen macht. Sendet eine Leichpredigt.

Orig. auf Folio im Pegnesischen Blumenorden. Aufschrift: A. 1661. LLIV der Sprossende. pst. d. 14 Aug, resp. d. 20 ej.

## 10.

1661 [wahrscheinlich vom 20 August].

### Sigmund von Birken an Neumark.

Edler Vest- und Hochgelehrter H. Gesellschaffter. Hochgeehrter Herr und fürwehrter Freund.

Derselben beliebtes ist mir von Zeigern wohl eingehändigt worden, erkenne zuvörderst des wehrten Sprossenden wohlgeneigte gute affection. aus beglückwünschung meiner Oesterreich. Geschicht-arbeit, welche ich mit getreuem Anwunsch alles selbst-erwünschbaren Wohlwesens erwiedere; Soll mein Herr versichert seyn, daß ein Exemplar von dem Oesterreich. Ehrenwerk zu seinen Diensten seyn solle, wann Gott Leben und Krafft verleihen wird, selbiges zu gewünschtem ende zubringen, gegen keine andre Bezahlung als guter Freundschafft und Correspondenz.

Hrn. von Ryssel belangend, sage ich schönen Dank vor verspürte Willfährigkeit, dessen Einnahme in die Hochlöbl. Fruchtbringende Gesellschafft, wofür Er neben mir und ich neben Ihme verbunden erscheinen werden, habe noch nit Zeit gehabt, Ihm solches zu avisiren, nachdem bey nächster Post ich mit abfärtigung 50 Bogen meiner Arbeit nach Wien benunnüßigt gewesen, soll aber wills Godt übermorgen geschehen, da dann Er, Mr. von Ryssel, was Ihme hierunter zuthun obliget, sich dessen wird zuverhalten wissen. Das Päckchen an den Unglückseeligen ist dem Ordinair-Boten wohl recommendirt worden, und dannenhero an dessen sichrer bestellung nit zu zweiffeln, Möcht wissen, ob der eintretende junge Herr von Stubenberg[1]) des Unglückseeligen Herrn Sohn oder ein andrer, und was sodann sein Nahme, Spruch und Emblema sey. Ich werde etwan einmahl, wann Mein Hochgeehrter Herr mir eine Bemühung verzeihen möchte, um eine Abschrifft der sämtlichen Gesellschaffter Nahmen, Wort und Gemählen, (von denjenigen, die im Druck, brauchte es nur der bloßen Nahmen) zu bitten erkühnen, und den Schreibkosten gerne zahlen. Des Spielenden Söhne sind itzt nit anheimig, von denen sie etwan, bis zu seinem Entwerden, zu haben seyn möchten. Sonderlich aber verlangt mich, des Siegprangenden,[2]) Wort und Gemähl, samt den Reimen, zusehen, dessen Fstl. Durchl. unlangst allhier durchgereist, und mir ein Stuck dero geistlicher Gedichte,[3]) selbige zum Druck zubefördern, hinterlassen: habe also zum Kupfer Tittel dieser Nachricht vonnöthen, worinn ich freunddienstl. zubitten habe. Es ist auch einer Frey Freulein von Greiffenberg schönes geistl. Gedichtwerklein unter der Presse, so von ihrem H. Vettern unwissend ihrer ans Liecht zugeben, mir aufgetragen worden: Bitte Mein hochgeehrter Herr, dasselbe mit einem Beygedichtchen zu ehren, ihme

[1]) Rudolph Wilhelm.
[2]) Anton Ulrich von Braunschweig.
[3]) Christ-fürstliches Davids Harfenspiel, siehe Palmbaum, S. 451.

ein viertelstündl. abmuße nehmen wolle. Sie ist noch gar jung, führt aber hohe Gedanken; des Unglüseeligen hohe Schülerin. Es wird keine gemeine, sondern allein Fruchtbr. Gesellschafft=Federn, werde darzu gratuliren. Meinem Herrn dieser Orten etwas angenehmes zuerweißen, hat Er allemahl zubefehlen. Das Microscopium hatte Zeiger bestellet, ehe er zu mir kame. Wegen der Formen, habe mit zweyen geredt, welcher eigne Hand (in mangel Tinte sich bleyweißes gebrauchend) hierbey zufinden: hat mein Herr ferner sich zuerklären, soll fleißige anstellung beschehen. Ich hab seine wort mit der Tinte nachgeschrieben, ob etwan das bleiweiß ausgehen möchte.

Vor übersendte Fürstl. Leichpredigt[1] sage hohen Dank, und bleibe verbunden, erwidre es, so etwas considerables allhier zu Druck kommet. Von den meinen, kommen hierbey allein ein paar Bayreuter Scarteken, sogar unfruchtbar war der Ort vor meine Musen. Hierbey auch etliche Kupfer, zum Oester. Werk gehörig. Endlich ist auch ein schlechtes Beygedicht zu desselben Davidischer EhrenCrone beyligend, contentus sis, rogo hoc Platone, so gut es dißmal fließen können ꝛc. Befehle denselben (forsan etiam Delicium tuum, quam Hortus Tuus exhibere videtur, elegans elegantem) Göttl. Obsicht, mich aber zu beharrlichen Gunsten und Freundschafft, als des liebwehrten Sprossenden

willfärtigster Freund und Diener

Der Erwachsene C. P. C.

Maturabis vero, quod serio in meo a me monitum putas, Viridarium Tuum, ad quod gestio, interim frontispicii schemate me recreans.

Orig. auf Quart.

## 11.

### 1661 September 6.

### Sigmund von Birken an Neumark.

Edler, Vester, Hochgelehrter, Hochgeehrter Herr, wehrter Gesellschaffter. Mein letztes, wird derselbe zweiffelsfrey wohl erhalten haben. Hierbey übersende Herrns von Ryssel unterthänigs Bittschreiben an Ihr. Durchl. mit Beyschluß seines Avisippo. Mein hochgeehrter Herr wolle Ihm seine Einnahme lassen wohl empfohlen seyn, worüm Er denselben in beykommenden selbst ersuchet. Und weil ich Ihm dasjenige, was mein Herr, der gewöhnlichen Gebühr halber, dortmals mir zuverstehen gegeben, hinterbracht, als hat Er mir 2 Ducaten, den einen zum Erzschrein, den andern zu meines Herrn Diensten vor hierbey einwendende bemühung, beyzulegen übersendet, so allhier mitkommen. Nochmals bittend, Mein hochgeehrter Herr die Sache möglichst beschleunigen wolle, weiten H. von Ryssel groß verlangen träget.

Weiten ich des höchstwehrtesten Siegprangenden, Ihr. Durchl. Geistlichen Gedichten eine Praefation beyzufügen habe, so möchte ich gerne wissen, welche und wieviel Fürstl. Personen des Palmen ordens, Teutsche und sonderlich Geistliche Schrifften ans Licht gegeben, deren hierbey zugedenken wäre: bitte also dienstfr. Mein Herr mir ehist=möglich mit einiger Nachricht an die Hand geben wollen, so ich mit gegenfreundschafft beschulde. Der Fräulein von Greiffenberg Gedichte[2] sind nunmehr unter der Presse, haben der Unglückseelige und Sinnreiche darzu allbereit beygedichtet, wann sichs nit zulang verziehet, will ich schauen, daß ich des Suchenden,[*]

[1] Nicht festzustellen.
[2] Erschienen Nürnberg 1662.
[*] Schottel.

Rüstigen [1]) und Träumenden [2]) Beygedichte auch einbringe, wolte Mein hochgeehrter Herr auch eines beybenden, und etwan noch ein paar Gesellschaffter beym Erzschrein zu dergleichen bittlich vermögen, würde H. Baron von Greiffenberg (welcher diese herrliche Gedichte ohne der Verfasserin Wissen zum Druck befördert) eine große Freundschafft beschehen, und Ich werde es auf alle Gelegenheit beschulden, auch mit Exemplaren dafür aufzuwarten. Sende hierbey ein blätl., ex ungue Leonem. Doch sind diß nur die erste Prob-bruten dieses weiblichen Wundergeistes: die nachfolgenden sind gantz unvergleichlich. Den Vielgebrauchten [3]) und Knöpfichten [4]) laße ich, durch Meinen Herren als Gospoten [5]) von wegen alter Hochschul-Kundschafft, nächst dienstl. Gruß, und ein paar Zuruffzeiten schönst ersuchen, mich bidtseelig verlangend. Bitte auch Mein Herr mich unbeschwert der Ordnung halben berichten wolle, ist mir ausgefallen, ob der Rüstige oder Träumende eher eingetreten. Um hierinnen hinkünftig keinen Fehler zu begehen, bitte ich nochmals, Mein Hochgeehrter Herr mir das Gesellschaffts-Register, jünst-gebedtner massen, als die Eigen- und Gesellschaffts-Nahmen, samt Kraut oder Sinnbild und Beywort, gg. mittheilen wolle, will die Abschreib-unkosten mit Dank erstadten. Mein Herr hat seinem Diener hinwiderum zubefehlen, massen ich, nächst Göttlicher Empfehlung, mich nenne,

Hochgeehrter Herr,
Libwehrter Sprossender
Sein willfärtigster
D. und Gesellschaffter
Der Erwachsene
S. v. Birken C. P. C.

Nürnb. d. 6. Sept.
A° 1661.

P. S. H. von Ryssel hat in der Aufschrifft an Ihr. Durchl. des Tittels. Fürsten und Herrn vergessen, so M. Herr ersetzen wolle.

H . . von Ryssels Titel: Dem WohlEdlen Gestrengen H. Christian von Russel, Fürstl. Holstein. wohl . . . . Hofmeistern, Meinem ꝛc.

Orig. auf Quart.

## 12.

1661 November 29.[6])

### Neumark an Sigmund von Birken.

Woledler, Vester und Hochgelahrter Herr, wehrter und groß vornehmer Freund

Desselben den 6. Septembris jüngsthin an mich abgelassene, neben Herrn von Russels angefügtes Paketlein ist mir wol zuhanden kommen. Habe ungesäumt darauf unserem Durchl. Oberhaupte dem Schmakkhaften, solches gebührend und mit sonderbarem angefügtem Lobspruch vorgetragen, auch die Einnahme, ohne Weigerung erhalten. Wie ich denn also bald im Nahmen meines gn. H. ein Schreiben [7]) an gedachten den von Russel, welchem der Nahme des Beschirmeten, das Kraut: Spanische Eberwurtzel und das Wort: Vor allem Antasten zugeeignet worden, wie auch ein Einnahms Patent auffsetzen und fertigen lassen müssen, welches hierbei mitgesendet, und daß auf gn. Ansinnen des Durchl. Schmackhafften es der geliebte

[1]) Rist.
[2]) Moscherosch.
[3]) Aus dem Winkel.
[4]) Von Riedesel.
[5]) Vermuthlich das slavische Wort für „Herr".
[6]) Concept hat den 10. November.
[7]) 21. October 1661.

Erwachsene an den Beschirmeten, dessen itzige Enthaltung Uns unbewust, zufertigen wolle gebeten wird. Und wird nun fleißige Erinnerung zu thun sein, daß oft besagter der von Russel, ja mit einem unterth. Dankschreiben, neben dem Wapen, bey mir förderlichst einkomme. Es sind Viele welche Illustr. auf Ansuchen eingenommen, aber biß hieher weder mit Danksagung noch Wapen bei dem Ertzschreine und dem Gesellschafts Wapenbuche einkommen, welches ihr Durchl. sehr ungleich aufnehmen, und ich hernach nur vielfältige Mühe habe, solche durch Schreiben einzufordern. Wird also mein hochgeehrter Herr der Erwachsene, von mir dienstfr. gebeten, solches bei dem neuen Beschirmeten höflich zu erinnern. Vor das übersichtte schöne Carmen zu meiner Fürstlichen Ehrenkrohne bedanke ich mich zum Schönsten, soll auf begebende Fälle erwiedert werden: Sonst bitte meinen geliebten Herrn, sich durch seinen Diener, bei Paul Kreutzbergern Formschneidern in der Hundsgassen wohnhaft, unbeschwehrt erkündigung einzuziehen, ob mein Wapen, welchs Herr Michael Frank, mein guter Freund in Coburg, bei itztgemeldtem Meister, zur Arbeit bestellet, fertig und ob es tief nach Nachel oder Pfefferkuchenform ahrt geschnitten oder wie ich fast auß H. Frankens Schreiben vermercket, nach Buchdruckerahrt gemachet, auf welchem Fal mir es wenig nütze, weil es nicht auf papyr, sondern in Thon und Gips gedrukkt werden sol. Der Meister wil 3 Thl. haben, sollen auch mit Dank übersendet werden, dofern Er mir erstlich einen Abdrukk bei künftiger Post (oder nach Leipzig reisenden Kaufleuten auf instehende Messe, so durch Weimar reisen) überschikket: ist es Drukker ahrt, kan ein ganz Exemplar, wo aber tief nur etwan der Kopf vom Leuen oder ein Flügel, in einen brief geschlossen, und also mir zur besichtigung überfertiget werden, das Postgeld soll schon bezahlet werden. Wormitt den hochgeehrten Herrn Erwachsenen, in Gottes Schutz empfehle unabsetzlich verharrende

Desselben (hoch und liebwerthen Erwachsenen)

Dienstfertigster

d. 10. Nov. 1661. G. G. Neumark Seer.

Concept. Die Reinschrift im Pegnesischen Blumenorden hat die eigenhändig zugefügte Notiz: Ich bin bißher in die 6te Woche Abwesend gewesen, welches die schleunige Beantwortung verhindert. Den 29 Nov. 1661. — Ein andres NB sagt: Mit H. Tilherrn, den ich sehr dienstfr. grüße, möchte ich gern Kundschaft haben, dafern ein vielgeehrter H. Erwachsene mit ihm in Freundschaft stehet, hatte ich zu bitten, ein baar Ehrenzeilen, zu meinem mehr theol. als polit. Werklein Ehrenkrone Christl. Potentaten genannt, von ihm auszuwürken.

## 13.

### 1661 December 20.

### Sigmund von Birken an Neumark.

Edler Vest und Hochgelehrter, Hochgeehrter Herr, und sehr wehrter Freund. Desselben geliebtes ist mir von der kayserlichen Post wohl eingefärtigt worden, nebenst beschluß an Herrn von Russel, nunmehr den wehrten Beschirmeten, vor dessen Einnahme Beförderung ich freunddienstl. danksage, so er seines Orts auch thun, und neben mir zu aller gegen Freundschafft sich färtig halten wird. Das Fürstl. Einnahm Patent, samt dem Handbriefl von Illustrissimo dem Höchstgeehrtesten Schmachhafften, wie auch Meines Herrn Beygelegtes, werde mit ehisten Herrn von Russel zufärtigen, sobald Er wieder nach Bayreuth wird kommen, ist neulich mit seinem Printzen verreist: ich habe Ihm aber seine Einnähme und in handen habendes notificirt, mit anstalt, daß ihm das Briefl eiligst nachgefärtigt

Diese Parentheze ist ebenfalls eigenhändig eingefügt.

werde. Er wird nit säumen, sich förderlich mit unterth. Dankschrifft und dem Gesellschafft Gemälde einzufinden, aber, wie gesagt, erst bey seiner Wiederkunfft, welche verhoffentlich bald erfolgen wird.

Das Holzgeschnittne Wappen ware schon fortgehendet, als ichs erinnern ließe. Ist tieff und in Gips abzudrucken geschnidten (wiewohl nicht von Creutsbergern, dessen diese Arbeit nit ist) wie M. herr verlanget, und zweiffelsfrey allbereit wird in Handen haben. Hat der werthe Sprossende nur zuerinnern, wann Ihme hier durch bestellung kan gedienet werden. Es ist aber Herrn Franke nach Coburg zugehendt worden, wolte sonsten wohl einem Kauffman recommandirt haben zur überbringung. Herrn Tilherrn, mit dem ich gute Correspondenz habe, vor dißmahl anzugehen, habe ich, wegen instehender Fest-arbeit, verschieben sollen: zweiffelt mir nicht, er werde zu einem paar Zuruff-Zeilen sich abmüssigen können, um die ich nach den Feyertagen begrüßen und erhaltenes also fort einsenden werde.

Ich habe jüngsthin, um gg. Communication der Gesellschafft Nahmen cum adhaer. dfr. angesucht. Weiß zwar nicht, ob etwan Ihr Durchl. solche nit wollen gemein lassen machen: doch bielte ich unmaßgebig dafür, einen Gesellschafftер (wann anderst meine Wenigkeit zu der einem genugsam beständigt und der Einnahme versichert ist) solten seine Mitgesellschaffter, um Wechsel-Kundschafft und Vertraulichkeit willen, nit unbekandt seyn, zumahl einem, der zu der Gesellschafft Ruhmlobs aufnahme möglichst zu cooperiren gesonnen. Zu den ersten 400 habe ich allbereit die Nahmen beyhanden. Von denen 57 im Palmbaum des Unverdrossnen, und von den nachfolgenden, hab ich zwar etliche erhalten, aber ohne Zahl, Kraut und Wort, welche ich insonderheit bey dem Kunstliebenden,[1] Mürben,[2] Rüstigen,[3] Sinnreichen,[4] Kühnen,[5] Zunehmenden,[6] Preißwürdigen,[7] Entscheidenden,[8] Siegprangenden,[9] Begütigenden,[10] Sprossenden[11] und Erwachsenen[12] (andere, die ich etwan bitlich kennen solte, sind mir ganz unbekandt) verlange, und kränkt es zwar den Erwachsenen, daß er seither seine Stelle nit wissen sollen. M. herr wolle mir dießfalls etwas zur Freundschafft thun, so ich auf alle begebenheit erwiedern, auch den Abschrift Costen zahlen werde. Auf allenfall, wenn man nur die fürstlichen Standes samt den Gelehrten und Berühmtesten haben möchte: Nach den andern, so etwan nur die Suite der Höhern sind, soll mich nicht groß verlangen. Dem Spielenden, soviel ich mich erinnere, hat es dißfalls an keiner nachricht ermangelt. Mein Oesterreich. Ehrenwerk wächst unter der Hand, wird, mit dem neuen Jahr (worzu M. herrn ich alle selbst erwünschbare Wolfart anwünsche) unter die Presse gehen. Nächst Gödtl. Empfehlung, verschreibe ich mich auf lebenslang

Des liebwehrtesten Sprossenden

Dienst Eignern

Nürnb. d. 20. Dec. 1661. Der Erwachsene C. P. C.

Eine fr. Antwort kan mit unsern Kaufleuten wieder zurücke kommen.

Orig. auf Quart.

[1] G. Adam Graf von Kufstein.
[2] J. B. Andreae.
[3] Joh. Rist.
[4] Wolf Freiherr von Hohenberg.
[5] Gottl. Graf von Windischgrätz.
[6] Joh. D. Wies.
[7] Joh. Georg, Kurfürst von Sachsen.
[8] Mathias Abele.
[9] Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig.
[10] R. Wilh. Freiherr von Stubenberg.
[11] G. Neumark.
[12] Er selbst.

## 14.

### 1662 Februar 28.

### Neumark an von Birken.

Habe vernommen, daß das Schreiben an den von Ryssel nebst Einnahme Patent angekommen sei, bittet um Nachricht über die Bestellung des Schreibens an den Unglücklichen, der nicht antworte. Birkens Zweifeln über die eigene Einnahme begegnet er durch Übersendung des Patents, er sei der 651., unter dem Schmackhaften der 154te. Das ganze Register soll gegen 30 Gr. Copialgebühren erfolgen. Gebühren für Patent und Siegel sollen ihm verehrt sein „und werde ich gnügsame recompentz haben, wenn ich denselben bisweilen mit einem Schreiben bemühen darf". Für Tilhern folgt ein Exemplar Predigten, bittet zur Ehrenkrone von diesem und von Birken um einige Verse zu der Theatralischen Vorstellung eines weisen und zugleich tapfern Regenten, die zum Geburtstag Herzog Wilhelms am 11 April präsentirt werden soll. „Beikommender Inhalt wird demselben gut Anleitung darzu geben. Es kan ein wenig in dem Carmine auf die Unverständigen Neider der Kunst gesehen werden; dann es giebt hier etliche Bavii und Maevi, so ihre arme Verschе und ungeschickten Reime allezeit mit einmischen wollen, werden auch bisweilen von vornehmen Leuten vor gut geschätzet." Fordert zur Beglückwunschung des Herzogs ihn und Tilhern auf, 3—4 Tage vor dem 11. April kann der Glückwunsch noch gedruckt werden. — Sein Gesprächspiel wird 8—9 Bogen stark werden. Bitte um Nachricht „ob es rahtsam seie, dem H. Markgrafen zu Brandenburg H. Christian Ernst, meine Ehren Krone zu dedicіren, es ist mir von einem vornehmen Manne gerahten, weiß aber nicht ob Ihr Durchl. ein Liebhaber oder nicht, denselben wolt eins beyfügen dem H. Landgr. zu Darmstadt". Illustriss. fragt nach der Kayser Chronik hofft auf 1 Exemplar gegen Bezahlung.

Orig. Folio im Pegnesischen Blumenorden. Äussere Aufschrift: A. 1662. XVIII der Sprossende prst. d. 13. März resp. d. 19. ejusd. (obwohl die Antwort den 16. März hat).

## 15.

### 1662 März 16.

### Sigmund von Birken an Neumark.

Edler, Vester, und Hochgelehrter, sonders wehrter Herr Gesellschaffter. Deßselben geliebtes hat mich, zu meinem Verdruß, in höchster Unmusse angetroffen, dannenhero ich nicht mit solchen umständen antworten kan, wie ich wohl gerne wolte. Der Beschirmete wird täglich zu Bayreuth mit seinem gnäd. Herrn erwartet: bis dahin ich die Einbendung bewuster Briefe muß verschoben seyn lassen. Die Schreiben an den Unglückseeligen, sind gar wohl und gewiß zu recht ankommen: daß keine Antwort erfolget, wundert mich selber. Ich habs unlangst erinnert, u. wills noch ferner unerinnert nit lassen. Ihr. Durchl. dem preißwürdigsten Schmackhafften, bitte ich, vor das gnäd. Einnahms Patent, meinen unterthänigsten Dank und gehorſ. Dienſtwillen, gebührlich anzufügen: werde nit unterlassen, möglichste Sinnfrüchte zubringen, und selbige Ihr. Durchl. schuldigst aufzuopfern, durch iedmahlige übersendung eines Exemplars. Gleichfalls bedancke mich dienſtfr. daß M. h. herr dißfalls mit Empfehlung und ausfärttigung meinetwegen Mühe haben wollen: bleibe dafür zu würklichem Dank verbunden: wie nit weniger vor die gg. willfahrung in übersendung einer Abschrifft des Gesellschafft Regiſters, zu deren behuff ich zeigern die benannte 30 gute groschen zugestellet, und des Erfolgs mit

Verlangen erwarte. H. Dilherrn hat Zeiger das Exemplar der Predigten zugestellt, der von mir angesprochen, solche acclamationes zuverfassen ganz gewierig sich vermerken lassen: wie dann zweifelsohn wird geschehen seyn, habe itzt nit auskommen können, Ihn noch einmahlen derentwegen zubesuchen. Mich belangend, ist die Zeittheuerung so groß bey mir, daß ich beydes meiner unterth. schuldigkeit und meiner sonderbaren Begierde, Ihr Durchl. hochfeyerlichen Geburtstag zubeglückwünschen nie genug zuthun, dißmals unterlassen, und solches auf ein ander Jahr, mit Godt, so ich leben werde, verschieben muß. Inzwischen habe M. herren wohlausfündigem Gödter Schauspiel, auf hiesigem andern Blat, einen Zuruff beygewidmet, weiß nit wie gut oder vielmehr wie blind ihn die Eile gebohren: bidte um genembaltung des Willens, und wünsche Glück zu diesem Gespräch Schauspiel. Wie es mit Ihr Durchl. zu Brandenb. Bayreuth[1] Humor und Hofwesen beschaffen, kan ich, als itzt nit mehr zugegen, nichts gewisses berichten: habe seither mehr nit penetriret, als daß Sie ein guter Haushalter sey, daß Sie kunstliebend seyn, ist kein Zweiffel: doch scheint es, als wann, der Zeit noch, mehr die Liebes- als Kunstgedanken placz fänden. Die Davidische Ehrenkrone, wäre ein Werk vor diese beyde angehende junge Fürsten: dünkt mich also wohlgethan seyn, und die Uberreichung dessen werde nit unangenehm fallen können. Mein Oester. Ehrenwerk stehet in II Büchern fertig, darzu auf Pfingsten, hilfft Godt, daß III. kommen soll, darauf dann das IV. und V. als letzte folgen. Am 1. Buch sind 26 Bogen gedruckt, darff aber Keiner, vor vollführung des Werks davon gegeben werden. Sobald H. Endter[2] daran Ende machet, werde ich gar gewiß Ihr Durchl. mit einem Exemplar unterth. aufwarten, da dann zugleich M. herren eines soll beygelegt werden, und ist dißorts keiner bezahlung zugedenken, M. herr hat mich und das meinige zu seinen Diensten. Hierbey übersende ich die Teutsche Uranie, (deren ich eine Vorrede und anders beygefüget,) nebenst etlichen Scharteken: zweiffle, ob ich nit das fatum serenum allbereit gesendet habe. Dieses in Eil. Und verharre ich, nächst Göttl. Empfehlung

Des liebwehrtesten Sprossenden

Dienstwillfärtigster

Der Erwachsene

(Nürnberg d. 16. Merzens A. 1662.) S. v. Birken C. P. C.

Das Datum steht unter dem angezogenen Gedicht der Beilage, dessen Mitteilung hier unterblieben ist. Es beginnt mit „Der Himmel sey geneigt" und endigt: Apollen in der Welt.

## 16.

### 1662 Mai 9.

### Neumark an von Birken.

Meldet, daß das Register der fruchtbringenden Gesellschaft künftig folgen solle, in Ryssels Namen ein Carmen zum überschickten Gesprächsspiel gefertigt sei, um dessen neuen Namen bekannt zu machen. Seine Nachfolger in der Gesellschaft sind Friedrich Kospoth und Christian Friedrich Prüschenk von Lindenhofen, beides gelehrte Edelleute. Von v. Stubenberg noch keine Nachricht. Die Nürnberger Herren v. Stubenberg sollen sich zur Gesellschaft melden, ihm (Neumark) verlangt nach dem schönen Werk.

---

[1] Christian Ernst, geboren 1644.

[2] Die Nürnberger Verleger Michael und Johann Friedrich Endter.

Bitte an Dilherr Dank für das Epigramm zu sagen, erkundigt sich nach dem Preis seiner Sonntägl. Embleme, bittet um ein Exemplar durch den Boten, Herzog Wilhelm habe sich darann ergötzt.

Orig. Quart im Pegnesischen Blumenorden. Äußere Bezeichnung A° 1662 XXXVIII Sprossende pr. d. 10. Mai, resp. d. 19. ejusd.

## 17.

### 1662 Mai 19.

### Sigmund von Birken an Neumark.

Edler, Vester, Hochgelehrter, sonders Wohlgeehrder Herr und Freund. Desselben wehrtes habe ich wohl empfangen, neben beygeschlagenem Gesprächspiel, welches mir sonders wohlgefället, mich dienstfr. vor dessen mittheilung bedankend, erwiedere es, so etwas von meinen Sinnesfrüchten solte aus Taglicht gebohren werden. Der Beschirmete ist inzwischen bey ffstl. Durchl. H. Marggr. Christian Ernst zu Bayreuth CammerRaht, und zwar nach den Cammerdirectoren der vörderste und gleich als Vice-Cammer Director worden, wiewohl er diß praedicat nit führet. Will nit hoffen, daß ihm das in seinem Nahmen gefärtigte misfallen werde. Wann M. herr ihm ein Exemplar sendet, werde ich dessen gegen Ihm rechnung thuen. Er ist ietzt in Friesland, nach einem Zug vor die Chur Prinzessin, vorschickt. Bey seiner Wiederheimkehr soll sein Gesellschafftgemälde allhier gefärtigt und sodann zum Erzschrein, neben seinem Antwortschreiben, die er bis dahin verspart, eingesendet werden. Sonsten erinnere ich wohlmeinend doch unmaßgebig, wegen Collocation der Zuruffsgedichte, daß vielleicht unserm Dilhero, als einem nicht allein hier sondern auch im ganzen Reich (daß man zu Leipzig, Wittenberg, Dreßden ect. anderst urtheilt, hat seine ursach) hochberühmten und bey Keyser, König, Fürsten und Herrn wohl angesehenen Theologo, primus locus wohl angestanden wäre, wiewohl ich die ursach dieser collocation leichtlich errahte, nämlich, daß am Erzschrein-Hofe die Gesellschaffter den vorgang haben. Dient diß zu weitrem nachdenken, auf andre occasion. Wegen der noch nit eingekommenen Gesellschaffter, will ich bey der nächsten post an Ihr Gd. H. von Stubenberg erinnerung abgeben, auch mit dero beyder H. Vettern allhier Ihr. Gd. V. der Gesellschafft halber, bey erster gelegenheit, unterredung. An meinem Geschichtwerk ist das I. Buch allbereit gedruckt, das II. und fast auch das III. allbereit druckfärtig: haben Ihr. Durchl. der preißw. Schmackhaffte Sich gnst. zuversichern, daß dero der Erwachsene bey erster verfärtigung mit einem abdruck unterthst. aufwarten wird, quod jam olim me pollicitum memini. Es dörffte in 8 oder 9 Alphabethe lauffen, und in 200 Kupfer bekommen. H. Dilherens Augen- und Hertzenslust wird nit ausgegeben noch verkaufft, bis der II. Theil verfärtigt sey; sodann Mein geehrter Herr ein Exemplar wird haben können. Von diesem 1. Theil sind allein Hrn. Autori etliche Exemplare eingehändigt worden. Vielleicht hat M. herr vom H. Autore ein Exemplar zu erwarten, wenn es alles beysammen. Bitte dst. um übersendung des Gesellschafft-Registers, nächst Göttl. Empfehlung, verharrend lebenslange

Meines hochgeehrten Herrn

Dienstwillfärtigster

Der Erwachsene

Nürnberg d. Pfingst ☽
A° 1662.

S. v. Birken C. P. C.

## 18.

### 1662 Juni 1.

### Neumark an von Birken.

Meldet den am 17. Mai erfolgten Tod des Herzogs Wilhelm, stellt anheim, ob er ein Trauer Carmen und ein Condolenzschreiben an Herzog Johann Ernst senden wolle und meldet von dem Plane den deutschen Palmbaum herausgeben zu wollen, zu dem die Kupfer des 1647 herausgegebenen gebraucht werden können, bittet Nachricht, ob diese noch vorhanden und ob Endters Erben das Werk verlegen wollen. Ryssels Anmeldeschreiben ist nunmehr an ihn einzusenden, damit die Einnahme bei den Acten verificiert werde, oder auch an den jetzigen Herrn Herzog zu richten sei.

Orig. Quart im Pegnes. Blumenorden. Aufschrift. A. 1662. LVII. der Sprossende prst. 7. Juli resp. 19. ejusd.

## 19.

### 1662 Juli 19.

### Zigmund von Birken an Neumark.

Edler Vest und Hochgelehrter, Hochgeehrter H. Gesellschaffter. Wasmassen unser Palm-Orden seines preißwürdigsten Oberhauptes so unverhofft beraubt worden, haben wir hier nur gar zeitlich erfahren müssen, und wird der Verlust dieses löblichsten Reichsfürsten von allen Verständigen betrauret: daß ich also dißorts in dem Trauer orden nicht der einzige Gesellschaffter bin. Godt lasse diesen Verlust durch den höchstgeehrten Richtigsten reichlich ersetzt seyn, wie ich dann S. F. Durchlaucht löblichst. Regirungs-anfang allbereit von vielen Zungen rühmen hören: Dero ich hierbey mit einem Condolenz-briefl., annexa gratulatione, und zugleich der würdigsten Asche des Lobseeligsten Schmackhafften mit einem Klaggedicht unterthänigschüldigst aufwarte, den wehrten Sprossenden üm dessen aus- und einhändigung dfr. ersuchend. Desselben geliebtes habe ich erst in der fünfften Woche, nachdem es datirt, empfangen, wo es sich solang mag verweilet haben. Das beygelegte ist an den hrn Unglückseligen abgereiset. An den Beschirmeten welcher nun erst nach Haus wiedergekehrt, werde ich bey nächster 4[1] Post schreiben, und die nodturfft erinnern. Der hochwehrteste Kühne befragte sich jüngsthin im Schreiben, praemissa lamentatione, was die Gesellschafft vor ein Haupt, und wie bald, zuhoffen hädte: Ich konde aber nit beantworten, was ich nit wuste; doch schriebe ich, was ich mutmassete. Ich erinnere mich, wo es kein Traum ist, vordessen aus discurs des seel. Spielenden,[2] daß diese Oberhauptschafft in den beyden Fürstl. Häusern Sachsen-Weimar und Anhalt alterniren solle. Wann dem also, wird der höchg. Durchdringende[3] (der aber, si adhuc superat et vescitur aura, schon 66 Jahre alt ist) der nächste, und der Statsgrünende[4] (intermedio dem Bittersüßen[5]) alter ab illo seyn. Der höchst Bittersüße, als ein theurer Bruder des hochseel. Schmackhafften und einer von den urersten Gesellschafftern, würde dieser Würde wohl an- und vorstehen. Ist zuwünschen, daß die Stelle bald ersetzt werden, und nit so lange, als nach dem Tod des Nehrenden, ledig bleiben möge. M. h. herr gönne mir hiervon

---

[1] Donnerstag.
[2] Harsdörffers.
[3] Joh. Casimir Fürst von Anhalt.
[4] Friedrich Fürst von Anhalt.
[5] Ernst, Herzog zu Sachsen, 1619 aufgenommen.

bässere Nachricht, die Ihme ohnezweifel beywohnen wird. Aus des höchstg. Siegprangenden Schreiben ersehe ich, daß das hochfst. Welfen[1] Haus sich ob diesem Todesfall hochbetrauret befinde, wegen der neuen Befreundung. Zu dem Trauergedicht hätte ich wohl des vollständigen Gesellschafftregisters bedurfft, solte sodann etwas mehrers und richtigers aus der Feder geflossen seyn: Bitte dienstfr. üm die dortmals versprochene communication. Ich habe die ersten 400 auf einen Quartbogen beysammen, auf ieder seite fünfzig, ieder nur in Einer Zeile, mit 4 brüchen, wie hier folget

| Gemahl | Nahme | Wort | Person |
|---|---|---|---|
| 2 Weitzenbrod | Nehrende | Nichts bässers | Ludwig, F. zu Anhalt |
| 5 Birne | Schmackhafte | Erlernte Güte | Wilhelm, H. zu Sachs. |
| 10 Dattelbaum | Durchdringende | Beschweret doch ermehret | Weim. Joh. Casimer F. zu Anhalt. |

Bitte also die übrigen 390 auch also auf einen Quartbogen schreiben zulassen, und mir über Jena beym Nürnb. boten zusenden, will das Briefgeld gern bezahlen: weil vielleicht der Fst. Canzley Bot langsam hier durch pasiren möchte. Merckwürdig ist, daß unter dem hochseel. Schmackhaften eben halb soviel von 263[2] Gesellschafftern, als unter dem Nehrenden, eingetretten, wann ich recht gezehlet. Des liebwehrten Sprossenden Schrifftwercklen[3] vorhabendes von allen umständen der Gesellschafft, wird ein annehmliches Werk werden, und wünschen es neben mir ihrer viele nicht allein allbereit verfärtigt, sondern auch gedruckt. Mit Wolff Endters Söhnen habe ich der Kupfer halber communicirt, die haben noch 100 Exemplare vom Palmbaum des Unverdrossenen, wollen also, vor Vertrieb dessen, nit allein kein Kupfer von der Hand lassen, noch sich zum Verlag anderweit verstehen, sondern drohten auch mit confiscation, (ihrer gewöhnlichen unbescheidenheit nach) da ihnen einiges Kupfer solte nachgestochen werden, darzu ich aber nur gelachet, wie es dann auch lächerlich. Wann es ohne sie wäre, solte H. Michael Endter allhier Verleger worden seyn. Mir zweifelt aber nicht, es werden sich anderwärts 10 Verleger vor einen finden, Ich dörffte fast, doch unmasgebig rahten, M. h. herr Gesellschaffter continuirte nur das Werk, und beruffte sich auf den 1 Theil, zumahlen in demselben viel müssige Kupfer sind, so nit allerdings zugebrauchen. Solchergestalt wolte ich hier einen Verleger versprechen. Desselben fernere Meinung hiervon und sonst frl. Antwort erwartend, verbleibe ich, nächst göttlicher Empfehlung

Des liebwehrtesten Sprossenden

Wilfärtigst-getreuer Diener

Nürnb. d. 19. Juli. 1662.

Der Erwachsene S. v. B.

P. S. Zu dem Palmen-Werk dienе ich willigst, mit einem Beygedichte, auch sonsten quantum in mea tenuitate situm, mit Raht und That. Bitte dfr. M. h. herr Gesellschaffter Ihr. Durchl. mein unterth. Verlangen, eines Exemplars der Leichpredigt und Sachen, bey gelegenheit recommandirend hinterfügen wolle: so ich anderweit gegen demselben mit Drucksachen erwiedere. Addo obiter: Der Hintritt unires Wehrtesten Oberhaupts hat mir, circa tempus obitus, gleichsam portendirt, mein vor dem Fenster stehendes Gesellschafftsbild (der weisse Beilstock,) von welchem weiß nit wie, unter 11 Zweigen der mittelste und Hauptzweig abgebrochen. Insunt omina rebus.

[1] Wegen der Verlobung der Schwester Anton Ulrichs, namens Marie Elisabeth mit Adolf Wilhelm von Sachsen-Eisenach, einem Sohne des Herzogs Wilhelm.

[2] Vor Wilhelms Leitung waren 527, unter Wilhelm 262 eingetreten.

[3] Der Palmbaum.

## 20.

1662 Juli 19.

### Sigmund von Birken an Herzog Johann Ernst.

Durchleuchtigster, Hochgebohrner Fürst, Gnädigster Fürst und Herr. Es ist leider das alldurchgehende Gesetze der Menschlichkeit, Werden und Entwerden, Gebohren werden und Sterben. Dieses Gesetze scheinet üm soviel unbarmherziger, weil es auch über diejenige herrschet, die sonst über alles herrschen: die auf Erden des unsterblichen Gottes im Himmel stelle vertredten und dahero billich auch solten unsterblich seyn: die sich auch in der that gütige Schutzgötter und Landesväter erweisen und damit bey ihren Untern verdienen den Anwunsch der Untödlichkeit. Aber dieses leidige Gesetze leidet keine Ausnahme. Diß erkennete der auserwehlte Fürst des Godterwehlten Volks, der König unter den Profeten: Ich habs gesagt, redet er, in der person Gottes, sich und alle Fürsten an) ihr seit Götter: aber ihr werdet sterben, wie die Menschen. Zwar sie sterben, wie die Menschen, dem Leibe nach: aber ihre Seelen tredten in die Zahl der Engelfürsten, und ihr Nahme lebet auf Erden im Lob=andenken der Menschen. Es würde Ihnen auch eine Straffe seyn, die Unsterblichkeit in dieser Eitelkeit: weil die vollkommene Glückseligkeit auf Erden nicht zufinden und allein im Himmel zusuchen ist. Und was kan demnach seeliger seyn, als, in einem grauen ruhigen Alter dieser Zeit, der Ewigkeit durch den Tod verjünget werden? Ein solcher Wechsel, Gnädigster Fürst und Herr, ist der unverhoffte doch hochseeligste Hintritt E. Hochf. Durchl. hochgeliebtesten H. Vatters, des preißwürdigsten Schmackhafften, der Fruchtbringenden hochlöbl. Gesellschafft höchstgeEhrtisten Oberhaupts. Das h. Röm. Reich, das höchstlöbl. Chur= und fürstl. Haus Sachsen, Dero Hoch=Fürstl. Familie, das löbl. Fürstentum, insonderheit aber der hochlöbl. Palm=Orden und die Kunstliebende Welt hatten ursache, Ihr. hfst. Durchl. die irdische Ewigkeit zuwünschen, aber es ware nit billich zuwünschen, auch nit möglich zuwünschen. Der löblichste Regent, ware nun eine reiffe Erndte vor die Himmel=Scheune. Er hat auch Seines gleichen, E. Hochf. Durchl. und andere HH. Söhne, hinterlassen: tröstet also der Verlust, das Geschenke des Verlohrnen, der mehr gegeben, als Er genommen. Haben wir ursache, den Verlohrnen zubeklagen: so haben wir auch ursach, dem Gegebenen, oder vielmehr dem Reich, dem Hause der familie und dem Fürstentum, wegen dieser Gabe, glück zuwünschen, zumahl bey so süssem Nahmen des Richtigsten. E. Hochf. Durchl. heben nun erst recht an zu seyn, was Sie bishero geheisen. Ich widerhole hieher den Wunsch Benaix: Wie der Herr mit meinem gnädigsten Herrn dem preisseeligsten Schmackhafften, gewesen, so seye Er auch mit Seinem Sohne, meinem gnädigsten Fürsten und Herrn, dem Höchstgeehrtisten Richtigsten, daß Sr. Hochf. Durchl. Stul und Thron grösser werde, dann der Stul dero H. Vadters gewesen.

E. Hochf. Durchl. geruhe mein aus diesem und innliegendem Papier redendes schuldigst=wehmütiges Beyleid, zugleich auch diesen meinen unterth. herzlichen Glückwunsch, gnädst. zuvermerken, welchen ich noch diesen anhänge, daß der höchste Godt E. Hochf. Durchl. samt dero gantze Hochfstl. Familie vor allen dergleichen Trauerfällen allergnst. schutzfristen, Dieselbe zur angetredtenen Fürstl. Regirung mit seinem Geist ausrüsten, dero hohe heilsame Anschläge beydes regiren und segnen, und Dieselbe, bey Gesundheit, Ruhe und Frieden, auch allem höchstersprießlichem Fürstl. Wohlwesen, bis in ein hohes graues Alter erhalten wolle. E. Hochf. Durchl. mich zugleich hiemit zu hochgewunschten Fürstl. gnaden demütigst empfehlend, der ich mich gebohren achte, zu leben

E. Hochfürstl. Durchleuchtigkeit
als meines Gnädigsten Fürsten und Herrn
Unterthänigst=gehorsamer Knecht
Der Erwachsene
Sigm. von Birken C. P. C.

Nürnberg d. 19. Jul. 1662

Orig. Quart. Neumark bemerkt auf dem Brief: „diese 2 Blätter sub fol 92 und 93 (nämlich der alten schlechten Ordnung der Acten) sind herausgenommen, und in die Druckerei geliefert, war des Erwachsenen Carmen.“ Es ist somit separat oder in der Leichpredigt gedruckt worden.

## 21.

### 1662 October 22.

### Sigmund von Birken an Neumark.

Edel Vest und Hochgelehrter, Hochgeehrter Herr Gesellschaffter. Hierbey kommet endlich des wehrten Beschirmeten Gesellschaft gemählt, nachdem ich es von dem langsamen Mahler mit nöhten erhalten. Es ist zwar sauber gemahlt und hat gut ding weile haben wollen. Das Schreiben an Ihr. Durchl. ist nunmehr alt: beliebe m. h. Herren, selbiges unterthst. zuüberreichen, und die Verweilung zuentschuldigen, daran der Beschirmete keine Schuld hat, habe dißmahl von Ihm kein jüngers haben können, wegen dessen Fürstl. Reisegeschäfften. Bitte dfr. üm die Mühe, das Gemählt dem Gesellschafftbuch einzutragen. Ich habe vorlangst, ein Schreiben an Ihr. Durchl. samt einem Traurgedicht über den Tod des preißseeligsten Schmackhafften, m. h. Herren recommandirt: hoffe alles wohl zurecht kommen und wohl aufgenommen worden sey, davon ich nachricht verlange, wie auch sonst auf ein und anders in meinem Schreiben enthaltenes, dafern mich der liebwehrte Sprossende bittselig machen wird. Mein kayserl. Geschichtwerk, so verwichene Ostern mit k. Canzl. Südtingern schlaffen gegangen, ist zwar neulich wieder aufgewacht, befindet sich aber noch etwas schlafftrunken und wischet noch in den augen: hoffe bald dessen fortgang, sind albereit II Bücher in 60 Bogen gedruckt. Es soll versprochener massen, ein Exemplar zu m. Herrn Gesellschaffters diensten seyn, sobald das Werk vollends das Licht ersehen wird: ist das III. Buch auch allbereit zu papier. Dafern, wie ich nit zweifele, dem hochseel. Schmackhafften einige Nachruhm opfer in das ewige papier Erz gewidmet werden, bitte ich dienstlich, üm ein Exemplar. Möchte gerne vernehmen, in was fortgang es mit der Palmbaums-Fortsetzung des werthen Sprossenden walte: dessen ich allbereit in vielen Gemütern ein großes Verlangen erwecket. Mit künfftigen Früling, den Godt frölich geben wolle, wird hoffentlich dem hochlöbl. Orden ein neues höchstgeehrtes Oberhaupt aufgrünen und soll von etwan forthin bitter süsse Frucht bringen? Zum Hochfürstl. Brandenb. Beylager habe ich ein Singspiel[1]) verfärtigt, und schreibe iezt noch am Ballet der Natur, welches bey Ankunfft der neuen Landesfürstin zu Bayreuth soll gedantzt werden. Wann etwan ein Bot von Weimar hier zu kommt, wolle der Sprossende ihn zu mir weisen, (ist meine Wohnung im Hengäßl gegen der gulden Kron über,) daß ich ihm von diesen Gedichten etwas mitgebe: Die Ordinair boten legen das Papier auf die Wage, als Gold, da es doch nur Lumpen sind und bisweilen auch mit Lumpen überschrieben. Der Theure Siegprangende hat obangeregtes mein Trauergedicht zu heben begehret, und eines Lobs gewürdigt, dessen es aber nit wehrt ist. Des Suchenden unsers Teutschen Varro, treffliches Werk, wird mit diesem Jahre zu ende gehen und alle Teutsche Kunstliebende und Sprachfreunde in die Schul führen. Thue vor dißmahl nit mehr hinzu, als, nächst Göttlicher Empfehlung, der ich lebenslang sein werde

Meines hochgeehrten Herren und Gesellschaffters

Nürnberg d. 22. Oct. A° 1662. Willfärtigster Diener

Der Erwachsene

Orig. auf Quart. E. P. C.

[1]) Betitelt: Sophia bei dem Beilager Markgraf Christian Ernsts von Brandenburg Bayreuth.

## 22.

### 1663 December 16.

### Neumark an von Birken.

Gratuliert zum neuen Jahre, übersendet „endlich" das „schon längst verlangte Verzeichniß" der Gesellschafts-Mitglieder, obwohl es vom Schreiber „ziemlich wieder die Ortographi geschrieben" doch Nachricht genug geben werde, bis sein „teutschentsprossender Palmbaum mit bessern Nachrichten herauskömmt", wozu er Birkens Ehrengedicht erwarte. Neumark fragt nach der Fertigstellung des „kayserlichen Werks", der Clelia des Unglückseligen,[1] wozu er ein Gratulatorium übersendet habe und dem andern Theile von Tillherns[2] Hertz und Augenlust. Die Leichpredigten des seel. Schmackhaften würden demnächst erscheinen und ihm zugehen. „Das gefährliche Türken Wesen, das Volk-Werben allhir, die arme unschuldig bedrängte Stadt Erfurd, und die Reichstagshändel, aller sonst gewöhnlichen täglichen Geschäften zu geschweigen, machen bei unserer itzo gesamten fürstl. Cantzlei solche Müh und Arbeit, daß einem alle Gelegenheit und Lust entnommen wird, vornehme Freunde mit öftern Grußbriefen zu besuchen," bittet die verzügliche Antwort zu entschuldigen und fragt ob die Zwistigkeiten zwischen Rath und Gemeinde zu Nürnberg sich bestätigen. „Die Transportirung des Palmen-Ordens Regiment ist biß hieher wegen obgemeldeter F. Regirung täglicher wichtigen Geschäfte auch verhindert worden. Ich habe den gantzen Ertzschrein mit dem großen Silbernen Siegel und aller Zugehor noch bei mir, und ist Fürst Friedrich zu Anhalt Hatzkeroda, zum Haupt erwehlet, ob Er solche Verwaltung werde auf sich nehmen stehet zu erwarten, es scheinet ob hätte ein und ander Fürst, wegen vieler Unkosten und Ungelegenheit, so diese Verwaltung mit sich führet, nicht große Lust, zumal bei diesen schwürigen Zeiten, zu solchem Regimente, und lest sich fast ansehen, als wolte künftig der ädle Palmbaum wieder verdorren. Er berichtet „daß man hiesige Residentz zu fortificiren anfängt und haben vor Wintertagen täglich über 2000 Personen daran gearbeitet." Sein seit 3 Jahren im Katalog gestandener „Historischer Lustgarten"[3] wird bei Götzen in Frankfurt erscheinen. Sonst ligt meine vormals geliebte Poesie gantz und gar, und muß ich solcher, wegen täglicher Mühseligen von Morgen biß in den Abend wehrenden Amts-arbeit, und privat Haushaltung leider gar vergessen, dahero mein H. nichts neues, als beikommende zusammengelesne, und meinen Kindern zur Andachts Ubung gedruckte Türkengebetlein, vor dießmal zu schicken weiß. Bitte um Nachricht ob des sel. Unglückseeligen Leichsachen gedruckt werden.

Orig. im Pegnesischen Blumenorden auf Folio mit dem Vermerk XCVIII. prst. d. 23. Dec, resp. d. 26. ejusd.

## 23.

### 1664 Februar 26.

### Neumark an von Birken.

Erkennt aus dem zugesendeten Birkens Wohlgewogenheit und wünscht „seine alle ersinnlichen Gegendienste" in der That und in Worten abzugeben „maßen ich denn ein kleines Denkmahl, bey dem Goldschmiede fertigen laße, welches bei gewißer Gelegenheit übersendet werden soll." Er bittet um sichere Einhändigung des Hungarischen Mausolei an einen Postboten, und beantwortet sein Schreiben von Punkt zu Punkt: Er kenne das 5te hundert neben den 27 letzten Gesellschaftern

[1] von Stubenbergs.
[2] Fehlt bei Goedeke, siehe Nr. 23.
[3] Historisch-poetischer Lustgarten erschien 1666 in 12°, siehe bei Goedeke.

unter dem seel. Nehrenden, in Kupfer nicht, verweist auf seinen künftig erscheinenden Palmbaum, erwarte nur einen Verleger, zu dem Förster in Nürnberg vorgeschlagen worden, über den er Nachricht bitte. Das Werklein soll in 12° erscheinen 1 Alph. stark werden und 10—12 Kupferbl. erhalten. Aus Lilii und Böhners Conterfaiten erfahre er, daß der ihm aus Danzig her bekannte Jacob Sandrart diese gestochen. Neumark übersende sein schlechtes Bildniß, er wünsche es etwas vergrößert in Quart von Sandrart gestochen zu sehen. „Das Gesicht ist wol getroffen und hat es unser Hofmaler Christ. Richter, besser zu treffen sich nicht getraut," er habe den Kopf von einem Octavblättlein abgenommen, aufgeklebt und den Körper dazu zeichnen lassen. „Die Translocation der fruchtbr. Gesellschaft ist noch nicht geschehen," wichtige Landesgeschäfte verhindern es, doch werde er es anregen, da alle vier Herzoge jetzt bei einander. Er übersendet ein 2. Exemplar der Clelia, beide Theile der Herz und Augenlust von Dilherrn[1] empfangen, bittet Nachricht, ob ähnliche Arbeit über die Episteln herauskommen, damit er beides zusammenbinden lassen könnte. Die Sendung der Leichpredigten des seel. Schmackhaften stellt er in Aussicht für ihn und Dilherr, einem beabsichtigten Schreiben fehlt die Materia: „und ist mir wolbewust, daß vornehme Leute bisweilen mehr Ekel und Verdruß als Wolgefallen von bloßen Grußbriefen empfinden." Er stellt ein Klaggedicht auf den Tod des Unglückseeligen in Aussicht.

Orig. im Pegnesischen Blumenorden auf Folio mit Notiz XXXVI prs, 11. Mart., resp. 10. Mai.

## 24.

### 1664 Mai 21.

### Neumark an von Birken.

Vermißt Antwort auf sein Schreiben vom 2. März und eines vor 3 Wochen, wiederholt die Punkte im vorigen Schreiben bezügl. der Sandrartischen Anfertigung seines Bildes und des Verlegers wegen, bescheinigt den Empfang des Mausolaei Hung. ohne Schreiben, übermittelt das günstige Urtheil über dieses Seitens des Canzlers Krause, dem ein Exemplar bestimmt werden könnte, gedenkt der Waffenthaten Sezrini's. „Vorgestern ist die erste Communication ins Anhaltische wegen Fortsetzung der fruchtbring. Gesellschaft geschehen, wenn ich die Sache nicht so eyferig triebe, glaube ich es bliebe gar stekken, weil kein einziges Mittglied, weder schrift- noch mündlich darüm anhält, und sehe ich vor gar rahtsam an, wenn der Herr Erwachsene mit etlichen daraus conrespondirte . . ., dadurch würde mir succurrirt und die Sache desto ehender befördert. Es leit sich an, als wenn zum Ober Regiment dieser Gesellsch. als welche zum öftern, einen ziemlichen Aufgang verursachet, Niemand große Lust hatte, das ist war, daß albie kein viertel Jahr hingangen, da der seel. Schmakhafte, nicht von vornehmen Herrn, mit einer großen Suite, üm die Ges. zu vermehren, besucht worden, welches nun ziemlich Kund. Und haben es schon drey Höfe, höflich abgeschlagen, die Zeit wird nunmehro bald geben, wer Regente sey."

Orig. auf Quart im Pegnesischen Blumenorden ohne Couvert.

## 25.

### 1665 December 13.

### Neumark an von Birken.

Bekennt den Empfang des Briefes vom 2. December, entschuldigt sein Schweigen mit der unterbliebenen Fertigstellung des versprochenen Ehrengedächtnisses und mit

[1] Fehlt bei Goedeke, vielmehr heißt es: Augen- und Herzenslust, das ist Emblematische Feststellung der Sonn- und Festtags-Evangelien. Nürnberg 1661 ff.

überhäufter Amtsarbeit, und sendet ein Buch, welches wie Kempe sage, noch nicht in Birkens Besitz sei. Die Leichpredigten seien im Druck, 80 Bogen fertig; er wünsche, daß Sandrart, mit dem er manche gute lustige Stunde in Danzig gehabt, das Titelblatt dazu steche, das ursprünglich in Leipzig habe gefertigt werden sollen, nun auf seine Recommandation von diesem gefertigt werden solle; bitte um Unterhandlung mit Sandrart wegen der Kosten ebenso wegen des beikommenden Titels zu seinen Eclogen und anderer Gesprächsspiele, der von einem guten Künstler in Danzig gezeichnet worden sei. Ebenso wünsche er den Preiß für „die große Invention" zu erfahren. „Bis dato hat sich noch Niemand bey unserer gn. Herrschaft angemeldet, der die Beförderung oder Fortsetzung der fr. Ges. suchte, welches mich heftig wundert. Der wehrte Herr Kempe habe daher seine Rede nicht richtig verstanden, indem ich mich nicht erinnere, daß auf dem Durchl. Sieggprangenden expresse votiret solte sein, sondern es ist vorschlagsweise albie geredt worden, wenn man durch einen vertrauten Freund gewiß versichert were, daß das älteste Mittglied der Durchl. Befreyende es annehmen und nicht, wie schon andere gethan, abschlagen würden, könnte das Directorium demselben aufgetragen und künftig desto füglicher auf den Wehrtesten Durchl. Sieggprangenden vererbet werden." [1] „Hat sich (sc. Kempe) bey mir von der Nürnbergischen Reise noch etliche Tage aufgehalten, und mich mit seiner angenehmen Person, und gelehrten Discursen wol belustiget, da ich ihn denn endlich, mit einer guten Gesellschaft, und vieritimmigen Violdagamben-Musik, von mir gelassen, auch allerseits aus Danzig Schreiben erhalten, daß Er glükklich angelanget." Birken möge in Verbindung mit etlichen vornehmen Gesellschaftern beim Weimarischen Hofe um Fortsetzung der Gesellschaft mittelst Schreiben einkommen, und Neumark werde das Erforderliche wahrnehmen, daß die Übergabe förderlichst geschehe. „Ich meines Orts darf vor mich allein so oft nicht anhalten, indem mir ettliche mal die Antwort worden, warüm ich die Sache so heftig triebe, bekümmerte sich doch sonst Niemand drüm . . . . Wenn mich Niemand secundiret, werde ich endlich auch müde werden." Dank für die Unterstützung der Trauergedichte, „Meine Poetische Tafeln von der gründlichen teutschen Dichtkunst mit den Kempischen Erklährungen sind unter der Presse, die Anmerkungen hat der werthe und recht-gelehrte Herr Kempius, nach meiner Anleitung u. Meinung, wie ich Solche gern selbst zu Pappir bracht — wegen andrer Geschäfte verhindert — statlich ausgeführet und damit Er der Tafeln eigendlichen Verstand recht erlanget, habe ich Herrn Kempen vergangenen Sommer etliche Woche bei mir gehabt und das gantze Werck durchgangen, auch etliche Bogen selbst aufgesetzet, ihm zugeschikkt, und ihm in ein und andern gute Nachricht geben, auch aus meiner Bibliothec unterschiedlich gute und rare Authores communiciret, daß er also mit Ruhm das Werck glükklich, und zwar besser als ich vermeint ausgeführt." Nachschrift: Wegen des f. Leichpredigt Titels möge er ein absonderlich Brieflein schreiben, so zu den Acten in der Canzlei gelegt wird, wegen der andern Sachen, als der Eclogen Titel und der grossen Invention als seiner Privatsache eine Einlage machen.

Orig. im Pegnesischen auf 2 Foliobogen mit der Notiz CLXVIII prst. 25. Dec. cum libro resp. d. 5. Jan. 1666.

## 26.

### 1666 Januar 25.

### Neumark an von Birken.

Bekennt seinen Brief vom 5. am 15. erhalten zu haben; das Luftwäldlein (als Vortrab) sei lieb gewesen, dem Besseres folgen solle; dankt für seine Bemühungen mit

[1] Also abweichend von dem Alternat, sollte Braunschweig die Oberhauptstelle erhalten.

Sandrart, dessen Andenken ihm lieb sei, der das Duodec Contrefait fertigen und an Götze in Frankfurt senden wolle, das zum historischen Lustgarten komme, für welches Conterfait er einige Teutsche Verse ausziehen, und die Schrift im fürstl. Titel bestimmen möge, die von den Räthen aufgesetzt sei, die nicht viel davon verständen. „Mit der fruchtbr. Gesellschaft steht es noch in vorigen terminis, ohne daß neulich Vorschlag gethan worden, solches Director. wo müglich dem Bitter-süßen, Herzog Ernsten zu Gotha, als einem Herren, der alles in guter löblicher Ordnung hält, nochmals aufzutragen," zweifele aber sehr an der Annahme.

Seine Tabellen mit den Kempischen Anmerkungen werden Ostern erscheinen. „Die zum großen Kupfer gehörige Ecloga habe ich unter Händen, es hat der Ordentliche ein fein Lied eingeschittet, welches ich mit in die Ecloguen auf sein Bitten bringen werde. Thyrsis[1] wird eins, mit 3 Violdagammenstimmen neben einer traurigen Symphonie darzubringen." Bittet um eine feine Inscription dazu in lateinischer Sprache nach Art des Mausolei Hungarici. Am Rande werden die Verfasser solcher Gedichte bemerkt.

Orig. auf Folio mit äußerer Bemerkung: „Ao. 1666 XVIII der Sprossende pr. d. 5. Febr. rsp. d. 9. ejusd." im Pegnesischen Blumenorden.

## 27.

### 1666 Februar 21.

### Neumark an von Birken.

Bekennt sich zum Empfang seiner Schreiben vom 20. Januar und 9. Februar neben den Ecloguen und des fürstl. Leich Carmens am 16. Februar, ebenso der 4 Verslein zum Conterfait mit Dank, erwartet das Ostwerk.[2] Die f. Regierung ist mit Birken gleicher Meinung, daß die Kupfertittelschrift nicht zu ändern ist, weil beider Namen mit gekürztem Stammtitel nothwendig. Die Inscriptio Lapidaria bleibt ihm überlassen, wie auch der schönen Eigenschaften Herzog Wilhelms, die auch nach Art des Mausolei Hung. verdeutscht in die Ecloguen aufgenommen werden soll, wozu der Ordentliche ein schönes Lied eingesendet. Sandrart möge die Arbeit beginnen, wenn die Forderung von der Kammer als zu hoch nicht genehmigt wird, dürfte ihm bei eignem Verlag seine Arbeit nicht gereuen. Er hofft auf Fertigstellung seines Duodec und Quartconterfaits. „Endlich unsere Hauptlose Gesellschaft betreffend, bin ich aus m. gel. Herrn Schreiben erfreut, weil sich ein so trefflich Subj. Der Durchl. Befreuende[3] zu solcher Direction erkläret, betrübt weil m. Herr noch in so großen Zweifel stehet, ob es seinen Fortgang haben werde. Ich habe solches mit dem adl. Knöpfigten unsern H. Hofrath Rietzel, welcher denselben wegen alter academischen Kundschaft frdl. grüssen lassen, communicirt, der sich eyfrig erbohten, die Sache dahin zu bringen zu helfen, daß Wolfenbüttel die Sitzstadt der Gesellschaft werden möge. Allein er schläget neben mir vor, welches den ädlen Erwachsenen aus dem vermeinten Labyrinth führen kann, daß derselbe fleißig dran sey, damit der Kühne,[4] Sinnreiche,[5] Suchende,[6] Rüstige[7] und etwa noch Andere dießfals einkommen und wegen von ihm angeführten Ursachen, dem Durchl. Befreuenden vorschlagen, und das Werk demselben zu überliefern bitten, so dann wäre kein Zweifel, es würde

[1] Neumarks Name als Pegnesisches Mitglied.
[2] Ostspiegel oder Ostwerk, häufige Abkürzung für den „Spiegel der Ehren".
[3] August Herzog zu Braunschweig.
[4] Fürst von Windischgrätz.
[5] Freiherr von Hohenberg.
[6] Schottelius.
[7] Rist.

glücklich von statten gehen und müste ohne das die Wahl und Überlegung cum Voto etlicher Vornehmen H. Gesellschafter geschehen. Der Verzug aber ist meines Erachtens zu Wolfenbüttel solchermaßen zu entschuldigen, daß von Weinmar aus die Vota etlicher Vornehmen Gesellschafter eingeholet wurden, die ohne Communication könnte der Durchl. Richtigste,[1]) die Verantwortung vor sich allein nicht thun, auf solche maße kan der Verzug entschuldiget werden, inzwischen wil ich Tag und Nacht arbeiten, daß es fortgängig werde, des Knöfichten[2]) Votum ist auch da, wenn der Herr KammerRaht Wex zu Hause kömmt, will ich das Seinige als eines vornehmen H. Gesellschafters, auch erlangen, des Keuschen[3]) will ich auch zuwege bringen, auch anderer mehr, wenn nun solche Vota zusamen kommen, so wird es mit desto besserm Ehrengepränge seinen Fortgang haben. Der ädle Erwachsene schaffe nur, daß seine Vorgeschlagene ehistis einkommen und daß mir ja die Schreiben zu Handen kommen." Von Neumarks Beschreibung der Einnahme des Preiswürdigsten[4]) betr. ist kein Exemplar mehr vorhanden, will sich aber darum bemühen. An Rieteſel will Neumark schreiben.

Orig. auf Folio im Pegnesischen Blumenorden mit der Aufschrift: A. 1666 XXVIII. prst. d. 26. Febr, resp. m. Mart.

## 28.

### 1666 Juli 12.

### Neumark an von Birken.

Entschuldigt sein langes Schweigen mit Amtsgeschäften, übersendet Geld für Sandrart, ein historisches Lustgärtlein, und stellt die f. Leichpredigt in Aussicht; die Ehrenzeilen unter das Conterfait sind zu spät gekommen, sollen unter das Sandrartische in Quart kommen. Bittet mit Sandrart wegen Übernahme des Verlags der Eclogen zu verhandeln, dem er den Verlag wegen der feinen Kupfer am ehsten gönne, es werden 16 Kupfer ohne Titel. Seine Tafeln mit Anmerkungen sind unter der Presse „Mit unserer ädlen Gesellschaft stehts noch in vorigen terminis und ist zu bejammern, daß Niemand sich derselben annehmen will, sondern von so unbesonnenen teutschhäßigen Groß Köpfen verlaßet wird. Es hat sich endlich unser Herr Kammer Raht der Zugeordnete[5]) erbohten, dem Knöpfichten beyzuspringen und das Werk zu befördern, werde auch nicht ruhen, bis es zum Stande komme."

Orig. auf Quart im Pegnesischen Blumenorden mit der äußern Aufschrift: prst d. 17. Juli resp d. 14. Spt.

## 29.

### 1666 October 24.

### Neumark an von Birken.

Bemerkt, sein vom 14. Sept. datiertes Schreiben habe er wegen schmerzlichen Augenflusses nicht früher beantworten können, habe auch den Verlust des Auges gefürchtet, wenn ihm nicht der Schwager Dr. Rollfink[6]) zur Seite gestanden hätte. Das

---

[1]) Joh. Ernst Herzog zu Sachsen.
[2]) Hans Heinr. von Rieteſel, Weim. Hofrath.
[3]) Homburg.
[4]) Joh. Georgs Kurfürst von Sachsen.
[5]) Joh. Christ. Wex, Rath und Kanzler zu Merseburg.
[6]) Bekannter Jenenser Professor.

fürstl. so lang verlangte Handbrieflen erfolgt zurück „ist mir Leid, daß mein Herr deswegen etwas unwillig worden". Dank für das Anerbieten des Ostspiegels, zur Absendung bereit liegen die f. Leichpredigt und die Tafeln mit den Anmerkungen, folgen zur Neujahrsmesse, da der Nürnberger Bote zu theuer ist. „Unsere liebe Gesellschaft ist leider noch Hauptloß, wird zwar bisweilen, auf mein Erinnern, davon geredt, wil aber zu keinen Effect gedeihen, wundert mich, daß sich kein einziger Gesellschafter, um dieses zu befördern, anmeldet. Wenn nur ein Paar schreiben entlieffen, und um fortsetzung beten, so bin ich versichert, daß es bald geschehen solte, dann hatte ich Ursach es scharf zu erinnern. Ich habe dem lieben Gott eine christliche Arbeit angelobet, habe es auch Gott Lob nunmehro verrichtet, ist ein zusammengetragenes Gebetbüchlein,[1] mit weltlichen Historien und Allegorien, auch Kupfern ausgeziehret, wie Herr Sandrart eine Probe davon zu zeigen." Bittet mit ihm wegen Preis zu unterhandeln; „Verleger ist unser Hofbuchdrucker[2] ein junger, nicht groß bemittelter Mann." Neumark bietet pro Stück $1\frac{1}{2}$ Thaler, incl. Titel Kupfer 40 Thlr; will ihm mehr Arbeit zuweisen, ist bei den Jenaischen Buchhändlern recommandirt.

Orig. auf Quart im Pegnesischen Blumenorden. Äußere Bezeichnung: CXXIV prst. d. 30. Oct., resp. d. 3. Nov.

## 30.

### 1666 December 29.

### Neumark an von Birken.

Gratuliert zum neuen Jahr, sendet die fürstl. Leichpredigten[3] und die Poetischen Tafeln, die Eclogen sind wegen seiner Krankheit ins Stocken gerathen, die Kupfer dazu sind bei Sandrart zu erhalten. Er hat den Rüstigen brieflich ersucht, wegen Fortsetzung der Gesellschaft einzukommen „und ist die Nachleßigkeit etlicher, welche das Werk wol treiben und fortstellen könnten, mit Verfluchung zu beklagen, ich kanns alleine nicht heben, der ädle Erwachsene hat seines ohrts auch genug gethan, und kan man also nicht weiter, ich habe dieser Tagen mit unserm H. Cantzler und Rähten disfals ziemlich teutsch geredet, haben erkenn und bekennen müssen, das der Verzug schimpflich, sich auch erbohten, das Werk zum Stande zu bringen, fürchte aber, daß surdo narrata sit fabula, jedoch will ich an Erinnerungen nichts mangeln laßen, wenn mir von etlichen Gesellschaftern succurriret wurde." Sandrart soll die Orthographie nicht ändern, kein V pro U, ck pro k. stechen. Die Hälfte seines Lohns soll ihm gesendet werden (20 Thlr.). Der Rest von der Pyramide folgt mit 18 Thlr.

Orig. Folio im Pegnesischen Blumenorden. Außen: XV. 1667. prst. 24. Jenner.

## 31.

### 1667 August 4.

### Neumark an von Birken.

Begrüßung, Nachricht, „daß nunmehro, auf mein so vielfältiges Annehmen und respect. Erinnern und Vorschlag unsere so lange Hauptloß gelegene Gesellschaft wieder ein Oberhaupt, Gott lob, erlanget, nemlich den Hochwürdigst Durchlauchtigsten

[1] Es sind gemeint die 1668 erschienenen Täglichen Andachts-Opfer.
[2] Heinr. Schmid.
[3] Herzog Wilhelms und seine Gemahlin Eleonore Dorothee. Weimar 1665. Fol. Zweiter Theil ohne Jahr.

Wolgerahtenen, den H. Ertzbischof zu Halla, dem vor 8 Tagen der gantze Ertzschrein[1] ausgehändiget worden. Werde ehistes Tages auf gst. Begehren, eine Reise dahin thun, um Einen und anderen gründliche Nachricht von der Gesellschaft zu erstatten. Er fordert zu Glückwunschschreiben auf, die sehr gnädig aufgenommen werden. „Itzo werde ich die gründliche Beschreibung des Palmordens vor die Hand nehmen, und zu jedermanns Nachricht herauskommen laßen, damit manchem Spötter das Maul gestopfet werde."

Orig. Quart. im Pegnesischen Blumenorden. Äußere Bezeichnung: A. 1667 ~ CIV. der Sprossende prst. 22. Aug, resp. 24. A.

## 32.

1667 October 26.

### Brieffragment Neumarks an von Birken.

Verlagsbedingungen für den Palmbaum: 40 Thlr. pro Labore, 40 Freiexempl., die Hälfte des gangbaren Verkaufs pro Exemplar, 8 Kupfer. Auf diese Bedingungen ist Hoffmann eingegangen und hat 14 Thaler darauf bezahlt, er fürchtet sich aber vor Endtern, mit dem deßhalb verhandelt werden soll, ohne daß Aussicht auf dessen Annahme vorliegt. Wegen Erwirkung eines Privilegs sind bei dem Kühnen Schritte gethan. Fragt, ob er dem Oberhaupte nicht das Ofnwerk mittheilen wolle, das er bei seiner Reise nach Halle gern übermitteln werde.

Orig. im Pegnesischen Blumenorden. Folio, erster Bogen fehlt. Aufschrift: A. 1667 CXVI der Sprossende prst. d. 5. Oct. (was Schreibfehler für Nov. ist) resp. d. 16. ejusd

## 33.

1668 Januar 29.

### Neumark an von Birken.

Glückwunsch zum neuen Jahr. Sein Werk von der fruchtbringenden Gesellschaft, dessen Titel beiliegt, wird Ostern in holländischem Octav erscheinen „weil sich die Rolle der Gesellschafter in kein kleiner format schikket und ich kein Quartformat haben mag, kömmt sehr ansehnlich und regalisch". Wird viel danach gefragt: bittet um eine Widmung, für ihn und Tilhern ist von Hoffmann ein Exemplar zu liefern. Der Mandelslohische Informator Stiegen verlangt Mitglied der Pegnesischen Schäferei zu werden, ist ein sittliches Subject, in jure, poesi, Lateinischen und Teutsch wohl erfahren, übersetzt den Cäsar. Bitte um Nachricht.

Orig. in Quart in Pegnesischen Blumenorden. Aufschrift: A. 1668 XXIII der Sprossende prst. 3. febr., resp. 9. ejusd.

— — —

[1] So lange der nach Halle ausgeantwortete Erzschrein nicht wieder aufgefunden wird, ist nicht zu ergründen, in welchem Verhältnisse ein Theil desselben, nämlich der in Weimar aufbewahrte, steht. Hier befinden sich im ganzen 5 gebundene Bände. Drei enthalten die Correspondenzen, sind von mir neu geordnet, 1 Band enthält das Gesellschaftsregister von 1617—1662, dem Todesjahr des Herzogs Wilhelm, und 1 Band die Kräuter der Mitglieder unter Fürst Ludwig von Anhalt von 1643—1650. Dieser Band ist als zweiter Theil bezeichnet. Der ungebundene dritte Theil, der die Kräuter der Mitglieder unter Herzog Wilhelm enthalten sollte, ist vollständig leer. Ein Wappenbuch findet sich überhaupt nicht vor, obwohl Neumark die Anfertigung eines solchen erwähnt.

## 34.

[1668 Ende Februar.]

Neumark an von Birken.

Des Verlegers Hoffmann Widerwille, daß der Palmbaum in 8°. erscheinen soll. Das Anfangs verabredete Duodez ließ sich wegen der Gesellschaftsrollen in diesem nicht verwenden. Nach Druck von 5 Bogen habe Hoffmann diesen wieder sistieren wollen; der Wolgerathene habe Quart mit grobem Druck haben wollen, sich aber nach Übersendung von 3 Bogen zufrieden gegeben. Er versichert den Verleger „daß er ein gut Werk haben wird, es wird nicht allein in Teutschland sondern auch in Frankreich zu verthinen sein (v. Werther will Exemplare nach Paris senden)". Über das Mehr der Kupfer solle der Verleger nicht ungehalten sein, es werden c. 36 Bogen werden, ist dem vorigen Palmbaum sehr ungleich, der Verleger hat sich also vor Endtern (wegen Nachdrucks) nicht zu fürchten. Canzler und Räthe sagen auch, es sei erstlich kein privilegirt Buch, und schon 21 Jahr nach der ersten Edition überdies in ganz anderm Format und über die Hälfte vermehrt. Die Kupfer der ersten Edition könnten etwas verändert werden. Das Kupfer des Wolgerathenen[1] ist hier nicht zu haben. Hoffmann sagt, wenn es bei Octav bleiben sollte, müßte er schlechtere Arbeit in Kupfer machen lassen, was „mich heftig verdrossen" da er die Kosten auf den Preiß des Buchs schlagen wird „es wird ohne das kein Werk vor Bauren, sondern vor Fürsten Herren und andere vornehme Leute". Die Meriane in Frankfurt hätten es gern verlegt. Er kann es nicht geschehen lassen, daß wie Hoffmann will, die Kupfer im Duodec drucken lassen will. Der Wolgerathene läßt gn. Gruß vermelden, er verlangt nach dem Ostwerk, das ihm schon herrlich gerühmt worden ist. Zamelius und Kempen sind ihm recommandirt, werden aufgenommen werden. Bei Hoffmanns fortgesetzter schroffer Haltung werde er sich nach einen andern Verleger umsehen.

Orig. auf Folio im Pegnesischen Blumenorden. Äußere Aufschrift: A. 1668 XLVIII der Sprossende prst. 5. Mart., resp. d. 14. ej.

## 35.

1668 Mai 3.

Neumark an von Birken.

Dank für Durchsicht der Kupfer, (des Palmbaums) Kupfer fol. 18 kann bleiben und ein wenig geändert werden. Das fol. 141 hat er als Mahler-Grille verworfen und dafür ist das lang gesuchte Contrefait Caspar v. Teutlebens eingefügt worden; die 4 Jahreszeiten sollen wegbleiben, weil die Lobschrift schlecht und kurz abgeht. Nur wenn Birken eine feine Lobschrift aufsetze, könne das Kupfer bleiben und sollte zum 13. Capitel kommen. Bitte um Beschleunigung des Werks, der Wolgerathene hat Verlangen danach; der Sorgfältige[2] und Behutsame[3] haben Ehrenzeilen gesandt; er möchte auch solche vom Nachsinnenden[4] haben, vom Siegprangenden[5] als reg. Herrn

[1] August Herzog von Sachsen, Oberhaupt der Gesellschaft.
[2] Johann Adolf, Herzog zu Sachsen.
[3] August Herzog von Sachsen.
[4] Rud. August, Herzog zu Braunschweig Lüneburg.
[5] Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig.

dürfe er solche nicht erwarten, fragt an, ob er sich in Wolfenbüttel verwenden könne, auch vom Sinnreichen[1] und Grünenden[2] hätte er gern Reimzeilen. Zamelius und Kempen sind aufgenommen „habe ziemlich Mühe gehabt, ehe ichs ausgewürket". Bitte die Sache nach seinem Gefallen zu dirigieren. „Mein Contraf. am Titel ist ganz nicht getroffen, der Kopf ist zu dikk, die Nase zu lang und groß, und das Haar gar zu schlecht, ich habe zwar kein gekräuseltes, doch auch nicht so gar schneiderhaftig Haar und kann ein wenig lokkerer gestochen werden. Die Arbeit ist sonst sehr gut."

Orig. auf Quart im Pegnesischen Blumenorden. Äußere Aufschrift: 1668 LXXXIV der Sprossende prst. d. 7. Mai, Resp. d. 9. May.

## 36.

1668 Mai 29.

### Neumark an von Birken.

Dankt für die Mühewaltung bei der Kupferarbeit, die aber dermaßen schlecht sei, daß sie zum Theil ein Lehrjunge müsse gefertigt haben, z. B. die 3 Jugendbilder, wo die zu Füßen liegende Laster zerlastert, der Betrug keine Stellung, die menschliche Blindheit nur einen Arm hat. Das kaiserliche Bild, das Birken größer haben wollte, könnte nicht größer sein; „Generalfaut" des ganzen sei der schmale Rand der Kupfer „das Schandmahl" vieler Bücher, zu wünschen wäre gewesen, daß Sandrart die Arbeit gemacht habe, mit dem sein Verleger aber nicht „stalher". Die Aufnahm-Diploma des Rouden[3] und Erkohrnen[4] sind angekommen, schwer ist sie nach Preußen zu bringen wegen Schwere der großen Siegel Capseln. „Das Gesellschafts-Oberhaupt sieht gern, (indem an mich Befehl ergangen, einem und andern es wissend zu machen) daß ein jeder Gesellschafter zum wenigsten bei Ehrentagen das Gesellschaftszeichen trage, zu dem Ende schon 9 Stücke zu Naumburg, eines vor 10 biß 12 oder 15 Thll. gemacht werden, habe meine selbst machen lassen, und habe es vergangene Woch, in einer fürstl. Gesandtschaft auf einer Hochzeit zum erstenmale an einem Sittiggrünen und silberm Bande getragen, auf die Ahrt, wie es ein Titel-Bildnüß beisaget. Itzo macht der Goldschmid eine vor ein jungen Herzog von Mecklenburg,[5] der neu eingenommen worden, soll auf 70 biß 80 Thll. kommen, wird mit Demanten und grünen Schmaragden versetzet. Hoffe also es werde der Durchl. Palmorden nunmehro in bessern respect gedeihen, als bishero geschehen, und sucht der Durchl. Wolgeratene alle Mittel, die Gesellschaft ansehnlich zu machen ..... Sonst verlangt mich nach dem großen Geschenk, meines hochgeehrten Herrn Ges. des ädlen Erwachsenen großem Opferwerke." Fertigstellung der Kupfer, die er um Petri und Pauli erwartet, doch nicht treibet wegen seiner überhäuften Geschäfte. „Muß es aber fertig sein, so soll mir der Schlaf so lieb nicht sein, sondern wil des Nachts das meine Vollends ausarbeiten."

Orig. auf Quart im Pegnesischen Blumenorden, ohne Couvert und Aufschriften.

[1] Freiherr von Hohenberg.
[2] Joh. Freiherr von Hohenfeld.
[3] Zahmel.
[4] Kempe.
[5] Friedrich, Herzog als der Jüngliche.

## 37.

### 1668 Juli 11.

### Neumark an von Birken.

Dankt für 2 Exempl. seines herrlich ausgeführten Oester. Werks; „der Mangel an Gegengabe soll mein herts getreuer Sinn und Willen ersetzen", muß bekennen, „daß mein H. Gef. unter allen andern, weil der Orden gestanden den Preiß erhalten, der Unglückselige, der Spielende und Suchende haben viel geschrieben, sind aber meistentheils kleine Tractätlein und in ihren Würden auch hoch schätzbar, aber solch ein ansehnliches Werk hat noch kein Gesellsch. geschrieben." Das eine Exemplar geht an den Durchl. Wohlgerathenen, daß ihm dies willkommen sein wird, erhellt aus dem Schreiben des Erzschreinhalters, Kammerseer. David Elias Heidenreich, dem er auch 1 Exempl. mittheilen möge „daß des Herrn Gesellsch. Ehrenvergeltung und gn. Gegengeschenk desto besser fallen wird". Er urgirt die Fehler in den Kupferstichen des Palmbaums: Am linken Backen muß der Schatten bei dem Schmackhafften weg, sieht aus wie ein Schmarre, „das Gesicht muß etwas vollkommener sein, er war ein starker fetter Herr, hatte ein völliges Gesichte mit dikken Backen, der Bahrt muß halb unten abgeschnitten sein, Er trug nur letzlich ein kurtzen Trutzer wie es die Balbirer nennen. Dem Nehrenden muß der Überschlag auf der rechten Seiten abgenommen werden, Der Wolgerahtene ist sehr gut, nur an der Nase soll noch Mangel sein, wie Heidenreich schreibt". Der Hauptmangel am Buche, der schmale Rand an den Stichen ist nicht mehr zu ändern. „Im 4ten Blatte hat die Pallas im Portal alzu kleine Beine und Füße, die Pallas bei den curf. Pyramiden unter dem Zederbaum hat keine rechte Hand, auch mangelt das Bild Aretea, das churf. Conterf. taugt gar nichts, muß die Oval etwas länglicher fallen, der Zederbaum hat nicht sein rechtes Laub, der Engel mit dem Gesellschafts Pfennig hat einen hölzern steifen linken Arm, kein Gelenk, der Palmbaum dabei muß im Stamm höher und die Zertheilung der Blätter perpendicular fallen, sieht sonst aus, wie ein großer Weidenbaum. Die Sybillen, so in Musen verwandelt werden, kann er wegen seiner Geschäfte nicht mehr ändern: ich möchte gern wissen, was der Spielende, item der Erwachsene alles geschrieben." Bitte Correctur der Kupfer. Das Werk wird in 3 Wochen fertig.

Orig. im Pegnesischen Blumenorden auf Folio. Äußere Aufschrift: A. 1668 CXXIV. der Sprossende pst. 22. Juli, resp. d. 23. ej.

## 38.

### 1668 December 4.

### Neumark an von Birken.

Edler Vester ꝛc. Ich befürchte zwar, es werde mein hochgeehrter Herr mein bisheriges Stillschweigen, übel empfunden haben, hoffe aber, es werde meine Leipzig-Hall- und Mörieburgische Reise, wie auch meines lieben alten 82 jährigen Vaters darauf bald erfolgetes fall. Absterben, und dann die letzthin fürstliche Zusammenkunft unserer gnädigsten Herrschaft, bey welcher ich gar wenig zeit, zu Privat Geschäften erübriget, mich dießfals entschuldigen, wie ich denn schönstens bitte es nicht zu mißdeuten. Berichte itzo daß das Durchl. Oberhaupt, bei meines Palmbaumes übergabe und gnädigster Aufnahme, meines wehrtisten H. Gesellsch. des ädlen Erwachsenen und seines groß Opwerkes so auf dem Tische lag sehr gnädigst erwehnet, auch sich der gst. Recompentz von selbst erinnert, wie ich denn nicht zweifele, es werde Solche nach der Zeit erfolget sein, inmaßen der H. Geheimde

Secr. David Elias Heidenreich itziger Ertzschreinhalter, mit mir verlaßen, solche über Jehna dem H. Erwachsenen zuzufertigen, solte nun solches fernerweit ins Stokken gerahten sein, wie es heutigen Tages, an den Höfen nicht ungebräuchlich, so laße michs mein H. Gesellsch. wissen, soll an weiterer Erinnerung nicht mangeln, könnte auch nicht schaden, wenn ein Complim. an bemeldten H. Secr. Heidenreich abgienge. Mein Ehren und Gnaden-geschenk war ein schöner getriebener großer Becher von 44 Thll. und 12 Thll. Reise Kosten. Kan sonst die Leutseligkeit unseres gnst. Oberhaupts nicht genug rühmen, ich (habe) über H. Zamel und H. Kempen, bey meiner Gegenwart noch vier statliche und teutschliebende geschikkte Leute vorgeschlagen, und derer Annahme glükklich erhalten, nemlich H. Hofraht Noricum und H. Hofraht Fuhrmann zu Mörseburg. Herren Hofraht Happen zu Rudolstadt, und den Geheimden Secr. Stielern[1]) zu Eisenach, derer Nahmen ich ehistens von Halla erwarte. Der letztere ist überaus vor Span-Italiän. Frantzös- Griech. und lateinisch ist ihm wie teutsch, hat meinem Palmb. auch ein Carmen geschrieben, worinnen in etwas zu sehen, was vor ein Geist in ihm steket, hat den Nahmen des Späthen begehret und wo er in Halla nicht schon vergeben, wird er solchen bekommen. Ob mein gst. H. Ges. von H. Hofmann ein Paar Exempl des Palmb. meintwegen bekomen, zweifele ich nicht, habe es in Leipzig befohlen. Bitte mit solchen armen Sachen vor lieb zu nehmen, bin noch ein großer Schuldener, vor das treffliche Ostwerk. Von H. Mag. Kempen habe ich gestern Schreiben erhalten, klagt daß er die Einnehmungs-patenta[2]) noch nicht erhalten, da ich doch solche in Leipzig selbst aufs beste bestellet, hoffe aber er werde Sie indessen erhalten haben. Der alte redliche Neusche[3]) in Naumburg lest meinen H. Ges. auch dienstlich grüßen, hat das Ostwerk in Leipzig erkauft und es gegen mir höchlich gerühmet. Was H. Sandrart mit meinem Contraf. macht, möchte ich gern wissen, jedoch sehe ich gern, daß es noch nicht fertig, ich bin willens meinem H. proavum Mat. Dr. Georgium AEmylium einen alten berühmten Theologen von H. Sandrart ins Kupfer in 4$^{to}$ bringen zu lassen, und das Meinige auch, mit teutscher Umschrift. Ich habe itzo die AEmylianische Sontagsgedanken unter Handen, wird ein Werk von 3 oder 4 Alphab. in 4$^{to}$. Dürfte aber, weil ich nur bisweilen etwas dran arbeiten kann in 2 Jahren ans Licht kommen, womit ich schließe, nochmals versichernd daß ich unänderlich verharre

Meines hochgeehrten H. Gesellsch.

getr. Diener

G. Neumark m. ppr.

Orig. auf Quart im Pegnesischen Blumenorden mit der äußern Notiz: CCXVI prst. d. 11. Dec., resp. d. 12. t.

## 39.

1669 November 28.

### Neumark an von Birken.

Edel- Best- und Hochgeehrter Herr G. u. s. w. Dessen geliebtes letztes vom 23 Herbstmonats[4]) ist mir allererst von unserm Hofbuchdrucker den 30 Weinmonats

[1]) Der bekannte Caspar Stieler (siehe Goedeke), mit dem Namen der Spate aufgenommen.

[2]) Als der „Erkohrene".

[3]) Ernst Christoph Homburg.

[4]) Brief fehlt.

eingehändiget worden, worauf ich billich eher, als geschehen, antworten sollen, es bat mich aber die bisherige Hoffnung, einige gründliche Nachricht wegen deß lang versprochenen Gnadengeschenks, und was bey dem fürstl. Beylager[1] zu Halla vorgangen, auch was vor Gesellschafter in den Palmenorden getreten, zuerlangen, weil nun solche noch nicht ankommen, habe ich meiner Schuldigkeit nicht länger hinderhalten wollen, berichte demnach, daß, als unser Durchl. Oberhaupt jüngsthin vor ungefahr einem Vierteljahre, sich in dero Amt- und Stadt Langensaltza eine Zeitlang aufgehalten, und ich der Ehren nach meinem Vaterlande Mühlhaußen, durchreiste und dem H. Kammerseer. und Ertzschreinhalter, besuchete, Er mir diese erfreuliche Nachricht ertheilet, es hetten sich nunmehro Ihr Hochw. Durchl. erkläbret, dem H. Erwachsenen ein wirkliches Denkmal Dero Gnade, wiederfahren zu lassen, und solte ich dieses meinem hochgeehrten und wehrtisten H Ges. inzwischen Kund thun, Er Ertzschreinhalter, wolten auch, so bald Sie zurükk nach Halla kehren, solches zu erinnern, nicht ermangeln. Und habe ich bishero in Gedanken gestanden, daß solches albereits erfolget, sehe aber auß meinen hochgeehrten H. Ges. Schreiben, daß es noch zu keiner Wirklichkeit gedieben, welches vieleicht die bisherige große Anstellung und Vorbereittung besagtes Beilagers verhindert haben muß, werde aber dieses mit ehisten erinnern und Anmahnung thun. In unsere hochlöbl. Gesellschaft sind inliegende[2] Personen eingetreten, ohne was bey dem schon bemeldten Beylager weiter geschehen, welches so bald ich es erfahre, meinen hochwehrten Herrn Ges. berichten werde. Vor den Ulysses[3] (woefür ich albereits längst schüldigen Dank schriftlich gesagt), die Guelfis[4] und itzo übersendetes Tilherisches Ehrengedechtnüß,[5] welche mich alle, sonderlich das letztere herzlich vergnüget, sage ich nochmals schönsten Dank, mit treuen Erbieten, solches, wo möglich euserstem Vermögen nach zu erwiedern. Meine Mühe ligt, bei meinen verdrießlichen doch nöhtigern Amts- und Vielfältigen Commissionsgeschäften gantz stille, und dörfte, wegen wachsenden Alters, Hauswesen und überhäuften Amtsverrichtungen, allem Ansehen nach gar ersterben, und wie kan mein pegasus, der mit so vielen Haushaltungs- und Berufs Sak und Pak beladen, seine Flügel zu den Sternen schwingen und etwas himmlischs ersteigen. Darüm ist besser man bleibet nunmehro bey der Erden, welches mich leider sehr schmerzet. Jedoch erfreue ich mich dergleichen schöne Schriften bey müßiger Abend- und Nachtzeit zu durchlesen, mein hochwehrter Herr Ges. ermangeln nicht, seinen getr. Fr. ferner mit seinen sinnreichen und schönen Sinnbruten zu erfreuen.

Neulich vor 3 Wochen hat der hochgeb. H. Rudolph-Wilh. von Stubenberg, der Begütigende, sein überaus höflich, und gnädiges erstes Handbrieflein von Regensp. aus, an mich gesendet, sehe daraus daß der Durchl. Palmenorden ein treffliches Mittglied und ein rechter Erbe seines H. Vaters, an ihm haben werde. Möchte gern wissen, wo Er sein freyherrliches Hauswesen anstellen werde, üm ihn hinfüro besser zu bedienen. Des ädlen Erwachsenen Geistliche Palmfrüchte[6] verlanget mich zu sehen. Mein Herr wolle mich doch unschwer berichten, was Schweiggers[7] Constantinopolitanische Reisbeschreibung, so zu Nürnberg vor Jahren neu ausgangen sein soll, kostet, und H. Hoffmann bitten, daß Er solche mit auf die Neujahrmesse

[1] Magdalene Sibylle, Tochter des Herzogs von der Weißenfels, vermählte sich 14. November mit Friedrich I. Herzog von S. Gotha.

[2] Einlage fehlt.

[3] Der Brandenburgische Ulysses erschien Bayreuth 1669.

[4] Nürnberg 1669 erschienen.

[5] Gestorben 1669 18. April. Wahrscheinlich ist Adolf Sauberts Leichenrede gemeint.

[6] Wahrscheinlich die in Arbeit begriffenen „Trost und Trauergedanken", 1670 erschienen.

[7] Reyßbeschreibung nach Constantinopel und Jerusalem. Nürnberg 1664.

mit auf Jehna bringen, soll beides mit Dank bezahlet werden. Hienechst berichte ich daß letstmals Herr Schöbel ein sehr reiches vornehmes rares und hochbegabtes Subjectum zu Breslau auf meine Reccommendation mit dem Nahmen des Himmlisch Gesinnten in unsere Gesellschaft getreten, bittet gar schön von den ädlen Erwachsenen ein baar Glükkwunschungs Zeilen zu sehen, mit Erbieten solche wirklich dankbarlich zu vergelten, wo demnach ein hochgeliebter Herr Gesellschafter ein Viertelstündlein diesem neuen H. Ges. zu widmen, beliebet, wird es neben mir hoch rühmen, womit meinem gel. H. Ges. in Gottes gutem Schutz empfehle, beständig verharrend

Meines hochgeehrten und treugeliebten

H. Erwachsenen

Eilends Weimar d. 28. Nov. 1669.

getr. Sprossende.

Orig. auf 1 Foliobogen im Archiv des Pegnesischen Blumenordens. Außen: CCIII A. 1669. Der Sprossende pf. d. 2. Dec., resp. d. 11. ejusd.

# Poetische Staatsunterredung.

## Mitgeteilt von Max Rubensohn in Berlin.

Des Printzen von Wallis Unglückseliche Wallfarth, oder: Poetische **Staats-** **Unterredung** über das Frantzösische, in diesem Jahr auf Schottland vorgenommene, aber doch mißlungene große DESSEIN. / Aus dem Parnasso auffgefangen. (Die drei bourbonischen Lilien.) Gedruckt im Junio 1708. 4 Bl.[1])

[1]) In einem mit der Signatur Ah 16121 versehenen Sammelband „Schulschriften. Provinz Schlesien" der Königlichen Bibliothek in Berlin fand ich das nachfolgende dialogisch abgefaßte, anonyme Gedicht, das aus historischen und litterarischen Gründen der Mitteilung wert zu sein scheint. Von den 51 Schriften, die, nach den Druckorten und dann wieder nach den Jahren geordnet, den Inhalt des Bandes bilden, beziehen sich 7 auf Breslau (1776—1786), aus Bunzlau stammen 3 (1765. 1766. 1784, die beiden ersten sind in Jauer gedruckt), aus Brieg 4 (1685. 1775. 1777. 1789), je eine aus Grottkau (1786) und Freistadt (1762), nicht weniger als 21 sind in Görlitz erschienen (die älteste aus dem Jahre 1566, die jüngste aus 1747; eine, vom Jahre 1613, hat die Lehrer des Rosenbergischen Gymnasiums zu Verfassern), eine in Hirschberg (1713), eine in Lauban (1697), eine in Liegnitz (von Kollegen der Goldberger Anstalt 1674 zusammengestellt), 7 in Öls (1615. 1779 bis 1786), 3 in Frankfurt a. O. (davon eine — 1588 — auf Schweidnitz bezüglich). Außer zwei (in Frankfurt a. O. 1672 veröffentlichten) Hochzeitsgedichten und zwei Epikedien (Görlitz 1602, Öls 1615) und der „Staats-Unterredung" kann man in der That sämtliche in dem Bande vereinten Drucke Schulschriften oder wenigstens von Lehrern (und Geistlichen) verfaßte Gelegenheitsschriften nennen. Die Programme von Öls waren, ebenso wie die Breslauer, „dem Herrn Feldprediger Seyffert" dediziert, das Bunzlauer von 1765 „des Kön. Staats-Min. von Münchhausen

Printz Wallis.

Ich walle hin und her, mein Nahm giebts zu erkennen,
Daß eine Wallfarth nur mein Leben iſt zu nennen,
Als ich aus Mutterleib in einer Mühlen ſchloff,
Da muſt ich wallen gleich in eines Königs Hoff.
Als endlich hier die Fluth mein' Affter-Mutter nahme,
So muſt ich wallen fort, biß ich nach Franckreich kame,
Vnd weil ich ſchon ſo lang ein Gaſt darinnen bin,
So ſchickt man wieder mich in Schottland wallend hin.
Zu dieſer Wallfarth muß der Pabſt das Geld hergeben,
Ich wage vor die Cron mein Ehre, Gutt und Leben,
Der große Ludewig hängt mir den Degen an,
Giebt Schiff und Mannſchafft her, daß ich fortkommen kan.

Vater Pabſt.

Zeuch hin, mein lieber Sohn, ich gebe dir den Seegen,
Mit meiner Vater Hand, woran dein Glück gelegen.

Ludewig der groſſe.

Printz, ſchauet, daß ihr ſtets an dieſen Degen denckt,
Den Euer beſter Freund Euch heute hat geſchenckt.

Printz Wallis.

Wie ſchlägt und zittert mir das Hertz in meinem Leibe,
Ich Jüngling wag ein Spiel mit einem klugen Weibe,
Wir ſpielen in dem Schach, weh mir mit allem Pracht!
Es ſtehet Cron und Haupt, wenn ſie mich ſchachmatt macht.

---

Excellenz", von den Görlitzer zeigt das von 1700 außer dem Namen des ersten Besitzers „Chalybaeus Past. in Friedersd." (Vorfahr des Philosophen?) einen Stempeldruck „Ex collectione Lieberkühniana" (Ph. J. Lieberkühn, bekannter Schulmann, † 1788 als Rektor des Elisabethanum in Breslau), zwei sind von dem Rektor Chr. Funccius mit Zueignungen versehen: 1670 „Dn. Affini", 1673 „Nobilissimo et Experientissimo Dn. Samueli Ledelio Phil. et Med." (Naturforscher, 1664—1717, sein Bruder (?) Sigismundus Ledelius Sorâ-Lusatus tritt als lateinischer Dichter in einem Görlitzer Propempticon von 1673 auf), die Hirschbergische Schulordnung endlich weist den Namen „Wippel" auf. Die Signaturen, die man noch an einzelnen Drucken wahrnimmt, rühren von diesen älteren Besitzern her. So zeigt unser Gedicht die Nummer 50. Es steht mitten unter den Görlitzer Drucken, ebenso wie die beiden in Frankfurt gedruckten Epithalamien. Letztere stehen aber wenigstens chronologisch an ihrer richtigen Stelle (zwischen 1672 und 1673), während die „Unterredung" mitten unter die Schriften des Jahres 1670 geraten ist. Ob man daraus zu folgern hat, daß die Görlitzer Drucke einst einen Faszikel für sich bildeten und deshalb von dem späteren Sammler zusammen gelassen wurden trotz jener Inkonvenienzen, dürfte nicht leicht zu konstatieren sein. Sehr beachtenswert ist jedenfalls in diesem Betracht, daß wenigstens die Drucke von 1566 bis 1673 (im ganzen 18, also auch die „Staats-Unterredung") nicht bloß in gleicher Weise geheftet und in übereinstimmendem Format beschnitten sind, sondern auch den gleichen bläulichen Ton des Schnittes zeigen. Trifft unsere Vermutung zu, so dürfte man mit einigem Grund annehmen, daß auch die „Wallfarth" vom Jahre 1708 (und ebenso die Epithalamien?) aus Görlitz stamme und wohl auch einen Lehrer zum Verfasser habe.

Ludewig der Große.

Europa wird nun bald vor Franckreich wieder zittern,
Es wird gantz Spanien ſich aus dem Grund erſchüttern.
Ich hab ein großes vor, wann dieſes nur gelingt,
So bin ich abermahl der Mann, der alles zwingt,
Ich will es noch einmahl mit Engelland verſuchen,
Der Pabſt muß mit dem Bann die Ketzerin verfluchen,
Und Millionen weiß mit Geld mir ſtehen bey,
Was gilts, ob dieſes nicht das beſte Mittel ſey?

Neptunus.

Das Meer wirfft Blaſen auf, die aber gleich verſchwinden,
Weil ſich ihr gantzer Pracht nur muß auffs Waſſer gründen,
Printz Wallis nimmt hier an ein klares Sinnbild ab,
Wie ſeine Hoffnung er ſo ſchlecht gegründet hab,
Da er den Hochmuth ſich in Franckreich ließ auffblaßen
Der klugen Königin zu drehen eine Naſen,
Er hat ſein Glück vertraut der ungetreuen See,
Jetzt ſeh' er ſelber zu, wie es ihm weiter geh.

Thetis.

Es ſpielen auff der See zwar lieblich die Syrenen,
Doch will Ulyßes ſich gantz nicht daran gewehnen,
Zu hören den Geſang, und ſtopfft die Ohren zu,
Schafft auch daß auf dem Schiff ein jeder ſolches thu.
Weil Printz von Wallis ſich in Franckreich ließ bethören,
Den lieblichen Geſang begierig anzuhören,
So hat er ſelber ſich geſtürtzt in Waſſers-Noth,
Weil die erzürnte See ihm lauter Unglück droht.

Königin Anna.

Die Staaten haben mich was Groſſes laſſen wiſſen,
Ich muß auff meine Cron ſorgfältig ſeyn befliſſen,
Ein Affter-König will ſich heimlich dringen ein,
In Schottland wird ein Bad mir zugerichtet ſeyn.
Laß ſich den Admiral mit ſeiner Flotte rüſten,
Das ſchlaue Königs-Spiel in Schottland auszuliſten,
Daß dieſem Ubel wir bey Zeiten biegen vor,
Eh in Britanien die Flamme ſteigt empor.

Admiral Bings.

Was fängt Printz Wallis an, will er in Schottland fahren?
Mich däucht, er hätte Müh und Koſten können ſparen:
Die auffs Waſſer Schlöſſer bauen,
Und den Grund dem Sand vertrauen,
Trauen dem unſteten Wind,
Sind an beyden Augen blind.
Laſt fliegen die Flaggen, die Seegel laſt ſpielen,
Wir werden die feindliche Flotte bald fühlen,
Laſt donnern die Stücke, die ſtarcken Carthaunen
Laſt Kugeln ausſpeyen mit groſſen Erſtaunen,

Umringet die Schiffe, laſt keines entrinnen,
Der Himmel wird rächen ihr freches Beginnen,
Die Königin Anna muß immer noch ſiegen,
Hingegen die Feinde zu Füſſen Ihr liegen.

### Admiral Fourbin.

O Edenburg! Blödenburg muß ich dich nennen,
O Schottland! mein Spottland! ich muß es bekennen,
O armer Printz Wallis, wir wollen zurücke,
Ach laſſt uns entlauffen dem harten Geſchicke!

### Nachruff der Engliſchen, an die Frantzöſiſche Flotte.

Laſt fliegen die Seegel, durchſtreichet die Wellen,
Hört, wie euch die Engliſchen Docken nachbellen,
Schmerichneider zur Lincken, Hollumcken zur Rechten,
Helfft euerm Printz Wallis die Crone verfechten,
Ihr wollet die Schottiſche Harffen verſtimmen,
Itzt wird euch der Spanner die Finger verklimmen.
Duos ſolte ſie lauten, hart waren die Säiten,
Trum muſten ſie ſpringen, ein La—mi ausbreiten,
Es ruffen euch Wellen und Winde zuſammen,
Und geben euch eure natürliche Nahmen,
Ausreiſſer, See-Schmeiſſer, Zopff tragende Frauen,
Unbärtige Männer, laſt nimmer euch ſchauen.

### Die Frantzöſiſche Lufft.

Mit Athem pfleg ich ja ſonſt alles zu erqvicken,
Itzt aber muß ich ſelbſt in tieffen Rauch erſticken
Der eitlen Prahlerey, damit mich Franckreich füllt,
Weil nichts, als Rauch und Dampff, aus ihren Augen qvillt
Es fieng auch über das mir ziemlich an zu grauen,
Viel groſſe Schlöſſer man in mir ſchon wolte bauen,
Aus Furcht, es möchte mir der Raum zu enge ſeyn,
Und müſte, ſamt der Laſt, ich endlich fallen ein.

### Sanct Germain.

Mein Gaſt kommt wieder an, den ich erſt ließe gehen,
Und den ich nimmermehr gehofft ſo bald zu ſehen,
Er ſolte Schottland zu, itzt iſt das Spiel verwirrt,
Er hat in Irrland ſich auff ſeiner Reiß verirrt.
Der Schwindel macht ihn toll von ſeinem ſchnellen Fahren,
Man hätte können wohl die Complimenten ſpahren,
Damit man jüngſtens ihm den letzten Abſchied gab,
Weil er ſchon wieder kömmt mit ſeinem Pilgrams-Stab.

* * *

Kan Monsieur Fourbin das Pulver nicht leiden,
So muß er ins künfftig die Flotte nur meiden,
Soll Wallis in Schottland als König regieren,
So muß er durch andre ſich laſſen hinführen.

Das heißt ja aus Kurtzweil spazieren gefahren,
Der Himmel woll Engelland selber bewahren
Vor solchen sich selbsten einladenden Gästen,
Dem gantzen bedrängten Europa zum besten.

([Gallischer] Hahn, durch seine betrübte Miene die französische Niederlage verkündend.)

Der so kläglich gescheiterte Landungsversuch an der schottischen Küste, den im März 1708 der Ritter von St. Georg, wie er sich seit dieser Expedition nannte, der Prätendent Jakob Franz Eduard (1701, nach dem Tode seines Vaters Jakob II., von Ludwig XIV. zum König proklamiert), auf einer französischen Flotte unternahm, wird auch in dem im Theatrum Europaeum (18. Theil 1720: vom 1707ten Jahr, biß zu Ausgang des 1709ten) abgedruckten, hier noch mehrfach anzuziehenden Bericht „das auf Schottland vorseyende Deßein" (S. 188) genannt (auch S. 206 steht „die Schuld von Unterbleibung dieses Desseins"). — 1 f. Zu dem Wortspiel unten S. 61. — 3 f. Der Verfasser glaubte also, wie viele seiner Zeitgenossen, an das schon vor der Geburt Jakobs (1688, 10. Juni) vorbereitete und dann in zahlreichen (auch deutschen) Flugschriften mit boshaftem Behagen verbreitete Märchen von der Unterschiebung des präsumtiven englischen Thronerben. Zu einer Wärmpfanne, so hieß es, sei ein fremdes Kind in das Lager der Königin Marie Beatrice gebracht worden. Die Legende von einem Müllerskinde habe ich nur hier gefunden, selbst in der ausführlichen Darstellung Rapins (Histoire d'Angleterre 10, 640—655) wird ihrer nicht gedacht. — 5 f. Marie Beatrice floh am 10. Dezember 1688 (nach der Landung Wilhelms von Oranien) mit ihrem Sohne nach Frankreich, wo ihr, wie nachher auch dem vertriebenen König, von Ludwig XIV. das Schloß zu St. Germain als Residenz angewiesen wurde. — Affter-Mutter: vgl. 47 Affter-König. — 9 vgl. 27. Dadurch wird ein zuerst von Noorden (Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert, I 3, S. 232) angeführter Brief Ludwigs XIV. an Kardinal Trémoille (8. März 1708) näher erläutert, in dem „der französische Geschäftsträger an der römischen Kurie den Befehl empfängt, eine Beisteuer von 100.000 Kronen flüssig zu machen, welche der apostolische Vater vor sieben Jahren für die Heimführung des stuartschen Erben ausgeworfen und bei einem Pariser Bankhause niedergelegt". Die Unterstützung der Expedition durch den Papst ist nach unserem Gedichte sicher erfolgt, die zurückhaltende Äußerung von Moritz Brosch (Geschichte von England, 1893, 8, 152) über diesen Punkt also nicht gerechtfertigt. — 11 Am 26. Februar begab sich der „König von England" noch einmal, bevor er die Flotte in Dünkirchen aufsuchte, zu Ludwig XIV. „Den Tag vor seiner Abreise wurde ihm von Ludwig mit freundlicher Umarmung eine glückliche Reise gewünschet, darzu eine Scatul mit 900.000 Pfund in Golde, auch ein köstlicher Degen geschenckt, mit beygefügtem Ersuchen, sich stets zu erinnern, daß es ein Frantzösischer Degen, das ist, daß ihm durch Frantzösische Waffen zu seinem Reich geholffen worden sey . . ." Theatrum Europaeum. S. 204. Auch die Anrede Ludwigs ist 15 f. sehr geschickt verwertet; die Antwort des Prinzen, er könne den Segen der Freundschaft, die zwischen den beiden Dynastien bestehe, am besten würdigen und den schuldigen Dank nimmermehr vergessen, schwebt anscheinend Z. 16 dem Verfasser vor. Der angeblich beim Abschied geäußerte Wunsch „auf Nimmerwiedersehen" wird dagegen weder hier noch im Theatrum angedeutet. — 12 Es waren 5 Kriegsfregatten und 30 Transportschiffe mit 12 Bataillonen (6000 Mann). — Übrigens hatte auch die Königin-Witwe eine erhebliche Beisteuer für den Feldzug gegeben („40.000 Louis d'Or und vor 80.000 Pfund Edelgestein"). — 13 ff. Die Art, wie die neu auftretenden Personen in den voraufgehenden Reden angekündigt werden (9 der Papst, 11 Ludwig, 34 [und 18] Anna, 49 Byng, 66 Forbin), verrät ein nicht ganz unbedeutendes dramatisches Geschick.

— 15 f. oben zu Z. 11. — 17 ff. „Unser junger König von England hat wohl gesunden Verstand und Vernunft, aber gar keine Lebhaftigkeit. Er ist wohl erzogen, über die Maßen höflich, aber allezeit nachdenklich und traurig und ungesund. Er lacht aber selbst über seine Träumerei und Zerstreuung . . .": so charakterisiert die Herzogin von Orleans in einem Briefe (8. Dezember 1707) an die Kurfürstin Sophie den damals fast zwanzigjährigen Prinzen (Ranke, Französische Geschichte VI, 249). — 21 ff. „Kein anderes Unternehmen", belehrte Ludwig seinen spanischen Botschafter (8. März 1708), „kann, wenn das Glück uns gewogen, gleichgradige Verwirrung in den feindlichen Reihen erzeugen, darum mit ähnlicher Gewißheit den Frieden herbeizwingen" (Noorden 3, 232). — 23 vgl. Z. 45 und mit beiden Stellen Theatrum Europaeum. S. 204: Forbin ließ so eifrig an der Flotte arbeiten, „daß männiglich daraus erkennen konte, wie Franckreich mit etwas grosses schwanger gehe". — 26 ff. Über die materielle Unterstützung oben zu 9, von der Korrespondenz Ludwigs mit dem Papst in dieser Angelegenheit wußte man und weiß man einiges, von dem geplanten Bannfluch ist aber nichts bekannt. — 29 ff. Infolge der Nachrichten aus Schottland über die durch die Union erregte Mißstimmung „verstieg sich in der Umgebung Jakobs III. verblendete Selbsttäuschung zu seltsamem Wahngebild: die Gunst der Stunde möchte nicht verscherzt, vielmehr mit keckem Griffe jene Gewinne erhascht werden, welche eine schottische Revolution Frankreichs abendländischer Machtstellung vorbehalte u. s. w." Noorden 3, 229 f. — 39 Die Abweichung von Homers Erzählung begegnet auch sonst, hier durch den Gegensatz zu dem dem Gesang der (schottischen, siehe unten) Sirenen lauschenden Prinzen gefordert. — 44 Vielleicht ein Hinweis auf den am 18. März (in der voraufgehenden Nacht war man aus Dünkirchen aufgebrochen) eintretenden Sturm, der die französische Flotte an den Bänken zwischen Nieuport und Ostende zurückhielt bis zum 19. März. — 45 Dies entspricht nicht ganz dem wirklichen Sachverhalt: schon am 28. Februar hatte man in London sichere Nachrichten über die Rüstungen in Dünkirchen und ließ durch den englischen Kommissionar Cadogan Truppen und Schiffe in Holland bereit halten, und bald „kreuzte ein englisch-holländisches Kriegsgeschwader, fünfunddreißig Fahrzeuge stark, unter Admiral Byng im Kanal". Dagegen heißt es, übereinstimmend mit unserem Gedicht, im Theatrum. S. 188, „daß aus Holland die erste Nachricht von dem auf Schottland vorsevenden Deßein nach Engelland gegeben" sei. Beachtenswert ist ferner, daß die Rede, mit der Anna das Parlament von dem Aufbruch der Franzosen benachrichtigte (22. März), mit den Worten begann: „Ich halte davor, es sey nöthig euch zu berichten, daß ich diesen Morgen von Ostende Nachrichten erhalten, was Massen die Frantzösische Flotte . . gegen Norden gesegelt . . ." (ebendort S. 191). — 50 ff. Das Auslisten des Königs-Spiels vgl. 18 ff. 93) war eigentlich nicht der Zweck der Aussendung Byngs, sondern die Verhinderung der Landung; so konnte man in der That dem „Übel vorbiegen" „aller Unlust vorzubiegen" Canitz), und so konnte „die Flamme nicht emporsteigen" das Rebellionsfeuer in Schottland glimme so stark, meinten die Franzosen, „daß es an nichts fehlte, als solches durch eine nachdrückliche Zerschüttelung zur völligen Flamme zu bringen", Theatrum, S. 204).

53 ff. Der Firth of Forth, der Strom von Edinburg, war das Ziel der französischen Flotte, die der schon vielfach erprobte Graf Forbin befehligte, während Gacé (Marschall Matignon) Kommandant der Landungsarmee sein sollte. Trotz des Vorsprunges vor den nachfolgenden Engländern gelangte man nur wenige Stunden vor diesen zu der Mündung jenes Meerbusens. Der Plan, bei Edinburg zu landen, mußte so aufgegeben werden, man beschloß nordwärts sich zurückzuziehen; auf der Flucht entstand ein kurzes Gefecht zwischen einzelnen Schiffen mit ziemlich heftiger Kanonade, doch mußten sich die Engländer mit der Erbeutung eines Fahrzeuges begnügen. Auch wollten „die Prätendentische Schotten, wie man sagt, den Hund nicht beissen", und die verabredeten Zeichen, daß der Aufstand begonnen, waren nicht zu sehen. Piloten zur Landung an einer anderen Stelle konnte man nicht

erhalten. Den Prinzen und ſein Gefolge allein ans Land zu ſetzen, wie er flehentlich gebeten wurde, weigerte ſich Forbin, der mit ſeinem Kopfe für das Leben „des Königs“ haftete, übrigens gleich anfangs gegen die mit unzulänglichen Mitteln unternommene Fahrt Einſpruch erhoben hatte. Drei Wochen nach dem Aufbruch lief die Flotte „mit Schimpf und Schaden“ wieder in Dünkirchen ein (7. April). Das pomphaft verkündete Unternehmen Ludwigs lag ſo „im Brunnen oder gar in der See“. Der Spott der Gegner war ein wohlverdienter. Der Bericht im Theatrum giebt noch eine hübſche Probe davon: „Von Pariß kamen unter anderem,“ heißt es dort S. 2094, „6000 Sättel, weil die Frantzoſen glaubten, daß die Pferde nebenſt denen Zäumen auf ſie bereits in Schottland warteten, und es weiter an nichts liege, als ſich nur auf ſolche zu ſetzen, und darmit, nebenſt dem vermeinten Printzen von Wallis geraden Wegs auf den Schottiſchen Thron zu rennen.“ Unſer Dichter giebt ſeiner Freude über das Mißlingen der „ſchottiſchen Königsfahrt“ einen noch beredteren Ausdruck: den friſchen Wagemut der Engländer, ihr ſtolzes Siegesbewußtſein, den Schrecken und die klägliche Niedergeſchlagenheit der Feinde (allerdings iſt Forbins Verhalten durchaus nicht von Feigheit diktiert, ſiehe oben), den Spott der Sieger und die höhniſche Stimmung, mit der die Nachricht überall begrüßt wurde, ſchildert er in anſchaulicher Weiſe mit all den Mitteln, die einem Dichter jener Zeit zu Gebote ſtehen: er verwendet, die verſchiedenen Stimmungen zu malen, drei verſchiedene Rhythmen (außer Alexandrinern trochäiſche Vierfüße: 55—58, daktyliſche Vierfüße mit Auftakt: 59—82, 99—106), von denen er die daktyliſchen in beſonderem Maße beherrſcht. Anerkennung verdient auch der nicht übel geglückte Verſuch, eine einzelne Perſon polymetriſch ſprechen und ſo den Wechſel ihrer Gefühle andeuten zu laſſen (Byng: zwei Alexandriner, vier trochäiſche, acht daktyliſche Vierfüße). Hierzu kommt eine Fülle klug berechneter Klangwirkungen. Allitterationen bergen: 55, 59, 60, 61 und 62,[1]) 63, 66, 69, 70, 79, 105 (von den vorhergehenden Verſen z. B. noch der 15.), Binnenreime und Ausklänge: 55, 56, 64, 76, 81 (vgl. 67 und 68), Wortſpiele und Wortwitze: 94 Irrland — verirrt (vorher: Wallis — Wallfarth: 1 walle, 2 Wallfarth, 4 wallen, 6 wallen, 8 wallend, 9 Wallfarth, die der Papſt natürlich unterſtützt, vgl. 99 Pilgrams-Stab). Das Gelungenſte in dieſer Hinſicht ſind aber die durch den Reim verbundenen Wortſpiele mit Edenburg und Schottland (67 und 68), bei denen jeder an Schillers Kapuzinerpredigt und ſo an den Zeitgenoſſen unſeres Dichters, Abraham a Santa Clara, erinnert wird. Auf gut Glück will ich eine Stelle aus „Auff, auff Ihr Chriſten“ (Wien 1683, S. 97) anführen: „Hinweg mit den jenigen Soldaten, die lieber von den Mußgatellern als von den Mußqueten hören: Fort mit den jenigen Soldaten, die lieber mit der Decken, als mit dem Degen umbſpringen: Auß mit ſolchen Soldaten, die lieber zu Freßburg als Preßburg in der Quarniſon liegen: nichts nutz ſeynd die jenige Soldaten, die lieber Lucelburg als Luxenburg belägern ... zu ſchimpffen ſeynd alle die jenige Soldaten, die lieber mit der Sabinl als mit dem Säbel umbſpringen.“ Dichteriſch am höchſten aber ſtelle ich von all dieſem Schmuckwerk die zahlreichen bildlichen Ausdrücke und ausgeführten Gleichniſſe, die meiſt von ganz volkstümlicher Anſchauung getragen ſind. So ſtellt der Verfaſſer uns in vier Verſen die „Prätendentiſchen“ vor Augen, wie ſie nichtigen Hoffnungen ſich hingeben (55—58), ſo vergleicht er die höhnenden Engländer mit nachbellenden Docken (72), läßt in vortrefflich durchgeführtem Bilde die Begleiter des Prinzen, die er Schmerſchneider (wie Speckſchneider: Filze, Betrüger) und Hollunken (ſiehe Grimm) nennt, die ſchottiſche Harfe[2]) verſtimmen, aber bei dieſem Verſuche ſich ſelbſt durch den Spanner die Finger einklemmen, ſo daß ſtatt des melodiſchen Duo (einſilbig, dagegen Monsieur 99

[1]) Daraus folgt wohl ſchon (ganz abgeſehen vom Sinn), daß das Komma nach 61 verkehrt iſt. Wieder iſt Byngs Rede am meiſten bedacht worden.

[2]) „Vielleicht Beziehung auf die im Wappen Großbritanniens enthaltene Harfe (die allerdings Irland bezeichnet)“, wie mir S. Herrlich freundlichſt bemerkt.

dreisilbig als Daktylus) ein klagendes Lami herauskommt, eine Anspielung zugleich auf die trotz allen Verheißungen ihr Wort nicht haltenden Schotten. So müssen die Winde den Franzosen ihre eigentlichen Namen zurufen: Ausreißer, See-Schmeißer (Schmeißer sind eine gewisse Art Fliegen), Zopff tragende Frauen (das heißt eigentlich Frauen, aber der damaligen Männermode entsprechend, mit Zöpfen geschmückt), unbärtige Männer. So muß die französische Luft, die Europa sonst mit Parfüms versieht, sich über den Rauch, die eitle Prahlerei beklagen, durch die sie fast erstickt wird (fumum vendere), und über die Luftschlösser, die ihr den Raum eingeengt haben; so muß endlich die Residenz des Prinzen diesen ironisch begrüßen: ob ihn denn das schnelle Fahren nicht schwindelig mache. Auch im ersten Teil begegnet manches hierher Gehörige: so die Bezeichnung der Revolution Z. 5, der Vergleich des von dem Prinzen hervorgerufenen Kampfes mit einer Schachpartie (18—20), seiner Hoffnungen mit den vom Meere aufgeworfenen Blasen (29 ff.), seiner Verführung durch die schottischen Abgesandten mit dem Gesange der Sirenen (37 ff.). Auch hier ist an humoristisch volkstümlichen Ausdrücken kein Mangel: der Königin eine Nase drehen Z. 34, ein Bad ist zugerichtet Z. 48 und andere.

Im einzelnen ist nur noch wenig zu diesem Abschnitt zu vermerken. Byngs Rede zeichnet den Thatsachen gemäß den Verlauf der Fahrt: erst im Ostende hatte er gehört, daß die Franzosen schon abgefahren; sofort macht er sich auf die Verfolgung, erreicht sie, noch ehe sie vor Edinburg landen, läßt den Fliehenden nachsetzen und eröffnet eine Kanonade (61 f.). Seine Absicht, alle zu fangen (63), erreicht er nicht. Forbin wird zwar richtig als derjenige hingestellt, der, nachdem die Landung mißglückt ist, trotz den Bitten des Prinzen auf die Rückfahrt besteht; die Motive aber, die ihm hier wie 99 zugeschrieben werden, sind nicht die, die ihn zu diesem Entschluß bestimmten (siehe oben).[1] Die weitere Flucht wird nicht durch die Feinde, sondern durch ungünstige Winde erschwert und verzögert, und so ist es ganz gerechtfertigt, wenn nur noch von einem Nachrufe der englischen Flotte die Rede ist. Die Verse, die St. Germain in den Mund gelegt werden, sind aus zwei Gründen beachtenswert: wie Onno Klopp (der Fall des Hauses Stuart X 3, 51) berichtet, kehrte der Prinz aus Unmut über die unwürdige Rolle, die er gespielt, zunächst nicht in seine Residenz zurück, sondern blieb in Dünkirchen und St. Omer. Später fügte er sich freilich dem Machtwort des Königs und kam wieder nach St. Germain. Dagegen heißt es Theatrum, S. 207: So war der Prätendent wiedergekommen, und Ludwig „konnte ihn als ein Werckzeug fernerer anzurichtender Unruhe brauchen, der nun wieder Ritter von St. George werden muste, sich also an seinen alten Ort in Franckreich begab". Weiter aber wird auch Z. 96 f. durch eine Stelle aus dem Theatrum (S. 204) bestätigt: Wie zwei schottische Deputierte in Dünkirchen im Namen der Nation den Prätendenten komplimentierten, „so ward mehr besagter angemaßter Printz von Wallis unter dem Namen Jacobus III. von Ludwig dem XIV. vor einen König in Schottland declarirt, von dem gantzen Hofe dafür erkannt, und ihme in dieser Qualité die Glückwünschungs-Complimenten gemacht". Wenn es nach den oben zu der Überschrift und zu Z. 11, 15, 23, 45 und 50 behandelten Stellen noch eines Beweises bedurft hätte, um zu zeigen, daß unser Anonymus denselben Bericht benutzt hat, der (im Auszuge) im Theatrum Europaeum vorliegt, so wäre er meines Bedünkens durch die Verse über die Komplimente erbracht worden. Der schlesische Dichter, der selbst als Nachredner dem Prinzen noch den ironischen Rat erteilt, künftig solche Spazierfahrten unter besserer Führung anzutreten, den feigen Forbin (siehe oben) dabei lieber zu Hause zu lassen, und dann, gewissermaßen zu seinem europäischen Publikum sich wendend — wie der griechische Chor in der Parabase — den Himmel bittet, solche unerbetenen Gäste von England fern zu

[1] „Forbin mußte, was für 100 und 102 beachtenswert, nach seiner Rückkehr seinen Abschied nehmen." S. Herrlich.

halten; dieser Dichter ist, als er seiner patriotischen Erhebung über das Fehlschlagen der schottischen Königsfahrt, über die Niederlage der Franzosen und den Sieg des Protestantismus einen so frischen, ja keck humoristischen Ausdruck lieh, nicht unzuverlässigen mündlichen Berichten gefolgt, sondern er hat eine im ganzen sorgfältig verfaßte Flugschrift als Quelle benutzt und so nicht nur ein gar nicht verächtliches Kunstwerk geschaffen, sondern zugleich ein interessantes Dokument hinterlassen, aus dem wir manche Einzelheit lernen (siehe besonders zu 3, 9, 26), vor allem aber von der gehobenen Stimmung, die damals die patriotisch gesinnten Kreise Deutschlands beherrschte, eine deutliche Anschauung empfangen.

# Mitteilungen aus Wielands Jünglingsalter.

Von Bernhard Seuffert in Graz.

## Die Anbahnung mit Bodmer. Datierung der Oden. Ungedruckte Stücke aus der Züricher Zeit.

Wielands Versuch, an dem Hallischen Meier einen Förderer zu gewinnen, ist insofern mißlungen, als dieser die „Natur der Dinge" lediglich zum Drucke beförderte, auf einen Briefwechsel aber nicht einging. Um so angelegentlicher warb Wieland um Bodmers Gunst; und hier ward ihm ein voller Erfolg. Die Übersiedelung nach Zürich ist das wichtigste Ereignis in Wielands Leben. Bodmers Einfluß wirkte bei aller sich entwickelnden Verschiedenheit der Auffassung vom Wesen und von der Aufgabe der Poesie nachhaltiger auf Wieland als irgend ein anderer Verkehr. Darum ist es von Wert, seine Züricher Zeit immer genauer zu untersuchen, zudem ja die Schweizerische Strömung in diesem sechsten Zehent des 18. Jahrhunderts neben der norddeutschen Bewegung selbständige litterarhistorische Bedeutung besitzt, die ihr erst nach Wielands Verlassen des Landes und nach Lessings Litteraturbriefen verloren geht.

Bodmers und Zellwegers Nachlaß[1] geben ein viel reicheres Bild von Wielands Eintritt in den Schweizer Kreis und durch diesen in die litterarische Welt, als es aus den gedruckten Nachrichten zu gewinnen ist. Ich will in einer bis zum Schlusse des Jahres 1752 reichenden Übersicht chronologisch zusammenordnen, was mir darüber aus Gedrucktem und Ungedrucktem bekannt geworden ist. Die ver-

[1] Der Nachlaß von Bodmers nahem Freunde Dr. Laurenz Zellweger in Trogen ist mir durch Baechtold zugänglich gemacht worden.

öffentlichten Briefe Wielands lassen sich aus den Originalien vielfach verbessern und durch wesentliche Äußerungen ergänzen. Auch ein paar unbeachtete kritische und poetische Stücke der nächsten Jahre können aus den Handschriften mitgeteilt werden. —

Die chronologischen Nachrichten über Wielands Anknüpfen mit Bodmer heben mit seinem ersten Briefe an diesen an. Bodmers Antworten auf Wielands Zuschriften sind nicht bekannt, werden aber durch Äußerungen im Briefwechsel mit seinen Freunden einigermaßen ersetzt. Vom 4. August 1751 ist jener erste anonyme Brief Wielands datiert (Ausgewählte Briefe 1, 1). Er bekennt, daß er „schon eine geraume Zeit" einer von Bodmers Verehrern sei und legt seinen „Hermann" handschriftlich bei. Zellweger erhielt darüber am 19. August von Bodmer einen Brief: „Mir hat in meinem Hierseyn ein unbekannter, der sich noch nicht entdecken will, vier Gesänge eines epischen Gedichts gesandt, in manuscripto, mein Urtheil darüber zu vernehmen. Das Sujet ist Arminius, und die Erlösung Deutschlands vom Joche des Kaisers Augustus. Das Gedicht ist in Hexametern, und überhaupt so wie ich es würde geschrieben haben, wenn ich diese Materie vorgenommen hätte, ausgenommen daß ich den Deutschen derselben Zeiten nicht so artige Sitten und Manieren zugeleget hätte. Der Autor scheint zu Rotenburg am Nekar, unweit Tübingen, zu leben [dahin hatte sich Wieland die Antwort erbeten]. Das Werk hat alle Merkmalen, daß es auf die Nachwelt kommen werde. Es sind keine Seraphim darinn, aber wol Erscheinungen der Erdamme ꝛc. Klopstok bekömmt an dem Verfasser einen Nebenbuhler. Ich wünsche daß der Autor à son aise lebe, ohne Maecenaten nöthig zu haben. Es ist doch etwas Wunderbares daß Deutschland auf einmal so viel epische Gedichte bekömmt. Der Hexameter muß nothwendig siegen. Es kann nicht anders seyn, von diesen Gedichten wird eine neue Epocha in der deutschen Literatur angefangen." — Am 29. August 1751 schrieb Bodmer an den Prediger Caspar Heß in Altstetten: er habe einen neuen Klopstock gefunden, den er nur aus Schriften kenne. „Er hat mir ungefehr den Drittheil von einem epischen Gedicht geschickt, das in Hexametern geschrieben ist. Die Geheimnisse der Poesie sind ihm alle bekannt. Die Materie ist die Rettung Deutschlands durch Arminius vom Joche der Römer. Wiewol das Sujet heidnisch ist, so sind die Personen doch ganz moralisch." In diesem Sinne muß er auch Wieland geschrieben haben, wohl erst kurz vor dem 14. September, an dem er Zellweger meldet: „Ich habe auch dem unbekannten geschrieben, der das Gedicht Hermann verfertiget." — Damals hat Bodmer auch gegen J. G. Sulzer in Berlin den „Hermann" gerühmt; Sulzer bezog das Lob in seiner Antwort vom 15. Oktober auf Schönaich, was Bodmer aus dem Briefe richtig

stellt (Körte, Briefe der Schweizer, S. 163). — Wielands zweiter Brief an Bodmer ist aus Tübingen vom 29. Oktober datiert: „Ich bin unendlich erfreut über die Ehre, welche mir durch dero schäzbarste Gewogenheit zuwächst, und die Mühe", die er an den „Hermann" gewandt habe, sei durch Bodmers Beifall mehr als zu sehr belohnt (die erste Hälfte des Satzes fehlt, Ausgewählte Briefe 1, 3).[1] „Ich überlasse es Ihr. Hochedelgeboren was Sie mit diesem unvollkommen Gedicht anfangen wollen" (verändert Ausgewählte Briefe 1, 4 Mitte). Zum Schlusse steht die Bitte um Fortsetzung der Gewogenheit und die Adresse: „Ich halte mich darnach im Hause des Hr. Prof. Fabers auf." Bodmer empfing den Brief am 10. November und meldete am 6. Dezember Heß[2]) den Namen seines Korrespondenten, der sich nun entdeckt hatte. „Man hat," fährt er fort, „einen Lobgesang auf die Liebe bekommen, der sehr poetisch ist, aber in den Sachen fürchte ich schier [?] sei viel Galimatias [?], es ist lauter Empfindung unter welcher der Verstand verschwindet, Rausch, der ob er gleich von guten Sachen entsteht, seinen Gegenstand vergißt. Man sagt auch viel Gutes von einem Gedicht von der Natur der Dinge, das ich aber noch nicht gesehen habe." Da Wieland in seinem Briefe von diesen Dichtungen nicht spricht, hatte sich also Bodmer inzwischen anderwärts nach seinem neuen Verehrer erkundigt; oder ist das Zusammenstoßen der Erwähnung Wielands und dieser Schriften nur zufällig? Schultheß kannte am 22. Dezember den Namen ihres Verfassers noch nicht, während er über den „Hermann" unterrichtet ist (Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 4, 70 f.). — Am 20. Dezember 1751 schrieb Wieland wieder an Bodmer, für einen Brief desselben dankend. Ausgewählte Briefe 1, 9 gegen unten sagt die Handschrift einschränkend: Scaligers Urteil über Homer scheine ihm „zum Theil gegründet". S. 10 nach dem Absatze fehlt im Druck: „In dem Wurmsaamen verkenne ich den Hr. Triller nicht. Doch habe ich anfangs Hr. Quistorp[3]) in Verdacht gehabt, den Träumer im 9. Band des N. Büchersaals . . Es ist ein Antidotum gegen diesen Wurmsaamen herausgekommen, dessen Titel mir entfallen ist, und welches dignum patella operculum seyn soll."[4]) Nach dem zweiten Absatz S. 14 folgt die Äußerung über Huber,[5]) welche Anzeiger für deutsches Altertum 12, 89 mit-

[1]) Ich gebe die Ergänzungen aus den Originalen, soweit sie mir einigen Wert zu haben scheinen, nicht alles Orthographische, nicht alle Verschiebungen und kleinen Änderungen.

[2]) Über den Pfarrer Caspar Heß in Altstetten und andere Freunde Bodmers siehe L. Hirzel, Wieland und Martin und Regula Künzli.

[3]) Goedeke 3, 371.

[4]) „Der Wurmdoktor" 1751, Goedeke 3, 354.

[5]) Ein Brief dieses Huber, der Bodmers Interesse für ihn zeigt, steht bei Ständlin, Briefe an Bodmer, S. 243.

geteilt ist. Die schwäbischen Gedichte bezeichnet der Brief (nächste Zeilen) nicht als „sehr unbedeutend", sondern als „noch viel schlechter". An diesen Brief wohl schließt sich das Bruchstück an, das Ausgewählte Briefe 1, 16 ff. ohne Datum steht. Nach dem ersten Absatze, S. 17, steht in der Handschrift: „Ich habe anstatt Herthus die Oberste Göttin der deutschen Erdamm genant. Herr Elsner hat wie mich dünkt hinlänglich in den Memoir. de l'Acad. de Berlin T. III. ann. 1747 gezeigt, daß man im Tacitus so lesen muß. Herr Gottsched hat sehr kindische Einwürfe dagegen gemacht." Vgl. Muncker, Deutsche Litteraturdenkmale 6, IX und S. XXIV oben die hierauf folgenden Sätze der Handschrift. An sie schließt sich an: „Ich wünschte, daß Ihr. Hochedelgeb. Ihren Noah in 8° drucken ließen. Der quartformat ist so unbequem: sonst gefallen mir die lateinischen Buchstaben und ich glaube wenn Ihr. Hochedelgeb. alle Ihre Freunde in Sachsen dazu bewegen könnten, ihre Schriften eben so herauszugeben, so könnten mit der Zeit diese Gothischen Buchstaben abgeschaft werden." S. 19 nach dem ersten Absatz fehlt: „Man sollte den Hr. Klopstock bereden Sich in Kupfer stechen zu lassen. Weil ich ihn vielleicht nie von Person sehen werde, so möchte ich sein Bild haben. Es wünschen es viele mit mir." —

Man sieht, die Verbindung, die in den fünf letzten Monaten des Jahres 1751 angeknüpft wurde, bestand zunächst in einem eifrigen Werben Wielands: Bodmer freute sich zwar des Anfängers, wünschte aber geradezu, nicht sein Mäcenas werden zu müssen. Erst im Jahre 1752 tauchte ihm der Gedanke auf, Wieland zu sich zu rufen, doch es standen Bedenken entgegen, die üble Erfahrung mit Klopstock zuvörderst, dazu die Verliebtheit Wielands, die sich in den starken Ausdrücken seiner Oden verriet. Bodmers Brief an Heß, 16. Januar 1752, Zehnder-Stadlin, Pestalozzi, S. 495 ff. giebt letzteres kund. Er schreibt darin: „In dem Lobgesange auf die Liebe hat mich vornehmlich das gestoßen, worauf der Autor auch in seiner dritten Ode fällt: „kaum noch sich fühlt, und in deinen Küssen o Doris gesättigt Sich und die Schöpfung vergißt." Das sind die Schlußverse der „Ode" an Doris, die Hofmann-Wellenhof als XII. in Herrigs Archiv 66, 71 und E. Schmidt, Beiträge zur Kenntnis der Klopstockschen Jugendlyrik, S. 91 veröffentlicht haben. Die zweite Ode war zweifellos die vorangehende, Archiv, S. 70, Schmidt, S. 88, mit der Nr. XII durch die Überschrift „Auf Eben dieselbe" gebunden ist. Als erste der drei Oden, die Bodmer vorliegen, bleibt da von allen, die Hofmann in Bodmers Nachlaß fand, nur die VIII. übrig, Archiv, S. 66, da sämtliche andern in spätere Zeit fallen: daß sie nicht „auf die Geburt eines Sohnes (des Schinz?" verfaßt ist, wie Ofterdinger, Herrigs Archiv 70, 36 meint, ist klar: Wieland spricht

von seinem Dichterberuf und von seiner Mutter; daß diese „Ode" in die frühe Zeit gehört, beweist der Ausdruck: „wenn du, von des Mädchens Küssen berauscht, gerasest"; so heiße Leidenschaft drängt Wieland auf Bodmers Zuspruch später zurück.

Wielands Brief an Bodmer vom 19. Januar 1752 steht vollständiger als in den Ausgewählten Briefen 1, 20 bei Ständlin, Briefe an Bodmer, S. 219 (mit dem falschen Datum 1751). — Den 20. Januar Bodmer an Zellweger: „Es steht nur an mir einen neuen Klopstok zu haben. Hr. Wieland, der Verfasser des Hermanns hat sich mir entdekket, daß eben er auch Verfasser sey des Lobgesangs auf die Liebe, und der Cosmogenie, von der Natur der Dinge betitelt. Er [steht] in der Poesie wenige Grade unter Klopstok, er hat weit mehr Lectür, einen logicalischen Kopf, mehr Sitten, mehr Bescheidenheit, und doch mehr Jugend. Er hat nur 20. Jahre. Itzt ist er auf der Universität Tübingen. Er ist drey Jahre in Leipzig gewesen.[1]) Sein Vater ist Pfarrer zu Bibrach, zwischen Ulm und Augstburg. Wenn ich nicht durch Klopstoks Aufführung schüchtern gemacht wäre, so ließ ich diesen jungen Menschen nach Zürich kommen aber piscator ictus sapit. Inzwischen ist mir die Existenz dieses Menschen überaus trostreich; und wird mir verhoffentlich manche Freude machen" .... Am 24. Januar dringt Heß in Bodmer, Wielands Verteidigung der tibullischen „Elegie" Klopstocks (in seinem Briefe vom 19. Januar) gegen den „Crito" deutlich zurückzuweisen (Zehnder, S. 498 ff.); Bodmer folgte dem Rate, wie er Heß am 26. Januar schreibt, und schickte einen Mahnbrief an Wieland. — Den 31. Januar schrieb Sulzer an Bodmer: „Ich halte es für was Großes, daß ein Mensch von 20 Jahren Verfasser der Gedichte von der Natur der Dinge ist. Ich glaubte darin Spuren eines schon gesetzten Geistes anzutreffen. Dieses läßt mich ungemein vieles von dem Hermann hoffen, ich glaube, daß es nicht ohne Vorteil sein wird, wenn der Verfasser das Incognito so lange als möglich ist behält. Ich bitte, ihn von mir zu grüßen, wenn mein Name bis zu seinen Ohren gekommen ist." — Auch Wielands Brief vom 4. Februar ist bei Ständlin, S. 232, vollständiger zu finden als in den Ausgewählten Briefen 1, 27, und wieder fehlt das Original in Bodmers Nachlaß. Er ist die Antwort auf Bodmers Mahnbrief. — Am 7. Februar schreibt Waser an Bodmer ausführlich über die „Natur der Dinge", Ständlin, S. 249. — Am 13. Februar berichtet Bodmer seinem Heß über Wielands gute Antwort vom 4.; übrigens habe Wieland mehr Fanatisches, als er in dem philosophischen Kopf gesucht habe. In dem kosmologischen

[1]) Dieser Irrtum erklärt sich aus Wielands Bemerkung, er sei drei Jahre in Sachsen, nämlich in Klosterberge und Erfurt, gewesen. Ausgewählte Briefe 1, 7.

Gedicht gucke der unerfahrene Jüngling zuweilen vor. Nach Zürich wolle er ihn nicht kommen lassen: es könne junge Verführer geben; dann erschienen die Züricher in der Nähe kleiner als in der Ferne; Wieland werde sie bald als Leute kennen lernen, „denen es an dem Fond von delicatesse mangelt, welchen er in Klopstocks Gedichten gelernt hat. Ich wollte daß Klopstock und Wieland verheurathet wären". Heß antwortet 16. Februar, Zehnder, S. 502 ff., und Bodmer wieder ihm 19. Februar, mit seinen Vorschlägen über Wielands künftige Behandlung einverstanden. — Am 20. Februar Bodmer an Zellweger: „Sobald Wielands Natur der Dinge im Buchladen ist, so will ich für sie ein Stük kaufen. Der junge Mensch ist ganz in die Form gegossen, in welcher Klopstok gegossen ward. Im übrigen hat er ungemeine lectür und einen ontosophischen Kopf. Er scheint ganz unschuldig, und so unerfahren als ein Knabe. Wenn er sein Gedicht für Wahrheit ausgibt, so muß er nothwendig mit der Kirche und mit der Schule Händel bekommen. Aber für eine glaubwürdige poetisch verschönerte Hypothese ausgegeben, kann er tête levée einhergehen." — Am 23. Februar Bodmer an Heß: er habe an diesem Tage Wieland bestimmt, zärtlich und moralisch geschrieben, nicht wie ein Jüngling, nicht wie ein Oheim. — Sulzer an Gleim 29. Februar: „Sie haben doch wol das Gedicht von der Natur der Dinge gelesen. Was halten Sie von einem Menschen von 19 Jahren und einem Schwaben, der ein solches Gedicht geschrieben hat?" — Nach der Abrede zwischen Heß und Bodmer vom 16. Februar schrieb Schinz an Wieland (verloren), worauf Wieland ihm am 29. Februar antwortet: Ausgewählte Briefe 1, 33. — 6. März Wieland an Bodmer ebenda 1, 39. Darin fehlt S. 44 nach Z. 3: „Sind nicht Gärtner und Gellert professores im Carolino zu Braunschweig? Haben Sie die Gütigkeit mir die Schriften des ersten anzugeben und wo es möglich ist, die Bekandtschaft des letztern zu verschaffen. Hat Hr. Meier in Halle nichts von mir an Sie geschrieben? Er weis noch nichts von mir durch mich selbst, und ein Brief, worin ich mich ihm entdekte, ist verlohren gegangen, oder er hat mich keiner Antwort gewürdiget." S. 49, Z. 8 steht im Original: „eine Menge witzige [nicht: „kritischer"] Schriften". S. 50, Z. 5 von unten „das Lehrgedicht" [nicht: „das Lobgedicht"]. — Sulzer an Bodmer 11. März, Körte, S. 165. — Heß an Bodmer 17. März: allgemeines Rühmen Wielands, er scheine besser als der wollüstige unbesonnene Jüngling Klopstock; eine zweite Komödie wie mit diesem gefährde man nicht, zumal wenn man sich hüte, Wieland gleich den Kopf so groß zu machen. — Bodmer an Zellweger, 23. März: „Wir meinen der Mensch [Klopstock] habe die tibullische Elegie gemacht, die Bl. 124 im Crito beurtheilt wird, und wisse daß ich diese Beurtheilung ver-

fertiget habe. Wir finden leider mehr und mehr Hochmuth bei ihm und süße wollüstige Einbildungen. Hingegen ist der 19jährige Wieland ein rechtschaffener Mann, ein großer aber philosophischer Poet, von ungemeiner Lectüre, Fleiß und Tiefsinn. Dieser hat schon wider ein Werk geschrieben 12 moralische Briefe, vor welche er eine Ode an mich gesetzt hat. Ich gebe seine Sachen nicht für vollkommen, er arbeitet im Laufe, aber er kann ein großer Mann werden. So bald Exemplare in den Buchladen sind, so will ich Sie mit seinen Werken erfreuen. Er ist ein phaenomenon in der Natur. Ich will seine Liebe für mich und seine große Fähigkeit brauchen, Klopstoken eifersüchtig zu machen. Wieland hat zwar izt noch eine große Idee von Klopstok, und kann keinen Fehler in ihm sehen: das mag noch in Absicht auf die Messiade angehn, aber im übrigen bone Deus! Klopstok hat alle Naturalien, Wieland hat dazu starke Acquisite. Klopstok verachtet die Logik, ontosophie, Algebra, Wieland ist da schon stark." — Bodmer an Gleim, 25. März, Körte, S. 171 f. — Wieland an Schinz, 26. März, Ausgewählte Briefe 1, 53. — 28. März, ebenda 1, 59. — Hagedorn an Bodmer, 5. April: „Man spricht auch von einem neuen Helden-Gedicht, das, in Leipzig, in der nächsten Messe erscheinen wird. Ich wünschte daß auch schon als dann des H. Wielands Herrmann hervorträte. Des H. von Schönaich seiner ist von rühmlicher Absicht und würde ein rechtes Muster seyn, wann die Gottschedische Vorrede ihn dazu machen könnte." — Volz[1] an Bodmer, Stuttgart, 10. April: „Den Lobsänger der Liebe, den dichtenden Philosophen, der uns die Natur so schön sang, kennen Sie, wie ich nun weiß, bereits, ehe ich solches schreiben konnte. Die moralischen Briefe haben nun seine Verdienste um die deutsche Dichtkunst vermehret. H. Wieland ist ein junger Dichter von 19 Jahren, Bodmers, Klopstocks und Meyers Freund. Was kan ihm rühmlicher seyn? H. v. Gemmingen und ich, haben uns um seine Freundschaft beworben, und wir haben das Vergnügen gehabt, daß er uns solche nicht versagte. Nun sind wir Schwaben recht stolz. Er ist von Biberach gebürtig, und studirt wirklich in Tübingen." Aber was wolle Wieland da suchen, wo man Klopstock und Gleim verdamme? — Und in der That war im damaligen Schwaben für einen aufstrebenden Dichter der Boden nicht bereitet.

Wieland an Bodmer, 11. April 1752, Ausgewählte Briefe 1, 61. Lies: S. 63, Z. 5 „mein Herz erbauen und vergnügen": Z. 13 „in die Sache"; Z. 18 „schlecht genugthuende": S. 64, Z. 14 „Begierde, bekannt und beym Nahmen genennet"; Z. 2 von unten

[1] Johann Christian Volz, Professor der Geschichte am Gymnasium illustre zu Stuttgart.

„sich zu sehr“; S. 65, Z. 6 von unten „mir einige“; Z. 1 von unten „Jünglinge, wie fast alle Studenten sind, Sachen vorzusagen, die sie zum Theil nicht hören“; S. 70, Z. 7 „Lambert“. Schluß: „P. S. Dieses muß ich noch vom Noah hinzuthun: Ich bekam anfangs eine Menge Zweiffel und Einwendungen, im Durchlesen aber lößten sie sich mir auf, und als ich zu Ende war, war ich au fait de tout. Nur stieß ich mich noch an einigen gar zu besondern Gleichheiten der vorsündfluthischen Welt mit der unsern, z. Ex. p. 76 an den acanthbekränzten Säulen; ferner an den undeutschen Wörtern Golfo, Trupp [?] (die auch im Milton vorkommen) an der übertrieben scheinenden Metapher, Wohlklang der Glieder, p. 98 an Himmling, Himlung, gescheut, einen mitnehmen (statt mishandeln), verthun an statt verderben, welche Wörter zum Theil mir ganz fremd, zum Theil in Sachsen ihre ehmalige Würde verlohren haben. So weis ich auch nicht was Anden (z. Ex. des Monds) sind, ingleichen was p. 206 Halsberg ist.[1] Darf ich so frey seyn Sie zu fragen warum Sie dieses Werk nicht mit lateinischen Buchstaben druken lassen. ich wünschte daß mann sie nach und nach einführte, damit wir nicht die einzige Gothen seyn, die noch in Europa sind. Ich bin sehr entschlossen, zur Abschaffung der eckichten Buchstaben zu helfen; aber es müssen ansehnliche autores seyn, die einer solchen Neuerung Autorität geben.“ — Künzli an Bodmer, 14. April: Hirzel, Wieland und Künzli, S. 50 (hier vom 4. datiert). Vgl. Göttinger gelehrte Anzeigen 1896, S. 473. — Wieland an Schinz, 18. April, Ausgewählte Briefe 1, 70. — Bodmer an Zellweger, 20. April, Zehnder, S. 360; Z. 5 von unten im Original: „den ungezogenen Jünglingen“ statt des Singulars. S. 362 ergänze nach dem 2. Absatz: „Wenn es sein kann so schike ich ihnen auch .... Wielands moralische Briefe .... Wielands andere Sachen kommen erst von der Jubilate Messe.“ Dazu Nachschrift vom 21. April: „Ich will ihnen nächstens Wielands moralische Briefe ... schiken, sobald ich noch ein Werk von Wieland das auf dem Weg ist, empfangen werde“. — Bodmer an Zellweger, 30. April: „Gerade iezt schike ich Ihnen Wielands moralische Briefe, desselben Anti-Ovid: ... Das Gedicht von der Natur der Dinge erwarte ich alle Tage ... Wieland zeiget in allen seinen Briefen eine große Begierde nach Zürich, wir können ihn bald nicht mehr zurückhalten. Ich will ihn bey meinem Schwager Doctor[2]

[1] Die meisten dieser Wörter hat auch Schönaich im Neologischen Wörterbuch angegriffen. In der Abhandlung vom Noah, S. 176, sagt aber dann Wieland: „Ich traue keinem meiner Leser einen so schwachen Magen zu, daß er dieses niederländische Wort [Himmlinge] nicht sollte verdauen können“ u. s. w.

[2] Geßner, bei dem Wieland aber erst später, nach seinem Austritte aus Bodmers Haus, Wohnung nahm.

in die Koſt thun. Die jungen Verführer Klopſtoks zeigen nicht die geringſte Begierde nach ihm, ſie legen ſich izt allein auf die Luſtbarkeiten des Pöbels." — Künzli an Bodmer, 1. Mai, Hirzel, S. 50; Künzli ſchreibt zuvor, er habe nur einige der Moraliſchen Briefe flüchtig durchleſen. Vgl. Göttinger gelehrte Anzeigen 1896, S. 474. — Bodmer an Heß, 2. Mai: Wieland habe eine ſehr ſchöne Beſchreibung ſeiner Doris geſchickt (bezieht ſich auf Ausgewählte Briefe 1, 67 ff.). — Bodmer an Schinz, 3. Mai: Zehnder, S. 454 f. S. 455 nach Abſatz 2 im Original: „Ich wünſche, das er Mejers[1] Fabel von den Schwalben, die im Fryhling auferſtehen, darinnen anbrächte." Und nach Abſatz 4: „Bitten ſie einmal Wieland daß er einen Commentar über den 35ſten Brief meiner neuen kritiſchen Briefe ſchreibe oder mindeſtens über die Verſe Bl. 288: denn was iſt alle Geſtalt u. ff. 17 Verſe, vornehmlich über den Vers: Die bleibe Sipha für dich, zum irdiſchen Ausdruck der erſtern; Grob ſind die Züge des Leibs, und irdiſch ergeuſt ſich ſein Ausdruk.[2] Ich glaube doch die Gedanken in dieſem Stück ſind gründlich und ſeien eine ſtarke Widerlegung der überſpannten Lobſprüche der anakreontiſchen enthuſiaſtiſchen Freuden." — Bodmer an Zörnli,[3] 4. Mai: „Ich habe für Klopſtok Wieland bekommen, von welchem Hr. Zellweger Ihnen mehr erzählen kann." — Sulzer an Bodmer, 5. Mai, Körte, S. 180. — S. Geßner an Schultheß, 5. Mai, Wölfflin, Salomon Geßner, S. 151. — Heß an Bodmer, 12. Mai: Der Anti-Ovid habe ihm anfangs ſehr gut gefallen; aber wo's Küſſen angehe, da könne er nicht hinreichen; mit dieſem Stücke des Anti-Ovid ſtimmten die lyriſchen Gedichte durchaus zuſammen; durchs Leſen könnten jugendliche Gemüter beſonders der Mädchen ganz romantiſch werden. — Wieland an Bodmer, 14. Mai, Ausgewählte Briefe 1, 76. Nach dem 1. Abſatz hat das Original: „Wie glücklich werde ich ſeyn wenn mich die Vorſicht bald zu Ihnen führt! Wie preiſe ich den Himmel vor einen Freund wie Sie ſind! Ihr Noah iſt ſo ſchön und hat mir ſo viel Empfindungen und Betrachtungen erwekt daß ich kaum fähig bin, dieſelbe ſchon ſo deutlich auseinander zu wickeln, als in einer Critik ſeyn müſte. Nichts deſtoweniger mache ich mich nun mehr an eine Abhandlung von den Schönheiten des Noah. Ich werde ſie durch H. Schinzen Ihnen übergeben laſſen, und wo ſie es würdig iſt, ſoll ſie hier oder in Ulm gedrukt werden. Ich würde es ſchon eher gethan haben, wenn ich mich nicht wieder in eine Arbeit verwickelt hätte, der ich vielleicht wohl hätte überhoben

[1] Meier von Knonau.

[2] In dem „Gedicht an Sipha", das den ganzen 35. Brief ausmacht, ſteht dazwiſchen noch ein Vers.

[3] Stadtſchreiber in St. Gallen.

seyn können."[1] Zum Schlusse: „Leben Sie wohl, Unschätzbarster Freund, lieben Sie mich, und seyn sie gewiß, daß der Sohn selbst, den Sie so zärtlich geweint haben, wenn er noch lebte, Sie nicht zärtlicher verehren könnte als Ihr verbundenster Wieland." — Bodmer an Zellweger, 17. Mai: „Wieland ist in seiner Kunst zu lieben vielmehr ein halber Ovid, als ein Anti-Ovid, vielleicht will er sich auf den Küssen dafür erholen, daß er nicht trinket. Ich hatte mich wegen der romantischen Dinge, die er von der Erhabenheit der Küsse lobet, schon im Februar so stark gegen ihn erkläret, daß ich hoffete, seine in Küssen sich verlierende Seele würde nicht mehr ‚Ihren Freuden zu schwach in der sanften Ohnmacht dahingehn' [darüber: ersterben].[2] Seine entzückten überwallenden Empfindungen machen mir schwere Gedanken, ich bin entschlossen ihm davon nichts zu verhalten. Wenn er meine Remonstrationen nicht, so roh sie scheinen mögen, nicht [!] ertragen kann, so wünsche ich ihn nicht in Zürich. Indessen kann er alles schön poetisch sagen. Se non é vero é ben trovato."

Das hier ausgesprochene Bedenken Bodmers, Wieland nach Zürich kommen zu lassen, muß rasch zerstreut worden sein, vielleicht auf die Berichte der drei Züricher (Hirzel, Heß und Sulzer)[3] hin, denen Wieland seinen Brief vom 14. Mai an Bodmer mitgegeben hatte, vielleicht auf diesen Brief selbst hin; Schinz zeigt Wieland die Hoffnung, ihn und Bodmer zu sehen, „nahe", wie Wieland in seiner im Mai (ohne Tagesangabe)[4] verfaßten Antwort an Schinz sagt, Ausgewählte Briefe 1, 77. — Wieland an Volz, Stuttgarter Morgenblatt 1839, Nr. 96, S. 381; die Handschrift in der kgl. Bibliothek in Brüssel ist vollständiger. — Wieland an S. Gutermann, undatiert, Horn, Wielands Briefe an S. La Roche, S. 18. Der Brief gehört in den Sommer 1752, als Wieland schon weiß, daß er im Herbst Sophie in Biberach sehen werde. Für später geschrieben halte ich den Wielands vom 5. Juni, ebenda, S. 4. — Geßner, an Schultheß, 6. Juni,

[1] Die „Erzählungen".

[2] Vers aus Wielands 1. Ode im Anhang zum Anti-Ovid 1752.

[3] Die Namen ergeben sich aus den Ausgewählten Briefen 1, 76, 83 und Wölfflin, Geßner, S. 153 f.

[4] Die Datierung ist unsicher. Der Einladung wegen möchte man den Brief gegen Ende des Mai rücken; aber es heißt darin, der „Frühling" sei noch nicht geschrieben, und doch wird dies Gedicht schon am 2. Juni an Volz gesendet; eine nahe Drucklegung stellt Wieland allerdings auch Schinz in Aussicht, er solle es mit dem nächsten Briefe erhalten. Die in dem Briefe behandelte Frage: Hexameter oder Hendekasyllaben bespricht Bodmer schon am 3. Mai mit Schinz; aber vor dies Datum kann der Brief doch nicht gerückt werden, wenn man auch die Überschrift „Mai" im Druck anzweifeln wollte: Wieland hatte sich doch den Mai zur Abfassung des „Frühlings" vorgenommen. Ausgewählte Briefe 1, 71.

Wölfflin, S. 154, weiß noch nichts von der erfolgten Drucklegung des „Frühling", kündigt aber Wielands Eintreffen in Zürich „etwa in 10 Wochen" an. — Wieland an Bodmer, 8. Juni, Ausgewählte Briefe 1, 82, nimmt die Einladung nach Zürich an. S. 83 unten folgt im Original: „Sie werden so viel von der guten Meynung die Sie vielleicht von mir haben verliehren, daß meine Reise zu Ihnen eine wahre Demüthigung meiner Eigenliebe ist. Erlauben Sie mir nunmehr, Ihnen" u. s. w. S. 84, Z. 5 „mich recht sehr"; Z. 7 „vergeben"; S. 85, Z. 1 „Welt hätte bekannt"; Z. 4 „dulden" statt „vertragen". Nach dem 1. Absatz: „Meine Recension des Noah wird so groß als Addisons Abhandlung vom verlorenen Paradies. Dieses, nebst nothwendigen Zerstreuungen die meine bevorstehende Abreise verursachet, hält mich länger auf als ich vermuthete. Doch werde ich so hurtig seyn als mir möglich ist." S. 85, Z. 10 „und" statt „wie". Vor dem Schluß dieses Absatzes: „An Hr. Duschens eines gekrönten Poetens Wissenschaften scheint mir weder der Grundris noch die Versart was zu taugen, doch verrathen einzelne Gemälde Phantasie und Wiz. Die Göttingische Gesellschaft ist an poetischem Ungeziefer sehr fruchtbar. In den Bremischen Gedichten habe ich das Lehrgedicht an Eoban merkwürdig gefunden, ob es gleich mit meinen Grundsätzen sehr wenig überein komt. Hier sehen Sie meinen Frühling, er ist aber nicht das wovon ich letzthin schrieb. Ich werde es Ihnen in 3 Wochen übersenden. Eben schikt mir H. v. Gemmingen Gedichte die in Zürich gedruckt sind und ohne Zweifel ihn zum Urheber haben; weil aber die Post abgehet, so kan ich Ihnen mein[e] Gedanken davon nicht melden, zumahl da Sie dieselben leicht errathen werden, wenn diese Gedichte Ihren Beyfall haben. Haben Sie die Gütigkeit H. Schinzen diesen Brief übergeben zu lassen." — Bodmer an Zellweger, 8. Juni: Um junge Talente nicht abzuschrecken habe Haller „in Wielands Natur der Dinge auch viel besondere Sachen nicht ausgesetzet[1] . . . Wieland hat einmal einen unwiderstehlichen Trieb zu mir zu kommen, ich kann es ihm nicht lediglich verwehren, aber ich habe ihm ausdrüklich gesagt, wie ich sey, und wie er seyn müste, wenn er mit mir fortkommen solle. — Ich sende ihnen seine Natur der Dinge, Youngs Nachtgedanken, Voltaires histoire de l'esprit humain und Gemmingens Blike in das Landleben. lauter merkwürdige Schriften!" — Sulzer an Bodmer, 12. Juni, Körte, S. 184. „Der Hymne", den Sulzer in Berlin hat drucken lassen und worin er auf Wunsch seiner Frau einen Vers geändert hat (der in der nächsten Ausgabe wieder hergestellt wurde), ist Wielands 1752

[1] In den Göttinger gelehrten Anzeigen; siehe Hirzel, Haller, S. CCCVI, Anmerkung 2.

o. O. u. J. erschienene „Hymne auf die Größe und die Gyte Gottes“; der Briefauszug vom Junius, der beigedruckt ist, geht von Sulzer an Bodmer. Die „Hymne“ erschien also nicht in Zürich, wie bei Goedeke steht; auch in den Freymüthigen Nachrichten 1753, Nr. 33, S. 259 ist er als Berliner Druck bezeichnet. — Wieland an Schinz, 16. Juni, Ausgewählte Briefe 1, 86. — Schinz an Bodmer, undatiert, nach 16. Juni: ob er sich nicht freuen solle, daß Wieland ihn durch die vor den „Erzählungen“ gedruckte Ode an ihn zum Verteidiger seiner Poesie gemacht habe? Er schickt Bodmer die „Erzählungen“; einige derselben habe er nicht ohne Thränen lesen können; folgt Citat aus Wielands Brief vom 16. — Bodmer an Zellweger, 21. Juni: „sie dürften wol Wielanden bey mir antreffen. Er wird mit Ausgange Augustus bey mir eintreffen. Ich habe seine Hitze mich zu sehen nicht auslöschen können. Ich habe aber alle Praecautionen mit ihm genommen. Ich habe mich ihm so genau entdekket, daß er um mich kennen zu lernen nicht zu mir kommen dürfte. Ich halte ihn für einen Menschen der zur Verstellung untüchtig ist. Er kann den Tabak nicht leiden; so wenig als große Gesellschaften oder Gastmale, und hoffet daß dises die kleinste Ähnlichkeit sey, die er mit mir habe. — Seine Recension des Noah ist noch nicht hier, sie soll so groß werden als Addisons Abhandlung von Miltons Paradise. Hier schike ich Ihnen seinen Fryhling, ein allerliebstes Werk! das bey Klopstok die Gedanken erweken muß, es sey einer da, der ihm gleich kommen, oder ihn in gewissen Stüken übertreffen könne, ein jüngerer Mensch als er ist. Für Klopstok ein schmerzlicher Gedanke! — Es wird Noah wol bekommen, wenn Wieland in den Zusammenhang, die Absichten, die Verhältnisse, die Psychologie des Gedichtes hineingeht.“ — Wieland an Schinz, 30. Juni, Ausgewählte Briefe 1, 87. — Geßner an Schultheß, 4. Juli, Wölfflin, S. 156.

Aus Bodmers Briefen ist ersichtlich, daß er in Rücksicht auf die Erfahrung mit Klopstock seine Einladung Wielands vor sich selbst und vor den warnenden Freunden rechtfertigen wollte, indem er es so darstellte, als ob dieser ihn zur Einladung gedrängt habe. Das war, wörtlich genommen, gewiß nicht der Fall, wenn Wieland auch, zur Befreiung von weiterem Fachstudium, Anlehnung an anerkannte Männer und Stützen für seinen Dichterberuf suchte. Vielmehr erschien er Bodmer, indem er sich diesen ideellen Gewinn durch öffentliches Bekenntnis seiner aufrichtigen Verehrung für ihn bereitete, gerade als Klopstockschwärmer geeignet, ihn an Klopstock vor aller Welt gewissermaßen zu rächen. Übrigens waren auf beiden Seiten kaum die möglichen Vorteile entscheidend noch überlegsam berechnet, ehe die Einladung gegeben und angenommen wurde. Wie Wieland nach dem

Umgange mit dem erkorenen Parteiführer Verlangen trug, so sehnte sich Bodmer nach der Gesellschaft des neuen Klopstock. Er glaubte nun genug Proben zu haben, daß er sich in dem Jünglinge nicht abermals täusche, und trägt die Gründe dieses Vertrauens auch seinen Freunden vor. Sie sind zum Teil recht äußerlich, wie die folgenden Briefe beweisen; aber sie ruhen doch auf einer von der Zukunft bestätigten Auffassung von Wielands Leistungsfähigkeit. Und diese Auffassung zu gewinnen war viel schwerer als die Erkenntnis Klopstocks gewesen war: denn den Dichter des „Messias" konnte man an den ersten Gesängen leicht beurteilen; der Verfasser der „Natur der Dinge", des „Hermann", des „Frühlings", der „Erzählungen" war viel weniger einheitlich und stark aufgetreten. Und so hat Bodmer, obwohl er nach seinem Sinne sich in beiden Poeten getäuscht hat, doch, indem er gerade diese beiden zu sich ins Haus nahm, seinen sicheren Scharfblick für echtes dichterisches Wesen glänzend bewiesen. — Hören wir ihn selbst.

Bodmer schreibt an Heß, 7. Juli: Wieland halte sich unvergleichlich, er sei in moribus et litteris gleich stark; wenn dieser ihn täusche, so gebe ers auf mit menschlicher Aufrichtigkeit. — Bodmer an Zellweger, 9. Juli: „Also bin ich versichert, daß ich Ihnen ein wenig Vergnügen mache, da ich Ihnen Wielands Erzählungen schike. Ich schike Ihnen zugleich den Hymnen auf die Größe und die Güte Gottes, den ich aus Berlin empfangen habe. Wieland hält sich unvergleichlich, er ist in moribus et literis gleich stark. Wenn dieser meine Hoffnung betriege, so gebe ich es mit der aufrichtigen Welt auf. Er ist izt zu Biberach unweit Augspurg, wo sein Vater Prediger ist. Er wird im September nach Zürich kommen. Er trinkt weder Wein noch Tabak. Es ist ihm in brausenden Gesellschaften bange, unter Freunden ist er aufgeweckt, im übrigen arbeitsam, hurtig, lernbegierig. Er verabscheut die ganz anakreontischen Jünglinge, und will gern seine Jugend so leben, daß sie ihn in seinem Alter jucunda recordatione erquikt. Sie werden von Hr. Rathssubstitut Grob den Fryhling empfangen haben . . . Ich habe dem ersten [Grob] ein Verzeichniß von Wielands und meinen Poesien geben müssen . . . . Sie haben gelesen, wie Wieland mich im Fryhling hervorgezogen hat;[1] in den Erzählungen Blatt 105 ab initio hat er es noch stärker gemacht:

Der Zipha, Bodmers Bild —[2]

[1] Zweimal redet Wieland im „Frühling" Bodmer an, seine Liebe begehrend.

[2] Es heißt in „Zelim": „Da ehr ich auch die schülerlosen Weisen, den Zipha, Bodmers Bild" u. s. w. Es bezieht sich das auf die obenerwähnte Dichtung Bodmers (in den Neuen critischen Briefen), auf die auch im „Frühling" hingewiesen ist mit den Worten: „Dann sollst du, Zipha, mein heiliges Vorbild, Oft im Traum mich besuchen."

Ich fürchte daß dergleichen großes Lob mir mehr Neid als Gunst zuziehen werde. Der vierte Theil von seiner Beurtheilung des Noah ist hier, in manuscripto. Es ist ein rechter Commentarius. Das ganze Werk wird wol 20—24 Bogen stark werden.[1] Alles was dieser Jüngling vornimmt geräth zum Besten. Von ihm ist auch wahr, was ich in Jacob und Joseph von Joseph gesagt, vers 149—159.[2] Ich kann es nicht anders, als für eine besondere Vorsehung ansehen, daß ein solcher Mensch noch in meinen Tagen gebohren worden. Ich denke oft er sey mir recht zur Erquikung für allen den Schmerzen [!] gegeben, den Klopstock mir verursacht hat. Er muß ein großer Mann werden, und seine Schriften und Urtheile müssen eine gewisse Autorität bekommen. Ich hätte fürchten müssen, daß die Comödie mit Klopstock mich bey der Nachwelt in einem ungewissen, zweydeutigen Lichte gezeiget hätte; aber meine Freundschaft mit Wieland soll zu dieser Comoedie einen zweiten Theil hinzusetzen, der gar nicht räthselhaft in Absicht auf mein Herz seyn soll. Ich habe mich zu dem Ende sehr gestärket." — Heß an Bodmer, 11. Juli: es sei doch gut, daß man Wieland vor einem halben Jahre nicht wegen seiner allzu lebhaften Verteidigung der tibullischen „Elegie" (Klopstocks) aufgegeben habe; er habe inzwischen zu deutliche Zeichen von gutem Herzen gegeben. — Geßner an Schultheß, 12. Juli, Wölfflin, S. 157. — Wieland an Bodmer, 14. Juli, Ausgewählte Briefe 1, 91; S. 94, Z. 10 von unten „Wie werden Sie mich in meiner Liebe zum wahren Guten"; S. 95, Z. 9 „eine boshafte Freude". Nach dem 1. Absatz folgt im Original: „Ich bitte Sie liebster Herr Professor, vermindern Sie etwas die alzu gute Idee die Sie von mir haben; ich versichere Sie daß ich viel verliehre wenn Sie mich sehen und noch mehr wenn Sie mich von nahem kennen. Doch werden Sie eine gewisse Einfalt des Herzens, Redlichkeit und ein lenksames weiches Wesen an mir finden. Ich hoffe in wenig Zeit bey Ihnen recht viel

[1] Die „Abhandlung von den Schönheiten des Epischen Gedichts der Noah", Zürich 1753, ist 25½ Bogen stark (404 SS. 8°).

[2] Jacob und Joseph 1751, 1. Gesang, V. 149 ff. lauten:

„Joseph schien wie ein schossender Baum am Brunnen gepflanzet,
Dessen Aste bald über den Brunnen gewachsen sich breiten;
Ernst und Tiefsinn zu denken, bey andern die Früchte des Alters,
Waren bey ihm in der Blüthe des Lebens gereifet; Gott gab ihm
Weisheit, die Künste der tiefverborgnen Natur zu entdeken.
In ihm hauchte der göttliche Geist. In seinen Geschäften
Die er vornahm, war Gott mit ihm und ließ sie gelingen.
Gott verband ihm das Glück. Was er vornahm konnte nicht besser
Vorgenommen, und was er dacht nicht besser gedacht seyn.
Seine geringste That war mit Wolstand und Anmuth bestreuet,
Die darauf aus dem Schaz des göttlichsten Herzens herabfloß."

besser zu werden. Ich weis was der Umgang eines erhabenen Geistes über mich kann. Der bloße Nahme Bodmer giebt meinen Gesinnungen einen Schwung. Nehmen Sie ja alles was ich schreibe vor würkliche Empfindungen meines Herzens an. Sie werden mich so finden. Ich kan keinem redlichen Mann schmeicheln oder ihm was vormachen." — Am Schlusse des 2. Absatzes: „Erzählungen z. E. S. 123 Ja Schöpfer u. s. w. Ich habe gar wenig Erfindungskraft. Balsora gehört Hr. Addison, wie Sie schon wissen werden, Serena großentheils dem Verfasser des Tattler, den ich im Französischen gelesen habe, denn zu meinem Unglük habe ich noch nie Gelegenheit gehabt Englisch zu lernen. Zu den Unglyklichen wurde ich veranlaßt weil vor 3 Jahren Doris beynah eine Serena und ich Arist worden wäre. Jocaste sollte hier seyn und der Doris Großvater ist Harpax ‚In Harpax Augen gilt der Reichtum Die ganze Schaar der armen Tugenden'. Ein coup de providence wendete dies Unglük ab, welches alle meine Schriften in ihrer Praeexistenz erstickt hätte. Selima ist vornehmlich durch Lesung der Empfindungen eines Blindgebohrnen[1]) und ein gewisses Stück des Babillard entstanden" (teilweise veröffentlicht Anzeiger für deutsches Altertum 12, 89). S. 95, Z. 2 von unten „Weisheit" statt „Wahrheit"; S. 96, Z. 4 „bey Gelegenheit der Stelle im". Nach Z. 17 „Sipha ist mein Liebling und — Thamar. Was soll ich doch von den Herren denken die nur Hexameter im Noah sehen? Die Thorheit kan nicht sehen! Was Hr. v. Haller" u. s. f. siehe Anzeiger für deutsches Altertum 10, 244; S. 96, Z. 2 von unten „Der Titel und Hr. Meiers Vorrede sind sehr geschikt die Leser wegzuscheuchen. Ich möchte"; S. 97, Z. 6 „kennen, um ihn zu lieben und es"; S. 97 vor Z. 4 von unten „Was mein Schikal betrifft, so sey das Gott überlassen. Ich"; S. 98, Z. 8 „wählen" statt „führen". Zum Schlusse: „Erst in 8 oder 9 Wochen werde ich etwas Gewisses von meiner Ankunft in Zürich melden können. [Hierzu Nachtrag: „Das ist falsch. Es wird schon in 5 geschehen können."] H. Prof. Sulzer danke ich gehorsamst vor sein Geschenk und seine gütige Begierde mich zu kennen. Er hat alle meine Hochachtung. Ist der Hymnus in Zürich gedruckt?"[2]) — Wieland an Schinz, 15. Juli, Ausgewählte Briefe 1, 98. — 18. Juli,

[1]) Von Bodmer, siehe Neue critische Briefe, S. 282 ff. Empfindungen eines gebohrnen Blinden.

[2]) Danach scheint es, daß Bodmer Wielands Hymnus auf die Größe und Güte Gottes an Sulzer zur Drucklegung geschickt hat, nicht Wieland selbst, der damals ja auch noch keine unmittelbare Fühlung mit Sulzer besaß. Es ist auch damit ein geheimnisvolles Spiel getrieben worden, denn Sulzers offener Brief an Bodmer schließt, als ob er diesem etwas Unbekanntes zuschicke, und Bodmer spricht auch brieflich gegen seine Freunde dunkel.

ebenda 1, 104. — Zellweger an Bodmer, 20. Juli. Nachdem Zellweger schon früher wiederholte Fragen nach Wielands Werken gestellt hatte, läßt er sich unter diesem Datum zum erstenmale breiter aus: die „Erzählungen" gefallen ihm besser als die „Natur der Dinge": er erteilt viel allgemein gehaltenes Lob: Wieland werde Klopstock übertreffen; er sei ein poète universel, vor dem alle Deutschen würden die Waffen strecken müssen. Er könnte nicht glauben, daß Doris eine wirkliche Geliebte sei. Bodmer werde Freude an ihm haben, da Wieland auch im Wein- und Tabakverachten so gut zu ihm passe wie den Dichtungen nach. Auf den Noahkommentar sei er gespannt; in Bodmers Haus dürfe dieser nicht verfaßt werden, weil die Leute sonst schrien, Bodmer posaune sich selbst aus: Wieland sei des „Noah" Addison und Steele. — Bodmer an Zellweger, 29. Juli: „Wielands Doris ißt und trinkt, und lachet und schläft. Sie ist die Tochter eines Doctors der Medicin. Wieland ist schon mit ihr verlobt parentibus consentientibus. Er eilet aber gar nicht das Verlöbniß zu vollziehen. Ihr Vater ist kein Sipha. Er nennt die Zärtlichkeit der beyden Verliebten Phantasterey: Es mag doch wol ein wenig Poesie darunter seyn. Dieser Mensch zeigt ein ungemeines Vertrauen gegen mich, und erkläret sich auf alle meine Versuchungen so moralisch, daß ich das Abentheuer seiner Zürcher Reise bestehen will, ungeachtet des unglüklichen Ausganges der Klopstokischen Begegniß. — Der Noah ist glüklich daß er an Wieland einen Beurtheiler bekommen der selbst ein Poet ist. Er siehet darinnen etwas mehr als nur Hexameter [so hatte Haller geurteilt] . . . . Sie sagen nichts von dem Hymne, der von wackern Männern ungemein gelobt wird." — Bodmer an Heß, 30. Juli, Zehnder, S. 506. — Wieland an Volz, etwa Anfang August, Stuttgarter Morgenblatt 1839, Nr. 97; hier ist der Brief falsch von 1753 datiert: Wieland hat Antwort von Volz auf die Zusendung seiner „Erzählungen", die am 16. Juni Schinz als dem ersten zugegangen waren; am 20. August schreibt Volz an Bodmer über Wielands künftige Reise nach Zürich, die der undatierte Brief ihm angekündigt hat: so ist die Zeit, in die der Brief fallen muß, begrenzt; in den Anfang August rücke ich ihn deswegen, weil darin wie in Wielands Brief vom 7. August der Artikel in den Vermischten Schriften 3, 1 gerühmt wird. — Wieland an Schinz, 7. August, Ausgewählte Briefe 1, 105. — 12. August, ebenda 1, 107. — Heß an Bodmer, 17. August, Zehnder, S. 509 f. — Bodmer an Zellweger, 17. August: „Von Noah habe ich nichts neues. Wieland hat schon etliche Cahiers seines Commentarii hierhergeschikt. Er will ihn hier druken lassen. Das könnte so ziemlich parteiisch für mich scheinen, zumal — da er dann in meinem Hause seyn wird. Ich meine aber es komme auf die Sachen an, die er

sagen wird, und nicht auf diese Umstände. Wenn er vernünftig urtheilt, so wird sein Urtheil dadurch, daß er bey mir ist, nicht unvernünftig werden, und die denen es verdächtig wird, haben alle Freiheit es zu untersuchen . . . . . Izt werde ich Wielanden meine Epischen Manuscripte lesen, und sehen wie sie ihn afficieren. Erst hernach werde ich ans publicieren denken." — Volz an Bodmer, 20. August: er habe nun Wielands Freundschaft erworben und sei glücklich darüber; er höre, daß Wieland nach Zürich gehe, sein Umgang dort werde vortreffliche Früchte tragen. — Bodmer an Heß, 24. August: er habe kürzlich Wielands Gedanken über die sechs ersten Gesänge des „Noah" gelesen, sie seien so stark zu seinem Vorteile, daß sie Wieland verantworten müsse.[1]) — Bodmer an Zellweger, 27. August: „Wielands Beurtheilung des Noah ist so beschaffen, daß sie ziemlich beweiset, was sie behauptet. Es ist kein leeres Elogium, das von Machtsprüchen bestühnde . . . Ich erwarte alle Tage Bericht, wenn Wieland von Biberach abreisen werde. Er schreibt dann und wann Oden. In einer solchen sagt er:

Da führt uns Bodmer hin in die erste Welt
Wo er im Garten den einst sein Milton sang
Für eine Eva drey voll Unschuld
Jede dir ähnlich Doris zeiget.

In einer andern sagt er zu der Weisheit:

O so zeige dich mir, wie du dich Bodmer zeigst;
Dich zu sehen gewohnt, voll des olympischen
Sanften Lichtes das dein Aug unerschöpft um sich gießt
Müßte er leicht deine Gegenwart.

Ich werde eine würdige Figur machen, wenn ich von der Weisheit verlassen da stehen werde. Gut ists daß die Weißheit an verschiednen Orten auf einmal seyn kann."

Damit werden von den dreizehn durch Hofmann aus Bodmers Nachlaß veröffentlichten Oden wieder zwei datierbar: die erste Strophe stammt aus der IV. „Ode an Doris", Herrigs Archiv 66, 59; die zweite aus der IX. „Ode", ebenda S. 67. Wahrscheinlich sind diese beiden Oden auch gemeint in Wielands Brief an S. Gutermann vom 5. Juni 1752. Bodmer scheinen noch mehr Oden vorgelegen zu haben („in einer", „in einer andern" sagt er, nicht „in der andern"). Vermutlich kannte er noch „Ode" III, ebenda S. 56, die zweifellos zwischen Juli und September 1752 verfaßt

[1]) Das ist der „zweyte besondere Theil" der „Abhandlung von den Schönheiten des Noah", S. 41—232.

ist, in der Erwartung von Sophiens Ankunft in Biberach, vor der Abreise nach Zürich. (Osterdingers Datierung vom 23. August 1754, ebenda 70, 33 f. ist unmöglich.) Den Schluß dieser Ode meint Wieland mit seinen Worten im Briefe vom 8. September 1752, Ausgewählte Briefe 1, 117. Ferner gehört wohl in die gleiche Zeit die VII. „Elegie", ebenda 66, 64 und die „Ode" VI an Schinz, ebenda S. 63: damals traten Schinz' und Wielands Bräute in Beziehung. Von den übrigen in der Züricher Stadtbibliothek erhaltenen Oden ist die I. datiert 24. September 1753, ebenda S. 50; die II., ebenda S. 54 fällt in die Züricher Zeit, wohl 1754; wegen der Wendung: Serena „sie ist wieder mein!" möchte ich sie in den Anfang Juni 1754 rücken, wo Wieland gute aufklärende Briefe von Sophie La Roche erhielt, Ausgewählte Briefe 1, 131 f.; aber ich weiß nicht, ob man für diesen Monat schon die Freundschaft zu der in der Ode erwähnten Melissa nachweisen kann. Auch an diese Schultheß hat Wieland eine Ode gerichtet, von der ein Fragment in ihrem ungedruckten Briefe „Melissa an Theocles", Zürich, 30. Juni 1790 aufbehalten ist: „Besinnen Sie sich an jene Seelige Tage, da Sie der Glücklichen M[elissa] sagten: ‚Da Freundin sollen unsere Seelen, / Den Bund der Reinen Lieb Erneuern / in Sphären wo die Liebe Tronet / in Trehnenfreyen Seligkeiten . . . . / Da werden wir uns wieder finden / Da kommt uns kein Verhenguis mehr / Da wird die Tugend uns belohnen!'" Die „Ode" V, Herrigs Archiv 66, 61 ist zu Schinz' Hochzeitstag verfaßt, dessen Datum ich nicht kenne; weil der Dichter darin um die verlorene Geliebte klagt, muß sie nach dem letzten Monat des Jahres 1753 und wohl wegen des ungemilderten Schmerzes vor die Aussöhnung mit Sophie im Juni 1754 fallen. Die X. „an Hr. M. C." gerichtete, ebenda S. 69, möchte ich an Martin Künzli (dessen Name wiederholt Cüntzli geschrieben wird) adressieren; dann würde sie in den Sommer 1754 fallen, in dem Wieland Künzlis Bekanntschaft machte; und zwar wegen der Klage um Doris in den Juni, da er damals von ihren Entlastungsbriefen sehr gerührt war und später sie zwar nicht vergaß, aber doch das „weinen" um sie ließ. Die „Ode" XIII, ebenda S. 72 hat Hirzel, Wieland und Künzli, S. 49 richtig in den Anfang der Züricher Zeit, also wieder 1752/3 verlegt, siehe unten, S. 89.[1] So sind alle von Hofmann-Wellenhof veröffentlichten Oden annähernd datiert und es läßt sich nun unter Rücksicht auf das oben, S. 66 f. Gesagte folgende Tabelle aufstellen:

[1] Die Ode in den Briefen an S. La Roche, S. 6, gehört nicht zu dem vorherstehenden Briefe, wie Osterdinger, Wielands Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz, S. 55, annimmt, sondern in den Winter 1750/1: das beweisen die Reimtropfen und der französische Briefschluß.

I. 24. September 1753.
II. Wohl Anfang Juni 1754.
III. Zwischen Juli und September 1752.
IV. Vor 27. August 1752.
V. Ende 1753 bis Mitte 1754, an Schinz' Hochzeitstag.
VI. Etwa August 1752.
VII. Etwa August 1752.
VIII. Vor 16. Januar 1752.
IX. Vor 27. August 1752.
X. Wohl Juni 1754.
XI. Vor 16. Januar 1752.
XII. Vor 16. Januar 1752.
XIII. Oktober/November 1752.

Allerdings findet die Zeitbestimmung an der Form der Überlieferung keine sichere Stütze. Der Herausgeber hat nicht gesagt, daß nur Nr. I, II, X, XI, XII, XIV der Oden von Wielands Hand geschrieben sind, die andern von fremder; doch hat zu III, VI, VII, VIII, IX, XIII Wieland eigenhändig Verbesserungen oder Bemerkungen gesetzt. Ferner hat Hofmann-Wellenhof nicht angegeben, daß X, XI, XII zusammen auf 2 Blättern $4^0$, IX, VI, VIII, VII in dieser Reihenfolge auf 6 Blättern $8^0$ (das letzte Blatt unbeschrieben) stehen. Für die Zeitgleichheit der Dichtungen sprechen aber diese handschriftlichen Gruppen nicht; ich habe erwiesen, daß Nr. VIII vor 16. Januar 1752 fällt, die Nrn. IX, VI, VII aber erst zwischen Juli und September; Nr. XI, XII liegen vor 16. Januar 1752; sollte X in eben diese Zeit gehören, so könnte sie nicht an Martin Künzli gerichtet sein, und es wäre nötig, dem einsamen Tübinger Studenten einen vertrauten Freund anzudichten. Allerdings haben Nr. X und XII gleiches Versmaß; aber auch Ode I, V, XI haben das gleiche Maß und sind doch durch Jahre getrennt; Nr. X an M. C. muß in die Züricher Zeit fallen, denn in Tübingen hätte Wieland nicht vom Aufenthalt „in fremden Gefilden" gesprochen (und der ganze Inhalt der Ode und seine Auffassung weist nach der Schweiz). Alle diese Stücke liegen in einem Umschlage mit der Aufschrift: „Wieland. Nicht gedruckt.", dabei auch eine anfangs von Wieland, gegen den Schluß von Bodmer geschriebene Recension: „Frankfurt und Leipzig. Briefe nebst andern poetischen und prosaischen Stücken." 2 Blätter $4^0$; sie gehört ins Jahr 1753, in welchem diese Briefe E. von Gemmingens erschienen sind. Ich habe leider versäumt nachzuprüfen, ob dies als „nicht gedruckt" bezeichnete Stück nicht doch mit der lobenden Anzeige des Büchleins in den Freymüthigen Nachrichten 1753, Nr. 39, S. 308 ff. übereinstimmt.[1])

[1]) Ich muß überhaupt hier anmerken, daß vielleicht manche meiner Mitteilungen aus den Züricher Handschriften nicht ganz genau sind: ich war bei der Benützung durch den bevorstehenden Anfang der Bibliotheksferien sehr gedrängt, die

Ich kehre zum chronologischen Verzeichnis der Urkunden zurück. Wieland an Bodmer, 6. September 1752, Ausgewählte Briefe 1, 111 (wo fälschlich 2. September gedruckt ist). Der Anfang lautet im Original: „Theuerster H. Professor, Der Hymne muß kräftige Schönheiten haben, denn er hat auch meinem l. Vater wohlgefallen, der sich nicht unter die Kenner rechnet und dem der Noah noch besser gefallen würde, wenn er gereimt wäre. Die Zeilen, damals wäre der Löw der Nil versieht ihn mit Feuer,[1]) haben ihn so wenig beleidigt daß er sie vielmehr vor eine glückliche Nachahmung ähnlicher er habner Tours in biblischen Gesängen gehalten hat. Kurz der ganze Gesang dünkte ihm sehr schön und erbaulich, und was das besonderste ist, so war dieser Gesang in Hexametern, reimlos und mit lateinischen Buchstaben, welchen leztern mein Vater gar nicht günstig ist. Was Sie mir von der Übereinstimmung vieler meiner Gedanken in der Recension des Noah mit den Ihrigen und Hr. Hessens sagen, ist mir unendlich angenehm. Indessen bleibt meine Schrift ein sehr unvollkommens Ding. Der Noah gehört unter die seltenen Schriften welche desto besser gefallen je öfter mann sie liest. Beym ersten Durchlesen fande ich hier und da zweiffel ja gar Fehler, die bey dem zweyten ganz verschwanden. Ja ich will Ihnen gestehen daß ich mich über das 5. Buch gar geärgert.[2]) Erst da ich mit ruhigerm Gemüth das Gantze in der Verbindung aller Theile übersah, fand ich lauter Richtigkeit, Schönheit, Ordnung. Je öfter ich nun eben dieselbe Gesänge lese desto mehr Schönes sehe ich darinn. Ich bin begierig von Ihnen selbst, M. Th. H. Professor, die Unvollkommenheiten des Noah, die ich nicht sehe, zu erfahren. Ich kan mit Aufrichtigkeit sagen daß nach meiner Erkenntnis wenige harte Verse welche leicht wohlklingender gemacht werden können, der gröste Fehler dieses Werkes sind. Es hat mich aber nichts im ganzen Gedicht so

unerwartet große Menge der Papiere eilig durchzusehen, und bin seit 1881 nicht mehr nach Zürich gekommen.

[1]) Hymne auf die Größe und die Güte Gottes:

„Als er auf Sinai kam da seine Gesetze zu reden
Schmolz das Herz in der Brust, der Heiden Götter erschraken;
Damals wäre der Löw' aus Schreken zur Löwin geworden.
Hat er Feuer vonnöthen, das seine Feinde verzehre,
Und er foderts vom Nil, so versieht der Nil ihn mit Feuer" u. s. w.

[2]) Wahrscheinlich wegen der Unsittlichkeit der Bewohner von Lud, V. 211 ff.; dann auch wegen des „wenigen Affects in der Rede des Noah"; siehe Wielands Abhandlung vom Noah, S. 19, 181, auch 196: „Wie der schönere und zärtlichere Theil meiner Leser müde ist den Grausamkeiten und tollen Unternehmungen der Teufel zuzusehen, so wird derselbe mit desto größerem Vergnügen bei dem [VI.] Gesange verweilen. ... Dieses Vergnügen wird desto lebhafter sein, je größer die Unlust ist, die uns der Dichter im vorigen Gesange zu machen vorhatte."

sehr Ihnen eigen gemacht als Ihr Husan.[1]) Dieser und noch einige Stellen entdekten mir eine gewisse nicht kleine Gleichförmigkeit in Ihrer und meiner Denkart und Einsicht, die mich nothwendig entzücken muste. In einer solchen Art von Entzückung las ich einst den Husan meinem Vater vor und er hätte mirs beynahe gestanden daß er ihm gefalle. Ich habe dem lieben Manne, der seine Jugend in Halle zu den Füßen der Seligen Theologen Frank Lange – zugebracht, und von der wolfischen Philosophie erst in seinem Predigerstande sich einen guten Begrif erworben, in der Conversation so viel beygebracht, daß er sich meine poetischen Bemühungen gefallen läst. Er hört es gerne wenn ich ihm aus dem Noah oder dem Messias vorlese und wird, wie er sagt, viel auf mich halten, wenn ich einem so verehrungswürdigen und weisen Manne als Bodmer, gefallen werde." S. 112, Z. 5 „herumreisen können"; Z. 8 von unten „oder Dichtung in"; Z. 1 von unten „procediren will"; S. 113, Z. 4 „als vor nicht würklich zu"; Z. 8 „ist eigentlich eine"; S. 114, Z. 1 „menschenfreundliches" statt „edles"; Z. 10 „meine Fehler liebreich bessern, meine"; S. 115, Z. 12 fehlt: „Wenn Sie glauben daß seine Bekantmachung von einigem Nutzen seyn könne, so könnte es auf die Messe fertig gemacht werden. Mann könnte es auf $1\frac{1}{2}$ Bogen in 4 aber mit deutschen Buchstaben drucken lassen."[2]) Es handelt sich um das „Schreiben von der Würde und Bestimmung eines schönen Geistes"; Wielands Handschrift dieser Dichtung liegt in Zürich, wenn ich recht verzeichnet habe, zweimal; einmal mit dem Titel: „Sendschreiben von der Bestimmung eines schönen Geistes." — Sulzer an Bodmer, 7. September, Körte, S. 187. — Wieland an Schinz, 8. September, Ausgewählte Briefe 1, 115. — Hagedorn an Bodmer, 17. September: „. . . der Verfasser des Gedichts von der Natur der Dinge, dessen Namen Sie verschweigen, über den Noah schreiben wird. Ich weiß aber, wie der Herr Wieland heißet, und ich habe von einem Gelehrten aus Tübingen,

[1]) Abhandlung von den Schönheiten des Noah, S. 330: „Der Character Husans ist . . . in meinen Augen der merkwürdigste. Hier sehen wir einen Menschen, der von der Offenbarung nichts gehört hat, aber, durch eine richtige Abwendung seiner Naturkräfte, den Schöpfer erkennen, anbeten, und die Tugend aus Wahl lieben gelernt hat. An diesem Manne hat der Poet . . . . gezeigt, wie weit es ein Mensch durch getreuen und weisen Gebrauch seiner Naturkräfte in der Erkenntniß der Wahrheit bringen kann. Die . . . Leser . . ., die im Stande sind, diesen Character in seiner ganzen Schönheit und Richtigkeit einzusehen, werden ihn und den Dichter bewundern und lieben." u. s. w. Husan wird im 10. Gesang des Bodmerschen Noah, V. 280 ff. behandelt.

[2]) Das „Schreiben an HERRN * * * von der Würde und der Bestimmung eines schönen Geistes. Zürich, gedruckt bey David Geßner, 1752" zählt 11 Seiten 4° und ist in den ersten Oktoberwochen aus dem Drucke gegangen. Die Frakturschrift wurde wohl mit Rücksicht auf Wielands Vater gewählt.

der sein Freund ist, gute Nachrichten von diesem, allen Kennern desjenigen was rechtschaffen ist, so schätzbaren, Dichter eingezogen. Allenfalls wäre mir genug, daß Sie ihn lieben, Aber, wenn Sie ihn auch nicht einmal kennten, so würde ich doch aus seinen moralischen Briefen eine Hochachtung geschöpft haben, welcher ich nur wenige recht würdig finde. Ich mögte ihn bitten, die Satire, in der er so glücklich ist, nimmer ganz zu verlassen: was die Zärtlichkeit betrift; so will ich seiner Freundinn anheim stellen, seine Poesie bey der Sprache der Liebe zu erhalten. Seine Briefe haben hier [Hamburg] mit Recht großen Beyfall und, ob ich gleich in den letzten Monaten Epigrammata aufs Papier gerathen lassen, die ich würklich nicht so sehr gesucht habe, als sie mich; so will ich Ihnen nicht vorhalten, wenn es mir erlaubt wäre, immer ... ein Poet zu seyn, ... daß dann würklich keine Schreibart seyn würde, in der ich mich lieber üben und versuchen mögte, als in moralischen Briefen, die für mich eine besondere Reitzung haben, wenn Sie an Materie so edel und reich sind, als des H. Wieland seine ... Ich mögte Sie fast beneiden, daß Sie den H. Wieland itzo um sich haben. Wie bald wird was er über den Noah schreibet zum Vorschein kommen? Zu diesem Ausleger kann ich Ihnen mit allem Recht gratuliren und ich sehe zum Voraus, daß die billigsten und würdigsten Leser des Noah ihn, daher, mit einem immer größeren Vergnügen in die Hand nehmen werden. Mich deucht, daß, ohne dem Wercke zu schaden, Sie ihm die Stellen anderer Poeten Selbst entdecken könnten, deren Gedanken einige der ihrigen veranlasset haben, z. E. die rührende Stelle aus dem Shakespear: „Sagst du dem Satan ab, so gieb mit der Hand noch ein Zeichen Rief er ihm zu: doch starb der Sünder und gab ihm kein Zeichen.“[1] Noah V, 730. ... Ich bitte den H. Wieland meiner Freundschaft zu versichern, und, da ich doch, so ungewöhnlich mir es auch ist, auf dieser Seite [gegen den Noah] critisirt habe, so wird mir erlaubt seyn, noch hinzuzusetzen, daß ich, S. 114. 135. 149. der moralischen Briefe, zwo weibliche Zeilen vermisset habe, die bey einer neuen und, wie ich wünsche, vermehrten Ausgabe, sehr leicht werden einzuschalten stehen [!].[2] Nur der H. von Schönaich, der nunmehr wenigstens ein gekrönter Dichter ist, wird wol nicht begierig [seyn], den neuen

[1]) Diesen Hinweis auf Shakespeare hat Wieland in seine Abhandlung vom Noah, S. 196 aufgenommen. Hiernach braucht man Wieland damals noch nicht Shakespeareкenntnis zuzuschreiben, wohl aber Bodmer.

[2]) Vielmehr: es folgen jedesmal zwei weibliche Reimpaare aufeinander, zwischen denen ein männliches stehen sollte. Der 9. Brief, aus dem das erste Beispiel entlehnt ist, fehlt in Poetische Schriften 1762, Band 2 (nebenbei: aber nicht auch der 5., wie Goedeke 4, 200 behauptet ist); das zweite Beispiel hat Wieland durch Weglassen des zweiten weiblichen Reimpaares, das dritte durch Einschieben eines männlichen verbessert.

Herrmann zu sehen, welchen dem seinigen ihr Freund entgegenstellen wollte: sonst wünschen viele, daß dieser mit seinem Helden siegreich hervorrücke. Wie weit ist er mit dieser so löblichen Bemühung fortgefahren? Ich wollte gleichwohl nicht, daß sie seinen Erörterungen über den Noah schadete" . . . Wieland solle in den Anmerkungen über den Noah Bodmers Beobachtungen über Hexameter und Antiquaschrift,[1]) wie Bodmer sie Hagedorn oft geschrieben habe, mitteilen. — Zellweger an Bodmer, 21. September, Zehnder, S. 366 f., falsch datiert vom Dezember. — Bodmer an Zellweger, 24. September: „Sie haben es errathen, diesen Winter soll der Commentar über den Noah, die Colombona, Joseph und Zulica, die geraubte Helena, die geraubte Europa, der zweite Theil vom Crito, gedrukt werden. Item wider ein Band alter schwäbischer Gedichte . . . Mit meinem nächsten schike ich ein Gedichte von der Würde und Bestimmung eines schönen Geistes, gedrukt. Der Verfasser ist Wieland. Er wird in 3 - 4 Wochen bey mir seyn. Jacta est alea. Der Husan im Noah hat ihm über alles gefallen, weil er nach seiner Denkart sey." — Wieland an Schinz, 5. Oktober, Ausgewählte Briefe 1, 118. — Wieland an Bodmer, 11. Oktober, ebenda 1, 119. Bodmer erhielt den Brief am 18. - Bodmer an Zellweger, 12. Oktober: „Wieland soll künftigen Sonntag [so war es zuerst bestimmt gewesen, Ausgewählte Briefe 1, 118] in einem Landgut unweit Andelfingen [Wesperbühl, wo Schinz mit dessen Besitzer Billeter war] eintreffen, wo ihn einer von seinen andern hiesigen Freunden erwartet. Er wird sich dort etliche Tage aufhalten, und dann zu mir kommen. Ich verspreche mir allezeit tausend Freuden und Nutzen von seiner Gegenwart. Sie werden in dem Gedichte von der Würde sehen, wie stark der junge Mensch mir dienen kann . . . . Wieland hat hier und da, vornehmlich in seiner Beurtheilung des Noah, auch Gedanken eingestreut, die vermuthlich den Mund aufnöthigen werden [vornehmlich den schweigsamen Berlinern]. Ich fürchte zuweilen, daß Gleim und

[1]) Hierauf zielt Wielands Äußerung in der Abhandlung vom Noah, S. 39: „Es haben einige gewünscht, daß man ein ganzes Werk zur Vertheidigung des deutschen Hexameters schreiben möchte" u. s. w. Über Antiqua hier zu sprechen, war kein Anlaß, da der „Noah" mit Frakturlettern gedruckt ist. Über Antiqua gegen Fraktur wird Freymüthige Nachrichten 1753, Nr. 33, S. 260 kurz und gelegentlich, Nr. 38, S. 299 f. in einem Schreiben darüber ausführlicher gehandelt. Über den Hexameter wird ebenda 1759, Nr. 31, S. 242 ff., und Nr. 32, S. 250 ff. gehandelt; vgl. das Schreiben über die musikalische Wirkung des Hexameters ebenda 1760, S. 203 f. Die ersteren Artikel könnte man mit Hagedorns Wunsch in Verbindung bringen und allenfalls an Wieland als Verfasser denken, weil er ein besonderer Freund der Antiqua war. Die letzteren gehören ihm gewiß nicht zu; denn damals war er nicht mehr einseitiger Hexametrist und noch weniger der Gegner von Uz, als welcher sich der Verfasser bekennt.

die Braunschweiger sich werden getroffen finden, und so laut schreyen, daß ein offenbarer Bruch unter uns erfolgen muß." — Wielands Vater an Bodmer, 14. Oktober: „Hochedelgebohrner, Hochgeehrtester Herr Professor Seit dem mein Sohn die Ehre gehabt, Ew. Hoch Edelgebohren bekandt zu werden, habe ich aus Dero geehrtesten Zuschrifften nach und nach so viele Proben der Liebe und Gewogenheit gegen ihn wahrgenommen, daß ich es nicht anders, als ein offenbares Merckmal göttlicher Vorsicht ansehen können, die eines auswärtigen so berühmten Gelehrten Neigung gegen ihn mit so großer Zärtlichkeit gelencket hat. Die verborgene Regierung des Höchsten sey davor gelobet. Da nun von Ew. HochEdelgebohren mein Sohn noch weiter die gütige Erlaubnis erhalten, zu Ihnen zu kommen, und die Versicherung, in Dero Behausung liebreich aufgenommen zu werden, und den nähern Umgang mit Denselben zu genießen: so habe nicht nur deshalben im geringsten keinen Anstand gehabt, sondern mich über eine so unvermuthete Schickung vielmehr herzlich erfreuet. Er reiset dahero, um das Verlangen seiner Freunde nicht länger aufzuhalten, in Gottes Nahmen und unter vielen herzlichen Wünschen von uns mit großen [!] Vergnügen ab, und wir machen uns aus allen bißher bemerckten Umständen die sichere Hoffnung, daß sein Auffenthalt bey so vortrefflichen Männern, besonders aber die Conversation mit einem so unschätzbaren Gönner und dessen große Einsicht und Erfahrung ihm die wichtigste Vortheile verschaffen werden. Der Herr begleite ihn auf seiner Reise, und lasse ihn seiner so sehnlich gewünschten Freude bald theilhaftig werden. Ew. HochEdelgebohren samt Dero wertheften Frau Gemahlin (denen wir, ich und meine Eheliebstin, uns gehorsamst empfelen) in angenehmer Gesundheit zu sehen, und Dero nüzliche Absichten zu Dero Zufriedenheit befördern zu helffen. Mein inbrünstiger Wunsch ist noch, daß Gott Dieselbe noch viele Jahre zum gemeinen Besten im Segen und Wohlseyn erhalte, und meine Bitte, Ew. HochEdelgebohren wollen sich diesen meinen liebsten Sohn Dero unverrückten Liebe und Wohlwollen lassen anvertrauet seyn. Ich bin mit aller Ergebenheit Ew. HochEdelgebohren, Meines Hochgeehrtesten Herrn Professoris gehorsamster Diener Thom. Ad. Wieland, Past. ad S. Mar. Magd."

Es sei gestattet, hier die chronologische Folge zu unterbrechen, um den Dankbrief einzuflechten, den der Vater an Bodmer richtete, als sein Sohn dessen Haus verließ; er bildet ja eine Art Ergänzung zu diesem ersten und lautet: „Biberach, 12. Juli 1754: „Hochedelgebohrner Hochgelehrter, Hochgeehrtester Herr Professor, Hochgeschäzter Gönner Es sind nun 7 Viertel Jahr dahin, daß mein Sohn das liebe Zürich betreten, und bey Ew. Hochedelgebohren nicht nur einen Freund, nicht nur einen Gönner, sondern auch gar einen gütigen

Vater genossen, welcher ihm die Wohnung geöffnet, ihn mit nöthiger Kost bedacht, und solche Ausflüsse der liebreichsten Fürsorge auf ihn geleitet, die mit Recht den Nahmen einer Vater-Treue verdienen. Die Briefe meines Sohnes sind ein Zeuge davon, welche die zahlreiche Liebes-Erweisungen immer mit neuen Zusäzen preisen, die sein gerührtes und erkäntliches Gemüth ihm herausgelocket. — Unter den Reichtum der von ihm genossenen Wolthaten rechne ich nicht nur die irdischen zu seiner leiblichen Unterhaltung, sondern vorzüglich diese, da er seine beständige Anweisung zur wahren Weißheit, Tugend und Gelehrsamkeit gehabt, und das ihm stets vor Augen schwebende fürtreffliche Exempel, so ihm täglich neue Aufmunterung geben muste, in die schöne Fußstapffen eines solchen Vorgängers zu treten, seine von Gott empfangene Gaben zu verbessern, und sie nach göttlicher Absicht zum gehörigen Zweck richtig anzuwenden. So eigne ich auch niemanden als Ew. Hochedelgebohren zu, daß er durch Dero Addresse mit den Weisesten und Gelehrtesten Männern in Zürich bekandt worden, welche ihn lieben, ihm einen geneigten Zutrit verstatten, und durch deren freundschafftlichen Umgang er vieles profitiret hat, und noch weiter Vortheil schöpffen kan. Andrer Ergözlichkeiten zu geschweigen, so ihm in Gesellschafft angenehmer Freunde in Zürich und anderswo wiederfahren. Ich bin demnach durch sichere Beweißthümer überzeuget, daß ihm sein dermaliger Auffenthalt gesegnet gewesen. An Geschicklichkeit und Erfahrung hat er warhaftig zugenommen, seine Kräffte hat er bey seinem noch so jungen Alter zu versuchen angefangen, und sein Talent durch unterschiedliche Proben zum gemeinen Besten nüzlich angelegt. Eben dieses gibt mir auch in Zukunfft die zuverlässige Hoffnung, Gott werde ihn zu rechter Zeit aufruffen, und an dem Ort anweisen, wohin sein uns noch verborgener Rath ihn bestimmet hat. Der Herr sey gelobet vor die ieztmalige Offenbahrung so deutlicher Spuren seiner gnädigen Führung. Er liebe ihn fort und fort nach seinem Rath, und bereite ihn zu einem Gefäß seiner Gnade und Ehren je mehr und mehr. Ew. Hochedelgebohren bin ich nun nebst meiner Eheliebstin vor alle meinem Sohn erwiesene Gütigkeit unendlich verbunden, und da ich nicht im Stande bin, mein Danckbegieriges Gemüth durch reelle Merckmale zu erkennen zu geben, so bleibt uns nichts übrig, als den Allerhöchsten Vergeltter zu flehen, er wolle an unser statt ersezen, waß uns unmöglich ist, und Dieselben sowohl als Dero hochgeschäzte Frau Gemahlin mit langem Leben, Gesundheit und Vergnügen überschütten, auch alle Dero erbauliche Arbeiten und heilsame Bemühungen zu Dero innigsten Freude mit vielem Segen bekrönen. Ob aber wohl mein Sohn gewisser Umstände halben ihr wertheftes Hauß mit einem andern ihm gleichfals werthen verwechselt, so halte mich doch ver-

sichert, Dero gegen ihn geneigtes Gemüth seye dadurch nicht geändert; lebe auch der Hoffnung meines Sohnes Verhalten werde so beschaffen gewesen seyn, daß er in ihrem liebvollen Herzen eine Stelle mit unveränderten [!] Gewogenheit gegen ihn behalten werde, welches auch meine inständige Bitte ist, und daher Ew. Hochedelgebohren noch ersuche, ihn bey seinem zu meiner besondren Zufriedenheit zu Stand gekommenen neuen Institute mit nöthigen und dienlichen Consiliis zu instruiren und zu unterstüzen. Womit unter herzlicher Empfelung an Dero hochwertheste Frau Gemahlin von mir und meiner Eheliebstin mit ergebenster Hochachtung allezeit bin Ew. Hochedelgebohren, Meines Hochgeehrtesten Herrn Professoris gehorsamster Diener Th. Ad. Wieland." — Der Brief ist nicht nur als eines der sehr wenigen Dokumente, die wir von Wielands Vater besitzen, beachtenswert, sondern auch als Spiegel dessen, was Wieland in uns verlorenen Briefen an seine Eltern über sein Verhältnis zu Bodmer gemeldet hatte.

Ich kehre zurück zum Jahre 1752. Am 18. Oktober schreibt Wieland an Bodmer, Ausgewählte Briefe 1, 120 (hier fälschlich vom 16. datiert); Z. 5 von unten fehlt der Satz: „Meine eigene Verdienste könnten mir so viel nicht erwerben." S. 121, Z. 3 lies: „leben" statt „haben". Zum Schlusse stehen noch allgemeine Lobsprüche auf Bodmer, und die Mitteilung, er hoffe, den Tag seiner Ankunft noch melden zu können. Billeter und alle andern empfehlen sich. Schinz sei das redlichste Herz. — Bodmer an Heß, 19. Oktober: gestern habe er von Wieland Nachricht erhalten, daß Doris [S. Gutermann] nach Biberach gekommen sei. — Bodmer an Zellweger, 19. Oktober: „Wieland ist noch nicht hier, aber er wird izt wohl auf dem Landgute unsers Freundes [Billeter] unweit Andelfingen seyn. Ich hoffe er werde mir seyn, was Lamech von seinem neugebohrnen Noa erwartete. Er wird mir auch die Verachtung der Gleime und Rammler ersetzen." Diese hätten doch nichts Episches gemacht und er habe die „Sündflut" vollendet, woran die anakreontischen und epikureischen Liederdichter ihr Ärgernis finden würden. Herr Meister sei mit dem „Noah" sehr zufrieden. „Wenn man etwas gutes gemacht hat, darf man nichts schlechters machen . . . Sonst müßten uns unsere besten und geschiktesten Freunde es sagen, wenn wir abnehmen. Wieland soll es mir sagen. Ich werde ihn à demi mot verstehn. Izt meine ich, es sey noch nicht an dem." — Zellweger an Bodmer, 23. Oktober: gratuliert zur Ankunft Wielands. — Bodmers Tagebuch, 25. Oktober, herausgegeben von Baechtold in Jubiläumsschrift der Allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz 1891, S. 191:[1] Wielands Ankunft in Zürich.

[1] Ich las im schwer leserlichen Manuskript: „In derselben Woch kam Major von Kleist" statt Baechtolds: „In denselben Wochen war" ꝛc; ich würde meiner

Geßner an Schultheß, 28. Oktober, Wölfflin, S. 157 f. Sulzer an Bodmer, 9. November: „Was ist denn Wielands Frühling für ein Gedicht? Hier weiß niemand das geringste davon.“ — 11. November, Körte, S. 191 ff. — Bodmer an Zellweger, 12. November, Zehnder, S. 689 undatiert. Zwischen Absatz 1 und 2 fehlt im Druck: „Er ist nicht allein zu uns abgereiset, sondern auch bey uns angekommen.“ Drei Zeilen weiter las ich: „venerabler“ statt „veritabler“; vorletzte Zeile „unsocratisch“ statt „neu-Socratisch“. Am Schluß heißt es: „Argste. Er lachet dazwischen wie eine Brettigauer. Das ists, was ich mit aller meiner Gefälligkeit an ihm erzogen habe. Indessen haben diese Herrn, Wielanden noch nicht gesehen; theils aus Abneigung, wegen des Gedichtes von der Würde — theils weil ich mich ziemlich deutlich habe vernehmen lassen, Wieland wäre nicht für sie nach Zürich gekommen. Wieland hat auch nicht das geringste Verlangen sie zu sehen, er verachtet sie herzlich. Es ist nicht die geringste Gefahr, daß sie ihn auf ihre Seite brächten, wenn sie ihn gleich so obsediren könnten, wie den Poeten der Messiade. — Er liget mir stark an, daß ich meinen Philocles [Zellweger] bereden sollte, künftigen Frühling zu mir zu kommen, nicht nach Zürich, sondern zu Wieland und Bodmer. Wären wir diese Mühe von ihm nicht werth, und wäre die Zusammenkunft solcher drey Männer nicht allen andern Geschäften und Anschlägen vorzuziehen? — Er ist im Abschreiben der Abhandlung vom Noah begriffen, die wir dann hier unter die Presse legen werden. Er hat große Werke im Kopfe, nicht nur poetische, die Menschen zu Gott und zur Tugend zu führen; es fehlt ihm nur daß er kein Fürst ist.“ . . . Bodmer an Heß, 19. November, Zehnder, S. 511. Da nach diesem Briefe Wieland Heß schon persönlich kannte, wie in der Ode „Klagen und Beruhigung“ vorauszusetzen ist (Herrigs Archiv 66, 72), da außerdem diese Ode Breitinger noch nicht nennt, wie auch Bodmers Brief vom 12. November noch nicht von einem Verhältnisse beider spricht — erst in dem vom 19. November heißt es, Wieland stehe bei Breitinger in Gunst — so fällt sie jedenfalls in die ersten Wochen von Wielands Züricher Aufenthalt; vgl. oben S. 80. Bodmer an Zellweger, 20. November: „Mit meinem Wieland bin ich schlechterdings zufrieden. Sie haben eben so wol Ursache mit ihm zufrieden zu seyn. An dem Orte seiner Abhandlung vom Noah, wo des Philocles gedacht wird, sagt er etwas recht erbauliches von ihnen. Er hat ein ungemeines Verlangen sie zu sehen. Ich gebe die Hoffnung nicht verlohren, daß sie uns künftigen Frühling besuchen werden.“ — Kleist an Gleim,

Lesung kein Gewicht beilegen, wenn nicht Geßner am 28. Oktober von Kleists Anwesenheit in Zürich berichtete; danach ist Sauer, E. von Kleists Werke 1, XXXIII zu berichtigen.

22. November, Sauer, Kleists Werke 2, 212. — Ramler an Gleim, 23. November (Mitteilung Schüddekopfs): „Haben Sie noch nicht die Ehre eingeerndtet, die ihnen im Antiovid angethan ist? Ich mag ihnen die Stellen nicht hersetzen, ohngeachtet ich sie schon ausgeschrieben habe, Lesen sie das ganze Gedicht und sagen mir ob es ihnen so gut gefällt, als eines unter den übrigen neuern. Damit ich doch mein Wort halte, ihnen die Blumen des deutschen Witzes zu schicken, so lege ich noch Erzählungen bey, deren Verfasser sie errathen sollen, wenn sie ihn nicht schon wissen." Bodmer an Heß, 27. November: Wieland gehe nicht mit den jüngeren, sondern mit Breitinger und Heidegger[1] um: er wolle noch diese Woche ein philosophisches Gedicht (doch wohl das „Räthsel",[2] Herrigs Archiv 66, 74) zu arbeiten anfangen, wovon er Bodmer nichts näheres entdeckt habe: er gehe nicht leicht vom Lesen zum Schreiben über, aber wenn er einmal die Feder ergriffen habe, so gehe es mit Adlersflügeln und Adlersstärke. — Gleim an Ramler, 4. Dezember (Mitteilung Schüddekopfs): „Für die Blume des deutschen Witzes danke ich ihnen sehr, ob ich gleich sie schon in Halle, und Helmstädt gepflückt hatte. Wie solte ich den Verfasser der Erzählungen, (die ihnen gefallen müssen das sage ich ihnen, mein lieber Criticus) wie solte ich den nicht kennen? Er ist mein Götze [! Johann Nicol. Götz!], dem ich demohngeachtet noch nicht geschrieben habe. Aber wer hat den Antiovid gemacht? Sie solten ihn in der Correctur gehabt haben, so könte er recht schön seyn. H. Wieland der Verfasser des Lobgesangs auf die Liebe arbeitet an einer Critik des Noah —." — Bodmer an Heß, 5. Dezember: „Itzt arbeitet Wieland an dem geheimen poetischen Werke von philosophischem Inhalt wovon ich nichts zu sehen bekomme bis es vollendet ist. Er scheint mühsamer zu arbeiten als wir von ihm glaubten. Wenn dieses tiefsinnige Werk vollendet ist, und es scheint nicht so bald vollendet zu werden, wird [?] er den Hermann nicht nur umschmelzen sondern ganz verändern.[3] Bei dieser Arbeit wird er mich dann zum Vertrauten machen. Die Ramlern verursachen durch ihren Kaltsinn an seinen Erzählungen und Anti-Ovid bey mir eine Verachtung ihrer Einsichten." — Bodmer an

[1] Johann Conrad Heidegger, nachmals Bürgermeister in Zürich.

[2] Allerdings ist dies Gedicht, das 1755 als prosaisches Fragment „Betrachtungen über den Menschen" abgebrochen wurde, erst für Ende 1753 sicher bezeugt.

[3] Das war wohl mehr Bodmers Wunsch, als Wielands Entschluß; vgl. Göttinger gelehrte Anzeigen 1896, S. 497. In den Poetischen Schriften 1762, 1, 303 merkt Wieland an: „Der Verfasser arbeitete damals an einem Heldengedichte, wovon Arminius der Held war. Einige Monate darauf erschien der Hermann des Hrn. von Schönaichs; und um kein Nebenbuler eines so grossen Mannes zu werden, verbrannte man den Arminius." Ist an dieser ironischen Äußerung etwas wahr, so hat Wieland die Entwürfe zu seinem „Hermann" verbrannt.

Zellweger, 7. Dezember, Zehnder, S. 362 ff. — Klopstock an Bodmer, 12. Dezember, Hirzel, Wieland und Künzli, S. 234. — Sulzer an Gleim, 12. Dezember: „Über Wielands Besuch hat er [Bodmer] wie ein Kind sich gefreut. Er scheinet recht nach seinem Herzen gebildet zu seyn. Wieland ist allerdings Verfasser von den Erzählungen und ganz gewiß nicht Götze, was auch immer ihre Logic dagegen einwenden mag" (Halberstadter Archiv). — Künzli an Bodmer, 15. Dezember, Hirzel, S. 51. Vgl. Göttinger gelehrte Anzeigen 1896, S. 474. — Sulzer an Bodmer, 19. Dezember: Bodmer hätte Wielands Vorhaben, eine Kritik des Noah zu schreiben, nicht bekannt machen sollen, volle Anonymität hätte mehr Wirkung gemacht. — Bodmer an Heß, 23. Dezember: Wieland ist bei Heß; die Tage würden lange für Heß bis ins kleinste in erhabener, festlicher Erinnerung bleiben. — Bodmer an Zellweger, 31. Dezember: „Die Abhandlung vom Noah hat noch immer auf Papier gewartet. Izt wird sie in die Drukerey kommen. Der Verleger des Noah, ein Mensch von 22 Jahren [S. Geßner] hat unter dem Titel der Nacht ein anacreontisches Trink- und Liebesstück publiciert, von seiner eignen façon in Prosa und doch in poetischem Stylo, nicht sehr moralisch und gleichsam zur Verspottung der noachischen Poesie und Denkart. Das ist die Frucht von meinen und Wielands Bemühungen . . . Hr. Wieland arbeitet nicht so impetuos als wir ehmals glaubten; aber desto besser. Er grüßt sie höflich." —

Solche Übersicht, wie ich sie hier für anderthalb Jahre vorgelegt habe, scheint mir eine wünschenswerte Sache für alle unsere großen Schriftsteller zu sein. Sie bietet das Authentische, das Objektive, das auch neben jeder verarbeitenden und immer subjektiv gefärbten Darstellung seinen selbständigen Wert fort und fort besitzt. Natürlich müßte sie in durchsichtiger Druckanordnung geboten, die gedruckten Stücke in kurzen Regesten mitgeteilt, reichlichere Erläuterungen beigefügt werden, was ich der nötigen Kürze wegen hier unterließ.

Sollte ich den allgemeinen Inhalt dieses synchronistischen Verzeichnisses ausheben, so möchte ich ihn so zusammenfassen: Wieland wirbt um Bodmers Gunst; geschmeichelt wendet sie dieser zu, erkennt scharf, daß Wieland mehr Wissen besitze als Klopstock, stellt ihn nach Beratung mit seinen Freunden auf Probe und wird durch seine Antworten wie durch das Gefallen an den in überraschender Zahl und Verschiedenheit andringenden Dichtungen bestimmt, ihn zu sich einzuladen; dazu lockte es ihn von Anfang an, obwohl er sich den warnenden Freunden gegenüber so stellt, als ob er von Wieland gedrängt werde. Wieland seinerseits mußte allerdings eine Einladung nach Zürich wünschen; er hatte eine Brautschaft, die von beiden

Vätern mehr geduldet als gebilligt war; er hatte kein Brotstudium und nicht die Selbstbeschränkung, eines ernstlich zu betreiben; Philosophie und Poesie, die allein ihn beschäftigten, versprachen dem Vater nicht die sichere Zukunft, auf die sein Sohn bei den knappen Mitteln des Hauses zusteuern sollte; zudem fand Wielands poetischer Geschmack weder in Tübingen noch zu Hause Beifall. Da war es denn angezeigt, sich die Zustimmung zweier Professoren zu verschaffen, Meiers in Halle, auf welchen Ort der Vater von seiner Studienzeit am meisten hielt, Bodmers im Süden, mit dem sich der Sohn theoretisch eins wußte. Vielleicht schlummerte auch in der Einbildung die Absicht, durch jenen etwa zu einer Professur in Norddeutschland zu gelangen oder durch diesen gleich Klopstock emporgehoben zu werden: aus Bodmers Haus an den Kopenhagener Hof. Schlimmerenfalls konnte mit Hilfe der Züricher Freunde leichter eine Lehrstelle gefunden werden als von Tübingen oder Biberach aus; und eine solche, am Gymnasium oder in privatem Dienst gedacht, seit die Anlehnung an Meier zu keinem Briefverkehr geführt hatte, schien Wieland noch der erträglichste Broterwerb, jedenfalls war er der einzige, zu dem er einigermaßen vorbereitet war. Wieland verfolgte, wie ich glaube, zuvörderst den Zweck, sich über seine poetische Leistungsfähigkeit Urteile zu verschaffen, denn es lüstete den Anfänger nach Beifall und es drängte ihn, in seiner Verlassenheit zusagenden Gedankenaustausch zu finden; praktische Absichten mögen nebenher und dunkel bestanden haben. Er zwang sich zu einem historischen Epos, das nicht in seiner Neigung lag; er meinte, und wie der Erfolg zeigt, mit Recht, dadurch Bodmer sicherer gewinnen zu können, der einen Epiker, keinen Lehrdichter aufgerufen hatte; mit dem Eindruck auf Bodmer hatte das Bruchstück seinen Zweck erfüllt, er dachte nicht daran, es zu vollenden. Auch an den Briefen, mit denen er sich einführt, war ein Stückchen Gefallsucht; sie stecken voll neu zusammengeraffter Gelehrsamkeit; es ist das aber der Fehler aller unreifen Lernenden und zudem war ja ein Teil der Briefe als Zuschrift für den Druck bestimmt, den wohl nur das Aufhören des „Crito“ mit dem Jahre 1751 verhindert hat. Als dann Bodmer, aufgehetzt von seinen Freunden, die nach dem Erlebnis mit Klopstock nichts mehr fürchteten als Verliebtheit, Vorstellungen gegen Wielands leidenschaftliche Liebesausdrücke erhob, wich Wieland nur zögernd davor zurück, offenbar nur zum kleineren Teile von der Autorität eines Bodmer überzeugt, daß Küssen vom Übel sei, mehr darauf bedacht, bei den vielen gemeinsamen Ansichten über Poesie, um dieser bräutlichen Ergüsse willen den Gönner nicht zu verlieren. Übrigens war Bodmer selbst damals duldsamer darin als einzelne seiner Freunde, besonders der Pfarrer Heß, der ihn zu solcher Prüderie drängte; zu jener Zeit hat er Gleim und Verwandte nicht wegen ihrer Liebes-

tändelei abgelehnt, sondern wegen des Kaltsinnes gegen seine Werke einen Bruch in Aussicht genommen. Diesen Kaltsinn teilte Wieland nicht, er bewunderte wirklich Bodmers Werke und schrieb die rühmende „Abhandlung vom Noah“ gewiß nicht nur als captatio benevolentiae, sondern in ehrlicher Überzeugung. Und wenn er aus der Sphäre der „Natur der Dinge“, des „Frühlings“, des „Anti-Ovid“ in die realere Welt der Patriarchaden eintrat, so war das für ihn kein Schaden; er hat sich, wie „Cidli“ beweist, noch seelisch genug darin bewegt, mehr Klopstockisch als Bodmerisch. Freilich wurde er zunächst vom Wege seiner Tübinger „Erzählungen“ abgedrängt, und damit von der Bahn, die recht eigentlich für ihn offen lag; aber schließlich war doch Bodmer, dessen Erzählungen ihn dahin geführt hatten, auch wieder sein Führer für Späteres, was so recht in Wielands Natur lag: denn, wie Baechtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz, S. 621, zutreffend bemerkt, das abenteuerliche und mittelalterliche Epos, das romantische, ist von Bodmer angeregt und – in seiner Art – vorgebildet. Wenn man alles erwägt, so traf Wieland in Bodmers Haus an, was er erwartet und was ihm taugte. Seine Kenntnis der klassischen Litteratur wird überprüft, der Kampf für Vergil gegen Bodmers Homer-Neigung ist dafür symptomatisch; als Übersetzer klassischer Autoren wie Bodmer hat sich Wieland damals und bis zum Tode bethätigt. Wielands Sprachenkenntnis wird übers Englische ausgedehnt und so die Shakespeare-Bearbeitung, als litterarhistorische Parallele zu Bodmers Milton könnte man sagen, vorbereitet: schon im „Noah“ hat Bodmer Shakespearisches verwendet. Wielands Philosophie wird aus der Spekulation ins Soziale gelenkt, wie denn der Sinn für Politik, den Wieland später so glänzend bewährte, erst in der Schweiz bei ihm erweckt wird; und auch in der Geschichtskenntnis war Bodmer sein Führer. Daß Wieland für seine historisch politischen Schriften gerne die Form des Gespräches, auch die des Elysiumsgespräches wie Bodmer verwendete, sei nebenher bemerkt. Von ihm und noch mehr von Künzli wurde Wieland auch für seinen praktischen Erzieherberuf vorbereitet, und es bleibt zu untersuchen, wie weit Sulzer-Künzlis Pädagogik auf seine pädagogischen Schriften gewirkt hat. Endlich aber, und es war nicht das Geringste, wurde Wielands Erwartung von Bodmers Gönnerschaft auch darin erfüllt, daß er der litterarischen Welt bekannt gemacht wurde; daß Hagedorn, der in Wieland doch Blut von seinem Blute spüren mochte, durch Bodmer für Wieland interessiert ward, mag diesen besonders befriedigt haben; breitete Bodmer den Ruf seines neuen Schützlings brieflich aus, so that es Künzli, wie wir aus Hirzels Buch über Wieland und Künzli erfahren, mündlich auf seiner großen Reise. Auch daß Wieland in Bodmers Gesellschaft die

schon vor der Übersiedelung nach Zürich aufgesammelte Verachtung für Gottsched und die seinen aussprechen konnte, war ihm gewiß mehr Erleichterung als Zwang. So war nach innen und nach außen Wielands Einzug in Bodmers Haus seinen Neigungen, seinem Talent gemäß und seiner Ausbildung förderlich. Einzelne Differenzen fallen dabei zunächst nicht ins Gewicht.

Es ist bekannt, wie enge das Zusammenleben und Zusammenarbeiten zwischen Bodmer und Wieland in der Zeit, da sie unter einem Dache wohnten, und noch darüber hinaus war. Bodmer wünschte Wielands Urteil über seine Schriften, Wieland betrachtete sie als Muster der Theorie genau. Noch in Tübingen hat er die Abhandlung über den Noah begonnen. In Zürich schrieb er Briefe über Bodmers episches Gedicht Joseph und Zulika, die 1754 hinter Bodmers Joseph-Tragödien gedruckt erschienen. Er hat aber über dasselbe Werkchen noch ein Urteil aufgesetzt, das, von seiner Hand geschrieben, sich erhalten hat und hier mitgeteilt werden mag.

Zufällige Gedanken bey Durchlesung Josephs und Zulika. Obgleich Joseph einen Schuzgeist hat, so hat doch dieser bey der Versuchung Josephs weiter nichts zu thun, als zu hindern daß die Vernunft des weisen Jünglings durch keine gewaltthätige Begeistrung des Chemos verletzet und in ihrer Würkung gehemmet werde. Der Sieg der Keuschheit bey Joseph sollte der Sieg der Tugend d. i. der Vernunft seyn. Hätte der Engel Zimri die Vernunft oder die Tugend Josephs durch geheime Einflüsse erhöhet, so wäre der Sieg über Zulika nicht Josephs gewesen. Man kan also dem Dichter keinen billigen Einwurf daher machen, daß Joseph einen Schuzgeist hat, da Zulika hingegen verlassen ist. Josephs Schuzgeist überläßt ihn völlig seinen eigenen Kräften.

Zulika ist eine von Natur und aus Gründen der Vernunft und Ehre unschuldige Frau, die zugleich, ihrer Leibes und Gemüthsbeschaffenheit nach, der zärtlichsten Eindrücke und Empfindungen fähig ist. Ihre Religion ist die damals in Egypten herrschende, d. i. eine zwar noch nicht ganz verderbte aber doch schon mit falschen Zusätzen vermengte Theologie. Mann setzte unter den Einzigen obersten Gott, gewisse Unter Gottheiten, Dämonen, Halbgötter, z. E. große Helden, Verstorbene Könige, Erfinder nüzlicher Entdeckungen und Künste. — Es ist den unlautern Begriffen vom höchsten Gotte, welchen aber Zulika als eine Aegyptierin gar wohl Plazzgeben darf, zuzuschreiben, daß sie sich von Thermutis bereden lässet, dieses Unendlich über die Menschen erhöhete Wesen, kenne die Schwäche der armen Sterblichen so wohl, daß es keine strenge Tugend von Ihnen verlangen köne, und ihnen vergebe, wenn sie nur ihre Fehler mit anderweitigen Tugenden ersetzen. Mann irrt sich wenn man glaubt Zulika mache in ihrer Rede an Joseph zu Anfang des zweyten Gesanges den höchsten Gott zum Ursächer ihres Übels; das fliest gar nicht unmittelbar aus den Versen

> Zweiffelsfrey waren in meiner Brust empfindliche Saiten
> Heimlich von Gott gespannt und gemacht nothwendig zu klingen
> Wenn sie die Schönheit berührte, die auf dein Angesicht leuchtet.
> [Joseph und Zulika, Zürich 1753, S. 30.]

Man kan dieses mit Grund der Wahrheit von Zulika sagen. Sie durfte auch Joseph gar wohl lieben. Aber daß sie sich von unartigen Begierden überwältigen ließ und diese Liebe auf eine thierische Art genießen wollte, das war ihr eigner und

des Chemos Fehler und sie schreibt dieses mit keinem Ausdruk Gott zu. Thermutis sagt zwar zu Ende des fünften Buchs[1]) ihre Liebe komme von der Isis, und sie soll deswegen dem Gott still halten, der ihr in die Brust die Neigung gelegt habe; es wird aber unter diesem Gott niemand anders als Isis verstanden. Es ist bekannt daß die Griechen und Lateiner auch Göttinnen zu weilen θεους geheissen, wie ich, wenn es nötig wäre, mit Exempeln beweisen könnte. (2) Man thut dem Dichter Unrecht, wenn man meynt, er gebe Zulika dem Chemos gleichsam Preiß. Zulika giebt dem unartigen Teufel selbst Gewallt über sich, indem sie eine Liebe in ihr Herz einschleichen läßet und sie sogar darinn nähret, welche um der besorglichen Folgen willen, schon in ihren noch unschuldig scheinenden Anfängen lasterhaft war. Wäre Zulika so tugendhaft wie Joseph, so würde ihr Chemos nichts anhaben können noch dürfen. Zulika ist nichts weniger als rein. Sie heget anfangs eine sträfliche Neigung die ihr so süß war, indem sie vor sich selber zu verbergen sucht worauf diese wohl endlich hinauslauffen werde. Sie öfnet den Tröstungen der falschen Thermutis ihr Herz alzuwillig,

> Isis verführende Reden, die Zulikens Neigung liebkoßten
> Fanden den Weg gebähnt in ihren kränklichen Busen. [S. 28.]

Und da endlich Chemos so kühn wurde, ihre Einbildungen und Begierden unmittelbar zu entflammen, so sagt sie — doch hat mein Taumel was süßes

> Mich beschwert die Vernunft, mein Irthum ist mir gefällig. [S. 39.]

Hiedurch nimmt sie an den Begierden, die Chemos ihr einhaucht, Theil und macht sie sich eigen.

Indeßen ist doch gewiß daß dem Chemos diesesmal mehr über Zulika erlaubt worden, als er vielleicht hätte thun dürfen, wenn die Absicht der Vorsicht und des Seraph Simris nicht gewesen wäre die Tugend Josephs auf die äusserste Probe zu setzen. Das ganz besondere Schikſal, das Josephs Leben einrichtete, ist auch in dieser Begebenheit sichtbar. Simri erlaubet dem Chemos den Joseph durch die stärkste Versuchungen von aussen, die er finden könnte, auf die Probe zu stellen. Chemos freuet sich demnach da er in der schönen und von allen Seiten liebenswürdigen (eben auch für einen Joseph liebenswürdigen) Zulika schon die Anfänge einer sinnlichen Liebe findet, die er dann sorgfältig anfachet. Er giebt ihr in der Gestalt der Thermutis und Isis verführerische Sophistische und doch scheinbare Palliatifs für ihre Neigung welche von so schönen Lippen desto stärker auf Joseph würken sollten. Er kleidet sie mit dem unwiderstehlichen Gürtel der Venus, und da diß alles so wenig als die schändlichen Zumuthungen der Myris nichts bey der Heldentugend des Jünglings ausrichtet, ja Zulika selbst von der göttlichen Stärke seiner weisen Reden auf eine Zeitlang zurükgetrieben und einigermassen beruhiget worden, so konnte Chemos nichts mehr versuchen als die Zulika so zu mißhandeln daß Joseph dadurch zum Mitleiden bewegt würde. Denn Mitleiden ist oft zu Liebe und Liebe zu Sinnlichkeit geworden. Dieses that er damals als Myris den Joseph beredte mit seiner Laute den bösen Dämon, dessen Besitz von Zulika ihnen nun in die Augen fiel, zu vertreiben. Der Erfolg zeiget daß es dem bösen Gesellen auch mit diesem Anschlag mißlungen; indem Joseph immer in seiner gesezten Faßung blieb, und da er die Saiten zu rühren und zu singen begann, selbst die so sehr glühende Zulika besänftigte und der guten Seele in ihr auf half. Der verzweiffelnde Teuffel wuste also kein Mittel mehr, als Gewalt zu brauchen; dieses war sein lezter Versuch; welches aber die Vorsicht weder in Absicht der Zulika, noch des Josephs, erlauben konnte, daher Simri den scheußlichen Geist verjagen mußte.

[1]) Welches Quellenwerk ist damit gemeint? Der Roman „Joseph“?

Wie über die eigenen Werke, so besprachen sich die Freunde über neue Erscheinungen des Büchermarktes. Auch nach dem Sommer 1754, in dem Wieland Bodmers Haus verlassen hat, sendete Bodmer ihm Bücher zu. Wenn Wieland wegen seiner Unterrichtspflichten nicht die Zeit fand zu mündlicher Aussprache, wurde ein Stadtbrief an den alten Freund geschickt, wie er es ja auch that, wenn ihm ein Thema zu heikel zum Besprechen war.[1]) Unter diesen Briefen ist ein undatierter (er muß zwischen den Sommer 1754 und 1758 fallen), der Wielands Meinung über ein ihm gesandtes neues Buch folgendermaßen ausspricht:

„Nachts 10. Uhr. Mein theurester Herr und Freund, Die Gedanken, die Sie mir gütigst zugeschikt haben, sind mir sehr angenehm gewesen. Wenn ihr Urheber, wie ich gerne mir einbilde ein novus homo ist, So haben wir einen gesund und schön denkenden Scribenten mehr in Deutschland. Ich habe sie ein paarmal durchgangen: manchmal dünken sie mich so auszusehen, als ob sie nur in einer Seele haben entstehen können, die sich selbst erzogen hat und durch keine Schulmethoden ihre Gedanken an einen gezwungnen Gang hat gewöhnen müssen; aber ich finde doch auch wieder andre kleine Züge, die einen Gelehrten von Profession und einen jungen Menschen verrathen, Dem sei wie ihm will, so dünken es mich allemal Gedanken eines nicht gemeinen Geistes. Ich fordre von dergleichen pensées detachées daß sie, wenn es allgemeine Sätze und Maximen sind, fruchtbar und mit vielen andern Gedanken imprägnirt seyen, und wenn es Observationen sind, daß sie neu seyen und etwas sagen, damit sie nicht auf leere concetti hinauslauffen." ... Die meisten der Gedanken seien dem Inhalte nach nicht neu, aber dem Vortrag nach. Der zweite sehr gewöhnliche Satz habe glückliche Applikation auf Salomo ... Es seien auch falsche darunter. Zweimal habe sich der Witz des Autors an Sokrates versündigt. „Einmal da er die Ironien des Sokrates und die Demuth Christi gegen einander abwiegt, welches eben so ist als wenn ich sagte, diese Tragödie ist ein besseres Stück als diese Comödie, vorausgesezt daß jede in ihrer Art gut wäre. Die Ironie des Sokrates ist an den Orten wo er sie anbringt, vollkommen am rechten Ort und thut ihren Effect besser als irgend eine andre Art der Vorstellung hätte thun können. — Die andre Versündigung an meinem alten Freund ist auf der 24 Seite begangen worden. Das Sophisma ist klar, es stekt im Wort meiden.

[1]) So schrieb Wieland etwa Juni 1757: Er schäme sich, daß er so spät zwei schon ziemlich alte Schulden erstatte. Er schickt 20 fl., die ihm Bodmer vor ungefähr drei Jahren, da er wegen seiner neuen Beschäftigung dessen Haus zu verlassen im Begriffe gewesen, geliehen habe, und noch eine ungenannte Summe für den Plutarque der Dacier, den er im vorigen Jahre von Bodmer erhalten habe.

In der allgemeinen Maxime, ‚man soll auch den Schein der Laster meiden' braucht es der Autor statt fliehen. In der Application auf den Socrates braucht er es für vermeiden oder entfliehen" .... „In dem Gedanken wo Diderot getadelt wird, pag. 25. wird der Mathematik zu viel eingeräumt. Homer, Sokrates, Xenophon, Pindar, Demosthenes, Thucydides und Plato selbst sind gar nicht durch die Mathematik was sie sind. Ein gleiches von den Lateinern ꝛc. Die wahre Philosophie, *επιστημη του καλουκαγαθου*, hat nichts mit dem Cirkel zu thun" .... „Das Beste wäre, wenn diese Gedanken, welche leicht zu übertreffen sind, Sie veranlaßten uns eine kleine Sammlung der Ihrigen auf diese Art zu schenken, wodurch sie uns nach dem Satz ‚Andern Wissenschaften mittheilen heist seine Seele mit ihm theilen' ungemein verbinden würden. Ich selbst habe schon oft und viel den Einfall gehabt etwas solches zu thun, aber die liebe Procrastination hat gemacht daß man mir zuvorgekommen ist. Ich habe mich zu mir selbst verschlossen, um zu arbeiten." Wenn Bodmer zu Breitinger gehe, möge er's ihn wissen lassen. Er habe Heideggers Meßkatalog gelesen und 95 Predigtbücher und über 50 Romanzen gezählt. „Alles wimmelt von Dunsen, die sich schon auf der Stirne ihrer Bücher ankünden." Diese Auslassung ist interessant auch ohne daß man den Bezug kennt. Bodmer bemerkt auf das Blatt: „Ewalds Gedanken", aber auch mit diesem Namen ist mir nicht geholfen, da ich nicht weiß, ob Ewalds Singgedichte den Untertitel Gedanken tragen, und Wielands Worte auf ein prosaisches Werk zu deuten scheinen. —

In dieser brieflichen Kritik gebärdet sich Wieland wie ein genauer Kenner der griechischen Litteratur. Er hat sich in der That in Zürich stark mit ihr beschäftigt, und zwar, wie es scheint, unter Breitingers Aufsicht. Ich kenne in des verstorbenen Johannes Crüger Abschriften zwei Briefe Wielands an diesen, die diesen Schluß nahe legen. Sie sind undatiert, müssen aber der Form nach in die Züricher Zeit gehören. Ich rücke sie hier ein, auch als Zeugnisse des respektvollen Tones, den Wieland gegen Breitinger anschlägt:

Hochwürdiger Herr Theuerster Freund ich danke ihnen ehrerbietigst für Ihre gütige Mühewaltung mit Abschreibung der Platonischen Stelle, obgleich diese liebreiche Gefälligkeit nur Eine von unzähligen Freundschaftsbezeugungen ist, deren jede mich, ob Sie mich gleich an sie gewöhnt haben, zur lebendigsten Erkenntlichkeit rührt. Doch ich werde wohl das meiste von diesen werthen Empfindungen in meinem Hertzen verschlossen behalten müssen — ich habe diese Stelle Platon's mit Bedacht gelesen, ich sorge aber daß ich sie nicht völlig verstehe, vielleicht weil ich mit der concisete der attischen Mundart noch nicht bekannt genug bin. Ich sehe wohl daß ich meiner freyen Übersetzung einen andern tour hätte geben können; doch glaube ich daß ich überhaupt den Sinn des Philosophen getroffen habe. Belieben Sie mich hierüber zu belehren. Ihre Verbesserung dünkt mich zum Verstand unentbehrlich.

Ob ich aber in meiner paraphrase eben dieses Satzes, den Plato recht ausgedrukt, ist eine Frage. Ihr verbundenster und ganz ergebner Wieland.

Hochwürdiger Herr, Hochzuverehrender Herr und Freund, Ew. Hochwürden erhalten hier die verlangte Übersetzung der Apologie des Sokrates. Ich sende Sie Ihnen, mehr als einen kleinen Beweis wie angenehm mir Ihre Befehle sind, als für etwas das Ihrer Erwartung nur einigermaßen gemäß sey. Denn dazu habe ich nicht Zeit genug darauf verwenden können. Länger aufschieben aber wollte ichs auch nicht, (sonderlich wegen meiner bevorstehenden Reise nach Meilen,) damit ich nicht gegründeten Anlaß gäbe, zu vermuthen, als ob es mir nicht ein Vergnügen sey, Ihre Wünsche aufs bäldeste zu erfüllen. Ich habe hier und da in meinem Original Schwierigkeiten gefunden; sonderlich habe ich die εφη ειπειν, φαναι αυτον u. dergl. nicht recht aus einandersetzen können. Überhaupt merke ich in meiner Übersetzung allenthalben die Nachläßigkeiten einer fliegenden Feder, welche ich bey meiner Zurückkunft zu verbessern suchen werde. Ich hoffe alsdann Dero Urtheil mündlich zu vernehmen, und meine Fehler aus Ihrer Übersetzung kennen und verbessern zu lernen. Ich bin mit der völligsten Ergebenheit, Ew. Hochwürden Gehorsamster und verbundenster Diener Wieland. P. S. Hiebei kommen einige Bücher, die Sie mir anzuvertrauen die Gütigkeit gehabt, mit gröstem Dank zurück. Ich habe sonst keines finden können, das Ihnen angehöre; sollte aber noch etwas zurückgeblieben seyn, so bitte, nur so gütig zu seyn und es mir anzuzeigen.

Es folgt dann noch die Stelle, die Hirzel, Wieland und Künzli S. 163, Anmerkung mitgeteilt hat, und danach der Satz: „Meine zärtlichste Begrüßung an Hrn. P. Bodmer."

Außer mit Plato hat sich Wieland aber auch mit Pindar beschäftigt. Zeugnis dafür sind die geistlichen Oden, in denen er seine Metren nachzuahmen versuchte. Am 12. September 1753 war sein Hymnus auf die Kindheit Jesu in den Freymüthigen Nachrichten noch als hexametrische Dichtung angekündigt worden. Zu Weihnachten des Jahres erschien er als Ode auf die Geburt des Erlösers (handschriftlich in Bodmers Nachlaß erhalten) in pindarischer Form. Damals also ging Wieland zur musikalischen geistlichen Poesie über, er glaubte damit etwas Komponierbares zu schaffen. Ostern 1754 folgte die Auferstehungsode in gleichem Geschmack. Beide sind in Strophe, Antistrophe, Epodos geteilt, die sich mehrfach wiederholen. Zu dieser Einrichtung stimmt das Fragment einer geistlichen Ode zu ihnen, das sich in Wielands Handschrift erhalten hat, wenn auch das Maß der Verse keinem der beiden andern gleich ist. Es drängt sich die Vermutung auf, daß das Bruchstück einer Pfingstode angehöre; wenn die erhaltenen Strophen keinen bestimmten Bezug darauf nehmen, so ist das kein Beweis dagegen; denn auch die andern Oden sind streckenweise allgemein gehalten. Eher spricht gegen die Vermutung der Umstand, daß in die Ode auf die Auferstehung das Pfingstfest schon einbezogen ist. Als Vorstufe zu den gedruckten Oden oder als Überarbeitung ist das Fragment nicht erkennbar. Auch mit einer Ode auf Urania, die Wieland in jenen Jahren plante, in der die biblische

Poesie verteidigt werden sollte, kann es nicht in Verbindung gebracht werden. Dagegen ist noch ein Anderes zu erwägen. Am 12. Juli 1756 sendet Wieland nämlich an Zimmermann ein Anekdoton, wohl die „Hymne", die er zurück erbittet und die er am 12. September als Geheimnis der Freundschaft bezeichnet. Ausgewählte Briefe 1, 202 f., 219 f. Sollte die Ode damit identisch sein? Beachtenswert ist, daß Wieland auch im Oktober 1756 mit Pindar beschäftigt ist: Bodmer an Schinz, 15. Oktober: „Hr. Wieland arbeitet seit etlichen Tagen an der Übersetzung der 2. Ode des Pindars im 1. Buch, und der 1. Ode desselben im 2. Buch." Derselbe an Heß vom gleichen Tage: Wieland arbeite an der Übersetzung von Pindar-Oden. (In diese Zeit mag der Traum fallen, den Wieland in Gesprächen erwähnt: Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen 1, 157. 262.) Ist ihm dazu von außen die Anregung gekommen, da er am 15. Dezember schreibt, er müsse für einen andern eine Pindar-Übersetzung beurteilen? Ausgewählte Briefe 1, 232; und steht dies hinwider mit dem Plane in Verbindung, von dem Geßner am 18. Juni 1757 schreibt (Körte, Briefe der Schweizer, S. 290, vgl. Ausgewählte Briefe 1, 250), also mit Steinbrüchels Pindar-Übersetzung? Wieland war ja diesem befreundet. Ich glaube nicht, daß diese neue Pindar-Beschäftigung Wieland auf das Gebiet der geistlichen Ode zurückgelockt hat, nachdem er inzwischen hexametrische Form für solche Ergüsse gewählt hatte. Ich glaube, daß das Bruchstück ins Jahr 1754 gehört. Es ist nur ein Blatt $8^0$ zweiseitig beschrieben davon erhalten; offenbar der Rest einer fertigen oder doch vollständigeren Dichtung. Verloren ist jedenfalls Strophe, Antistrophe und Epodos 1, Strophe 2, Antistrophe 2 zur ersten Hälfte, und alles, was nach den ersten Zeilen der 4. Strophe noch folgte. Das Erhaltene lautet:

Schnell, wie ein Winter sinket,
Wird einst die Zeit in ihr Grab
Sinken, und gleich den Wangen der Jugend
Blühn die Sonnen hinweg.

Epodos II.

Du aber bleibst und unsre Ewigkeiten
Sind Augenblicke vor Dir.
Was sind wir, dorten der flatternde Wurm
Und ich, und am Thron der dienende Cherub?
Du blikst uns an,
Da sind wir und segnen das Leben,
Du zürnst, da beben wir, der Cherub erlischet,
Ich und der Wurm zerfließen in Staub.
Gleich fern von dir ist der feurige Flügel
Des schnellen Dämons und diseits der Sonne
Der menschliche Blick.

Strophe III.

Du bist in allen Reichen des Raumes,
Zwar unbegrenzet vom Himmel der Himmel,
Doch in den siedenden Triften des Meers,
Wie unter den Lampen des himmlischen Lichtes.
Du bekränzest den Frühling
Und umgürtest die Flur.
Glüht nicht ein dämmernder Funke
Vom Lichte, das um dich her
Lodert in jener Rose? Verehre
Diesen Funken in ihr.

Antistrophe III.

Mein Geist! erkenn in jedem Geschöpf
Die gegenwärtige sichtbare Gottheit?
Sie hat die ewigen Säulen von Schnee,
Die Reyhen der stolzen crystallenen Berge,
Die den Himmel dort stützen,
Sich zu Ehren erbaut.
Höre den rufenden Schöpfer
In jedem süßen Gefühl,
Ehe des Donners eiserne Stimme
Aus Gewittern dir ruft.

Epodos III.

Gott breitet über jedes Reich des Lebens
Den Saum von seinem Gewand.
Er hört den stillen gehorsamen Fleiß
Der regen Natur, er höret von ferne
Den leisen Tritt
Von jedem entstehnden Gedanken.
Erzittre, Sünder! du verbirgst dich vergeblich
Tief in die Nacht; versteckest du dich
Vor ihm gleich unter die Flügel der Hölle!
Die Nacht selbst leuchtet dem göttlichen Auge,
Du sündigst vor ihm!

Strophe IV.

O! bebe, Mensch, und sündige nicht,
Nicht vor dem Antlitz des ewigen Richters!"

Mit diesen musikalischen Oden macht Wieland den ersten Versuch, sich aus Bodmers Stilart, wenn auch noch nicht aus seiner Auffassung, zu lösen. Freilich ist er danach auch wieder in seines Gönners und Freundes Ton zurückgefallen. Schließlich aber kennzeichnet sich die Emanzipation Wielands von Bodmer am Ende der Schweizer Zeit gerade dadurch, daß er der einen Stilrichtung überdrüssig ward, es ablehnte, nur Hexametrist zu sein, und zu der höheren Einsicht durchdrang, es gebe keine allein gültige Schreibart,

sondern nur einen subjektiven Stil. Er hat sich darüber im Mai des Jahres 1759 mit voller Deutlichkeit ausgesprochen (Ausgewählte Briefe 2, 3). Und auf Grund dieser Erkenntnis, zu der später noch die Feinfühligkeit für das Anpassen des Stiles an den jeweiligen Stoff trat, gelangte er zur Entfaltung seiner persönlichen poetischen Gestaltungskraft.

# Nachlese zu Bürger.

## I.

Von Carl Schüddekopf in Weimar.

Zu der Jubiläumsgabe, mit der Euphorion an Bürgers hundertjährigem Todestage uns beschenkt hat (1, 309), kann ich hier, Dank der unermüdlichen Güte von Rudolf Brockhaus und dem freundlichen Entgegenkommen Bernhard Suphans, einen nicht unerheblichen Nachtrag liefern. Auch von diesen Briefen, soweit sie an Bürgers Verleger und Freund Dieterich gerichtet sind, gilt freilich August Sauers Urteil, daß sie nicht unverkürzt das Licht der Öffentlichkeit vertragen, ja sie sind vielleicht noch cynischer, als die bisher bekannt gewordenen. Von einem siebenstrophigen Gedichte läßt sich nicht einmal eine Zeile mitteilen, und auch in den zahmeren Briefen begegnen uns, zumal in den achtziger Jahren, manche unerquickliche Details über Geldverlegenheiten, Krankheit und andere Klagen; aber können wir diese Züge in Bürgers Bilde missen?

Mit diesem Rest der ehemals Hoffmeisterschen Sammlung ist der Briefwechsel Bürgers mit Dieterich keineswegs erschöpft; aus den Jahren 1785 bis 1791, in die Bürgers zweite Gedichtsammlung fällt, ist bisher nur der eine Brief vom 11. April 1787 (Euphorion 1, 330) bekannt. Ein weiterer Brief an Dieterich, den mein Vater seiner Zeit von Bohtz für Mitarbeit an der einbändigen Ausgabe von 1835 geschenkt erhielt, ließ sich leider nicht auffinden. Den unten folgenden Brief Nr. 3 habe ich bereits in einem Privatdruck zur Einweihung des Göttinger Bürgerdenkmals am 29. Juni 1895 bekannt gemacht, zugleich mit einem Stammbucheintrage Bürgers vom 30. September 1765 aus Halle und einer Äußerung Lichtenbergs an Heyne über Bürgers Begräbnis vom 14. Juni 1794. Ich muß darauf zurückkommen, da ich die eben erwähnte Strophe: „Mein Vetter schüttet Geld in Hut“ mit Doppelrefrain, wenn auch nicht

ohne Bedenken, Bürger zugeschrieben habe; sie stammt jedoch, wie Michael Bernays mich gütigst belehrt, von Weiße und steht als letzte Strophe des „Zweifels“ in seinen kleinen lyrischen Gedichten 1772, 1, 79 (vgl. Euphorion, 3, 251).

A. Bürger an Boie.

[Anfang April 1772.]

Diener liebwehrter HErr Boie!

Warum sind Sie denn gerade diesen Abend nicht zu Hause? Ich bin wieder gekommen und bey Ihnen gewesen. Ich muß nothwendig, wenn es mündlich nicht möglich ist, mich noch schrifftlich heut mit Ihnen unterreden. Demnahe bin ich nun mehr Amtmann. Ich habe den sämtlichen HE. v. Usl.[ar] von neuem Cour machen müssen. Sie sind itzt alle für mich eingenommen; und es ärgert sie selbst, daß sie sich so weit mit Oppermann verquackelt. Doch haben sie nun den Ausweg beliebt, daß uns beyden Actenstücke zu Relationen cum votis vorgelegt und beyderseitige Ausarbeitungen von hiesiger Juristenfacultät beschnuobert und beurtheilt werden sollen. Der beste soll Amtmann seyn. Scheut sich Opperm. hiervor und nimmt so seinen Abtritt, so ist die Stelle auf diesen Fall gleichfalls mein. Nun hören Sie was weiter vorgegangen! Liste hat ein Schreiben an den Opperm., worinn ihm dieses vorgestellt wird, abgefaßt, dieses ist so beschaffen, daß Opperm. ein Ochse seyn muß, wenn er die Probe antritt. Das wird er morgen erhalten. Wie wenn er nun aber wirklich ein Ochse wäre? Ey nun! ich lebe auch da der guten Hoffnung, ihn aus dem Sattel zu heben. Aber es wäre doch bey allen dem gut, wenn er sich so verbliffen (!) ließe, daß er den ganzen Handel lieber von selbst aufgäbe. Dies dächt' ich wäre so zu bewerckstelligen. Sie, mein liebster Boie, der Sie nun schon so manches in dieser Sache gethan, werden auch dieses noch thun, was ich Ihnen itzt sagen will. Halten Sie Morgen, so bald als möglich, mit Backhaus — allenfalls auch mit Ruhländer — eine Conferenz und unterrichten Sie erstern, wie er seinen Schwager „den Bürgemeister Meyenberg berede, daß er dem Opperm. rathe, von seinem „Gesuch lieber abzulaßen; indem die HE. von Uslar so nunmehr auf meiner Seite „wären, daß man nur Gelegenheit suchte seiner loß zu werden, wie er auch aus „dem an ihn ergangenen Briefe leicht ersehen würde. Gesetzt er wolle auch den „Wettlauf wagen, so sey ich ein so starker Läufer, daß er vermuthlich hinten bleiben „würde. Und überdem wären ja die Schiedesrichter, weil sie mir schon so herrliche „Zeugnisse ertheilt, auf meiner Seite. Daß es also auf alle Fälle vermuthlich schief „für ihn gehen würde; und er mithin besser thäte, wenn er eine vornehme Miene „machte und der Stelle bey dHE. v. Uslar entsagte.

Dieses, mein l. Boie, richten Sie ja recht schön aus. Backhausen wird meine Rechnung gewiß spornen, den Meyenberg zu bereden. Sie können ihm allenfals das Maul wässerig machen daß er alsdenn aufs geschwindeste bezahlt werden würde. Ruhlender ist auch ein guter Freund von Meyenberg. Der wird eben das thun.

Ja morgen keine Zeit versäumt! Von Gelliehausen aus läst man Sie grüßen. Wie stehts mit Aemilia Galotti?

Gute Nacht!

An HErrn Boie

Bürger

Dieser Brief, ein Quartbogen mit Siegel (Schöpfbrunnen), in Goethes Autographensammlung befindlich, bezieht sich auf Bürgers Bewerbung um die Gerichtshalterstelle von Altengleichen, die ihm

durch seinen Konkurrenten Christoph Friedrich Oppermann († 1782 als Senator in Göttingen) erschwert wurde, und gehört in den Anfang April 1772, als Nr. 24a bei Strodtmann 1, 43. — Über den Traiteur Johann Hermann Rühlender und den Kaufmann Paul Ludwig Backhausen, die bei dem Obersten Adam Henrich von Uslar für Bürger vorläufige Kaution leisteten, vgl. Strodtmann 1, 49.

In derselben Sammlung, deren Entstehung und Bestand einmal eine ausführlichere Beschreibung verdiente als Loeper und Fischer von Röslerstamm geben konnten, finden sich zwei weitere Handschriften Bürgers. Zunächst das Original des enthusiastischen Briefes an Boie über den Götz, vom 8. Juli 1773, den Strodtmann 1, 129 nach einer Abschrift aus Boies Nachlasse abgedruckt hat, mit folgenden wichtigeren Abweichungen: S. 129, Z. 7 von unten: entdecken?| verdanken? Z. 2 von unten: nach „evenement" folgt „(conf. Herder!)", 130, Z. 1 beseelt, 7 nach „nicht" folgt „alle", 12 es| er, 14 wenns noch, 16 leimernem, 17 göttliche Ehre, 28 seinen, 32 ihre. — Sodann auf der ersten Seite eines Quartbogens die sieben ersten Strophen von „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain" in frühester Fassung, wichtig dadurch, daß auf die zweite Strophe hier die beiden letzten der endgültigen Gestalt (Vers 181—190) folgen; sonstige Abweichungen: Vers 4 zuerst „Da rasselt und flattert und sträubet" (korr. in „sträubt"), V. 184 „Blikt hol und düster ein Schädel auf's Grab", 13 „jung und", 15 „wünschten sie herzlich", 18 „in Thal", 21 „Da lebte der Ritter", 22 „In Reichthum, Gesundheit und Freude", 23 „Jungferlein", 24 „Ihm".

## B. Bürger an Dieterich.

### 1.

W.[öllmershausen] d. 13. Septbr. 1777.

P. P.

Hier, mein lieber Alter, erhalten Sie Ihre TapetenProben wieder. Die Wahl hat wirklich viel Qual gemacht. Man hat endlich so gar zum Loose schreiten müssen, weil wirklich viel hübsche Muster drunter sind. Da hat denn das Looß die beyden, welche mit einem NB. von Röthel gezeichnet sind, betroffen. Wollten Sie mir nun nach beygehenden ProMemoria davon verschaffen, so würde mir ein großer Gefallen geschehen, und sollte die Auslage dafür entweder praenumerando oder postnumerando, wie Sie befehlen, mit Dank allemal bereit seyn.

Die Erfindung der Kupferstiche ist mir nicht entfallen. Aber ich habe diese Woche viel Plackereyen gehabt; auch bin ich einige Tage so schändlich krank gewesen, daß ich mit Ehren zu melden ein Clystier nehmen müssen. Betet ja, mein lieber Verleger, daß der Himmel Euren Autor nicht vor Ostern hohlt. Denn alsdenn würde uns der Hund noch mehr — — —, als wenn ich um einige Tage mit Erfindung der Kupferstiche später aufgezogen käme.

Aber im Ernst, Ihr sollt die Ideen gewiß noch vor Michaëlis haben. Aber halt! das Epigram von Käſtnern muß ich erſt ſehen. Daß Ihrs nur mit dieſen Bothen herausſchickt, oder Dieſer und Jener „ „ „ „

Aber Du alter Sündenbock, war es Dir nicht genug meine Unſchuld zu liederlicher LebensArt zu verführen? Willſt Du nun gar meine Frau auch — — —? Wart! Wart! Was Du an meiner Frau ausübeſt, Das ſoll von mir an Deiner Frau und Deinen Töchtern gedoppelt und dreyfach vergolten werden.

Hört einmal, mein lieber Dietrich, die Anzeigen ſind nicht knapp genug beſchnitten. Sie nehmen zu großen Plaz im Briefe ein. Boie wollte noch 100 Stück haben; hat er die bekommen? Wo nicht, ſo ſchickt ſie ihm noch. Er meldet mir, daß er ſchon 30 Subscribenten hat, ohne ſich noch die geringſte Mühe gegeben zu haben.[1]) — Kurz, Alter, Du wirſt durch mich ein glücklicher Menſch. Denn 10000 Subſcr. kriegen wir zum allerwenigſten; und von dem was über Zehntauſend iſt, ſollſt du mir auch nicht ein Blättchen mehr abgeben. Alles das für dich allein! Siehſtdu wie gut ichs meine!!!

Meine Frau läſt ſchönſtens grüſſen. Und ſagt, Sie möchten bald heraus kommen und hier vorläufig einmal bey ihr ſchlafen.

Sind wir nicht heilloſes Volk unter einander? Welch ein verfluchtes Sodomitiſches und Gomorriſches Leben. An allem iſt der liederliche Dietrich Schuld. Der Bürger war ſonſt ſo fromm! Nun adio! Freünd. Sagt mir doch, wennehr es zur Meſſe geht? Ich bin mit Leib und Seele Der Eurige

GAB.

Apropos! Eüre Frau und Töchter zerküſſe ich dermaßen in Gedanken, daß ſie Cetermordio ſchreyen ſollten, wenn nur ein Viertheil dieſer Küſſe wirklich und körperlich an ihnen exequirt würde. Ich habe heüt einen verflucht langen und ſtachlichen Bart.

## 2.

W.[öllmershauſen] den 2ten März 1778.

Ihr ſeyd ein ſchnurriger Patron. Wo habt Ihr denn die Augen gehabt, als Ihr meinen neülichen Brief laſet? Ich will ja kein baares Geld haben. Nur Bürgſchaft! Bürgſchafft! Das iſt verdolmetſchet: Wenn Bürger bey der Curatel zu Schelm wird, ſo will ich alsdenn für den Schelm bis auf 1000 rl. hoch bezalen. — Da parlirt nun der alte — — — ein langes und breites von Geldborgen, als wenn ich baar Geld haben wolte. Das tönte ich nicht einmal brauchen, wenn Ihrs mir auch da auf den Tiſch zähltet, außer etwa in L'hombre zu verſpielen Der Bürge muß aber hier im Lande mit Immobilien angeſeſſen ſeyn. Doch wie geſagt — Ihr ſeyd in dieſem Puncte ein - - — - , wie ich. Ich habe nun noch an eine Thür geklopft, und wenns da auch nichts iſt, ſo mag der Bettel tanz laufen, wie er will. —

Alleweile wollen wir mal ein Wörtchen von der Autorſchaft reden. Liebſter HerzensDietrich, es iſt die höchſte Zeit mit dem Druck *wenigſtens anzufangen*. Müſt Ihr nothwendig erſt die Vignetten haben, ſo muß wahrhaftig mit der nächſten Poſt Chodowiecky angeregt werden. Wär es nicht genug, wenn wir wenigſtens einſtweilen *eine* Platte nur zur Probe hätten um die Größe des leer zu laßenden Raums darnach zu beſtimmen? Denn ſie werden ja doch wohl alle von einer Größe ſeyn. Die Kupferplatten brauchen wir ja ſogleich noch nicht. Ich fürchte, wenn wir noch länger warten, ſo komt Ihr hernach mit der Hezpeitſche hinter mich, daß ich alles über Hals und Kopf machen muß. Dann aber wird leicht die

[1]) Vgl. Strodtmann 2, 123.

Herlichkeit verhandelt werden. Wist[1]) Ihr denn wohl, daß ich nunmehr schon an Subscribenten beynahe 1200 voll für gewiß rechnen kann? Versteht sich die Eürigen mit dazu gezählt. Darunter prangen Durchlauchten und Erlauchten und Excellenzen u. s. w. daß es eine Lust ist. Ich habe wieder ein paar neüe Gedichte gemacht, die sich an Händen und Füßen gewaschen haben. Nun sorgt Ihr nur auch für Eüren Theil, sonderlich für den Punkt des Papiers! Ich — — — mich von unten bis oben, wenn es in solchen Puncten am Ende einen Pfuidichan! sezte, da wir in der Anzeige so stattliche Promessen ausgeprahlt haben. Die Hunde auf der Straße würden den Autor mit samt dem Verleger — — —. —

Das ist mir mal wieder ein rares Stückchen Brief! Um Gotteswillen! lieber Dietrich, ihr last doch wohl Eüre Leüte im Laden meine Briefe nicht aufbrechen? Nun wahrhaftig! die würden mich für einen artigen Schweinepelz halten. Um des Himmelswillen! zerreist sie gleich, wenn Ihr sie gelesen habet. Ich werde künftig keinen Nahmen mehr drunterschreiben, oder mich allenfals Hosius Pomposius nennen. Daß Ihr sie Eüre Töchter nicht lesen last, dafür kann ich wohl sicher seyn. Eüre Christel aber kann sie wohl lesen; denn die darf schon ein Wörtchen mitsprechen.

— — — Der Himmel spahre Euch gesund mit Weib und Kind! Ewig der Eürige

Hosius Pomposius

3.

W.[öllmershausen] d. 16ten März 1778.

Kund und zu wissen sei hier mit, daß der liebe Gott gestern Vormittags netto um 10 Uhr uns beiderseits Eltern mit einem gesunden wohlgestalten — was denn nur? — ach! — mit einem — ach! — Töchterlein[2]) erfreuet hat. Ich dachte: freilich wäre mirs lieb, wenn du ein Loth Fleisch mehr zwischen den Beinen hättest, indessen, da es nicht anders hat seyn sollen, so bist du mir, weil du doch sonst so hübsch bist, auch ohne dies Loth Fleisch willkommen. Meine Frau befindet sich noch ziemlich schwach. Aus dieser Ursache begreift Ihr leicht, lieber Dietr., daß ich diese Woche schwehrlich persönl. über kommen kann; indessen werd' ich längstens bis Donnerstag zu den 3 ersten Bogen Mipt senden. Es wird während dem Druck wohl fast ein eigner Bote hin und her patroulliren müssen. Aber Du Tausend sa sa! Nun schickst du dich nur auf 1500 Auflage? Du bist nicht wehrt, daß du einen Dreck profitirst, weil du dir selbst den Profit durch deinen Unglauben und Mismuth — — —. Mir wird nachgerade bange; daß der Subscr. mehr als 1500 werden. Alsdann sizt Mazpumpe da, wenn nicht einmal die Subscr. befriedigt werden können, zu geschweigen nachherige Käufer. Ich weis zwar nicht wieviel Subscribenten Ihr habt; und ob Ihr mehr als ein Duzend habt; aber ich und Boie haben nun nach gezogenem Calcul 1100 auf dem Papier; und so wahr ich lebe! es sind noch so viel in gewisser oder höchstwahrscheinlicher Erwartung, daß mir angst und bange wird. Von Münster aus, weis ich, kommen noch an 60, von Behm habt Ihr selbst gehört, daß er an 70 habe; In Gottingen haben noch gar manche, kleinere Listen, wovon Ihr noch nichts wist. Ich rathe euch, daß ihr mir für die Subscr. Exemplare genug schaft, sie mögen herkommen, woher sie wollen. Die übrigen Debit extra habt Ihr, wenn er — — — ist, Euch allein — — —. Denn daran ist keine Minute Zweifel, daß Ihr die Auflage wenigstens 2000 stark getrost machen köntet. Also, Signor, nur nicht gesagt, daß der Autor Ihm die Schmalzfedern auszieht. Ich wuste wohl, was für ein lieblicher Wind für mich im

[1]) Die folgenden vier Sätze schon bei Strodtmann 2, 239.

[2]) Marianne Friederike. Ein Brief Bürgers an Boie von demselben Tage bei Strodtmann 2, 251.

Publikum wehte; aber wenn ich mir das merken lies, so lachte mich mein lieber Dietrich aus und glaubte nicht dran. Nun wird er für seinen Kleinmuth gestraft, von Rechts wegen.

Ists mir irgend möglich, so komme ich diese Woche noch zu Ausgang und zerzause Ihm die Perükke, fresse Seine Schildkröten und Austern auf; küsse Sein Weib und seine Töchter und pp

beharre

de tout mon coeur

GAB.

Ich wolte, daß das Bad der Wiedergeburt erst abgethan wäre.

## 4.

W.[öllmershausen] den 10. Apr. 1778.

O du verwegenster und frevelhaftester Salva venia unter der Sonnen! Harre! Harre! Ich bin recht aufgelegt heüte, dich zu kuranzen. Meine Galle ist noch in voller Bewegung. Denn so eben habe ich Mann und Frau ins Hundeloch stecken lassen, wo sie sich wieder vertragen sollen. — Kom mir nur heraus! du solst auch hinein und die Lästerungen gegen deinen erhabnen Autor bei Wasser und Brod büssen. — Was? Wir — — — die Welt mit Dem, was schon tausendmal gelesen wäre? Sieh, du unwissender Verleger, wie schlecht du in deinen eignen VerlagsArtikuln belesen bist. In den bisherigen Bogen sind schon über zehn nagelneüe Stücke, die sich gewaschen haben; und die Alten an vielen Orten mit frischen glänzenden Firnis überzogen worden. Und wie despectirlich sprichst du das Wortlein Tausend aus! Meinst du daß die Welt genug haben werde, wenn meine Herrlichkeiten auch millionenmal gelesen worden sind? Nach zehntausend Jahren werden meine Werke noch zehntausend Verleger an Kutschen und Pferde verhelfen.

Was, du verwegener Spötter, ich hätte auf jedes Dörfchen Collecteürs gesezt? Einen alten — — —! Der Ruhm Deines Autors blühet dergestalt in allen Landen und auf allen Meeren, selbst oben in dem Monde, daß von selbst sich alles Schaarenweise, meiner Anmut und Weisheit zuzuhören, um mich her dränget. Der Mann im Monde, wird gewis unaufgefodert auch noch eine Liste senden.

Was, du alter Hosentrompeter, du hättest den Kupfereinfall, worauf du so dick und breit thust, zuerst gehabt? — Ich sage Dir aber, daß ich schon im Mutterleibe und schon in dem — — — und den Lenden meines Vaters den Einfal gehabt habe. Deine Vermessenheit, du tolkühner Verleger, steigt vollends aufs höchste und verdient ganz gelinde mit der ewigen Verdamnis bestraft zu werden, wenn du meinst, daß du das Auge und Herz allein kizelst. Bous dies! Christeln magst du wol vor Jahren gekizelt haben, wiewol du nunmehro dazu auch zu ohnmächtig bist. Du magst mir ja wol kizeln! Bist des alten Kizlers Sohn. Versuch es doch einmal aus deinen AlmanachsArchiv den schönen — — — auf schönes weißes Schreibpapier, mit schönen Druck, mit Kupfern von Chodowiecky geziert, auf das herlichste herauszugeben und sieh zu, wie viel Herzen und Augen du kizeln wirst. Die — — wirst du damit kizeln, — — — !!! Wenn dein unsterblicher Autor dein Papier und deine Lettern nicht mit Geist beseelte, so würd' es dir — — — ergehen.

Kom nur mit deiner neüen Karbatsche! Du solst nach dem Loche der Hunde damit gepeitscht werden. Hab' ich die KupferIdeen nicht früh genug hergegeben? Unterdessen hätte Chodow. 100 Platten verfertigen können. Was kann ich dafür, daß er so spät erst an die Arbeit geht?

Wenn der Text hübsch betrügerisch gesezt wird, so machst du ja den Betrug mit. Denn der Hehler ist so gut, wie der Stehler. Aber was wilst du mit dem betrügrisch? Sind etwa die Werke des Geistes nach der Elle auszumessen und zu

schäzen? Jedes Wort meiner unsterblichen Werke ist seinen baaren Reichsthaler werth. Ey seht doch mal! Du möchtest wohl gern, wie Herr Weygand, für den Bogen einen Ducaten gegeben und dann alles, das ganze Mspt mit Haut und Haar, auf zwei Bogen gepreßt haben? Das ist Eure Weise, Ihr Raubvögel! Wart, ich wil dir das betrügerisch anstreichen, daß die Haare dir um die Perücke stieben sollen. O hätt' ich dich! Wie wolt ich dich! —

Wie gern möcht' ich dir noch mehr von meinem Eifer in die Perücke speyen! Aber Geduld! Ich werde dich bald coram unter meine Zunge kriegen. Dann soll meine Oration zwei Stunden lang werden. Indessen solst du doch schon dies Briefleim nicht aus Fenster stecken. Solst nicht einmal das Herz haben, ihn Christeln vorzulesen, du alter Schwachmatieus, du — — —, mit Nahmen und jezt in der That, du Hosius, du Pomposius! Du: saß hintern Ofen und schlief! Du: hatte sich das Hemd verbrant! Du: sah mans Perspectiv! Du! Du! Du! Du! — daß ich nur alles in eins zusammen fasse — Du Tausendsasa! Da! hast du deinen Sentenz, daß du auf ein Weilchen genug hast.

Mspt kan ich heüte noch nicht mitschicken. Ich bin gestern Abend erst spät zu Hause gekommen und heüt hab' ich Gerichtstag. Ist doch noch zu dem J. und K Bogen Vorrath da. Zeit genug, wenn Morgen was komt. Nur nicht drüber räsonirt!

Nicht gemuckst! Sondern dem Autor hübsch den Fus geküst! Ich wil dich Mores lehren, du Tausendsasa!

Adio! Ich beharre

Dein

unsterblicher Autor

Verleger Geissel.

Vergiß nicht, drey Louisd'or mitzubringen. Der Herr kan sich auf Montag Vormittag bericheeren. Nachmittag hoffe ich nicht mehr auf ihn und gehe aus. Er kan auch des Nachts bei mir in meinem Bette schlafen, — — —.

## 5.

Wöllmersshausen, den 5ten Mai 1778.

Gott weis! was das mit dem Titul heist. Er gefält mir durchaus nicht, und so wahr der Herr lebt! ich weis nicht: warum nicht? Immer kömts mir vor, als gehörte er vor eine Charteke von schmierigem Druck, und keineswegs vor unser so lecker gedrucktes Werklein. Es fehlt weiter nichts drauf, als der Holzschnitt, der über Philadelphias Avertissement[2]) stand. Das Wort Gedichte steht viel zu dick und ungeschlissen da. Das ist deücht mir die rechte Schrift auf ♯ Mein Namen hat auf keinem einzigen Blatte nach meinem Bedünken die rechte Schrift. Liebster Dietrich, thut mir den Gefallen und fragt Lichtenberg. Was der sagt, das soll gelten.

Von den vier lezten Kupfern bin ich herzlich schlecht erbauet. — — —. Pfui dich an! An den beiden elendesten, Signor, seyd Ihr selber Schuld. Denn die solten Vignetten werden. Als ganze Blätter nehmen sie sich überhaupt albern aus. Hättet Ihrs nur bei 6 St. gelassen. Es war genug. — Aber zum Henker! warum gehts denn so langsam? Ich dachte jezt alle Stunden eine neüe Revision zu bekommen. Adio!

[1]) Ein zweiter Brief von demselben Tage bei Strodtmann 2, 282. Er scheint auf diesen zu folgen und mit dem erwarteten Revisionsbogen hineingeschickt zu sein.

[2]) Gemeint ist Lichtenbergs berühmter „Anschlagzettel im Namen von Philadelphia" vom 7. Jänner 1777, vgl. Lichtenbergs vermischte Schriften² 3, 185.

6.

Mosje Podicius

Heüte könte ich nicht kommen, und wenn Ihr auch 100 Ldor für mich liegen hättet. So gehts, wenn man vorher tudert, so mus man hernach den — — — Tag und Nacht wieder anleimen. Indessen ist mirs lieb, Mosje, daß du die 20 Pistolen parat hast. Nach dir frage ich alleweile just so viel nicht. Ausser, wenn du sie bringen wilst, so wil ich doch auch von dir sagen, daß du ein Kerl bist, der seine 20 L. unter Brüdern wehrt ist. Na! Bursche, du solst hoch leben. Gieb acht, ob dir nicht bald eine Stimme vom Himmel zurufen wird: Dietrich! Dietrich! diese That, daß du dem Bürger, 20 Pistolen schaffest, sol dir, hol mich der Teüfel! nicht unbelohnt bleiben.

Aber zum Henker! auf Eürem Briefe steht Per Expressen den ich doch wol billig bezalen müste, und doch sehe ich keinen. Der Brief wird mir von Niedeck herunter geschickt.

Wil der Teüfel den Sprengel[1]) denn gar so bald holen? Sagt ihm er wäre und bliebe ein Hund aller Hunde, wenn er fortginge, ohne mich noch einmal zu sehen. Wenn eher reist er denn ab? Diese Woche kan ich nicht hinein kommen. Aber künftige Woche reise ich nach Wresbergholzen. Da können wir uns en passant sprechen.

Apropos! Bursche, alter SündenBock, was für ein feines Mädchen † † † meint er denn? Das Kindermädchen, oder die dicke Küchenmagd? Du kanst ja verdamt verblümt seyn, Bursche! Was für gewisse Ursachen sind es denn wol, die mirs zu Hause angenehmer machen? Du verblümter Galgenvogel! Ich verstehe deine Satanische Bosheit wol! Aber gesch — — — ist nicht gemalt, und 20 Pistolen geborget, ist nicht bezalt. —

Weil Er mir denn 20 Pistolen borgen wil, die ich diese Woche abholen lassen werde, so mus ich Ihm denn auch sagen, daß ich von dem diesjärigen Alm. bessere Hofnungen, als dem vorigen habe. Es sind schon ganz artige Sachen eingelaufen. Wenn Er mich nur mit seinen Invitationen jezt ungeschoren läst, daß ich alle meine Amtsgeschäfte auf die Seite arbeiten kan, so kan ich hernach desto bequemer über Seinen Musenich— — — auf den Sommer brüten. Versteht Er?

Für heüte schliesse ich mit dem Apostolischen Grusse: — ∠ —.

W.[öllmershausen] d. 22. März
1779.

N. S.

Sol ich denn meine Bücherrechnung gar nicht haben? — Wenn Er sie mir schenken wil, so verlange ich sie freilich nicht weiter. Wo aber nicht, so möchte ich denn doch wol vor meinem seel. Ende noch einmal wissen, was ich in der Welt alle schuldig wäre. Du Lausewenzel! meinst du ich hielte nicht Wort, wenn ich Dir auf Johannis die 20 L. wiederzugeben verspreche? Und wen ich Dir 10mal mehr honorariums-rechnungen dagegen machen könte, so würde ich — — —.

7.

W.[öllmershausen] den 25ten März 1779.

Mein scharmantes Geldmännchen

Laß nur die 20 Pistolen solange für mich liegen, bis ich künftige Woche selbst hinein komme. Hörst du? Verschleüdere sie aber unterdessen nicht wieder, sonst wird

[1]) Matthias Christian Sprengel (1746—1803) ging 1779 als Professor der Geschichte nach Halle, vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 35, 299.

der lezte Betrug ärger, als der erste. Biſt auch mein ſcharmantes Geldhähnchen; und ich bin

Dein

— — —hähnchen

GAB.

Die Fortſezung der alg. Deütſchen Bibliothek. —
Bücherrechnung pp

pp
p
p
p
p
p
p

8.

W.[öllmershauſen] d. 28. Mai 1779.

Du Verführer des Volks, beſonders der Weiber! Bleib mir mit den Geſchenken aus dem Hauſe! Du wirſt noch machen, daß meine Frau, wie Potifars Weib, hinter dir keüſchen Joſef herläuft und bettelt: — — —! Ich muß ſchon allerlei vorſpukende Reden vernehmen. Denn da iſt kein galanterer und ſcharmanterer Mann, als der Herr Dietrich. Alles wird an ihm gelobt. Seele und Leib, ob er ſchon graue Haare unter der Perükke trägt. O du Verführer! Mein einziger Troſt iſt nur noch, daß du ſo (pfuy [!] und züchtig biſt, ſonſt würde mir wirklich vor dir alten 60järigen Knaben noch bange werden.

Ich wil es wohl bleiben laſſen, alle die lieblichen Lobeserhebungen, Dankſagungen und Einladungen, die mir Madame aufträgt, hierher zuſchreiben. Die kan ſich der Herr ſelber abholen! —

Ich wil hoffen, daß du Tauſendſaſa Boien nicht allein herausreiſen laſſen wirſt. Mich verlangt von Herzen, dich einmal wieder ein biſſel zu zerzauſen. Es iſt ja wol Jahr und Tag, daß ich mein Gaudium mit dir nicht gehabt habe. Wenn ich abkommen könte, ſo würde ich in dieſer Woche ſchon gekommen ſeyn. Aber ich — — —[1])

Hat Eüch etwa Himburg von dem Oſſian was geſagt? Bei Gelegenheit, da ich ihm einige PränumerationsGelder auf den Gilblas zuſendete, horchte ich bei ihm ins Haus, da Ihr mir keine rechte Luſt zum Oſſian zu haben ſchienet. Er hat mir zwar directe kein Gebot gethan, weil er erſt die Foderung von mir erwarten wolte, allein ſo viel, dünkt mir, läſt ſich indirecte aus ſeinem Briefe leſen, daß er leicht ein Paar Ducaten für den Bogen gäbe. Siehſt du, alter Tauſendſaſa, du kriegſt mein Tage eher nicht Luſt, mich zu heüraten, als wenn du erſt ſiehſt, daß mich andre auch heüraten wollen. Na! wir wollen davon ſprechen. Geſezt, ein Andrer böte mir auch gerade zu einen Thaler mehr, ſo würde ich doch lieber bei dir alten Knabuni bleiben. Denn du biſt doch ein guter ehrlicher Kauz. Wie ich wieder zurük von meiner Reiſe kam, erſchrak ich, als ich hörte, daß Ihr verreiſet wäret, und dachte, nun würde mir der Hund die 20 Piſtolen, worauf ich gerechnet hatte, — — —. Aber ſiehe! Der alte Burſche war doch beſorgt um mich geweſen. Das hat mich ſehr gefreüet. Ich wolte nur, daß ich Eüch recht viel zu Gefallen thun könte.[2])

Adio! Der Bote eilt. Tauſend Grüſſe und Küſſe an die Eürigen! Komm doch, Alter, wenns möglich iſt, mit Boien heraus.

Meine Frau — ne! — nichts davon!

GAB.

— — —

[1]) Hier folgen die beiden erſten Abſätze bei Strodtmann 2, 356 f. S. 357, Z. 1 lies: unbeſchreiblich.

[2]) Hier folgen die beiden letzten Abſätze bei Strodtmann 2, 357.

## 9.

A.[ppenrode] d. 20. Jul. 1780.

Damit Er nur nicht länger spectakelt und brummet und griesgramet, so habe ich nur hier einstweilen eine kleine Ladung zusammen gemacht, damit der Anfang gemacht werden könne. Meine Absicht war, das ganze Mspt auf einmal abzuliefern: weil er aber die Zeit nicht abwarten will, so muß ich wol mit dem Rest noch zurückbleiben. Indessen soll er erfolgen, ehe man mit diesen fertig ist.

Je eher je lieber wünsche ich zu erfahren, wie viel Bogen das übersandte einnehmen wird, damit ich mich theils mit meinem übrigen darnach richte und ohne Not nicht zuviel mittelmäßiges aufnehme, theils auch von diesen noch eins und das andre zu rechter Zeit zurücknehmen könne. Wenn es angeht, so wünsche ich auch die Revision zu haben; wo nicht, so bitte ich nur, daß sie keinem andern, als HE Gaßpari vertrauet werde. Denn der ist der richtigste unter allen.

Zu dem holdseeligen Ziele, der Jüngling den ich liebe, das ich ja mit aufnehmen soll, weil es so sehr gefält, habe ich in der beliebten Manier des Verfassers einige Zusäze gemacht, die Euch und allen Eüren Mitkennern, denen alles — — —, gemalt heisset, nicht minder gefallen werden.

[Hier folgen sieben sechszeilige Strophen einer geradezu unflätigen Parodie auf ein unbekanntes Lied „Der Jüngling den ich liebe", das nicht im Musenalmanache steht und seinerseits wieder eine Nachahmung von Bürgers „Das Mädel, das ich meine" (Sauer S. 76, Berger S. 104) gewesen sein muß. Bekanntlich haben Bürger und Lichtenberg im Musenalmanach 1779, S. 12 eine andere Parodie „Die Hexe, die ich meine" veröffentlicht.]

Seht, passen der große Sattler, der große Kanonier, der große Kürschner, der große Gärtner, der große Schäfer, der große Beütler, der große Drechsler, nicht gar scharmant zu dem großen Färber, dem großen Juwelirer, dem großen Lackirer, Emaillemacher u. s. w. des beliebten und belobten Herrn Verfassers? —

Aber nun Scherz bei Seite! Das Stückchen hat ein Paar gute Strophen. Der gröste Theil aber ist abgeschmackt und lächerlich. Wenn es mit in den Alm. solte so müste ichs ganz umschmelzen, und ich habe bereits für dies Jahr so viel umgeschmolzen, daß ich's satt bin.

Adio! Zeigt doch die schönen Zusäze Lichtenbergen.

GAB.

## 10.

[1. Januar 1781?] [1]

[Auf S. 1 eine rohe Federzeichnung Bürgers: oben in Wolken „Himmel", aus dem eine „Stimme" herab spricht: „Hol mich der Teüfel, Dietrich, das soll dir nicht unvergolten bleiben. Du solst Titulär Vicelieber-Gott seyn und Köhler heiliger Vice-Gabriel." Unten auf der „Erde", mit Stockdegen, Wanderstab und einem Pack auf dem Rücken geht „Dietrich". Custos: „Verte."]

Schreibt mir, auf was für Conditionen Ihr die 100 rt. laßt, und ob ich für Euch oder einen andern Namen den Schein ausstellen soll? — Und NB. wenn

[1]) Der „an dem lieben Neujahrs- und meinem Geburtstage" (vgl. Strodtmann 4, 218) geschriebene Brief fällt nach der Erwähnung von „Tausend und eine Nacht" ins Jahr 1781, denn Bürger schreibt am 24. April 1781 über diese Verdeutschung an Dieterich (Strodtmann 3, 34): „Wars doch erst vorigen Winter, daß wir drauf kamen". Den undatierten Brief im Euphorion 1, 323 möchte ich aus demselben Grunde in den Juni 1781 setzen.

eher es wieder bezahlt werden muß? Denn ich werde nicht so eine Erzbestie seyn und Euch in der Klemme laßen, wenn diese Zeit komt, da wieder bezalt werden muß. Die 100 rt. sind mir demohngeachtet so lieb, als geschenkt. Ich war gestern zu einem Schmause. Es schmeckte mir aber weder Essen noch Trinken. Um 1 Uhr diese Nacht kamen wir erst zu Hause. Diesen Morgen, als an dem lieben Neujahrs- und meinem Geburtstage erwachte ich sehr — — — Mutes. Aber so bald ich erfuhr, daß Engel Gabriel Köhler gestern dagewesen wäre, sprang ich ohne Hose aus dem Bette und hüpfte wie ein junges Reh auf der Weide. Da besorgte ich denn gleich, daß die Stimme aus dem Himmel rufen muste, wie auf voriger Seite zu ersehen ist. Nun prosit das neüe Jahr! Nicht allein dieses, sondern auch noch viele folgende!

Und wer uns was zuwiderspricht
Dem — — — wir ins Angesicht
Und lachen noch dazu,
Und lachen noch dazu.

Nun, Knäbchen, solst du mal sehen, was für geseegneten Einfluß die 100 rt. auf Tausend und eine Nacht haben werden! Die poetische Ader fließt wieder so dick als die Leine.

Nun leb wohl, du König aller [Verleger][1], oder viel mehr aller Freünde, m[it allem][1] was an dir bummelt und bammelt!

GAB.

## 11.

A.[ppenrode] d. 5. März 1781.

Die Zeit her, mein guter Verleger, sah es um den wichtigsten Theil deines Autors sehr fatal aus; und wenn der kalte Brand dazu gekommen wäre, so wären die herlichen Werke, die noch hervorgebracht werden sollen, hingewesen und du hättest an die Landstraßen und Zaüne auswandern müssen, um einen andern so qualificirten Autor aufzutreiben. Stelle dir den Jammer vor! Alle vom 1ten Januar 1748 an begangene Sünden meines Madensacks brachen in einem ganz infamen Geschwür gerade über der Pulsader meiner rechten Hand hervor. In kurzem war meine Hand und Arm so dick, wie meine Lende, und ich konte die Hand nicht so viel rühren, um nur einen Buchstaben zu machen. Vorige Woche war die ärgste Marter Woche meines Lebens. Das Geschwür ist endlich aufgegangen und bald wird der Schade wieder heil seyn.

Wenn ich hätte schreiben können, so hätte ich Euch einliegenden Brief der Frau Philippine[2] schon eher communiciret. Ihr werdet Euch drüber gaudiren, daß ich so sehr ihr Geheimer Rath bin, dem so gar die Geheimnisse des Ehebettes anvertrauet werden, die außer ihr und ihrem lieben Eheherrn noch Niemand weiß. Das Lachen will ich Euch nicht wehren, aber ausplaudern müßt Ihrs denn doch nicht, daß ich euch den Brief gezeiget habe. Sie hat mir daneben eine ganze Ladung Avertissements wegen ihrer Gedichte geschickt, womit ich aber in meinem Appenrode nichts anzufangen weiß. Es überkomt eins zur Probe, wiewol ich vermuten kann, daß es euch bekant seyn werde, da es bei Euch gedruckt ist. Nun sagt mir, was ich der holden Seele auf ihre Fragen antworten soll? Wollt Ihr Euch auf gewisse Weise mit ihr abgeben, oder wollet Ihr sie samt Christophen, der in der Eile gleich,

[1] Abgerissen.

[2] Magdalene Philippine Engelhard, geb. Gatterer (1756—1831). Ihre „Gedichte, Zwote Sammlung" erschienen 1782 in Göttingen, vgl. Goedeke[2] 4, 417. Der oben erwähnte Brief an Bürger bei Strodtmann 3, 30.

ohne an weiter was zu denken, das Avertissement drucken laßen, ihrem eignen Schicksal überlaßen? Darüber gebt mir Nachricht. Wenn ich ihr melden werde, wie viel Chodowiecky für ein Blatt zu meinen Gedichten genommen, so fürchte ich, sie kriegt die Schürken[1] und es geht ihr mit der theüren Leibesfrucht unrichtig. Ich[2] solle doch denken, wenn Ihr Eüch ohngefehr auf die Form, wie mit mir, mit ihr einließet, daß es nicht mißlingen könte, da ihre Muse doch ziemlich viel Verehrer noch hat, wiewohl sie mehr haben würde, wenn sie nicht so ins Gelag hinein reimte. Es käme also drauf an, wie viel FreiExemplare für ihre Subscribenten Ihr ihr accordiren woltet? —

Ich habe auf der Post 333 rl. 8 ggl. liegen, weil ich die nun nicht gern blank und baar durch den Boten herausbringen laßen wolte, so bitte ich Eüch, selbige gegen einliegenden Schein abfodern zu laßen und mir, etwa in ein Paquet Bücher eingeschlagen, [zu schicken,] dazu könnt Ihr das Pferdebuch nehmen, welches vom Bereüter Koch aus dem englischen übersezt, wo ich nicht irre, in Eürem Verlage herausgekommen ist, welches ich, wenn es brauchbar für mich ist, behalten will.

Nun muß ich Eüch zu guter lezt noch einen Verdruß klagen, worüber ich schier das Gallenfieber hätte kriegen mögen. Am Sonnabend erhielt ich von Königl. und Churfürstl. Hochgröblichen PostAmt in Göttingen einen so ungezogenen groben Mahnbrief, als ich in meinem ganzen Leben noch keinen erhalten habe. Ich bezahle nehmlich mein Porto alle Jahre um Neüjahr aus. Seit 8 Jahren habe ich jedes Jahr längstens einige Wochen darnach, wenn das Jahr herum gewesen ist, meine Porto Rechnung berichtigt und den Postschlingeln ein Neüjahrsdouceur von 1 Duc. gegeben. Nur dies einzige und erste Jahr hat sich die Berichtigung seit Neujahr bis hieher verzogen; Weil mich der Teüfel noch nie so sehr, als seit einiger Zeit, mit verzögerten Einnahmen und auf den Hals geführten Ausgaben chicanirt hat. Selbst die jezt erst angekommenen 333 rl. 8 ggl. hätte ich schon vor 4 Monaten haben müssen. Dazu könt noch, daß ich im Betracht gewisser Hofnungen, die aber un erfüllt geblieben sind, für eine fremde Portoschuld caviret und um Neüjahr zu bezahlen versprochen habe. Nun war ich eben im Begriff meine eigne Portoschuld vom vorigen Jahre abzutragen, mich höflichst wegen des bisherigen Verzugs zu entschuldigen und wegen der fremden noch bis Monath Mai um Gedult zu bitten, als ich den PostKnecht- und pferdemäßigen Mahnbrief erhielt. Nunmehro kann es nichts helfen; Es muß der ganze Post [!] der zusammen 77 rl. 6 ggl. 7 H. C. M. beträgt in continenti bezahlet werden, worneben ich denn aber die PostSchlingel mit einem solchen Briefe regaliren werde, der verdienen soll in Verse gebracht und in den Alm. gedruckt zu werden. Allein incommodiren thut mich die Bezahlung, sonderlich des ganzen, ganz teüfelmäßig, indem ich diese Woche meinen ganzjährigen PachtTermin von 450 rl. praenumeriren muß, wozu ich auch das mit der Post angekommene Geld mit der grösten und ängstlichsten Ungedult erwartet habe. Denn eher wolte ich dem Satan selber, als meinem theüren HE. General v. U. nur einen Tag über die Zeit etwas schuldig bleiben, weil ich mir dann gewiß keine ruhige Stunde im Hause versprechen könte. — Aber wozu erzähle ich das meinem HErrn Verleger so lang und breit vor? Einestheils um mir das Herz zu erleichtern, anderntheils, weil es doch wohl seyn könte, daß er mir ohne seine große Incommodität zu Hülfe käme. Stehet Ihr nicht in Rechnungen mit der Post, aus denen Eüch baarer Überschuß heraus gebühret? Könnet Ihr nicht wenigstens einen Theil meiner Schuld übernehmen? Und wie viel etwa? Gebt mir doch davon nur ganz kurz Nachricht mit Ja oder Nein. Wo es Eüch nur im geringsten beschwerlich, oder mißfällig ist, so schlagt mirs getrost ab, ohne im geringsten unsre autorliche Ungnade zu besorgen. Denn ich müste der unverschämteste ungenügsamste Mensch seyn,

[1] Neuhochdeutsch: Schänerchen, ein Krankheitsanfall bei kleinen Kindern, vgl. Deutsches Wörterbuch 8, 2331.

[2] Der folgende Satz ungenau bei Strodtmann 3, 32.

wenn ich nicht an den mir schon so mancherlei bewiesenen Proben Eürer ächten Freundschafft mich begnügen wolte. Eher wolte ich, daß Ihr mir alle Laster, als Unverschämtheit oder Undankbarkeit gegen Eüch zutrautet. Wenn[1]) es auch manchmal scheinen solte, als ob ich mit autorlicher Impertinenz über deine Verleger-Perükke verführe und sie ein wenig zerzauste, so bitte ich dies für nichts anders, als un schuldigen Muthwillen zu halten. Im Grunde des Herzens bin ich doch nur alzu sehr dein de= und wehmütiger Autor; und ich glaube, weder Hölle noch Tod, weder Engel noch Fürstenthum, könte mich von dir holdseeligen Knaben scheiden.

Nun, lieber Knabe, sey nur nicht unwillig über meinen Antrag. Denn da es in der vollkommensten Willkühr deines Herzens beruhet, mir zu willfahren, oder mirs abzuschlagen, ohne daß weder Hund noch Hahn nach dem leztern krähen soll, so hoffe ich nicht, [dich?] durch meine Bitte in Verlegenheit zu sezen. Indessen wolte ich doch, daß ihr auf beide Fälle, bei Abholung des Geldes auf der Post sagen ließet, diese Woche noch würde ich, sowol den erhaltenen Brief beantworten, als meine Portoschuld berichtigen. Doch, was hinderts, daß ich dies nicht in 2 Zeilen selbst thue? —

So bald meine Hand wieder besser ist komme ich zu Eüch hinein, welches vielleicht noch diese Woche geschehen kann.

Lebwohl Alter! Grüße und Küsse von pp an pp

Ewig der Eürige

GABürger.

## 12.

A.[ppenrode] d. 3. Dec. 1781.

Es ist ganz unglaublich, mit was für Plackereien ich seit einiger Zeit um fangen gewesen bin. Es ist beinahe, als wolte mich das Schicksahl ermüden, um die ganze Pastete auf einmal zum T . . liegen zu laßen und davon zu gehen. Es nimmt auch gar kein Ende; kränklich und elend bin ich dazu.

Dein Vorschlag, einen Gehülfen zu mir zu nehmen, der noch Geld dazu geben will, ist daher so übel nicht, wenn ich nur wüste, ob es ein Kerl nach meinem Geschmak wäre. Auf den ersten Anblick läßt sich das nicht immer gleich beurtheilen; dennoch will ich sobald, als möglich persönlich zu dir hineinkommen. Außer dem ist noch ein Umstand. Vor künftigen Ostern kann ich ihn noch nicht füglich beherbergen. Mündlich von allem diesen ein mehreres. Den französischen MusenAlm. würdest du schon heüt wieder erhalten, wenn ich nicht noch gern verschiedene Stücke excerpiren laßen wollte, um sie künftiges Jahr deütsch gekleidet in den unsrigen zu verpflanzen. Ich habe diese Arbeit meiner Frau aufgetragen. Der Schwäbische MusenAlm. ist wahrhaftig nicht übel. Wenn Sprache, Versification und Ausdruck hin und wieder richtiger wären, so wüste ich nicht, ob ich ihn nicht allen unsern sächsischen, unser eignes liebes Söhnchen mit eingeschlossen, vorzöge. Der Schwickertsche ist hergegen wie gewöhnlich nicht viel wehrt.

Unsere Lockvögel fangen schon an Wirkung zu thun. Den[n] der Herr von Döring in Wolfenbüttel hat mir sehr verbindlich geantwortet und versprochen, sich gegen Ostern mit Beiträgen einzustellen.[2])

Die Dümontschen Bücher sollen, sobald ich einen Expressen Boten mit dem Korbe abfertigen kann, wieder zurückgesandt werden. HE. Dümont muß wirklich ein sehr vornehmer Mann seyn, daß er sich keine Ehre und Vergnügen draus machen kann, mir ein Buch zu leihen. Unumgänglich notwendigen und schleünigen Gebrauch kann ich mir doch bei ihm nicht denken. Mithin ist sein Brummen kindisch. Dies brauchst du ihm aber nicht gerade wiederzusagen.

[1]) Die beiden folgenden Sätze ungenau bei Strodtmann 3, 32.

[2]) Vgl. den Brief von Dörings bei Strodtmann 3, 65.

Wenn du den franz. M. Alm. nicht noch diese Woche entbehren kannst, so schreibs mir nur mit 2 Worten. Dann soll er morgen wieder zurück seyn. Dagegen hat denn aber auch das Excerpiren ein Ende.

So arg ist der Bauerndreck nicht, daß nicht mein Freund Dietrich auf einem seiner großmächtigen Hengste einen Ritt herausmachen könnte. Ich würde mich sehr freuen, den alten Knaben einmal hier zu sehen.

Halt! noch eins! Mein voriger Bedienter, Namens Johann Jürgen Lüers, oder vielmehr seine hübsche, rasche, junge Frau, die du kennest, hat mir gesagt, du würdest auf Ostern deinen Hackfeld mit allem Zubehör abschaffen. Dabei hat sie mich denn gebeten, sie und ihren Mann in Vorschlag zu bringen. Ich weiß nun zwar nicht, ob die Abdankung Hackfelds gewiß sey, und ob du nicht schon ein andres Subject engagirt hast. Indessen melde ich dirs, mit der Bitte, mir ein Paar Worte drauf zu antworten. Von dem Kerl kann ich so viel sagen, daß er grundehrlich und gutherzig sey. Das Weib ist, wie gesagt rasch, jung, hübsch et caetera, et caetera.

Ich glaube beide würden sich recht gut zu Aufwärterleüten in dein Haus schicken.

Meine Weibsleüte empfelen sich dir und allen deinigen von Herzen. Ich aber bin Zeitlebens

dein getreüer Br.

GBBürger.

## 13.

A.[ppenrode] d. 23. März 1782.

[1]) Hier, Freünd, ist ein Manuscript, wonach du doch immer so seüfzest, wenn dir es anders anständig ist, wovon du mich gleich benachrichtigen mußt. — Was denkst du dann zu wenden? — Mit dieser sonst unverschämten Frage würde ich dir nicht zu Leibe gehn, wenn mir nicht an einer gewissen Stelle, die du leicht errathen kannst, der Schuh ganz übermäßig drückte. Ich muß jezt meine Talente zu Gelde machen, wo ich nur weiß und kann; und bin in einem solchen Zuge, daß wenn es so fort geht, ich dir bald mit mehr Manuscript übern Hals kommen werde, als du vielleicht verlangst. Aber noch einen Vorschlag! — Diesen Macbeth, der dir troz allen andern Macbeths auf Erden, gewiß nicht zu Maculatur werden soll, will ich dir rein weg schenken, wenn du etwas kannst, woran ich aber leider! verzweifle. — Und was wäre denn das? — O ich mögt' es auch lieber bald gar nicht einmal sagen, weil ich doch vorhersehen kann, daß es nichts giebt. Ja, wenn du das Geld zu tausenden im Kasten hättest, dann wüste ich wol, du ließest mich nicht zu Schanden werden. Indessen man klagt ja einem treüen Freünde wohl seine Noth; und so will ichs auch dir thun, wer weiß wozu es doch gut ist.

Ich dachte von meiner lezten Hannöverschen Reise Geld mitzubringen; allein dadurch, daß ich den bekannten Leonhartschen Proceß gewonnen und dabei die JustizCanzlei nicht wenig gekämmet habe, ist man mir so spinnefeind geworden, daß man mich lieber im Meer ersäufte, wo es am tiefsten ist. So bald jene Sache die glückliche Wendung vor dem Tribunal in Celle genommen hatte, soll man sich dort die Acten aus gebeten, und die Annehmlichkeiten, die ich eingerührt hatte in vollen Zügen geschöpft haben. Die erste günstige Folge für mich war die, daß man mir Knall und Fall bei 30 rl. Strafe die VormundschaftsRechnungen binnen einer Frist abfoderte, binnen welcher es gar nicht möglich war ein so weitläufiges Stück Arbeit fertig zu machen; vollends da mein Schwager dazwischen hingestorben war, welches die Sache noch schwieriger machte. Die Frist war kaum herum, als

[1]) Die ersten Sätze, bei Strodtmann 3, 71, sind hier des Zusammenhangs wegen wiederholt.

ich in die 30 Strafe condemnirt und die vorige Auflage binnen einer andern kurzen Frist bei Verlust der Vormundschafft wiederholt wurde. Ich appellirte dagegen; allein man kehrte sich an nichts, sondern wie die Frist auch herum war, hat man pumps! einen andern Curator gesezt, ohneracht die meisten Kinder schon wirklich majorenn und die minorennen es in einem oder zwei Jahren auch vollends sind. Vom Tribunal habe ich zwar so viel erhalten, daß die 30 rl. Strafe aufgehoben sind, im übrigen aber ist es auf eine Weise, die sich gar nicht reimen läßt, bei der neüen Vormundschafftsbestellung geblieben. So sehr mich dies nun auch anfangs crepirte (!), so kann ich mich doch drüber zufrieden geben, weils mich großer Last entledigt, wofür ich nichts einzukommen hatte. Die Hundsvötterei davon ist nur die, daß ich nun leicht noch Jahr und Tag hingehalten werde, ehe ich meiner majorennen Frau Erbtheil herausziehe und in die Fäüste bekomme. Dies bringt mich nun alle weile so in die Klemme, daß ich die besten 100 Pistolen schwinden laßen wolte, wenn ich gleich jezt hätte, was mir gebührt. Ich habe Bären, die mich zu prostituiren drohen, und wenn ich sie auch alle besänftige, so mißlingts mir doch mit dem ärgsten, der billig vor allen andern Raison annehmen solte, ich meine mit meinem General v. U[s]lar]. Dem bin ich nun aufs vergangene keinen rothen Heller schuldig; allein ich muß in diesem Monate den ganzen Pachttermin aufs nächstkünftige Jahr praenumeriren, oder er hat das Recht, mich auf den ersten Aprill vom Gute zu werfen. Bei Gott ist Gnade; aber bei dem nicht.[1])

Früchte habe ich noch nicht verkauft. Sie gelten nichts; und was das ärgste ist, so kann ich sie nicht einmal loswerden. So viel steht aber auch nicht einmal zu verkaufen, um die Pachtpraenumeration draus zulösen.

Nun sag, wie mir zu rathen und zu helfen steht! Könnte ich ein Kapital auf Interesse geborgt kriegen, so solte sich meine Frau mit verbürgen und verschreiben. Allein wer hat gleich 4 oder 500 rl. die es wenigstens seyn müsten? Und wenn sie wer hat, wer borgt sie gleich her, wenn er nicht durch zwanzig Gerichtssiegel und zehnfache Sicherheit in liegenden Gründen überzeügt wird? hergegen besteht die Masse, wo meine Frau ihren Antheil (der wenigstens nach Abzug aller Schulden noch über $\frac{3}{m}$ rl. betragen muß) dran hat, gröstentheils in ausstehenden Capitalien. Sicherheit wäre also reichlich vorhanden, wenn sie schon nicht wie ein liegendes Rittergut mit einem großen Schlosse in die Augen leüchtet. Wie gesagt, den Macbeth sollst du geschenkt haben, wenn du mir ein solches Capital verschaffen kannst. Aber vix credo! Also adieu! Wer weiß wenn eher wir uns wiedersehen, du müstest mich denn vor oder in diesem Feste noch einmal besuchen, welches mir ein wahres Labsal seyn solte. Ich selbst kann mich nicht überwinden, nach Göttingen zu kommen. Denn ich denke, alle Jungen auf der Straße sehens mir an, welch ein Hundsvott ich bin. Ich hab auch die Zeit nicht. Was ich noch in Ordnung bringen kann, das muß ich. —

Laß doch einen Extract machen, wie wir zusammen stehn. Dich kann ich endlich noch mit schwarz auf weiß befriedigen. Aber dazu gehört eine ruhigere Lage, als diese Tortur, in welcher ich endlich, wenns noch lange so geht, den Geist aufgeben muß.

Sag Köhlern, er mögte den Herrn Medicinern sagen, wenn sie mir 100 Louisd'or geben wolten, so wolte ich ihnen ein recht leckerhaftes Gedicht auf Baldingern machen. Für die Hälfte thäte ich es schon nicht. Denn die könnte mir doch nicht helfen; oder wenigstens nicht genug helfen.

Laß diesen Brief nur nicht nach deiner löblichen Gewohnheit auf deinem Tische umher poltern. Auf dem Markte läg' er sonst eben so gut. Es ist auch gar nicht nötig, daß du ihn jeder Taube, die auf deinem Schlage täglich aus und ein fliegt

[1]) Hier folgt der zweite Absatz bei Strodtmann 3, 71.

verliefest. — Meinen Macbeth aber kannst du Lichtenbergen wohl weisen. Was du für diesen, im Fall du ihn nicht geschenkt kriegen kannst, geben kannst und willst, das überlaße ich dir. Gott befohlen!

B.

Wenn du den Macbeth behältst, so wünschte ich, daß er mit zur Messe fertig würde. Aber hübsches Papier; hübscher Druck! — Kannst meine Arbeit gegen andre Macbeths, die du im Laden haben wirst, halten und so ein Rhinoceros wirst du ja nicht seyn, um nicht einen kleinen Schiedunter zu bemerken. Beim Druck behalte ich mir die Revision vor.

## 14.

A.[ppenrode] d. 4. Apr. 1782.

Weil ich dir denn doch so zu Herzen gehe, daß du meinetwegen nicht schlafen kannst und deinen dicken Bauch verlierst, so muß ichs dir wol melden, daß ich glücklich 400 rt. aufgestöbert habe, die ich in 14 Tagen erhalten soll. Damit wäre denn die ärgste Noth gestillet. Alle übrigen Creditores und unter andern auch mein Freund Dietrich mögen mich im — — wenn sie nicht Geduld haben wollen, bis mehr Zeit und Rath komt. Ich kriege nach gerade wieder ein bissel Muth und denke, die Zeit ist doch noch nicht da, da ich mit Haut und Haar ein Hundsvott werden soll, ob mir gleich der Satan bald hie, bald da einen — — — an den Leib wirft. Ich werde alles ganz ruhig wieder abwaschen und thun, als ob mir gar nichts wiederfahren wäre. Mache[1]) du nur den Macbeth so gut wie möglich zu Gelde. Ich habe bald wieder ein Schauspiel und zwar ein Original fertig. Der Henker weiß, wie mir die Lust zu Schauspielen so auf einmal angekommen ist. Ich glaube die 50 St. Louisd'or, die du dafür erobern willst, begeistern mich. Ach, du armer Peter, wenn du statt 50 Louisd'or nur erst 50 rt. hättest. Die Herren Schauspiel Directores sizen eben sowenig voll Louisd'or, wie wir. Ich bitte dich nur, prostituire mich nicht bei den Komödianten umher. Will einer kurz und gut unter Vorbehalt des Mipts was dafür geben, so ists gut. Wo nicht, so laß den Bettel drucken. Was du mir dafür gut thun kannst, das weiß ich thust du ungefodert und mehr verlange ich nicht. Es ist hinlänglich, daß du meine Schubbejackerei weißt; auf dem Theater braucht sie ja noch nicht bekannt zu werden.

Über dein Laus Deo bin ich mächtig erschrocken. Ich hätte nicht gedacht, daß ich so hoch in deiner Kreide wäre. Aber die verfluchte PostRechnung, die jedoch mich en particulier kaum zur Hälfte angeht, macht es.

Das angesezte Honorarium ist von den Posthengsten unverschämt. Das musten sie, wie seit mehrern Jahren immer auf meine Willkühr ankommen laßen. Ich habe immer bald mehr bald minder gegeben. Über dem machen die beiden Leonhartschen Posten keine vollen Jahre. Einer ist kaum von $\frac{1}{4}$ Jahre. Inzwischen, wer will sich mit den Kerls darüber aufnehmen? Mir ist es jezt lieb, daß ich kein Contobuch seit länger als Jahr und Tag mehr halte. Überhaupt ist es der wahre Stein der Weisen, wie ich merke, daß man keine Rechnungen macht, sondern bei Heller und Pfennig gleich baar bezahlt und lieber darbet, wenn man kein Geld hat. Das soll, sobald mich Gott aus dem bisherigen — — — heraushilft, auch meine Maxime werden und bleiben. Kriege ich eher Geld, als ich deine Foderung abarbeiten kann, so bezale ich dich baar, um hernach desto besser in einem neüen Leben wandeln zu können. Solte ich auch Salz und Brod fressen müssen, so will ich das doch lieber als Schulden haben, die wahre Krebsschaden an Leib und Seele sind. Will ich alsdann Austern oder Schildkröten Pasteten essen, so wandre ich zu

[1]) Das Folgende ungenau in den Findlingen 1, 285 und bei Strodtmann 3, 72.

meinem Verleger und sage: Tische auf! Und kömmt der Verleger zu mir, so wird er nicht angenommen, wenn er nicht den Hamelsbraten voraufgeschickt hat. Ach! wären wir doch erst auf diesem gebenedeieten Fleckchen! Ehe wir dahin gelangen werden wir noch wol in manchen — — — treten müssen.

Aber, Signor, warum ist Er denn nicht in dieser Woche gekommen. Tag täglich habe ich, da doch das Wetter noch so ganz artig ist, dir entgegen gesehen. Komm doch! Ich wolte mich so gern einmal an deiner Drolligkeit, welche wünscht, daß sie mich nie gekannt hätte, ergözen. Oder denkst ich kann den Aufwand, den du mir machen wirst, nicht mehr ausführen? Nein! so arg bin ich noch nicht auf dem Hunde. Hoffe auch nicht dahin zu gelangen. Der Boden ist noch voll Korn, der Keller voll Wein, die Vorrathskammer voll Fleisch, Speck, Schinken und Würste, die Pötte voll Butter, Schmalz, Eier, der Hof voll Puter, Hühner und Enten, die Setten voll Milch und Flott, der Kartoffeln, Wurzeln u. s. w. nicht einmal zu gedenken. Dich mit allen deinen Leüten könnte ich noch ein ganzes Jahr davon ernähren. Nur in der GeldCasse siehts nicht zum besten aus, dennoch — — mich die Hunde noch nicht. Ich habe mehr Geld noch, als ich nur einmal weiß. Denn ich hüte mich jezt wol es zu zälen. Es ist aber doch noch immer auch Gold drunter. Siehst du also, bankrot bin ich noch nicht, sondern nur das was man in unserer Sprache im — — — seyn nennt.

Leb wohl, alter närscher Knabe, und behalt mich lieb, oder, welches ja wohl in deiner Sprache eben so viel heist, fahre fort zu wünschen, daß du mich nie gekannt haben mögest.

GAB.

So eine schnurrige Prise, wie ich bin, ist dir doch wol auf deiner Wanderschafft durch das Leben noch nicht vorgekommen?

## 15.

A.[ppenrode] d. 12. Octobr. 1782.

Es scheint freilich wol etwas unschicklich, daß ich so lange gethan habe, als ob kein Johann Christian Dieterich in der Welt wäre, indessen wird mirs gedachter Ehrenmann gern verzeihen, wenn ich ihm sagen soll, wie und warum das so gekommen ist. Meine bewuste Rechnungsgeschichte, die mich so geraume Zeit ganz allein geschoren, hatte wieder meine andern Geschäfte so angehäuft, daß ich kaum zu Athem kommen konnte. Jene habe ich indessen Gottlob! nun vom Halse und was diese betrift, so läuft der Strom auch nachgerade wieder in seinen alten Ufern.

Ich hätte dir schon gestern geantwortet und den Revisionsbogen vom Macbeth zurück gesendet, wenn ich nicht die Calenderliste endlich einmal hätte mit beifügen wollen. Zudem war gestern mein Schnupfen so heftig, daß ich von meinen fünf Sinnen nichts wuste. Heüt überkommt nun alles, außer einigen Briefen, die ich aber heüt Morgen auch noch schreiben will.

[Hier folgen die beiden ersten Absätze bei Strodtmann 3, 98. Z. 14 lies „5“, Z. 15 „Maspt“.]

Ich denke mit allernächstem hineinzukommen und dein [!] Einfall mit L.[ichtenberg], denn der deinige ist es doch wol nicht, weiter zu beherzigen. Aber! – Aber! – wenn wir uns nur nicht bald, wie Kuhdreck von Butter, scheiden müssen. Dann wirds mit meiner Autorschafft so wol, als deiner Verlegerschafft aus seyn. Es liegen jezt große wichtige Schicksalswürfel für mich auf dem Tische. Es könnten leicht Augen für mich geworfen werden, von denen du dir ganz gewiß nichts träumen läßest. Weiter kann ich dir noch nichts sagen. Auch bist du bisher noch der einzige dem ich nur dies wenige sage. Ich bitte dich aber um unsrer ewigen heiligen Freündschaft willen, laß dir noch gegen keine Seele was davon merken. Ich habe

mit letzter Post einen Brief von dem GroßCanzler von Carmer in Berlin bekommen, der auf Befehl des Königs von Pr., selbst, geschrieben ist. Fürs erste hast du hieran genug. Nochmals aber, du bist mein Freünd nicht, wenn du dich was hiervon merken läßest. Mit der Zeit sollst du mit der erste seyn, der alles erfährt. —

[Hier folgt der dritte Absatz bei Strodtmann 3, 98.]

Das ihm zugeschickte über die Königin ist ganz offenbar und unzweifelhaft von Gleim, weil es nicht nur dessen Hand, sondern auch dessen Manier ist.

Herzlich freüet es mich, daß sich Lichtenberg nach gerade wieder ein bischen zu genießen giebt. Er ist auch lange genug seinen Freunden abgestorben gewesen. Grüß ihn von mir schönstens. Daß ich das bewuste Buch so spät, aber doch nun heüt endlich einmal überschicke, bedürfte wohl der aller sinnreichsten Entschuldigung. Allein beim Schnupfen pflegt mann eben nicht sinnreich zu seyn. Also schicke das Buch nur mit dem Vermelden hinauf, daß die Entschuldigung nachkommen solle. Ich werde mich aber hernach wohl hüten, davon wieder anzufangen.

Deiner Frau Chriſtel danke ich von Herzen für gütige Besorgung der Leinwand. Sobald ich hineinkomme, will ich sie bezahlen. Erinnere mich nur hübsch dran, und nicht immer ans fressen und saufen, worüber man bei dir immer alles andre vergißt.

Neülliche Nacht, da du dich so meschant davon geschlichen hattest, sind wir hier recht lustig noch gewesen. Du hattest der ganzen Gesellschafft und sonderlich den Teünnickerödern recht wol gefallen. Du wunderst dich bisweilen, wo mirs sitzt, daß mich die Weibsleüte gern haben mögen. Ich mögte mich wohl desselbigen gleichen über dich Maulaffen wundern. Denn es geht doch so wunderselten ein kluges Wort aus deinem Munde.

Apropos! Ich muß wenigstens ein Duzend gebundene MusenAlmanache zum Verschenken haben. Ein Paar kannst du mir wohl davon als ein Kleckschen Zugabe verehren, die übrigen aber zur Rechnung schreiben.

Schändlich werde ichs wohl versäumet haben, dich zu bitten, mir ein Paquet Zeüg an meine Schwägerin bei Weißenfels durch Leipziger MeßGelegenheit zu besorgen. Denn sie bleibt diesen Winter noch bei meiner Schwester. Ist es noch Zeit, so melde mirs doch.

Solte ich die versprochenen Briefe zu den Calendern nicht binnen hier und Dienstag liefern; so schick die Calender nur so fort. Entschuldige mich kurz bei HErren und Damen mit meinen Geschäften und laß ihnen das Maul mit dem Versprechen schmieren, daß ich nächstens, d. i. über 10 oder 20 Jahre, wohl einmal schreiben würde.

[Hier folgt der letzte Absatz bei Strodtmann 3, 98. Z. 26 lies „er" statt „es".]

Dein getreüer

GAB.

## 16.

A.[ppenrode] d. 9. Jul. 1783.

Männchen, ich sage dirs nochmals und ein für allemal, du kannst die Körbe immer getrost aufmachen und herausnehmen, was dir beliebt. Meinst du denn, daß das mein Ernst nicht ist? So kennst du mich wirklich noch lange nicht ganz. Hättest du nun hübsch von den frischen Heeringen, so sehr delicat, aber auch nur 6 Stück waren, einige herausgenommen, so hättest du doch nun auch was davon genossen und ich hätte mich darum nicht schlechter gestanden. Nun aber sind sie alle im — — —. Denn ich hatte gestern Mittag Mitesser, welchen sie ein wenig allzugut schmeckten;

[1] Dieser Brief ist verloren, vgl. Strodtmann 3, 93

auch muste ich Ehrenhalber ein Paar nach Sennickerode schicken. Der diesen Morgen angelangte Korb enthält einen Steinbütte, welcher noch ganz frisch und delicat scheinet, daher ich dir denn die Hälfte davon wieder durch deinen Boten zurückschicke.

Ich denke nun in den nächsten Tagen zu dir hinein zukommen, indem ich nach und nach meinen alten Mist über die Seite kriege. Ich bin seit einigen Wochen arbeitsamer als in 3 Jahren gewesen. Mir wurde das Herz nicht mehr froh; ich mußte mir endlich einmal den Plunder vom Halse arbeiten. Bald bald bin ich nun ganz und gar mit Haut und Haar

wieder

der deinige

GABürger.

Wenn du den Steinbüttenkorb hübsch aufgemacht hättest, so könntest du mich auch von der besten Zubereitung unterrichtet haben. Nun wissen wir aber hier weiter nichts, als Senf und Butter. Von den Heeringen höre ich so eben, daß noch einer da ist. Den sollst du doch haben, mein Goldkäferchen, damit du siehst, daß ich dich doch auch lieb habe.

Eiligst.

Der Bote ist bezahlt.

## 17.

G[elliehausen] d. 26. Jun. 1784.

Seit ehegestern, liebes Männchen, bin ich nun ExAmtmann und es ist Sedis-Vacanz. Noch ist der hohe Nachfolger nicht vorhanden, auch noch nicht einmal recht ernannt, wahrscheinlich aber dürfte es einer werden, den die hohen Wählenden selbst für nichts anders, als einen Sch . . erkennen können. So wunderlich spielt das Schicksahl!

Heüte sollte ich eigentlich schon gewisse Gelder abliefern; allein der famöse Pauer, der mir mit Gewisheit Geld zugesagt, hat mich den lezten und vorlezten Posttag vergeblich warten laßen. Ich kann nun zwar höchstens noch bis Ausgang K. Woche die Ablieferung verzögern und hoffe, daß mit heütiger oder der Dienstags Post noch was ankommen soll; allein hernach ist der lebendige Teüfel loß, wenn nichts kömmt und mein Dietrich mir nicht aus der Noth hilft. Erkundige dich doch, liebes Männchen, bei Ankunft der fahrenden Post, und kommt was, so nimm's in Empfang und schicke mirs gleich. Kommt nichts; bei Gott, so mußt du mich lösen, oder auf meinen Leib und Seele bis in alle Ewigkeit Verzicht thun. Sonst aber werde ich nun höchstens in 14 Tagen bis drei Wochen ganz dein gehören, und wieder ein Mensch werden, der ich so lange nicht gewesen bin.

[Hier folgt der bei Strodtmann 3, 141 gedruckte Absatz.]

Ich höre du wirst bald nach Meinberg reisen. Wenneher? Der LicentComm. v. Uslar geht künftigen Freitag auch dorthin.

Leb wohl

Ewig dein getr

GAB.

## 18.

Bissendorf d. 4. Sept. 1785.[1])

Mein lieber Dieterich

Noch kein einziges mal hat mir der MusenAlm. so viel Angst und Sorge gemacht, als in diesem Jahr wegen meines höchstelenden Befindens. Fast ver-

[1]) Im Original: 1786. Die Erwähnung der Wohnung in Dieterichs Hause, die Bürger „mit seinem Weiblein" beziehen will, beweist jedoch, daß der Brief ins Jahr 1785 fällt.

zweifelte ich an seiner Vollendung. Glaube mir, hätte ich so viel Geld, als ich Kopf-Zahn-Halsweh, Schwindel und Qualen der Hypochondrie habe, so hätte ich dir viel lieber allen Schaden und entgangenen Profit vergütet, als einen Musenalm. herausgegeben. Ich kam fast kränker von Meinberg und Pyrmont zurück, als ich hinreiste und hätte diesen kostbaren Versuch gesund zu werden füglich sparen können. Erst seit etwa 8 Tagen scheint es mit mir durch den ernsthaftesten Gebrauch anderer und wirksamerer Mittel auf einen bessern Fuß zu kommen und ich darf hoffen, bald wenigstens in leidlicher Gesundheit wieder zurückzukehren.

Das beykommende Mspt hätte ich dir schon vor einem oder zwey Posttagen schicken können. Allein da es schon so lange gedauert hatte, und mir dein griesgramisches Gesicht, wovor ich mich entsetzlich fürchte, im Geiste vor Augen schwebte, so bestand ich hartnäckig darauf, erst von mir selbst noch etwas zu vollenden und beyzufügen, damit du wieder gut und holdselig würdest. Aber wenn mich der Teufel nicht mit Krankheit plagt, so hält er mich durch Besuch ab, bey welchem ich mich zu nichts gehörig sammeln kann. Länger als bis heute konnte ich indessen die Absendung dieses Mspts ohnmöglich verschieben, weil ich sonst vor Unruhe und Angst Deinetwegen keine ruhige Nacht mehr gehabt haben würde. Da nun aber doch der Anfang zum Druck gemacht und mit dem übrigen kommenden Vorrath meines Ermessens ziemlich vorgerückt werden kann, so gewinne ich diese kommende Woche noch Zeit, das was ich zum Beytrage bestimmt habe, zu vollenden; und ich hoffe, du sollst es weit eher erhalten, als dies Mspt abgedruckt ist

Ich habe nun von eingegangenen Beyträgen nichts mehr hier, aber zu Göttingen ist noch etwas befindlich, wovon nothwendig noch etwas gewählt werden muß. Ich würde es mit mir genommen haben, wenn ich vermutet hätte, daß meine Abwesenheit solange dauern würde. Schon von Meinberg aus habe ich dir geschrieben,[1] daß du den dortigen Vorrath aufsuchen und mir übersenden möchtest. Da du es aber nicht hast finden können, so vermuthe ich, daß es in meinem Büreau verschlossen liege. Da es nun bis zu meiner persönlichen Überkunft zulange dauern dürfte, so übersende ich dir hier meinen Büreau Schlüssel. Wahrscheinlich findest du alles zusammen sobald du nur die Klappe öffnest. Wo nicht so liegt es in einer von den Schiebladen. Du wirst ja leicht erkennen, was Musendreck ist und mir das rechte schicken. Aber eins bitte ich dich höchst ernstlich, lieber Mann! Schicke mir keine andere lebendige Seele über das Büreau. Denn ich kann keinen anderen Sterblichen, der nicht so wie du mein inniger Seelenfreund ist, darüber laßen. Hörst du? Ich werde dir spinnefeind, wenn du mir diese Bitte nicht gewährst. Du selbst sollst auf und wieder dicht zu schließen, auch mit deinen Augen einen Bund machen, nichts zu durchstäntern, was nicht Verse sind. Du mußt sie nun, wenn du dich nur ein wenig umsiehst gewiß finden, denn ich weiß es liegt der ganze Wust beysammen. Wenn du sie hast, so schicke sie mir mit der nächsten Post; alsdann sollst du, wenn der Himmel nur irgend will, nächsten Dienstag über 8 Tage den ganzen Rest des Mspts samt meinen Beyträgen zurück haben.

Was die Revision betrifft, so wünschte ich das[1] Prof. Meyer[2] selbige gütigst übernähme. Ich will ihm gern, wo ich kann, wieder gefällig seyn. Bitte ihn in meinem Nahmen, daß er von seinen Beyträgen, die ich nicht vorher zu sehen brauche, einrücke und einschalte was, und an welchem Orte ihm gefällig ist. Werden wir nichts von Kästner, nichts von Pfeffel, nichts von Lichtenberg bekommen? Das alles kann, ohne daß ichs vorher sehe, eingerückt werden. Was aber sonst unterdessen noch eingelaufen seyn möchte, das mußt du mir mit dem übrigen mit der nächsten

[1] Der Brief ist bisher nicht zum Vorschein gekommen.

[2] Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, seit 1785 außerordentlicher Professor in Göttingen, vgl. Goedeke[2] 4, 417. Auch Schiller trug ihm 1796 die Korrektur seines Musenalmanachs an.

Post zusenden. So kümmerlich ich mich auch an Leib und Seele befunden habe, so denke ich soll doch der M. A. dieß Jahr nicht gerade zum schlechtesten ausfallen.

Meine Wohnung werde ich ja wohl in elegantem Stande vorfinden, wenn ich überkomme. Ich bin nur noch wegen einiger Mobilien zum ordinären Gebrauch in Verlegenheit. Was ich an feinen Stücken gebrauche, das habe ich mir zwar in Hannover bestellt und werde mir die Freiheit nehmen, solches unter deiner Adresse vorläufig in den nächsten Tagen zuüberſenden. Wollte ich mir aber auch ordinäre Tische, Stühle u. s. w. hier kaufen, so möchten die der Transportkosten nicht werth seyn. Ich wünschte daher, daß du mir für die ersten Wochen einiges von dergleichen Plunder leihen könntest, bis ich mir dort selbst etwas bestellen und machen laßen kann.

Sollte dieß nicht angehen, so möchte ich dich wohl schönstens bitten, mir die auf der Beylage[1]) verzeichneten Meübles sogleich bestellen und machen zu laßen. Denn wenn es sich, wie wahrscheinlich bis gegen Michaëlis verzöge, ehe ich überkomme, so würde ich mich sonst weder in meinem alten Quartier noch lange bergen, noch auch in dem neüen ohne Meübeln zurecht kommen können. Gleichwohl wünschte ich gleich bey meiner Überkunft, das neüe Logis beziehen zu können. Schreib mir doch auch für wieviel Fenster ich in deinem Hause Gardinen nöthig haben werde? —

Ich muß abbrechen, weil ich schon wieder zulange gesessen und geschrieben habe, um nicht schwindlicht zu werden. Werde nur nicht böse, lieber Alter, daß ich dich solange mit dem Mspt aufgehalten habe. Hättest du je in meiner Haut gesteckt, so würdest du mich vielmehr herzlich bedauern. Wenn ich erst wieder gesund bin und mit meinem Weiblein in Ruhe bey dir wohne, so soll alles schon besser von Statten gehen. Empfiel mich und meine Frau den deinigen herzlich und sey versichert, daß ich lebenslang bin

Dein getreuer

GABürger

Was mir sonst noch beyfallen möchte, das nächstemal.
Den Schlüssel schicke mir wieder zurück.

[1])

Pro Memoria

1) Ein Dutzend Stühle von moderner Façon, ohngefähr wie diejenigen, welche HE. Dieterich hier hat machen laßen, mit Polstern von greisen Linnen, auf mahagony Art angestrichen oder gebeizt.

2) Vier moderne viereckige, und zwey halbrunde Tische die zu einer Tafel auch zusammengesetzt werden können, gleichfals auf mahagony Art.

3) Eine Gestelle zu einer Bergere gleichfals Mahagony-Anstrich.

4) Eine ordinäre zweyschläferne Mägde Bettsponde.

5) Eine andere ordinäre einschläferne Bettsponde.

## C. Briefe an Verschiedene.

In seinen Mappen verwahrt Rudolf Brockhaus noch weitere Blätter von Bürger, die nur verstümmelt oder fehlerhaft bekannt geworden sind. So zunächst den Brief an Gleim vom 20. Oktober 1771, der bei Strodtmann 1, 37 nach dem ersten Drucke im Literarischen Conversationsblatt für 1821, Nr. 300 wiederholt ist, da das Original wohl schon zu Körtes Zeiten aus dem Gleimarchive verschwunden war. Es zeigt folgende wichtigere Abweichungen:

S. 37 Z. 20 Herzen, mein Allertheürester HErr Kanonikus, 26 Conjuncturen 31 eine wieder 38, 2 den 12 folgt der Absatz: Basedow wird er auf Weynachten antworten aber ohne die Bitterkeit, mit der er ihn das erste Mal angrif.[1] Er will zu dieser Absicht, seine Antwort vor dem Drucke verschiednen Freünden erst mittheilen, die jedes grobe Wort ausstreichen sollen und ihn bloß mit Gründen und mit den Waffen der Wahrheit bestreiten. Es scheint, daß er das unanständige der Grobheit nun bey seinem Gegner eingesehen. 13 meine Gedichtchen gefallen haben, 17 Sie, mein wehrter HErr Kanonikus, 20 vorher] ehr 22 schlecht, wenigstens nicht schlechter, als der Anfang, den ich auf die andre Seite des Bogens schreiben will, 23—27 fehlt an dieser Stelle; Körte am Rande: „hier die Nachschrift eingeschaltet" 27 noch fast 28 was 30 fällt, Allerliebster HErr Kanonikus 32 will ihn 33 folgt der Absatz:

Hier send' ich Ihnen auch das verlangte Zeitungsblat.[2] — Die Rezension ist in der That zu arg! HE. Michaëlis ist ja recht als ein Nichtswürdiger darinn behandelt. Es athmet ein Stolz drinn, der, wenn ihn alle große Dichter und auch mein Gleim besäße, manchen zarten Sproßling der Musen zu Boden gedrückt haben würde. Wenn man doch den Spalding nur nicht so übermäßig vergötterte. Er ist nichts weniger, als ein Heiliger und hat seine Leidenschafften so gut wie wir andere Erdensöhne. Denn daß sein Herz nicht so ganz und gar von Menschenhaß geläutert seyn muß, hab' ich neülich aus einem Geschichtchen, welches mir ein Verwandter von ihm und Bekannter von mir erzählet, ersehen. Die Forderung ist zwar unbillig, welche von einem Geistlichen übermenschliche Tugend verlangt; die Schwachheit, die man aus Menschenliebe, einem andern vergiebt, muß man auch einem Geistlichen nicht höher anrechnen; aber der Geistliche, der stolze Geistliche muß alsdann auch auf eine außerordentliche Verehrung Verzicht thun. O man wird unwillig, daß ein solcher Mann die Tage eines Gleims so verbittern muß! — —

Ihr

gehorsamster Diener und ewiger

Verehrer

Bürger.

Daran schließt sich der Anfang der „Nachtfeier der Venus" in erster Fassung:

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie empfand!
Morgen liebe, wer die Liebe
Schon gekannt!

Unter hellen Melodien
Ist der junge May erwacht.
Seht! wie seine Schläfe glühen!
Wie ihm Wang' und Auge lacht!
Über kräutervolle Rasen,
Über Haine schwebet er.
Kleine laue Winde blasen
Wohlgerüche vor ihm her.

[1] Über Schlözers Streit mit Basedow vgl. Frensdorff in der Allg. deutschen Biographie 31, 577.

[2] Das 37. Stück der Erfurter gelehrten Zeitung von 1771 mit Wielands scharfer Recension des „Pastor Amor" von Johann Benjamin Michaelis; vgl. Witkowski in Seufferts Vierteljahrschrift 3, 519.

Segenvolle Wolken streüen
Warme Tröpfchen auf die Flur;
Geben Nahrung und Gedeyhen
Jedem Kinde der Natur.

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie empfand!
Morgen liebe, wer die Liebe
Schon gekannt!

Lieb' und Gegenliebe paaret
Dieses Gottes Freündlichkeit;
Und sein süßestes verspüret
Jedes Thier auf diese Zeit.
Wenn das Laub ihr Nest beschattet,
Schnäbeln Taub' und Taüber sich.
Was da lebet, das begattet
Um die Zeit der Blüthen sich:

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie empfand!
Morgen liebe, wer die Liebe
Schon gekannt!

Als das Meyen Glöckchen blühte;
Als der May zu Festen lud,
Wand sich Venus Aphrodite,
Wand, erzeügt von Kronus Blut
Sich almählich aus des grauen
Oceanes weitem Schooß',
Angestaunet von den blauen
Wasserungeheüern, loß.
Singende Tritonen schlugen
Triller in die Melodie;
An ein blühend Ufer trugen
Wallende Gewässer sie.

Morgen liebe, wer die Liebe p p

Ich habe mir vorgenommen in diesem Stück den Wohlklang und die Korrectheit so weit zu treiben, als in meinen Kräften stehet. Die Mistöne, die meinem Ohr entwischen könnten, werden Sie gewiß bemerken, wehrtester HErr Kanonikus. Nächstens überschick' ich Ihnen das Stück.

Das Gemälde wird bald fertig seyn; denn ich habe nun schon hinlänglich dazu gesessen. HErr Tischbein hats an seinem Eifer nicht fehlen laßen mich gut zu malen.

HErrn Boje thuts leid, daß er des P. Denis Gedichte nicht zu sehn kriegen kann. Er wollte sie ja nur sehen, sagt er, und nicht drucken laßen, übrigens aber so discret seyn, als Sie es nur immer verlangten.

Ferner besitzt R. Brockhaus den letzten bisher bekannten Bürgerbrief, das ergreifende Gesuch an Heyne um Unterstützung, vom 16. März 1794, bei Strodtmann 4, 247 nach dem Konzept in

Bürgers Nachlasse mitgeteilt. Er ist im Originale am Schlusse datiert: d. 16. und 17. März 94.

247, 6 heisst es: Bitte Ewr Wohlgebohren 9 neulich meinetwegen eine so wahre innige Rührung 11 sehr süßen 15 gezogen 21 seit fünf Jahren noch 22 länger, wie bisher, 25 Lieber, lieber 31 schlechterdings es] er 36 Pocherei 248, 6 durfte 8 Nur Ihr Herr Schwager 249, 6. 7 außerhalb der — Stadtwälle 11 ganz anders damit beschaffen. Wenn man mich also 13 Harren ein Paar hundert Thaler — doch in der That 17 manchem 22 atque 29 welches doch der Fall nicht gewesen ist. 32 nicht] schwerlich 33 Arbeiten? Es — müßte ja dann bald 250, 3 zurück zu schrecken 7 welchem 10 wahrlich nichts taugen; 12f. Freilich! Man würde auch nicht einmahl nur Verse von ihm sehen, 16 die aber 17 dörfte 21 Carricatur Gemälden länger, und mit lauterm 25 oft auch 29 erhalten bis auf den heutigen Tag 33 überaus geschäftiges 34 es wohl 251, 3 ganz rein 10 nicht bleiben dörfte. 11 ist es denn möglich geworden, daß ich so durch gekommen bin, 14 mir sonst 15 welche 17 Gleichwohl wird von solchen Dingen dereinst 18 das] der 26 rath zufragen 31 Ihnen] Euer Wohlgeb. 34 Immer werde ich Ihre großen unerreichbaren 35 innigst verehren 37 Absatz Sie] Euer Wohlgeb. 38 eher] getrofter 252, 5 Euer Wohlgebohren 7 GABürger. N. S. Verzeihen Sie; ich kann mich nicht besinnen, wo ich das oben erwähnte Concept hingelegt habe, und ich kann es jetzt unmöglich aufsuchen.

Andere Briefe, so der an Dieterich vom 30. Juli 1782 (Strodtmann 3, 81) und das erschütternde Schreiben über Mollys Tod an Friederike Mackenthun vom 2. März 1786 (abgedruckt von L. Geiger in Fleischers Deutscher Revue 1886, XI, 1 S. 368, nicht 386, wie Goedeke[2] 4, 388 angiebt) zeigen nur geringfügigere Abweichungen in den Originalen.

Endlich befindet sich im Besitze von R. Brockhaus ein Quer oktavblatt, sehr sorgfältig geschrieben (wohl als Albumblatt):

Zwey Cherubim, Wahrheit und Schönheit, überflügeln gemeinschaftlich die Lade des Herrn, und in dieser das ewige Gesetz der Vollkommenheit des menschlichen Geistes.

Gottfried August Bürger
Göttingen d. 11. Sept. 1786.

In wenig veränderter Form eröffnet diese Sentenz die vom 1. Oktober 1787 datierten Einladungsblätter „Über Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart auf deutschen Universitäten" (Grisebach[5] S. 347).

Einen Brief Bürgers an den jüngern Schubart hat Strodtmann 1, 213 aus dem Morgenblatt für 1812, Nr. 56 wiederholt; er handelt von des Sohnes Antrage, Bürger möge eine Revision der Gedichte seines vor kaum einem Jahre verstorbenen Vaters für eine neue Ausgabe übernehmen — ein Plan, der nicht zur Ausführung gelangte. Wie jedoch der Zusatz im Morgenblatt „Aus einem Briefe" beweist, ist bei Strodtmann nur ein hierauf bezügliches Bruchstück gedruckt. Eine vollständige Abschrift

des Briefes liegt im Kanzler Müller-Archiv (Nr. 671) und enthält besonders am Eingang mitteilenswerte Nachrichten über den Musenalmanach von 1793 und die unglückselige Geschichte von Bürgers Scheidung, die hier unter stillschweigender Verbesserung einiger Schreibfehler folgen mögen.

Göttingen d. 12. Sept: 1792.

Ihrer traulichen Zuschrift,[1]) mein theuerster Schubart, freue ich mich von ganzem Herzen; allein ich muß auch zugleich zürnen, daß Sie mit Ihren schönen Beiträgen zum M. A. zu spät kommen. Längstens mit dem Schluße des Julius muß alles eingelaufen seyn, wenn für das Jahr noch davon Gebrauch gemacht werden soll. Nur ein außerordentlich Hinderniß ist Schuld daran, daß der Musenalmanach für 1793. nicht schon seit vier Wochen ganz fertig ist. Es schwitzt aber, indem ich dieses schreibe, der letzte Bogen bereits unter der Presse. Kann ich vor Abgang dieses wenigstens ein rohes Exemplar, feucht unter der Presse weg erhalten, so werde ich es mit dem innigsten Vergnügen beilegen. Ich habe den Alm. mit meinen eigenen Reimereien so voll gestopft, daß ich mich fast der allzugroßen Menge schäme. Ueber vierzig größere und kleinere Stücke;[2]) theils mit meinem, theils mit Menschenschrecks, Urfeys und Anonimi Nahmen bezeichnet, sind darin befindlich, worunter manche ein gar lautes Zetergeschrei erwecken werden.

Es war mir gewißermaasen Bedürfniß den Verdruß zu verreimen, den mir Ihre unwürdige Landsmännin verursacht hatte, wovon Ihnen das Gerücht manches erzählt haben mag. O lieber Schubart, ich habe einen Giftkelch ausgetrunken, ausgetrunken und verdauet, welchem unter tausend geistigen und körperlichen Naturen neun hundert und neun und neunzig unterliegen würden. Sollte ich Ihnen die Geschichte meiner unglücklichen Heirath und Ehe vom Anfang bis zu Ende erzählen:[3])

I could a tale unfold, whose lightest word
Would harrow up thy soul, freeze thy young blood,
Make thy two eyes, like stars, start from their spheres.
Thy knotty and combined locks to part
And each particular hair to stand on end
Like quills upon the fretful porcupine.

Doch — nicht mehr hiervon! Alle Fehde hat nun ein Ende. Bereits seit dem März dieses Jahres bin ich von dem Non plus ultra des Eigendünkels, des Leichtsins, der Verschwendung, der Ueppigkeit der ehrlosesten Verbuhlt- und Verhurtheit, der Heuchelei, der Verlogenheit p p p p p p p förmlich durch Urthel und Recht geschieden, nachdem ich ungefehr 16. Monathe, wie an einer Schandsäule neben ihr gestanden, und alles, was nur irgend mit der Würde eines rechtschaffenen und gesitteten Mannes bestehen kann, vergeblich versucht hatte, sie zu den Pflichten der Gattin, der Hausfrau der Mutter anzuleiten. Millionen Männer sind in der Welt schon durch Weiber betrogen worden; Millionen werden noch betrogen werden: allein das darf ich ohne Uebertreibung behaupten, keiner unwürdiger und schmählicher, als ich.

[1]) Vom 5. September 1792, bei Strodtmann 4, 212.

[2]) Die Zahl von 42 ergiebt sich, wenn man die zwölf Epigramme „Auf einen Zeitschriftsteller" (Sauer Nr. 210, Berger Nr. 246) einzeln rechnet.

[3]) Das gleiche Citat aus Shakespeare kehrt in Bürgers Briefe an A. W. Schlegel vom 30. Juli 1792 (Strodtmann 4, 209) wieder; ebendaselbst und in dem Schreiben an J. L. W. Meyer (4, 209 f. 214) finden sich andere wörtliche Anklänge an unsern Brief.

Kein Ding ist indessen zu schlimm, es ist wozu gut. Also auch hier! Hätte ich mich nicht in diesen unglücklichen Roman eingelassen, so hätte ich auch vielleicht viele vortreffliche Männer, worunter Schubart Vater und Sohn hervorragen, nie von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt. Wie manchesmal hat nicht schon die Rückerinnerung hieran die Bitterkeit meines Herzens versüßt.

[1] — — —

Leben Sie indessen wohl, mein lieber braver Schubart, Sohn des Mannes, dem ich einige der genußreichsten Stunden meines im ganzen so freudenlosen Lebens verdanke! Diejenigen, die mich und meine so famöse Briefscheue kennen, werden es für einen sehr hohen Beweis meiner Liebe zu Ihnen und Ihren verewigten Vater ansehen, daß ich Ihnen so bald und so geschwätzig antworte. —

Ihr seel. Vater sagte mir einst von einer Aesthetick der Tonkunst, die er entweder schon größtentheils niedergeschrieben, oder noch schreiben wollte.

Findet sich davon nichts unter seinem Nachlasse?[2]

Ganz der Ihrige

GABürger.

N. S.

Bis heut den 22. Sept. ist dieser Brief liegen geblieben, um Ihnen noch ein Exemplar des M. A. mitschicken zu können. Nun fügt sich's gerade, daß einer meiner gewesenen Zuhörer, Herr von Lupin aus Memmingen, von hier nach Erlangen ab geht, welcher so gütig seyn will, diesen Brief an Sie zu besorgen. Ob dieses ge schehen sey, davon wünschte ich doch sobald als möglich benachrichtigt zu werden.

Übersehen sind ferner von Strodtmann und Anderen drei bereits gedruckte Briefe Bürgers. Der erste, an Kästner gerichtet, steht in Spangenbergs Neuem vaterländischen Archiv (Lüneburg 1825) 1, 332 und lautet:

Ich habe — nur pour passer le tems — eine Ode auf den Herzog von Glouceſter gemacht. Ew. Wohlgeb. sind ja wohl so gütig und sagen mir, wie diese Fiction gerathen ist? Waller sagte einmal zu Carl den 2ten, da er auf Cromwel ein besseres Gedicht, als auf ihn gemacht hatte: Den Poeten glückt es in Fictionen allemal besser. Ohne Zweifel also mir auch? Heute wies ich sie H. Prof. Dietzen, er hatte aber keine Zeit, es ganz zu lesen. Er meinte, ich sollte sie künftigen Sonn abend in der deutschen Gesellschaft deklamiren. Darf ich das wohl? Und darf ich vorher — es ist zwar recht lächerlich, ja recht d . . . dreist — dieselben wohl bitten, die garstigen Stellen darin — nur anzustreichen, oder nach Befinden das Urthel von Volusii Annalibus * auszufertigen? Ich hätte es gewagt, das Product in Person zu bringen, allein ich fürchtete, die unrechte Stunde zu treffen. Und ich denke, dergleichen Poetasterbriefe sind, wie die Virtuosen, die öfters des Mittags bei meinem Tische sich hören lassen wollen, selten angenehm.

Da fing er an sie herzulesen,
Das war kein Spaß,

würden Sie — wenigstens gedacht haben. Morgen will ich das opus wieder ab holen lassen.

Bürger.

[1] Hier folgt das oben erwähnte Bruchstück bei Strodtmann 4, 213.

[2] Schubarts „Ideen zu einer Ästhetik der Tonkunst" wurden erst 1806 von seinem Sohne herausgegeben.

Der Brief fällt in die Zeit von Bürgers erstem Göttinger Aufenthalt, und zwar nach dem März 1769, in dem Bürger in die Deutsche Gesellschaft aufgenommen wurde (Schnorrs Archiv 12, 61). Er liefert einen neuen Beweis für Bürgers damaligen vertrauten Verkehr mit Kästner, den er auch für die in Gelliehausen zu stellende Kaution in einem verlornen Briefe anging, freilich erfolglos (Strodtmann 1, 51 f.). Die Ode auf den Herzog von Glocester ist eins der vielen unbekannten Gelegenheitsgedichte Bürgers.

Das zweite Brieffragment ist an Klamer Schmidt gerichtet und steht in dessen Leben und auserlesenen Werken (Stuttgart und Tübingen 1826) 1, 42:

Guten Tag, guten, frohen Tag, alter trauter Schulkamerad, Euch und Allem, was Eures Herzens ist! Hab' ich Euch gleich das so laut in lieber, langer Zeit nicht zugerufen, hab' ich Euch gleich nicht so derb an die Hand gegriffen, und sie nicht so herzlich wie sonst geschüttelt, so ist Euer Bild doch nie aus meiner Seele gewichen, so schlug doch mein Herz immer hoch und warm, sobald irgend ein Ton von Euch, oder irgend einer, der dem Euren gleicht, es aus dem Schatten an's Licht hervorzauberte, wo es immer so froh und lebendig erschien, als wäre es, Traum! seit einer Stunde von der Staffelei abgenommen.

Klamer Schmidt lernte Bürgern, wie er selbst erzählt (1, 17), erst im letzten Semester seines Triennium's in Halle kennen, also im Sommer 1767. „Es war bei einer Punschfeier, wozu Bürger eine sehr humoristische Skolie gedichtet hatte. Schmidt ist Bürgers zu Halle nicht wieder habhaft geworden. Bürger trieb sich in ganz andern Gesellschaften umher und ging auch bald hernach ab." Die beiden Studiengenossen sahen sich erst im Februar 1776 bei Bürgers Besuche in Halberstadt wieder (Strodtmann 1, 270; Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse 2, 24). Von ihrem Briefwechsel (Klamer Schmidt 1, 17) sind nur zwei Briefe Schmidts bekannt (Strodtmann Nr. 214, 861).

In einem Privatdruck versteckt ist ferner ein Brief Bürgers an Goeckingk vom 2. August 1788, die Antwort auf den Brief vom 27. Juli 1788 (Sauer in Seufferts Vierteljahrschrift 3, 452), wodurch Goeckingk die Jahre lang unterbrochene Korrespondenz mit seinem Freunde wieder aufgenommen hatte. Er steht in den „Interessanten Briefen verstorbener Personen. Von M. Belli-Gontard dem kleinen Kreise ihrer Bekannten gewidmet. Frankfurt a. M. 1879" S. 9 - 13 und lautet:

G.[öttingen] d. 2. Aug. 88.

Lieber, lieber Gevattersmann, ich kann Euch gar nicht sagen, welche Freude mir Euer unerwarteter Brief gemacht hat. Doch wozu hilft auch das Singen und sagen? Ihr seht es an der That, weil ich sogleich antworte; und das ist doch gewöhnlich meine Sache eben nicht. Ich habe mich nun so ziemlich durch das ganze heil. römische Reich Deutscher Nation durch mein Nichtschreiben, ja sogar durch mein

Nichtantworten auf Briefe, die zehn Antworten für eine verdienten, stinkend gemacht. Daß ich bei Euch eine Ausnahme mache, muß Euch ein Beweis seyn von der nicht gemeinen Kraft, womit Euer Brief, in so liebem traulichen Philisterton, auf mich gewirkt hat. Ich vergleiche sie der Kraft des Engels, der in den Teich zu Bethesda herabstieg und die Wasser bewegte. Denn wahrlich ich bin ein todter stehender Sumpf und habe wohl Ursache zu beten

Ihr Weisen mit der Wissenschaft
Die Wellen zu bewegen,
Gebt meinem matten Herzen Kraft,
Ein Fünkchen neu Vermögen,
Ach! einen Tropfen Lebenssaft,
Sich jugendlich zu regen —
Ich lass' euch eure Wissenschaft
Die Wellen zu bewegen.

Vielleicht wird die Bewegung unterhalten, wenn Ihr wieder näher seyd[1]. Denn daß ich, so bald es nur immer möglich seyn wird, zu Euch trabe, das versteht sich. Gott gebe nur, daß es gerade dann möglich seyn möge, wenn Elise[2] bei Euch ist. Denn bey der habe ich mehr gut zu machen, als Ihr Euch einzubilden im Stande seyd. Könnt Ihr's glauben, daß ich bey der meinen famösen Bürgerianismus so hoch getrieben habe, ihr wenigstens auf drey freundliche Briefe auch nicht ein Wort zu antworten? Es ist heillos, das gestehe ich gern, ja wenn Ihr dem Dinge einen noch ärgeren Nahmen gebt, so habe ich nicht ein Wörtchen dagegen einzuwenden. Ich war aber auch damals in einer Leibes und Gemüthsstimmung, daß ich auch einen eigenhändigen Brief des lieben Gottes selbst nicht beantwortet hätte. Nachher ist mir wohl zu Zeiten etwas besser gewesen, allein dann habe ich mich geschämt, gute Leute an so einen Lumpenkerl, wie ich bin, zu erinnern. Gott weiß daß ich den besten Willen habe zu allem, was sich eignet und gebührt, aber — doch ich will Eure gegenwärtige Zufriedenheit, die ich Euch aus so vollem Herzen gönne, durch meine Brummereyen nicht unterbrechen. Wenn ich nur körperlich gesund wäre, so kümmerte ich mich um alles übrige keinen Pfifferling, und lachte dem hundsvöttischen Glücke in die Zähne. Das aber glaube ich werde ich in diesem Leben nicht wieder; und so werde ich auch wohl vergebens auf Wiederkehr der Kraft und Thätigkeit sowohl des Geistes als des Herzens hoffen. Seit fast zwey Jahren medicinire ich nun auf mancherley Art und dennoch ist's und bleibt's immer beym Alten. Für einen erträglichen Tag, da es gutes Wetter im Leib und Seele werden zu wollen scheint, mehr denn zehn elende, da mich nichts als meine Kinder noch abhält, der Hundsvötterey durch eine bleyerne Pille ein Ende zu machen. Ich bin gewiß aus sehr gesundem Saamen gezeugt, und habe von Natur eine sehr gute Constitution, allein die vielen Widerwärtigkeiten meines Lebens mußten sie wohl endlich schwächen. Dennoch fühle ich's gar zu zuverlässlich, daß ich im Grunde und im Kern nichts weniger als unwiederbringlich beschädigt bin. Ich wollte wohl wetten, daß im Grunde noch jeder Theil an mir heil ist. Die Kräfte zerarbeiten sich nur unter einem fremdartigen Schutte, den die Aerzte wegschaffen sollten. Aber das können die Hundsvötter nicht. Ich wollte mich ohne alle Medicin selbst curiren, wenn mich nur das infame Glück in eine Lage versetzte, daß ich mich darnach halten

[1] Goecking wurde am 1. September 1788 als Kriegs- und Steuerrat von Magdeburg nach Wernigerode versetzt und hatte als solcher auch die Grafschaft Hohnstein unter sich, wo seine Frau und Kinder in Wülferode, einem Gute bei Ellrich, lebten.

[2] Elise von der Recke wollte Goecking auf ihrer Rückreise von Karlsbad in Wülferode besuchen.

könnte. Aber da muß ich mich Tag für Tag auf diesem execrablen Musensitze von Morgen bis zu Abend placken, wie ich mich mit meinen Kindern ehrlich und honett durch die Welt bringen will; muß mein Leben ohne alle Würze, so ganz ohne Salz und Schmalz, aber schändlich verwürzt, versalzen, verzehren. Aber ich habe mir auch vorgenommen längstens künftige Ostern aufzupacken und zu wandern, wohin mich meine Füße tragen. Bis dahin will ich noch die schändliche Vernachlässigung meiner, die von einigen Widersachern in G. herrührt, und worüber das ganze Publikum sich schon längst fast zu Tode verwundert hat, ertragen. O Goeckingk, ein schrecklicheres Terrain für Unsereins als hier, ist in ganz Deutschland nicht. Wie ich bisweilen an andere Oerter gekommen bin und das Gethue der Leute angesehen habe, so ist mir's nicht anders vorgekommen, als wollten sie mich zum Besten haben, so wenig bin ich dergleichen hier gewohnt. Ich könnte alle Künste der neun Musen in mir vereinigen und hieße dabey nicht Herr Professor, so würde nicht mehr Notiz als von dem lumpigsten Sprachlehrer von mir genommen. Nein, ich muß und will von dannen. Es ist Versündigung an mir selbst, das länger zu ertragen. Ha! wie mich aber auch mein gehäßiges Schicksal in dieß so höchst widerwärtige Land hat bannen können! — Meyer hat hier auch nicht aushalten können, hat seine Demission genommen, ist vor einigen Wochen nach Hamburg abgereißt um eine Reise nach England zu machen. Ich habe mit ihm fast meinen ganzen Umgang, Forster[1] ausgenommen, der aber leider! auch bald nach Mainz gehen wird, verlohren. Ist dieser auch fort, so habe ich doch auch nun fast gar keinen, den ich genießen kann und mag. Es hängt sich ja freylich wohl hier und da ein junger Mensch an einen, und es giebt in der That jetzt einige sehr wackere hoffnungsvolle junge Leute[2] hier; aber man wird doch nach und nach für solche schon zu alt und ernsthaft, wiewohl ich fühle, daß ich noch jugendlich genug seyn könnte, wenn ich mich nur wohl befände.

Von meinen Kindern habe ich nur das älteste, nun ein Mädchen von zehn Jahren, hier in der Stadt bey der verwittweten Professorin Exleben[3] in Pension, wo es sehr gut erzogen wird. Das jüngste hat meine Schwägerin Elderhorst in Bissendorf[3] bey Hannover bey sich. Jene ist von meiner ersten, dieß von meiner zweyten Frau, die vierzehn Tage nach seiner Geburt starb. Doch das habe ich Euch ja wohl geschrieben, und auch wohl geschrieben, daß ich diesen Verlust in meinem ganzen Leben nicht verschmerze. Nach ihrem Tode bin ich's erst recht inne geworden, wie unermeßlich ich das Weib geliebt habe. Mein Leben, meine Seele, und diese Liebe waren nur Eins.

Die Hamburger Stadtbibliothek besitzt in Elise Campes Handschriftensammlung noch zwei Bürgerautographen, die mir G. Weisstein gütigst mitteilte; nämlich auf einem Queroktavblatt ohne Überschrift und ohne Namen das Epigramm „Auf das Adeln der Gelehrten" (Sauer Nr. 138, Berger Nr. 165) mit den Varianten Vers 1 „ächte" 4 „mehr" — und auf einem Quartblatt, ebenfalls ohne Unterschrift, eine eigenhändige Autobiographie. Da Bürgers Ehrenpromotion vom 17. September 1787 erwähnt ist, dagegen in dem Verzeichnis

[1] Georg Forster siedelte Ende September 1788 als kurfürstlicher Bibliothekar nach Mainz über, nachdem er seit Herbst 1787 in Göttingen gelebt hatte, vgl. A. Leitzmann in Herrigs Archiv 92, 264.

[2] Vor allem August Wilhelm Schlegel, vgl. Strodtmann 3, 211.

[3] Im ersten Druck verlesen: Exleben und Bessendorf, vgl. Strodtmann 4, 301, 288. Die gedruckte Anzeige von Mollys Tod bei Strodtmann 3, 164.

seiner Schriften die Ausgabe der Gedichte von 1789 nur „in der angekündigten neuen Sammlung“ genannt wird, so muß sie um 1788 geschrieben sein; Unbekanntes enthält sie nicht.

Endlich sind in Autographenkatalogen noch folgende ganz oder teilweise unbekannte Briefe Bürgers zum Vorschein gekommen:

An Hofrath? Gelliehausen 8. Febr. 1773, Liepmannssohns Auctionskatalog vom 18. Nov. 1895, Nr. 779.

An Lockemann, Gelliehausen 29. Juni 1773, Cohns Auctionskatalog vom 20. Mai 1895, Nr. 485.

An Hofrath Liste, G. 12. August 1773, Meyer-Cohn, S. 37.

An Hofrath Ceste [Liste?] in Hannover, Göttingen 26. August 1773, Cohns Katalog 209, Nr. 39.

An Sprickmann, 1776 (nicht Strodtmanns Nr. 286), Spitta Katalog 31, Nr. 61.

An Rothmann, Wöllmershausen 27. Nov. 1777, Liepmannssohns Auktionskatalog vom 7. Mai 1896, Nr. 232.

An? Wöllmershausen 16. März 1778, Liepmannssohns Auktionskatalog vom 18. Nov. 1895, Nr. 780.

An Dieterich, Niedeck 2. Mai 1778, Sammlung Paar (Cohn 1893), Nr. 1130.

An Dieterich (?), Wöllmershausen 17. August 1778, C. A. Schulz Katalog 20, Nr. 621a; 24, Nr. 449.

An Dr. Willig in Göttingen, Wöllmershausen 4. Apr. 1779, C. A. Schulz Katalog 24, Nr. 448.

An Dieterich, 1780 (1½ S. Fol.), Sammlung Paar (Cohn 1893), Nr. 1130, 2.

An? 1780 (2 S. Fol.) Spitta Katalog 31, Nr. 60.

An W. G. Becker, Appenrode 14. Juni 1781, Meyer-Cohn, S. 37.

An? Appenrode 14. Febr. 1782 (2 S. Fol.), Bertling Katalog 29, Nr. 71.

An Bouterweck, Göttingen 1786 (4 S. 4°), Liſt & Francke Auktionskatalog vom 8. Apr. 1885, Nr. 49.

An Heyne, 1786 (1 S. 4°) Spitta Katalog 31, Nr. 62.

An Hofrath v. Bülow, Göttingen 29. Nov. 1787, Liepmannssohns Auktionskatalog vom 18. Nov. 1895, Nr. 781; Katalog 121, Nr. 468.

An? Göttingen 21. April 1792, C. A. Schulz Katalog 20, Nr. 620; 24, Nr. 447.

An Heyne, Göttingen 11. Nov. 1792, C. A. Schulz Katalog 20, Nr. 621.

An Scheufler, undatiert (1½ S. Fol.) Cohns Auktionskatalog vom 21. Mai 1894, Nr. 9.

An? Fragment eines undatierten Briefes, Bertling Katalog 29, Nr. 72.

An Hofrath Liste, Fragment (2 S. Fol.), Liſt & Francke Auktionskatalog vom 30. Nov. 1896, Nr. 1931.

## II.

### Von Karl Nutzhorn in Bissendorf bei Hannover.

Zunächst möchte ich mir zu den vom Herausgeber dieser Zeitschrift im ersten Bande, S. 314 ff. veröffentlichten Auszügen aus Bürgers Briefen an Dieterich einige Bemerkungen erlauben.

Der im zweiten Briefe, S. 317 unmittelbar nach Bürgers Namensunterschrift von ihm erwähnte Mathieu ist der renommierte Maler Heinrich Friedrich Leopold Mathieu (geboren 1750 zu Berlin, gestorben 1778 zu Göttingen, vgl. Nagler, Künstlerlexikon 8, 436, ein Hausfreund der Leonhartschen Familie. Sämtliche 13 Mitglieder derselben hat er im Jahre 1774 vortrefflich gemalt. Die Bilder von Dorette und Augusta (Molly) sind durch photographische Reproduktion bekannt geworden.

Im 10. Briefe, S. 322 hat Sauer hinter den Worten „Gottlob! daß nur L[ichtenbergs] Buch wieder ze Ganze ist!" ein Fragezeichen gesetzt. Ohne Zweifel hat Bürger „zu Gange" (niedersächsischer Provinzialismus für „vorhanden") geschrieben.

Im 13. und 14. Briefe ist von einer „Paaer"schen Assignation die Rede. Auf dem Wilhelmischen Hause in Hannover standen Gelder, welche den Leonhartschen Erben gehörten. Nachdem Bürger die Kuratel über letztere am 22. April 1782 abgenommen war, wurde der Hofgerichtsauditor Pauer (nicht Paaer) in Hannover zum Kurator bestellt. Da Bürger (Strodtmann 3, S. 126) seinen Kuranden nichts schuldig geblieben war, sondern vielmehr Vorschuß behalten hatte, so mußte Pauer letzteren zurückerstatten.

Statt „Lyra Köler" ist im 13. Briefe, S. 325 zu lesen: Louisa Köh)ler. Es ist die Tochter von Dieterich, vgl. das Register bei Strodtmann 4, 315. Sie wird auch im zweiten Briefe, S. 317 von Bürger erwähnt.

Im 15. Briefe, S. 326 f. wünscht Bürger von Dieterich eine „Geburtstags-Reimerey", welche für Frau Hauptmann Luise Wilhelmine von Uslar, geborene von Westernhagen zu Sennickerode, bestimmt ist, auf einen hübschen Band gedruckt zu haben, „und zwar so, daß man ihn wie ein Ordensband vor einen bretternen Busen heften könne". Hierzu bemerkt Sauer: „Das Gedicht wurde auch gedruckt, ist aber nicht bekannt geworden." Es ist aber offenbar, wie schon Berger (Bürgers Gedichte) erkannte, das „Geweihte Angebinde zu Luisens Geburtstage". Der Passus desselben: „So weih' ich . . dieses Band . ., daß ich's an Luisens Busen legen kann" weist ohne Frage

auf die erwähnte Briefstelle hin. Die „edle", das heißt adelige Freundin wird auch in Bürgers „Abfertigung an meine Frau, welche an dem Höchsterfreulichen Geburtsfeste der gnädigen Frau Luise Wilhelmine von Uslar geborene von Westernhagen ein Gedicht verlangte von meiner Wenigkeit. Am 14. September 1782. G. A. B." Louise genannt. Nach Edmund Freiherr von Uslar Gleichen, Beiträge zu einer Familiengeschichte (Hannover, 1888) hatte der Hauptmann und Lizentkommissär Th. L. A. H. von Uslar damals in der That ein „Kleeblatt holder Kinder": Eleonore, Marianne, Hans.

Sgr. Münter am Ende dieses Briefes ist wohl der Bruder der Dichterin und Reiseschriftstellerin Friederike Brun. (Vgl. Bürgers Gedichte ed. Sauer, S. 333 Anmerkung.) In Pütters Selbstbiographie, S. 750 Anmerkung wird Münter aus Kopenhagen unter Pütters Hörern während des Sommersemesters 1783 aufgeführt. Er ist wohl der Jugendfreund von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg (vgl. Hellinghaus, Briefe von Stolberg an Voß, S. 472).

In Nr. 17 müßte das L. wie bei Nr. 16 als L[ichtenberg] gedeutet werden.

Der 19. Brief, S. 330 ist falsch datiert. Statt 1787 muß es heißen 1781. Im Jahre 1787 war Bürger nicht mehr in Appenrode, sondern in Göttingen. Der Brief ist am Sonnabend vor Ostern, am 14. April, geschrieben. Nun fiel Ostern 1781 auf den 15. April, während Ostern 1787 am 8. April gefeiert wurde.

In Nr. 18 bezieht sich der Anfang auf die Taufe von Bürgers Tochter Auguste Wilhelmine Henriette Elisabeth am 2. Mai 1784.

Der zweite Absatz betrifft Lichtenbergs Geliebte Margarethe Kellner, geboren 31. August 1759 zu Nikolausberg. Nachdem sie ihm einen Sohn Georg Christoph, ein 1785 verstorbenes Kind, und am 24. Juni 1789 eine Tochter geboren hatte, ließ sich Lichtenberg mit ihr, seiner bisherigen Haushälterin, am 5. Oktober 1789 privatim trauen. Vgl. E. Grisebach, Die deutsche Litteratur seit 1770, S. 41 f.

1. Ein Brief Bürgers an die Geschwister Mackenthun zu Hannover.

Mein Weiblein, welches ich so lange, bis wir erst ein wenig mehr in Ordnung sind, aufzuheben gegeben habe, macht mirs zur Gewissens Sache, auch zwei Wörtchen an Euch, ihr lieben holden drey Mägdlein, zu schreiben. Weil nun die Männer, welche dem Pantoffel unterthan sind, weiche zarte Gewissen haben, so konnte ich es an meinem demütigen Gehorsam wohl nicht ermangeln lassen. Seht da schon mehr, als ein Paar Dutzend Worte! An Worten fehlts ja Gottlob! nicht. Wenn es nur eben so wenig an Tischen, Stühlen u. s. w. fehlte, um mit gehöriger Bequemlichkeit und Sammlung des Geistes Gedanken darauf auszubrüten. Ach! es ist hier in meinem Häuslein, worin ich noch mutterseelenallein Tag und Nacht herumpute, eine gar drollige Wirthschaft. Auf die Gedanken, ihr lieben Kindlein, werdet Ihr also fürs erste noch gütigst Verzicht thun, besonders wenn ich neben her bemerklich mache, daß wegen der vermaledeyeten Witterung noch nicht einmal

ein Stück Holz in ganz Göttingen für Geld zu haben ist. Daher ist mein ganzer Verstand eingefroren. Es ist alles an mir eiskalt und hart, außer das obenerwähnte weiche zarte Gewissen.

Daß ich mit voller Liebe und Dankbarkeit an Euer ganzes werthes Haus vom Ersten bis zum Letzten gedenke, das versteht sich alles von selbst, und daher schenkt Ihr mir ja wohl darüber die Worte. Wollte der Himmel, ich wäre im Stande, alle von Euch Allen genossene Güte zu vergelten! An gutem Willen, denke ich, fehlts mir nicht. Stellt ihn doch auf die Probe! Ich wills für die größte aller Eurer vielen unzählbaren Gefälligkeiten halten. —

Ehe ich noch auch nur die kleinste erwiedert habe, soll ich auf Veranlaßung meines Weibes dennoch schon durch diesen Brief die Rechnung von neuem vergrößern. Ich würde nicht das Herz dazu haben, wenn Ihr nicht so übergütig wäret. Es soll in Hanover, Gott weiß bey welchem Kaufmann am Steinwege! ein Creme samt einer Anweisung Mahagony Meubeln rein und schön zu erhalten, zu haben seyn. Wir haben ihn in H. vergessen, gleich mitzunehmen. Da soll ich nun bitten, daß die liebe Friederike uns eine Portion davon besorgen ließe und etwa durch Georgen, wenn sich der theure Mann damit belästigen kann und mag, überschickte. Gottlob! daß die Pracherworte heraus sind.

Nun lebt wohl, ihr guten Seelen! Meinen besten Gruß an Eltern, Bruder und alle Freunde und Bekannte Eures Hauses! Ich umarme Euch alle von Herzen.

Göttingen d. 13. October 1785.

G. A. Bürger.

(Bemerkung von Friederike Mackenthun: erhalten d. 14. October: beantwortet den 18.)

Der vorstehende Brief Bürgers wie die folgenden sechs befinden sich im Besitze eines Urenkels des Dichters, des Herrn Apothekers Wilhelm Mühlenfeld in Hoya an der Weser, der mir die Veröffentlichung freundlichst gestattet hat. Als Pastor von Bissendorf, wo Bürger und Molly getraut sind, bin ich in der Lage, zum Verständnis dieser Briefe etwas beizutragen.

Die Familie des Hof-Küchschreibers Mackenthun in Hannover stand mit der Leonhartschen in enger Beziehung. Nach Strodtmann (Illustrierte Frauenzeitung, Jahrgang 1877, S. 329) „hatte der Amtmann Leonhart auf Niedeck seine drei Töchter Anna, Dorette, Augusta nach dem Tode der Mutter 1765 zu Verwandten in Hannover gesandt, damit ihnen dort im Kreise befreundeter Familien eine bessere Erziehung zu Teil würde, als er sie ihnen in der Abgeschiedenheit seines ländlichen Wohnsitzes hätte verschaffen können. Erst sieben Jahre später, als er einen neuen Ehebund mit einer verwitweten Schwester seiner ersten Gattin schloß, kehrten die mittlerweile herangewachsenen Töchter in das elterliche Haus zurück". Diese Angaben sind indes nicht genau. 1766 bis Ostern 1770 bereitete sich der älteste Sohn des Amtmanns bei seinem Großvater, dem königlichen Kämmerer Johann Carl Leonhart in Hannover, für die Universität vor. Bei des letzteren Tode am 8. Oktober 1770 ist außer dem stud. jur. Karl dessen älteste Schwester Anna Leonhart in

Hannover anwesend. Demnach sind die Kinder des Amtmanns nicht gleichzeitig, sondern nacheinander in Hannover zu ihrer Erziehung gewesen. Wahrscheinlich sind die Töchter nach ihrer Konfirmation dorthin gesandt.

Dorette war von einer verwitweten Frau Schloßkantorin Bischoff erzogen. Deren Tochter Karoline, nachmalige Frau des Gymnasialdirektors Köppen in Hildesheim, war ihre beste Freundin. An sie hat Bürger am 14. Juli 1774 aus Niedeck den Euphorion 3, 735 veröffentlichten Brief geschrieben. Augustens intimste Freundin war Friederike Mackenthun, eine der drei Töchter des bezeichneten Hofbediensteten. Friederike war den 6. November 1769, ihre Schwester Charlotte den 16. August 1767 und Marie (nach Strodtmann 3, 208 Anmerkung wahrscheinlich identisch mit Luise) Mackenthun am 8. Juni 1765 geboren. Nachdem Anna Leonhart sich mit dem Amtsvoigt Elderhorst in Bissendorf verheiratet hatte, weilte Molly-Auguste dort wiederholt längere Zeit, zuerst von Johannis 1779 bis Weihnachten 1780. Bei der Taufe des ersten Sohnes des Amtsvoigts, Karl Wilhelm August genannt, war sie Pate (11. August 1779). Das Jahr vor dem Tode von Dorette Bürger (gestorben 30. Juli 1784) und das darauffolgende brachte ihre Schwester Augusta ebenfalls in Bissendorf zu. Die Trauung mit Bürger fand am 17. Juni 1785 statt. Der Eintrag im Bissendorfer Verzeichnis der Kopulierten für 1785 lautet:

Nr. 5.

Copulirt: den 17. Junius.

Bräutigam: Herr Gottfried August Bürger Dichter und Lehrer des teutschen Stils zu Göttingen.

Braut: Demoiselle Augusta Maria Wilhelmina Eva Leonhart, des Weiland K. u. Churfürstl. Amtmanns zu Niedeck Herrn Leonhart nachgelaßne jüngste Tochter.

Wohnort: Göttingen.

Die Trauung hat Pastor Konrad August Lampe, der Großvater des Dichters der bezauberten Rose Ernst Schulze, vollzogen. Dessen einzige Tochter, welche fast genau ein Jahr jünger war als Molly, Christina Johanna Hedwig Lampe, geboren am 12. August 1759 zu Neustadt am Rübenberge, reichte am 3. Juli 1786 nach dem Tode ihres Vaters dem Doktor juris Ernst Friedrich Wilhelm Schulze aus Celle vor dem Altar zu Bissendorf die Hand. Die Familien Elderhorst und Lampe waren befreundet. Amtsvoigtei, Kirche und Pfarre zu Bissendorf befinden sich noch fast in demselben Zustande wie vor hundert Jahren.

Nach seiner Trauung reiste Bürger zur Kräftigung seiner Gesundheit nach den Bädern Meinberg und Pyrmont. An ersterem, in

Lippe Detmold gelegenen Orte dichtete er am 21. Juli 1785 das Epigramm „An die Nymphe zu Meinberg". In Pyrmont traf er mit dem Schriftsteller und Verleger Friedrich Justus Bertuch, mit dem er früher eifrig korrespondiert hatte, zusammen. Am 4. November 1785 schrieb Bürger wieder an Bertuch. Dieser Brief, von Berthold Litzmann in Druck gegeben, ist wohl bislang der einzige gewesen, der zu den wenigen Briefen Bürgers aus seiner Ehe mit Molly, welche Strodtmann auffinden konnte, neu hinzugekommen ist. Zu dem von mir oben veröffentlichten Briefe, welcher einem Briefe Mollys an die Familie Mackenthun beigegeben zu sein scheint, bekommen wir einen Einblick in das Eheglück des Dichters, welches kaum drei Monate später so grausam zerstört wurde.

Ludwig Geiger hat in der Deutschen Revue, Jahrgang 1886, Märzheft S. 368—370 einen Brief Bürgers an Friederike Mackenthun vom 2. März 1786 veröffentlicht, welcher des Dichters Trauer um Molly in denselben Ausdrücken darthut, wie in dem 11 Tage später an Boie gesandten. Eingang und Schluß dieses Briefes an Friederike Mackenthun ist von Strodtmann 3, 167 Anmerkung bereits bekannt gegeben. Da er die Vorlage des Briefes an Boie gewesen ist, hätte Strodtmann nicht auf den Abdruck des ganzen Briefes verzichten dürfen. Wenn Geiger in seiner Veröffentlichung sagte: „Der Gegenstand der Abrechnungen, welche mitten in gefühlsseligen Klagen besprochen werden, ist uns nicht weiter bekannt", so giebt uns der vorstehende Brief jetzt darüber einige Aufklärung. Der dort genannte George ist Mollys jüngster Bruder, damals Fähnrich in Münster. Er war Taufpate zu der am 25. Dezember 1785 geborenen Tochter von Bürger und Molly. Letztere, gleich ihrer Mutter Auguste genannt, wurde in Bissendorf erzogen, konfirmiert und mit dem Amtschreiber Mühlenfeld kopuliert. Da der Taufschein, welchen Bürgers Tochter zu ihrer Konfirmation nötig hatte, in meinen Händen ist, so möge er hier abgedruckt werden:

Daß Anna Auguste Henriette Ernestine Bürgern, eine eheliche Tochter weyland Herrn Gottfried August Bürgers, vormaligen Amt Manns zu alten Gleichen und seiner Ehefrau Auguste Marie Wilhelmine Eva, gebohrnen Leonhart am 25. Decembr. 1785 gebohren, und am 16. Januar 1786 getauft worden sey; wobey die Frau Amts Vogten Elderhorst, von Bißendorf, und der Herr Fähnrich Leonhart in Münster als Taufzeugen gegenwärtig gewesen: solches wird laut Kirchen Buchs hiemit sub fide pastorali bescheiniget.

Göttingen d. 17. Febr. 1800.

L. S.

C. W. Mahle
Pastor ad aedem
S: Johannis et Crucis.

Strodtmann erwähnt in seinem Aufsatze in der Gartenlaube (Jahrgang 1874, S. 43) „Aus dem Lebens- und Leidensbuche eines Dichters", daß George Leonhart, der in den Trauertagen im Hause seines Schwagers verweilte und neben dem treuen Arzte, Dr. Althof, am Sterbebette seiner Schwester stand, mit den Worten: „Sie hat vollendet!" in das Vorzimmer trat, um dem wortlos zusammenbrechenden Bürger und seiner Tochter Marianne (auch Friederike genannt), welcher dieser Moment stets unvergeßlich blieb, das entsetzliche Geschick zu verkünden. Auch hier berichtet Strodtmann insofern ungenau, als nach mir vorliegenden Rechnungen nicht Althof, sondern Professor Stromeyer, der auch Karl Leonhart und Dorette behandelt hatte, Augustens Arzt gewesen ist.

Der Bruder von Friederike, Louise und Charlotte Mackenthun war mit George Leonhart befreundet. Er studierte in Göttingen wahrscheinlich Jura. Wenigstens wird bei einer Privatkommunion der Familie Elderhorst in Bissendorf am 15. Januar 1804 ein Advokat Mackenthun aufgeführt. Johann Christian Friedrich Mackenthun, geboren den 1. Januar 1764, wird im Hannoverschen Adreßbuche auf 1802 unter den Advokaten in Hannover genannt, die bei dem Oberappellationsgericht zu Celle immatrikuliert sind.

## 2. Sechs Briefe Bürgers an Friederike Mackenthun.

### 1.

(Bemerkung: erhalten den 17.
Beantw: „ 24.)

Göttingen d. 16. März 1786.

Liebe Friederike, ich hätte Ihnen schon am vorigen Montage wieder geschrieben und die verlangten Ankündigungen geschickt, wenn ich nicht einen vier Bogen langen englischen Brief zu schreiben gehabt hätte, wozu ich mein bischen englisch aus allen Nähten zusammen klopfen mußte. Ich bekomme einen jungen Engländer in mein Haus und unter meine Aufsicht, dessen Vater eine sehr umständliche Beschreibung des Göttingischen Wesens verlangte. Der Vater heißt Lord Lisburne und das Knäblein noch zur Zeit Mr. Vaughan. Er hat aber die größte Hofnung, dereinst Erbe von des Vaters Nahmen, Titel und großen Gütern zu werden, weil sein älterer Bruder ein sehr knackschäliges Männlein seyn soll.

Dieses Engagement eröffnet mir eine sehr angenehme Aussicht, dereinst wohl noch einmal mit guter und wohlfeiler Manier das beliebte und belobte England zu sehen. Schon gegenwärtig bereite ich mich zu einer Reise nach Brüssel, die ich etwa in 14 Tagen oder 3 Wochen antreten werde, um den jungen Herrn dort aus den Händen seines zärtlich besorgten und ihn bis dahin begleitenden Vaters in Empfang zu nehmen. Ich hoffe, daß dieser kleine Absprung meiner Hypochondrie und meinem düstern Geiste wohlthun soll. —

Werden Sie dennoch, liebes Mädchen, künftigen Ostern nach Göttingen kommen, wie Sie einst — aber ach! in bessern Zeiten — vorhatten? Ihr Bruder, der sparsame Unterbrecher meiner Einsamkeit, weiß mir davon nichts gewisses zu sagen. Aber höchst empfindlich würde mirs seyn, wenn meine Reise mich um ein

Wiedersehen brächte, welches so viel süßes für mich haben würde. Daß ich, wenn Sie nicht hieher kommen, Sie fürs erste noch nicht wieder sehen werde, darein muß ich mich nun freylich ergeben. Allein Ihres Besuchs in unserer hochberühmten Stadt nicht theilhaftig zu werden, das will mir durchaus noch nicht zu Kopf und zu Herzen. Eine Bissendorfsche Reise kann ich, wie Sie aus den obigen Umständen ersehen, vor der Hand nicht machen, so gern ich auch den theuern Nachlaß meiner Entflohenen wiedersähe. Aber herzlich sollte es mich freuen, wenn Sie, meine Theuere, das Kind bald und öfters zu sehen kriegen und mir recht was angenehmes davon melden könnten, welches Sie gewiß gern mit Ihrer ganzen Herzlichkeit thun würden. Es schien, wie es noch hier war, ein hübsches blauäugiges freundliches und frommes Kind zu seyn, wie es denn auch von meiner Liebenswürdigen nicht anders zu erwarten war. Da es nun eine gute, derbe, gesunde Amme hat, so hege ich von seinem ferneren Gedeyhen die beste Hoffnung. Jungfer Jze ist nun seit einigen Wochen in ihrer Pension, bey der hiesigen verwittweten Professorin Erxleben und wie ich sehe und höre, hält sie sich ganz wohl. Traurig ists bey allen dem, daß ich meine Küchlein so von mir entfernen muß. Gott weiß, ob ich sie je wieder zu mir versammeln kann. —

Herzlich leid thut mirs, aus Ihrem Briefe das Mißbefinden Ihrer Frau Mutter zu vernehmen. Ich hoffe ja aber, daß es weder anhaltend noch von schlimmern Folgen seyn werde. Wenn meine Wünsche etwas wirken können, so ist jetzt schon alles wieder gut. Empfehlen Sie mich ihr und Ihrem Herrn Vater bestens.

Vor meiner Abreise hoffe ich noch mit mehr als einem lieben Briefchen von Ihrer Hand gelabt zu werden. Ich will Ihnen dann auch, wenn ich wieder komme, wie Gellerts Petz, recht viel von meinen Abentheuern zu Wasser und zu Lande erzählen. Unterdessen werden Sie mir wohl so viel Pränumeranten angeworben haben, daß ich nicht wissen werde, wo ich mit dem Gelde bleiben soll. Ich wollte wohl, daß ich solche Collectricen durch ganz Deutschland hätte, dann könnte ich mich nur getrost nach einem Rittergute umsehen.

Aber wozu brauchen Sie denn noch so viele Avertissements? Thut es denn gar kein einziger ohne ein solches Blatt? Ich dächte, wenn man das einmal gelesen hätte, so hätte man genug und wüßte hinlänglich, was man thun, oder laßen sollte. Solchergestalt könnte ja ein einziges Blatt leicht durch hundert Hände gehen.

Nun leben Sie wohl, meine Beste! Schreiben Sie mir recht oft und viel von allem, was Ihr Herz interessirt. Ich lese kein Buch in der Welt so gern, als des Menschen Herz, besonders wenn darin so viel schöne Dinge geschrieben stehen, als in dem Ihrigen. Sie müssen es aber immer hübsch ganz auf und auseinander schlagen, und nicht blos das Titelblatt davon sehen laßen. Niemand kann und wird bey dieser Lectüre discreter seyn als

Ihr

herzlichergebenster

Bürger.

N. S.

Bey Louise und Lotte erneuern Sie mein Andenken durch eine kräftige Umarmung und sagen Sie dabey: Dies gilt für Bürgern, der Eurer öfter mit der herzlichsten Freundschaft gedenkt, ob ihr flüchtigen Dirnen euch gleich wenig oder nichts um ihn kümmert.

Die Avertissements über die neue Ausgabe von Bürgers Gedichten wurden schon in seinem Briefe vom 2. März erwähnt. Bürger sagt dort, daß die Ankündigung unter Dieterichs Namen herauskommen würde. Längstens gegen Pfingsten oder Johannis

würden die Gedichte in zwei Oktavbändchen mit Kupfern gegen 1 Thaler 8 Groschen Pränumerations und 1 Thaler 16 Groschen nachherigem Ladenpreis herauskommen.

Lord Lisburne wird schon im Briefe an Boie vom 16. März erwähnt, wie auch die geplante Reise nach Brüssel. Mit einem John Vaughan Esq., der vom Herbst 1771 bis Ostern 1775 in Göttingen studierte, dessen Hofmeister Boie war (vgl. Weinhold, Boie, S. 37, 64 ff. 72), hatte Bürger in dieser Zeit regen Verkehr. Er scheint aber nicht mit Bürgers Engländer verwandt zu sein, sonst hätte Boie am 17. September 1787 nach seinem Besuch in Göttingen wohl nicht einfach an Voß über denselben geschrieben: „Bürger ist Hofmeister eines Engländers, mit dem gar nichts anzufangen ist." (Weinhold, S. 214.)

Jungfer Ize, Bürgers älteste und einzige Tochter erster Ehe, Marianne Friederike, hatte Tags zuvor ihren achten Geburtstag gefeiert. Über sie und das Töchterchen zweiter Ehe Auguste äußert sich Bürger in seinem Briefe an Boie vom 16. März mit fast genau denselben Worten wie hier. Die Amme Anna wird zuerst in Bürgers Briefe an Anna Elderhorst vom 30. Januar 1786 erwähnt (Strodtmann 3, 166). Der in der Nachschrift desselben Briefes genannte Stolzenberg, an den Bürger schreiben will, ist der Hauptmann F. E. von Stoltzenberg zu Luttmersen bei Neustadt am Rübenberge, ein Freund des Amtsvoigtes Elderhorst zu Bissendorf. Auf meine Anfrage teilte mir der Enkel des Genannten in entgegenkommender Weise mit, daß sich leider unter den Briefen seines Großvaters kein einziger Brief von Bürger befindet.

## 2.

Göttingen d. 17. Apr. 1786.

Ja, liebe Friederike, noch immer sitze ich hier und es ist mir fatal genug, daß ich nicht weiß, wie ich dran bin. Ich muß nothwendig erst noch Briefe aus England abwarten. Ohne diese kann ich weder die Zeit meiner Abreise, noch sogar überall mit Gewisheit bestimmen, ob noch was daraus wird.

Mein ganzes Herz dankt Ihnen für Ihr so gütiges Andenken, und für den Antheil, welchen Sie an mir und meinen Schicksalen nehmen. Ich würde Ihnen dieß öfter sagen, wenn meine Feder nicht so manchen andern Schmiralien gewidmet seyn müßte. Aber wenn ichs auch noch so selten, noch so hölzern sage, so denke, so empfinde ich es doch desto inniger und lebhafter. —

Fortgesetzt am 24. April 86.

Ich wurde vor 8 Tagen abgehalten, dieses Brieflein zu vollenden, darüber es denn die ganze Woche liegen geblieben ist. Ich laße den Anfang stehen, um meiner Friederike zu zeigen, daß ich wenigstens immer den Willen, wenn gleich nicht das Vollbringen habe, ein treufleißiger Correspondent zu seyn

Heute kann ich Ihnen nun endlich die Nachricht ertheilen, daß ich Morgen Nachmittag nach Brüssel unter Segel gehen werde. Hinwärts gehe ich gerade über Cassel, Paderborn, Münster, Düsseldorf u. s. w. herwärts aber über Cöln, Mainz, Frankfurth u. s. w. und gedenke etwa in 3 bis 4 Wochen wieder hier zu seyn. Das schöne Wetter, welches wir jetzt haben, werden Sie mir ja wohl gönnen.

Mit Einsendung der Pränumeranten und Nahmen brauchen Sie sich nicht zu übereilen. Denn vor meiner Zurückkunft wird der Druck nicht vollendet. Wenn Sie noch einige Tausend schaffen können, so haben Sie damit wenigstens den ganzen May noch Zeit.

Daß wir in kurzem drey englische Prinzen auf unsere Universität bekommen, werden Sie ja wohl schon besser wissen, als ich. Das aber erfahren Sie vielleicht zuerst von mir, daß sie das nehmliche Dieterichsche Vorderhaus beziehen werden, wovon ich das Hinterhaus bewohne. Wenigstens werden darüber die Unterhandlungen mit allem Ernst betrieben. Da nun vollends auf die Art Ihre Königl. Hoheiten meine Haus Purschen werden, so dürfte ich ja vielleicht auch noch Gelegenheit bekommen, einiges von meiner gelehrten Waare gegen Geld und gute Worte an die jungen Herrchen abzusetzen.

Von Herzen hat es mich gefreut, die glückliche Überkunft Ihres guten Bruders aus Ihrem letzten Briefchen vernommen zu haben. Wofür aber die Danksagungen, die Sie mir seinetwegen übersenden, seyn sollen, kann ich durchaus nicht ergrübeln, wenn ich mir auch den Kopf noch so sehr zerbreche. Wollte Gott, daß ich mir irgend wodurch das beruhigende Gefühl verschaffen könnte, wenigstens durch etwas das viele gute vergolten zu haben, was ich und meine verewigte Auguste von Ihnen und Ihrem ganzen Hause genossen haben. Aber ach! wie weit bin ich hinter Ihnen zurück, wie weit werde ich wahrscheinlich immer zurück bleiben müssen. Denn Sie, meine Theüre, haben besonders einen so großen Vorsprung, daß gar an kein Einholen zu denken ist. —

Nun leben Sie wohl, mein liebes gutes Mädchen. Schieben Sie mich irgend wo in eine Lücke Ihres andächtigen Morgen und Abendsegens, bis ich von allen meinen Fährlichkeiten zu Wasser und zu Lande glücklich wieder in den Hafen eingelaufen seyn werde. Ich will Sie auch dann im Geiste auf den Schooß nehmen und Ihnen vorerzählen und vorlügen, alles was ich nur weiß und kann.

Bleiben Sie mir ein bischen gut! Nicht war, Sie sagten ja wohl bisweilen vorhin, daß Sie es wären? Man befindet sich ja immer besser, wenn man es weiß, daß einem gute Leute gut sind.

Tausend herzliche Grüße an alle Ihre Lieben

von Ihrem

GABürger.

Da Bürgers Reise nach Brüssel über Münster führte, so hat Paul Schlenther unrecht, wenn er in seinem sehr lesenswerten Aufsatze über Bürger in der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung Jahrgang 1894, Nr. 23 sagt: Bürger hat Münster nie gesehen.

Das Dieterichsche Vorderhaus befindet sich auf der seit dem Besuch der Prinzen sogenannten Prinzenstraße. Das Hinterhaus hat Bürger bis zu seinem Tode bewohnt. Es ist mit einer Gedenktafel geschmückt.

Die drei englischen Prinzen waren Söhne Georgs III., nämlich die Herzöge von Sussex, Cambridge und Cumberland. Letzterer, Ernst August, wurde nachmals König von Hannover.

3.

Göttingen d. 20. Jul. 1786.

erhalten den 21.

Beantw. den 31.

Liebe Friederike

Ich bin ein ganz abscheulicher Mensch, daß ich Ihren gütigen Brief vom 7. dieses erst heute kurz vor Abgang der Post mit einem Paar Zeilen beantworte. Schelten Sie, prügeln Sie, treten Sie mich nur recht tüchtig mit Füßen, ich will still halten und mich gegen alle Knüffe und Püffe nicht ein bischen rühren. Aber es ist auch recht, als ob der Teufel das bischen Zeit, was Einem auf Erden beschieden ist, weghohlte. Mir ist, als hätte ich kaum vorigen Posttag Ihren Brief erhalten; und gleichwohl sind schon 14 Tage verstrichen und Morgen verläßt unsere theure Louise Vaterland, Verwandte und Freunde, ohne daß ich ihr nun noch mein herzliches Lebewohl meine herzlichen Segenswünsche durch Ihren Mund, meine Theure, zurufen kann! In der That, es ist schändliche Nachläßigkeit von mir!

Aber ganz, liebe Friederike, bin ich doch nicht ohne Entschuldigung. Unsere Königs Buben machen mir hier so viel turbas, daß ich seitdem sie hier sind, keine ruhige Stunde mehr habe. Gleichwohl ist mir nicht einmal die Ehre zu Theil geworden, sie im Deutschen zu unterrichten, obgleich Jedermann, der unpartheiisch denkt, spricht und handelt, der Meinung ist, daß dies mir, nicht aber einem gewissen Prof. Meyer, gebührt hätte. Denn noch zur Zeit hat dieser Ehrenmann weder seine Talente, noch seine Kenntnisse durch etwas legitimirt, wie wohl freylich seine Connexionen und Gönnerschaften wohl besser, als die meinigen seyn mögen. Dieser Herr Meyer hat nun den Nutzen, ich aber habe die Unbequemlichkeiten von Ihren Königl. Hoheiten. Denn um meines Engländers willen liegen sie mir den ganzen lieben Tag im Hause und treiben des kindischen Unfugs und Lärmens so viel, daß man oft aus der Haut darüber fahren möchte. Unglücklicher Weise geht meine Wohnung in den Garten hinter dem Hause, worin sie wohnen und wenn es so fort geht, als bisher, so werde ich mich noch genöthigt sehen, hier auszuziehen. Denn mit allen Singen und Sagen, man mag auch so derb singen und sagen, als man will, richtet man nichts aus, weil sie einen ziemlichen Puff hinnehmen können, auch gerade nicht böse drüber werden, wenn man sie allenfals zur Thür hinaustransportirt und diese hinter ihnen abriegelt. Kurz es sind muthwillige unbändige Füllen, denen man gleichwohl über allen ihren lästigen Unfug im Ernste nicht böse werden kann.

Selbst dieses Brieflein kann ich Ihnen nicht ruhig schreiben. Meine Thür ist zwar abgeriegelt, allein draußen ist so ein unermeßlicher Lärm, als ob die Welt untergehen sollte. Unglücklicher Weise wohne ich noch im Parterr; aber nächstens werde ich mich zum obersten Hahnbalken hinaufziehen.

Auf die Ankunft dieser Knaben habe ich in Dietrichs Nahmen ein Gedicht zusammen gestoppelt, das erbärmlichste, das je aus meiner Feder geflossen ist, gleichwohl höre ich, daß es die Leute hier und da vortreflich finden. Ich weiß nicht, ob Sie es gesehen haben. Hier ist ein Exemplar davon. Verschweigen Sie aber gegen jeden, der glücklicher weise noch nichts davon weiß, den Verfasser.

Für die angenehmen Nachrichten, welche Sie, meine Beste, mir von meinem kleinen Gustchen geben, mag Sie der Himmel hunderttausendmal segnen. Sehen Sie doch zu, wie Sie öfter nach Wissendorf kommen. Ich selbst sehe noch nicht ab, wenneher ich noch einmal so glücklich seyn werde, meinen kleinen Liebling wieder zu sehen.

Gott sey mit Ihnen, meine Theuerste! Werden Sie, nachdem Sie mich nach Verdienst curanzt haben, nur ein bischen wieder gut.

Ganz ihr Bürger.

Über Louisens Verhältnis zum englischen Hof sind wir durch einen Brief, den sie am 23. Dezember 1788 aus Kew bei London an George Leonhart in Göttingen schrieb (Strodtmann 3, 208 ff.), wohlunterrichtet. Damals lebte auch schon Friederike „im Hof labyrinthe". Am Schlusse heißt es: „Viel tausend Grüße an Bürgern von Louisen, und er möchte 's Kind nicht ganz vergessen. Schreib mir was er macht?"

F. L. W. Meyer aus Harburg, von dem Bürger in seinem Briefe an Boie, Oktober 1779 (Strodtmann 2, 364 f.) eine sehr ergötzliche Schilderung giebt, kam ungefähr gleichzeitig mit Bürger in Göttingen an (vgl. Heynes Brief an Herder vom 24. Mai 1786; Von und an Herder 2, 202), wo er als außerordentlicher Professor der Philosophie und Gehülfe an der Bibliothek bis Ende 1788 sich aufhielt und in dieser Zeit mit Bürger viel verkehrte. Auch während seiner ausgedehnten Reisen blieb er mit Bürger in lebhaftem Briefwechsel. Vgl. Curt Zimmermanns Dissertation über F. L. W. Meyer (Halle 1890), S. 15 f.

Das erwähnte Gedicht ist das „An Ihre Königlichen Hoheiten die Prinzen Ernst August, August Friederich und Adolf Friederich von England bei höchstderen Ankunft in Göttingen am 6. Juli 1787" gerichtete, welches im Göttinger Musenalmanach 1787, S. 188 Joh. Christ. Dieterich unterzeichnet ist. Redlich im Chiffernlexikon, S. 12 hat es bereits Bürger zugewiesen. Daß ein Einzeldruck vorhergegangen ist, beweist unser Brief. Letzterer war Redlich durch Strodtmanns Mitteilung bekannt. Vgl. Sauers Ausgabe von Bürgers Gedichten, S. 326 Anmerkung. Über die Ankunft der drei jüngsten Söhne König Georgs III. von England in Göttingen siehe Pütters Selbstbiographie, Göttingen 1798, S. 778 f., wo noch angegeben ist, daß der Legationssekretär Tatter ihnen den ersten Unterricht im Deutschen erteilte. Vgl. auch Lichtenbergs Briefe 2, 294.

## 4.

G[öttingen] d. 3. Aug. 1786.

erh. d. 21. Aug. beantw: 4. Septemb.

Ein ganz böser Bube mag ich doch wohl nicht seyn, weil ich mich so hübsch mit Liebe ziehen lasse. Hätte mein gutes sanftes Fritzenlämmchen den Drachen gemacht, und mir unter Zischen und Knirschen das Gesicht für meine Unart zerkratzt, so wäre ich vielleicht aus Trotz noch zehnmal unartiger geworden. Nun aber das Lamm so glimpflich mit mir umgeht, um es mit mir Unart — man denke! - nicht ganz und gar zu verderben; nun es weder böse seyn kann, noch böse seyn will; nun es so ein geduldiges Sänftchen ist, das sich alles gefallen lassen will, nun müßte ich ja ein wahrer Heide seyn, wenn ich der guten Seele nicht auf das möglichste zu gefallen suchte. Daher lasse ich denn auch nicht einmal diesen ersten

Posttag vorbey gehen, ohne das sanfte Patschchen, welches so huldreich streichelt, anstatt daß es hätte schlagen sollen, aufs dankbarste zu küssen. Aber, Liebe, was werden Sie mir zu gute thun, wenn ich künftig artiger bin und öfter schreibe, da Sie schon mit dem Nachläßigen Briefsteller so freundlich umgehn? Wenn Sie mich nur nicht noch einmal verziehen, daß ich Ihnen Kreuz und Herzeleid mache. Denn des Menschen Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding.

Herzlich habe ich mich gefreuet, daß unsere gute Luise meinen Segen noch aus Ihren Lippen hat empfangen können. Da sie so viele Kraft hat, Herzen an sich zu ziehen, so kann und wird es ihr in ihrer neuen Situation gewiß nicht übel gehen, wenn der Himmel sie sonst nur an Leib und Seele gesund läßt. Hätte ich vermuthen können, daß mein Brief sie noch in Hanover antreffen würde, so hätte ich ihr doch einen kleinen Auftrag geben wollen. Sie hätte nehmlich gelegentlich unsre Frau Königin fragen sollen: Ob sie wohl einst das säuberlich eingebundene Subscriptions Exemplar meiner Gedichte erster Auflage erhalten hätte? Und wenn sie denn das nicht hätte ableugnen können, so hätte sie ihr zu verstehen geben sollen, wie meschant es sey, daß eine so reiche Frau, die so große Capitalien in der Bank hat, nicht einmal ihren lumpigen Thaler bezahlt habe, des schönen vergoldeten Franzbandes nicht einmal zu gedenken. Übrigens hätte sie benamter Frau Königin auch sagen können, daß ihre Buben abscheulich ungezogen wären, die mir nicht nur viel Zeit sondern auch sonst allerley verderben, für welches alles ich wohl eine kleine Entschädigungs Pension verdiente.

In der That, wenn die Prinzessinnen auch so wilde Hummeln sind, so wird die arme Luise nicht viel ruhige Stunden haben und ich könnte sie dann fast bedauern. Die Herren Brüder, wenigstens wie sie jetzt sind, möchte ich wahrlich nicht bedienen, wenn ich nicht Erlaubniß hätte, bisweilen ein wenig um mich herum zuschlagen. Aber sagen sie mir doch, liebe Friederike, was hat Ihnen denn Hanover und was haben wir alle Ihnen zu Leide gethan, daß es Ihre *ersten* Wünsche, von uns eben so weit weg zu seyn, als Luise? Denken Sie denn, daß so hübsche Leute, als wir allzusammen sind, überall von den Bäumen geschüttelt werden? Wen würden Sie in London haben, der Ihnen so viele anmuthige Briefe schriebe, als ich — Ihnen zu schreiben noch Willens bin? Machen Sie mir nur so ein Herzeleid nicht. Bleiben Sie hübsch im Lande und nähren Sie sich redlich. Doch — so nahe ist es ja auch dem Himmel sey Dank! mit Ihnen noch nicht. In einigen Jahren wollen Sie uns erst solche Streiche spielen. Ich denke in einigen Jahren sieht die Welt ganz anders aus, als jetzt und Friederiken fällts nicht mehr ein, uns davon zu laufen. Anstatt nach London zu laufen, verlieben Sie sich hübsch in einen wackern Mann, ders werth ist, und der Sie wieder liebt. Von dem lassen Sie sich heurathen, und anstatt sich mit unartigen Prinzessinnen herum zu plagen, machen Sie ihrem Männlein das Leben froh und lassen sichs von ihm wieder froh machen, so viel es nur immer angehen will.

Fortgesetzt d. 17. August.

Liebste beste Friederike, es ist mit meiner Artigkeit eitel Lug und Trug. Der Wolf läßt seine Tücken nicht. Ich bin ein alter Sünder und es wird wohl Hopfen und Malz an mir verlohren seyn. Sie werden mich allso schon nehmen müssen, wie ich bin. Wenn so ein Brief nicht in einem Striche fortgeschrieben und kurz vor Abgang der Post geendigt, geschlossen und versiegelt wird, so geräth er unter meine hunderttausend Papiere, und dann ists immer noch sehr geschwind, wenn er in den nächsten 14 Tagen wieder empor komt und zu Ende gebracht wird. —

Morgen reise ich auf ein 8 Tage nach Gotha, Erfurth und Weimar. Es läßt sich für dies schaale langweilige Leben nichts bessers thun, als umherschwärmen. Wenn ich wiederkomme hoffe ich ein hübsches huldvolles Briefchen von Ihnen vorzufinden und das wird mich ja wohl nicht ruhen lassen, bis ich auch Ihnen wieder

eins geschrieben habe. Dann sollen Sie auch Ihr Blättchen beschrieben zurück erhalten von

Ihrem ganzeigenen

Bürger.

Von einem Briefe an die Königin und von gleichzeitiger Übersendung eines Exemplars der Gedichte von Bürger ist in seinem Briefwechsel mit Boie im Juni und Juli 1778 öfter die Rede (Strodtmann 2, 284. 290. 291. 294).

Ihrer Schwester Louise folgte Friederike als Kammerfrau der ältesten Tochter Georgs III. Mathilde im Jahre 1788 nach England (Strodtmann 3, 167 Anmerkung). Im Gedichte „An F. M., als sie nach London ging", spinnt Bürger den Gedanken der letzten beiden Sätze seines Schreibens vom 3. August weiter aus, um zu schließen:

Aber ach! durch Sturm und Regen
Muß er fort dich wandern sehn;
Nichts kann er als Gottes Segen
Zum Begleiter dir erflehn.

Bürgers Reise nach Gotha, Erfurt und Weimar beschränkte sich nicht auf acht Tage, sondern, wie sich aus dem folgenden Briefe fragmente vom 14. September ergiebt, sie dauerte vom 18. August bis etwa zum 8. September, also drei Wochen. Nur eine Andeutung davon befindet sich in dem gleichfalls vom 17. August datierten Briefe an Anna Elderhorst, wo außerdem Jena genannt wird. Übrigens ist der am Schlusse dieses Briefes genannte Magohr, dem Bürger nach seiner Zurückkunft schreiben und Nelkenkataloge zurückschicken will, wahrscheinlich der oben erwähnte Hauptmann von Stolzenberg (Strodtmann 3, 172 und 174).

5.

erhalten 27
Beantw:

G. d. 14. Sept. 1786.

Daraus, liebe Friederike, daß ich schon fast 8 Tage von meiner Streiferey nach Gotha, Erfurth und Weimar wieder zurückgekehrt bin, und erst heute mich hinsetze, ein Brieflein an Sie zu schreiben, welches noch dazu nicht einmal mit der heutigen, sondern erst mit der nächsten Montags Post abgehen kann, sollen Sie nicht auf einen Rückfall in meine alte wohlhergebrachte Unart schließen. Glauben Sie mir nur auf mein ehrliches Schafs Gesicht, wenn ich mit den Gedanken schreiben könnte, so reichte Ihre ganze Zeit schwehrlich hin, alle meine Briefe zu lesen, und das würde denn manchen Klapps von Papa und Mama setzen, wenn das Mädchen weiter nichts thäte, als blos sich mit Bürgers Tand beschäftigte. Denn wahrlich, wenn sich alles so gleich von selber hinschriebe, was mir durch Kopf und Herz fährt, so müßte es manchesmal gar allerliebste Briefe setzen. Daß aber meine wirklichen gerade nicht so ausfallen, das kommt wohl daher, weil man

gemeiniglich das, was man auch noch so allerliebst denkt und empfindet, am allerhölzernsten ausdrückt. Das Herz, wenn es voll ist, gleicht einem Flacon voll wohl riechender Essenz. Man muß gleich, so wie der Pfropf herausgezogen wird, die Nase darüber halten, oder der beste Geist verduftet. Was muß nun nicht vollends alsdann geschehen, wenn die liebliche Essenz aus dem wohlverwahrten Crystallfläschchen in ein hölzernes Schächtelchen gegossen, und so erst 11 Meilen weit über Feld der guten Freundin zu geschickt wird. Da kann ja nichts als das helle klare Pflegma übrig bleiben. — Aber, mein Himmel, was das für Narrentheidinge sind! Beynahe könnte ich bey Ihnen in den Verdacht gerathen, ich sey auf meinen Reisen zu Wasser und zu Lande zum Stutzer, oder — zum Hasenfuß geworden. Gleichwohl bin ich so ein alter verständiger Mensch! —

Aber um wieder auf meinen Text zu kommen, aus welchem eine galante und scharmante Capriole, die freylich einem nachgerade grauen und weißen Haupte, wie das meinige, nicht recht mehr anstehen mag, mich heraus gebracht hatte, so wollte ich gern damit anfangen, wie ich Ihnen herzlich gern schon eher ein kleines feines Brieflein geschrieben hätte, wenn nicht nach so einer Schwärmerey, wie die Meinige, immer erst einige Tage wieder zu stücken und zu flicken wäre, ehe der Lebenswagen . . .

(Die andere Hälfte des Bogens ist abgerissen.)

Über die bezeichnete Reise Bürgers ist uns weiter nichts bekannt. Es ist auch fraglich, ob sie in der verloren gegangenen Briefhälfte noch erwähnt ist, denn auch von der Brüsseler Reise hat Bürger nichts berichtet, obwohl er es Friederike im Briefe vom 16. März ausdrücklich versprach. Wir werden aber wohl nicht fehl gehen in der Annahme, daß Bürger Bertuch in Weimar besucht hat, der ihn zum Mitarbeiter an der Allgemeinen Litteratur-Zeitung im Jahre vorher zu gewinnen suchte. (Vgl. den Brief des Professors Schütz in Jena an Bürger vom 25. Oktober 1785, Strodtmann 3, 155.)

Einen besonders herzlichen Ton schlägt Bürger in dem vorstehenden Briefe an, der sich im folgenden, dem letzten der uns erhaltenen, sogar bis zum „Du" steigert. Leider ist auch dieser Brief uns nur zur Hälfte erhalten.

6.

G. d. 10. Oct. 1786.

Ich war in übler Laune, mein holdes Töchterlein, als dein Briefchen heut ankam. Weils mich nun ein bischen besser gestimmt hat, so will ich mich auch gleich hinsetzen, und ein bischen schön mit dir thun. Erst aber muß ich ein Bischen grämeln, wie die alten Leute öfters zu thun pflegen.

Es war mir an keinem Ende recht. Das entsprang wohl hauptsächlich von meinen öfteren Gedanken an meine einsame verlassene Situation, in welcher kein Mensch näheres Interesse an mir nimmt. Da muß ich mich mit fremden Leuten placken, die mich trotz aller meiner Aufmerksamkeit an allen Ecken und Enden prellen, so viel sie können. Jeder Tag gebiert mir neuen Verdruß. Das hätte ich schon nicht einmal bis hieher ausgehalten, wenn ich nicht eine ziemlich getreue und fleißige Haushälterin gehabt, diese auf das übrige Volk um mich her ein wachsames Auge gehabt und mein Armüthchen in guter Ordnung gehalten hätte.

Nun aber plagt das alte funfzigjährige Fell der Teufel, daß sie heurathen will. Da hat sich ein alter grauhärtiger Notarius und Gastwirth hieselbst ange-

funden, mit welchem sie es versuchen will, wie süß und lieblich der Ehestand ist. Was ich nun anfangen soll, das weiß ich platterdings nicht. Die guten Freunde sind zwar gleich mit ihrem guten Rathe bey der Hand: Ey, Sie müssen wieder heürathen! Aber es heürathet sich auch so gleich! Als wenn ein alter abgelebter Wittwer mit einem Nest voll Kinder, der noch dazu noch immer unsers Herr Gotts Nichts ist, nur zu pfeifen brauchte, um die Nachtigallen nach Lust und Belieben zu fangen! Sie versuchen es zwar, mir des Alters halben ein bischen Trost zuzusprechen; allein — bei dem allen kann ich mir doch nicht selten so unermeßlich alt vorkommen, daß ich fast für unmöglich halte, es könne mich noch ein weibliches Geschöpf, in der eigentlichen Bedeutung des Worts, vollkommen lieben. Heurathen thäten mich ja freylich wohl noch hundert und abermal hundert, besonders, wenn ich, wie man zu sagen pflegt, etwas einzubrocken hätte. Allein die alle würden dann, wenn man sie recht auf den Zahn fühlte, bekennen müssen, daß ihre Herzen alle mögliche Hochachtung und Freundschaft für mich fühlten; aber Liebe werde ich ja wohl selbst so bescheiden seyn nicht mehr zu prätendiren. Und das hohle der Teufel, wenn mans erst so weit gebracht hat.

[Hier fehlt ein Bogen von 4 Seiten]

. . . ersten Posttage schon wieder antworte. Was kriege ich denn dafür? Mein grauer Bart freut sich schon zum Voraus nicht wenig darauf, wie sanft, lieblich und warm Ihr Patschhändchen ihn streicheln wird. —

Die erwähnte Schnurre kann ich Ihnen dießmal noch nicht mitschicken. Sie soll aber nicht ausbleiben.

Recht sehr freue ich mich, daß Sie mein kleines Gustchen bald wieder sehen werden. Wann werde ich es so gut haben? Es schlägt oft allen meinen Muth, alle meine Lust nieder, daß ich meine Küchlein in alle vier Winde umher zerstreut wissen muß und nicht absehe, wie und wenneher ich sie wieder um mich versammelt sehen soll. Ich bin ein kahler Stamm, aller meiner Blätter und Zweige beraubt, die der Sturm umher verstreut hat. Ob ich wohl jemals wieder ausschlagen werde?

Mein Rieckchen ist noch immer in ihrer Pension und wird ein recht gutes Mädchen. Wenn es nur nicht ein so entsetzlich kleines Ding bliebe.

Von Georgen habe ich nun zwar einen Brief, allein noch nichts bestimmtes wenneher er kommen will. Sein vieles Tobacksrauchen ist mir zwar ein wahrer Greuel, aber wie es ihm abzugewöhnen sey, sehe ich nicht ab. Wenn nicht eine jetzige oder zukünftige Amasia so viel über ihn vermag, so wird er sich wohl noch ganz zur Mumie räuchern.

Nun könnte ich ja wohl nachgerade schließen Denn für diesmal hätte ich ja wohl genug geschribbelt.

Aber siehe, da ist ja noch eine ganze neue Seite! Soll die so leer fortreisen? Billig wohl nicht; indessen mein Schnapsack ist für dießmal leer. Ich könnte zwar noch allerley empfindsame Herzens Essenz drauftröpfeln, allein das würde doch nur verduften, ehe es vor die Nase Ihres Herzens käme. Wer weiß auch, ob Sie nicht den Schnupfen haben. Und dann diente ja alle mein Opfer und Räucherwerk zu nichts.

Allso will ich denn nur, nach herzlichem Gruß und Kuß an Vater, Mutter Bruder Schwester und alles was Ihr ist, kurz und gut noch hinzufügen, daß ich mit Leib und Seele bin und bleibe

Ihr

GABürger.

Die Befürchtungen Bürgers wegen seiner Haushälterin Mamsell Biermann (Strodtmann 3, 165) waren grundlos, da dieselbe bis zu des Dichters Tode in seinem Hause blieb. Bürgers Auslassungen

über seine „Küchlein", über sich als „kahlen Stamm" u. s. w. erinnern stark an seine zwei Briefe an Friederike Mackenthun vom 2. März und an Boie vom 16. März desselben Jahres. (Deutsche Revue XI, 1, S. 368 ff. und Strodtmann 3, 167.) Die Beziehungen von Friederike Mackenthun zur Elderhorstschen Familie in Bissendorf blieben auch nach ihrem Fortzug nach England und ihrer Rückkehr nach Stuttgart, wohin ihre Herrin nach ihrer Vermählung mit dem regierenden Herzog von Württemberg 1796 sich begab, unvermindert herzlich. Friederike vertrat an dem jüngsten Elderhorstschen Kinde, Wilhelmine Friederike Eleonore, am 17. März 1790 Patenstelle. Am 18. Dezember 1805 schreibt die Amtsvoigtin an ihren dritten Sohn Karl, damals Kornett in London: „Du weißt wahrscheinlich durch Friederike [die eben erwähnte Schwester des Kornetts] selbst, daß sie seit $1\frac{1}{2}$ Jahr in Hannover bei Mamsell Mackenthun ist. Dort soll sie noch bis zu künftigen Ostern bleiben, um ganz vollkommen zu lernen, was ihr demnächst vielleicht so nothwendig wird, sich durch die Welt zu bringen, und was man ja von jedem jungen Frauenzimmer verlangt. Sie nimmt Unterricht in Zeichnen, Sticken, Nähen, Schneidern, im Englischen und Französischen und macht mir durch ihren Fleiß und das Lob, das sie von allen ihren Lehrmeisterinnen erhält, recht viele Freude."

Von Rieckchen, im Briefe vom 16. März 1785 Jungfer Ize genannt, wissen wir, daß sie bis zur Wiederverheiratung Bürgers mit Elise Hahn bei der verwitweten Frau Professorin Erxleben in Pension blieb. Es ist uns aus dieser Zeit sowohl ein ungedruckter Geburtstagsbrief, als auch ein Gratulationsgedicht Bürgers an seine älteste Tochter erhalten, im Besitze von Fräulein Friederike Bürger in Leipzig, einer Enkelin des Dichters († am 25. Mai 1896).

### 3. Ein Brief Bürgers an seine Tochter Friederike Marianne.

Mein liebes Töchterchen

Ich wünsche dir Gottes Segen zu deinem heutigen Geburtstage. Zum Zeichen, wie herzlich lieb ich dich habe und wie gern ich dir nach meinem geringen Vermögen Freude mache, übersende ich dir hierbey einen Strohhut, den du zu haben wünschten, und einen Kuchen. Verzehre den letztern mit Mütterchen, Täntchen und Schwesterchen in Freuden. Behalte mich lieb; und beweise mir dieses dadurch, daß du allezeit ein frommes, fleißiges und artiges Kind bist, worüber ich mich mehr freuen werde, als wenn ich das große Loos in der Lotterie gewonnen hätte.

Ich bin

G. d. 15. März 1787. dein getreuer Vater

G. A. Bürger.

Adr. An Friederike Bürger.

Mit Täntchen und Schwesterchen kann nicht die Amtsvoigtin Elderhorst und Gustchen Bürger gemeint sein. Wenn das Mütterchen ohne Zweifel Frau Professorin Exleben, welche seit 1777 verwitwet war, bedeutet, so wird Täntchen ihre Schwester und Schwesterchen ihre Tochter bezeichnen müssen. Letztere hieß Julie und war später mit Karl Schlegel, dem Bruder der beiden Romantiker, verheiratet. (Vgl. C. Waitz, Caroline und ihre Freunde, S. 32 ff.) Auf sie geht höchst wahrscheinlich das von Strodtmann zuerst veröffentlichte und auch bei Berger, Bürgers Gedichte, S. 312 f. mitgeteilte Gedicht „Zu Julchens Geburtstag“.[1])

4. Glückwunsch Bürgers zum elften Geburtstage seiner Tochter Friederike Marianne, 15. März 1789.

Gott grüß' Euch Jungfer Bürgerin!
Viel tausend Glück, aus treuem Sinn!
Zum frohen Tage der Geburt
Wird Sie hiermit von mir becourt.

Mit viel Vergnügen hätt' ich schon
Ihr aufgewartet in Person,
Allein das Wetter in der That
Ist heute gar zu desparat.

Indeß erfolgt nach altem Brauch
Ein Kuchen und ein Stöcklein auch;
Und, weil Ihr Reimerei gefällt,
Die Verse, die Sie oft bestellt.

Klein sind zwar Kuchen, Stock und Blatt,
Allein Sie weiß: Mehr, als er hat,
Giebt immer nur ein Schelm und Dieb,
Drum nehme Sie hiermit vorlieb.

Dieses Gedicht ist von Bürgers ältester Tochter an ihrem letzten Geburtstage einer Cousine mitgeteilt, in deren Hause zu Remse ein

[1]) Es ist von Strodtmann in den März 1790 gesetzt. Aus dem Taufbuche von St. Jacobi in Göttingen erfahre ich aber noch folgende Angabe: Philippine Juliane Henriette Exleben, Tochter des Joh. Christian Polycarp Exleben, Professor der Philosophie hieselbst und dessen Ehefrau Sophie Juliane geb. Stromeyer, ist geboren zu Göttingen 9. September 1774 und getauft 14. September. Daraus folgt, daß das erwähnte hübsche Gedicht am 9. September geschrieben ist, worauf auch der Ausdruck „Aegidien-Pack“ im drittletzten Verse hinweist (Aegidius ist der erste September). Das Jahr der Abfassung muß 1789 sein. Im September des folgenden Jahres rüstete sich Bürger schon zur Reise nach Stuttgart, um Hochzeit mit der Hahn zu halten. Nach Strodtmann 3, 288 hätte die Exleben Bürger gern zum Manne gehabt. Seit des Dichters Verlobung und Verheiratung mit der Hahn wird ihr Verhältnis zu Bürger recht kühl geworden sein, wie des Letzteren förmlicher Brief (Strodtmann 4, 122) schließen läßt.

der Schönburgschen Rezeßherrschaft Waldenburg, Königreich Sachsen) Marianne Friederike Bürger am 11. November 1862 gestorben ist. Das mir von Bürgers Enkelinnen gütigst mitgeteilte Blatt trägt die Bemerkung:

Unserer guten, innigst geliebten Kousine zu ihrem elften Geburtstage gedichtet von ihrem Vater Gottfried August Bürger, das sie in ihrem ausgezeichneten Gedächtnisse bis zu ihrem 84. Geburtstage treu bewahrt und mir heute früh dictirte.

den 15/3. 1862.

Clotilde Meischner.

Nachträglich hat Strodtmann unter Bürgers handschriftlichem Nachlasse in einem Kladdebuch dieses „Gratulationscarmen in neckisch steifem Rococostile" wiederaufgefunden und in der Deutschen Revue, Jahrgang III (1878), Band 1, S. 162 veröffentlicht. Eine einzige Verschiedenheit zeigt sich im ersten Verse: Gott grüße, Jungfer Bürgerin!

# Neue Beiträge zur Charakteristik Lavaters und Jung-Stillings.

Von E. M. Prem in Marburg a. d. Drau.

Jede stärkere geistige Bewegung pflegt von einer charakteristischen religiösen Gährung begleitet zu sein, je nach Umständen mehr oder weniger politisch gefärbt. Sie tritt in der gegenwärtigen geistigen Umwälzung ebenso deutlich hervor, wie in der Reformationszeit; die Genieperiode des vorigen Jahrhunderts scheint nach dieser Seite viel weniger bewegt gewesen zu sein, aber sie scheint es eben nur, weil sie von der litterarisch-ästhetischen Richtung vollständig überstrahlt wurde. Der religiöse Drang war stark vorhanden. Wenn wir von Rousseau und Herder absehen und auch den Pietismus mit seinen gefühlsschwärmerischen Verzweigungen übergehen, tritt uns besonders die Gestalt Lavaters entgegen. Der Züricher Prophet strebte nach einer „reellen Konnexion" mit Christus und glaubte an die direkte Kraft des Gebets und an „positive" Gebetserhörungen.[1] Lavater zeigt sich bei aller Kindlichkeit seiner Ansichten als der religiöse Stürmer und Dränger, der immer auf ein handgreifliches Wunder wartete und schließlich dem Schwindel und der Täuschung

[1] H. Waser, J. C. Lavater nach U. Hegners handschriftlichen Aufzeichnungen. Zürich 1894, S. 18.

zum Opfer fiel. Wer denkt da nicht an Björnsons Drama „Über die Kraft"? Im Gegensatze zu Lavater sah der sanfte, gefühlspietistische und nur an innere „Rührung und Erweckung" glaubende Jung-Stilling diese „Wundersucht auf Grund des allmächtigen Gebets" für eine „Versuchung Gottes" an und hielt dem Schweizer seine eigene Lebensgeschichte vor, in der sich alles ohne sein Zuthun rein durch Gott erfüllt habe. Jung neigte also zur katholisierenden, augustinischen Auffassung von der göttlichen Gnade, während Lavater in der Hauptsache auf protestantischem Boden fußte[1]) — mit einem Worte: Jung war ein passiver, Lavater ein aktiver Christgläubiger. Diese beiden Arten des Mysticismus trafen nun ziemlich hart aufeinander, als Jung Lavaters „Zeichenhunger" und Gebetsglauben brieflich angriff und der immer schwerer in abergläubische Schwärmerei verfallende Züricher gereizt antwortete. Die Briefe scheinen nicht erhalten zu sein; das hat auch wenig zur Sache, weil das wichtigste Stück, eine lange Nachschrift Lavaters zu seinem Briefe an Jung vom 28. Juni 1797, in Kopie auf der Stadtbibliothek zu Zürich erhalten ist.[2]) Ich teile dieses interessante ungedruckte Dokument vollständig mit:

Zürich 28. VI 1797

Nachtrag zu meinem Briefe vom 28. Junius 1797.

1.

Glaube mir, lieber Bruder Jung, kein Mensch kann auf der Erde leben, der sich mehr als einen Gegenstand der göttlichen Langmuth erkennt, als ich mich dafür erkenne. Aber, daß ich mich deßwegen für einen Gegenstand der göttlichen Langmuth halten sollte, daß ich an Gebethskraft und Gebeths-Erfahrung glaube — dazu hab' ich nicht den geringsten Grund — davon wird mich kein Mensch und kein Gott überzeugen. Ich glaube: Gott liebt mich deßwegen.

2.

Etwas glaub' ich dann, als: „Christus hat nicht gelogen, wenn Er dem kindlich demüthigen, liebevollen Glaubensgebeth positive Erhöhrung verheißt — Gott werde sein Wort erfüllen?" wir haben gar nicht in die philosophische Frage: Ists Wunder oder Nichtwunder? einzutretten — sondern zu bitten, zu glauben und Erhöhrung zu erwarten in denen Dingen, um welche wir nach dem Drange des Bedürfnisses und nach der Erlaubniß des Herrn bitten dürfen. Das

[1]) Den Unterschied legt sachlich klar: Hase, Gnosis 2, 207.

[2]) Waser a. a. O. citiert S. 18, Note 1 die Kopie des ungedruckten Briefes an Jung vom 28. Juni 1797, hat aber nicht diesen selbst vor Augen — er wurde bisher nicht gefunden, sondern eben den folgenden „Nachtrag". Für gütige Auskunft und für genaue Abschrift des hastig entworfenen und flüchtig interpungierten Stückes bin ich den Herren Bibliothekaren Dr. Escher und W. von Wyß in Zürich dankbar verbunden. Über einen früheren Streit Jungs und Lavaters in ähnlicher Sache vgl. H. Funck, Eine Reliquie der Frau von Branconi, Goethe-Jahrbuch 16, 215 fg.

ist mein Glaube von meiner Kindheit an, bis auf diese Stunde. Wenn ein Wort von der Schrift wahr ist, so ist dieß hundertfach bestätigte Wort von der positiven Gebetserhörung wahr. Hat Christus in diesem Punkte Sich oder Andere betrogen; so kann ich auf keine Wahrheit irgend einer seiner Behauptungen mehr rechnen.

3.

Christus wäre — laß mich's heraus sagen, ein wahrer Satan — wenn er mich deßwegen strafte, weil ich (mit oder ohne Erfahrung) seinem wort glaube und das lehre, was ich, mit völliger Überzeugung unter allen Verhöhnungen der Ungläubigen und allen Beseufzungen und Beschwörungen der (ungläubigeren) Gläubigern [!] — immer für gleich wahr halte.

4.

Ich sage: „Mit oder ohne Erfahrung!" und bitte Bruder Jung auf dieß Entweder — oder scharf seine möglichste, redlichste und ruhigste Aufmerksamkeit zu richten.

A. Glaub' ich ohne Erfahrung — nun, so glaub' ich auf sein wort, mithin, ehe ich sahe und erfuhr. Die erste Erfahrung (wenn ich eine habe) könnte ja nur NB NB [!] nach dem Gebethe erfolgen — weil jede Erhöhrung ein Gebeth voraussetzt, das der Erhöhrung vorgehen muß. Also ist's wohl der formellste Widerspruch oder das Sinnloseste, was gesagt werden kann — „ich wolle erst glauben, wenn ich erfahren habe," weil dieß — das glaubend bethen (das Beding, das ich zur Erhöhrung angebe) der Erhöhrung oder der Erfahrung vorgehen **muß.**

B. Glaub' ich aus oder nach Erfahrung so — so hab' ich zween Gründe meiner Behauptung — die Schriften auf deren Zeugniß hin ich bethete, und die Erfahrung, welche der Erfolg meines Glaubens an die Schrift war.

5.

Ein Gleichniß: — Ich höhre von Barthelemi, daß Er (obgleich NB ohne Verheißung) jedem antwortet, der Ihm in einer Angelegenheit schreibt. Diese Erzählung soll den Werth einer evangelischen Urkunde haben — (die ausdrücklich was Aehnliches dem Bittenden verheißt.) Ich schreibe an Barthelemi in Freundesangelegenheit — und Er antwortet mir: Ich schreib' Ihm nach einem Paar Monate wieder — Er antwortet mir abermahls: Noch einmahl, und Er antwortet mir wieder — macht mir nie keinen Vorwurf — behandelt mich wie ein Freund — ich denke an nichts Böses — ich weise andere Menschen in ihrer Verlegenheit an Ihn — auch denen antwortet Er ohne Vorwürfe, mit Liebe. —

Nun kommt mir einer und sagt mir: „Du bist in einem schrecklichen Irrthum, wenn Du glaubest und glauben machst — Barthelemi antworte — was? Er wird sich jeden Unbekannten zum Sklaven machen" etc. etc. was hab ich zuantworten? Als — „glaube, was Du willst — mir wirst Du meine Erfahrungen nicht wegräsonnieren." was kann Jeder der Gebethserhöhrungen erfahren hat — auf der Stelle Antworten und Rettungen erhalten hat, dem, der ihn der Vermeßenheit, Schwärmerey, der Wundersucht anklagt, antworten, als: „Glaube, was Du willst, an Gebeth und Gebethserhöhrung — mir wird kein Mensch meine Erfahrungen wegräsonnieren."

6.

Wörter und Namen schreiben Weiber und Kinder — Männer erschüttern sie nicht. Das Wort: Gottversuchen ist ein Wort ohn' allen Sinn für den kindlich evangelischen Noth und Drangbether, der sich an der Verheißung hält, vor

und nach der Erfahrung und Gott die **Mittel nicht** vorschreibt. Wenn ein Kranker zum Herrn kam, sagte Er je zu ihm, was Er doch wohl zu den Pharisäern sagte: was versuchest Du Mich? – was sagte Er: – „was willst Du, daß Ich Dir thun soll? Dir geschehe nach Deinem Glauben," welche Einfalt! welche Entferntheit von dem harten Worte: Gottversuchen. Herr! bist Du es, so heiß mich zu Dir auf das Wasser kommen — hat völlig den Akzent einer Versuchung. Dennoch sagt Jesus nicht: was versuchest Du Mich? Sondern Kleingläubiger! warum hast Du gezweifelt? führe mir ein einziges Beyspiel an, daß Jesus Einem vertrauenvollen Bitter (NB Einem, der auch keine so ausdrückliche Verheißungen hatte, wie wir haben) den harten **inhumanen** und abschreckenden Vorwurf gemacht — „was versuchest Du Mich — was? Ich soll Mich nach Deinem Willen richten? Die Welt würde zu Grunde gehen, wenn Ich eines jeden Gebeth erhöhren sollte." O mein Heiland, wie sind Deine treusten Jünger härter, als Du!

7.

was war dem Herrn am liebsten? Der kindlichste, der kühnste Glaube? Das Ja, Herr ich glaube — wenn Er fragte, was willst Du? Glaubest Du daß Ich solches könne?

8.

**Was willst Du?** Lieber Bruder hier; wenn ich das Recht hätte, zu beschwören — mögt' ich wohl beschwören — Ist dieß die sinnlose inhumane Sprache der mystischen Künsteley? „Du darfst ja nichts wollen — was? Du willst dem Allmächtigen vorschreiben — habe Deinen Willen! wolle, was Gott will — jeder eigene Wille ist Todtsünde!" — Nun, wenn das der Sinn der Frage ist: **was willst Du?** So erbarme sich Gott meiner Verrücktheit.

9.

Lieber Jung — — Du kommst mir von höhern Geisterinfluenzen und Geheimnissen, die Du verschweigen mußt, u. s. f. zusagen — auf das Alles leg' ich in dieser Sache keinen Werth, halte mich am klaren Buchstaben meines Evangeliums — gebe dem, der mich bittet; und vergebe dem, der mich beleidigt, weil es Christus gesagt, und bekümmere mich nicht, ob ein starker Philosoph, oder ein schwacher Christ sage: „So wirst Du die Welt zu Grund richten." Das hat **Der** zu verantworten, der mich das thun heißt — und wenn Der, der mich das thun heißt, verheißt — **Bitte,** so wird Dir gegeben **werden** — so glaub' ich's und sage — „Gieb mir, wie ich gebe!"

Und wenn Er sagt: **Vergieb, so wird Dir vergeben werden!** so glaub' ich's und bitte: „Vergieb mir, wie ich vergebe!" Und verstehe die Worte Bitten und Vergeben gleich, wenn sie von Gott und wenn sie von Menschen gebraucht werden — und bin nicht so schrecklich schief, dumm und inkonsequent, den Unsinn zudenken oder auszusprechen: „wenn der Herr sagt: Gebet, so meynt Er's eigentlich — oder uneigentlich, wenn Er hinzuthut: Euch wird gegeben werden. Die Pflicht ist buchstäblich, die Verheißung unbuchstäblich zu verstehen." Lieber weiser Bruder! Kann Gott sagen: Mit dem Geben, das Ihr **sollt,** ist's Ernst gemeynt, mit Meinem Geben, das Ich **verheiße** — nicht Ernst! Ich will, daß Ihr vergeben sollt, das meyn' Ich recht, wie's alle Welt versteht — wenn **Ich** aber verheiße, dem Vergeber zu vergeben, so will Ichs so verstanden haben, wies kein Mensch versteht. Ich erkläre es für eine Impertinenz, ein Gottversuchen, ein Gottvorschreiben, einen Sinn, den man in die weite Welt hinausschicken müsse, wenn man eigentliche Vergebung zu erwarten, dumm genug ist. Vergebung, Aufhebung und Vergütung der Schuld ist ein Wunder — Vergebungerwartung also

eine Wundersucht, ein Zeichenhunger, der Meine Langmuth reitzt. Kann Gott so ungöttlich sprechen?

10.

Du siehst aus diesem allem, lieber Bruder, wie vergeblich bey mir alle Beschwörungen, Drohungen, Angstmachungen, Gesegnungen und Besenfzungen sind, wo Gründe, die dem reinen Evangelio erschöpft sind, fehlen. Ich hasse allen Despotismus und Intolerantismus gegen die menschliche Denkfreyheit — am meisten an Christen gegen Christen, denen nichts heiliger ist als die Bibel. Höhre ein belehrendes Beispiel — Es gab mir einmahl ein Theologe, auf meine Frage: „Ist eine einzige Stelle in dem neuen Testament, welche sagt: Der Zorn Gottes sey durch Jesu Blut gestillt worden?" die Antwort: „Ich bitte Sie um des jüngsten Gerichts willen, seyen Sie kein Sozinianer!" (dieß geschahe vor vielen Studenten:) Ich antwortete: „Ich bitte Sie um des jüngsten Gerichts oder um der Wahrheit willen — zeigen Sie mir eine Stelle — die so vom Zorn Gottes spricht." „Wie können Sie," sagt' Er „dieß fordern, das ganze Testament ist voll von solchen Stellen?" Ich — „So wird es Ihnen leicht seyn, mir eine einzige Stelle zu zeigen."

Er — „der jüngste Tag wird Sie schon eines Andern belehren!" „Wollen Sie's auf den jüngsten Tag ankommen lassen?" Die Studenten lachten und ich seufzte. Welch' ein elender Schuft war ich, wenn eine solche Drohung mich erschütterte, eine Nichtlehre der Schrift für eine Schriftlehre anzunehmen. fiat applicatio, lieber Jung! Laßt uns Männer seyn mit Kindersinne!

11.

Noch ein Wort vom Gottversuchen. Bitten, um etwas, was wir schlechterdings bedürfen — und was der Herr uns erlaubt oder befohlen hat — bitten mit Demuth, Kindersinn und Glauben — kann doch unmöglich ein Gott versuchen heißen; Sonst wäre ja jede noch so demüthig fromme Bitte ein Gott versuchen — Keine fromme Bitte wäre möglich. Die **Mittel** Gott **vorschreiben** — sagen: „wann Du mir nicht so hilfst, so entsag' ich dem Glauben an Dich"; Gott die Art und Weise der Hülfe auf der Stelle dictieren — und auf den Gehorsam Gottes gegen unsere Vorschrift Gottes Vertrauenswürdigkeit gründen — das heißt — Gottversuchen.

Das war doch, ob Gott will, kein Gottversuchen, daß Jesus erwartete, glaubte, und vielleicht auch bethete, daß Ihn Gott in der Wüste ohne Brodt erhalte — aber wenn Er gesagt hätte — „wenn Du diesen Stein nicht in Brodt verwandelst, so bist Du Gott nicht!" Das wäre was andres.

Wenn Ihn der Teufel von der Zinne herunter geworfen hätte — hätte Er dann gesündigt, wenn Er Sich an dem Wort: Er wird Seinen Engeln Befehl geben, festgehalten, wenn Er in Angst und Noth im Herunterfallen den Vater angerufen hätte — Ich denke es nicht. Ich denke aber, wenn Er ohne Drang, Noth (debut en blanc) bloß experimentweise; oder, um was zu wagen; Sich herunter gestürzt hätte, dann hätte Er Gott versucht.

12.

Du sagst: „dem Nachfolger Christi ist die Verheißung gegeben." Christ Jung — wem sagst Du das? Dem Heiden Lavater!

Wenn ich in dem Namen Jesu, auf Sein Wort hin, als Sein Jünger bethe: wenn ich als ein um Christi willen Gebender bethe: Gieb (was ich bedarf, versteht sich) als ein um Christi willen vergebender, bitte: vergieb — beth' ich dann nicht als Sein Nachfolger? Und wen geht dann Seine Verheißung an; wenn sie mich nicht angeht?

13.

Es giebt, wenn wir aus dem Kreise unserer Individualität heraustretten, schlechterdings keinen so entscheidenden Beweis von dem Leben, von der Allwirksamkeit Jesu, von unserm innigen Verhältniß mit Ihm, und Seiner mit uns — als Gebetserhörung — oder eine vorweisliche Korrespondenz mit Ihm. Gegen diesen Beweis streiten, heißt; gegen den einzigen Stichhaltenden unmystischen Beweis des Lebens Jesu, vis-à-vis von Andern — streiten.

14.

Noch Eins — das Du unbegreiflich eingenommener, schwerlich begreifen wirst, das aber so wahr ist, als ich es schreibe — Ich verlange durchaus nicht, ein Wunderthäter zu seyn. Ich erschräcke vor einer Wundergäbe — nur vor der stillkräftigen Gebethsgäbe erschräck ich nicht — nur diese wünsch' ich, um diese fleh' ich — nur mit mehr Weisheit, reinerer Liebe und größerer Kraft im Stillen Gutes zu wirken. wenn mir Gott die Wahl ließe, ein öffentlicher Todtenerwecker zu werden — oder im Stillen, ohne daß ein Mensch den Bether errathen oder ahnen könnte, mit Kraft und Erfolg für Leidende und Verirrte zu bethen — welches mögest Du, daß ich weit, weit, weit vorzöge – Gewiß das Leztere — und Du nennest mich einen jüdischen Zeichenhungerer — oh, wie wenig kennst Du mich! O wie schnell sind wir zum Richten!

15.

Oh, wie wenig kennst Du mich! wenn Du denken kannst, mein Gebeth, wenn es erhöhrt würde, würde die Welt Zugrunde richten — was ich erbethete — auf der Stelle oft erhielt — Beystand in der schwersten Noth, auf der Kanzel frappante Glaubensstärkung, Unterstützung für Arme, die mir auf dem Halse lagen, Abwendung von schrecklichen Gefahren — etc. — hat weder die Welt, noch einen Menschen Zugrunde gerichtet. Das Zugrunderichten ist wahrlich nicht meine Sache! Ach! Lieber! Prüfe Dich vor Gott, was ich sage! Prüf' es mit Bruderliebe und Wahrheitsliebe und bleibe doch nicht eigensinnig am offenbarsten Unrecht. Eigensinn, Unbelehrbarkeit, ist die schrecklichste aller Todtsünden. Eigensinn gibt keine Gründe, und höhrt keine Gründe. Ich habe Gründe gegeben und will alle Deine Gründe höhren.

Ich umarme Dich Lavater.

Die religiös-mystischen Ansichten Jungs treten in ihrem Unterschiede zu denen Lavaters am deutlichsten hervor in dem folgenden, bisher ungedruckten „Sendschreiben" an seine Freunde aus Marburg an der Lahn vom 7. Januar 1801 — fünf Tage nach dem Ableben Lavaters.[1]) Jung, der vom Schneider zum Mediziner und berühmten Augenarzt und schließlich zum Hofrat und Professor der Staatswissenschaften — alles „ohne seinen Wunsch und ohne sein Zuthun" — avanziert war, rechtfertigt sich in rührend naiver Art gegen den Vorwurf, daß er es mit seiner frommgläubigen Demut doch zu vereinbaren gewußt, eine hohe weltliche Stellung anzunehmen. Das

[1]) Die nötigen Nachforschungen im Jung-Nachlasse und gütigen Auskünfte verdanke ich Herrn Dr. Nebe in Elberfeld, der mir auch in kollegialer Freundlichkeit eine genaue Abschrift des „Sendschreibens" anfertigte.

Stück spricht für sich; es ist aber auch direkt für Jungs Biographie von Wert, da er sich hier gerade nach der familiären Seite weit offener äußert, als in seinem „Leben Jungs“ (Sämtliche Schriften, Stuttgart 1835, 1. Bd.). Es lautet:

Marburg d. 7ten Jänner 1801.

Denen lieben und innig hochgeschätzten Brüdern Berger, Pops, Roshof Vater und Sohn, und Evertsen, wünsche ich Gnade und Frieden!

Ich danke zuvörderst Gott in Jesu Christo, und dann auch Ihnen allen, Meine theuersten Brüder! daß nun das Hindernis, welches unserer völligen Herzens- und Geistes-Vereinigung im Wege stund, durch Eure liebevolle Verzeyhung meiner Feler, gänzlich gehoben ist. Tragt mich Schwachen, weil Ihr stark seyd, und ich gar viel zu tragen habe!

Ich werde Euch allen, jedem besonders hinführo gerne auf jeden Brief antworten, für diesmal aber muß ich Euch allen in einem Brief Einerley schreiben, weil Ihr Alle es wissen müst, und ich keine Zeit habe einerley Sache fünfmal zu schreiben.

Es liegt mir nämlich noch etwas auf dem Herzen, das ich aus dem Wege räumen und berichtigen muß, weil es noch immer, entweder Euch Allen, oder doch dem einen oder dem andern einen Anstoß geben könnte — ! — warum bin ich Hofrath und Professor, warum ein Vornehmer und angesehner, und berühmter gelehrter Mann geworden, und nicht Schneider und Schulmeister, also nach dem Muster und Beyspiel unseres Herrn, nicht in der Niedrigkeit geblieben? — habe ich wohl auch die Regel befolgt: Trachtet nicht nach Hohen Dingen, Sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen?

Jeder Christ, dem es ums seelig seyn ein wahrer Ernst ist, und der da weiß, daß es unmöglich ist, ohne wahre Herzens-Demuth und Herzens Reinheit, mit Gott in innige Gemeinschaft durch Christum zu kommen, dem muß das an mir auffallend seyn. Ich habe zwar in meiner, das ist, in Stillings Lebensgeschichte das Nöthige darüber gesagt, allein die Sache ist doch so noch nicht ins Licht gestellt worden, nicht in den Gesichtspunct gesetzt, daß sich Seelen wie Ihr, Meine lieben Brüder! — völlig damit beruhigen könnten.

Höret daher meine Erklärung über diesen Punct! — daß ich durchaus ganz und gar nichts bin, nichts seyn will, und von mir selbst durchaus auch kein Sandkörnchen schwer Gutes an mir finde, das versteht sich von selbst; aber eben so wahr und gewiß ist es auch, daß ich nicht das Allergeringste weder directe noch indirecte dafür kann, oder dazu beygetragen habe, das ich churpfälzisch bayrischer Hofrath und Professor der Staatswirthschaft in Marburg und ein berühmter Gelehrter geworden bin; Ihr werdet alle davon überzeugt werden, wenn ich folgende Aufschlüsse über meine Führung gebe, die ich vor dem Angesicht des Herrn niederschreibe und heilig versichere daß sie Wahrheit sind.

Schulmeister konnte ich in meinem Vaterlande nicht bleiben: denn ich war durch Verfolgung und Schicksale mancher Art so in Mißkredit gerathen, daß mich so leicht niemand mehr zum Schuldienst verlangt; wie viel und wie wenig ich daran schuld war, das weiß Gott alleine. — als Schneiderbursch bey meinem Vater zu arbeiten, das gieng nicht an: denn ich hatte eine Stiefmutter, welche es für Müßiggang ansahe, wenn ich in der Stuben auf dem Handwerk arbeitete, ich sollte Feld und Bauern Arbeit verrichten, und das war mir unmöglich, ich hatte zu schwache Nerven dazu, und hatte es nicht gelernt.

Es blieb mir also nichts übrig als auf mein Handwerk zu wandern; ich gieng also nach Solingen — vor 38 Jahren — wo ich bey einem Meister Stöker, der

am Kirchhof wohnte, auf dem Schneiderhandwerk arbeitete; hier wurde ich stolz — Das Handwerk war mir zu gering, ich schämte mich dessen, und suchte also eine Condition — es ist merkwürdig, daß ich auch in eben der Zeit eine bleibende Rührung und Erweckung bekam; denn die vorherigen Rührungen, die ich von Jugend auf hatte, hatten nur kurze Zeit gedauert.[1])

Von der Zeit an 1762 im Frühjahr, blieb der Trieb für den Herrn zu leben und zu sterben beständig in mir. Mein Stolz wurde erhört, ich kam zu Herrn Peter Hartkop auf der Bower in der Nähe von Hückerwagen, von den innern und äußern Leyden, die ich da als Hauslehrer seiner Kinder ausgestanden habe, sag ich kein Wort, aber ich wurde näher zum Herrn gebracht, und hier laß ich zuerst Ter Stegens[2]) Schriften, die mir sehr gesegnet waren; im Frühjahr 1763 gieng ich aus meinem Dienst von der Bower weg, und kam nach Rade vorm Wald, wo ich bey einem frommen Schneidermeister Joh. Jacob Becker wieder auf dem Handwerk arbeitete; jetzt war ich fest entschlossen, als Handwerksmann zu leben und zu sterben, es mögte auch kosten was es wolle, und dabey dann dem Herrn treu zu dienen.

Hier wurde ich mit Herrn Flander an der Krähwinklerbrücke bekannt, der mir es aber so nahe legte, daß ich mich endlich wieder überreden ließ, und als Hauslehrer seiner Kinder zu ihm zog: dies geschah aber mit Furcht und Zittern und ich entschloß mich nicht eher dazu, bis meine christlichen Freunde mich überzeugt hatten, es sey Gottes Wille. Bey Herrn Flander war ich 7 Jahr bis 1770, ich unterrichtete seine Kinder und half ihm in seiner Fabrik Handlung. Während dieser Zeit gieng also mein Handwerk verlohren, und ich wurde untüchtig dazu. Was sollte also nun aus mir werden? — es fand sich eine Gelegenheit die Tochter eines blühenden Handelshauses zu heurathen. Das Mädchen war eine der größten Schönheiten und sehr begabt, aber ich fand in meinem ganzen Wesen einen Widerwillen gegen die Handlung; ich fand zuviel Sünden darinnen, und ich hatte nicht Geldliebe genug, um in diesem Geschäfte nicht früher oder später fallit, und sehr unglücklich zu werden; ich schlug also diese Winke aus.

Dagegen zeigten sich ganz andere Aussichten: mir wurden von einem berühmten AugenArzt Arcana angeboten, wenn ich Medicin studieren wollte, um sie recht gebrauchen zu können, ich hatte auch schon von Innen und Außen Winke zum Studio medico gehabt, und mich schon lange in Philosophie und Sprachen geübt. So daß ich mich nun im Gottes Namen entschloß Medicin zu studieren, ungeachtet ich keinen Heller dazu wuste noch hatte, zu eben der Zeit versprach ich mich zu Ronsdorf mit meiner ersten Frauen Peter Heyders eines Floretfabricanten und frommen Mannes frommen Tochter. Diese ganze Heurath war weiter nichts als die Folge einer frommen Schwärmerey; worüber ich hier nichts weiter sagen will, als ich heurathete das gute fromme aber irrende Mädchen auf ihrem Krankenbette bloß aus Pflicht; Liebe hatte ich nicht zu ihr, sondern ich glaubte Gott fordere dies Opfer von mir; ich gewann sie aber doch herzlich lieb und hab sie während ihrer langen Kränklichkeit, bis in ihren Tod treulich verpflegt.

Ich studirte und mein Vertrauen auf Gott ließ mich nicht stecken; denn mir wurde geschickt, was ich brauchte; ohne daß ich vorher wußte, woher ich einen Heller nehmen sollte.

Dies, Meine theuersten Brüder! muß Euch fest überzeugen, daß mein Studiren Gottes Wille war, denn er lenkte fremden Leuten das Hertz, mich mit dem Nöthigen zu versorgen; denn mein Schwiegervater konnte es nicht, und es läßt sich doch von Gott nicht denken, daß Er die eitlen stolzen Wünsche der Menschen so merkwürdig befördere.

Ich studierte in Strasburg, hatte aber das Unglück, daß mir der Geist dieser Zeit Pfeile der Versuchung und des Unglaubens in mein Herz schoß, welche Wunden

[1]) Jung war 1740 zu Grund in Nassau geboren.
[2]) Gerhard Teerstegen.

hinterließen, die auch noch immer schmerzen, und mir sehr viele Kämpfe verursachen. O lieben Brüder! ich kämpfe oft schrecklich, ich muß meinen Weg fortpilgern ohne eine Hand vor den Augen zu sehen; Aber Gott lob! ich traue fest ohne zu sehen, und wenn mich der Herr auch tödten wollte, so will ich doch auf Ihn hoffen. Ach der Weg des dunklen Glaubens ist schwer! Die Empfindung der Gegenwart Gottes hilft mir über alle Schwierigkeiten weg, dies ist das Einzige was mich aufrecht hält

Ich zog 1772 im Frühjahr nach Elberfeld als Arzt. Hier giengen nun erst meine Prüfungs Jahre an: fast alle dortigen Erweckten waren mir einigermaßen zuwider — keiner war ganz zufrieden mit mir — Du wirst Dich dessen noch erinnern, liebster Bruder Evertsen! in eurem Haus fand ich oft Trost und Erquickung, obgleich Du und Dein seeliger Bruder auch nicht recht klug aus mir werden konntet — Viele der dortigen Erweckten waren mir so gar im eigentlichen Sinn von Herzen feind. Ich glaube wohl, daß ich durch meinen lebhaften, leichtsinnigen und unüberlegten Caracter an allem Schuld war, aber im inneren Grund meiner Seelen war doch die Übergabe an die ewige Liebe völlig und beständig — dies konnte aber niemand wissen, man sahe aufs Äußere, und urtheilte darnach. Ach es geht lange Zeit dazu, bis die natürlichen Unarten durch das göttliche Reinigungsfeuer weggefegt sind; das hätte man doch auch bedenken sollen; indessen auch das gehörte zu meiner Feuer-Probe. Ich und meine Frau hatten kein Vermögen, meine Praxis brachte wenig ein, und doch mußte ich leben. Das Geld, womit ich studirt hatte, mußte auch bezahlt seyn, von Jahr zu Jahr wurden die Schulden größer, und damit wuchsen auch die Leyden, so daß ichs kaum mehr ertragen konnte, zudem nahm meine Praxis ab, nur meine Augencuren waren gesegnet. Zwar half der Herr öfters wunderbar dem augenblicklichen Mangel ab, aber im ganzen war in Elberfeld keine Aussicht für mich ferner zu leben, vielweniger Schulden zu bezahlen; bey dem Allem aber rührte ich keinen Finger, um aus meiner schrecklichen Lage zu kommen, sondern ich ließ lediglich den Herrn walten.

Auf einmal, ganz ohne mein Denken und Suchen bekomme ich den Ruf als Professor der Cameralwissenschaften nach Lautern mit 600 Gulden Gehalt. Jetzt fühlte ich tief in meiner Seelen die Pflicht diesem Ruf zu folgen: denn in dem Fach hatte ich mehr Kömntnis als in der Medizin, zum oeffentlichen Vortrag war ich besonders geschickt und das Gehalt setzte mich in den Stand meine Familie zu ernähren, und auch nach und nach Schulden zu bezahlen; ich nahm also den Ruf aus Pflicht und Gehorsam an, ich zog 1778 nach Lautern, und der Herr seegnete mein Lehramt außerordentlich, so daß ich nun nach 22 Jahren viele hundert Männer in Ämtern weiß, die zum Besten der Menschen nach meinen Grundsätzen würken, und die ich unter Gottes Beystand gebildet habe.

Nach dreyen Jahren starb meine erste Frau in Lautern, ich heurathete in Abhängigkeit von der Leitung des Herrn zum zweyten mal, und bekam nun eine vortreffliche Haushälterin, meine Schulden wurden nach und nach abgetragen, doch blieben noch immer viele übrig. 1784 versetzte uns Alle der Churfürst an die Universität nach Heydelberg, meine Familie wurde stärker, der Aufwand auch, und das Gehalt wurde nicht vermehrt, folglich konnte ich keine Schulden mehr bezahlen: als mich daher im Jahr 1787 der Herr Landgraf von Hessen hieher nach Marburg gegen ein jährlich Gehalt von 1440 Thaler berief, so muste ich diesen Ruf nothwendig annehmen, um meine Schulden bezahlen zu können. Ich gieng also hieher, und bin nun beynahe 14 Jahre hier, und zwar mit außerordentlichem Seegen in meinem Amt, auch sind nun meine Schulden getilgt, der Herr sey gepriesen! Vor zehn Jahren starb denn auch meine 2te Frau, ich hatte kleine Kinder, und mußte also abermals heurathen; ich bekam daher meine jetzige 3te Frau, welche die älteste Tochter des sehr frommen und rechtschaffenen Professors der Theologie Coings ist. Dieser mein SchwiegerVater starb aber bald nachher, so wie auch seine fromme Gottesfürchtige Frau, und nun zeigte sich wieder die treue Führung des Herrn auch darinnen, daß ich nun auch der Versorger dieser frommen Familie werden

sollte; ich nahm also die Kinder des seeligen Coings zu mir, und sie sind noch zum Theil bey mir; dann mußte ich auch meinen alten, nunmehr 85jährigen Vater aus dem Siegerland abholen, und bey mir verpflegen, welches auch meine liebe vortrefliche Frau mit unaussprechlicher Treue und Geduld thut. Der gute Mann ist ganz wie ein kleines Kind. Ich bin im Äußern so belastet, daß es mir doch bey allem dem, besonders in diesen theuern Zeiten schwer wird durchzukommen, und es bleibt mir nichts übrig — der Herr wirds versehen! —

Seht, geliebte Brüder! das ist meine äußere zwar schwere aber doch auch sehr gnädige Führung; ich weiß gewiß, das mein gegenwärtiger Stand nach dem Willen des Herren ist. Er will in Gnaden, daß ich das seyn soll, was ich bin, denn meine Eigenheit, wie gros sie auch seyn mag, hat doch im Geringsten daran keinen Theil, daß ich Professor in Marburg bin. Den HofrathsTitel gab mir der Churfürst von der Pfalz ganz aus eigener Bewegung, und ganz umsonst, ich hatte so etwas nie verlangt und nie erwartet. Der Churfürst liebte mich sehr, und wollte mir dadurch eine Gnade erzeigen, die ich also auch in dieser Beziehung annehmen mußte.

Was nun meinen innern Zustand, und meinen Ruf als christlich-religiöser Schriftsteller betrift, so will Euch lieben Brüder! auch darüber Rechenschaft ablegen:

In meinem Lehramt mußte ich sehr viele Lehrbücher schreiben und drucken lassen, weil es daran ganz fehlte, dadurch wurde ich in der gelehrten Welt sehr berühmt und mit allen, auch den vornehmsten Ständen bekannt, ich bekam Fürsten, Grafen und Adliche in Unterricht, und auch dies war Plan der Vorsehung: denn dadurch bin ich nun mit vielen Herrschaften bekannt worden, ich correspondire mit ihnen und kann also auch nur zum Besten des Reichs Gottes sehr nützlich auf sie würken. So wurde alles vorbereitet. Im Jahre 1794 kam der hiesige Buchhändler Krieger zu mir, und bat mich, ich möchte doch einmal etwas hübsches schreiben, er wollte es verlegen und drucken; ich bedachte mich und fand mich willig dazu, und nahm mir vor, des Bunians ChristenReiße nachzuahmen — so entstand also das Heimweh nebst seinem Schlüssel in fünf Bänden, während dem Schreiben dieses Buchs suchte ich höhere Kraft in meinem innern Seelengrund entwickelte sich die Überzeugung, der Herr wolle mich in diesen schweren und wichtigen Zeiten als Werkzeug in seinem Dienst brauchen, dahin ziele seine ganze Führung mit mir von Jugend auf, zugleich fühlte ich auch den Zug der ewigen Liebe, zur Einkehr und in die Gegenwart Gottes weit stärker, und ich ward von der Zeit an ein ganz anderer Mensch. Dies Buch nun, das Heimweh hat unbeschreiblich gewürkt, und würkt noch immer fort im Segen, daher entstand nun auch der graue Mann, die Siegsgeschichte u. s. w.

Meine innere Seelengestalt ist folgende: Ich fühle mein gänzliches Nichts äußerst lebhaft. Ich bin seit vielen Jahren fast beständig im Gefühl der Gegenwart Gottes, und wenn ich einmal zerstreut bin, und sie verliere, so hab ich keine Ruhe, bin äußerst elend, ja es ist mir als könnt ich nicht leben, bis ich wieder in diesem meinen Element bin. Ich habe schlechterdings keinen Willen mehr, auch giebt es unter allen sinnlichen Vergnügen kein Einziges das mir Freude machte. Ich lebe in einem immerwährenden Zustand der Abgeschiedenheit von allem Irdischen. Zu nichts habe ich Lust als zum Einen das Noth ist: Ganz für den Herrn zu leben und zu sterben ist mein einziger Kampf, Stand und Ehre der Welt sind mir ganz und gar nichts, und ich sehne mich nur immer nach Ruhe und Einsamkeit, thue aber alle meine Geschäfte deren erstaunlich viel, von allerley Art sind, munter und willig, aber nicht mit Lust, sondern bloß aus Pflicht. Das Alles aber ist blos Gottes Werk in mir, ich fühle sehr lebhaft, daß ich zu allem Guten, das in mir ist, auch nicht ein Jota beygetragen habe, im Gegentheil, wenn ich mein eigenes Wesen prüfe, so finde ich daß keine Sünde, kein Laster, kein Verderben zu denken ist, wozu nicht ein sehr lebhafter Keim in mir läge, aber, der Herr sey gelobt, diese ganze Welt voll Sünde in meiner Natur, ist ganz unter der Herrschaft des Geistes Gottes, der

seine Wohnung in meiner Seelen aufgeschlagen hat, ohne daß ich das Geringste dazu beygetragen hätte. Mein schwerstes Leyden ist der Stand des dunklen und nackten Glaubens, diese Bürde trage ich schon sehr lange. Aber der Herr wird mir helfen tragen, so lang Er es für gut findet.

Jetzt lieben Brüder! Kennt Ihr mich ganz. Von mir selbst könnt Ihr Euch keine zu niedrige Vorstellung machen, ohne das Gute das der Herr in mich gelegt hat, und wozu ich nichts beygetragen habe, das erwirbt mir doch Euere Liebe, um die ich nochmals demütig bitte. Forthin werde ich nun jedem von Euch einzeln schreiben. Ach stärkt mich doch oft durch Eure Briefe! Der Herr stärkt mich doch oft durch Eure Briefe! Der Herr sey Euch allen nahe, und Euerem ewigen Bruder

Jung.

Am Rande: Jetzt bitte ich nun von Hertzen mich zu beobachten und mir zu sagen wo ich fehle, meine Schriften könnten Euch dazu Anlaß geben.

Im hohen Alter steigerte sich der im Grunde dunkle und daher immer Zweifel gebärende Zustand bei Jung noch mehr, besonders in den letzten Jahren, als er im Ruhestande als badischer Geheimrat in Karlsruhe lebte. So fand ihn Goethe anfangs Oktober 1815 in „peinlichen Verhältnissen" — jedenfalls mehr psychischen, als physischen! Er starb 1817.

---

# Sieben ungedruckte Briefe Jean Pauls.

Mitgeteilt von Paul Nerrlich in Berlin.

## 1.

An Karoline Herder.[1]

Hof d. 17 Aug. 1796

Theuerste Freundin! Wie ein Sternbild stehen Sie mit dieser Inschrift glänzend in meiner Seele. Ein Geschenk[2] ist der geistige Wärmemesser des Empfängers. Giebt ihm jenes den Druck der Verbindlichkeit, die Last der Dankbarkeit: so liebt er wenig. Aber die Gabe aus einer geliebten Hand löset alle harte Panzerketten eher auf und das Herz vol Liebe schlägt ungefesselt freier. Blos in der hohen Freundschaft wird es streitig, was süßer sei, empfangen oder geben. — Empfangen sag' ich, wenn ich an Ihre holde Gabe denke, wozu auch Ihr geschriebenes, gleichsam aus einer Rose gezognes Blat gehört.

Zum Glück hab' ich, der ich alles von Ihrem Gemahl von den kritischen Wäldern u. dem Torso an bis zur Gabe der Sprachen (zu seiner) gesehen habe — nur das über die Auferstehung ausgenommen — gerade diese 5 Bücher nicht gelesen. Ich gäbe etwas darum, ich hätte nie eine Zeile von ihm gelesen — sondern dieser nun durchwanderte Himmel, diese nun überlebte Jugend stünde mir erst bevor.

[1] Ein Bruchstück dieses Briefes findet sich „Wahrheit aus Jean Pauls Leben". 5, 152.

[2] Herder hatte Jean Paul fünf Bände seiner Werke geschenkt.

Aber so hat man, wie der Mensch überal, größere Freuden in der Erinnerung als in der Hofnung stehen.

Die Gemahlin des russischen Gesandten in Dänemark (Krüdner)[1] die bei mir war und vor diesem Briefe bei Ihnen ankommen wird, giebt meiner wärmsten Achtung für Ihr Geschlecht, die im Juny wie andere Blumen so sehr wuchs, gleichsam neue schirmende Blumenstäbe. Die Engel in Ihrem Geschlecht sind nicht gefallen, sondern bedekt wie Portici und die Schnitte der Kultur, die oft dem Manne den Birkensaft abnehmen, geben blos der vollen weiblichen Nelkenknospe eine rhythmische Entfaltung.

Jene Frau verdient Ihre Umarmung. — Leben Sie wohl und das Schikfal streue Ihnen so viel Freudeblumen herab als Sie unter andere auswerfen, z. B. an Jean Paul (wenn Sie an ihn schreiben bald).

## 2.

### An Karoline Herder.[2]

Hof d. 8 Juni 97.

Der hängende Garten der menschlichen Freude ist gerade das Gegentheil der englischen Gärten u. Parks: wenn wir jenen verloren haben u. er kein Laub u. keine Blüten mehr für uns bewegt, so schwebt er uns größer u. blühender vor, anstat daß mir immer der beste englische Garten u. seine Inseln im Herbste nach der Entlaubung dreimal kleiner vorkommen.

Sie wissen die Anwendung, Unvergeßliche, und die Gleichzeitigkeit meines ewigen Himmels und dieses jezigen Briefes macht die Anwendung Ihnen leichter und mir beklommener. — Ach es ist leichter für gewisse Menschen vergessen zu werden, als zu vergessen! Der Himmel kan Ihnen für meine Stunden bei Ihnen keine höhere Belohnung geben als — eben solche Stunden.

Der H. Präsident ist, so viel man mir geschrieben, auf einer Reise unweit Leipzig; wenig hätte gefehlt, so hätt' ich sie nachgemacht. Ich wünsche diesem großen Genius wenigstens eine eingebildete Krankheit, damit er nur wieder durch Hof und Karlsbad gienge und der Seele wieder begegnete, die ihn so unaussprechlich liebt.

Ich wünsche Ihnen jezt nichts als was der Engel Michael verlor im Kampfe gegen den Teufel — nämlich eine Feder, damit Sie nicht sowohl mich an Sie erinnern — dazu reicht mein Herz u. Dank schon hin — als Sich an mich. Glücklich, glücklich lebe u. bleibe Ihre schöne Seele!

Jean Paul.
Fr. Richter.

Vergeben Sie den Einschlus: Fr. v. Kalb ist zwar in Kalbsrieth, aber die Posten hier kennen nicht einmal Artern darneben, und ich bitte Sie, das Paquet in ihr Haus in Weimar zu senden.

## 3.

### An v. Ahlefeldt.[3]

11 August
W[eimar] d. 10 Juny
1800

Mein guter Hans! Heute —

Mein guter Hans! Heute den 11 Aug. sez' ich die Schreiberei vom 10 Jun. fort. Aber warum fängst du nichts an, keine Antwort auf meine? Zur häslichen

[1] Vgl. Nerrlich, Jean Paul. Berlin 1889, S. 283.

[2] Karolinens Antwort vom 29. Juni findet sich „Wahrheit ꝛc." 5, 223.

[3] Jean Pauls Briefe an Ahlefeldt finden sich in „Theaterbriefe von Goethe ꝛc." Berlin 1835, S. 55 ff.

Länge des Postkurses seze nicht noch die des Schweigens. Du hast mir tausend Dinge und noch über dem allerlei von meinem Logis — von der Bernhard[1] von der melodischen air à trois notes (so nenn' ich die drei Herzensschwestern, die Du zu grüßen hast) — und von unsrer Zukunft — und deiner Gegenwart — und von Henriette,[2] die auch grüße, zu melden. Matzdorf[3] hast du zu melden, daß ich leider das „Register, Götter" betitelt, an dem mir viel liegt, nicht bei den Stiefeln gefunden; und daß ich ihn und die guten Seinigen grüße.

Weimar belastet mich, u. ich schmachte nach mittelmärkischer Luft, die so schöne Lippen bewegen.

Beantworte nevst diesem Blat auch das vorige und zögere nicht Jahrhunderte lang. Unsere wechselseitige Erzählungen wachsen an u. wir beide brauchen Gegenwart.

An meinem Fenster redet jezt eine Aeolsharfe, die der Finger der Natur anschlägt, der sich in wilden und leisen Wellen herumtummelt. Der unartikulierte Wind hat nun eine artikulierte Sprache u. bringt mir die Worte des Naturgeistes

Lebe froh! mein Theuerer! Liebe mich und schreibe mir!

Richter.

[Adresse:] H. Regierungsassessor Hans von Ahlefeldt. In der neuen Friedrichsstraße. Berlin.

## 4.

### An Karoline v. Berg.[4]

Berlin 4 Mai. 1801

Verehrteste! Eben hab' ich an den Minister v. Alvensleben meine Bitte an den König um ein Präbende geschickt. Da Fr. v. Krüdner mir Ihre Kenntnis u. Theilnahme meines Wunsches gesagt: so darf ich Ihnen ja wohl jene Nachricht mit der Hoffnung u. Bitte geben, die meinige an den König durch Ihr freundschaftliches Wort bei der Königin oder bei unserem Prinzen, insofern Sie es gut finden solten, geltend zu machen.

Verzeihen Sie eine erste u. lezte Bitte dieser Art; es ist sonst gegen mein Gefühl, die freie Freundschaft in ein bestimmtes Verhältnis zu verwandeln.

Ihr Vergeben der Bitte wird mir so viel wie ein Erfüllen derselben sein. Leben Sie froh u. die äußere Welt sei immer der harmonische Mitlauter Ihrer innern! —

Jean Paul Fr. Richter.

N. S. Das Gewitter, das ich Ihnen gestern ankündigte, kündigt sich mir heute mit leiser Migraine an; wird diese stärker, so darf ich heute nicht nach Champagne reisen, so sehr auch dessen Weinberge Musenberge u. frohe Olympe sind. — Meine Bitte darf Sie nicht in die kleinste Verlegenheit seze; und ich bitte Sie auch, sie mir nur schweigend zu bejahen oder zu verneinen.

Grüßen Sie den liebenswürdigsten u. würdigsten Prinzen,[5] an dessen vortrefflichen Kopfe das Geringste ist, was er darauf seze, nämlich den Herzogshut. Ich werde ihn doch hoff ich noch einmal vor der Trennung sehen bei Ihren diners pensants (nach Analogie der dejeuners dansants)?

[Adresse:] Frau Kammerherrin v. Berg
geborne v. Häsler.

---

[1] Siehe Nerrlich, S. 300.
[2] Henriette Herz.
[3] Jean Pauls Verleger.
[4] Karolinens Antwort vom 5. Mai befindet sich „Wahrheit ꝛc." 6, 178.
[5] Georg, Erbprinz von Mecklenburg Strelitz, Bruder der Königin Luise.

## 5.

### An Friedrich v. Schlegel.[1]

Baireuth d. 21 März 1812.

Ihre werthe Zuschrift erfreuete mich mit der Erinnerung an reichere wissenschaftliche Verhältnisse als ich jetzt genieße. Ihr Zweck u. Ihr Plan und dessen Ausführen gefiel mir sehr in den mir zugeschickten 2 ersten Monatheften, wofür ich Ihnen danke. Arbeiten Sie nur selber recht fleißig hinein, zumal für die ästhetische Kritik, welche jetzt so vielen anderen Blüten nachzusinken scheint. Mehr Ihnen als Ihrem patriotischen Zwecke — welchem ja überhaupt durch jedes ächtdeutsche Buch nachzukommen ist — bring' ich das Opfer, daß ich mich wieder in einzelne kleine Aufsätze[2] zerschneide u. zersäge u. darüber den freien fortlaufenden Genuß ganzer größerer Werke aussetze. Ich sage 20 Nein zu andern, eh ich Ein Ja sage zu Ihnen. — Ich überlass' es ganz Ihrer redigierenden Berechnung, in welcher paginierten Aufeinanderfolge und Rangordnung Sie die nur mit einem körperlichen Faden verbundene Aufsätze geben wollen, und ob alle auf einmal oder nur vereinzelt.

Da es doch, auch bei Völkern, mehr auf das innere Rechtleben als das äußere Wolleben ankommt: so haben die Deutschen mehr der Zeit abgewonnen als man vielleicht denkt.

Den Riesen Hamann soll ich wie einen Pik seinen (literarischen) Schatten ins weite Weltmeer werfen lassen? — Er ist mir zu groß, sogar zu einer Vor u. Lobrede. Oft drang ich bei Herder u. Jacobi auf Biographie u. Herausgabe; aber keiner gönnte nebenbuhlend dem andern die Ehre; doch Herder war Hamanns älterer innigster Freund, und Er u. Hamann die beiden ordentlichen Briefwechsler. Herder glaubte, nur an Einen habe man recht u. alles zu schreiben — bis ins Kleinste hinein — und das war ihm Hamann. Anderen Menschen antwortete er durch seine — Frau. Von Reichard hab' ich vil Hamannisches geliehen bekommen und von Herder das Übrige geschenkt; beides mit Hand- und Randschrift des Autors bereichert. Der literarischen Anspielungen u. Lokalfärbchen sind so viele, daß sogar bei dem Abdruck seiner handschriftlichen Erklärung noch ein allwissender Literator nötig bleibt. Gewöhnlich nehm' ich ihn auf Reisen in den Wagen mit, um meine Augen [Schluß fehlt.]

## 6.

### An Georg Reimer.

Löbichau d. 17 Sept. 1819.

Mein guter Lieber .....[3] Ihr Blättchen an mich empfing ich hier, wo ich seit einigen Wochen unter dem schönen Freudenregen der Herzogin von Kurland wie so vieler stehe.[4] Anfangs künftiger Woche werd' ich zu Hause die Wechselsache besorgen. Dieser Reisemüßiggang verbunden mit dem Stuttgarter machen mir die Vollendung der 2 Theile des komischen Romanes,[5] wenn nicht unmöglich, doch unbehaglich; denn das Erste bei einem Buche ist, daß ich selber durch das Machen

---

[1] Ein Bruchstück des Briefes findet sich Wahrheit ꝛc. 7, 267.

[2] Dämmerungschmetterlinge oder Sphinxe. Siehe Werke, 3. Auflage, 25, S. 289 ff. [Zuerst erschienen in F. Schlegels Deutschem Museum 1, 416. A. Sauer.]

[3] Der Name ist ausradiert.

[4] Vgl. Nerrlich, a. a. O., S. 592 ff.

[5] Der Komet erschien 1820—1822 bei Reimer.

genieße. Mithin muß ich bitten oder fragen, ob es in der **Michaelis**messe 1820 mit zwei Theilen auf einmal erscheinen kann; da ihre Trennung sonst ihr Tod wäre. Zur Ostermesse geb' ich bei Cotta schon Gedrucktes nur vermehrt (den Aufsatz über die Doppelwörter) und den 3ten Theil der Herbstblumine heraus.

Das Versiegeln Ihrer Papiere hat mich monatelang geschmerzt. Leider drückt Preußen dieses Kleinsiegel eines Afteradlers statt des großen Insiegels des vorigen Kriegadlers jetzo auf vieles Papier, auf Douanenscheine u. Preßrescripte. Es ist aber zu groß u. männlich gewachsen, um sich lange so zu widersprechen.

— Eben reis' ich ab ..... Gott gebe Ihrem heiligen Zorne gegen die unheilige Polizei Gedeihen! Recht innig liebet u. achtet Sie

Jean Paul.

Herrn

[Name unleserlich durchstrichen]

Berlin.

Durch Güte.

## 7.

### An Renate Otto.[1]

Baireut d. 1 Jan. 1821.

An Sie, gute liebe Renate, schreib' ich den ersten Brief dieses Jahres, der, wie dessen Vorgänger, mir unaufhörlich die Brieffelleisen zum Leeren u. zum Füllen vorhalten wird; und anstatt Ihnen Wünsche zu bringen, will ich vielmehr die Ihrigen so gut ich kann, der Erfüllung nähern.

Schmidt sagte mir hier, daß er meinen Brief für Ihre gute Enkelin der Königin nicht etwa blos referiert habe, sondern sogar ganz gegeben. Von dieser Kompaß-Ecke her kann Ihnen also durchaus kein anderes als ein günstiges Wehen kommen. [Es folgen Mitteilungen über die Empfehlung eines Freundes oder Verwandten an den Regierungsrat von Herder.]

Sollte eine kleine Tadelstelle [Ihres Brie]fes sich auf Emanuel be[ziehen,] so thäten Sie dem edelsten u. treuesten aller Freunde Unrecht; ich kenne in Deutschland herrliche Seelen aller Art; aber eine so für Helfen und Lieben u. Beglücken begeisterte hab' ich nie gefunden wie seine ist, eine mir nächste ausgenommen.

Mögen Ihnen nach so manchen untergegangenen Sternen in Abend wieder junge u. neue in Morgen aufgehen!

Ihr alter

J. P. F. Richter.

[Adresse:]

Madame

Renate Otto geborne Wirth.

München.

abz. am Carlsthor

rechts N. 1311.

---

[1] Vgl. Täglichsbeck, Jean Pauls Briefe an eine Jugendfreundin. Brandenburg 1858.

# Briefe von und über Uhland.

Mitgeteilt von Rudolf Krauß in Stuttgart.

Der Briefwechsel großer Männer pflegt gegenwärtig, soweit er sich erhalten hat und zur Veröffentlichung eignet, ein viertel Jahrhundert nach ihrem Tode der Hauptsache nach bereits bekannt gegeben zu sein, und die Forscher späterer Zeiten müssen sich meist mit einer bescheidenen Nachlese begnügen. So ist es auch bei Ludwig Uhland gegangen. Aus Anlaß der hundertjährigen Feier seines Geburtstags im Jahr 1887 ist vollends alles von seiner Hand, was noch da und dort zerstreut gewesen ist, an das Tageslicht gefördert worden. Größere Sammlungen von Briefen Uhlands liegen jetzt kaum noch irgendwo verborgen, und nur der Zufall wird hin und wieder einige Stücke zum Vorschein bringen.[1]) Die nachstehenden vier Schreiben sind vor einigen Jahren aus Autographensammlungen von Privaten in den Besitz des Marbacher Schillervereins übergegangen. Sie sind für des Schreibers bedächtige, abgemessene, fast zeremoniöse Art im Verkehre mit verschiedenen Personen charakteristisch.

1.

Geehrtester Herr!

Die Schwierigkeit, bei gegenwärtigem Stande der Literatur mit einer Sammlung lyrischer Gedichte durchzudringen, ist Ihnen selbst nicht unbemerkt geblieben. Der Genuß, den die Beschäftigung mit der Poesie dem Dichtenden und den ihm näher Befreundeten gewährt, kann jenen Erfolg noch keineswegs verbürgen; es gehört dazu eine entschiedene poetische Eigenthümlichkeit, die sich unter der grossen Menge des Vorhandenen Bahn zu brechen weiß. Soweit ich in dem mitgetheilten Manuskripte mich umsehen konnte, ohne dasselbe zu lange in Händen zu behalten, hat sich mir eine solche Gewähr des Durchdringens in weiteren Kreisen nicht herausgestellt, wie denn Ihre eigenen Aeusserungen in dieser Beziehung die bescheidensten sind. Jedenfalls aber muß ich bezweifeln, ob die Herausgabe einer Sammlung von so grossem Umfang, zumal im eigenen Verlag, bei den damit verbundenen Unkosten auch wirklich den gehofften pekuniären Gewinn ergeben würde, abgesehen von allem Zeitaufwande zum Nachtheil andrer Arbeiten, die zu nachhaltiger Verbesserung Ihrer Lage führen könnten.

Eine Bevorwortung der Gedichte von meiner Seite würde nicht ersetzen, was diese selbst vermissen liessen; schon früher vermochte ich ähnlichen Wünschen nicht zu entsprechen, indem ich niemals angemessen fand, meinen Namen als kritische Autorität voranzustellen. Hochachtend

Tübingen d. 28. Nov. 1845. Ihr ergebenster
L. Uhland.

Mit Bleistift von andrer Hand auf der ersten Seite oben: An Th. B.

[1]) Die nachfolgenden Mitteilungen waren längst zusammengestellt, ehe der im Familienbesitze befindliche eigentliche Nachlaß Uhlands vom Schwäbischen Schillerverein erworben und dadurch der Forschung zugänglich gemacht worden ist.

2.

Ew. Hochwohlgeboren

bin ich für die gütige Uebersendung der Brentano'schen Märchen, sowie des illustrirten Reineke Fuchs von Herzen dankbar. Alt und Jung erfreuen sich an diesen heiteren Bildern. Wir haben hier in der Nähe, an der uralten Kapelle von Schwärzloch, einiges Steinbildwerk aus der Thierfabel und nun erweist sie ihr unerschöpfliches Leben auch in dem reichen Werke neuester Kunst.

Verehrungsvoll

Tübingen, 5. Dec. 1846.

Ihr ganz ergebenster
L. Uhland.

Adresse:

Sr. Hochwohlgeboren
Herrn Kammerherrn
Freiherrn Cotta von Cottendorf
in Stuttgart.

3.

Tübingen, 16. Okt. 1847.

Sie hatten die Güte, hochgeehrter Herr, mir im vorigen Monat die vier neueren Bände des Klosters zur Einsicht zu stellen. Solche kamen hier an, als ich im Begriffe war, eine mehrwöchige Reise anzutreten. Entschuldigen Sie damit, daß dieselben so lange bei mir liegen blieben, und benachrichtigen Sie mich gefälligst, ob ich sie etwa jetzt einer hiesigen Buchhandlung zu Ihrer Verfügung übergeben kann.

Was Ihren mir später mitgetheilten Wunsch betrifft, daß auch ich über diese Sammlung Zeugniß geben möchte, so bedaure ich, demselben so wenig entsprechen zu können. Ich liebe überhaupt nicht als kritische Autorität aufzutreten. Außerdem hat eine Arbeit, die mich jetzt in Anspruch nimmt, mir nur eine flüchtige Durchsicht des Werkes gestattet und bei der Seltenheit eines großen Theils der darin enthaltenen Schriften wäre mir es auch nicht möglich, das Verhältniß des neuen Drucks zu den Originalen zu beurtheilen. Nur einige unvorgreifliche Bemerkungen, die sich mir bei dem raschen Durchgange darboten, erlaube ich mir anzufügen.

Auf Erzeugnisse derjenigen Periode, aus welcher das meiste hier Gelieferte herstammt, ist allerdings nicht wohl die kritische Bearbeitung anwendbar, wie sie für die Herausgabe deutscher Werke aus früheren Zeiten verlangt wird. Um so mehr scheint es bei jenen darauf anzukommen, daß die Abdrücke das Original, das sie ersetzen sollen, buchstäblich getreu und vollständig wiedergeben und ihnen so viel möglich die ältesten, der Zeit der Abfassung nächstkommenden Exemplare zu Grunde liegen. Ebenso möchten die Bilder, um kunstgeschichtlicher Belehrung dienen zu können, wenn auch in verkleinertem Maßstab, doch sonst, ohne moderne Nachbesserung, als zuverlässige Facsimiles zu behandeln sein. Sollte es nicht auch der Aufnahme des Werkes günstig sein, wenn es, etwa nach Art der Publikationen der Percy Society, in kleineren Bänden erschiene, welche entweder je ein seltenes Werk oder doch nur verwandte Dinge beisammen enthielten? Bände größeren Umfangs, welche vielleicht eben darum Stücke sehr verschiedener Art und Zeit, alte Druckwerke neben Abhandlungen aus der neueren Literatur, in sich aufnehmen, erfordern von Seiten der Käufer eine stärkere Auslage auf einmal und machen auch weniger den Eindruck einer bemessenen Anordnung und Begrenzung. Im Schaltjahr schien mir die nur äusserliche Eintheilung nach Monaten u. s. w. die Gegenstände zu sehr zu zersplittern. Stets wird es schwierig sein, das wahrhaft Charakteristische mit dem

bloßen Curiosum, den Zweck der Unterhaltung mit dem wissenschaftlichen zu verbinden, ohne daß der eine dem andern Eintrag thut. Ausgewähltes, Seltenes, in getreuen Wiederabdrücken und mäßigen Lieferungen, mit planmäßiger Beschränkung auf den Kreis der älteren Volksliteratur, dieß ungefähr ist es, was nach meiner Ansicht dem Unternehmen, dem Sie so viel Mühe und Aufwand widmen, einen nachhaltigen Werth für die deutschen Studien am besten sichern würde.

Hochachtend

Ihr ergebenster
L. Uhland

Adresse:

Herrn
Buchhändler J. Scheible
in Stuttgart.

frei.

4.

Verehrter Herr Doctor![1]

Daß ich Ihr freundliches Schreiben vom 6. 7. d. M. nicht früher beantwortet, bedarf sehr der Entschuldigung. Es hatte sich in letzter Zeit verschiedenartiges Geschäft bei mir angesammelt, auch fand ich nöthig, mir erst noch das fragliche Programm der Bibliothek deutscher Klassiker, sowie eine Sammlung der gegenwärtig in den deutschen Staaten bestehenden Nachdrucksgesetze, zur Einsicht zu verschaffen. Soweit ich mich nun in dieser zersplitterten Gesetzgebung umgesehen, ist mir darin eine feste und gleichmäßige Grenze zwischen gestatteten und strafälligen Auswahldrucken nicht deutlich geworden. Ob sich bei den Gerichten darüber eine bestimmtere Norm ausgebildet hat, ist mir unbekannt.

Der gerechteste Unwille deutscher Schriftsteller wird aber auf die Ausbeuter und ihre Abnehmer wenig Eindruck machen, wenn nicht auch sogleich zur gerichtlichen Klage geschritten werden kann. Diese jedoch scheint mir passender und wirksamer von den Verlegern, als von den Verfassern selbst, angedroht und erhoben zu werden, namentlich wenn mehr vorliegt, als ein bloßer Prospekt, der noch mancherlei Ausflüchte zulassen mag. Bereits ist in diesen Tagen E. M. Arndt mit Porträt als erschienen angezeigt und da wird die Verlagshandlung ersehen können, ob sich ihr eine sichere Handhabe zum Rechtsverfahren darbietet.

Hochschätzend

Tübingen, 18. Dec. 1860.

Ihr ergebenster
L. Uhland.

Hieran mögen einige Äußerungen Eduard Mörikes über Uhland gereiht werden, die den noch ungedruckten Briefen[2] des Dichters an seinen Freund Wilhelm Hartlaub entnommen sind. So wenig auch diese Mitteilungen darauf Anspruch erheben dürfen, wesentlich Neues beizubringen, verdienen sie doch schon insofern einige Aufmerksamkeit, als hier über einen großen Mann ein ebenbürtiger Geist spricht.

[1] Adressat unermittelt.
[2] Eigentum der K. Öffentlichen Bibliothek in Stuttgart.

Cleversulzbach, den 27. Oktober 1841.

. . . . . Uhland beschäftigt sich mit einer großen Sammlung altdeutscher Gedichte. Er war zu diesem Zweck in St. Gallen, Straßburg ꝛc. Dies ist meinem ähnlichen Vorhaben natürlich nicht günstig für jetzt. Der Elsäßer[1]) brachte einen Tag mit ihm zu. Uhland führte ihn nach Bebenhausen, wobei er sich über die großen Festin Jagden des verstorbenen Königs sehr schön erbost haben muß. . . . . .

Cleversulzbach, den 14. Juni 1843.

. . . . . Zu Weinsberg kehrten wir im Rückweg wieder ein. Nach kurzer Zeit kam Uhland, der soeben von seiner sächsischen Reise heimkehrte. Er wurde mit dem Gegenstand der allgemeinen Aufregung[2]) sogleich bekannt gemacht und war am Ende so ratlos, als wir andern auch. Von seiner Reise und deren litterarischen Zwecken sprach er bescheiden nach seiner echten Art. Er habe, sagte er mit Lachen, unterwegs in der Zeitung die schönen Dinge gelesen, die ihm die Leipziger in Mund gelegt, die er entweder aber nicht oder nicht so gesagt habe. Nach mir sei er oftmals gefragt worden, ich hätte viele Freunde. Wir sprachen auch von Mayer[3]) (der ja nun in Tübingen ist), von Vischer[4]) u. s. w. In Beziehung auf die Philosophie des letztern und anderer Anhänger Hegels meinte Uhland, es werde sich bald zeigen, wohin sie mit der Poesie nach diesen Grundsätzen konsequenterweise kommen müßten, sie zu verachten und zu vernichten nämlich. Kerner saß ohne Teilnahme dabei und drückte einmal über's andre das Schnupftuch auf die Augen. Uhland, der halb die Absicht hatte, auch mich diesmal in Cleversulzbach zu besuchen, wollte nun doch die Nacht und, was er sonst noch an Zeit übrig hätte, bei seinem bekümmerten Freund, „wie jene einst beim Hiob", zubringen und morgen weiter gehen. . . . . .

Mergentheim, den 9. Dezember 1846.

. . . . . Viel nova gibt es nicht zu melden. Vorgestern kam jedoch ein Dank von L. Uhland für mein Buch.[5]) Sein Brief,[6]) der hier mitfolgt, ist als ein gutes und zuverlässiges Zeugnis sehr erfreulich. Er schickt mir seine kürzlich in Heidelberg bei Winter neu gedruckten „dramatischen Dichtungen" Herzog Ernst und Ludwig der Bayer. Der Brief ist, wie er spricht; sieh doch die Sätze an, die er wie schwere Steine, einzeln, mit kurzen Schritten trägt und fallen läßt! . . . . . .

Mergentheim, den 11. Juni 1849.

. . . . . In diesen Tagen reiste Uhland mit einigen Abgeordneten hier durch;[7]) ich blieb den Abend zu Haus, weil ich mir halb und halb einen Besuch von ihm versprach; auch kam er wirklich, als wir eben vom Tische aufgestanden waren. Er war, obgleich sichtbar gedrückt, doch sehr gesprächig, verbreitete sich über seine Stellung zum Frankfurter Parlament und den Klubs, beklagte den badischen Aufstand und gab überhaupt wenig Hoffnung zu einer erträglichen Lösung der Dinge. Die andre Hälfte des Gesprächs betraf gemeinschaftliche Freunde, vorzüglich Mayer und dessen Dichtungsart, worüber er mit uns einstimmig urteilt. Er über-

[1]) Dr. Elsäßer in Neuenstadt, später K. Leibarzt in Stuttgart.
[2]) Eine Kernersche Familienangelegenheit, die nichts zur Sache thut.
[3]) Dem Dichter Karl Mayer.
[4]) Dem Ästhetiker und Dichter Fr. Th. Vischer.
[5]) Idylle vom Bodensee.
[6]) Abgedruckt bei Karl Mayer, Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen 2, 250 f.
[7]) Vgl. Friedrich Notter, Ludwig Uhland, S. 328.

nachtete im Hirsch. Nach zehn Uhr ging der Lärm des Volkes auf den Straßen an, ein Tisch mit Lichtern für die Musiker ward vor dem Gasthof aufgestellt und der gewöhnliche Spektakel mit Vivats und dergl. aufgeführt. Ich konnte nicht davor schlafen, stand vom Bette auf und sah mit Gretchen[1]) bis nach 12 Uhr durch das letzte Fenster des runden Zimmers dem Getreib der Menschenmenge zu. Der Pfahler hielt eine endlose Rede, von der wir nichts verstanden, in der untern Stube. Bei einem Hoch mit Uhlands Namen schoß ein helles Licht am schönsten blauen Himmel in einer langen Bogenlinie quer über die Straße hin; es war eine starke Sternschnuppe; wir sahen sie beide zugleich und freuten uns, wahrscheinlich die einzigen zu sein, die diese Erscheinung wahrnahmen. Nach Mitternacht fuhr die Gesellschaft mit der Post nach Heilbronn ab. . . . . .

Bebenhausen, den 13. Oktober 1863.

. . . . . Den andern Tag ging ich — lediglich nur aus eigenem Herzensantrieb — zu Frau Uhland. Sie war, insoweit es die Trockenheit ihrer Natur oder ihrer Manier erlaubte, freundlich entgegenkommend, ließ mich die verschiedenen Porträts von ihm, seine Marmorbüste u. s. w. sehen und eine Anzahl ungedruckter lyrischer Gedichte zum Teil aus späterer Zeit, von seiner Hand in's Reine geschrieben. Die Frau verwahrt diesen Schatz mit Ängstlichkeit, in einem Paket zusammengeschnürt, gegen den Anlauf begieriger Liebhaber, Litteraten und Verleger, weil sie nicht sicher sei, ob die Veröffentlichung von dem und jenem im Sinn ihres Manns wäre, der ihr doch unbeschränkte Vollmacht deshalb gab. Ich las einige Stücke zwei- und dreimal und fand sie so schön und vollendet, daß ich meine Verwunderung über solche Skrupulosität nicht bergen konnte. Besonders gefiel mir ein kleines Stück, von dem sie selber sagte, es sei ganz bezeichnend für Uhlands Sinnesart: das Schlürfen der Neige des Weins, die man noch sorgsam aus dem Glase tröpfeln läßt, verglichen mit der Lust am Leben bis auf den letzten wonnigen Rest. (Dies ist ungefähr der Gedanke.) Unter diesen Gesprächen holte sie aus einem Fach ein schon für mich bereit gelegtes, von Uhland geschriebenes Blättchen hervor, das sich auf etwas von mir beziehe: eine Bemerkung entweder zu den Sagenforschungen oder auch, wie sie meinte, zu seinen Volksliedern gehörig und mein Märchen vom Blautopf betreffend. Sogleich erinnerte ich mich, daß er bei Gelegenheit seines mündlichen Danks für Übersendung des Hutzelmännchens die Quelle zu wissen wünschte, woraus der Zug von dem unsichtbar machenden Fischzahn genommen sei; er selber sei auf etwas ganz Ähnliches in einer deutschen Volkssage gestoßen. Ich sagte ihm mit einigem Erstaunen, daß ich diesen Umstand, so wie das ganze Abenteuer, bis diesen Augenblick für meine Erfindung gehalten habe, welche Versicherung er stillschweigend hinnahm; wahrscheinlich hielt er es für Selbsttäuschung, und am Ende muß ich dies selber glauben, wiewohl ich mir schlechterdings nicht denken kann, wo ich dergleichen etwas vom Blautopf gehört oder gelesen haben könnte. Genug, die Anmerkung lautet (ich habe das Blatt nicht bei der Hand, werde aber nicht fehlen) folgendermaßen: „Dieser Wunderstein lag indessen versenkt in unergründlicher Tiefe, bis ein schwäbischer Dichter neuerlich ihn, im Sonnenlichte spielend, am Rande des Blautopfs wieder gefunden." . . . . . .

Endlich möge hier noch ein brieflicher Bericht über die Sprengung des deutschen Rumpfparlaments zu Stuttgart am 18. Juni 1849, wobei ja Uhland eine wichtige Rolle gespielt hat, eine Stelle finden. Das Schreiben, Stuttgart, den 19. Juni 1849 datiert, stammt aus der Feder des schwäbischen Dichters, Schriftstellers und Politikers

[1]) Mörikes Braut.

Friedrich) Notter, damaligen Mitglieds der württembergischen Kammer, und ist an seine Gattin gerichtet. Notter hat allerdings selbst später in seiner Biographie Uhlands (S. 333 ff.) jene Ereignisse in ähnlicher Weise wiedergegeben, aber nichtsdestoweniger scheint mir die ältere Darstellung der Mitteilung wert, weil sie, alsbald nach den Ereignissen und unter ihrem unmittelbaren Eindrucke geschrieben, eine frischere Färbung trägt. Der Brief lautet:

Ich erfuhr gestern bei meiner Hieherkunft, daß die Nationalversammlung am Samstag so tolle Beschlüsse gefaßt, daß ich meine Rede, die sich noch mit vieler Wärme für sie ausspricht, nicht halten und nur einiges davon in der motivierten Abstimmung anbringen konnte. Es wurde nämlich jetzt über die Anerkennung der Nationalversammlung gar nicht abgestimmt, sondern der Antrag Mats, über diese Frage zur Tagesordnung überzugehen, nachdem das Ministerium (Römer) uns auseinandergesetzt, warum es die Nationalversammlung zwar subjektiv noch als berechtigt ansehe, dieselbe aber dringend bitten müsse, Württemberg zu verlassen, mit 54 gegen 31 Stimmen angenommen. Hölder stimmte dagegen. Römer hatte uns seinen, im heutigen Merkur stehenden Brief an den Präsidenten Löwe vorgelesen, worin er denselben dringend, aber höflich ersucht, die Versammlung möge doch in ein anderes Land gehen, und ihm zugleich sagt, dem Gebot derselben, das alle Württemberger vom 18. bis zum 50. Jahr unter die Waffen ruft, um Baden zu helfen, werde in Württemberg keine Folge geleistet werden. „Auf dieses Schreiben," bemerkte Römer, „habe ich bis jetzt keine Antwort erhalten." Da erhob sich Schoder und rief trotzig: „Die Antwort kann ich erteilen. Heut' Nachmittag um 3 Uhr ist Sitzung der Nationalversammlung." Auf dieses herausfordernde Wort hin entfernten sich Duvernoy und Rüpplin sogleich, und die Folge, die wir aber erst beim Austritt aus der Kammer um halb drei Uhr erfuhren, war, daß das Lokal, die Fritzische Reitbahn, geschlossen und mit Militär umgeben wurde. Ohne diese Äußerung Schoders hätte man, wie Römer, der im Schatten mit uns zu Mittag aß, erklärte, die Nationalversammlung gestern noch Sitzung halten lassen, indem man hoffte, sie werde so vernünftig sein, sich in derselben zu vertagen oder ganz aufzulösen. Unterrichtet von der militärischen Besetzung der Reitbahn hatten sich die Mitglieder der Versammlung vom Hotel Marquardt aus in Prozession, der Präsident mit den beiden Württembergern Uhland und Schott voraus, nach dem Lokal begeben, wo ihnen der den Truppen beigegebene Civilkommissär Kammerer zu Pferd, mit weißer Schärpe über die Schulter, erklärte, daß hier ihres Bleibens nicht länger sei. Der Präsident protestierte mit lauter Stimme gegen diesen Eingriff in ihre Souveränität, und auch Uhland, der ganz rot ausgesehen habe, wollte, wie ich höre, noch einiges sprechen; auf einen Wink Kammerers an den General Miller fingen aber die Trommeln an zu wirbeln, die Infanterie fällte die Bajonette (nicht gegen die Reichstagsabgeordneten, sondern gegen die nachdrängende Menge), und die Reiterei ritt langsam, jedoch, wie ich höre, ungemein langsam, so daß Miller mehrmals „Vorwärts!" kommandieren mußte, gegen die Abgeordneten an. Sofort begaben sich diese durch eine andere Straße in das Hotel Marquardt zurück, wo sie eine Privatberatung hielten. Was dort beschlossen wurde, weiß man bis jetzt noch nicht. Die Menge wogte den ganzen Tag bis abends 10 Uhr durch die allenthalben mit Linie und Bürgerwehr (in fast unnötig starker Zahl) besetzten Straßen, schien aber verdutzt und nicht recht zu wissen, wie sie die Sache anzusehen habe. Man hatte auf die Nacht einen Krawall befürchtet und daher so viel Militär aufgestellt; es verlief aber alles ganz ruhig. Einige Weiber sollen wie Furien gegen Römer und die Majorität der Kammer sein. . . . . Vischer hatte am Samstag ausgezeichnet gut gesprochen, wie ich höre, d. h., er hatte die Ver-

sammlung von ihrem rasenden Unternehmen abgemahnt, war aber überstimmt worden. Ebenso Uhland. Schoder hatte gestern in der Kammer dem Römer trocken herausgesagt, er verdiene nach der Reichsverfassung, angewendet auf das württembergische Strafgesetzbuch, 3 bis 12 Jahre Zuchthaus. Natürlich lachte man mir über diese von Schoder selbst nicht ernstlich gemeinte, sondern absichtlich auf die Spitze der Konsequenzen hinaufgeschraubte Behauptung. Vischer kam nachmittags in der Straße zu mir her, bot mir die Hand, und er nebst noch einem andern, nichtwürttembergischen Reichstagsabgeordneten erklärte mir, die württembergische Kammer habe ganz recht gehandelt, die Nationalversammlung handle wahnsinnig, aber er und sein Begleiter, ebenso Uhland und einige andre, hielten es für Sache der Ehre und der Pflicht gegen das Vaterland, die Träger der Nationalsouveränität so lange nicht zu verlassen, als sie noch irgendwo beisammen seien; es werde dann doch wenigstens die Idee so lange, als möglich, gerettet . . . Uhland hat bis jetzt dem Schwab das Haus noch nicht betreten . . . .

# Christoph Kuffners Gespräche mit Beethoven.

Nach dem Originalmanuskripte mitgeteilt von Alfr. Chr. Kalischer in Berlin.

## I.

Der österreichische Dramatiker und vielseitige Gelehrte Christoph Kuffner gehört zu den ältesten Dichterfreunden Beethovens. Mit einer der reizvollsten, frischesten Kompositionen unseres Tonmeisters bleibt Kuffners Name, des Dichters der „Maltheser", des „Herzogs Ulrich von Würtemberg", des „Cervantes in Algier", der „Minnesänger auf der Wartburg", der „Hersilia" und anderer Dramen für alle Zeiten verbunden. Ich meine Beethovens Chorphantasie, op. 80, die im Jahre 1808 entstand.

In jener berühmten großen Akademie Beethovens am 22. Dezember 1808 — die namentlich vom Verfasser der „Vertrauten Briefe auf einer Reise nach Wien" so anziehend geschildert wird — gelangte diese Chorphantasie zum erstenmal zur Aufführung, ein Werk, das man nicht ohne Grund das zarte Präludium zur späteren großmächtigen Chorsymphonie (op. 125) genannt hat. Kuffner hatte dazu auf Beethovens Veranlassung zum Finale die schönen Textesworte gedichtet:

Schmeichelnd hold und lieblich klingen
Unsers Lebens Harmonien,
Und dem Schönheitssinn entschwingen
Blumen sich, die ewig blühn — u. s. w.

Mit der Dedikation an den König Maximilian Joseph von Bayern erschien die Chorphantasie im Jahre 1811.

Es darf übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß die hierauf bezügliche Autorschaft Kuffners stark angezweifelt wird. Gustav Nottebohm ist es, der in seinem Buche „Zweite Beethoveniana" (Leipzig 1887), S. 503 f. die Zweifelsstimme erhebt. Dort, in einem Artikel über Skizzen zur Chorphantasie, belehrt uns eine Fußnote wie folgt: „Carl Czerny erzählt: Kurz vor der am 22. Dezember 1808 gegebenen Akademie kam ihm [sc. Beethoven] die Idee, ein glänzendes Schlußstück für diese Akademie zu schreiben. Er wählte ein schon viele Jahre früher komponiertes Lied, entwarf die Variationen, den Chor ꝛc., und der Dichter Kuffner mußte dann schnell die Worte (nach Beethovens Angabe) dazu dichten. So entstand die Phantasie mit Chor op. 80. Sie wurde so spät fertig, daß sie kaum gehörig probiert werden konnte. Beethoven erzählte dies in meiner Gegenwart? (S. Thayers Biographie 3, 59.)[1] — Was den Hergang und die Sache betrifft, so läßt sich Czernys Erzählung mit den Erscheinungen, welche die Skizzen bieten, in Einklang bringen. Nur bezweifeln wir die Richtigkeit der Angaben in Betreff des Verfassers des Textes. Dieser Zweifel gründet sich vor allem darauf, daß in den im Jahre 1845 in 20 Bänden erschienenen Werken Christoph Kuffners, welche sogar die unbedeutendsten kleinsten Gedichte enthalten, der erwähnte Text nicht zu finden ist und daß der im letzten Bande beigegebenen Biographie Kuffners, wo unter anderem von dem Verhältnis zu Joseph Haydn und Beethoven, von dem ‚auf dringendes Verlangen Beethovens' gedichteten Oratorium ‚Saul' und von anderen zur Komposition bestimmten Dichtungen die Rede ist, von jenem Text nichts erwähnt wird. Auch sprechen innere Gründe gegen die Autorschaft Kuffners. Man muß sich vergegenwärtigen, daß es hier galt, zu einer gegebenen Melodie Worte zu finden, deren Inhalt im allgemeinen gewiß von Beethoven vorher angedeutet war. Die Worte, die gefunden wurden, sind gewiß von keinem unserer größten Dichter, aber sie zeigen in der Lösung jener Aufgabe ein Verständnis für die Musik, eine Geschmeidigkeit in der Sprache und einen Schwung, den man in Kuffners Gedichten schwerlich finden wird. Eher kann Friedrich Treitschke der Dichter sein. Und diese Vermutung wird dadurch

[1] Thayer giebt jedoch noch Weiteres. Der letzte Satz lautet vollständig: „Beethoven erzählte dieses in meiner (Czernys) Gegenwart, um zu erklären, weshalb er bei der Aufführung noch einmal wiederholen ließ" ꝛc. Dann aber macht Thayer dazu noch diese Randbemerkung: „Czerny (von welchem diese Mitteilung stammte) wußte nicht, daß Beethoven den Gedanken, dieses Werk zu schreiben, schon volle acht Jahre früher gefaßt hatte. Vgl. die Notiz über das Petterische Skizzenbuch 2, 114—115."

unterstützt, daß Beethoven, als er im Jahre 1809 und ungefähr ein halbes Jahr später den Text zu einem in ‚Christus am Ölberg' einzulegenden neuen Chor haben wollte, gleich an Treitschke denkt."

Den Einwand vom Mangel der poetischen Sprache wird der nicht gelten lassen können, der Kuffners Kantaten und Oratorientexte gelesen hat. Den letzten Band der Kuffnerschen Gesamtwerke konnte ich zwar nicht selbst einsehen: allein dies geschah im Interesse dieser Arbeit durch die Liebenswürdigkeit des verehrten Herausgebers dieser Zeitschrift. Prof. Sauer fand in C. F. Weidmanns Aufsatz „Christoph Kuffners Leben und litterarisches Wirken" (Schriften 20, 344 ff.) über die Beziehungen Kuffners zu Beethoven nur diese wenigen Worte: „Auch schrieb er mehrere Oratorien, z. B. Saul, auf dringendes Verlangen Beethovens. Es ging indessen mit diesem Oratorium eben so, wie mit jenem für Haydn. Beethoven las die erste Abteilung, welche ihm Kuffner eingehändigt hatte, mit dem lebhaftesten Anteile, er fand sie höchst geeignet zur Komposition, und hatte sie auch schon im Geiste skizziert, als er vom Tode abberufen ward." Die hier gleich mitzuteilenden Gespräche werden den Beweis von einem weit regeren Verkehr zwischen beiden liefern, als ihn jene Biographie in Kuffners Gesamtwerken ahnen läßt. Und darum bedarf auch Nottebohms Anzweifelung der Autorschaft Kuffners noch weiterer Stützen. Vorläufig behalten wir Kuffner mit der blühend schönen Chorphantasie in Verbindung.

Das Jahr 1813 zeigt uns Dichter und Komponisten in neuer Beziehung. Kuffners Trauerspiel „Tarpeja" wurde am 26. März 1813 zum erstenmal, und zwar mit dem neukomponierten Triumphmarsch (C-dur) von Beethoven aufgeführt. Der Marsch zu Kuffners „Tarpeja" erschien sechs Jahre später für Klavier zu zwei Händen bearbeitet, in der vom Hoftheatermusikverlag in Wien herausgegebenen Sammlung: „Die musikalische Biene", Heft 5; für Orchester erst nach Beethovens Tode bei T. Haslinger in Wien. (G. Nottebohm, Thematisches Verzeichnis ꝛc., 2. Auflage, S. 139.) Das Trauerspiel „Tarpeja" selbst ist im 14. Bande der Kuffnerschen Werke unter dem Titel: „Hersilia, Schauspiel in vier Akten" gedruckt.

Seitdem scheint der freundschaftliche Verkehr zwischen Beethoven und Kuffner einem langen Winterschlafe anheimgefallen zu sein. Man hört und sieht viele Jahre nichts von Kuffner im Kreise Beethovens. Erst im Jahre 1824, als im Februar aus dem Schoße der angesehensten Gesellschaft der Kaiserstadt jene denkwürdige Adresse behufs Aufführung der neunten Symphonie und der Missa solemnis an Beethoven erlassen ward: prangt auch unser Dichter als „Ch. Kuffner" unter den Unterzeichnern.

Eine deutlichere Sprache reden jedoch Beethovens Konversationshefte — in diesem Falle zunächst eine Sprache der Stummheit. Die zahlreichen Hefte, welche die Berliner Staatsbibliothek als kostbares Eigentum besitzt, beginnen mit dem Jahre 1819 und ziehen sich bis zum letzten Monate in Beethovens Leben hin (Februar 1827).

In der Zeit von 1819—1825 ist da keine Spur von Kuffner zu finden. Dafür entschädigt jedoch das Jahr 1826 in bedeutsamer Fülle. Das kam so.

Mit dem Dichter Karl Bernard verband Beethoven eine langjährige Freundschaft. Als die „Gesellschaft der Musikfreunde" bei Beethoven ein Oratorium bestellte, ward Bernard zum Dichter auserkoren. Derselbe dichtete zu diesem Zwecke sein Oratorium „Der Sieg des Kreuzes". Die Unterhandlungen hierüber ziehen sich von 1815—1824 hin. Noch im Jahre 1824 schrieb Beethoven an Herrn Rechnungsrat Vincenz Hauschka, den Bevollmächtigten jener Musikgesellschaft: „Damit kein Irrtum stattfindet, melde ich noch: daß wir das Bernardsche Oratorium ‚der Sieg des Kreuzes' ganz gewiß in Musik setzen und baldigst beendigen werden, laut unserer Unterschrift und unserm Siegel. Baden, den 23. September 1824. L. van Beethoven."

Trotz dieser feierlichen Versicherung komponierte Beethoven dieses Oratorium nicht. Die Konversationshefte sind geeignet, den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften. Die Rivalität — das heißt hier ideale Konkurrenz — zwischen Bernard und Kuffner trägt die Schuld daran.

Bekanntlich ist in der Zeit von 1825—1826 der junge Geiger Karl Holz fast alleinige Vertrauensperson bei Beethoven. Dieser geniale, aber leidlich leichtfertige Künstler ist offenbar mit der Bernardschen Dichtung unzufrieden. In einem Konversationshefte vom Juli-August 1825 (Heft Sign. D. 68, 44 Blatt) schreibt Holz vor Beethoven auf (Blatt 22b):

> Da wäre die Kuffner'sche Idee besser,
> Der Brand von Moskau. —
> Goethe sollte einen Text liefern! —
> Vielleicht findet sich noch etwas anderes, wenn sie gewillt sind, derley zu beginnen. —

Offenbar sind demzufolge durch das Medium von Karl Holz die Unterhandlungen mit Kuffner über eine Oratoriendichtung für Beethoven eingeleitet und in Fluß gebracht worden. Man blieb beim Stoffe „Saul", beziehungsweise „Saul und David" haften.

In einem Konversationshefte, mit Nr. 5 signiert, als zum Frühlinge 1826 gehörig — das aber gewiß schon dem ganzen Märzmonde angehört — schreibt Holz vor Beethoven auf (Blatt 35a f.):

Mit Kuffner habe ich gesprochen. —
Kuffner hat ganz eine andere Tendenz dabei, als in dem Händel'schen Werke. —
Es ist bei Kuffners Saul die Absicht, den Sieg der edleren Kräfte über wilde Begierden darzustellen. — —
Er glaubt, es in 6 Wochen ganz beendigt zu haben.
Doch könnten Sie nach Erhaltung eines Programms dasselbe auch früher theilweise bekommen. — —

Auf Blatt 42ᵃ läßt sich des Meisters Neffe also vernehmen:

Hat Kuffner schon angefangen? Was ist der Stoff? —

Dann wieder Holz:

Kuffner hat vielen Einfluß auf den Kiesewetter,[1] er will es durchsetzen, daß dieses Oratorium nicht im Redoutensaale, sondern in der Reitschule aufgeführt wird. —
Stoff und Anlage könnte nicht besser sein. —
Wollen Sie das Wasser nicht lau trinken? —
Das Sylbenmaß zu dem Siegeschor ist originell

— — — — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — — —

Und zu Ende dieses Heftes kann Holz noch den Meister bitten (Blatt 47ᵇ):

Wenn Sie an einem der nächsten Abende in die Stadt kommen, wünscht Kuffner Sie zu sehen; er glaubt, es wäre am besten, wenn Sie sich beym Igel ein Rendez-vous geben möchten. —

In einem Hefte (D. 88, 96 Blatt), das nach A. Schindler dem Mai oder Juni 1826 zugewiesen ist — das jedoch, wie schon A. W. Thayer gesehen — in den März und April gehört, lesen wir wieder von Holzens Hand (Blatt 73ᵇ f.):

Ich habe noch immer das Buch von Bernard zu Hause; aber seyn Sie ohne Sorge, es wirds niemand abschreiben. —
Kuffner begreift nicht, daß man nicht auf der Stelle zurückschaudert, um so etwas in Musik zu setzen, denn es kann nur anstatt Begeisterung Kälte erwecken. —
Er sagt, Bernard habe das Gemüt gar nicht, so etwas zu schreiben; überhaupt ist er nur ein gemachter Dichter. —

[1] Der berühmte Musikhistoriker Raph. Georg Kiesewetter (1773—1850), zugleich Hofkriegsrat und Hofrat, unter anderem Verfasser der „Geschichte der europäisch-abendländischen Musik"; Oheim des Musikhistorikers A. W. Ambros.

Nach diesen Auseinandersetzungen begreift man es schon eher, daß Beethoven trotz jener oben mitgeteilten feierlichen Zusicherung an Hauschka völlig davon Abstand nahm, sich mit der Komposition des Bernardschen „Sieges am Kreuze" zu befassen. Kuffners Wesen und Dichtung hatten über Bernard vollständig gesiegt.

Über Kuffner den Menschen fällt J. F. Castelli in seinen Lebensmemoiren (III, 236) das charakteristische Urteil: „Wenn es lauter so vortreffliche Menschen gäbe, so wäre die Erde schon das Paradies."

## II.

Im April desselben Jahres 1826 erscheint dann Kuffner bei Beethoven und unterredet sich lange mit demselben über den Oratorienstoff Saul, oder David und Saul. Das eingehende Gespräch ist im Hefte D. 61, 31 Blatt vom „April 1826" enthalten.[1]

Kuffner schreibt; Beethovens Gegenreden muß man sich selbstthätig ergänzen:

(Blatt $2^b$): Auf jeden Fall muß Jonathan eine höhere und weichere Stimme haben als David.

| David | dann | Jonathan |
|---|---|---|
| Tenor | | Alt |
| \| | oder | |
| Baryton | — | Tenor. |

($3^a$): Ich gedenke viel leidenschaftliche Ausbrüche recitativisch zu behandeln, da der Stoff reich an Handlung ist. —

Auch gedenke ich von dem gewöhnlichen Schlendrian der Sylbenmaße abzuweichen.

($3^b$): Metrum des ersten Siegeschors

⏑ – — – ⏑ — ⏑ ⏑ —
— ⏑ ⏑ — – ⏑ — ⏑ ⏑ —
⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
— – — – –
— – — ⏑ —
– – ⏑ — – – — [2])

[1]) Einige wenige Sätze dieses Gespräches hat L. Nohl in seiner Beethovenbiographie (3, 609. 671) mitgeteilt.

[2]) Man wolle bemerken, daß dieses Schema von dem oben mitgeteilten Holzschen (S. 173) in manchen Versen abweicht. — Der betreffende „Chor der Sänger" des mir im Druck vorliegenden Oratoriums „Saul und David" (Ch. Kuffners erzählende Schriften, dramatische und lyrische Dichtungen. Ausgabe letzter Hand, Wien 1845, 13, 319 ff.) lautet jedoch mit ganz anderem Metrum also:

Schalle, Triumphgesang! — – – — – —
Brause wie Donner dahin! — – – – – – —
Hört, ihr Völker, und bebt — – — – – —
In der Todesnacht — – — – —
Ruhen die Besiegten; — – — – — –
König Saul gebot, — – – – —

(4ᵃ): Voß hat in seinem großen Werk der Zeitmessung alle Sylbenmaße durch Noten bezeichnet.

(4ᵇ): Bernard hat die Gradation der Handlung und die Stellung des kulminierenden Hauptmoments verfehlt. Der alten religiösen Floskeln und der Wiederholungen sind zu viel. Die Chöre gleichen sich.

(5ᵃ): Die allegorischen Personen lassen kalt und sind als personifizierte Ideen nur Wachsfiguren in Kleidern. Auch dreht sich alles immer und ewig um den einen Punkt, daß die Christen und Heiden Proselyten machen wollen, und

(5ᵇ): so fällt alles rein menschliche Interesse weg. Das Beste ist, in jedem Fache ein paar Kapitalwerke zu lesen, die immer die Quellen sind, aus welchen die nachfolgenden Schreiber schöpften.

Die Zeit ist (6ᵃ) kostbar, besonders für selbstschaffende Genie, die sich durch vieles lesen dann obruiren.

Grillparzer sagt, Bernard könne niemandem ordentlich in die Augen schauen.

(6ᵇ): Als ich mit Bernard noch die Modezeitung gemeinschaftlich redigierte, schrieb er die beißendsten Personal-Satyren, dann ging er zu den Beleidigten und sagte ihnen, ich hätte jenes gallige Zeug geschrieben. Manche (7ᵃ) feindeten mich an, bis sich endlich die Sache aufklärte und der falsche Schleicher entlarvt wurde.

Bernard nun auch gegen mich zu sehen und toben In Gottes Namen!

(7ᵇ): Ein Oratorium scheint mir das Höchste. Ich könnte mich nie satt schreiben an Oratorien und bin bereit, für Sie allein tausend Oratorien zu schreiben.

(8ᵃ): Bernard schrieb in der alten Sprache, weil er die neuere nicht kann und mit dem Geist der Zeit nicht fortgeschritten ist.

(8ᵇ): Wir sind arm an Oratorien und bedürften sie doch sehr. Händels Oratorien, so herrlich auch die Architectonische Schönheit und der hohe Geist darin ist, sprechen doch einen großen Theil zu wenig an.

(9ᵃ): Man könnte alle Stoffe der Händelschen Oratorien neu bearbeiten.[1])

L'Allegro und Il Penseroso.[2]) Gedichte von Milton.

(9ᵇ): Haydn hatte nicht viel Geistesbildung.[3])

---

Und sie sind nicht mehr! — ⏑ — ⏑ —
Hört, ihr Völker, und bebt! — ⏑ — ⏑ ⏑ —
Schalle, Triumphgesang! — ⏑ ⏑ — ⏑ —
Brause wie Donner dahin! — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —

Die ganze Dichtung zerfällt in zwei Hauptstücke: 1. Saul und David, in zwei Abteilungen. 2. Sauls Tod, in drei Abteilungen. Auch keiner der zahlreichen anderen Chöre des Gesamt-Oratoriums David läßt obiges Schema des Konversationsheftes mit anapästischem Anfange erkennen.

Auf eine interessante Eigenart der Kuffnerschen Dichtung sei hier noch hingewiesen. Den Gottesnamen „Jehovah" gebraucht der Dichter sehr häufig in der Form „Jova", z. B.: „Du trotzest Jovas Macht" (Samuel im Recitativ) oder im darauf folgenden Chor: „Erfülle nicht, Jova, den Fluch!"

[1]) Diese allem Anscheine nach von Beethoven gebilligten Äußerungen sind um so interessanter, wenn man bedenkt, wie hoch sonst Händel in Beethovens Schätzung stand. Händel war für ihn der Meister aller Meister. Bekanntlich sagte Beethoven, als er wieder einmal Händels Messias verherrlichte: „Ich würde mein Haupt entblößen und auf seinem Grabe knieen." (Vgl. Schindler: Beethoven in Paris, S. 164 f.)

[2]) L'allegro, il penseroso ed il moderato (Frohsinn, Schwermut und Mäßigung).

[3]) Hier ist Kuffner etwas fixfertig mit seinem Verdikte; früher war das nicht so bei Kuffner. Auch für Vater Haydn schrieb derselbe ein Oratorium: „Die vier

Heute zu tage würde selbst die Censur eine Don Juan Oper, wenn sie neu geschrieben würde, nicht erlauben.

10ᵃ): Diese Dose ist von Kupfer und mit Emaille überdeckt. Ich habe sie von meinem Vater, sie ist bei 100 Jahr alt, und sehen Sie nur, wie frisch die Farben und das Gold noch jetzt sind!

10ᵇ): Wo die Hauptsache fehlt, nützt alles Aendern und bessern nichts.

Die Ligorianer bezahlen nichts, sondern wollen Geld bekommen.[1])

11ᵃ): Der Geist der Zeit läßt sich durch nichts hemmen und wenn im ganzen District Licht ist, kann ich nicht sagen: hier auf diesem Fleck soll's Nacht seyn. Eine chinesische Mauer läßt sich doch nicht ziehen. Gott sprach: Es werde Licht! Jetzt 11ᵇ) möchte man gern gebieten: Es werde Nacht. Es ward Licht — und nun kanns doch nie mehr ganz Nacht werden. Amen!

12ᵃ): Man sagte sonst: Castis omnia casta Jetzt heißts: Incastis omnia Incasta. Gelbsüchtige sehen Alles gelb.

12ᵇ): Es wird eine Zeit kommen, wo man Köpfe brauchen wird. Aber woher sie dann nehmen? Köpfe wachsen nicht wie die Pilze über Nacht hervor.

13ᵃ): Man begeht nun alle die alten Fehler, die so viel Unheil brachten, aufs neue wieder, als ob gar nichts geschehen wäre.

Morgen Abends läßt Hr. Kiesewetter wieder alte Psalme aufführen.

(13ᵇ): Unlängst war in der Wiener Zeitung angekündigt:

„Ein musikalisches Ton-Gemälde" von Leidesdorf.

Können Sie auch eine Musik ohne Töne?[2])

14ᵃ): Erinnern Sie sich noch an das Fischerhaus bei Nussdorf, wo wir nachts bis gegen 12 Uhr im Vollmond auf dem Altan saßen, vor uns das Brausen der Auen und der hochgeschwollenen Donau? da war ich auch Ihr Gast.

14ᵇ): Die Vossische ist treuer und kräftiger. Goethe regte in seinem Wilhelm Meister die Idee zu einer prosaischen Übersetzung Homers an.[3]) Eine solche ist nun, mit Benützung der Vossischen erschienen, und der Verfasser hat Goethes Lob errungen.[4])

letzten Dinge", welches — wie Castelli versichert (a. a. O. 3, 235) — dem frommen Tonsetzer so wohl gefiel, „daß er über einen Chor der reuigen Sünder Thränen vergoß. Er starb aber, ohne das Werk beginnen zu können. Haydn liebte Kuffnern als Knaben schon so sehr, daß er ihn sogar an Kindesstatt annehmen wollte".

[1]) Das Wesen der Ordensbruderschaft der Ligorianer, besser: Liguorianer nach dem Stifter Alfonso Maria de Liguori, oder Redemptoristen war Beethovens allgemein religiöser Phantasie wohl vertraut. Im Scherz wie im Ernst werden liguorianische Poenitenzen empfohlen, so in folgendem Billet an A. Holz im Jahre 1826: „Bester! begebt euch morgen nach hinlänglichen Ligorianischen Büßungen zum Mittagsessen zu uns, Ihr werdet hoffentlich nicht versagt sein, und hat man euch geladen, so wird hoffentlich die Kraft nicht ermangeln Euch loszuschießen."

[2]) M. J. Leidesdorf, Klavierspieler, Komponist und Musikalienhändler in Wien (gestorben 1839 in Florenz), gehörte zu denjenigen mit unserem Tonmeister befreundeten Musikern, an denen derselbe offenkundigen und wohlgelittenen Spott ausließ. Der Name zumeist lockte Beethoven dann zu allerhand Calembours an. Der Kompositeur Leidesdorf verwandelte sich in ein „Dorf des Leides".

[3]) Zu Wilhelm Meister? Vielmehr in „Wahrheit und Dichtung", wo Goethe im III. Teile, 11. Buche den Prosaübersetzungen das Wort redet, unter anderem: „Ich halte daher zum Anfang jugendlicher Bildung prosaische Übersetzungen für vorteilhafter als die poetischen" — und dann: „Deshalb gebe ich zu bedenken, ob nicht zunächst eine prosaische Übersetzung des Homer zu unternehmen wäre: aber freilich müßte sie der Stufe würdig sein, auf der sich die deutsche Litteratur gegenwärtig befindet."[4])

[4]) Gemeint ist Zaupers Übersetzung, die 1826 zu erscheinen begann. A. Sauer.

(15a): Die Voſſiſche Überſetzung iſt vorzüglich, herrlich durch den Rhythmus im Versbau. Voß iſt Meiſter im Hexameter, wie ſonſt keiner. Kennen Sie Voſſens Gedicht: Der Wohllaut?[1] Es iſt wirklich der Wohllaut ſelbſt und beinahe Muſik an und für ſich.

(15b): Die Louiſe von Voß war früher da als Goethes Hermann. Die Louiſe iſt zarter und lieblicher, Hermann und Dorothea aber hat die hohe welthiſtoriſche Tendenz für ſich, wo jenes mehr im Kreiſe des Familienlebens verweilt.

(16a): Ich werde Ihnen das Gedicht „der Wohllaut" abſchreiben und bringen.

Genz iſt ein heilloſer Kerl, der, um ſeinen Bauch zu fröhnen, ſich und das Volk verkauft.

(16b): *πρεκεκε κοάξ*![2]

Ich gebe auch den Gedanken an das Oratorium: „Die Elemente" nicht auf. Es ſoll aber keine muſikaliſche Mahlerei werden, ſondern ein reges Lebensgemälde des Menſchen werden, der Kind und (17a) Sklave und der Herr der Elemente iſt.

In jedem Kunſtwerke ſoll eine durchgreifende Hauptidee zum Grunde liegen. Heilig iſt Alles, was eine große, zum Höchſten erhebende Tendenz ausſpricht.

(17b): Selbſt der Körperbau der Bauern Mädchen um Wien iſt miſerabel und häßlich.

(18a): Hier ſind die politiſchen Pfuſcher zu Hauſe, die — ohne die Krankheit zu kennen — immer nur probiren, heute zum Purgiren, morgen zum Schwitzen geben, und hat der Staat nicht eine Roßnatur, ſo muß er zu Grunde gehen.

(18b): Zwiſchen dem Hofe und der Conſtitution in Frankreich iſt der lächerlichſte Contraſt.

Wenn man das Porträt des jetzigen Königs von Frankreich anſchaut, ſo ſieht man eine — tabula rasa, wo vielleicht einmal Leidenſchaften waren, Ebenholz —.

(19a): Ich arbeite jetzt hauptſächlich an zwey großen Werken: Artemidor (über die Römer, wovon nun 6 Bände erſchienen ſind [3] und dem Labyrinth der Geſchichte,[4] wovon der 4te Band erſchienen ſind. Kleine mach' ich wenig.

(19b): Ich werde Ihnen den Artemidor und das Labyrinth der Geſchichte bringen.

Werden Sie beides auch gewiß leſen?

Aus der römiſchen Geſchichte ließe ſich noch immer viel Großes bearbeiten, aber — unſere Zeit iſt zu klein. Und Kleines liebt nicht das Große.

(20a): Weil der Tod nichts iſt, und man im Leben nur Augenblicke, die ſchönſten lebt. Was am Menſchen eigentlich lebt, iſt ewig; was vergeht, iſt nichts werth. Was dieſes Leben ſchön und groß machen kann, iſt die Phantaſie, eine Blume, die ganz erſt jenſeits aufblüht.

(20b): Seele iſt das Salz, welches den Leib vor Verweſung ſchützt.

Schiller behauptete einſt, dem Tode ſeine Macht (durch den Geiſt) abgetrotzt zu haben. Der pohlniſche Rekrut ſtirbt.

Aus Furcht zu ſterben iſt er gar geſtorben.

[1] Sämtliche Gedichte, Königsberg 1802, 6, 80. A. Sauer.

[2] π ſteht irrigerweiſe für β, alſo das bekannte Ariſtophaniſche Onomatopoion für das Gequake der Fröſche: *βρεκεκεκές κοάξ κοάξ*.

[3] [Artemidor im Reiche der Römer. Brünn 1822—23, 2 Bände, die zweite in 4 Abteilungen. A. Sauer.] Kuffners Apologet Caſtelli preiſt dieſes Werk mit den Worten: „Sein vorzüglichſtes Werk iſt Artemidor in Rom, welches über Rom und die Römer das iſt, was Anacharſis Reiſen über Griechenland und die Griechen ſind." (3, 235.)

[4] Spaziergang im Labyrinth der Geſchichte, in Briefen an Demouſtiers Emilie. Brünn 1824—1826. 4 Bände. A. Sauer.

(21ª): Unter den englischen Dichtern ist nebst Byron (der leider zu atheistisch ist) auch Thomas Moore ein herrlicher Dichter. Sein Gedicht: Die Liebschaften der Engel,[1] ist ein Meisterstück, gegründet auf einen Ausspruch der Bibel: Die Söhne Gottes liebten die Töchter der Menschen.

(21ᵇ): Auch die kleinen Gedichte des Moore sind herrlich, besonders die Irish Melodies, nach Nationalgesängen. Zuerst sind Melodie und Text zusammen herausgekommen. Dann erst der Text allein.

(22ª): Graem[2] ist einer der lyrischen Dichter.

Die englischen Dichter haben Phantasie und Gedanken, die Franzosen keines von beiden.

(22ᵇ): Die französischen Tragiker haben statt der Leidenschaften, die handeln, nur eine sich selbst zergliedernde Metaphysik der Leidenschaften.[3]

(23ª): Rousseau wuchs wohl auf französischem Boden, gehört aber, wie jeder große Geist, keiner und jeder Nation, id est der Welt an.[4]

Er war etwas hipochondrisch. Wer muß es aber nicht werden, wenn er in einer Zeit lebt, die ihn nicht fassen kann?

(23ᵇ): Voltaire hatte viel Witz und Geist, aber keine Seelengröße, und keine Heiligkeit des Gemüts.

Es muß verschiedene Menschen geben; Glücklich, wenn Einer in dem gut ist, der Andere im Anderen.

(24ª): Alles führt zum großen Zweck.

Die Worte sind verpönt; glücklich, daß die Töne, die potenzirten Repräsentanten der Worte noch frey sind.

(24ᵇ): Man muß ein jedes Manuscript in dupplo eingeben.

NB. nach einiger Zeit wird das Duplicat dem Kasstecher[5] verkauft.

(25ª): Incastis omnia Incasta.

Für mein Taschenbuch 1827 habe ich von einem jungen Dichter aus Innsbruck ein schönes Gedicht auf Ihre Pastoral Symphonie, Wort für Wort der herrlichen Musik unterlegt.[6]

[1] The loves of the angels (1823). Der dabei erwähnte Bibelvers (1. Mose 6, 2) lautet: „Da sahen die Kinder Gottes [i. e. die Söhne Elohims] nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten."

[2] Das handschriftliche Wort Kuffners ist nicht ganz deutlich. Nach freundlicher Mitteilung meines Kollegen A. Pogatscher dürfte der Lyriker James Graeme 1749—1772 gemeint sein, dessen Dichtungen nach seinem Tode von R. Anderson Edinburg 1773 veröffentlicht wurden. Vgl. Dictionary of National Biography 22, 310. A. Sauer.

[3] Man vergleiche die ähnliche Gedanken bergende Darstellung L. Tiecks über die französische Tragödie (Nachgelassene Schriften, herausgegeben von R. Köpke, Leipzig 1855, 2, 128 f), worin unter anderem zu lesen ist: „Nachahmung der Natur in der Tragödie würde vom ganzen feinen, gebildeten Volke verabscheut sein. Sie wollten im Theater der Natur entfliehen, daher giebt dies einen ganz anderen Gesichtspunkt" — — — „Es soll nichts ergreifen, nichts erschüttern" (c. 1800).

[4] Dieser wahre, stets aufs neue zu betonende Satz ist in neuerer Zeit besonders stark von A. Schopenhauer verkündet worden. In seinem Hauptwerke heißt es einmal: „Bruno und Spinoza sind hier ganz auszunehmen. Sie stehen jeder für sich und allein und gehören weder ihrem Jahrhundert noch ihrem Weltteil an, welche dem einen mit dem Tode, dem andern mit Verfolgung und Schimpf lohnten. 2. Auflage. 1, 500, Anmerkung. Vgl. auch 2, 161, Citat aus Byrons Werken 2, 428, 437, 446 f.

[5] Bayerisch österreichisch = Käsekrämer, Schmeller² 1, 1299. 2, 724. A. Sauer.

[6] In Kuffners „Taschenbuch für Frohsinn und Liebe auf das Jahr 1827" (Wien, Pfautsch) steht nach Glossys gütiger Mitteilung S. 74—98 eine „Phantasie zu

(25b): Traurig oder langweilig!!!

Pythagoras soll die Kraft besessen haben, auf den Mond hinzuschreiben, was Alle lesen konnten. So würde der Mond ein Buch für alle Welt.

(26a): 10000 Bände.

Es waren lange vor Christo große Reiche, die in Allem viel höher standen, als man jetzt sieht. Indien, Assyrien, Syrien, Chaldäa, etc. Diese Reiche, ehemals herrlich, sind nachher herabgekommen.

(26b): Z. B. Wer kennt denn jetzt das Geheimnis des Pyramidenbaues, der Mumien, der ewigen Lampen etc.

Z. B. von unverbrennbaren Nationen erzählt schon Plinius.

(27a): Plinius erzählt immer die Quellen, aus denen er schöpfte.

Z. B. die Blitzableitung, die wir dem Franklin zuschreiben, war bestimmt schon den Egyptern und Etruskern bekannt.

Damit schließt dieses mannigfach interessante Gespräch zwischen Kuffner und Beethoven ab. A. Schindler hat auf der ersten Seite dieses Konversationsheftes notiert: „Christian Kuffner, wegen seinem Oratorium David. Interessantes Gespräch. Beethoven nannte es ‚sehr belehrend'."

Unmittelbar auf das vorstehende Gespräch mit Kuffner erscheint der Neffe als Schreibender, also wohl gleich, nachdem Kuffner den Meister verlassen hat. Onkel und Neffe unterhalten sich höchstwahrscheinlich weiter über Kuffner und dessen Saul-David. Der Neffe schreibt dabei auf:

Schöner wird es schon als der Sieg des Kreuzes.

## III.

Noch manchmal sonst ist in den Konversationsheften des Sommers 1826 von Kuffner und seinem Oratoriumwerke die Rede. So in einem Hefte vom Juni (D. 132), wo Holz einmal den Meister fragt: „Haben Sie dem Kuffner schon geschrieben?" (Blatt 12) und weiterhin (Blatt 31a) mitteilt:

Kuffner schickt Ihnen dies Oratorium; er arbeitet schon fleißig an dem Text, doch ist er sehr besorgt, ob er nicht vergebene Mühe darauf verwendet, wenn Sie sich noch durch andere Zweifel vielleicht abhalten ließen diesen Stoff zu behalten. Er bittet (31b) Sie daher, ihm noch einmal bestimmte Erklärung zu geben, daß Sie unverändert dabei bleiben wollen; dann wird er alle Kräfte aufbieten, um das Ganze Ihrer würdig zu machen.

Wenn Sie dem Kuffner darüber schreiben wollten, wird es, wie ich glaube, sehr gut sein. Es wird ihn aufmuntern.

(32a): Sie versprechen viel.

Damit wird dieser Gegenstand verlassen. Es scheint, daß Beethoven sich nunmehr fest entschieden hat, Kuffners Saul nach vorgelegtem Plane zu komponieren.

---

Beethovens Pastoral-Symphonie" von Eduard Silesius (= Eduard Freiherr von Badenfeld), der ein Schlesier ist, aber mehrere tirolische Stoffe in seinen Dichtungen behandelte. A. Sauer.

Damit harmonieren denn auch die Worte, die Holz in einem späteren Hefte (Juni-Juli 1826; D. 128) vermerkt (Blatt 12ᵇ):

Mit Kuffner kam ich vor einer Stunde zusammen: er wird Ihnen bald die erste Abteilung ausgearbeitet schicken. Zugleich sagte er, daß er ein ausführliches Programm der Censur übergab, um auch von dieser Seite gegen Hindernisse geschützt zu sein.

Es ist leider eine notwendige Vorsicht.

Die Zensorangelegenheit verdient um so mehr beachtet zu werden, als ja Kuffner selbst, aber wohl erst später, einer der Zensoren war. Castelli stellt ihm das Zeugnis aus, daß er immer und gegen jedermann freundlich, dienstwillig und zuvorkommend war: „auch als Zensor half und vermittelte er, wo er konnte" (a. a. O.).

Derselbe Gewährsmann weiß zu erzählen, daß Beethoven an der ihm überreichten ersten Abteilung des Kuffnerschen Saul wirkliche Freude empfand und auch ernstlich an dessen Komposition dachte: „sie gefiel ihm sehr, aber der Tod überraschte ihn, bevor er an die Arbeit gehen konnte" (3, 235).

Ja, Beethoven scheint nach Vollendung seiner letzten Quartette nur noch den Geist dieses Oratoriums in sich durchdacht und durchsonnen zu haben. Ein denkwürdiges Zeugnis hierfür enthält der zu einer gewissen traurigen Berühmtheit gelangte „Ärztliche Rückblick auf Ludwig van Beethovens letzte Lebensepoche vom Professor der Chirurgie Dr. Andreas Wawruch". Die Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode (Herausgeber Friedr. Witthauer) hatte Wawruchs Aufzeichnungen durch dessen Witwe im Jahre 1842 erhalten und veröffentlichte dieselben in Nr. 86 vom 30. April 1842. Der Bericht enthält jedoch neben mancherlei Schiefheiten und Wunderlichkeiten viel des Vortrefflichen und Charakteristischen.

Uns nun interessiert es hier, aus diesem Berichte zu erfahren, daß Beethoven noch im letzten Stadium seiner unheilvollen Krankheit die Hoffnung aussprach, das Oratorium „Saul" ausführen zu können. Dr. Malfatti, zu dem Beethoven allein Vertrauen hatte, während er den Verfasser dieses Krankheitsberichtes mit nichts weniger denn schmeichelhaften Epithetis bedachte, verordnete Beethoven Gefrorenes von Punsch, wonach der Kranke eine erstaunliche Erleichterung fand. Und darüber schreibt Dr. Wawruch: „Beethoven fühlte sich durch das weingeisthältige Gefrorne so mächtig erquickt, daß er gleich die erste Nacht ruhig durchschlief und mächtig zu schwitzen anfing. Er wurde munter und oft voll witziger Einfälle und träumte sogar, sein begonnenes Oratorium ‚Saul und David' endigen zu können."

Doch die Ärzte gestatteten es Beethoven nicht, zu komponieren. Mit Sinnen, Denken und leichter Lektüre vergingen die letzten Wochen des rastlos schaffenden Genius.

# Briefe Gutzkows an Georg Büchner und dessen Braut.[1]

Mitgeteilt von Charles Andler in Paris.

## 1.

Herrn G. Büchner, in Darmstadt.

Verehrtester Herr!

In aller Eile einige Worte! Ihr Drama gefällt mir sehr, und ich werde es Sauerl[änder] empfehlen: nur sind theatralische Sachen für Verleger keine lockende Artikel. Deshalb müßten Sie bescheidene Honorar-forderungen machen.

Wenn diese vorläufige Anzeige dazu dienen könnte, Ihren Muth wieder etwas aufzurichten, so würde es mich freuen. In einigen Tagen mehr!

Ihr ergebenster

K. Gutzkow.

Frankf. d. 25 Febr. 35

[1]) Die nachfolgenden Briefe Gutzkows wurden mir durch Erich Schmidts gütige Vermittlung zur Veröffentlichung in dieser Zeitschrift überlassen. Sie bedürfen zum vollen Verständnisse nur weniger einleitenden Worte. Gutzkow hat über seine Beziehungen zu Büchner in einem warmherzigen Nekrolog, der aus dem Hamburger Telegraphen Juni 1837, durch die von der Censur gestrichenen Stellen vervollständigt, in „Götter, Helden, Don Quichote" 1838 (Gesammelte Werke 1845, 2, 235) überging, selbst Auskunft gegeben und an beiden Orten fünf Briefe Büchners mitgeteilt (wiederholt bei Franzos, Georg Büchners Sämtliche Werke, Frankfurt a. M. 1879, S. 381 f.). Büchner eröffnet den Verkehr mit dem Begleitbriefe zum Manuskript von „Dantons Tod", auf den unsere Nr. 1 die Antwort ist. Den zweiten erhaltenen Brief Büchners, in dem er Gutzkow seine Abreise von Darmstadt nach Frankfurt meldet, setzt Franzos S. 382 fälschlich in den Juni 1835; er gehört aber in den Anfang März — am 9. März traf Büchner in Weißenburg ein, Franzos S. 344 — und wurde von Gutzkow bereits am 12. März (Nr. 5) beantwortet. Franzos hat aber unbegreiflicherweise den Brief nicht einmal vollständig mitgeteilt. Ich füge das bei Franzos Fehlende hier in Klammern an: „Zu dem subtilen Selbstmord durch Arbeit kann ich mich nicht leicht entschließen; ich hoffe, meine Faulheit wenigstens ein Vierteljahr lang fristen zu können [und nehme dann Handgeld entweder von den Jesuiten für den Dienst der Maria oder von den St. Simonisten für die femme libre] oder sterbe mit meiner Geliebten. [Wir werden sehen. Vielleicht bin ich auch dabei, wenn noch einmal der Münster eine Jacobiner-Mütze aufsetzen sollte. Was sagen Sie dazu? Es ist nur mein Spaß. Aber Sie sollen noch erleben, zu was ein Deutscher nicht fähig ist, wenn er Hunger hat. Ich wollte, es ginge der ganzen Nation wie mir. Wenn es einmal ein Mißjahr gibt, worin nur der Hanf geräth! Das sollte lustig gehen, wir wollten schon eine Boa Constriktor zusammen flechten. Mein Danton ist vorläufig ein seidenes Schnürchen und meine Muse ein verkleideter Samson.]" Den Inhalt von Gutzkows Nr. 7 faßt Büchners Brief an seine Familie vom 5. Mai 1835 zusammen, Franzos S. 347. Ist der dritte Brief Büchners bei Franzos S. 383 richtig datiert (Juli 1835), so

## 2.

Herrn G. Büchner, in Darmstadt.

Frankf. 28 Febr. 35

Verehrtester;

Sie hätten mir schreiben sollen, was Ihre Forderung in betreff Danton's ist. Viel, (am wenigsten aber das, was Ihre Dichtung werth ist) kann Sauerländer nicht geben. Es ist für ihn ein harter Entschluß, das Ms. zu drucken; denn wie günstig die Kritik urtheilen mag, so ist doch mit dem Absatz dramatischer Sachen bei dem gegenwärtigen Publikum die größte Noth. Kaum, daß sich das Papier herausschlägt. Ich weiß das. Es sind keine Redensarten.

Rechnen sie das Nothdürftigste, was Sie im Augenblick brauchen, zusammen, resigniren Sie auf jede glänzende Erwartung und suchen Sie sich durch weitere Arbeiten etwa für den Phönix, zu dem ich Sie einlade, sich einige wiederkehrende Einkünfte zu verschaffen.

Ihrer Angabe seh' ich also demnächst entgegen.

Ihr ergebenster

K. Gutzkow.

## 3.

Herrn G. Büchner, in Darmstadt.

Fr. 3 März 35

Verehrtester!

10 Friedrichsdor will Ihnen Sauerländer geben unter der Bedingung, daß er mehres aus dem Drama für den Phönix brauchen darf, und daß Sie sich bereit willig finden lassen, die Queckfilberblumen Ihrer Phantasie, und alles, was zu offenbar in die Frankfurter Brunnengasse und die Berlinische Königsmauer ablentt, halb und halb zu kastriren. Mir freilich ist das so ganz recht, wie sie es gegeben haben, aber Sauerl. ist ein Familienvater der 7 rechtmäßige Kinder im Ehebett gezeugt hat, und dem ich schon mit meinen Zweydeutigkeiten ein Alp bin: wieviel mehr Sie mit Ihren ganz grellen und nur auf Eines bezüglichen Eindeutigkeiten! Also dies ist sehr nothwendig.

Nun schreibt er aber, als hätten Sie große Eile. Wo wollen Sie hin? brennt es Ihnen wirklich an den Sohlen? Ich kann Alles hören, nur nicht, daß Sie nach Amerika gehen. Sie müßten sich in der Nähe halten, (Schweiz, Frankr.) wo Sie Ihre poetischen Gaben in die deutsche Literatur hineinflechten können; denn Ihr Danton verräth einen tiefen Fond, in den viel hineingeht, und viel heraus, und

---

ist er mit Gutzkows Nr. 8 in Zusammenhang zu bringen. Gutzkows von Büchner heißersehnte (vgl. Franzos S. 352) Recension des Danton, die in letzterem Brief erwähnt wird, erschien im „Phönix" Nr. 162 am 11. Juli 1835 und ist bei Franzos S. 446 ff. wiederholt. Büchners vierter Brief (Straßburg, Herbst 1835) ist die Antwort auf Gutzkows Nr. 9 und bezieht sich auf die anonyme Einsendung aus der Schweiz, die von einem einstigen Schulkameraden Büchners, namens Trapp herrührte (Franzos 384 f.). Der fünfte Brief Büchners ist, wie Gutzkow selbst an giebt, aus zwei verschiedenen Briefen zusammengeschweißt. Der erste (ältere) Teil ist offenbar die Antwort auf Gutzkows Nr. 12, der zweite Teil dürfte in die Zeit gehören, aus der Gutzkows Briefe nicht mehr vorhanden sind. — Über die Braut vgl. Franzos S. LIX ff., LXVI f., XC ff., CLXXIV; Büchners Briefe an sie, ebenda S. 371 ff. A. Sauer.

das sollten Sie ernstlich bedenken. Solche versteckte Genies, wie Sie, wären mir gerade recht; denn ich möchte, daß meine Prophezeiung für die Zukunft nicht ohne Belege bliebe, und Sie haben ganz das Zeug dazu, mitzumachen. Ich hoffe, daß Sie mir hierauf keine Antwort schuldig bleiben.

Wollen Sie Folgendes: Ich komme zu Ihnen hinüber nach Darmstadt, bring' Ihnen das Geld und fange mit Ihnen gemeinschaftlich an, aus Ihrem Danton den Venerin herauszutreiben, nicht durch Metall, sondern linde, durch Vegetabilien und etwas sentimentale Tisane. Es ist verflucht, aber es geht nicht anders, und ich vergebe Ihnen nicht, daß Sie mich bei dieser Dollmetscherei und Vermittlerschaft zwingen, die Parthie der Pruderie zu führen. Können Sie sich aber noch halten in Darmstadt, so bekommen Sie das Geld und Mscript durch Heger, worauf Sie aber letzteres unfehlbar einen Tag später wieder abliefern müssen.

Ihr Gutzkow.

## 4.

Herrn G. Büchner.

Fr. 5ten März 35

Liebster!

Sauerländer widerräth mir, nach Darmst. zu gehen, weil ihm freilich daran gelegen seyn muß, daß ich mich so kauscher, als möglich erhalte. Doch möcht' ich Sie gern sprechen; und ich erwarte deshalb bestimmt von Ihnen (Sie können direkt an mich addressiren Wolfseck) genauere Angabe Ihrer Lage, ob Sie nicht ausgehen dürfen und es dann nicht möglich wäre, daß wir uns in irgend einem Gasthofe ein Rendez vous gäben. Um 10 Uhr morgens geht hier ein Postwagen ab: da wär ich zu Mittag drüben, spräche einige Stunden mit Ihnen und wäre Abends wieder in meiner Behausung. Was dabey so gefährliches ist, seh' ich nicht: es sey denn, daß Sie als Pech in Darmstadt herumwandeln, und jeden wieder in's Pech brächten, der einige Worte mit Ihnen spricht. Oder gehen Sie gar nicht aus; dann such' ich Sie in Ihrem Versteck. Vor allen Dingen vertilgen Sie meine Briefe!

Daß Sie nach Fr. gehen: ist gut. So bleiben Sie doch in der Nähe und können für Deutschl. etwas thun. Arbeiten Sie ja für den Phönix: wenn Sie keine Quellen in Fr. haben, müssen Sie solche Verbindungen nicht abweisen. — Wenn Sie mir über Ihre Lage einige Aufklärungen geben, komm' ich sogleich: ich bin so einer Erholung bedürftig, da ich in einigen Tagen meine Tragödie Nero fertig habe.

Ihr Gutzkow.

## 5.

Herrn Georg Büchner.

p. A. à Mr. Mr. Lucius, à Strassbourg
Rue Guillaume[1]) n° 66

Mannheim 12 März 35

Mein Lieber,

Statt daß Sie mich um tausend Parasangen weiter von sich denken, bin ich Ihnen um hundert näher gerückt. Meine Paßverhältnisse sind etwas in Unordnung, sonst käm' ich schon zu Ihnen. Ich spare das auf. Die Berliner Reise ist mit Gefahren verknüpft. Durch eine Vorrede zu Schleiermachers Briefen über Schlegels

[1]) Sic: an lieu de Saint-Guillaume.

Luzinde hab' ich die Geistlichkeit und den Hof gegen mich empört: ich fürchte ein Autodafé und halte mich am Rheingeländer, das bald übersprungen ist.[1] Adressiren Sie recht bald eine Nachricht hieher an mich wohnhaft bei Hrn. Reitz. Ihre Aeußerungen über neure Lit. vermag ich nicht aufzunehmen, weil mir jetzt die Muße fehlt. Nur glauben Sie nicht, daß ich z. B. durch meine Besorgung einer Uebersetzung V. Hugos eine große Verehrung vor der romantischen Confusion in Paris an den Tag legen will: dies ist nur eine Gefälligkeit für einen Buchhändler, der auf mein Anrathen auch Sie ins Interesse gezogen hat. Danton wird nun gedruckt.

Ihre Novelle Lenz soll jedenfalls, weil Straßburg dazu anregt, den gestrandeten Poeten zum Vorwurf haben? Ich freue mich, wenn Sie schaffen. Einen Verleger geb' ich Ihnen sogleich. Auch sagen Sie Ihrem theologischen Freunde, daß er für seine Schrift einen Abnehmer hat, falls Matter in Straßburg sich dazu entschließen könnte, sie zu bevorworten.

Wer war der Freund, der mich in Frankf. treffen wollte?

Vergelten Sie mir diese Abbreviatur von einem Briefe nicht, sondern seyen Sie mittheilsam und vollständig!

Ihr

Gutzkow.

## 6.

### Herrn Georg Büchner, in Straßburg.

Lieber, ich habe vor länger als 8 Tagen, beinahe 14 Tagen schon 10 fr. an die Darmstädter Adresse gesandt und von Ihrem Vater darauf die Anzeige erhalten, Sie wären nach Friedberg und das Geld würde Ihnen eingehändigt werden Ihr Vater schien von der Herkunft dieses Geldes nichts zu wissen.

Werden Sie in Straßburg bleiben? Ich halte es für rathsam, da Sie wie Enghien wol keine Aufhebung durch Dragoner zu fürchten haben, Sie sollten meine Ermunterung, in der Theilnahme an deutscher Literatur fortzufahren, nicht in den französischen Wind schlagen. Was Sie leisten können, zeigt Ihr Danton, den ich heute zu säubern angefangen habe, und der des Vortrefflichsten soviel enthält. Glauben Sie denn, daß sich irgend etwas Positives für Deutschlands Politik thun läßt? Ich glaube, Sie taugen zu mehr, als zu einer Erbse, welche die offne Wunde der deutschen Revolution in der Eiterung hält. Treiben Sie wie ich den Schmuggel handel der Freiheit: Wein verhüllt in Novellenstroh, nicht in seinem natürlichen Gewande: ich glaube, man nützt so mehr, als wenn man blind in Gewehre läuft, die keineswegs blindgeladen sind. Wär' es nicht, so hätt' ich mich in der Rechnung meines Lebens betrogen und müßte dann selbst meinen Untergang beschleunigen.

Noch drückt Sie Mangel. Hoffentlich haben Sie jetzt das was Sie zehnmal verdient haben. Das beste Mittel der Existenz bleibt die Autorschaft, d. h. nicht die geächtete, sondern die noch etwas geachtete, wenigstens honorirte bei den Philistern, welche das Geld haben. Spekuliren Sie auf Ideen, Poesie, was Ihnen der Genius bringt. Ich will Kanal sein, oder Trödler, der Ihnen klingend antwortet. Bessern Rath weiß ich nicht, und ich möchte Ihnen doch welchen geben, und recht altklug Ihnen zurufen: gehen Sie in sich, werden Sie praktisch, und regeln Sie Ihr Leben. Aber ich thu' es zagend, denn unsre Zeit hat eine besondre Art Schaam erfunden, nämlich die, **nicht** unglücklich zu seyn.

Vergessen Sie nicht, von sich hören zu lassen.

Ihr G.

---

[1] Darauf bezieht sich Büchner im Briefe an seine Familie, Franzos, S. 352.
A. Sauer.

## 7.

Herrn Georg Büchner.

Frankfurt d. 7. April 35

Mein nach Darmstadt geschickter Brief enthält nichts Wesentliches. Ich freue mich, daß Sie sich zu arrondiren anfangen und sich wohl fühlen. Vom Danton hat der Phönix sein Theil schon abgedruckt, und damit viel Ehre eingelegt. Was ich Ihnen über Ihre Fähigkeit schon sagte, muß ich wiederholen. Es ist mir, als hätten Sie eine literarische Prädestination. Ich warte nur den Druck und die Ausgabe Ihres Buches ab, um Sie beim Publikum einzuführen. Aber warten Sie das nicht ab (denn Sauerländers Pressen schwitzen Tag und Nacht und für Danton könnte sich der Termin auch etwas hinausschieben). Reißen Sie selbst die Flügelthüren auf, und stürzen Sie auf's Parquet. Man wird erst spröde sein, dann horchen und zuletzt sich hingeben. Das Selbstgefühl wird schon kommen. Meine Muse bäumte sich auch erst wie ein scheues Pferd vor der Autorschaft; ich hatte sogar schon ein Buch geschrieben, als ich noch immer daran zweifelte ob ich's könnte; als ich aber Hunger bekam, und mir in meiner Heimath, in Preußen, der Brodkorb hochgehangen wurde, da schrieb ich aus Desperation und freue mich nun, daß das Ding flott geht.

Die Uebersetzung lassen Sie unterwegs, an Originale machen Sie sich. Sie haben selbst viel Aehnlichkeit mit Ihrem Danton: genial und träge. Mich feuerte vor 4 Jahren ein Brief Menzels zur Schriftstellerey an; wenn ich auch nicht soviel auf Sie vermag, wie der auf mich, so ist doch meine Aufforderung gewiß aus reiner Freude über Sie entstanden. Ich wiege mich in dem Gedanken, Sie entdeckt zu haben und Sie recht als ein schlagendes Beispiel, als Armidaschild der Menge, mit der ich mich zu balgen habe, gegenüber stellen zu können. Soll ich noch mehr loben? Nein, Sie sollen sich Ihren eignen Weg machen.

Ich weiß nicht, ob Sie den Phönix gelesen haben, d. h. mein Lit. Blatt, und noch lesen. Bei Levrault, der ihn für die Revue germanique bezieht, können Sie ihn einsehen. Wär's willkommen, wenn Sie einige Aufmerksamkeit auf das, was an mir ist und was ich will, verwendeten. Sind Sie überhaupt wegen unsrer laufenden liter. Verhältnisse au fait? Sie brauchen es nicht zu seyn: Sie scheinen ganz positiver Natur. Schreiben Sie mir, was Sie arbeiten wollen. Ich bringe Alles unter; aber bald; denn in 14 Tagen reis' ich auf kurze Zeit nach Berlin; daß ich Sie sehe, könnte sich im Juny ereignen. Ich freue mich sehr darauf: ich stelle mir in Ihnen einen nicht über 5 Fuß hohen Kerl oder Menschen oder Mann, wie Sie wollen, vor, und zwar fröhlicher Laune; doch haben Sie dunkles Haar.

Den theologischen Antrag kann zwar Sauerl., der viel Verlag für das Jahr schon auf den Schultern hat, nicht annehmen; doch hab' ich schon andre Verbindungen deshalb eingeleitet, und erwart' ich nur Angabe des Umfangs der Schrift im ungefähren Druck, nebst der Erklärung, ob bey der Sache auch verdient werden soll?

Ihr G.

Apropos! Wollen Sie mir Kritiken über neuste franz. Literatur schicken für mein Blatt, so sind mir die willkommen; aber schneller Entschluß! Eine Zusage, um mir Freude zu machen!

## 8.

Herrn G. Büchner.

Wiesbaden, 23 July 35

Mein lieber Freund; ich habe länger geschwiegen, als verziehen werden kann. Heidelberg und Mannheim nahmen mich sehr in Anspruch, dann eine Rheinreise,

Frankfurt mit all seinen Verbindungen, die wieder aufgefrischt werden mußten, nun gar Wiesbaden, wohin ich gegangen bin um zu schwitzen — das Alles hat mich in ewige Unruhe gebracht. Zuletzt noch hab' ich in der Hast von 3 Wochen (schnelle Arbeiten sind die besten) einen Roman geschrieben: Wally, die Zweiflerin. Auch jetzt bin ich nur erst in der Stimmung, ein Billet statt eines Briefes zu schreiben, und Ihnen in der Eile zu sagen, daß ich viel und herzlich an Sie denke. Sie haben mehr Zeit als ich. Regen Sie mich durch einen langen Brief zu einem längern auf! — Sauerländer trödelte lange mit dem Druck Ihres Danton. Für den Schreckenstitel[1]) [kann?] ich nicht: das ist eine der buchhändlerischen Dreistigkeiten, die man sich bei seinem zweiten Buche nicht mehr gefallen läßt. Sie werden jetzt Exemplare haben, und meine von der Censur verstümmelte Anzeige. Ich trug Sr. auf, Ihnen den Correkturabzug zu schicken; denn ich habe ein böses Gewissen. Ich fürchte, daß ich mich nicht erschöpfend genug über Sie ausgedrückt habe, wenigstens viel zu allgemein; und da ist mir jeder verlorne Buchstabe wichtig, wenn Sie ihn nicht sehen sollten. Geben Sie bald ein zweites Buch: Ihren Lenz, (für den ich schon einen bessern Verleger habe) dann will ich das Versäumte einholen.

Auf die theol. Schrift Ihres Freundes kann man nur eingehen, wenn Matter auf dem Titel steht. Matter hat Renommée in Deutschland, der von Ihnen genannte Name nicht.

Schreiben Sie nach Frankfurt: der Brief trifft mich sicher.

Mit bestem Gruß

Ihr Gutzkow.

## 9.

à Monsieur, Mons. George Büchner. à Strassbourg
rue Guillaume N° 66. chez Mr. Lucius.

Stuttgart 28 Aug 35

Jetzt werd' ich klagen, mein lieber Freund, daß Sie sich in ein nebelhaftes Schweigen hüllen. Wie leben Sie? Ich bin in Ihrer Nähe; aber leider werd' ich die Muße nicht haben, Straßburg besuchen zu können. Zwar bin ich jetzt ungebundener, als je, weil ich mein Literaturblatt dem Phönix preisgegeben habe, aber es drücken mich doch mancherley Geschäfte, weil ich gesonnen bin, noch vor dem neuen Jahre selbst ein Journal mit meinem Freunde L. Wienbarg zu ediren. Der Titel wird seyn: Deutsche Revue; die Form, wöchentlich ein Heft. Ich gestehe aufrichtig, daß ich mich bei diesem Unternehmen ernstlich auf Sie verlassen möchte[2]) Schreiben Sie mir so bald Sie können nach Frkft im Wolfseck, ob ich, monatlich wenigstens 1 Artikel (spekulativ, poetisch, kritisch, quidquid fert animus) von Ihnen erwarten darf? Mit den buchhändlerischen Bedingungen werden Sie zufrieden seyn.

Mein Frankfter Lit. Bl. ennüyirte mich, der Tullerschen Sozietät wegen. Die Deutschen, welche sehr viel auf hörensagen, wenig auf Autopsie geben, pflegen gern nach dem Grundsatz zu urtheilen: Nenne mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist! Diesen Tullerschen Maaßstab somit an mich anlegen zu

[1]) Der Titel lautete: „Dantons Tod. Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft von Georg Büchner. Frankfurt am Main. Druck und Verlag von J. D. Sauerländer. 1835." Vgl. Franzos, S. 98. Über den Titel und die Redaktion des Stückes äußert sich Büchner sehr scharf gegen seine Familie, Franzos, S. 353. A. Sauer.

[2]) Darüber sind zu vergleichen die Briefe bei Franzos, S. 359. 361. A. Sauer

lassen, bin ich zu hoffärtig. Eine Sauerländersche Plumpheit (Sauert. ist kein Buchhändler sondern ein Frankforter borier) gab mir Rechtsvorwand, abzubrechen.

Ueber Ihren Tanton hör' ich sonst noch nichts. Wienbarg hat ihn mit Vergnügen gelesen. Von Grabbe sind 2 Dramen erschienen. Wenn man diese aufgesteifte, forcirte, knöcherne Manier betrachtet, so muß man Ihrer frischen, sprudelnden Naturkraft das günstigste Horoscop stellen.

Haben Sie Freunde in der Schweiz? nämlich Freunde, die Sie dafür halten? Man hat mir von dort anonyme Einsendungen gemacht, um Ihr Talent zu verdächtigen und namentlich mich von der Hingebung, die ich öffentlich gegen Sie gezeigt habe, zurückzubringen. Mehr mag ich nicht sagen. Es scheinen Knaben zu seyn, die mit Ihnen auf der Schulbank saßen, und sich ärgerten, wenn Sie .....[1] Antworten gaben.

Schreiben Sie nach Frkft.

Ihr Gutzkow.

## 10.

A Mr. Georg Büchner,

p. A. Mr. Lucius, Strassburg Rue Guillaume N° 66.

[sans date — date du timbre de la poste: 28 Sept. 35]

Mein lieber Freund,

Sie erbauen weder mich, noch meinen Plan durch Ihren jüngsten, doch so willkommnen Brief. Ich hatte sicher auf Sie gerechnet, ich spekulirte auf lauter Jungfern-erzeugnisse, Gedankenblitze aus erster Hand, Lenziana, subjektiv und objektiv: Sie können auch Ihre abschlägige Antwort nicht so rund gemeint haben und werden schon darauf eingehen, folgenden Calcül mit sich anzustellen: Du hast ein Buch mit deinem Namen geschrieben. Ein Enthusiast hat es unbedingt gelobt. Ja, du hast dich sogar herabgelassen, 2 wahrscheinlich sehr elende Dramen von V. Hugo zu übersetzen; du stehst nun mitten drinnen, und mußt dich entweder behaupten, oder avanciren. Die Deutsche Revue wird großartig verbreitet, sie zahlt für den 8°bogen 2 Friedr. d'ors. Sie hat einige glänzende Aushängeschilde von Namen, welche sogar das alte und besorgliche Publikum ..... In der That, lieber Büchner, häuten Sie sich zum zweiten Male: geben Sie uns, wenn weiter nichts im Anfang, Erinnerungen an Lenz: da scheinen Sie Thatsachen zu haben, die leicht aufgezeichnet sind. Ihr Name ist einmal heraus, jetzt fangen Sie an, geniale Beweise für denselben zu führen.

Das Brockhaus'sche Repertorium kanzelt Sie mit 2 Worten ab. Die Abend-Zeitung, wie ich aus einem Briefe von Th. Hell an einen Dritten, sehe, wird deßgleichen thun. Basenhaft genug schreibt dieser ..... genannt Winckler: Wer ist dieser Büchner? Antworten Sie ihm darauf!

W. Schulz hat an mich geschrieben. Er scheint recht gedrückt zu seyn; was ich für ihn ausrichten kann, will ich sehen. Er solle sich noch einige Tage gedulden.

Von Menzels elendem Angriffe auf meine Person werden Sie gehört haben. Ich mußte ihn für seine Schaamlosigkeit fordern; er schlug diesen Weg aus und zwingt mich nun ihm öffentlich zu dienen. Menzeln wär' es eine Freude gewesen, wenn ich bei ihm noch immer die zweyte Violine gespielt hätte, und einmal executor seines Testaments geworden wäre. Prinzipien hat er für keine größere Fehde mehr, seine lezten Patronen hat er gegen Göthe verschossen: Nun muß die Religion, die Moral und mein Leben herhalten, um mich zu stürzen. In einigen Tagen erscheinen

[1] Coupure dans le papier.

von mir und Wienbarg Broschüren. Ich kann nichts besseres thun, als aus seiner Infamie eine literarische Streitfrage machen. Zeit ist's, endlich einmal die Menzelsche Stellung zu revidiren und die kritischen Annalen zu controliren, welche er seit bei nahe 10 Jahren geschrieben hat.

Am 1 Dez. erscheint das 1ste Heft der Revue. Benimmt sich Menzel nicht, als woll' er sagen: „O Herr Zebaoth, siehe, sie wollen herausgeben ein Blatt, das da heißet: Deutsche Revue und soll erscheinen wöchentlich einmal! spricht der Herr: Sela."

Ihr Gutzkow.

Adressiren Sie nicht an Sauerl. sondern kurzweg an meinen Namen.

## 11.

A Mr. Georg Büchner

l'addr. à Mr. Lucius, rue Guillaume N° 66 à Strasbourg.

[timbre de la poste de Mannheim: 4 déc.]

Mein Lieber!

Ich sitz' im Gefängniß — wie und wodurch das kam, ein Andermal — wenn ich [mich] in mein Schicksal zu finden weiß. Zunächst dies daß ich des Angriffs auf die Religion beschuldigt bin.

Erst wollt' ich fliehen und schrieb an Mr. Boulet in Paris, für mich zu sorgen. Wahrscheinlich ist unter Ihrer Adresse von da ein Brief an mich gekommen. Schicken Sie ihn mir bieher mit besonderm Couvert an den Dr. Löwenthal.

Wie glücklich sind Sie in der Freiheit! Ich sehe voraus daß ich lange werde geplagt werden. Menzel hat mich soweit gebracht. Ich bin zusammen hängender Ideen nicht fähig. Ein andermal mehr, wenn es sich aus den Eisen stäben schmuggeln läßt.

Mannheim Ihr G.
d. 4 Dez. 35.

## 12.

Herrn G. Büchner.

[sans adresse: pas par la poste.]

Mein lieber Freund!

In kurzer Zeit 3 Briefe von Ihnen: 2 die ziemlich gleich lauteten und einen, der den Alkabildern beilag. Ihre Rathschläge sind entschieden: aber ich möchte Sie noch nicht befolgen. Eine Entfernung aus Deutschland brächte mich um die Voraus setzung eines guten Gewissens, auf das ich mich dreist berufe. Wenn auch von Menzel als strikter Republikaner denunziert, so tritt doch die politische Seite meiner Anschuldigungen ziemlich in den Hintergrund, und sogar in Preußen scheint man ein andres und milderes Benehmen einleiten zu wollen. Meine Taktik muß die seyn, Preußen (ich bin aus Berlin gebürtig) so lange zu vermeiden, bis ich das ent schiedene Wort des Ministeriums hab, daß meiner Freiheit nichts in den Weg tritt. Da Laube und Mundt frey passiren, würde man vielleicht auch Anstand nehmen, gegen mich persönlich einzuschreiten. Solange ich kann, halt' ich mich um Frkft herum; denn ich bin daselbst verlobt; aber die elenden Krämer werden mich unsanft empfangen, und das binnen 24 Stunden hör' ich schon, wie natürlich. Diese Menschen wissen nun Alle, daß mich nichts nach Frkft zieht, als meine Braut: und doch sind sie spitzbübisch genug, mir andre Zwecke unterzuschieben. Kurz, ich sehe

Noth und Plage voraus und werde soviel gehänselt werden, daß ich zuletzt doch im „Rebstöckel" nachfragen könnte. Aber die Freude, Sie zu sehen, müßt' ich dann theuer erkaufen, da mir schwerlich der Rückweg dann offen bliebe.

Die gegen mich bereits erhobene Appellation ist zurückgenommen durch die Minister in Carlsruhe. Ich danke Gott, von dieser Ungewißheit befreyt zu seyn. Am 10 Februar bin ich nun frey: mit der Weisung, Baden zu verlassen. Ich saß dann 2½ Monate und zwar wie Sie richtig annahmen im Amthause oder Kaufhause, wie der ganze Arcadenwürfel heißt. Behandlung war erst massiv: dann milderte sie sich und endete zuletzt in entschied. Höflichkeit. Erst wollte man mich steinigen, und jetzt bin ich ziemlich populär. Die Deutschen sind wenigstens gutmüthig und können Niemanden lange leyden sehen.

Können Sie denn in Str. vollkommen die deutschen Affairen seit einem halb. Jahre übersehen? Eine Kette von Nichtswürdigkeiten und Dummheiten: die gänzliche innre Auflösung Deutschlands charakterisirend. Ich will mich nicht in Schutz nehmen, ich weiß, daß ich outrirt habe: aber was erlaubte man sich nicht dagegen! Vieles ist sehr versteckt und Sie erfahren es noch einmal mündlich.

Ich höre gern von Ihren Beschäftigungen. Eine Novelle Lenz war einmal beabsichtigt. Schrieben Sie mir nicht, daß Lenz Göthes Stelle bei Friederiken vertrat. Was Göthe von ihm in Straßburg erzählt, die Art, wie er eine ihm in Commission gegebene Geliebte zu schützen suchte, ist auch schon ein sehr geeigneter Stoff.

Sie studiren Medizin und sind, wie ich höre, an eine junge Dame in Str. gefesselt, von früherher, wo Ihnen die Flucht dorthin sehr willkommen war. So sagte man mir wenigstens in Rödelheim.

Wenn Sie mir schreiben, so addressiren Sie: Generalconsul Freinsheim in Frankfurt a M. Wolfseck.

Freundlich grüßend

Mannheim d. 6 Febr. 36. Ihr Gutzkow.

## 13.

Herrn Georg Büchner, in Straßburg, zum Rebstock.

Mein lieber Freund!

Sie geben mir ein Lebenszeichen und wollen eines haben. Allmälig kehr' ich auch wieder unter die Menschen zurück, und lerne vor erträglicher Gegenwart die Vergangenheit vergessen. Es geht mir gut, und es würde noch besser gehen, wenn mir in meiner Resignation nicht die Zeit lang würde.

Sie scheinen die Arzeneykunst verlassen zu wollen, womit Sie, wie ich höre, Ihrem Vater keine Freude machen. Seyen Sie nicht ungerecht gegen dies Studium; denn diesem scheinen Sie mir Ihre hauptsächliche Force zu verdanken, ich meine, Ihre seltene Unbefangenheit, fast möcht' ich sagen, Ihre Autopsie, die aus allem spricht, was Sie schreiben. Wenn Sie mit dieser Ungenirtheit unter die deutschen Philosophen treten, muß es einen neuen Effekt geben. Wann werden Sie nach Zürich abgehen?

Die Flüchtigen in der Schweiz spielen nun auch mit dem jungen Deutschl. Komödie. Dadurch wird der Name, hoff' ich, von mir und meinen Freunden mit der Zeit abgewälzt, wie fatal es mir auch im Augenblick ist, daß der wunderliche Titel auf diese neue Weise adoptirt wurde. Mit der Zeit wird es ein pappener Begriff werden und sich abnützen, was immer gut ist unter Umständen, wie die heutigen, wo die Massen schwach sind und das Tüchtige nur aus runden und vollkommenen Individualitäten geboren werden kann. So werden auch Sie gewiß die Berührungen vermeiden, welche sich in der Schweiz genug darbieten und meinem Ihnen schon früher oft genug gegebenen Zurufe folgen, daß Sie Ihre ungeschwächte Kritik der Literatur opfern.

Von Ihren „Ferkeldramen" erwarte ich mehr als Ferkelhaftes. Ihr Danton zog nicht: vielleicht wissen Sie den Grund nicht? Weil Sie die Geschichte nicht betrogen haben: weil einige der bekannten heroice Dicta in Ihre Comödie liefen und von den Leuten drin gesprochen wurden, als käme der Witz von Ihnen. Darüber vergaß man, daß in der That doch mehr von Ihnen gekommen ist, als von der Geschichte und machte aus dem Ganzen ein dramatisirtes Capitel des Thiers. Schicken Sie mir, was Sie haben: ich will sehen, was sich thun läßt.

Von mir ist soeben eine Schrift erschienen: Ueber Göthe im Wendepunkte zweyer Jahrhunderte. Hätt' ich schon meine Freyexempl. würd' ich Ihnen eines schicken. Also künftig!

Frkft a M. 10 6 36. Ihr Gutzkow.

## 14.

Mademoiselle W. Jaeglé.

Rue St. Guillaume 66 à Strassbourg.

Geehrtes Fräulein!

In den Erinnerungen, welche mich an den so früh vollendeten Büchner ketten, fehlte mir bis jetzt jener Theil seines Lebens, dessen Mittelpunkt Sie waren. Mußt' ich in dem Augenblicke erst mit ihm bekannt werden, wo Büchner nicht mehr ist! Verzeihen Sie mir, wenn ich nicht sogleich an den Zweck Ihres Briefes komme, und das trostlose Faktum, welches Niemand herber fühlen kann, als Sie, noch einmal so herb wieder ausspreche! Wie ich Ihnen Beruhigung geben kann, weiß ich nicht. Für gewöhnliche Trostgründe ist Ihre Bildung zu hoch; und besondre kann ich nicht ersinnen. Ich denke, daß Büchner nicht mehr ist, daß er mitten, ja noch vor seinem Anlaufe zum Höchsten starb; das ist ein ewiger Flor, den man von seinem Namen nicht fortnehmen kann, niemals und selbst nach der Verjährung nicht: daß er aber Ihnen starb, das würd' ich, wenn ich mich in Ihr so schmerzlich bewegtes Innre versetzen könnte, mit frommer, hingebender Entsagung tragen, wie Etwas, das Ihnen aufgespart war, wie etwas, das auch ohne Folge für Sie sein sollte, wie ein Begegniß, welches zwar ewig einen melancholischen Nachhall für Sie haben wird, Sie aber nicht hindern sollte, mit jenem höhern verklärten Lächeln, welches oft ja auch durch Thränen bricht, wieder an der Lust des Lebens, an Allem, was grüne, volle und lebende Farbe trägt, wieder Antheil zu nehmen. Das mußt' ich wenigstens voranschicken, wenn ich die Sache mit Büchners Nachlaß nun ganz praktisch, ohne alle weitre Störung der gemüthlichen Rücksichten, anfasse.

Vertrauen Sie mir Alles an, was Sie von Büchner haben! Ich bin gewiß, daß ich das kleine Denkmal, was ich ihm schon zu setzen versuchte, damit noch zu einem größern, seines Namens würdigeren ausbauen kann. Sind wirklich noch Produktionen, fertige und Fragmente, vorhanden, haben Sie Briefe, die Sie einer fremden Discretion (aber der meinigen, der Discretion eines Freundes!) anvertrauen könnten, Briefe, aus denen sich Gemüthszustände und Ideen entnehmen ließen; so geben Sie mir dies Material; ich will es sichten, ordnen, und in die literarische Welt als ein Ganzes einführen! Einen Buchhändler werd' ich schon aufbringen, der mit mir gemeinschaftlich verfüre.

Eine Handschrift von der Art, wie Sie andeuten, hab ich nicht erhalten. Die Irrthümer, die ich aus Unkenntniß begieng, müßten Sie mir andeuten, überhaupt sich nicht die Mühe verdrießen lassen, mir bei der Arbeit behülflich zu seyn. Wollen Sie das? dann schicken Sie mir, was Sie haben: auch Büchners Züricher Dissertation, damit das Gemälde vollständig wird und auch bald begonnen werden kann. Die Censur ist allerdings ein Stein des Anstoßes; in meinem Nachrufe an Büchner hat sie stark aufgeräumt und die originellsten Stellen aus seinen Briefen an mich

weggestrichen; allein da wir ein Buch geben und dies ohnedieß stärker als 20 Bogen werden dürfte, so wird sie milder verfahren.

Ein vorläufiges Hinderniß, schnell an unser Werk, welches recht eigentlich eines der Liebe und Freundschaft ist, zu gehen, kann vielleicht auf kurze Zeit eine Reise abgeben, die ich in Begriff bin, nach Berlin zu machen. Allein, schicken Sie mir Ihre Sendung zeitig, d. h. bald nach Empfang dieser Zeilen, so nehm' ich sie mit und widme ihrer Durchsicht grade die Muße, die ich in Berlin haben werde, versuche ohnedieß, in Leipzig einen Verleger für das Ganze zu gewinnen. Kömmt die Sendung nach meiner Abreise an, so wird sie mir von den Meinigen nach geschickt werden.

Den Schluß Ihres Briefes betreffend, so muß ich wohl erröthen, wenn mir eine Dame sagt, daß sie das Morgenblatt mit seinem Beiblatte leie. Wie Sie an dem Schmerz, einen so theuern Freund verloren zu haben, leiden und er Ihnen immer unauslöschlich im Wege stehen wird, so hab' ich mein Kreuz zu tragen, den schlechtesten Ruf, den mir gewisse Feinde zu machen wußten und den ich im Augenblick, wo ich ihn erhielt, durch meine damals in der That excentrischen Schriften, die auf die Masse nicht berechnet und mir selbst vielleicht allein nur klar und werth waren, nicht einmal widerlegen konnte. Gras darf ich über meinem Leid nicht wachsen lassen; ich muß Blumen darauf pflanzen, eine ganz neue Vegetation, muß arbeiten und schaffen, um meinen Ruf zu überwinden. Vielleicht mach ich ihn so vergessen. Ich spreche nur von dem, wofür ich gelte; nicht von dem, was ich bin. Das konnten Sie von Büchner hören. Er hatte einen hellen Blick; er wußte wohin die Seinigen wollten und welche Wege in die Irre, welche in die Wahrheit führten!

Das Papier ist zu Ende. Ich schließe mit Dank für Ihr Vertrauen, erwarte Ihren fernern Entschluß und zeichne mit Hochachtung

Ihren ergebensten Diener

Fft. 30. 8. 37. K. Gutzkow.

## 15.

A Mlle. M. Jaeglé.[1]

Rue Guillaume 66, à Strassbourg.

Verehrteste!

Als ich das kürzlich angekommene Paquet erbrach, war es mir so ängstlich und feyerlich, als sollt' ich den Deckel von einem Sarge heben, und als in dem Moment (es war spät Abend) eine Musik unter meinem Fenster begann, dacht' ich, ein Geist rausche an mir vorüber und hielt lange ein, eh' ich an die Manuscripte gieng. Das Lustspiel las ich noch den selben Abend, und fand darin Büchners feinen Geist wieder, wenn ich auch voraussehe, daß es Dinge enthält, die im Druck entweder gemildert oder besser ganz übergangen werden. Die Art, wie ich diesen Nachlaß behandeln muß, tritt mir immer deutlicher entgegen. Ich will Alles, was wir von Büchner ausfinden können, in meine Darstellung verweben, sodaß ich ihn überall da selbst reden lasse, wo seine Worte so eingerichtet sind, daß er sich ihrer dem Publikum gegenüber als der seinigen würde angenommen haben; das aber, was nicht für den Druck zunächst bestimmt war, verflecht' ich in meine Darstellung. Das schöne Buch von Mundt, Charlotte Stieglitz, wenn Sie es kennen, soll mir als Vorbild gelten, nur mit dem Unterschied, daß jener einen krankhaft weiblichen, ich aber einen gesunden männlichen Stoff habe.

[1] Mlle Jaeglé s'appelait Wilhelmine, et, dans l'intimité, Minna. D'où ce changement de l'initiale de son prénom.

Ohne Ihre Hülfe komm' ich natürlich zu keinem Ziele. Die Briefe sind mir vor allem wichtig. Sie sind so zart, so tief! Ich will davon öffentlich nur das benutzen, was auf seine Person geht. Für sonstiges, was sie enthalten, ist die Zeit noch zu jung und frisch. Ueberaus wichtig aber ist, daß Sie mir an der Spitze der Briefexcerpte immer angeben wann und wo sie geschrieben sind, wo möglich auch, in welcher Stimmung, unter welcher Constellation von Hoffnungen, Schwierigkeiten und dergl.

Welche Fragmente eines Drama versprechen Sie noch?

Lenz ist ein außerordentlich wichtiger Beitrag zur Literaturgeschichte, den ich vollständig abdrucken lasse; denn von dieser Berührung mit Oberlin hat man bisher nichts gewußt.

Da ich Vollständigkeit unserm Denkmal geben möchte, da mir das bezweckte Buch als ein denkwürdiger Beitrag zur Culturgeschichte unsrer Zeit vorschwebt und ich nichts übergehen möchte, was dazu beytragen kann Büchnern als einen Repräsentanten der modernen Bildung und der Jugend Deutschlands auftreten zu lassen, so will ich an die Freunde Büchners eine Aufforderung ergehen lassen, mir von ihm zu erzählen, was sie wissen und mir seine Briefe anzuvertrauen: außerdem will ich in dem nahen Darmstadt die Eltern besuchen und mich, wenn ich mir einige biographische Vortheile davon ziehe, gern den mir unbekannten Gesinnungen dieser Familie aussetzen. Sollt' ich das Ganze in Berlin ausarbeiten, was gegen den Winter doch geschehen könnte, so würd' ich bedauern die nächsten Anverwandten Büchners in meiner Nähe nicht um Rath gefragt zu haben. Die Mutter wird gewiß manches über den Knaben erzählen können, was für seine Zukunft, die ach, so früh abgeschnitten wurde, charakteristisch ist.

So lange von Berlin nicht die Cholera gewichen ist, können Sie mich noch immer hier vermuthen. Ich bitte Sie, mir rüstig im gemeinsamen Werke beizustehen. Geb' ich den Riß zum Ganzen, so sind Sie doch der eigentliche Werkmeister. Ich sehe mit Spannung Ihrer nächsten Sendung entgegen und bitte um Bewahrung Ihres gütigen Wohlwollens für Ihren

ergebensten

Frankfurt a M. 14 Sept 37. K. Gutzkow.

## 16.

### Fräulein M. Jaglé, beim Herrn Medizinalrath Dr. Büchner in Darmstadt.

Geehrtes Fräulein,

Ihr langes Stillschweigen hatte mir Veranlassung zu verschiedenen besorgten Vermuthungen gegeben. Besonders redete sich mir der Gedanke ein, daß meine in der A. Z. im vorigen Jahre gemachte Aufforderung wegen des Büchner'schen Nachlasses, die leider ohne allen Erfolg gewesen ist, vielleicht bei Verwandten und Freunden des Verstorbenen die Besorgniß rege gemacht haben dürfte, als würde grade durch meinen Namen dem Andenken des Verstorbenen ein zu entschiedenes und beinahe parteiisches Gepräge aufgedrückt werden. Die Vorstellung ferner, daß Büchners Eltern meinem Unternehmen nicht günstig sein möchten, die durch das Stillschweigen von Darmstadt aus mir noch genährt wurde, lähmte mich, ich gesteh' es, in dem Eifer, für die verabredete Sache zu wirken. Ganz verlassen von jeder weitern Anregung durch Sie selbst, that ich, was ich selbst nach den mir zu Gebote stehenden Hülfsmitteln für den Freund thun zu können glaubte. Ich nahm meinen Ihnen bekannten Nachruf an Büchner in die soeben erschienene Sammlung einzelner Aufsätze: Götter, Helden, Don Quixote auf, vervollständigte Einiges, was

mir die Censur in Frankfurt verstümmelt hatte, und ließ in den Mainnummern des Telegraphen diejenigen Stellen aus Leonce und Lena abdrucken, die mir für ein Zeugniß von Büchners poetischen Gaben erheblich schienen. Ich konnte das ganze Lustspiel nicht mittheilen, weil Büchner es in der That ein wenig zu schnell hin geworfen hat und als Ganzes es selbst seine Freunde nicht würde befriedigt haben. So denk' ich auch noch mit den Bruchstücken des Lenz auf den Seligen zurückzukommen und in dieser Weise seinem Gedächtnisse zu opfern, wessen ich eben habhaft werden konnte. Die gehofften Notizen und Materialien blieben aus: was konnte ich thun und vorbereiten?

Ohnedies ist es mir etwas schwer geworden, wenigstens in Frankfurt einen Verleger für ein größres Unternehmen zu finden. Ich wollte Sauerländer verlassen, den Danton für das Projekt beizusteuern; doch setzte er sich aufs hohe Pferd und wollte viel Geld dabei verdienen. Ich meine nun, ob noch etwas geschehen kann, hängt lediglich von Herrn Zimmermann ab. Ich weiß nicht, ob seine Biographie umfangreich ist; ob sie nicht vielleicht sich in den Spalten meines Journals unterbringen ließe? Die Bruchstücke vom Lenz und das wirklich nur flüchtig gearbeitete Lustspiel (es thut mir weh, so sagen zu müssen und ich bitte, mein Urtheil nicht kleblos zu schelten) sollten wir nicht als Veranlassung einer besondern Herausgabe benutzen, die Materialien, um welche ich öffentlich bat, sind ausgeblieben; nun mag Herr Zimmermann entscheiden, dem ich Sie bitte meine Ansichten mitzutheilen und dabei zu bemerken, daß eine Einsicht in seine Arbeit ungemein erwünscht wäre.

Sollten Sie wieder nach Fft kommen, so unterlassen Sie nicht, einen erneuten Versuch bei meiner Schwiegermutter zu machen. Sie werden eine einfache, aber gefühlvolle Frau kennen lernen, die wenn auch nicht durch Bildung und Routine, doch durch Ahnung und jenen schönen Sinn der Frauen, den man den sechsten genannt hat, oft das Richtige findet.

Rechnen Sie in Allem, was Sie betreffen und anregen könnte, auf das geheime Band, durch welches ich mich an Sie gebunden fühle, nicht bloß auf diese allgemeine Hochachtungsversicherung, mit welcher man die Briefe schließt.

In der Hoffnung, bald wieder einen von Ihnen zu besitzen, zeichn' ich

Ihren

Hamburg, d. 26 Juni 1838. ergebensten

Gutzkow.

Beifolgende Briefe bitte gütigst zurückgeben zu wollen.

# Zur Entstehungsgeschichte der „Amaranth“.

Die nachfolgenden vier Briefe des Dichters der „Amaranth“ an Gustav Schwab, die sich in glücklicher Weise ergänzen, bilden einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Entstehungsgeschichte der bei ihrem Erscheinen vielgenannten Dichtung. Mit dem ersten Briefe schickte Oscar von Redwitz im August 1846 Teile des „Amaranth“-Manuskriptes an Gustav Schwab und bat ihn um sein Urteil nicht nur über diese mitgesandten Bruchstücke, sondern

auch über sein poetisches Können im allgemeinen. Ein später erfolgter Besuch Redwitz' in Stuttgart bei Schwab ließ diese Annäherung des romantisch-religiösen Sängers an den schwäbischen Dichtergenossen zur Freundschaft erstarken. Doch trat nach Publikation der „Amaranth" eine Trübung dieses Gefühles bei Redwitz ein, die Klüpfel, Schwabs Schwiegersohn und Biograph, in seiner Schrift über „Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken", daraus erklärt, daß Schwab die „Amaranth"-Dichtung in der „Allgemeinen Zeitung" nur in einer Kollektivrecension unter mehreren andern neuen poetischen Erscheinungen ohne Begeisterung angezeigt habe (vgl. Klüpfel, S. 351).

## I.

## Ein Brief von Oscar v. Redwitz an Gustav Schwab.

Mitgeteilt von Otto Gmelin in Kiel.

Mit Freude beantw. d. 12. Okt. 1846.[1]

Hochverehrtester
Hochwürdigster Herr Decan!

Im innigsten, ja ich darf wohl sagen, in kindlichem Vertrauen nahet sich Ihnen unbekannt ein junger Mann von kaum drei und zwanzig Jahren, und bittet Sie, seines Geistes Richter sein zu wollen.

Wie kann Ihnen ein junger Mensch, wie ich, sagen wer Sie sind! das sagt Ihnen längst unser großes, deutsches Vaterland in tausend und tausend Zungen, Ihr Name steht unter den Besten in der Geschichte unsrer deutschen Litteratur!

Aber das, hochwürdigster Herr, das darf ich Ihnen sagen, daß ich mir in Ihnen ein recht deutsches, menschenfreundliches und liebreiches Gemüth denke, das einen jungen Menschen, der sich ihm mit wirklichem ungeziertem Vertrauen nähert, nicht mit dem Stolze schon errungner Lorberen höflichkalt zurückweist, sondern dieses Vertrauen liebevoll würdigt, und ihn in die Arme nimmt, und prüft, ob aus dem jungen Schüler nicht auch einmal ein Meister, wenn auch nur ein schlechter Meister, der innig und einfach Natur und Gemüth besingt, dereinst werden könne.

Dieses Vertrauen in Sie, hochwürdigster Herr, haben Ihre so gemüthreichen Lieder und Sagen, die freundlichlächelnden Züge Ihres Bildnisses in mir erweckt, und der allgemeine Ruf Ihres einfachen, wohlwollenden Wesens; Sie sind ja ein Meister der schwäbischen Schule, die nicht kränkelt am modernen politischen Fluche und all' diesem blasirten europamüden Weltschmerz, sondern die Welt und das Leben noch mit heiterem Blick und gesundem Herzen ansieht, und schon dieß bürgt mir für die Wahrheit meines Glaubens.

Ich bitte Sie herzlichst, lassen Sie mich die Bahn der Etiquette verlassen, ich bin ein Feind aller dieser gefühllosen Stereotypphrasen, lassen Sie mich meine Sprache reden, wie sie mir der freie Drang eines jungen Herzens eingiebt, und mich zu Ihnen wie zu einem Vater reden; ich kenne Sie nicht und habe Sie nie gesehn, aber, weiß Gott, ich habe Sie recht herzlich gern, und wüßte wahrlich keinen

[1] Bemerkung von der Hand Gustav Schwabs.

Mann in Deutschland, auf den ich ein gleiches Vertrauen hätte; nicht wahr, darum sind Sie mir auch nicht böse, daß ich Sie bei all' den vielen Beschäftigungen Ihres Amtes und all' den so unangenehmen litterarischen Zudringlichkeiten noch mehr belästige; ich darf ja doch vielleicht hoffen, daß die wenigen Stunden, die Sie mir widmen, nicht ganz für Sie verloren seien, und Sie in meinem herzlichsten Danke wenn auch nur kleinen Ersatz finden.

Meine Bitte, hochwürdigster Herr, geht nun dahin, Sie möchten über die beiliegenden Bruchstücke ein, durchaus strenges Urteil fällen, ohne alle event. Rücksichten meiner Jugend. Darum kann ich Sie nicht genug bitten, denn ich will vor Allem mir selbst die Wahrheit sagen, und auch nicht im Geringsten über mein Talent mich täuschen. Ich dichte seit meinen ersten Jugendjahren, das dramatische und lyrische war mein Feld, viele Plane wurden entworfen, eine übersprudelnde ungeregelte Phantasie zerstörte sie wieder.

Da erwachte in mir vor zwei Monaten nach jahrelanger Muse ein so gewaltiger Drang zum Schaffen, daß Nichts, kein Mahnen meiner Freunde, meine eigenen täglichen inneren Vorwürfe im Stande waren, mich davon abzuhalten, und hätte ich auch die schlimmsten Folgen hervorgerufen — ich mußte dichten; denn ich befinde mich im letzten Semester meines juristischen Studiums.

Obwohl ich mich wenig mit der neuesten Poesie befaßte, so erkannte ich doch aus wenigen Dichtern den Geist derselben, und ich muß Ihnen offen gestehen, er gefiel mir nicht; diese Zerrissenheit, Irreligiosität und dieses unablässige Verdammen der Zeit, dieses Sichgefallen im Schmerz und Fluche, erregte in mir oft eine widerwärtige Stimmung, denn ich halte als eine der ersten Aufgaben des Dichters auf das Volk moralisch einzuwirken, das Herz zu erfreuen, zu versöhnen, und es zu den höchsten Gefühlen emporzuheben; wohl ist es auch erhaben, das geistige Schwert zu schwingen, und im Liede zum Streit zu ermuthigen, gewiß ist dies ein hoher Beruf des Dichters; allein, du lieber Gott! Körners Zeiten sind nicht mehr! jetzt bleibt es immer nur bei den Worten! und deren sind wahrlich genug da, ein einziger Herwegh hätte genügt; unter diesen Betrachtungen der **neuesten** Poesie stieg in mir der Gedanke auf, einmal wieder ein heiteres, versöhnendes Bild in die aufgeregte Gedankenfluth zu legen, und in wenigen Tagen war der Plan vollendet.

Ich wählte Deutschlands schönste Zeit; es soll dieser Stoff erfreuen und erheitern, zugleich aber auch die Erinnerung an Deutschlands Größe in sich tragen und zeigen, warum es so groß war, weil es mehr den Glauben achtete aus dem alle Tugenden entspringen; jedoch ohne alle Tendenz auf unsere Zeit. Wenn uns im Winter eine Blume gebracht wird, erfreut sie nicht unser Herz, hoffen wir nicht auf den Frühling? Fühlen wir aber auch nicht gerade durch die Blume, daß es Winter sei? —

Dieß meine Idee. Aber, bin ich auch dazu geboren, ich sage geboren, diese Idee zu verwirklichen? Darf ich es wagen, solch hohen Stoff als Dichter dem deutschen Volke vorzuführen? ich sage dem deutschen Volke? Muß ich nicht fürchten, für diese Idee, die mich nun ganz erfüllt, die mein halbes Denken ausmacht, die ich für mich als Heiligthum in mir trage, am Ende nur Tadel und Spott einzuerndten? Ist es nicht besser, ich lasse sie in mir verschlossen? oder ich theile sie nur meinem Kreis von Freunden mit? das, hochwürdigster Herr, sind bedenkliche Fragen! Wie Mancher hätte Alles darum gegeben, wenn er seine heiligsten Gefühle nicht der Welt geoffenbart, Gefühle, die er tief gefühlt, die aber in der allmächtigen Sprache der Dichtung auszusprechen er nicht verstand?

Ich will mir diesen Schmerz ersparen, und darum bedächtig zu Werke gehen! denn ist der Gedanke einmal dem glatten Blatte gegeben, hat einmal jeder pedantische Kritiker, jeder aufbrausende Jungdeutsche ein Recht, darüber zu richten, dann kommt die Reue zu spät; ich fühl' es zu gut. Man kann unter seinen Freunden, sogar in seiner Vaterstadt, ja sogar in seinem Vaterlande ein erträglicher Dichter

sein, im großen Deutschland wird mit anderem Maße gemessen, dort kann man ein Stümper sein.

Sie, hochwürdigster Herr, Sie sollen mein Richter sein! Sie mögen urtheilen, ob nach diesen Bruchstücken zu schließen, ich ein solches Talent in mir trage, um zu jetziger Zeit unter die jetzigen Dichter mich stellen zu können, und mit Ihnen ehrenvoll genannt zu werden. Gewiß, ich bin es überzeugt, werden Sie schon jetzt in meinen Worten, den jungen Mann kennen gelernt haben, der nicht mit der Poesie aus eingebildetem Genie und Eitelkeit tändeln will, sondern dem es wirklich Ernst damit ist, und der lieber ein poetischer Dilettant bleiben will, als sich unter Deutschlands Dichter zu mengen, um mit ihnen aufzufliegen und am Ende wie der Ulmer Schneider sit venia verbo. ausgelacht auf den Boden plumpt. Gewiß, mir soll aus Ihrem Munde der bitterste Tadel willkommen sein; ich bin vernünftig genug einzusehn, daß gerade der Tadel mehr bessert, als alles Lob, und daß ein Tadel aus dem Munde eines Mannes, zu dem man Vertrauen und Liebe fühlt, noch rechtzeitig ausgesprochen doch viel leichter zu ertragen ist als der spöttische Tadel jedes Zeitungschreibers: gewiß, Ihren Tadel will ich mit Dank aufnehmen, denn er kann ja nur zu meinem Besten sein: darum nochmals, nicht wahr, hochverehrtester Herr Detan, ich darf auf ein strenges, unumwundenes Urtheil hoffen, Sie ermessen gewiß, daß es für mich von großer Wichtigkeit ist.

Und nun! wie soll ich mich entschuldigen? ich fühle es erst jetzt so recht, wie keck mein Wagen war, mit Ihnen, dem Dichter Gustav Schwab, so unangemeldet, ohne alle Empfehlung so frei und ungeniert gesprochen zu haben, und Sie ohne Weiteres gebeten zu haben, Gedichte eines Anfängers durchzulesen und zu critisiren, als ob Sie gar nichts wichtigeres zu thun hätten! Meine Liebe, mein Vertrauen zu Ihnen mögen für mich reden; ich kann mich nicht entschuldigen.

Wollten Sie, hochwürdigster Herr, mich einer Antwort würdigen, so können Sie den Dank ermessen, den ich Ihnen gewiß mein ganzes Leben zollen werde! Denken Sie eben, daß Sie ein gutes Werk thun, und ich bin es von Ihrem Gemüthe überzeugt, Sie lassen mich nicht umsonst gebeten haben.

Ich werde noch drei Wochen hier bleiben, und dann im Gebirge meinen Aufenthalt nehmen bis zu meiner Prüfung; ich muß jetzt notwendig alle Dichtung vergessen und mich ganz in die prosaische Wirklichkeit einer juristischen theoretischen Prüfung versetzen. Ihre werteste Antwort soll der Schlußstein meiner academischen Jahre sein und begeistert sing' ich dann Ihr weltbekanntes „Bemooster Bursche zieh ich aus" im Rückblick auf meine Studentenjahre, die ich fünf Jahre lang im Kreise der Verbindung Frankonia fröhlich durchlebt habe.

Und nun, hochwürdigster Herr, lassen Sie mich von Ihnen Abschied nehmen, und nochmals meine wahre Liebe und begeisterte Verehrung kundgeben, mit der ich immer sein werde

Euer Hochwürden

ganz ergebenster

Oscar Freiherr von Redwitz Schmölz.

cand. jur.

München am 27.ten August 1846.

(Sollte es Euer Hochwürden unmöglich sein, mir bis nach 3 Wochen Ihre werteste Antwort zukommen zu lassen, so bitte ich Sie innigst, mir wenigstens einstweilen bis dorthin das Manuscript da es mein einziges Exemplar ist, gütigst zurücksenden zu wollen)

Fürstenstraße № 89

über einer Stiege.

## II.

# Drei Briefe von Redwitz an Schwab.

Mitgeteilt von Adolf Wilhelm Ernst in Hamburg.

### 1.

Hochwürdigster
Innigstverehrter Herr Obereonsistorialrath!

Vor Allem meinen und meiner Eltern herzlichsten Dank für Ihr so liebereiches väterliches Wort vom neuen Jahre; es hat uns alle tief gerührt, und ließ mich wieder so recht wahr erkennen, welchen kostbaren Geistesschatz der liebe Gott mich in Ihnen finden ließ.

Ich will meine Liebe zu Ihnen nicht in Worte zergliedern, sie soll ungetheilt und gleich wahr in meinem Herzen fortleben, und der stumme Mund der Zeit wird dereinst besser als alle Worte sie Ihrem Herzen offenbaren.

Ich bin jetzt so recht in der göttlichen Lust des Schaffens, und oft mitten in meinen Liedern danke ich Gott für sein Geschenk, das wenigstens mein Herz, ich darf wohl sagen, oft so recht glückselig macht. Ich glaubte es Ihnen schuldig zu sein, Ihnen meinem innigstgeliebten Meister und väterlichen Freunde als Schüler einmal wieder Rechenschaft von meiner poetischen Thätigkeit abzulegen, und erlaube mir beiliegend Ihnen und auch Ihrer lieben Familie die zwei ersten Abschnitte meiner Amaranth zu übersenden.

Ich habe den ersten Cyclus gänzlich umgearbeitet und abgekürzt, und es soll mich herzlich freuen, wenn Sie darin wahrnehmen könnten, wie mir stets Ihre so liebevollen Bemerkungen Ihres ersten Schreibens vorschwebten.

Im zweiten Cyclus, ich gestehe es gern, war Jenny Lind mein Vorbild; sie hat mich gelehrt, welche geheimnißvolle Kraft in der Natur der Darstellung schlummere; wenn es mir nur auch gelungen ist, meinem gutgemeinten Streben leidlich nachgekommen zu sein. Über beide Cyclen, mein innigstgeliebter väterlicher Freund, bitte ich Sie zu einmal gelegener Stunde mir Ihr liebes Urtheil gütigst mittheilen zu wollen; mir wird jedes Wort, das billigende wie das tadelnde gleich werth sein, denn ich weiß, Sie wollen nur mein Bestes. Wenn anders meine Productivität mich so beglückt, wie jetzt, so hoffe ich bis zum Juni das Ganze (ungefähr 12—14 Bogen) vollendet zu haben, und werde dann den Sommer zu einer sorgfältigen, strengen Revision verwenden. Doch vorderhand will ich bescheiden singen, was mir jeder Tag bringt, und nie vergessen, wie unendlich schwer es sei in der Darstellung der Conception des raschen Geistes nachzukommen; ich will ernst zu Werke gehen, den Geist blos nach dem Höchsten gerichtet; leider, daß er so oft den Gipfel nicht erreicht.

In einem spätern Cyclus „Saengerfahrt" soll Amaranths Vater Freiheit und Vaterland besingen, in Bildern, welchen die Fiction zu Grunde liegt: die Freiheit habe ihn ausgesandt, ihre Lehren zu verkünden. Er tritt im Geiste in die Volksversammlungen, vor den Thron der Könige, zieht voran zur Schlacht, und wird so, wohl in antik gehaltenen Bildern, so doch den Geist unseres Jahrhunderts (kirchlich und politisch) berühren, vor Allem auch den hohen Beruf der Frauen für das Blühen des Vaterlandes besingen.

Der Grundgedanke aller dieser Bilder, der auch die ganze Dichtung vorzugsweise trägt, ist: Der Glaube ist die Mutter aller Tugenden. Freiheit, Muth, Vaterlandsliebe, Keuschheit, Alle entspringen aus ihm.

Wohl wird diese Sängerfahrt meistens stromaufwärts gehen, aber mein Sänger singt:

„O schwacher Geist, dem Gott das Lied geschenkt,
Der's nicht gleich einem treuen Vater liebt,
Nicht an dem eignen Herzblut nährt und tränkt,
Der ihm nicht seinen eignen Glauben giebt,
Und an die Brust der lauten Welt es legt,
Weil seines eignen Glaubens er sich schämt;
Und ihm, von falscher Muttermilch gepflegt,
Mit falscher Maske das Gesicht verbrämt,
Und es hinausschickt als sein eigen Kind,
Sein feigverfälschtes, göttlich Angebind.
Es zieht dahin im weltgefäll'gen Kleid,
Dein Name wird auf offnem Markt gefeiert!
Doch wolle nicht frohlocken vor der Zeit!
Es kommt der Tag, der deinen Trug entschleiert,
Es ruft dein eigen Kind dich vor Gericht,
Und klagt dich an: „Du bist mein Vater nicht!"

Und am andern Orte fleht er die Freiheit an:

„Laß mich nicht buhlen um den Kranz der Gassen,
Den die Hetäre ihren Sängern flicht,
Wenn sie berauscht im Reigen sie umfassen,
Zeig mir dein göttlich wahres Angesicht!"

Einstweilen soviel. Den Schluß wird das „Königskind" bilden, das [ich] Ihnen mitzutheilen, ich bereits das Glück hatte.

Glauben Sie mir, nicht weil die politische Poesie zur Mode geworden, nicht darum habe auch ich sie in meine Dichtung hereingezogen; nein, ich fühle ein inneres Bedürfniß von dem Grunde, von dem ewigen Prinzip der Freiheit zu singen; denn ich bin jung; und gewiß meine Lieder der Freiheit und der Vaterlandsliebe können den sog. Liberalen nicht behagen; aber wie gesagt, ich halte die Dichtung für viel zu heilig, als daß ich es wagen könnte je Etwas zu singen, was nicht meinem eignen Herzen aus Überzeugung entsprungen.

Ich weiß, ich belästige Sie wieder, mein innigstgeliebter väterlicher Freund! aber, wäre es denn recht von mir, wollte ich nach so vieler Liebe Ihrerseits, nun gänzlich schweigen? Lassen Sie sich nur recht schön Zeit, ich dränge Sie ja diesmal nicht, und früh oder spät ist mir Ihr Vaterwort gleich willkommen, und mein Dank soll einst der beste sein, wie ihn ein junges Dichterherz (sit venia verbo) bieten kann. Wie herzlich freute es mich, neulich in Scherrs Wegweiser durch den Dichterwald Sie und Ihr ganzes Leben und Wirken so treffend und rühmlich geschildert gelesen zu haben, als hätte ich es aus eigner Erfahrung geschrieben. Das muß Ihnen doch gewiß für so viele Kränkungen auch wieder eine rechte stille Freude machen.

Ihre so liebevolle Nachricht von Frl. Adelheid hat mich recht wehmüthig berührt; so geht es im Leben, wenn Sie doch nur auch das Geschick als „Lootsen" die Strandung verhindern läßt, sie würde mich sonst recht aufrichtig dauern; ich bitte Sie doch, mir einmal gütigst den Erfolg mittheilen zu wollen, wenn ich anders diese Bitte wagen darf.

Und nun, mein innigstverehrter Herr Oberconsistorialrath, lassen Sie mich im Geiste freundlich von Ihnen Abschied nehmen. Der liebe Gott erhalte und segne Sie und Ihre liebe Familie, und wenn Sie einmal eine stille Stunde übrig haben,

dann beglücken Sie mich mit Ihrem lieben Freundes- und Kritikerworte! Seien Sie in dem Maße streeng mit mir, in dem Sie mich achten und lieben können.

Ihrer lieben Familie meine herzlichsten Empfehlungen, ich bitte auch um deren geneigtes Urtheil, denn ich glaube bei Amaranth möchte Frauenurtheil sehr competent sein.

Und nun, mein ewigtheuerer väterlicher Freund, (wenn ich Sie so nennen darf,) leben Sie recht wohl und erhalten Sie mir Ihre Achtung und Liebe.

In ewig treuer Liebe
Ihnen herzlichst zugethan
und ergeben

Oscar Frh. v. Redwitz.

Speyer, d. 17. Jan. 1847.

NB. Ich bitte um gütige Remission des Manuscripts.

Dem kleinen Benetto wünsche ich recht gute Fortschritte auf der Zither — hat er denn einen guten Lehrer?

## 2.

Hochwürdigster
Innigstverehrter Herr Oberconsistorialrath!

Endlich einmal, nach vielen, langen Monden läßt mir Gott die stille Freude gewähren, Ihnen und Ihrer werthen, lieben Familie die zwei ersten Theile meiner Dichtung, zum gütigen Lesen und Beurtheilen übersenden zu können. Ich habe Viel, recht Viel gekämpft, oft gesiegt, oft bin ich unterlegen, oft fühlte ich mich stark, oft war ich müde, und arm an Vertrauen, eine Idee verdrängte die andere in ungeordneter, stürmischer Jugendphantasie, mein lyrischer, ungestümer Drang wollte sich schwer an plastische Ruhe gewöhnen, alle politischen Ereignisse unserer Zeit wollten sich meiner unschuldigen, harmlosen Dichtung einprägen, und ihr den kindlichen Sinn und die Einheit nehmen; andrerseits tönte mir beständig Ihr gütiges Mahnen an epische Kraft und ruhevolle Plastik in die Ohren, und doch! obgleich ich die vollste Stichhaltigkeit Ihrer gütigen Worte ahnte, so ließ mich mein angeboren lyrisches Element nicht klar genug die Anwendung des Epischen verstehen, kurz, mein Amaranth war in großer Trost- und Rathlosigkeit, und schon war mir der Muth und die Lust gewichen, denn ich konnte mich unmöglich entschließen, mit diesem leidigen Gefühle der Halbheit weiter zu schreiten und meine Zeit und meine heiligsten Gefühle am Ende an ein mittelmäßiges, schülerhaftes Gewebe ohne ästhetischen Werth, fruchtlos für mich und für andere vergeudet zu haben! Da richtete in dieser peinlichen Stimmung des Streites, ohne Muth denselben zu besiegen, mein treuester, wahrhaft an hohem Geist und dem tiefsten religiösen Gemüth seltener Freund, Regierungssekretär Molitor, aus Speyer, mein gedrücktes Gemüth wieder auf, und in seiner herrlichen Freundschaft, erstarkte plötzlich mein poetischer Wille. Er erkannte es tief, meine Dichtung habe wohl Gedanken, aber keine, eine, das Ganze tragende, durchdringende Idee, und diese müsse ich vor Allem finden, eine Idee, die in unsere Zeit mächtig eingriffe, versöhnend und kämpfend. Ich erkannte wohl tief das Wahre meines Freundes, allein, wenn ich auch diese eine Idee fände, die Hälfte meiner Dichtung war vollendet, sollte ich wieder neu beginnen? Mir fehlte der Muth hiezu; doch endlich raffte ich mich auf, und begann mit Vertrauen mein Werk, voll christlicher Zuversicht auf den Geber aller Lieder. Schon vorher war durch den begeisternden Einfluß meines Freundes, den ich als das reinste Ideal eines Jünglings mit einer wahren Frömmigkeit verehre, in meinem religiösen Sein eine gänzliche Erstarkung im christlichen entschiedensten Glauben geschehen, der durch die Universitätszeit, wie das so geschieht, etwas lau geworden

war. Ich schloß mich mit desto sehnsuchtsvollerer Innigkeit den an hohem, himmlischen Troste und heiligem Frieden unerschöpflichen Geheimnissen des Christenthums an, je mehr mir die trostlose Zerrissenheit unserer neuesten Poesie, und unserer ganzen Zeit klar wurde, ich betrachtete das von mir schon Geschaffene als Studien, wie sie ja der Maler und Componiteur auch macht, und nur der Dichter aus eitelm Sehnen nach dem ephemeren Kranze unserer feilen Journalistik so oft vergißt. Die eine Idee meiner Amaranth ist nun: die Ehe; im zweiten Cyclus die christliche Ehe, wie sie sich in Amaranth abspiegelt; im dritten Cyclus „Ghismonde“ die heutige Ehe, die Negation der christlichen. Walther zieht im ersten Cyclus „der Aufbruch“ als geworbener Bräutigam nach Welschland, seine Braut, „Ghismonde“, heimzuführen. Er trifft Amaranth und geht aus dem Frieden Amaranths in den Streit des III. Cyclus. —

Ghismonde ist eine reiche, vornehme, höchst geistreiche Pantheistin, Walther geht in ihr den Kampf des Christenthums mit dem Pantheismus, der christlichen Ehe mit der emanzipierten hindurch; er stellt sie auf die Proben der christlich ehelichen Tugenden, sie unterliegt in allen und Ghismondens Reize und Schätze verlassend, führt er im IV. Cyclus, „die Heimkehr“, Amaranth als seine Braut in seine Heimat.

Dies ist nun die ganz einfache Geschichte meiner Dichtung. Ich sende Ihnen bis jetzt nur die 2 ersten Cyclen und kann Ihnen nur heilig versichern, daß ich mir um epische Gestaltung alle nur mögliche Mühe gegeben, in Form und Reim; ob und welche Fortschritte ich darin gemacht habe, darüber will der Dichter schweigen; Ihr prüfendes Kennerauge erwart mir jede eigene Beurtheilung; nur die einzige Bemerkung kann ich nicht unterlassen, daß ich es für unumgänglich notwendig erachtet habe, das Religiöse in das Gebiet der Ehe herein ziehen zu müssen, und Amaranth aus subjectiven, historischen und poetischen Gründen (denn ich bin Katholik und kann deshalb nur katholisch fühlen und denken) ein katholisches Mädchen wurde; ich hoffe aber zuversichtlich, daß kein gläubiger Christ, welcher Konfession er sich auch bekenne, sich an meiner Auffassung des Katholizismus ärgern könne. Ich müßte auch aus allgemeinen Gründen entschieden das Christentum zum Hauptträger meiner Dichtung erwählen; denn Unglaube ist der Wurm unserer unheiligen Zeit, und ich bin fest entschlossen, all meine dichterische Kraft streitend dem Pantheismus unserer Tage entgegenzusetzen. Nach dem Vorher unseres jungen aufgeklärten Deutschlands gelüstet es mich nicht und ebenso wenig schreckt mich ihr mich vielleicht treffender Spott: meine Überzeugung und die Kunst sind meine einzigen Sterne, den Ausgang und Gewinn, Lob und Tadel, stell' ich Gott anheim; daß ich aber doch vielleicht manches Herz, das noch nicht ertrankt ist, trösten und erheben möge, darauf vertraue ich mit kindlichem Sinne, und ich bin dann hinreichend für allen meinen Streit, und die vielen Stunden meines Schaffens belohnt. Proben des III. Cyclus werde ich mich beehren in einigen Wochen Ihnen zuzusenden.

Verzeihen Sie, wenn ich an Sie, Hochwürdigster Herr Oberconsistorialrath, die Bitte wage, Sie möchten nach gemachtem gütigen Gebrauche mein Manuscript an die Adresse des „Otto Baron von Boelderndorf, bei Staatsminister Grafen Reigersberg, in München“ gefälligst übersenden und mir Ihre wertheste Worte recht bald durch ein vertrauensvolles, offenes Schreiben kundgeben. In München ist meine Amaranth in der Haute volée sehr bekannt, und ich kenne dort, sowie im übrigen Bayern und Österreich in meinen ausgebreiteten Bekanntschaften schon Hunderte der einstigen Feier meiner Amaranth; glauben Sie wohl, mein innigst verehrter, väterlicher Freund, daß es wohl im Bereich der Möglichkeit liege, es könne, falls die zwei andern Theile in gleichem Werthe wie das schon Geschaffene ausgearbeitet sein würden, unter den sonst nur günstigen commerciellen Auspizien wenigstens für eine einmalige Auflage die Cotta'sche Buchhandlung sich dereinst zu der Herausgabe meiner Amaranth verstehen? Doch Verzeihung für diese höchst vor-

eilige, etwas schwache Neugierde eines jungen Dichters, aber ich halte ungemein viel gerade auf diesen Verlag und würde gern auch jede Bedingung eingehen drum, nicht wahr? Sie sind mir wegen dieser Frage doch ja nicht böse?

Und nun, mein hochverehrtester Herr Oberconsistorialrath. Gottes Segen über Sie und Ihr Haus! Möge Gesundheit und Frieden immer bei Ihnen weilen! Der hochverehrten treuen Hausfrau und dem lieben Töchterlein meine herzlichsten Empfehlungen, mit der Bitte, meinem Kinde „Amaranth“ auch ein liebendes Auge zuzuwenden! Entschuldigen Sie meinen nachlässigen Stil und meine schlechte Schrift, ich schreibe diesen Brief inmitten unter dem Drucke eines ..... Lebens,[1]) bei dem ich täglich 8—9 Stunden zubringen muß; ich will nicht klagen; es schützt mich mein lästiger Beruf vor Übermuth.

So harre ich denn mit der freudigsten Sehnsucht auf Ihr recht baldiges theures Wort, ich bitte nur um volle, rückhaltslose Offenheit Ihres gütigen Urtheils und bin wie immer

in

unwandelbarer Liebe und Verehrung

Kaiserslauteren am 20. Febr. 1848.

Ihr

dankbarst ergebener

Oscar v. Redwitz.

P. S. Meine Amaranth werde ich „eine christlich-romantische Dichtung“ nennen; denn christliche Romantik ist das Ziel meines jetzigen Strebens; doch was liegt am Namen?

Sie zählen hier nun zwei gleich treue Verehrer, Friedrich Aulenbach ist ein äußerst gemüthreicher, charaktervoller Mann; ich habe ihn sehr gern; schade, daß sein Lebensziel und seine Stellung als Jurist zumal in seinen Jahren, so ganz verfehlt sind.

Dr. Rtz.

München!!! Es giebt eben doch noch eine Göttin Nemesis! Und erst die Geschichte! Armer Ludwig I.! Sein Abend ist trübe geworden! Verfinstert sein Abendroth von spanischen Fliegen, wie einst Ägypten von Heuschrecken!

Es ist keine Nummer unverändert geblieben: ich bitte deshalb recht herzlich, eben das Ganze noch einmal im Zusammenhange lesen zu wollen.

Meine Abendlecturen sind im Augenblick eine Wiederholung Ihrer Romanzen; das Eßlinger Mädchen, die Würmtinger Capelle, das tröste Wort und so viele Andere haben mich ganz begeistert; diese prächtige Ruine! Ja! da fühlt man den Schüler bei solchem Meister.

3.

Hochwürdigster

Innigstverehrtester Herr Oberconsistorialrath!

Wie lange ließ ich nichts mehr von mir hören, und wie undankbar werde ich Ihrem mir stets so liebevollen Herzen erscheinen? Was soll ich Ihnen zu meiner Rechtfertigung sagen? Ich kenne Ihr väterliches Herz und sage nichts, was nicht wahr wäre und bitte Sie nur aus ganzer Seele, mir darum nicht böse sein zu wollen; ich habe meine Amaranth im Leben gefunden, mein theuerster väterlicher Freund, in einem kaum sechzehnjährigen süßen Kinde, fromm und schuldlos; häus-

[1]) Diese Stelle des Originals, die eine nähere Bestimmung zu „Leben“ enthält, konnte ich nicht entziffern.

lich und gehorsam, wie mein Ideal; sie ist mein Himmelsbalsam für meine so tiefen Wunden, die mir das Geschick durch den Tod meines verklärten, nun so friedensreichen Vaters geschlagen. Ja! ich bin in meiner Liebe glücklich wie ein Kind, und will nun in ihr alle Träume meiner Amaranth wahrhaftig durchleben; ich glaube, der liebe Gott ist uns beiden recht gnädig und Er hat uns zusammengeführt; sie heißt Mathilde Hoscher, die Tochter einer Gutsbesitzerin aus Speier, die ich auf ihrem in hiesiger Nähe gelegenen Gute und hier bei einer mir befreundeten Familie kennen lernte; ich glaube gewiß, wir werden dereinst recht wie Kinder beseligt werden; denn wir verstehen uns und lieben uns wahrhaftig in Gott, was ja nie ohne Segen bleibt; meine ganze Liebe liegt in Amaranthens weiteren Cyclen für immer niedergelegt; ich bin überzeugt, Sie und Ihr ganzes liebes Haus, das ich gewiß in ewigem treuen Andenken im Herzen tragen werde, nehmen herzlichen Antheil an meinem reinen jungen Glücke. Und nun hören Sie! Amaranth ist gänzlich vollendet. Wie kann ich Ihnen genug danken, daß Sie, überhäuft von Berufsgeschäften, sich mit meinem Kinde solche Mühe gemacht; ich werde es nie vergessen, und habe auch alle Ihre theuren Bemerkungen, soweit sie nicht gegen meine eigenthümliche poetische Auffassung waren, mit Dank ändernd angewendet. Sie sind mir gewiß nicht böse, wenn Einiges dennoch stehen blieb und würdigen als Mann von Geist diese junge poetische Selbständigkeit, sonst hätte ich es nicht wagen können. Meine Freunde in München haben mein Lied in der höhern Gesellschaft Münchens schon recht befreundet und drängen mich unendlich, doch die Herausgabe zu betreiben, da die höchsten Familien mein Kind liebgewonnen hätten und recht sehnlich deren Erscheinen entgegensähen, und auch mich selber drängt es dazu, da ich einmal allen Ernst meinem Liede geschenkt habe und nun nichts mehr zu ändern weiß, sodaß ich mit gutem Gewissen, ohne mir Vorwürfe der Leichtfertigkeit zu machen, dasselbe nun mit Gottes Segen in unsere wilde Zeit hinausschicken will.

Da Sie mir nun auf eine in meinem früheren Schreiben enthaltene desfallsige Anfrage nichts erwiderten, woraus ich geglaubt habe, schließen zu dürfen, Sie stünden vielleicht mit Cotta in keiner Beziehung mehr (für welchen indiscreten Schluß ich mir als einem eben offenen Gemüte Sie zu verzeihen bitte) hauptsächlich aber darum, weil es doch wahrhaftig unbescheiden und anmaßend wäre, Sie bei allen Beschwerden Ihres Berufslebens auch noch mit den wahrscheinlich sehr unangenehmen Geschäften eines Verlagsanerbietens zu beschweren, habe ich dasselbe mit mutiger Zuversicht auf meine eigenen Schultern genommen und heute mit größter Offenheit ganz kurz der Cotta'schen Buchhandlung geschrieben, daß ich ein Gedicht „Amaranth" vollendet habe und sie vorderhand nun darum ersuche, mir baldigst zu antworten, ob sie geneigt wäre, auf folgenden Vorschlag einzugehen: Ich wolle nach Stuttgart kommen; sie möge mir dann diejenigen Männer bezeichnen, denen ich mein Werk zur strengsten Beurtheilung einzig und allein nach den Anforderungen wahrer Kunst, vorlesen könne und nur nach diesem Urtheile, das ich gar nicht wissen wolle, möge sie dann meine Bitte um Verlag meiner Dichtung bejahend oder verneinend bescheiden. Nach meiner Sprache, die im ganzen Briefe redet, erwarte ich zuversichtlich eine Antwort. —

Ich bitte Sie nun inständig, hochverehrtester Herr Oberconsistorialrath, mir aus ganzen Herzen zu verzeihen, wenn ich Sie durch diesen Schritt auch nur im leisesten unangenehm berührt hätte; denn ich wagte ihn wahrlich nicht aus Mangel an Zutrauu, das glauben Sie mir gewiß! sondern einzig allein aus Besorgnis, ich möchte, wolle ich Sie direkt um Ihre wohlwollende Fürsprache bitten, gegen Sie unbescheiden sein und Ihnen, wie gesagt, eine unangenehme Last aufbürden, obwohl ich überzeugt bin, daß Sie in Ihrem so edlen Wohlwollen für junge Talente, sie dennoch auf sich genommen hätten. Doch ich konnte es nicht wagen, ohne nicht undelikat Ihre schon allzusehr in Anspruch genommene Güte weiter zu mißbrauchen.

Geht nun Cotta auf meinen Vorschlag ein, so werde ich dann baldigst nach Stuttgart kommen und die Herrn, die mir bezeichnet worden, zur Vorlesung zu mir einladen, wenn dieses angeht, wobei gewiß auch Sie mir die unendliche Ehre Ihrer mir so theuren Gegenwart nicht versagen werden. —

Ich freue mich unendlich darauf, auch Ihr mir so liebgewordenes Haus heimsuchen zu dürfen, und werde nicht vergessen, auf einen traulichen Nachmittag bei Ihnen meine Zither mitzubringen. Wollten Sie mir in einigen Worten Ihre Ansichten über meinen gewagten Schritt mittheilen, würde es mich sehr beruhigen und beglücken. Alles andere lege ich vertrauensvoll in die Hände Ihrer Liebe. Ich bitte Sie, mich von ganzem Herzen den lieben Ihrigen zu empfehlen und zeichne

mit unveränderlicher Liebe
und Verehrung Ihr stets
dankbarer, glücklicher Bräutigam

Oscar v. Redwitz.

Kaiserslautern am 25. Sept. 1848.

# Findlinge.

## I.

## Ein Brief Wielands an J. G. Sulzer.

Mitgeteilt von Richard Batka in Prag, mit Anmerkungen versehen von Bernhard Seuffert in Graz.

Zürich den 8. Nov. 1758.

Wehrtester Herr und Freund

Ich übersende Ihnen mit gehorsamsten Dank den Metastasio, den ich zuweilen mit Bewunderung, allezeit mit Vergnügen, gelesen habe, und ich gebe ihm einen würdigen Gefehrten an dem 2ten Theil des Shakespears, der alle Schönheiten und Mängel der wilden Natur hat. Seine Schönheiten sind es für alle Nationen und Zeiten, seine Fehler sind die Fehler seiner Zeit. Er muste sich wie Tasso gefallen laßen, dem herrschenden Geschmack zu schmeicheln; um den Beyfall der Menge zu haben; denn es scheint das contentus paucis lectoribus sey weder dem Horaz noch irgend einem andern Geistreichen Kopf recht ernst. Die Maler und die Poeten verachten wohl den Tadel der [aus des] Menge, aber sie fühlen sich nichts desto minder durch [über mit] ihren [aus ihrem] Beyfall gekitzelt.

Warum haben Sie mir nicht Ihre Gedanken von der Zweyten Johanna Gray deutlicher gesagt? Doch Sie hielten es mit Grund für überflüssig. Sie gefällt uns schon als das Werk eines Freundes, der uns durch Meisterstücke angewöhnt hat, von allem was aus seinem Haupte hervorgeht, zum voraus, gut zu denken. Aber sie fordert, auch ohne Vorurtheile, unsern Beyfall durch ihre eigenen Vorzüge: Hrn. Bodmers Joh. Gray ist weiser, stärker, einsehender als die meinige; sie begnügt sich nicht nur zu leiden, und sie handelt allezeit ihren Grundsäzen gemäß — Kurz sie ist mehr als ein frommes Kind. Sein Guilford ist in der That nur da,

den meinigen zu tadeln: aber dieser Tadel ist gerecht. Der Character der Maria giebt seinem Stücke eine neue Schönheit, und sein Gardiner ist mehr als ein Declamateur: er ist was der alte Bischoff von Wincheſter war, ein verschmitzter Machiavellist. [gestrichen: Kurtz] Das [aus das] ganze Stück ist unsers ehrwürdigen Freundes würdig, und es würde mir angenehm seyn, es gedruckt zu sehen wenn ihm nur einige kleine Flecken genommen wären, welche manchen watern watern über der Zeile] leuten anstößig seyn möchten, welche aber so fein sind, daß einige biesige Freunde, denen das Mspt. communiciert worden, sie nicht bemerkt haben wollen.

[S. 2] Die Fr. Ackermannin ist vor einiger Zeit zu Baden sehr krank darnieder gelegen. Nach ihrer Wieder Genesung hat sie mir geschrieben und mich gebeten, Dem HE. Stattschreiber, seiner Gemalin und seiner gesammten Familie ihre ehrerbietige Empfehlung [gestrichen: und] zu machen, und sie bey Ihnen zu entschuldigen, daß sie Ihnen nicht selbst durch ein Schreiben ihre dankvolle Erinnerung der von Ihnen genossenen Gut Thaten p. bezeuget habe. Sie versichert, daß Sorgen und Krankheit ihr solches unmöglich gemacht, und bittet mich es in ihrem Nahmen zu thun. Sie ist eines bessern Schicksals würdig!

Ich bin Ihnen für die Mühe sehr verbunden, die Sie mit den letzthin überschickten Exemplaren meiner Tragödie gehabt haben. Belieben Sie indessen den Buchbinder Conto nur aufzubehalten biß ich die Ehre habe, sie persönlich zu sehen. Ich hoffe Sie werden so gütig seyn, und mich meine kleinen Schulden selbst bezahlen lassen.

Meine Heimreise in mein Vaterland ist auf künftiges FrühJahr festgesezt. ich schmeichle aber meine theuresten Freunde in Winterthur noch zu sehen, ehe ich von Ihnen Abschied nehme. Empfehlen Sie mich allen [gestrichen: meinen] diesen schätzbaren Gönnern, besonders Dero HErren Vater und Fr. Mutter, und Ihrer würdigen Gemalin. Sie haben Alle mein ganzes Herz und alle meine Hochachtung.

Leben Sie wol, mein wehrtester Freund, und erinnern Sich zuweilen

Ihres
ganz ergebnen verbundnen
und gehorsamsten Dieners

CMWieland.

[S. 3] P. s. Belieben Sie mir doch bäldest zu melden, ob Sie und HE. Stattschreiber schon Exemplare von meinen zusammengedruckten Prosaischen Schriften haben. Ich weiß nicht wie ich es habe aus der Acht lassen können, von der Menge, die ich noch bey Handen habe, einige nach Winterthur zu schicken? Sie liegen schon lang parat —

[S. 4] Zürich .... den 8. 9br. 1758

HrE. Wieland.
Beantwortet d. 6. Xbr.

Der vorstehende Brief ist zweifellos gerichtet an Wolfgang Dieterich Sulzer in Winterthur, der 1759 an Stelle seines Vaters daselbst Stadtschreiber geworden ist (vgl. Gg. Geilfuß, Briefe von W. D. Sulzer. Programm. Winterthur 1866; L. Hirzel, Wieland und Künzli, Leipzig 1891, S. 65 Anmerkung). Wieland wurde mit ihm bekannt oder doch näher bekannt, als er im Juli 1758 der ersten Aufführung seiner „Lady Johanna Gray", mit Frau Sophie Acker-

mann in der Titelrolle, zu Winterthur beiwohnte (vgl. B. Litzmann, Schröder 1, 157; L. Hirzel, a. a. O., S. 106; bei Goedeke 4, 199 falsch: 1756).

Sulzer scheint sich besonders mit dramatischer Litteratur befaßt zu haben. Nach dem Eingange des Briefes hat er Wieland mit Metastasio bekannt gemacht, der später dessen „Liebling" (vgl. Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland 3, 22) und für seine Singspiele wichtig wurde. Dafür vermittelt ihm Wieland die Bekanntschaft Shakespeares, den er selbst mindestens seit dem Frühjahr 1755 las (vgl. Funck, Archiv für Litteraturgeschichte 13, 496).[1] Eben der Umstand, daß Sulzer sich von Wieland Shakespeare zum Lesen ausgebeten hatte, verschaffte ihm „die Ehre seiner Korrespondenz" (Geilfuß, a. a. O., S. 6). Am 17. Oktober 1758 sandte er ihm den ersten Teil der Shakespearischen Werke zurück und bemerkte dazu: „Ich bin ihm allenthalben durch Tickes und Dünnes nachgegangen, um von dem Theater und dem Geschmack seiner Zeit einen rechten Begriff zu bekommen. Oft finde ich auf dem Wege unter Dornen und Disteln eine schöne Blume, die mir die Mühe wohl ersetzt. Sehen Sie so gütig, mir den zweiten Theil mit Gelegenheit zu überschicken." (Geilfuß, a. a. O., S. 6.) Hierauf antwortet Wielands vorstehender Brief.

In demselben Brief hatte Sulzer geschrieben: „Ich habe indessen eine andre Johanna Gray kennen gelernt, von der ich aber nicht glaube, daß sie so, wie sie jetzt ist, jemals auf einem Theater erscheinen werde. Ich weiß, daß sie Ihnen auch bekannt ist, und deßwegen will ich Ihnen keine weiteren Anmerkungen darüber machen." Daran knüpft der zweite Absatz von Wielands Brief an. Bodmers Konkurrenz-Drama „Johanna Gray" ist erst 1761 (Drey neue Trauerspiele, „Zürich) erschienen, war aber schon 1758 handschriftlich verbreitet.[2] Über dieses Werk und sein Verhältnis zu Wielands Dichtung siehe J. G. Sulzer bei Körte, Briefe der Schweizer, S. 257 ff. 19. Mai 1759 (nicht 1746, wie gedruckt ist); Baechtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz, S. 640 f., Anmerkung, S. 191. Bodmer schreibt darüber an Professor Volz in Stuttgart 3. November 1759 recht bezeichnend: „Ich bin desto begieriger, Ihre und

---

[1] A. Köllmann, Wieland und Shakespeare, Programm, Remscheid 1896, S. 3 Anmerkung, hält diesen aus Rings Tagebuch ausgehobenen Nachweis mit Unrecht für möglicherweise „apokryph". M. Koch, H. P. Sturz, S. 113 sagt, leider ohne Quellennachweis, Wieland habe die erste Anregung, Shakespeare kennen zu lernen, von Voltaire erhalten (oder: möge erhalten haben?); Wielands Äußerung Ausgewählte Briefe 1, 271 beweist die Unwahrscheinlichkeit dieser Vermutung.

[2] Ich besitze eine Abschrift mit dem Titel: Maria von England ein politisches Trauerspiel 1758 (in einem von 1759 datierten Einband); der Text weicht in einzelnem von dem späteren Druck ab.

Hrn. von Gemmingen Gedanken von H. Wielanden Johanna Gray zu wissen, weil ich selbst auch eine Johanna Gray geschrieben habe, der ich aber einen Charakter von männlicher Stärke des Geistes gegeben habe, der allen herschaftlichen [?] und herschsüchtigen Anfällen von Schwäher, Vater, Mutter, Gemahl Widerstand thut, den dieses nichts kostet, und der in sonderheit von romantischer Weichlichkeit ganz entfernt ist." Wieland hat sich gegen Bodmers Kontrafaktur anders als in vorstehendem Briefe, der, trotz des vorangegangenen Zwistes über Wielands Widerruf Uz gegenüber, Bodmer äußerst höflich behandelt, geäußert in der Vorrede zur Ausgabe seiner „Gray" von 1762 (Poetische Schriften, Zürich, Band 3, S. 97 ff.) und diese Spitze erläutert im Neuen Vorbericht zum 1770er Druck (Poetische Schriften, Zürich, Band 3, S. 104 ff. In den Werken letzter Hand fehlen alle Vorreden).[1])

Der vierte Absatz des Briefes betrifft gebundene Exemplare der Wielandischen „Lady Gray" (Zürich 1758), die Sulzer mit seinem Oktoberschreiben an Wieland geschickt hatte (Geilfuß, a. a. O., S. 61.

Ebenso wie hier im fünften Absatze kündigt Wieland seine Heimreise nach Biberach am gleichen Tage Zimmermann an (Ausgewählte Briefe 1, 311, vgl. 322); bis zum Frühling 1759 lief seine Züricher Lehrthätigkeit ab (am 16. Mai hielt er seinen Schülern die Abschiedsrede). Die Heimkehr in unsichere Verhältnisse (vgl. Archiv für Litteraturgeschichte 13, 192) ist ja dann durch die Berufung nach Bern verschoben worden.

Mit den „Prosaischen Schriften", deren das P. S. erwähnt, ist die „Sammlung einiger Prosaischen Schriften" gemeint, die in drei Teilen, Zürich 1758, erschien. Sulzer bittet in seiner Antwort vom 6. Dezember 1758 (Geilfuß, a. a. O., S. 6 ff. löste „Xbr." falsch in „Oktober" auf) um deren Zusendung.

[1]) Über Wielands Drama handelt Edward Stilgebauer, Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte 10, 303 ff. Daß die Zeitgenossen Shakespearisches darin fanden, beweist Hallers Äußerung: Bodemann, Von und über A. v. Haller, S. 57. — Das Drama wurde noch 1774 in das „Theater der Deutschen" aufgenommen und erschien 1776 in einem Züricher Druck, der auf die erste Ausgabe zurückgeht. Dieser liegt einem Druck zu Grunde mit dem Titel: „Lady Johanna Gray. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. von C. M. Wieland. Aufgeführt am S. Meiningischen Hofe, bey der Anwesenheit Sr. Durchl. des Herrn Herzogs Ferdinand von Braunschweig und Lüneburg, den 10ten Hornung 1777 [übergeklebt ein Zettel: den 17ten Hornung 1777]. Zu finden in der Hofbuchdruckerey." Im Personenverzeichnis sind der Herzog, die Prinzessin Wilhelmine und Herren und Damen vom Hofe als die Spielenden angegeben.

## II.

# Ein Brief Lessings an Lichtenberg.

Mitgeteilt von Albert Leitzmann in Jena.

P. P.

Ew. Wohlgebohren überhäuffen mich mit Freundschaft und Gefälligkeiten; und ich bin, oder scheine doch, so unerkenntlich, daß ich auf drey Zuschriften kaum Einmal antworte. Alle meine Krankheiten, Beschäftigungen und Nachläßigkeiten würden mich schwerlich entschuldigen; wenn ichs aufs Entschuldigen angelegt hätte. Aber was Entschuldigen? Ich will mich nicht entschuldigen; ich will mich bessern.

Und zwar ist dieser fromme Entschluß bey dem ersten Anblicke Ihres Magazins in mir entstanden, mit dessen übersandtem Exemplar ich Handgeld hiermit empfangen zu haben, bekenne. Aber vielleicht war es so Böse von Ihnen nicht gemeint; und Sie schenken mir meine Besserung wenigstens vor der Hand, bis die Hungersnoth größer wird?

Indeß ist es doch sonderbar, daß ich Ihnen noch vor 8 Wochen einen Aufsatz von mir, unter dem Titel: Leben und leben lassen! ein Projekt für Schriftsteller und Buchhändler, einsenden, und wo möglich zum Eingange Ihres periodischen Werks empfehlen wollte. Nur weil mir, ich weiß nicht was für Bedenklichkeiten, über eine solche Empfehlung einfielen, unterblieb es; und blos, wenn ich gewußt hätte, daß doch eine Abhandlung verwandten Inhalts diesen ersten Platz, um den ich mich bewerben wollte, einnehmen würde, hätte ich vielleicht meine Bedenklichkeiten überwinden können.

Nun aber auch so gut: und wohl gar noch besser. Die Abhandlung des Herrn Professor Feders kann der natürlichste Übergang zu meinem Aufsatze werden, den ich Ihnen zuverlässig verspreche (wenn Sie ihn haben wollen, versteht sich) sobald jene zu Ende. Und ohne Zweifel kömmt sie doch in dem zweyten Stücke zu Ende, wovon ich die Bogen, sobald sie abgedruckt sind, wohl zu sehen wünschte. Ich thäte doch wohl auch eben nichts unerlaubtes, wenn ich Ew. Wohlgeboren darum bäte? Nächst diesem Brocken, könnte ich mich freylich rühmen, auch noch manchen andern vorräthig zu haben, der sich in einer frischen Milch schon mit hinunter schlucken ließe. Es wäre denn, daß man einen gewissen Geschmack in einer gewissen Frischenmilch gar nicht dulden wollte. Ich erkläre mich weniger leckerhaft: haben Ew. Wohlgeboren die theologische Litteratur ganz und gar ausgeschlossen? Daß Sie die eigentliche Theologie ausgeschlossen haben, das weis ich wohl. Und wenn nun gar das Einschnitzel der theologischen Litteratur auf einen Kollegen zielte? — Ich lege es Ihnen sehr nahe, mein lieber Professor. Aber Sie können mir auch ganz offenherzig antworten: Friede mit meinen Kollegen, und Krieg mit der ganzen Welt!

Dero

ganz ergebenster Freund und Diener

Wolfenbüttel den 23. Jenner 1780. Lessing.

P. S. Eben erinnere ich mich noch, daß Sie einmal die Fortsetzung meiner FreymäurerGespräche zu lesen begierig gewesen. Hier ist sie! Aber nicht zum Drucke! Noch muß ich mir sie gelegentlich wieder zurück erbitten. Die Ursachen werden Sie leicht errathen.

Der vorstehende Brief, der einzige erhaltene Rest der Korrespondenz beider Männer, befindet sich im Besitz der Familie Lichtenberg in Bremen, die den reichen Nachlaß des Vaters und Großvaters pietätvoll und treu bewahrt und behütet. Im September 1896 durfte ich als erster die gesamte Masse der nachgelassenen Blätter einer wissenschaftlichen Durchsicht unterziehen. Für die freundlich gewährte Erlaubnis zur Veröffentlichung wichtiger Stücke spreche ich den jetzigen Besitzern auch an dieser Stelle meinen herzlichen Dank aus.

Zur Erklärung im einzelnen bemerke ich folgendes. Lichtenbergs „drei Zuschriften" sind nicht erhalten. Im Sommer 1779 hatte er mit Georg Forster zusammen das Erscheinen eines periodischen, mehr auf strengere Wissenschaftlichkeit als auf leichtere Unterhaltung berechneten Journals: „Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Literatur" verabredet (vgl. Lichtenberg, Briefe 1, 254. 2, 249. 250. 271; Forster, Briefwechsel 1, 223; Archiv für neuere Sprachen 86, 129. 153. 90, 50; Leyser, Joachim Heinrich Campe 2, 237) und Lessing hierzu gegen Ende des Jahres um Beiträge angegangen. Das erste Heft, durch dessen Übersendung Lessing, wie er sich ausdrückt, Handgeld empfing, erschien gegen den 20. Januar 1780 (vgl. Lichtenberg, Briefe 1, 254. 2, 88) und wurde durch Feders Abhandlung „Neuer Versuch einer einleuchtenden Darstellung der Gründe für das Eigenthum des Bücherverlags" eröffnet, die im zweiten Heft ihren Abschluß fand (1, 1. 220). — Lessings für das Magazin bestimmter Aufsatz „Leben und leben lassen" ist zuerst aus seinem Nachlaß im zweiten Stück von Fülleborns Nebenstunden veröffentlicht worden (Werke 19, 577 Hempel). Ob ihn Redlich (ebenda S. 237) mit Recht in die Jahre 1768/69 in die Zeit von Lessings Verstimmung über den Dodsleyschen Nachdruck der Dramaturgie setzt, läßt sich auch jetzt nicht sicher entscheiden. Lichtenberg scheint auf die Gewinnung dieser Lessingschen Arbeit für sein Journal keinen großen Wert gelegt zu haben, da sie auch später nicht erschienen ist. — Weiterhin stellt Lessing etwas Theologisch polemisches in Aussicht. „Wegbleiben wird hingegen . . . . alles, was zur eigentlichen Theologie, Jurisprudenz und Medizin gehört," hieß es im Avertissement des Magazins (vgl. Lauchert, Lichtenbergs schriftstellerische Thätigkeit, S. 45). Unter dem theologischen „Einschnitzel" gegen einen Kollegen Lichtenbergs ist jedenfalls der gegen Christian Wilhelm Franz Walch gerichtete erste der „Sogenannten Briefe an verschiedene Gottesgelehrten" zu verstehen (Werke 17, 195 Hempel; vgl. auch 20, 1, 801. 805. 2, 1006 und Schmidt, Lessing 2, 479). — Die in der Nachschrift erwähnte Übersendung des Manuskripts des vierten und fünften Gesprächs von Ernst und Falk hängt mit einer noch unaufgeklärten Thatsache zusammen. In Lichtenbergs Nachlaß fand

ich ein von Lessings eigener Hand sauber geschriebenes Manuskript der drei ersten Gespräche (Franz Muncker wird es in seiner Neubearbeitung des Lachmannschen Lessing verwerten), das, wie die Einzeichnungen beweisen, als Druckmanuskript des ersten Druckes gedient hat, der nach Schmidt, Lessing 2, 588 in Hamburg gedruckt ist; auf der letzten Seite steht „Imprimatur Heyne 2. September 78". Wie kam Heyne dazu, das Imprimatur für ein in Hamburg zu druckendes Buch zu erteilen? oder ist der erste Druck anderswo gedruckt worden? Mit Heynes Datum stimmt eine nach einem Antiquariatskatalog von Schmidt, Lessing 2, 602 mitgeteilte Äußerung Lichtenbergs, der die drei ersten Gespräche im Manuskript am 29. August 1778 kennen gelernt habe.

---

## III.

## Ein ungedruckter Brief Schillers.

Mitgeteilt von Wilhelm Lang in Stuttgart.

---

Jena den 4. Dec. 1791.

Verzeyhen Sie mir, daß unser Geschäft so lange liegen geblieben ist. Meine hartnäckige Krankheit, welche auch noch jetzt nicht ganz weichen will, hat mir in allen Geschäften einen Stillstand auferlegt, und erst seit kurzer Zeit fieng ich wieder an, die dadurch eingerissene Verwirrung wieder zu heben. Gerne wollte ich auch den andern Aufsatz ihres Herrn Bruders in die Thalia einrücken, wenn es mir jetzt nicht so sehr an der guten Stimmung und Munterkeit zu Geistesarbeiten fehlte. Ich sende ihn daher zurük, da Sie vielleicht anderswo davon Gebrauch machen können.

Beyträge von Ihrem Herrn Bruder für meine Thalia, die von künftigem Neujahr an in bestimmten Perioden, alle zwey Monate ein Heft, herauskommen wird, werden mir immer sehr willkommen seyn. Ich bitte Sie deßhalb, wenn Sie Mscrpte von demselben erhalten und für meine Thalia bestimmen, solche an meinem Verleger Herrn Göschen in Leipzig unmittelbar zu senden, mit dem Sie auch nach jedesmaligem Abdruck die Abrechnung halten werden.

Für zwey Bogen erfolgt hier ein Dopple Carolin nebst einem Exemplar des zwölften Stüks der Thalia.

Ich habe die Ehre mit aller Hochachtung mich zu nennen,

Ew. Hochedelgeboren

gehorsamer Diener

Fr. Schiller.

Adressat ist der M. Philipp Christian Reinhard (Reinhardt), damals Hauslehrer in der Familie Riedesel in Wezlar. Er war der

jüngere Bruder Karl Friedrich Reinhards, des späteren französischen Diplomaten und Grafen. Geboren in Schorndorf im Jahre 1764, durchlief auch Philipp Christian die württembergischen Seminarien und studierte Theologie. Im Jahre 1788 übernahm er die Hauslehrerstelle in Wezlar, in der er bis 1794 gewesen zu sein scheint. In der Zwischenzeit machte er einen ersten Besuch in Jena, der damaligen Hauptstadt der Kantischen Philosophie. Wahrscheinlich hat er damals selbst Schiller den Aufsatz gebracht, den ihm sein Bruder, zur Zeit Hauslehrer in Bordeaux, zugeschickt hatte und der unter dem Titel „Übersicht einiger vorbereitender Ursachen der französischen Staatsveränderung. Von einem in Bordeaux sich aufhaltenden Deutschen", im Dezemberheft der Thalia 1791 erschien. Der Besuch in Jena fiel also wohl in das Jahr 1791. Seit seiner Bekanntschaft mit der Kantischen Philosophie schrieb Philipp Christian philosophische Beiträge in Zeitschriften; auch veröffentlichte er den „Abriß einer Geschichte der religiösen Ideen" (Jena 1794) und den „Versuch einer Theorie des gesellschaftlichen Menschen" (Gera 1797), wurde aber — durch das Beispiel und den Lebensgang seines Bruders stark beeinflußt — lebhaft auch von den politischen Dingen angezogen und zersplitterte sich überhaupt in seinen Studien. Er bereitete sich für ein akademisches Lehramt vor, kam aber nie über das Sammeln von Material, über Vorsätze und Pläne hinaus. Im Jahr 1794 lebte er in Marburg, zog Anfang 1796 nach Hamburg, wo sein Bruder seit Herbst 1795 Gesandter der französischen Republik war, und wurde hier mit K. L. Reinhold, dem Kantianer, und mit Friedrich Jacobi bekannt, die den bescheidenen kenntnisreichen Mann, eine weltscheue und weltunkundige Gelehrtennatur, lieb gewannen. Im Herbst desselben Jahres ging er abermals nach Jena, wo er in demselben Hause mit beiden Schlegel lebte, und im November 1797 wieder nach Marburg, wo sein Schwager, der Mathematiker J. K. Friedrich Hauff an der Universität lehrte. Da seine Absichten auf ein akademisches Amt sich nicht erfüllten, ging er im März 1798, auf Verwendung seines Bruders, nach Köln, wo nach der Vereinigung mit Frankreich eine völlige Umwandlung des Unterrichtswesens im Gange war. Er begründete in Köln eine Zeitung, die für die französische Sache wirkte, und erhielt im folgenden Jahre an der dortigen Centralschule, in welche die Universität verwandelt worden war, die ordentliche Professur für Geschichte. Im Jahre 1803 folgte er einem Ruf als Professor der Philosophie an die Universität Moskau, und hier scheint er endlich einen befriedigenden Wirkungskreis erlangt zu haben, wurde aber im Jahre 1812 in Nischnei-Nowgorod, wohin er mit seiner Familie aus dem brennenden Moskau sich geflüchtet hatte, von einer Krankheit weggerafft. Der württembergische Diplomat

Ludwig Reinhard, der bis zum Jahre 1865 Württemberg am Bundestag vertrat, war sein Sohn.

Zu dem Aufsatz Karl Friedrich Reinhards, den Schiller in die Thalia aufnahm, ist bei der Erwähnung Neckers in einer Note bemerkt: „Ueber Neckern wird ein eigener Artikel versprochen.“ Ob eben dies der zweite Aufsatz war, den er der Thalia anbot und den Schiller ablehnte, muß dahin gestellt bleiben. Auch ist nicht recht erklärlich, warum Schiller diesen Beitrag zurückwies und gleichwohl jedem künftigen Beitrag desselben Verfassers im voraus die Aufnahme zusagte. Jedenfalls hat Reinhard keinen weiteren Beitrag in die Thalia geliefert. Wohl aber hat er, im Spätsommer 1791 mit den Girondisten nach Paris gezogen, von hier den bekannten Brief an Schiller geschrieben, der von Vollmer (Allgemeine Zeitung 1875, 16. und 17. Juli) veröffentlicht, von Urlichs wieder abgedruckt ist. Als Honorar für den Thalia-Aufsatz erbat sich Reinhard von Schiller eine Antwort auf eben diesen Brief aus: er wünschte Nachricht über Schillers Stellung zur Revolution und über die Art, wie sie in der deutschen Gelehrtenwelt überhaupt beurteilt werde. Ob Schiller geantwortet hat, weiß man nicht. Seine Ansichten über die französische Umwälzung hatten sich schon damals stark entfernt von der begeisterten Teilnahme, die ihr Reinhard wie sein Bruder andauernd widmete. Es ist von späteren Beziehungen Schillers zu beiden Reinhard nichts bekannt.

Der Brief ist im Besitz des Herrn Generals von Karaß in Stuttgart, dem ich zahlreiche Mitteilungen für meine Reinhard-Biographie verdanke.

## IV.

## Ein Brief Ludwig Tiecks aus Jena vom 6. Dezember 1799.

Mitgeteilt von Gotthold Klee in Bautzen.

Der unten zum ersten Male abgedruckte Brief Tiecks ist an seine Schwester Sophie und ihren Gatten August Bernhardi gerichtet. Das Original, Eigentum der königl. Bibliothek zu Dresden, durch die Güte Schnorr von Carolsfelds mir zur Abschrift überlassen, umfaßt vier sehr eng und flüchtig beschriebene Quartblätter. Es ist undatiert; indes ergiebt sich der Ort (Jena) und die Zeit der Ab-

fassung (der 6. Dezember 1799) aus dem Inhalt. Am 17. Oktober war Tieck mit seiner jungen Gattin Amalie, geborene Alberti und dem noch nicht halbjährigen Töchterchen Dorothea zu dauerndem Aufenthalt in Jena eingetroffen und blieb hier bis Ende Juni des folgenden Jahres. Wenn er sich dieser glänzenden Zeit auch später mit Dankbarkeit erinnerte, so bot sie ihm doch, abgesehen von längerer Krankheit, manchen Grund zur Verdrießlichkeit, woran wenigstens zum Teil die beiden genialen Frauen Caroline und Dorothea die Schuld trugen. Dies erklärt den eigentümlichen Humor des nachstehenden, in ärgerlicher Laune hingeworfenen Herzensergusses, der durch seine völlige Unbefangenheit interessant ist, bei dem man aber freilich nicht jedes Wort auf die Goldwage legen darf. Zur Erläuterung genügt es, auf die Briefsammlungen von Waitz, Raich u. s. w hinzuweisen. Ein paar kurze Anmerkungen habe ich zur Bequemlichkeit der Leser beigefügt.

Liebste Kinder,

Ihr seid gewiß böse, und mit Recht, daß Ihr so gar nichts von Euch hören laßt, weil wir nicht geschrieben haben. Es soll nicht wieder geschehen, daß ein Brief von uns so lange ausbleibt, wie es nun so geht, wenn man das Schreiben von einem Tage zum andern verschiebt. Neben andern Ursachen, die mich abgehalten haben, bin ich auch fleissig gewesen. Wir denken beständig an Euch, vorzüglich an Dich liebste Schwester; wir hören, Du bist nicht wohl, was fehlt Dir? Wenn Du doch nur gesund bliebest. Ich glaubte gewiß, Fichte[1]) würde Nachrichten von Euch mitbringen, und es ist nicht geschehn. Er sagt, Du wärst wahrscheinlich guter Hofnung; schreib mir doch, ob er darinn Recht hat, und ob Du Dich in diesem Falle auch genug in Acht nimmst: ob unsere Eltern noch gesund sind: wir sind bisher recht wohl gewesen, ausser daß ich an Flüssen sehr gelitten habe, die mich fast immer lahm erhalten. Das Kind[2]) ist sehr gesund, und wird immer schöner, und das ist keine Einbildung von uns beiden, denn es fällt allen Leuten sehr auf, dabei wird es schon sehr verständig und haselirt und spielt, im kommenden Winter soll es wenigstens Ein Regiment kommandiren.[3]) Nun ist es seit gestern entwöhnt und fügt sich gut, nur Malchen leidet, und ist recht betrübt, darum schreibt sie auch heute nicht, sie läßt aber von Herzen grüssen. O liebe Schwester, dürft' ich nur Deinetwegen nicht so bekümmert sein, ich bin oft ganz melankolisch. Was habt Ihr zu Buonaparte gesagt? Der Bernhardi wird sich doch wohl um die politischen Sachen bekümmern. — Ihr werdet nun auch gern hören wollen, wie es mit uns gegangen ist. Wir kamen glücklich hier an, und waren recht vergnügt und munter, wir haben auch Hardenberg hier gesehn, der nachher mit seinem Bruder,[4]) einen Officier, wiederkam, welche beide ganz in unser Urtheil von der Veit einstimmen. Es ist um die Kreutzschwerenoth zu kriegen, mit Erlaubniß sei's gesagt, wie die Bestie sich hier benimmt. So laßt den Brief nicht drucken und zeigt ihn Niemand; die andern sind wie verzaubert, das macht, weil alles eine Einzige Schweine wirthschaft ausmacht. Du hast ganz recht gehabt, liebste Schwester, und Du wirst

[1]) Der Anfang Juli nach Berlin gereist war, wohin er bekanntlich dann ganz übersiedelte.

[2]) Dorothea.

[3]) Nämlich Bleisoldaten, mit denen Tieck selber gern spielte.

[4]) Karl von Hardenberg.

wieder einmahl über meine Dummheit lachen. Die Veit müßte nur noch ihren Rosenfarbnen Attlas, schwarz aufgeschlagen tragen, so wäre es gar komplett. Doch dergleichen wagt sie nicht, weil sie ihr doch diesen Abgeschmack ausgeredet haben. Sonst macht Schelling der Schlegel die Cour, daß es der ganzen Stadt einen Scandal giebt, die Veit dem Wilh. S. und so alles durcheinander, und die Weiber würden sich freuen, wenn wir mit darinn hineingingen, Fried. ist allen mit der Lucinde lächerlich, wie nothwendig. Diese Menschen müßten gerade alles beobachten, weil sie die Moral verachten wollen, und weil mit ihrem Benehmen auch ihre Lehre fällt, und für falsch gehalten wird. Sagt aber Schleym.[1]) nichts davon. Es ist zu bedauern, daß diese Menschen von den göttlichsten Anlagen zu wahren Affen durch die abgeschmackten Weiber werden, denn seid nur überzeugt, daß die Schlegel (hier Caroline) eigentlich die Ursach aller Zänkereien ist, in welche die beiden jetzt verfangen sind, und wie sie es nicht merken, weil sie nachher immer die Weibliche spielt, und es mildern will, wenn es geschehn ist; sie sind hier fast durchgängig gehaßt, nun will das freilich blutwenig sagen, weil das[2]) durchgängig meist aus Pöbel besteht; aber kurz, es ist mir doch auch zuwider, und du liebste Schwester kennst ja auch meinen Abscheu gegen das Comödienspielen. Wilhelm gewinnt immer mehr, je länger man ihn sieht, er ist die Gutmüthigkeit selber, und möchte kein Wasser betrüben, nun aber unternimmt er eine Rolle, die sie eigentlich von mir abgesehn haben, und der Wilh. durchaus nicht gewachsen ist, das ewige Sprechen über Kotzeb. über Vit. Zeit. über Merkel, über alle Lausekerls ist so unausstehlich, daß ich oft ganz stumm bin, nun mochte sie . . . en, daß ich jetzt irgend was schreibe, ich thu es aber nicht, ich will für mich leben, und meinen eignen . . . ast [?] treiben, sie aber machen ernst [?] daraus: Fried. war in Berlin viel liebenswürdiger, wir kommen mehr auseinander. Die Veit ist unbeschreiblich brutal: Musikkennerinn, Vertraute der Schlegel, Lucinde in einer Brechpotenz, eine wahre Polyschrestpille, zu allen Dingen nutze, und die Schlegel ist auch mehr listig als klug, und mehr klug als verständig, und mehr verständig als edel, und mehr edel als eine Frau: man ist mit ihr wie mit einem Rhinozeros (hätt ich bald geschrieben) wie mit einem Androgyn, oder vielmehr — hol's der Teufel, ich kann mich nicht besinnen — mit einem Hermaphrodit. Daß die beiden Weiber sind, fällt einem gar nicht ein. Bernhardi hat ja allerhand zu ihrem Besten gethan, was nicht recht hat gelingen wollen, die Diogenes Laterne[3]) ist äußerst niederträchtig, wie das Ding von Kotzebue,[4]) ich bin aber fest überzeugt, daß wenn ich jetzt nicht ihr Freund wäre, ich längst eine Posse gegen sie geschrieben hätte, denn diese Schwerfälligkeit, und die Gesellschaft dieser Weiber, die Lucifernde und die andre, es ist ein Stoff, der sich dem Komiker ganz von selbst anbietet; es geht über Ovids Metamorphosen hinaus, daß die Brendelchen[5]) eine Lucinde und Künstlerinn ist, die jetzt sogar einen Roman schreibt. Man könnte ordentlich Juvenalisch über diese abgeschmackten Huren werden. Zeigt den Brief nur keinem Menschen:

[1]) Schleiermacher.

[2]) Etwa Publikum zu ergänzen.

[3]) Ein besonders gegen Friedrich Schlegel und Schleiermacher gerichtetes Taschenbuch (Leipzig 1799) von dem erbärmlichen Jenisch. Vgl. Haym, Romantische Schule, S. 749.

[4]) Die gegen die Romantiker gerichtete Posse „Der hyperboreische Esel oder die heutige Bildung" (Leipzig 1799), die bekanntlich A. W. Schlegels „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue" hervorrief. Vgl. Haym, S. 762 ff.

[5]) Dorothea Veit, eigentlich Veronica, jüdisch Brendel. Vgl. Raich, Dorothea von Schlegel, Bd. 1, S. III. Der Roman Florentin, dessen ersten Band Friedrich 1801 herausgab, blieb unvollendet.

aber Bernhardi, dem ich oft Schwäche unnöthig vorwarf, ist mir seit dem sehr männlich und verehrungswürdig erschienen. Ich war mit Hardenberg denn auch in Weimar, wo wir Richtern[1] zu uns hatten. Noch nie bin ich von einem Menschen so getäuscht; er ist bei weitem nicht so häßlich, als man ihn beschreibt, auch nicht so krank aussehend, aber der närrischste Kerl von der Welt, von dem was wir so treiben, versteht er kein Wort, ja auch nicht einmahl von der rechten Philosophie, sonst ganz wie ein Kind, was die Kinder so liebenswürdig, aber auch leicht fatal macht; man könnte ihm oder gegen ihn nichts böses thun, wenn man ihn einmahl gesehen hat, er imponirt nicht im mindesten, so daß man gleich mit ihm vertraut wird, nur Lieben K., hat er Weisser's[2] Art zu disputiren, ganz seine Art, Bernhardi wird das Gewicht dieses Ausdrucks hoffentlich empfinden, wenn ich wegsah, kann man sich den ganzen Weisser vorstellen. Ist es nun nicht erschrecklich, daß alle Menschen, die erst die lebhafteste Opposizion und Ketzergilde formiren, am Ende wieder in den ordinären Fuhr- und Dreckweg gerathen? Er dringt auf logische Consequenz, und mag doch Fichte nicht, wenn man mit ihm streitet, will er nichts von Bildern wissen, u. degl. man soll bei der Stange bleiben, ja recht bei der Stange, wie die lieben Ochsen. Herder wird hinter allen Kantischen Schriften Metaschriften machen; kein einziger Hypochondrist wird wenigstens in unserm Zeitalter auf die Grille verfallen, es dürfte einmahl an Arschwischen gebrechen. Verzeiht mir, ich lese gerade den Fischart und diese Stelle ging mir Bernh. an. Wieder auf Richter zu kommen. Was noch viel schlimmer ist, so hat er eine erschreckliche Aehnlichkeit mit dem Stink-Schulz,[3] wenigstens in der Sprache, und in der Art einem auf den Leib zu rücken, u. degl. Nun, ihr werdet die Wahrheit dieser Beobachtungen selber bemerken können, denn er kömmt noch in diesem Winter nach Berlin,[4] ich habe ihm schon von Dir, liebe Schwester, gesagt, und er ist begierig, Deine Bekanntschaft zu machen, ich werde ihm dann einen Brief mitgeben und Ihr müßt ihn alsbald nur ein wenig festhalten, denn er ist unstäter, wie der Wind, und läuft hin und her, verspricht allen sie zu besuchen und vergißt es gleich wieder, es wäre viel, wenn er sich nicht in Dich verlieben sollte, denn sein erstes Gespräch ist von der Liebe, ich glaube er reist recht eigentlich darauf. Erwartet ihn nur. Göthe ist auch hier, er reist in einigen Tagen ab, ich habe ihn einigemahl gesehn und wir haben vieles miteinander gesprochen, über Shaksp. über meine Arbeiten, er ist immer sehr freundlich und gut gewesen, ich habe ihn veranlaßt, Ben Jonson und mehr andre [?] zu lesen, worinn er sehr meiner Meinung war.[5] Ich habe nun das Trauerspiel Genovefa fertig gemacht, o wie freu' ich mich darauf, es Euch, wenn ich die Aushängebogen [erhalte] zu schicken, auf Dein Urtheil, auf Dein Gefühl darüber, liebe Schwester, bin ich vorzüglich begierig. Hier hat es bei Schlegels grosse Sensation gemacht, auch bei Malchen, der ich mehr traue, denn die übrigen können doch höchstens die Künstlichkeit empfinden. Gestern habe ich Göthe die Hälfte vorlesen[6] müssen, indem wir beide ganz allein waren,

[1] Jean Paul.

[2] Weißer, ein Lehrer Tiecks, war Konrektor am Friedrich-Werder'schen Gymnasium. Vgl. Köpke, Ludwig Tieck, 1, 53, 105 f.

[3] Wer das ist, weiß ich nicht.

[4] Jean Paul war von Ende Mai bis Ende Juni 1800 zum ersten Mal in Berlin.

[5] Vgl. Goethe's Tagebücher (Weimarische Ausgabe) 2, 273 f. Goethe hat auf Tiecks Anregung Ben Jonsons Sejan und Volpone, ferner „Lear in der ersten Form, König Johann desgleichen", Locrine, Perikles und die „Jorckshire Tragedy" gelesen. Vgl. auch Köpke 1, 259 f.

[6] Goethe a. a. O.: „Abends [5. Dezember] Hr. Tieck Vorlesung seiner Genoveva", „Abends [6. Dezember] Hr. Tieck". Vgl. auch Goethe's Briefe 14,

und er schien sehr damit zufrieden, heute soll ich es ihm vollends hinauslesen. Er hat mir viel Gutes darüber gesagt. Ich war gar nicht genirt, und hatte es vorher recht sehr geglaubt zu sein. Bernhardi hat ja Hufeland bei Herz[1]) gesehen, ich armes Wurm hatte wirklich im Sommer hier schon durch Schlegel alles richtig gemacht, und nachher es rein vergessen, worüber ich so viel Schlimmes habe hören müssen. Nun Bernhardi rezensire nur auch recht fleissig, es fehlt wirklich ganz an guten Rezensenten, wie Ihr auch sehn müßt. Bernhardi höre: Mein Journal, die 4tel Jahrschrift ist richtig (das behalt aber auch noch bei Dir, wie diesen ganzen Brief) sie erscheint unter dem Titel: Poetisches Journal, auf Ostern 2 Hefte,[2]) nun hoff' ich hast Du den Theaterartikel im Archiv[3]) schon eingehn lassen und schickst mir lieber die Sachen unter Deinem Nahmen, ich kann es Dir auch besser bezahlen, denn das Format ist nicht so groß, und eng gedruckt, und für den Bogen 2 Louisd': nur muß es freilich etwas . . . werden, weil es vierteljährig erscheint, von unbedeutenden Sachen geschwiegen, etwas allgemeiner witzig, und auch über das Spiel der Comödianten wieder [?]: Göthe hat sich auch für den Artikel im Archiv interessirt. — Habt Ihr von Schütz[4]) nicht noch Gedichte gefunden? Mir fehlen welche, sagt es ihm doch auch, wenn Ihr sie nicht findet, und er soll mir mehr schikken. Bernhardi, wenn Du sonst gute Sachen hast, schick sie mir, auch die Schwester, von der ich mir gleich den Aufsatz ausbitte, den sie seit lange liegen hat, und der uns allen gefiel, ich weiß nicht, wie er überschrieben war. Auch andre Sachen, auch Bücher, wenn Ihr sie nicht unterzubringen wüßt. Setz Bernh. nicht die Bamboce.[5]) um den Preis fort, Du bekömmst bei jedem mehr. Nun Schwester . . . . , bist du wohl, so suche im Frühlinge eine Gelegenheit auf 4—6 Wochen zu uns zu kommen, die Gelegenheit findest Du gewiß, z. B. mit Unger, ich holte Dich dann von Leipzig ab, am besten aber mit Reichardt, wo . . . Dich dann von Giebichstein abholten: vergönne ihr das, Bernhardi, auf die Art würd' es Dich gar nichts kosten und wir würden hier recht glüklich sein, Platz haben wir genug. Kann Bernh. abkommen, so wäre es noch tausendmahl schöner, dann wären wir hier recht vergnügt. Wir sind in Berlin . . . iger und witziger gewesen, als man es hier ist, denn hier merken [?] sie's immer, wenn so was . . . vorfällt. — Malchen kann heut nicht schreiben, Du sollst sie entschuldigen, nächstens wenn sie hergestellt ist, schreibt sie gewiß. Nun leb wohl, ich muß mich anziehn, es ist bald 5 Uhr, . . . . zu Göthe zu gehn. Ich habe grosse Lust, ihm anzutragen, mich einmahl in Weimar . . . . Theater spielen zu lassen, ich muß es doch endlich versuchen. Schiller ist nun . . . . weggezogen, nach Weimar.[6]) Malchen läßt tausendmahl grüssen.

Adieu! liebste, beste Schwester und Bernhardi.

P.

---

232 (an Schiller, 6. Dezember); Dorothea Schlegel (Raich) 1, 24; Holtei, Vierzig Jahre 5, 61; Briefe an Tieck 1, 241 f.; Köpke a. a. O.

[1]) Marcus Herz, Gatte der Henriette Herz. Worauf sich das folgende bezieht, kann ich nicht sagen.

[2]) Jena, Frommann 1800.

[3]) Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmackes. Über den unten erwähnten Artikel Bernhardis vgl. Haym, S. 747 ff.

[4]) Wilhelm Schütz, von dessen poetischer Begabung die Romantiker — namentlich Wilhelm Schlegel und Tieck — Großes erwarteten.

[5]) Bambocciaden, 3 Bände. Berlin 1797—1800, in denen auch Tiecks verkehrte Welt zuerst erschien.

[6]) Am 3. Dezember.

## V.

# Karl Schurz an Gustav Schwab.

### Mitgeteilt von Otto Gmelin in Kiel.

Wien, d. 14. Oktober 1833.

Verehrtester Herr!

oder, da der Dichter — wie der Held — kühn sein darf:

Verehrtester Freund!

Wenn der, von langem Sonnenbrand ausgetrocknete, lechzende Boden endlich wieder die ersten Tropfen der heißersehnten Himmelslabung schlürft, schwelget er nur im berauschenden Genusse eines gegenwärtigen Glückes, rein vergessend all des Schmerzes der Vergangenheit, welcher ihm den Busen spaltete; und der erquickte Grund grünt wieder, und treibt, wo ihn eben erst fahles Stroh übergilbte, freudige Blumen.

Als ich vor zwei Jahren den Reisepaß meines geliebten Bruders Niembsch, der nun — Gott sei dank! seit zwei Tagen wieder in unseren engumspannenden Armen liegt, mit einigen Zeilen an Sie, verehrtester Freund, zu begleiten mir erlaubte, geschah es ohne die entfernteste Hoffnung, daß dieselben jemals eine Erwiederung, und um so weniger: einer so gütigen Erwiederung, gewürdigt werden würden.

Wie sollte auch der Mann, der — wenn er nicht selber der Dichtkunst Blütenhaine mit schallendem Spiele durchwandelt — ein literarischer Jovis hier Lorbeerkränze zu werfen, dort Blitze zu schleudern berufen ist, wie sollte ein solcher Mann auch nur Muse genug finden, einige unbedeutende Zeilen, — welche, wenn sie ja noch einigen Werth hätten, diesen nur ihrer Herzlichkeit verdanken könnten — durch derselben Beantwortung zu bedeutenden zu erheben?

Um so größer war meine, des Überraschten, Freude, um so inniger ist nun mein Dank.

Niembsch, komm her, und laß Dir die Hand drücken! weiß ich ja doch, daß Schwab in mir eigentlich nur Dir schrieb. Billig ist es, daß des Dankes ein Teil auch Dir werde.

Niembsch sieht besser und vergnügter als je aus. Er hat auf seiner Reise sich große Schätze gesammelt: die Liebe, heiße herzliche Liebe so vieler der edelsten Menschen. Bei solchem Reichtum kann man unmöglich anders als heiter, ja selig sein; — er hat genug zu zehren auf Lebelang. Und dazu die Gunst der unsterblichen Musen! Glücklicher, daß Glück für Dein Herz zu viel ist; es fließet über auf alle, die Dir nahe!

Niembsch will den kommenden Winter hindurch fleißig sein, und so wird uns der nächste Lenz wohl reiche Kränze bringen. Seine letzteren Kinder sind schon zum Teile — Abendfalter — an uns vorüber geflattert, und haben uns mit leichtem Flügel selige Stunden entführt.

Aber ich muß abbrechen, um meiner Therese Ungestüm die — gleich mir — nicht länger mehr ihre dankbaren Wünsche und Empfehlungen an Sie und Ihre gütige Frau Gemalin, und alle anderen Stuttgarter Freunde ihres Bruders, rückzudämmen vermag, endlich einmal Genüge zu leisten. Niembsch umarmt euch alle.

Ihr ergebenster dankbarer Diener

Schurz.

## VI.

# Ein Brief Grillparzers.

Aus der Stiftsbibliothek von Heiligenkreuz mitgeteilt von Fr. Tezelin Halusa O. Cist., mit Anmerkungen versehen von August Sauer.

von Wien

Seiner

des Herrn Doktors v Lorenz

Wohlgeborn

in

Wiener Neustadt[1]

am 2 April 853.

Hochgeschätzter Herr!

Ihr werthes Schreiben hat mir einen erfreulichen Beweis geliefert, daß Ihre Begeisterung für die Musik und für ihre Verkörperung, unsern Mozart, nicht erkaltet ist. Ich darf mich hierin Ihnen, wenn auch nicht nächst, doch nahe stellen und zwar um so mehr, als ich in allem was seit Mozarts Tode in der Musik geleistet worden ist, selbst den herrlichen Beethoven nicht ausgenommen, wohl eine Erweiterung des Umfangs, eine Beimischung neuer, mitunter höchst interessanter Bestandtheile, aber keineswegs einen Fortschritt, eine Steigerung der Vortrefflichkeit erblicken kann. Da ich nun noch dazu ein persönlicher Freund des hingeschiedenen Fuchs und jederzeit ein warmer Vaterlandsfreund war, so können Sie wohl denken wie sehr mir daran liegt, den musikalischen Nachlaß desselben in Oestreich zu erhalten und der Wittwe einen Entgelt für die Entbehrungen zu verschaffen, denen die Kunstliebe ihres Gatten sie preisgegeben hat.

Nur die Art und Weise biethet Schwierigkeiten. Der Musikverein ist ohne Geld. Die Hofbibliothek sieht bei einer kaum zureichenden Dotazio ihre Musikalien und Kupferstichsammlungen mehr für eine Last als einen Besitz an, und von den reichen Privaten weiß ich Keinen, der um den verstorbenen Mozart selbst wieder ins Leben zu rufen, sichs eine Auslage von ein paar tausend Gulden kosten ließe.

Der Weg durch Subskription ist durch die vielen wohlthätigen Sammlungen und noch neuerlich durch den projektirten Kirchenbau versperrt. Das Publikum hat sich erschöpft, und wenn ich selbst einen Aufruf ergehen lassen wollte, so bin ich einerseits zu wenig Mann vom Fache, und stehe andererseits sogar mit den hiesigen soi disant Musikern nicht auf dem besten Fuße, da ich eben die Unübertrefflichkeit Mozarts gegenüber den gemeinten Fortschritten verfochten habe, Fortschritte, die, Moses Mendelsohns zu geschweigen, selbst bis auf Hektor Berlioz und Richard Wagner in Anspruch genommen werden.

Im Augenblicke weiß ich daher nicht, was zu thun ist. Sie dürfen übrigens versichert seyn, daß ich die Sache gewiß nicht aus den Augen verlieren werde.

Mit vollkommener Hochachtung

Grillparzer.

[1] Die Adresse steht auf dem gefalteten Blatt, das durch eine niedliche mit G versehene Vignette zusammengehalten wird.

Über den Adressaten dieses Briefes, Franz Lorenz, hat F. Schnürer vor einigen Jahren einen lehrreichen Vortrag gehalten, der aus den „Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich", Jahrgang 1887, auch selbständig erschienen ist (Wien 1888). Ich wiederhole hier die kurze Charakteristik, die ich im Anschluß an dieses Schriftchen in der „Deutschen Litteraturzeitung" 1889, Nr. 32, Spalte 1180, von ihm entworfen habe. — Geboren 1803 in Stein bei Krems an der Donau, war Lorenz ein Zögling der Wiener medizinischen Schule, hatte sich durch Studien und Reisen eine umfassende Bildung angeeignet, fand aber in rührender Bescheidenheit sein ganzes Lebensglück darin, im engsten Kreise geräuschlos zu wirken. Er hatte Sinn für das Kleinleben der Natur wie Stifter und ging wie dieser auf Entdeckungen in der eigenen heißgeliebten Heimat aus; er entwarf topographische Schilderungen für die Jugend; er besaß ein feines Musikverständnis, war strenger Mozartianer wie Grillparzer und griff zuerst für seinen Liebling zur Feder; später lieferte er eine Reihe feinsinniger musikgeschichtlicher Aufsätze; ein Werk über Kirchenkompositionen hat bleibenden Wert. In seinen Novellen und autobiographischen Skizzen treffen wir ihn auf den Spuren Schreyvogels; seine Epigramme zeigen ihn wieder als Landsmann und Sinnesverwandten Grillparzers und Bauernfelds. Ernst und Tiefe zeichnet alle seine Schriften aus. Hochangesehen als Arzt und Menschenfreund, ist er vier Tage nach seinem achtzigsten Geburtstage am 8. April 1883 in Wiener-Neustadt gestorben.

Aloys Fuchs, von dessen Autographensammlung der Brief handelt, war ein bekannter Musiker und Sammler. Er ist nach Wurzbach 4, 390 am 24. Juni 1799 zu Raase in Österreichisch Schlesien geboren und 1853 in Wien gestorben. Seine wertvolle Autographensammlung erstreckte sich auf die hervorragendsten Komponisten aller Zeiten und Völker, enthielt aber als wertvollsten Bestandteil Partituren, Skizzen und Briefe von Mozart. Daneben besaß er in 200 Halbfranzbänden eine Sammlung aller Werke Mozarts, alle Textbücher zu seinen Opern, alle ihn betreffenden Biographien, Nekrologe, Gedichte, Theaterstücke, Theaterzettel; alles, was über Mozart geschrieben worden war; ferner Porträts, Büsten und Statuetten, Münzen und mehrere Reliquien. Vgl. das Verzeichnis der Sammlung in F. Gräffers Wiener Dosenstücken (2. Ausgabe, Wien 1852) 1, 29 ff. Wie Wurzbach angiebt, kam die Sammlung nach Berlin und wurde dort vom Staate angekauft.

Die hohe Wertschätzung, die Grillparzer Mozart gegenüber sein ganzes Leben bekundete, kommt am großartigsten in seinem Gedichte „Zu Mozarts Feier" (Werke[5] 2, 59) zum Ausdruck. — Über Beethoven vgl. besonders Werke 15, 125 (Beethovens nachteilige

Wirkungen auf die Kunstwelt) und 20, 203 ff. — Über Felix Mendelssohn das Epigramm 3, 191. Auf ihn und nicht etwa auf Ignaz Moscheles bezieht sich aber auch der satirische Komödienzettel 3, 137: „Antigona Opera seria. Text von Sophokles, Musik von Moscheles, Choragus: Mephistopheles"; danach ist auch das „Moses" in unserem Briefe kaum ein Schreibfehler. — Über Berlioz vgl. 2, 196: Chor der Wiener Musiker beim Berlioz-Feste; über Richard Wagner die Epigramme 3, 213. 228. 239. 240 und die Satire 13, 184. — Die Geldnöte des „Musikvereins" (das heißt der Gesellschaft der Musikfreunde) haben Grillparzer früher einmal die Feder zu einem Aufruf in die Hand gedrückt (Werke 15, 140). — Mit dem projektierten Kirchenbau ist die nach dem Attentat auf den Kaiser Franz Josef im Jahre 1853 aus öffentlichen Sammlungen errichtete Votivkirche gemeint. (Vgl. Perthalers Schriften 1, 70. 280.)

Die Stiftsbibliothek in Heiligenkreuz verwahrt nach Herrn Fr. Tezelins gütiger Mitteilung außer diesem Briefe Grillparzers noch einen Brief von J. G. Seidl an Lorenz, Wien, 8. März 1863 über Castellis Nachlaß und ein Schreiben Castellis an seinen Bruder, Wien, 29. Januar 1862, mit Klagen über Alter und Krankheit. Ferner enthält das „Gedenkbuch für Fremde" im Stifte Heiligenkreuz auf dem ersten Blatt ein „J. F. Castelli" unterzeichnetes Gedicht, beginnend: „Dieß Buch soll dazu bestimmet bleiben," datiert: „28. July 1838."

# Miscelle.

Gelegentlich eines Hinweises auf die Bedeutung der dramaturgischen Schriften Joh. Friedr. Schinks spricht F. L. W. Meyer in seiner Biographie Schröders (1, 377) die Befürchtung aus, daß die Entfernung ihres Grazer Verlegers von den Centralstätten des Buchhandels ihrer allgemeinen Verbreitung nachtheilig sei. Diese Bemerkung kommt einer Prophezeihung gleich. Schinks Hauptwerk, die „Dramaturgischen Fragmente" (Graz 1781 und 1782 in vier Bänden) wird trotz seines trefflichen Inhaltes nicht einmal von Fachgelehrten gebührend beachtet. Die scharfsinnige Analyse der „Emilia Galotti" läßt sich auch jetzt noch lesen und gerne verzeiht man dem Dramaturgen das überschwängliche Lob, zu dem er sich durch seine maßlose Bewunderung Lessings hinreißen läßt. Erhöhtes Interesse gewinnt dieses Kapitel durch den Nachruf, den Schink hineinverflicht und der auf das Verhältnis zwischen dem großen Lehrer und seinem nachstrebenden Jünger neues Licht zu werfen geeignet ist. Ich setze die Stelle (II. Band, 1 Stück, S. 383 ff.) im Wortlaut hierher:

„Es ist die erste Glückseligkeit meines Lebens, daß ich diesen einzigen und unerreichlichsten Schriftsteller Teutschlands kennen gelernt habe. Es ist mein Stolz, daß er mir ganze Tage, an seiner Seite zu sein, erlaubte. Es ist mein Ruhm, daß er es war, der mich für Drama und dramatische Kunst aufmunterte, zu einer Zeit aufmunterte, als dieses mein Talent noch ganz im ersten Keim schlummerte, als die

ganze Spanne meines Lebens einen Raum von neunzehn Jährchen ausmachte.[1] Es ist meine Unsterblichkeit, daß eben dieser Mann mich vor zwei Jahren noch immer würdig fand, mir sagte: daß ich seine Hoffnungen erfüllt hätte und noch erfüllen würde. O noch ganz erwärmt das Gefühl der Glückseligkeit, ganze Tage um ihn sein, ganze Tage alle Empfindungen meines Kopfes und Herzens ihm vorplaudern, und mich zurechtweisen und bessern lassen zu können, mein ganzes Herz. Und der Stolz seiner Aufmunterung würdig gefunden zu sein, der Ruhm, diese Aufmunterung in späteren Jahren von ihm bestätigt gefunden zu haben, erhebt mich über alles Zischen und Zänebläken, was Neid und Dumheit, Kabbale und Schadenfreude, Bosheit und Geckerei etwa für mich in Bereitschaft hält, und halten wird.[2]

O daß er noch lebte, daß ich nur einmal ihn sehen, noch einmal ihm danken könte für all das Gute und Nützliche, was ich von ihm und durch ihn weis! Wie warm, wie kraftvoll sollte mein Dank sein! Aber wenn Du noch vielleicht auf unserer Erde herumwallst, Dämon meines Lessing, o so weile ein wenig bey Deinem Zögling, bey Deinem Schüler und las mich dann wie Hannibal vor seinem Vater, am Altar des Jupiter Ammon, den Römern Has schwur, an Deinem Grabe der Dumheit und der Kabbale, der Pralsucht und dem Vorurtheil, den Buben und Narren meines Jahrhunderts Has schwören, eben den Has, den Du ihnen schwurst: und reiche mir dann nur ein Reisgen aus Deiner von ihrem Blut triefenden Geissel, und ich will sie zu Paaren treiben mit diesem Reisgen, daß sie abermals bluten und heulen an Deinem Grabe, Deinen Namen rufen und verstummen.

Und dies, guter Dämon, sei Dein Ehrenmal und mein Dankopfer!"

Wien. E. Horner.

[1] Es war gerade um die Zeit, als meine Gianette Montaldi entstand — ein jugendlicher Versuch, der Lessings Beifall erhielt. (Anmerkung Schinks.) Die Gianette Montaldi gehörte bekanntlich zu jenen Stücken, welchen die sogenannte „Hamburger Preisausschreibung" Schröders 1775 ein Honorar von 20 Louisd'or zuerkannte.

[2] Über die Gegnerschaft, welche Schink in Wien fand, vgl. Euphorion 2, 559 ff.

In der Handschrift abgeschlossen am 15. April, im Satz am 19. Juni 1897.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

2980 4

PN
4
E8
Bd.4

Euphorion; Zeitschrift für
Literaturgeschichte

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY